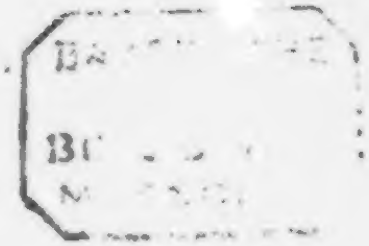
König Jérôme Napoleon

und

sein Capri.



König Jérôme Napoleon

und

sein Capri.

Historisch-Humoristischer Roman

von

E. M. Oettinger.

Zweite Auflage.

1. Band.

Leipzig.

Verlag von G. Wengler.

1861.

GESCHENK
[illegible]

LAYER
131

I.

Der Friede von Tilsit war geschlossen.

Jener neue Attila, der nach der siegreichen Schlacht von Friedland seinen beiden Gegnern harte Bedingungen vorgeschrieben, hatte nach Artikel 4 des Vertrages vom 7. und 9. Juli 1807 blos „aus Achtung für den Kaiser aller Reußen" eingewilligt, dem Könige von Preußen, als russischem Bundesgenossen, einen Theil der nach der glorreichen Doppelschlacht von Auerstädt und Jena eroberten und in Besitz genommenen Städte, Länder und Gebiete zurückzugeben. — Ein französischer Diplomat, der sich viel in den Vorzimmern des Herrn von Talleyrand umhergetrieben und Manches aus dessen Schule ausgeschwatzt hatte, wollte behaupten, der „Herr von Hohenzollern" habe diesen Act „unverdienter" Großmuth weit weniger dem Einflusse des Kaisers von Rußland, als der Liebenswürdigkeit der Königin Louise zu verdanken, die bei einer Unterredung, welche sie mit dem Sieger von Friedland in Tilsit unter vier Augen gehabt, aus Liebe zu ihrem unglücklichen Gatten einen Fußfall gethan und durch die Macht ihrer Sanftmuth, wie durch den Zauber

ihrer Schönheit, den Kaiser der Franzosen zu milderer Gesinnung umgestimmt haben soll.

Dessen ungeachtet waren die Friedensbedingungen für den armen König von Preußen noch immer demüthigend genug: er verlor die Grafschaften Mark, Ravensburg, Tecklenburg und Lingen, die Fürstenthümer Ostfriesland, Hildesheim und Paderborn, das Fürstenthum Hannover mit dem Fürstenthum Osnabrück, die Altmark auf dem linken Elbufer, das Herzogthum Magdeburg, das Fürstenthum Halberstadt mit der Grafschaft Hohenstein, die sechs ehemaligen Abteien (darunter Quedlinburg und Essen), die Fürstenthümer Erfurt und Eichsfeld, die ehemaligen Reichsstädte Nordhausen, Mühlhausen, Goslar ꝛc.

Nach diesem leider wenig ehrenvollen Frieden behielt Friedrich Wilhelm III. — aus Achtung für den Kaiser aller Reußen — nur wenig über zweitausendachthundert Quadratmeilen und kaum fünf Millionen Unterthanen; er hatte bei allem Unglück — gleichviel, ob dasselbe verdient oder unverdient war — noch immerhin von Glück zu sagen, daß Napoleon ihn nicht ganz und gar aus der Liste der Souveraine gestrichen und mittelst der lakonischen Formel „der König von Preußen hat zu regieren aufgehört" seines Thrones beraubte.

Als der Kaiser der Franzosen nach Beendigung der Friedensverhandlungen in seinen Reisewagen stieg, um, mit neuer Länderbeute beladen, nach der Hauptstadt seines Reiches heimzukehren, hatte der Großmar-

schall und Palast-Präfect, Michel Duroc, der nach der Schlacht von Friedland als Vermittler des Waffenstillstandes zum Herzoge von Friaul ernannt worden war, die ausgezeichnete Ehre, der Begleiter Seiner Majestät zu sein. Im Augenblicke der Abfahrt sagte Napoleon zu ihm:

— Diese gute Stadt Tilsit ist ein verteufelt langweiliges Nest! Gehörte sie mir, ich würde jeden meiner politischen Verbrecher zur Abbuße seiner Sünden einzig und allein hierher schicken; hier müßte er jeden Morgen die politischen Stylübungen des Herrn von Gentz und wöchentlich drei bis viermal das deutsche Schauspiel besuchen. Nach Ablauf von drei Monaten wäre der arme Teufel hinlänglich bestraft und — was noch mehr sagen will — vollständig gebessert.

Ein pflichtschuldiges Lächeln umflatterte den feingeschnittenen Mund des Großmarschalls, der, wie bekannt, zu den Vertrautesten der Vertrauten des Kaisers gehörte.

— Diese Leute hier, fuhr Napoleon nach kurzer Pause fort, kochen viel albernes, abgeschmacktes, ungereimtes Zeug. Ich bin kein Feinschmecker, wie Sie wissen, und lege auf das Essen keinen großen Werth, und dennoch gestehe ich Ihnen, daß ich meinen Leibkoch, Meister Laguipierre, noch nie und nirgends so schmerzlich vermißt habe, als in diesem verwünschten Tilsit! Ich fürchte, mir aus diesem Neste den Anfang zu einer langwierigen Indigestion, den Grundstein zu einem unheilbaren Magenübel geholt zu haben. Das einzige,

was ich hier genießbar fand, waren die pommes de terre en chemise, die ich viel mehliger als die unsrigen fand. Sind Sie nicht auch dieser Ansicht?

— Vollkommen, erwiderte der Herzog von Friaul. Die Kartoffeln in der Schale haben auch mir am besten gemundet.

— Die Königin von Preußen, begann Napoleon, welcher derlei Gedankensprünge sehr zu lieben schien, ist eine charmante Frau! Schade, daß sie einen etwas allzudicken Hals oder, richtiger gesagt, eine kleine Kropfanlage hat, sonst wäre sie geradezu schön zu nennen. Doch ist sie mehr als dies: sanft, bescheiden, liebenswürdig, nicht so kokett wie meine Französinnen, und zehn Mal klüger und nachgiebiger als ihr Herr Gemahl, der einen teutonisch harten Schädel hat. Ihrer herzgewinnenden Anmuth, ihrem einschmeichelnden Wesen, ihrer sinnigen Beredtsamkeit verdankt dieser Herr von Hohenzollern mehr als er und mancher seiner blind für ihn eingenommenen Anhänger zu ahnen wagt. Dieser Friedrich Wilhelm mag ein ganz guter, frommer, ehrlicher Mann sein, aber die Erfindung des Schießpulvers hat er durchaus nicht auf seinem Gewissen. Duroc, was denken Sie von ihm?

— Ganz dasselbe, Sire! betheuerte der Palast-Präfect.

— Da ist dieser Alexander von Rußland doch ein ganz anderer Mann. Jeder Fuß ein König, jeder Zoll ein Cavalier! Klug, gewandt, aber nur selten aufrichtig! C'est un vrai Grec du Bas-Empire! Wir

pflegten täglich in Begleitung des Herrn von Hohenzollern ein Paar Stunden spazieren zu reiten. Der Czar saß prächtig zu Pferde! Wir ließen unsern Rossen häufig die Zügel schießen, galoppirten eine lange Strecke ventre à terre und ließen den ängstlichen, schüchternen und ewig besorgten König von Preußen weit hinter uns zurück. Dann machten wir Halt, um ihm Zeit zu gönnen, uns allmälig einzuholen, und setzten unterdessen das begonnene Gespräch fort. — Was halten Sie von der Erblichkeit der Fürsten? fragte ich ihn eines Tages auf einem dieser gemeinschaftlichen Ausflüge. — „Ich halte sie für einen Mißbrauch der Souverainetät," erwiderte der Mann, der seine Krone diesem Mißbrauche zu verdanken hatte. Ich war erstaunt über diese Antwort und wußte nicht, ob ich sie für den Ausdruck seiner Ueberzeugung oder für eine heuchlerisch gelegte Falle seiner Ehrlichkeit halten sollte. — Sie scherzen wohl nur? fragte ich. — „O nein!" entgegnete er mit so ernster Miene, daß mir kein Zweifel übrig blieb. — Wir verwickelten uns in lange Debatten. — „Was würden Sie sagen," fragte er mich, „wenn ein ausgemachter Schwachkopf, der zufällig das Glück gehabt, daß sein cher papa ein großer Arzt gewesen ist, sich einzig und allein durch das Recht der Erblichkeit genöthigt sehen würde, in die Fußtapfen seines in Gott ruhenden Herrn Vaters zu treten und, ohne dazu den geringsten Beruf in sich zu tragen, die schwierige Rolle des großen Arztes fortspielen zu müssen? Und glauben nicht auch Sie, daß

zu einem weisen Fürsten nicht mindestens eben so viel Neigung und Beruf, Fähigkeit und Wissen als zu einem klugen Arzte gehören? In der Hand eines solchen Heilkünstlers liegt das Leben einiger hundert Familien; in der Hand der Fürsten liegt das Wohl und Wehe von Millionen, das Glück und Unheil ganzer Völker." Kurz, Marschall, ich brauchte eine halbe Stunde Zeit und den ganzen Aufwand meiner Logik, um ihm, dem Besitzer einer geerbten Krone, den Beweis aufzudrängen, daß die Erblichkeit der Fürsten die sicherste Bürgschaft für die Ruhe und Wohlfahrt der Nationen sei. Herzog, sind Sie vielleicht anderer Meinung?

— O nein, Sire, versicherte der Hofmann, der, wäre er auch wirklich ganz entgegengesetzter Ansicht gewesen, sich wohl gehütet haben würde, mit seinem Herrn und Gebieter, einem abgesagten Feinde jeder Gattung von Opposition, in dieser peinlichen Frage in Widerspruch zu treten.

— In Wahlreichen und in Republiken, in welchen die oberste Gewalt aus der schwankenden Urne der Majorität hervorgeht, haben die Intrigue und der Ehrgeiz zu allen Zeiten eine unheilvolle Rolle gespielt. Republiken können sich nicht lange halten. Warum? Weil Jeder regieren, Keiner gehorchen will. Ein Ehrgeiziger stürzt den Andern, bis zuletzt Alle an dem gähnenden Abgrunde stehen, welcher „Anarchie" heißt. Auf gesetzlose Freiheit folgt immer Despotie. In fünfzig Jahren, Herzog von Friaul, wird ganz Europa, entweder frei oder kosakisch, der Spielball allgemeiner Gesetzlosigkeit

oder die Beute unerbittlich strenger Militärgewalt sein. Doch um auf den König von Preußen zurückzukommen, sagte Napoleon, sich dichter in seinen lichtgrauen Ueberrock hüllend. Während jenes Gespräches über die Erblichkeit der Fürsten hatte er uns eingeholt und ritt schweigsam neben uns, ohne den Muth zu haben, an unserer Streitfrage Theil zu nehmen. — Der gute Mann wußte von nichts Anderm, als den Uniformen seiner Soldaten und, wenn es hoch kam, vom Theater zu reden, das er über Alles zu lieben scheint. Mehr als ein Mal gestand er mir, daß er in Tilsit nichts so sehr als sein Berliner Ballet vermißt habe. So sind diese Könige von Gottes Gnaden! — Der gute Friedrich Wilhelm muß sich im Umgange mit mir nie recht behaglich gefühlt haben. Er schien, so oft ich mit ihm sprach, verlegen zu sein und ängstlich jeden Sprachfehler zu vermeiden, um sich vor mir keine grammatikalische Blöße zu geben. Und doch geschah es sehr häufig, daß er ganz abscheul' he Germanismen zu Tage förderte: die Kartoffeln in der Schale, die er fast ebenso leidenschaftlich als die Gamaschen seiner Soldaten zu lieben scheint, nannte er einmal pommes de terre en papillottes. ‚Er spricht ein herzlich mattes Französisch!

— Sire, das habe auch ich bemerkt . . .

— Um so geläufiger spricht es mein Freund, der Schlaukopf Alexander. Wenn er seine Landessprache eben so schön wie die unsere zu gebrauchen weiß, dann darf er sich Glück wünschen. Und wüßte ich, daß er unser Französisch eben so richtig zu schreiben als zu

ſprechen verſtände, ich verſchaffte ihm eine Stelle in meiner Akademie, die, unter uns geſagt, ſchon manchen Schwätzer aufgenommen hat, der nicht werth iſt, dieſem Moskowiten die Sporen ſeiner Stiefel abzulöſen. Auch die ganze Erſcheinung dieſes Czaren iſt voll Anmuth, und ich bin überzeugt, daß er — führte ihn ſein guter Stern einſt nach Paris! — bei den Damen meines Hofes ſein Glück machen und bald der Hahn im Korbe — le coqueluche de toutes les femmes! — ſein würde. Schade, daß dieſer Mann ſchon verheirathet iſt! Ich wüßte eine glänzende Partie für ihn!

— Und die wäre? fragte ſein Begleiter.

— Meine Schweſter Pauline! Sie müßte ſich von ihrem Prinzen Borghese, der ihr ohnehin zuwider iſt, augenblicklich ſcheiden laſſen und dieſem Alexander ihre Hand reichen. Dieſe Beiden paſſen für einander. Oder meinen Sie nicht, Herr Marſchall?

— Ganz gewiß, Sire!

— Auch die liebe, gute, ſanfte Königin von Preußen ſchien Seine ruſſiſche Majeſtät, ſo oft ſie ſich von uns unbemerkt glaubte, mit ganz beſonderm, oftmals rührendem Wohlgefallen zu betrachten und ihr ſchüchternes, berlinerblaues Auge mit innigem Wohlbehagen auf ſeiner männlich-ſchönen Geſtalt ausruhen zu laſſen. Ich begreife dies und entſchuldige ſie. Dieſer Moskowiter iſt wahrhaft liebenswürdig und ſähe ihn meine Pauline . . .

— Sie würde dem Geſchmacke Ew. Majeſtät beipflichten.

— O ich kenne meine gute Schwester! Sie liebt das Kecke, das Verwegene! Und ihr Gemahl ist eine Nachtmütze, fügte er hinzu und seine Mundangeln öffneten sich zum Gähnen. Sonderbar, so oft ich an diesen Prinzen Borgheſe denke, wandelt mich eine unwiderstehliche Neigung zum Gähnen an. Pauvre Pauline! Ich bitte, Duroc, reichen Sie mir ein Buch aus meiner Reise-Bibliothek.

— Wünschen Ew. Majestät Ihren Julius Cäsar?

— Nein, Marschall, geben Sie mir einen Band von Volney's „Ruinen". Ich verspüre einen Anflug von Müdigkeit und will mit Ihrer Erlaubniß eine kurze Siesta halten.

Duroc reichte ihm das verlangte Buch. Der Kaiser, fest in die Ecke gedrückt, geruhte eine Hand voll Seiten zu lesen und gleich darauf einzuschlummern. Wir wollen Seine Majestät durchaus nicht stören, ihn allerhuldreichst ausschlafen lassen und seinen Träumen — vielleicht träumt er vom Glücke seiner Völker! — freien Spielraum gönnen.

Der Herzog von Friaul hatte nun vollständig Zeit und Muße, sich, so gut es ging, mit sich selbst zu unterhalten. Er griff nach den „Ruinen", die der Hand des schlafenden Kaisers entschlüpft waren, durchflog ein Paar Seiten, schloß das Buch und gab dann auch seinen Gedanken Gehör.

II.

Der Kaiser war in Paris angelangt. Unterwegs hatte er aus den ihm zugefallenen Eroberungen einen neuen Staat improvisirt und ihm den Namen „Königreich Westphalen" beizulegen beschlossen. Jetzt überlegte er, was mit diesem neuen Staats-Impromptu anzufangen und an wen es am besten (natürlich nur für sein Interesse) zu vergeben sei.

Napoleon hatte vier Brüder und drei Schwestern. Von den Ersteren liebte er keinen; von den Letzteren nur eine und diese eine war „seine Pauline". — Seine älteste Schwester, Marie, Anne Elise, hatte er mit Felix Baciocchi, einem armen Corsen von edler Abkunft, verheirathet und ihn dafür zum Großherzoge von Piombino und Lucca gemacht. Da ihm das Regieren viel zu viel Sorge machte, überließ er die ganze Leitung der Staatsgeschäfte seiner Frau Gemahlin, die, eine stolze Amazone auf blendendweißem Andalusier, in scharlachrothem, eng anschließenden, bis auf den Erdboden reichenden Reitkleide, eine weiße Ordensschleife an der linken Achsel, ein schwarzes Sammet-Baret mit langem Reiherbusche auf dem schwarzgelockten Haupte, ein Perspectiv in der Hand, ein Napoleon in Frauenkleidern, die Paraden abhielt, bei denen ihr Gemahl die anspruchslose und bescheidene Rolle eines zu Allem nichts als Ja sagenden Adjutanten übernahm. Im Jahre 1808 wurde die „Semiramis von Lucca" — so hieß sie der Troß ihrer

Schmeichler — zur Großherzogin von Toskana erhoben und residirte abwechselnd zu Florenz, Pisa, Poggio Cajano, immer da, wo sich ihr Gemahl nicht aufhielt. — Seine jüngste Schwester, Marie Pauline, die schon in ihrem vierzehnten Jahre zu Marseille, wo sich damals ihre Mutter aufhielt, eine Liebschaft mit dem damaligen Conventsmitgliede Stanislas Fréron gehabt und, ein Jahr älter, auf Befehl ihres Bruders den General Leclerc geheirathet und diesen nach Domingo begleitet hatte, war im Jahre 1803, nach dem Tode ihres Gatten, mit dem Fürsten Camillo Borghese vermählt worden, der sich dafür zum Großherzoge von Piazenza und Guastalla emporgehoben sah. — Seine zweite Schwester, Caroline Annunciade, hatte er mit Joachim Murat verheirathet, der das kleine Großherzogthum Berg mit dem Königreich Neapel vertauschte. — Diese drei Schwestern pflegte der französische Zeus einmal im Scherze mit den drei Parzen zu vergleichen. Caroline Klotho spann den Lebensfaden, Pauline-Lachesis bestimmte dessen Länge und Elise-Atropos war die Schicksalsgöttin, die den Faden abschnitt.

Noch besser waren seine Brüder versorgt. Seinen ältesten Bruder Joseph hatte er (durch ein Decret vom 30. März 1806) zum Könige beider Sicilien erhoben und nach Neapel geschickt, um dort, bei Lichte betrachtet, nichts mehr und nichts weniger als der Präfect seines allmächtigen Bruders zu sein. Nach einer kaum neunwöchentlichen Regierung war dieser Joseph vom „Jupiter der Tuilerien" genöthigt worden, seine Krone dem Groß-

herzoge von Berg abzutreten und dafür — ganz gegen seinen Willen — den erledigten Thron von Spanien und Indien anzunehmen und in Madrid jene Rolle fortzuspielen, die ihm schon in Neapel ziemlich schwer gemacht worden war. Seinem jüngern Bruder Louis, wider seine Neigung mit Josephinens Tochter Hortense von Beauharnais, verkuppelt, hatte er am 24. Mai 1806 die Krone von Holland auf die schwachen Schultern gewälzt und ihm auch dadurch keinen allzugroßen Liebesdienst erwiesen. — Der dritte Bruder Lucian, ein eifriger Republikaner, der nach dem Sturze Robespierre's zu Marseille in größter Dürftigkeit gelebt, war im Jahre 1799, kurz vor dem 18. Brumaire, der den lebenslänglichen Consul zum erblichen Kaiser der Franzosen umgeschaffen, als Präsident des Rathes der Fünfhundert eine der Hauptfiguren jenes Tages, nach welchem er Minister des Innern und bald darauf Gesandter in Spanien wurde. Im Jahre 1795 hatte er sich mit Mademoiselle Boyer, der Schwester eines Gastwirths zu Saint Maximin, und im Jahre 1803, nach dem Tode derselben, gegen den Willen seines Bruders, mit Madame Jouberteau, der jungen, reizendschönen Wittwe eines Pariser Wechselagenten vermählt, nachdem er eine ihm von dem Ehrgeize seines Bruders aufgedrungene Heirath mit der Königin von Hetrurien hartnäckig ausgeschlagen und dadurch den ersten Keim zu einem ewigen Zerwürfnisse mit Napoleon gelegt hatte, so daß er sich ein Jahr darauf nach der Villa Nemeri zurückzog und, dort, im Schooße eines ungetrübten Familienglücks, sich

einzig und allein den Wissenschaften und Künsten hingab, deren großmüthiger Beschützer er bis zum Ende seines Lebens blieb.

Jérôme, der jüngste Bruder des Kaisers *), der Mittelpunkt unseres Romans, war Zögling des Collège de Juilly und hatte dasselbe nach dem 18. Brumaire verlassen, um sich auf gut Glück dem Seedienste zu widmen. Unter dem Oberbefehle seines Schwagers Leclerc hatte er als Schiffslieutenant oder, was seine eigene Schwester Pauline zugab, als fünftes Wagenrad die Expedition nach Sanct-Domingo mitgemacht, war von dort mit höchst gleichgiltigen Depeschen nach Frankreich zurückgeschickt worden und kreuzte als Fregattencapitain zwischen Martinique und Tabago. Von den englischen Schiffen verfolgt, entfloh der gute Capitain nach Nordamerika. Nachdem er sich in Baltimore eine Zeit lang ohne alle Beschäftigung umhergetrieben und endlich nach langem Suchen bei einem der dortigen Kaufleute, Namens Patterson, ein bescheidenes Unterkommen als Commis gefunden hatte, gelang es ihm, die einzige Tochter dieses reichen Krämers, die junge, engelschöne Mary Elisabeth, ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren zu verführen und die Eltern zu bewegen, ihr einziges Kind dem jungen leichtsinnigen Abenteurer zur Frau zu geben.

Die Heirath erfolgte am 27. December 1803. Seine junge Frau erhielt eine Mitgift von fünfmalhunderttausend Dollars.

---

*) Geboren am 15. November 1784 zu Ajaccio.

Kaum sieben Monate vermählt, erfuhr der junge Ehemann, der sich vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein mit lustigen Freunden, unter denen sich ein gleichgesinnter Franzose, Namens Le Camus, befand, in den Kaffeehäusern umhertrieb und die Langeweile der letzten Flittermonate durch Hazard- und Billardspiel vertrieb, durch eben diesen Landsmann, welcher, fleißiger als Jérôme, die fremden Zeitungen las, die Nachricht von der Erhebung seines Bruders.

— Jérôme, Jérôme! rief Le Camus.

— Was giebt's? fragte der junge Taugenichts, der so eben einen unglücklichen Billardstoß ausgeführt und sich schmachvoll verlaufen hatte.

— Ich habe Dir eine frohe Botschaft mitzutheilen. Dein Bruder Napoleon ist . . .

— Vielleicht fortgejagt oder gar guillotinirt worden? Was kümmerts mich?

— Im Gegentheil, beneidenswerther Freund! Der erste Consul Bonaparte ist durch Senatsbeschluß vom 18. Mai dieses Jahres — unerhört! — als Napoleon I. zum Erbkaiser der Franzosen erwählt worden.

— Was sagst Du? fragte der Commis, sein Queue auf's Billard schleudernd.

— La vérité, rien que la vérité! Hier stehts im Moniteur, der so eben angekommen ist.

— Unmöglich! rief der entflohene Fregatten-Capitain.

— Ungläubiger Thomas, da lies es selbst!

Le Camus reichte ihm die Zeitung. Jérôme fing

zu lesen an, drehte sich wie ein Kreisel neun bis zehn Mal auf dem Absatze seines Stiefels herum und schrie wie ein Verrückter aus voller Kehle:

— Mein Bruder ist Kaiser der Franzosen! Vive l'empereur! Vive l'empereur!

Einige Stammgäste fingen zu zischen an.

Der Bruder des neugebackenen Kaisers rannte, ohne seine Partie vollendet und die Zeche bezahlt zu haben, zum Saale hinaus und sporenstreichs zu seiner jungen Frau.

— Ich will für ihn zahlen, sagte Le Camus und eilte ihm nach.

Doch war's schon zu spät, um ihn einzuholen, denn Jérôme flog, als hätte das unerwartete Glück ihm die Flügel eines Condors geliehen.

— Gratuliren Sie mir, Madame, rief er, als er athemlos in das Zimmer seiner Frau eingetreten war.

— Und wozu, mein Freund? fragte sie mit der ihr eigenthümlichen Seelenruhe.

— Mein liebenswürdiger Bruder Napoleon . . .

— Seit wann findest Du ihn liebenswürdig?

— Seit einer Viertelstunde! Aber unterbrich mich nicht, gute Elisabeth, und höre was ich Dir mitzutheilen habe. Mein lieber, charmanter, ausgezeichneter Bruder, den Gott noch lange zum Heile seiner Familie erhalten möge, ist — denke Dir das unverschämte Glück! — am 18. Mai — hinter meinem Rücken! — Kaiser der Franzosen geworden.

— Du treibst Deinen Scherz mit mir . . .

— Nein, Elisabeth, nein! Es ist wahr, so wahr ich Jérôme heiße und das Glück habe, der leibliche Bruder seiner Majestät zu sein. Siehst Du, ich habe mich nicht getäuscht. Habe ich Dir und Deinem Vater nicht oft genug gesagt, daß aus diesem Jungen einst noch etwas Großes wird? Dein Alter hat's nie glauben wollen. Nun wird's ihm bald jeder Gimpel — und deren giebt's hier so viele! — vom Dache zurufen: Napoleon Bonaparte ist Kaiser der Franzosen! Vive l'empereur! rief er zehn Mal in Einem Athemzuge, geberdete sich wie ein Kind und umarmte — was schon seit Monaten nicht mehr geschehen war — seine junge, schöne, hoch erstaunte, aber wenig erfreute Frau.

— Nun erst, mein guter Jérôme, begreife ich diese plötzliche Umwandlung. Noch gestern war Napoleon in Deinen Augen ein kalter, herzloser Egoist, der sich — wie Du Dich oft beklagt — nie viel um Dich bekümmert haben soll und heute ist er . . .

— Ein Engel, ein Gott, denn er ist Kaiser der Franzosen! Vive l'empereur! Vive l'empereur! Rufe mit, Elisabeth, wenn Du haben willst, daß ich Dich auch fernerhin so treu und innig lieben soll als bisher.

Elisabeth fing laut zu seufzen an.

— Sie seufzen, Madame? Und warum? Bin ich Ihnen nicht mehr gut genug? Oder schmerzt es Sie, daß mein großer, erhabener, unsterblicher Bruder zu der schwindelnden Höhe eines Kaisers der Franzosen emporgestiegen ist?

— Er hätte lieber Consul bleiben sollen . . .

— O, Madame, das verstehen Sie nicht! Er hat Recht gethan, diese Krone und mit ihr den schönsten Thron der Christenheit anzunehmen, denn nicht alle Tage wird einem armen Corsen, dessen Vater Advokat gewesen war, solch ein unvernünftiges Glück zu Theil. Mutter Lätitia und Onkel Fesch — der schlaue Fuchs! — werden eine närrische Freude haben. Nur Bruder Lucian, dieser republikanische Duckmäuser, wird die Achsel zucken, die Nase rümpfen, die Nägel kauen und sich im Stillen wüthend ärgern, daß die dummen einfältigen Franzosen nicht lieber ihn gewählt haben. Uns Andere langweilte diese abgeschmackte Republik schon längst. Nun hat diese Komödie ein Ende! Jetzt beginnt ein neues Reich ... ein neues Reich für ihn ... ein neues Reich für uns! Jetzt fange ich an das, was mir eine alte Kartenschlägerin kurz nach meiner Verheirathung mit Dir geweissagt hatte, fest und steif zu glauben an. „Ein Diadem — sagte die alte Hexe — wird bald Deine jugendliche Stirne schmücken.“ — Das beunruhigte mich Anfangs, denn ich dachte an jenes fatale Diadem, das mancher Ehemann, ohne es zu ahnen, mit sich herumtragen muß. Jetzt aber deute ich es anders. Auch wir, Jérôme Bonaparte, jüngster Bruder Napoleons des Großen, werden einst — Gott und mein Bruder mögen wissen wo? irgend einen ledigen Thron besteigen und wenn auch kein so lächerlicher Popanz von Gottes Gnaden, doch ganz bestimmt ein König par la grâce de mon frère sein. Packe augenblicklich Deine sieben Sachen ein, meine gute Elisabeth! Morgen mit

Tagesanbruch ſchiffen wir uns nach Europa, nach Frankreich, nach Paris ein!

— Und wenn kein Schiff ſegelfertig iſt?

— Dann miethen und im Nothfalle kaufen wir uns eins. Haben wir denn nicht Geld dazu? Biſt Du denn nicht reich genug? Iſt mein Bruder nicht Kaiſer der Franzoſen? Mein Credit iſt jetzt unermeßlich, enorm, pyramidal! Morgen, ſage ich Dir, reiſen wir!

— Unmöglich, Jérôme! Die Trennung von der theuren Heimath, vom Hauſe eines guten Vaters, einer liebevollen Mutter wird mir nicht ſo leicht als Dir, der Du Dich, — es ſchmerzt mich, dies ſagen zu müſſen — hier nie heimiſch gefühlt haſt.

— La femme doit obéissance à son mari. Die Frau iſt ihrem Manne Gehorſam ſchuldig, ſagt unſer weiſes Geſetzbuch . . .

— Das ſagt mir auch mein Herz . . .

— Und dennoch wagen Sie, zu widerſprechen?

— Jérôme, erwiderte Eliſabeth im flehenden Tone, dieſe lange Ueberfahrt würde mich, da ich mich ohnedies unwohl fühle, doppelt angreifen. Bedenke den Zuſtand Deiner Eliſabeth! Sie fühlt ſich Mutter, ſetzte ſie hinzu und eine große ſtolze Freudenthräne erhöhte den Glanz ihres blaßblauen feuchten Auges.

— Ah bah, als ob eine Frau, die ſich zufällig Mutter fühlt, nicht auch eine kleine Spazierfahrt unternehmen dürfte! Die Seeluft wird Sie ſtärken, Madame! In zwei, längſtens drei Monaten ſind wir in Paris,

in dem großen, schönen, herrlichen Paris! Dort werden Sie des Glückes genießen, durch mich meinem Bruder — dem Kaiser der Franzosen — vorgestellt zu werden. Und wenn er gerade bei guter Laune ist, werde ich ein Blättchen für Sie einlegen, und vielleicht gelingt's mir dann, Sie, die schlichte Tochter eines einfachen Krämers — Kaufmanns wollt' ich sagen — in die Reihen seiner hochgestellten Hofdamen einzuschmuggeln.

— Ich bin eine freie unabhängige Amerikanerin und geize nicht nach solcher Ehre . . .

— Eh bien, ganz wie Du willst!

— Jérôme, bleibe bei uns in Baltimore! Hier wo Du von keinem Andern, als Dir selber abhängig bist!

— Elisabeth, was denkst Du von mir? Ich soll meinen erhabenen Bruder verlassen? Vielleicht bedarf er meiner treuen Dienste . . .

— Er liebt nur Krieg und Eroberungssucht! Du bist kein großer Held, Jérôme!

— Madame, wer wagt dies zu behaupten?

— Ich mag Dich nicht kränken, mein Geliebter; ich will Dich nur warnen, Dich nicht hinaus zu wagen in's stürmische Meer des Ehrgeizes. Hier kannst Du im Hafen der Ruhe, in den Armen eines dich zärtlich liebenden Weibes, der Zukunft sorglos in's Auge schauen und in meiner treuen Liebe zu Dir Ersatz für alles Andere finden.

— Als ob wir uns in Paris nicht eben so ruhig und gemächlich lieben könnten, wie hier in diesem faden,

langweiligen, puritanisch-prüden Baltimore, das ich, aufrichtig gesagt, herzlich satt habe!

— Jérôme, auf meinen Knien beschwöre ich Dich, dem Flehen Deines Weibes Gehör zu schenken und wenigstens jetzt nicht nach Frankreich zu gehen . . .

— Und woher diese auffallend hartnäckige Weigerung?

— Mir ahnt Unglück! Unglück für mich, Unglück für Dich! Zieht Dich Deine Sehnsucht aber trotzdem nach Frankreich zurück, dann will ich — wenn auch mit schwerem Herzen nur — Dir folgen, wenn Du mir — es ist dies die erste Bitte — einen Wunsch erfüllen willst . . .

— Und wie lautet dieser erste Wunsch?

— Bleibe wenigstens bis zu meiner Entbindung hier!

— Und wie lange kann dies noch dauern?

— Drei, höchstens vier Monate, erwiderte Elisabeth, die sich absichtlich verrechnete, um die Zeit seiner Prüfung abzukürzen.

Elisabeth lag noch zu seinen Füßen. Jérôme überlegte ein Paar Augenblicke. Dann hob er sie auf und sagte:

— Gut, so lange will ich warten! Dann aber, Madame, hält mich weder Ihr Vater, noch der Teufel und seine Großmutter in diesem öden Neste zurück. Dann — Sie versprechen es mir mit Hand und Mund — folgen Sie mir nach Frankreich.

— Wohin Du befiehlst, mein geliebter Mann!

Und darauf umarmte sie ihren Gatten. Jérôme ließ sich dieß ruhig gefallen.

— Nun aber, meine gute Eliſabeth, muß ich wieder in's Kaffeehaus zurück, denn ich habe dort noch eine Partie zu beendigen und meinen Kaffee zu bezahlen. Auf Wiederſehen, Madame, ſagte er und eilte davon.

In dem Augenblicke, als er auf die Straße hinaus trat, eilte ihm ein Briefbote entgegen.

— Was bringen Sie mir? fragte Jérôme.

— Einen Brief aus Paris.

— Her damit!

— Das Porto dafür beträgt ſechszehn Shilling.

— Hier ſind zwei Dollars, mein Freund, rief der Neugierige und erbrach mit Haſt das Sieget.

Jérôme's Augen durchflogen mit Windſpieleile die bekannten, aber ſehr unleſerlichen Schriftzüge. Der Inhalt lautete, wie folgt:

— Nach Empfang dieſer Dinte wirſt Du ohne Aufſchub nach Frankreich zurückkehren und Dich ganz und gar zu meiner Verfügung ſtellen. Ich meine es gut mit Dir und will für Dich beſſer ſorgen, als Dein bodenloſer Leichtſinn es verdient. — Zu meinem großen Aerger habe ich in Erfahrung gebracht, daß Du Dich ohne meine Erlaubniß mit der Tochter eines Krämers eingelaſſen und ſie — welche Thorheit! — ſogar geheirathet haſt. Du wirſt Dich augenblicklich von ihr trennen und, wenn dies nicht gut angeht, ſie wenigſtens dort zurücklaſſen und um keinen Preis, unter keiner Bedingung, mit nach Frankreich ſchleppen, wo ſie — namentlich an meinem Hofe! — eine ſehr traurige Rolle ſpielen würde. Ich habe eine

beſſere Partie für Dich in Petto und erwarte Dich ſo bald als möglich im Schloß der Tuilerien.

Napoleon.

Man denke ſich Jèrôme's freudige Ueberraſchung! Er konnte ſich nicht ſatt leſen und berauſchte ſich an dem Inhalte dieſer Zeilen wie ein Beduine an dem Genuſſe des Hadſchi.

— Mir' ſchwindelt der Kopf! rief er aus, mir wirbelt das Gehirn! Ganz Baltimore, ganz Amerika und meine Frau dazu für ein Paar Flügel, die mich gleich jetzt mit Blitzesſchnelle über Meer und Länder hin nach Frankreich, an den Hof meines Bruders, tragen. Er will für mich ſorgen . . . der gute Napoleon! Er hat eine Partie für mich in Petto . . . der große Kaiſer! Das Letztere kommt mir ſehr erwünſcht. Meine Eliſabeth iſt paſſabel hübſch, außerordentlich gut, aber baltimoriſch langweilig. Heute zum erſten Male in unſerer ſiebenmonatlichen Ehe wagte ſie mir zu widerſprechen. Tagtäglich geht ſie in die Kirche und monatlich einmal, doch höchſt ungern in's Theater. Ça m'ennui diablement! — Und doch habe ich mich durch ihre Sanftmuth zu einem Verſprechen verleiten laſſen, das mir jetzt, „nach Empfang dieſer Dinte", wie mein unſterblicher Bruder ſich auszudrücken geruht, wie ſiedendes Pech auf dem Herzen brennt. Was nun anfangen? Wie ſie auf anſtändige Weiſe los werden? Ich weiß mir wahrlich keinen Rath! Ah, da kommt Freund Le Camus!

Jérôme hatte dieſen jungen Franzoſen, der gleichfalls Commis und nebenbei Taugenichts vom reinſten

Waſſer war, auf Martinique kennen gelernt und ihm dort, weil Jérôme ſich oft in peinlicher Geldverlegenheit befand, kleine Summen abgeborgt, die er bald nach ſeiner Verheirathung mit Miß Patterſon ihm mit reichlichen Zinſen zurückbezahlt hatte.

— Menſch, Freund, Zeitgenoſſe! rief ihm Le Camus entgegen, ich bin Dir aus dem Kaffehauſe nachgeeilt, um Dir zu ſagen, daß ich die Zeche für Dich bezahlt habe. Bei dieſer feierlichen Gelegenheit will ich, Dein ehemaliger Freund in der Noth, nicht unterlaſſen, Dir noch einmal von ganzem Herzen Glück zu wünſchen und mich mit geziemender Demuth — Le Camus machte eine klaftertiefe Verbeugung — Deinem künftigen einflußreichen Schutze zu empfehlen. Für Dich, Jérôme, iſt nun geſorgt! Wer den Papſt zum Vetter hat, kann leicht Cardinal werden; ich aber, ärmſter aller ärmſten Teufel . . .

— Heule nicht, alter Knabe! Für Deine Wenigkeit laſſe mich ſorgen! Da lies, ſagte Jérôme und reichte ſeinem Freunde das kaiſerliche Handbillet.

Le Camus verſuchte dieſe Schrift zu entziffern.

— Das kann ja kein Teufel leſen! rief er aus, ihm den Brief zurückgebend.

— Knöpfe Deine Ohren auf und höre!

Le Camus horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

— Und der Abſender dieſer Dinte? fragte er, als Jérôme dieſen Brief zuſammenfaltete und in ſeine Bruſttaſche ſchob.

— Iſt mein Bruder, der Kaiſer Napoleon!

— Gratulire, gratulire, rief Le Camus und umhalste seinen Landsmann mit unbeschreiblichem Jubel.

— Aber was nun anfangen? fragte Jérôme.

— Morgen in aller Frühe von hier absegeln . . .

— Das geht nicht so leicht, als Du glaubst. Kurz vor Empfang dieser Zeilen habe ich meiner Frau versprechen müssen, hier die Zeit ihrer Entbindung abzuwarten . . .

— Das war dumm, sehr dumm von Dir! Man muß seiner Frau nie etwas versprechen. Und hat man's gethan, so muß man seinen Fehler dadurch gut zu machen suchen . . .

— Daß man nicht Wort hält?

— Mir aus der Seele gesprochen, Jérôme!

— Dieser Brief, Le Camus, muß für sie ein Geheimniß bleiben. Du, Freund in der Noth, wirst die Güte haben, zwischen mir und meiner Frau die Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Du wirst Dich augenblicklich zu ihr hinauf verfügen und ihr sagen . . .

— Was? fragte Le Camus, sich die Hände reibend.

— Ja, das weiß ich selber nicht! Das mußt Du wissen . . .

— Ich? fragte Le Camus, mit beiden Zeigefingern auf seine Brust weisend.

— Ei, wer denn sonst als Du? Bist Du nicht mein Freund, mein Rathgeber, mein Vermittler?

— Das bin ich allerdings; doch weiß ich wahrhaftig nicht, was ich der guten Frau vorlügen soll.

— Denke nach, alter Schlaukopf!

Le Camus überlegte ein Paar Augenblicke.

— Gefunden! Gefunden! rief er mit demſelben Stolze, den Meiſter Pythagoras mag empfunden haben, als ſein geometriſches Gehirn den „Magiſter Matheſeos“ ausgegrübelt hatte.

— Erkläre Dich deutlicher, ſagte Jérôme Bonaparte.

— Ich werde ihr mittheilen, daß Du Dich Deines Bruders wegen in einen politiſchen Streit eingelaſſen, der Dich mit einem der wüthendſten Republikaner und gefährlichſten Raufbolde — ſein Name wird mir ſpäter einfallen — in ein Piſtolen-Duell verwickelt hat, das in längſtens drei Tagen entſchieden ſein muß. Ich werde ihr tauſend Schrecken in die matten Glieder jagen und ihr beweiſen, daß Du ein Kind des Todes biſt, wenn Du nicht ſo raſch als möglich die Flucht ergreifſt . . .

— Eine köſtliche, ganz Deiner würdige Idee! Wie aber, wenn ſie dann durchaus darauf beſteht, mich auf meiner Flucht begleiten zu wollen?

— Eh bien, dann flieht ſie mit!

— Aber auf ausdrücklichen Befehl des Kaiſers ſoll ich ſie hier um jeden Preis zurücklaſſen . . .

— Mache Dir keine unnützen Scrupel, Jérôme! Was liegt daran, ob Madame hier oder anderswo zurückbleibt, wenn ſie nur nicht nach Frankreich kommt?

— Ich verſtehe Dich, guter Le Camus, wir laſſen ſie unterwegs ſitzen . . .

— Abgemacht, mein würdiger Freund! Während

ich Dein gutes Weib auf Alles vorbereite, eilst Du nach dem Hafen und miethest dort das erste beste Schiff, das Dich morgen oder längstens übermorgen nach Frankreich entführt, denn hier ist keine Zeit zu verlieren. Doch halt, noch Eins! Das Wichtigste hätte ich beinahe vergessen. Ich übernehme diese kitzliche Unterhaltung nur unter Einer Bedingung . . .

— Brauchst Du Geld?

— Davon später! Für heute verlange ich nur so viel, daß Du mich — natürlich auf Deine Kosten — nach Frankreich mitnimmst, denn siehst Du, Jérôme, in diesem abscheulichen Baltimore komme ich niemals auf einen grünen Zweig, in Frankreich . . .

— Kommst Du vielleicht an den Pranger! Mir recht! Ich nehme Dich mit!

— Deine Hand darauf!

— Hier, würdiger Orest, hast Du Beide!

— Nun mache, daß Du fortkommst! Vor Deiner Rückkehr — verlasse Dich auf mein Wort! — habe ich Alles für Dich in Ordnung gebracht.

Jérôme rannte nach dem Hafen hinaus. Le Gamus eilte zu dessen Frau hinauf.

Eine Stunde später war Alles abgemacht. Die arme Elisabeth zerfloß in Thränen. Weder das Flehen der Mutter, noch die Ermahnungen ihres Vaters vermochten das liebende Weib zurückzuhalten, ihrem Gatten im Nothfalle bis an's Ende der Welt zu folgen.

Als Jérôme erst gegen Abend vom Hafen, wo er ein Kauffahrteischiff, das am folgenden Morgen nach

Liſſabon abzugehen bereit war, gemiethet hatte, nach ſeiner Wohnung zurückgekehrt war, fand er ſeine Frau — gefaßter, als er ſich vorgeſtellt hatte — mit dem Einpacken ihrer Kleidungsſtücke beſchäftigt, eine Arbeit, bei der ihr der vertraute Freund ihres Gemahls hilfreich beiſtand.

— Ich weiß Alles, ſagte ſie, an ſeinen Hals fliegend.

— Und Du biſt wirklich entſchloſſen, mir in Deinem Zuſtande zu folgen?

— Ueberall, wohin Du willſt!

— Welch ein Weib! rief Le Camus mit ſchlau erkünſtelter Rührung.

— Gut, dann ſchiffen wir uns morgen früh nach Portugal ein.

— Der Himmel will es! Sein Wille geſchehe, wie der Deine! Doch ſage mir, mein Geliebter, wie heißt der böſe Menſch, der Dich gefordert hat?

— Henry Maſon, erwiderte er unüberlegt.

— Dein Freund hier nannte ihn Paddington.

— Das iſt der Spitzname dieſes Raufbolds, erklärte Le Camus.

— Er ſei verwünſcht für alle Zeiten! rief Eliſabeth.

— Amen, Madame! fügte Jérôme Bonaparte hinzu.

Am andern Morgen entführte ein Segelſchiff, das nach dem Erfinder des Blitzableiters, den berühmten Namen „Benjamin Franklin" trug, Herrn und Madame

Bonaparte in Begleitung seines Vermittlers Le Camus, ihrer ehemaligen Gouvernante und einer jungen Dienerin nach Portugal. — Vater und Mutter, die ihr einziges Kind bis zum Abfahrtsplatze begleitet hatten, entließen Elisabeth, die in Thränen schwamm, unter tausend Segenswünschen.

— Weine nicht, meine gute Elisabeth, sagte der Vater, sie zärtlich in seine Arme schließend. Thränen beleidigen die Vorsehung, die es mit allen Menschen — und warum nicht auch mit Dir? — ewig gut meint.

— Sei glücklich, mein frommes Kind! schluchzte Madame Patterson und drückte im Augenblicke des Scheidens ihrer Tochter ein kleines Etui von schwarzem Sammet in die Hand.

Elisabeth öffnete das Futteral und fand darin ein kostbares Diamantenkreuz.

— Trage dieses Kreuz, Elisabeth, als ein Andenken an Deine Mutter, die Dich betrübten Herzens vom Boden Deiner Heimath scheiden sieht . . . vielleicht auf immer! fügte sie unter tausend Thränen hinzu. Trage es als einen Talisman, der Dich auch in weiter Ferne an das Haus Deiner Eltern erinnern und Dir in der Fremde Glück und Segen bringen soll!

Elisabeth, keines Wortes mächtig, preßte das Kreuz an ihre Lippen und blickte mit thränenfeuch'tem Auge zum Himmel empor, der, noch vor wenig Augenblicken klar und heiter, sich urplötzlich umwölkt hatte.

— Es fängt zu regnen an! sagte Le Camus.

In demselben Augenblicke wurde das Signal

zur Abfahrt gegeben. Die Reisenden bestiegen den „Franklin."

Gleich darauf flog er von dannen. Elisabeth stand auf dem Verdecke des Schiffes und winkte mit ihrem Schnupftuche den betrübten Eltern unermüdlich Grüße und Küsse zu, so lange, bis diese mehr und mehr ihrem Blicke entschwanden.

Dann brach sie in Thränen aus.

III.

Und wohl hatte sie Grund dazu! Denn schon im Augenblicke der Abfahrt fühlte sie sich von der düstern Ahnung einer unheilvollen Katastrophe durchschauert, die wie Gewitterschwüle mit bleiernen Flügeln, wie ein drückender Alp, auf ihrem Herzen lag. Sie betete im Stillen zum allbarmherzigen Lenker des menschlichen Geschicks, betrachtete mit rührendem Ausdrucke kindlicher Frömmigkeit das Geschenk der Mutter, das diamantene Kreuz, dessen lichter Schimmer sich in ihren Augen abspiegelte, dessen ungetrübter Glanz ihr süßen Trost und wunderbare Beruhigung zuzuwinken schien. Und als urplötzlich ein heller Sonnenblick den schwarzen Wolkenschleier zerriß, da klärte sich auch ihr Herz, ihr Auge auf; sie küßte ihren Talisman und hing das schwarze Sammetband, an dem er befestigt war, um ihren bestienweißen Hals.

Da trat Jérôme zu ihr heran.

— Was fehlt Dir? fragte er mit einem Anfluge von Beſorgniß.

— Nichts, Jérôme, nichts!

— Und dennoch, glaube ich, haſt Du vorhin geweint?

— Der Schmerz der Trennung von der Heimath und dem elterlichen Hauſe hat ſeine Rechte geltend gemacht . . .

— Weißt Du, Kind, was die Bibel ſagt? Das Weib ſoll Vater und Mutter verlaſſen und ſeinem Manne folgen . . .

— Das hab' ich gethan, mein Geliebter!

— Aber mit ſo ſchwerem Herzen . . .

— Vergieb mir, Jérôme, ſagte Eliſabeth, ihm mit einem Ausdrucke neu aufkeimender Hoffnung die Hand reichend. Ich will Dir verſprechen, daß Du mich auf der ganzen Reiſe nicht mehr traurig ſehen ſollſt.

— Das iſt brav von Dir, Eliſabeth! Le Camus! rief er ſeinem Freunde zu, der aus einiger Entfernung dies kurze Zwiegeſpräch mit angehört hatte, tritt näher und gieb Dir Mühe, Hanswurſt, meine Frau, ſo gut Du es vermagſt, aufzuheitern. Ich will unterdeſſen in die Cajüte hinabſteigen und ein Vorgefühl von Langeweile durch ein Paar Partieen Carté verſcheuchen, zu welchem mich der Capitain des Schiffs vorhin freundlich eingeladen hat, erklärte der junge Ehemann und verſchwand vom Verdecke.

— Dank den Göttern des Olymps, begann Le Camus, daß Freund Jérôme ſich der Kugel dieſes Neuntödters, Henry Maſon, genannt Paddington, glücklich entzogen hat. Dieſer Schlingel iſt der beſte Schütze. Erſt neulich ſchoß er, in Folge einer Wette, aus einem fünfzig Schritte von ihm entfernten Dollar das Jahr der Prägung heraus. Ueberall ſucht er Zank und Hader, um ſeine Gegner auf Piſtolen heraus zu fordern. Ich hätte für Jérôme's Leben, wäre dieſer Zweikampf zu Stande gekommen, keine Priſe Schnupftabak gegeben!

— Wie großen Dank bin ich Ihnen ſchuldig, daß Sie meinen Gemahl zur Flucht überredet haben!

— Ohne mein Dazwiſchentreten wären Sie nach Verlauf von drei Tagen eine trauernde Wittwe geweſen. Jetzt iſt Ihr Herr Gemahl, der ſich Anfangs, was ich Ihnen ſchon geſtern zu verſichern die Ehre gehabt, um jeden Preis ſchlagen wollte, gerettet! Er und Sie ſchwimmen jetzt einem ſchönern Ziele entgegen.

Le Camus entwarf ihr ein ſo reizendes Bild von den Herrlichkeiten der guten Stadt Paris, daß ſie ſeinen glänzenden Schilderungen ein williges Ohr lieh.

— Paris, ſagte Le Camus, iſt das franzöſiſche Bagdad, ein ſteinernes Märchen aus Tauſend und Einer Nacht, und Napoleon Bonaparte dünkt mir ein neuer Harun-al-Raſchid, der dieſem Märchen magiſches Leben einhaucht.

— Wie aber wird der Kaiſer uns aufnehmen?

fragte Elisabeth mit einer Anwandlung gerechter Besorgniß.

— Ganz so, wie es seinem Bruder und seiner Schwägerin gegenüber sich geziemt. Man wird Ihnen einen Palast in der Stadt, ein Lustschloß in der lachenden Umgegend von Paris, einen Hofstaat und, Gott weiß, was noch mehr anbieten.

— Und dies Alles werde ich ausschlagen . . .

— Und weshalb, Madame?

— Weil Aufwand und Luxus mir von Jugend auf verhaßt gewesen sind, weil ich nichts so sehr als Einsamkeit und Ruhe liebe . . .

— In diesem Falle wird man Ihnen eine Eremitage bauen. Der Kaiser wird bereit sein, sich aus Rücksicht für Jérôme, der sein Liebling sein soll, jedem Ihrer leisesten Wünsche zu fügen. Auf den Wink des allmächtigen Harun-al-Raschid Frankreichs wird man, um Ihr Heimweh zu bannen, die Lieblingsplätze Ihrer Vaterstadt nach Paris zaubern, damit Sie sich auf dem fremden Boden bald so heimisch als in Ihrem Baltimore fühlen . . .

— Herr Le Camus, Sie malen mir meine Zukunft mit so rosigen Farben aus, daß ich neuen Muth schöpfe, wofür ich Ihnen sehr dankbar bin, erwiderte die junge leichtgläubige Amerikanerin, die, durch den heuchlerischen Trost des verschmitzten Franzosen bethört, sich von diesem Augenblick der ihr angeborenen Heiterkeit überließ.

So verstrichen die ersten acht Tage. Jérôme be-

nahm sich gegen sie aufmerksamer, zuvorkommender und zärtlicher, als in der letzten Zeit ihrer kurzen Ehe. Er erkundigte sich hundert Mal des Tages nach ihrem Befinden.

— Mir ist wohl, ganz wohl! betheuerte sie ihm mit zärtlichem Händedruck.

Aber nur allzu häufig quälte den schon damals blasirten Mann das Gespenst unerträglicher Langweile. Dann gab er sich stundenlang mit Le Camus und dem Schiffscapitain, der eine unermüdliche Spielratte war, den Wechselfällen des Pharo und Würfelspiels hin, ausgelassen lustig, so oft er gewann, und wüthend, so oft er — was viel häufiger zu geschehen pflegte — große Summen verlor.

Während dieser vielen langen Stunden unterhielt sich seine Frau unter einem Zelte des Verdecks mit ihrer ehemaligen Bonne, der sie einen Theil ihrer Erziehung und ihr Bischen Französisch verdankte. Madame Rolland — so hieß diese Gouvernante — war aus dem südlichen Frankreich, aus der Provence, von deren Herrlichkeiten sie ihrer ehemaligen Schülerin tausend Mal ein und dieselben Wunder vorschwatzte, welche Elisabeth mit der liebenswürdigsten Geduld und der unermüdlichsten Ausdauer sich erzählen ließ, um doch auch einen Zeitvertreib zu haben und — so gut es ging — die Eintönigkeit dieser langen Seereise abzukürzen. Madame Rolland unterhielt sie von den lieblichen Ufern der Garonne, von ihrer Vaterstadt Toulouse, vom Capitol — dem ehrwürdigen Rathhause —

von der prachtgeschmückten Cathedrale Saint-Etienne, von den Kirchen Saint-Georges, Saint-Cyprien und Saint-Saturnin und deren heiligen Reliquien, von der Dominikaner-Kirche und dem Grabe des heiligen Thomas d'Aquin, vom herrlichen Palaste der alten Grafen von Toulouse, von der Akademie der Blumenspiele, von deren Gründerin, der schönen Clemence Isaure, die diese poetische Schöpfung gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts in's Leben gerufen hatte, und von ihrer Marmorstatue, die noch jetzt im Capitole zu sehen ist. Die gute Frau schwatzte viel und mancherlei von dem berühmten Rechtsgelehrten Jacques Cujas und von dessen leichtfertiger Schwester, deren keuscher Vorname — sie hieß Susanne — ein boshaftes Pasquill auf ihren unkeuschen Lebenswandel war. Madame Roland erzählte ihr stundenlang vom provençalischen Dichter François Maynard, dem Zeitgenossen Ludwigs XIII. und des Cardinals von Richelieu, vom Toulousanischen Bildhauer Nicolas Bachelier und von dessen antigothischen Prachtbauten! von Raimond dem Siebenten, dem letzten Grafen von Toulouse, dem hochherzigen Beschützer der Troubadours, dem großmüthigen Gründer der weltberühmten Universität, von seiner Vermählung mit Prinzessin Sancia von Aragonien, und von dem Luxus, der an seinem Hoflager geherrscht*). — Stoff's

*) Bei seinem Einzuge in Beaucaire wetteiferte er mit der Blüthe seiner Ritterschaft, sie durch Verschwendungen und Thorheiten des übertriebensten Luxus zu übertreffen. Er schenkte seinem Lieblinge Raimond d'Agrout hunderttausend Sous (zweitausend Mark

genug, um den bescheidenen Ansprüchen einer jungen wißbegierigen Frau vollständig Genüge zu leisten!

Steigen wir jetzt in die Cajüte hinab.

In einer jener „weißen Nächte", in welchen der gute Jérôme nicht aufgelegt zum Schlafen war und diese „thierische Gewohnheit" seiner armen Frau überließ, die sich, unwohl fühlend, früher als gewöhnlich zur Ruhe begeben hatte, gab er sich mit der ganzen Gluth der Leidenschaft den Chancen des Landsknechts und dem übermäßigen Genusse eines allzustark gebrauten Punsches hin. Folge davon war, daß er in vier Stunden an Le Gamus und den Schiffscapitain über fünftausend Dollars und einen großen Theil seiner gewöhnlichen Nüchternheit verlor. Er ließ dem Ausbruche seines Zornes freien Lauf, erschöpfte den ganzen Köcher seiner Flüche und Verwünschungen, tobte, raste, schlug mit geballter Faust auf den Tisch, zerschmetterte ein ausgeleertes Glas nach dem andern und endete

---

Silberes, die dieser unter tausend Ritter, welche sich zum Tourniere eingefunden, vertheilen ließ. — Bertrand Raimond, gleichfalls bemüht, seinen Reichthum zu zeigen, ließ durch vierundzwanzig Ochsen ein großes Feld um das Schloß umpflügen und 30,000 Sous in blinkender Scheidemünze in die Erde säen. — Ein anderer Ritter, Guillaume Grosmartell, gerieth auf den Einfall, sämmtliche Speisen, die er für dreihundert Gedecke bestellt hatte, an 2 achsfackeln kochen und braten zu lassen. Raimond de Venoux aber glaubte den Rang über seine Nebenbuhler dadurch davon zu tragen, daß er dreißig der schönsten Pferde Andalusiens lebendig verbrennen ließ. Die schöne gute alte Ritterzeit! Die Zeit ist hin, wo Bertha spann und die Souveränetät der kleinen Fürsten solchen Unsinn trieb!

damit, daß er seinem ruhig bleibenden Freunde, an dem die Reihe des Bankhaltens war, wuthentbrannt die Karten in's Gesicht warf. Jeder Andere würde ihn gefordert haben, Le Camus aber hatte in seiner schlauen Berechnung nicht vergessen, daß in den Händen dieses Mannes seine ganze Zukunft lag. Und darum suchte er ihn zu besänftigen.

— Wie kann ein Mann Deines Standes, Deines Namens, Deiner Bildung sich geberden wie ein Kind, über den Verlust einer solchen Bagatelle, wie ein Spießbürger außer sich gerathen und so ganz und gar die ihm angeborene Gentilesse verleugnen? Bist Du nicht Jérôme, bist Du nicht der Bruder des großen Kaisers?

— Sacrestie, das hätte ich beinahe vergessen! Du hattest Recht, Freund Le Camus, mich noch zeitig genug daran zu erinnern. Wie dumm, wie einfältig, wie abgeschmackt! Was sind lumpige fünftausend Dollars für den Bruder eines Kaisers der Franzosen! Ueberdies habe ich ja nur das halbverschimmelte Geld meiner sanften, gutmüthigen, aber äußerst langweiligen Frau verspielt, die zu ihrem Glücke reich genug ist, um solche Kleinigkeiten verschmerzen zu können, declamirte der punscherhitzte Spieler, leerte sein gefülltes Punschglas und war im Begriffe, es an die halbangelehnte Cajütenthür zu schleudern, wenn nicht Le Camus ihn davon zurückgehalten hätte.

— Mäßige Deine Hitze, mein guter Jérôme! Dieser Mordspectakel könnte Deine überaus liebens-

würdige Frau Gemahlin, welche dicht nebenan schläft und vielleicht gerade jetzt an der Brust süßer Träume schweigt, den holden Umarmungen des mohnbekränzten Morpheus entreißen.

— Schweige, süßer, sentimentaler, hyperpoetischer Schwätzer! Was kümmert mich meine gute Frau? Was liegt daran, ob sie schläft? Was frage ich danach, ob sie träumt? Träumt sie nicht den ganzen Tag? Die Sanftmuth dieser Frau bringt mich in Verzweiflung! Nie wagt sie mir zu widersprechen; sie lächelt entweder oder weint zur Abwechselung ganze Stunden lang. Gott im Himmel, wie kann man so jung und dabei so entsetzlich langweilig sein! Ich wünschte, sie wäre dort, wo der Pfeffer wächst! rief Jérôme und schleuderte sein ausgeleertes Punschglas an die Cajütenthür.

In demselben Augenblicke vernahmen alle drei einen grellen Schrei und gleichzeitig einen dumpfen Fall. Der Capitain rannte nach der Thür. Dort fand er Elisabeth. Die arme Frau hatte, vom Lärmen, Toben und Fluchen ihres Gatten aus dem Schlafe aufgestört, das ganze Gespräch mit angehört. Jérôme's liebloses Urtheil über sie hatte sich wie eine glühende Sonde, wie ein giftgetränkter, widerhakiger Stachel in ihr empfindsames Herz eingebohrt. Sie hatte umkehren wollen, um nicht länger Zeugin dieses Gespräches zu sein, doch war ihr dies nicht möglich; sie schien wie magisch festgebannt hinter dieser Scheidewand; es kam ihr vor, als hätten ihre zitternden Füße hinter dieser Thür urplötzlich Wurzel gefaßt. Sie hatte den Athem

angehalten, die bebende Hand auf das krampfhaft bewegte Herz gedrückt und den bittern Kelch jener Aeußerung bis auf die Hefe geleert. In demselben Moment, als ihr Gemahl das Glas nach der Thür geschleudert hatte, war die unglückliche Märtyrerin ihrer Liebe, von geistiger Aufregung und dem plötzlichen Schreck gelähmt, ohnmächtig auf die Erde hingesunken. In diesem Zustande vollständiger Bewußtlosigkeit fand sie der Capitain, der ihren Gatten herbeirief.

Die Folge dieses Auftritts war vorauszusehen. Die schwache kränkliche Frau wurde von Jérôme und Le Camus zu Bette gebracht. Nachdem die erste Ohnmacht vorüber war, schlug sie sprachlos das todesmatte Auge auf, schloß es dann wieder und verfiel in ein heftiges Nervenfieber. —

Die Heilung der armen Kranken wurde der Kunst des sehr ehrenwerthen Master Timothy, eines einfachen Schiffsbaders, und der liebevollen Pflege der Madame Relland anvertraut.

Der Erstere — einer der eigenthümlichsten Rieslinge des großen Weinflecks „Bruder Jonathan", — war ein höchst närrischer Kauz, der (ähnlich jenem holländischen Marktschreier Franz Mercurius von Helmont, welcher alle Uebel und Wunden des menschlichen Körpers durch Speichel zu heilen vorgab), jede Gattung von Patienten durch einen eigenhändig zubereiteten Schiffsbranntwein — eine Mischung von Whisky und Genever — zu heilen verstand. Drei Mal des Tages (Morgens, Mittags und Abends) befühlte der

neue Aesculap, deſſen rubinfarbige Naſe in der Dunkelheit der Cajüte heller als mancher oſtindiſche Laternenkäfer glühte, mit gekräuſelter Stirn und zuſammengezogenen Augenbrauen, die wie zwei große Fenſtervorhänge herunterhingen, den Puls ſeiner Patientin, tröpfelte ihr täglich drei und nach Befinden auch vier bis fünf Mal einen Theelöffel ſeiner unbezahlbaren Wundertinctur (ſo hieß der Mann ſeinen Schnaps), trommelte dann mit dem kleinen krebsrothen Finger ſeiner rechten Hand in ſeinem rechten Ohrloche hin und her und ſagte zu Madame Rolland, die keinen Augenblick das Bett der Kranken verließ, mit wahrhaft bewundernswürdiger Grandezza:

— In einundzwanzig Tagen iſt Alles überſtanden!

— Maſter Timothy, erwiderte die tiefbeſorgte Pflegerin, Sie ſprechen ſo dunkel, wie das alte Orakel zu Delphi.

— Delphi, Dylphi? Habe nicht die Ehre, dieſen Gentleman zu kennen.

— Drücken Sie ſich etwas beſtimmter aus, Freund, was haben wir zu hoffen?

— Die vollſtändigſte Geneſung, ſage ich Ihnen. Nach Verlauf von drei Wochen iſt die Krankheit gehoben, ſo wahr ich Timothy heiße und einer jener glücklichen Aerzte bin, unter deren Händen noch keiner von allen Patienten ſeinen Geiſt aufgegeben hat.

— Vielleicht, dachte Madame Rolland bei ſich, aus ganz einfachem, leicht zu erklärendem Grunde.

Jérôme, der im ersten Stadium der Krankheit seiner Frau um ihr Leben ernstlich besorgt schien und sich bittere Vorwürfe machte, daß er daran schuld sei, überließ sich, als die neun gefährlichsten Tage überstanden waren, dem ihm angeborenen Leichtsinn und all' jenen kleinen Zerstreuungen, die für ihn nöthig waren, um, wie er sich auszudrücken beliebte, vor Langeweile nicht ganz und gar umzukommen. — Den größten Theil des Tages, der auf dem Meere fast noch einmal so viele Stunden, als auf dem festen Lande zu haben scheint, beschäftigte ihn die „Blüthe aller Zufallsspiele", das edle Pharo. Nur ungern vertauschte er es dann und wann gegen das harmlose Ecarté, in welchem Freund Le Camus die schöne Fertigkeit besaß, jedes Mal, so oft an ihn die Reihe des Kartenmischens kam, den König aufzuschlagen, was, bei Nacht betrachtet, keine Hexerei, sondern einzig und allein ein klein wenig Fingergewandtheit war.

— Ecarté, sagte Jérôme, verhält sich zum Pharo wie Chappelles „Jungfrau von Orleans" zu der des göttlichen Spötters Voltaire, wie Schwester Elise zu Schwester Pauline, wie ein seichter Fluß zum unergründlichen Meere.

So oft er auf dem Verdecke ein Paar Athemzüge frischer Luft schöpfte, unterhielt er sich mit Le Camus von dem großen unsterblichen Napoleon. Beide bauten dann gemeinschaftlich Luftschlösser mit goldenen Brücken, silbernen Springbrunnen, hängenden Gärten, singenden Bäumen und tanzenden Blumen. Die ein-

zige Wolke, die den lachenden Horizont seiner nahen Zukunft trübte, war seine Frau, deren Genesung — Dank ihrer guten Natur und dem schlechten Wunderschnapse des Master Timothy! — zwar langsam, aber desto sicherer vorwärts schritt, diese arme gute Frau, die er auf allerhöchsten Befehl seines erhabenen Bruders nicht mit nach Frankreich bringen durfte! Wohl gab es Augenblicke, in denen ihm dies aufrichtig leid that: bald aber beschwichtigte sein eigener Leichtsinn und die frivole Lebensklugheit seines Freundes die leisen Regungen seines Gewissens und befestigten ihn immer mehr und mehr in der unvermeidlichen Nothwendigkeit sein zweites Ich unterwegs sitzen zu lassen.

— Tröste Dich darüber, mein guter Jérôme. Dies Alles ist schon hundert Mal dagewesen. Aeneas verließ auf Gott Jupiters Befehl seine Dido; der gute Ulysses verließ, wie Dir aus dem Telemach bekannt sein wird, seine Calypso; ich sehe also gar keinen vernünftigen Grund ein, warum Du nicht — ganz mit demselben Rechte! — auch Miß Patterson in Stich lassen sollst, um so mehr, da sie — wie Dir Dein großer Bruder schreibt — an seinem Hofe verurtheilt wäre, eine höchst traurige Rolle zu spielen, was Du vollständig begreifen wirst.

Und Jérôme begriff dies, ebenso gut als Le Camus, und machte sich seitdem über seine Handlungsweise, die ihm vom Befehle des Kaisers vorgezeichnet war, keine Gewissensbisse mehr.

Elisabeth hatte erst wenige Tage ihr Krankenlager verlassen, als „Benjamin Franklin“ mit geschwellten Segeln in den Hafen einlief.

Jetzt befanden sie sich in Lissabon.

IV.

Die Reisenden stiegen in einem der ersten Gasthöfe des Stadtviertels O Mejo, in der Nähe des Klosters und gleichnamigen Palastes Necessidades ab. Der Zustand der kaum genesenen, aber immer noch sehr angegriffenen Frau nöthigte ihren Gatten, hier ein Paar Tage auszuruhen.

Während Jérôme am Arme seines Freundes alle Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigte und von frühem Morgen bis spät in die Nacht hinein auf den Beinen war, ließ er Elisabeth daheim und überlegte mit seinem Rathgeber, ob er sie vielleicht schon hier zurücklassen solle.

— Allerdings! erklärte Le Camus. Hier hast Du den besten Vorwand dazu. Du sagst ihr, daß Deine unablässige Sorge für ihren Zustand Dir die gebieterische Pflicht auferlege, sie hier auf ganz kurze Zeit zurückzulassen . . .

— Und wenn sie das nicht will?

— Nun, dann zwingst Du sie dazu! Oder bist

Du nicht ihr Mann? Muß ſie Dir nicht blindlings gehorchen?

— Dieſe Frau hat einen Ton in ihrer Kehle, der mich ganz gegen meinen Willen immer auf's Neue zu rühren verſteht. Ein Paar Thränen ihrer Augen ſtimmen mich dann vollends ſo weich, daß ich nicht mehr im Stande bin, ihr irgend etwas abzuſchlagen.

— Wie kann man ſo ſchwach ſein? die Thränendrüſe einer Frau iſt die Wünſchelruthe, mit deren Hülfe ſie die ſchwache Seite der Männerherzen entdeckt, der Moſesſtab, mit dem ſie dem härteſten Felſen das Waſſer lächerlicher Rührung entlockt. Wer wird ſo kindiſch ſein, ſich durch die geſchminkten Thränen einer Frau zu Verſprechungen verleiten zu laſſen, die man ſpäterhin bereut? Zeige Dich ſtark, mein guter Jérôme! Setze ihrer nordamerikaniſchen Sanftmuth eine durch nichts zu erſchütternde, echt corſikaniſche Kaltblütigkeit entgegen und laſſe Dich weder von ihren Seufzern, noch von ihren Thränen breitſchlagen.

— Das iſt ſehr leicht geſagt, aber . . .

— Schwer auszuführen, willſt Du ſagen, erhabener Zeitgenoſſe! Gut, dann laſſe mich dafür ſorgen! Ich will, wie damals am Vorabende unſerer vermeintlichen Flucht aus dem verwünſchten Baltimore, den ganzen Knäuel meiner Ueberredungsgabe abwickeln und ſie mit den Gründen meiner zwirnsfeinen Logik dergeſtalt umſtricken, daß ſie ſich gefangen geben und gutmüthig hier zurückbleiben wird.

— Doch das Ende von dem Liede?

— Das ist Deine und Deines Bruders Aufgabe! Bist Du einmal in Paris, dann wird es Dir nicht schwer werden, tausend kleine harmlose, unschuldige Mittel und Wege aufzufinden, um Dich von diesem lästigen Joche für immer zu befreien!

— Du also bringst die Sache in Ordnung?

— Mein Wort darauf! erklärte der Vermittler.

Während dieses neuen Complots lag Elisabeth, gepflegt von der treuen Sorgfalt der Madame Rolland, auf dem Sammetkissen des Canapés und sprach von ihrem treulosen Jérôme.

— Er hat mich tief gekränkt! sagte sie im Laufe des Gespräches, schwer aufseufzend.

— Vergeben ist die Pflicht der Frauen, erwiderte ihre ehemalige Lehrerin. Auch Sie werden Ihrem Gatten verzeihen, wenn Sie sich erinnern, daß er jene liebelosen Gedanken, die Ihr gefühlvolles Herz so sehr verwundet, im Zustande geistiger Unzurechnungsfähigkeit hatte laut werden lassen . . .

— Aus dem Weine spricht die Wahrheit!

— Aber nicht aus dem Punsche, Madame! Der übermäßige Genuß dieses abscheulichen Getränks zieht den Menschen zum Thiere hinab. Ihr Gemahl mag etwas leichtsinnig sein, doch halte ich ihn keineswegs eines bösen Herzens fähig.

— Sie glauben also, daß ich ihm trauen darf?

— Ist dies nicht Ihre Pflicht, Madame?

— Ihr Herz spricht immer zur Sühne . . .

— Ist dies nicht meine Schuldigkeit?

— Madame Rolland, Sie sind zu gut . . .

— Und Sie selbst so edel, daß Sie Ihrem Gemahle, auch ohne meine Fürbitte, in der frommen Stille Ihres Herzens gewiß schon längst verziehen haben . . .

— Und so ist's, meine gute Rolland!

In demselben Augenblicke erschien Le Camus.

— Wo ist mein Gemahl? fragte Elisabeth.

— Er liest im Kaffeehause die neuen Zeitungen aus Frankreich und hat durch sie blaue Wunder, wahre Mährchen aus Tausend und einer Nacht erfahren. Hören Sie, Madame, und staunen Sie! Seine glorreiche Majestät der Kaiser der Franzosen hat, bald nach seiner Thronbesteigung, seinen ältern Bruder Joseph zum Senator des Reichs, zum Großoffizier der Ehrenlegion und der eisernen Krone, zum Großwahlherrn und — das Beste kommt zuletzt — zum französischen Prinzen erhoben, seinen jüngern Bruder Louis aber zum Connetable und Generalobristen der kaiserlichen Carabiniers ernannt. Die Glücklichen! Nur der arme Jérôme ist noch unversorgt und kommt vielleicht zu spät, wenn schon Alles vergeben ist. Wir haben keine Zeit zu verlieren.

— Wann also reisen wir? fragte Elisabeth.

— Ihr Herr Gemahl hat in Anbetracht der dringenden Umstände beschlossen, morgen oder höchstens übermorgen nach Frankreich vorauszueilen.

— Allein? fragte Elisabeth tief erschreckt.

— Ich freilich werde ihn begleiten müssen . . .

— Und ich, mein Herr, ich, sein armes, schwaches, hilfloses Weib . . .

— Sie, meine angebetete Dame, wird er — und auch dies nur in Anbetracht der unüberſteigbaren Hinderniſſe — höchſtens vier bis fünf Wochen hier zurücklaſſen, um Ihnen Zeit zu der vollſtändigen Wiederherſtellung und Befeſtigung Ihres leider noch immer ſehr angegriffenen Zuſtandes zu gönnen und dieſe auch für ihn ſchmerzliche Trennung benutzen, um in Paris Alles zu Ihrem würdigen Empfange, Madame, in Bereitſchaft zu ſetzen.

— Was ſagen Sie?

— Durchaus nichts, was Sie beunruhigen könnte. Ihr Herr Gemahl liebt Sie weit mehr, als Sie glauben . . .

— Und will mich hier allein zurücklaſſen?

— Nur aus Nothwendigkeit, erſtens dem Drange ſeines Herzens zu folgen, und zweitens aus Rückſichten der Lebensklugheit, bei ſolchen Gelegenheiten lieber eine Stunde zu früh, als einen Augenblick zu ſpät zu kommen. Tarde venientibus ossa, ſagt der Lateiner.

— Das Alles, Herr, verſtehe ich nicht!

— Und doch iſt das, was ich Ihnen ſo eben zu ſagen die Ehre gehabt, weder Sanskrit noch Pali . . .

— Es iſt mehr als dies, mein Herr, es iſt eine Unverſchämtheit! rief Eliſabeth mit zitternder Stimme.

— Leben Sie wohl, Madame, ſagte Le Camus und kehrte ihr den Rücken zu.

— Bleiben Sie, befahl ſie ihm mit mehr Kraft und Energie, als Madame Rolland, die, am Fenſter mit einer

Goldstickerei beschäftigt, dies Gespräch mit anhören mußte, ihr jemals zugetraut hätte.

Der Unverschämte hatte sich unwillkürlich umgedreht.

— Was steht zu Ihren Diensten? fragte Le Camus.

— Sagen Sie meinem Gatten, der Sie an mich abgeschickt hat, daß ich fest entschlossen bin, lieber nach Baltimore in das Haus meiner Eltern zurückzukehren, als hier in dieser wildfremden Stadt, wo mich Niemand kennt, auch nur einen Tag allein zurückzubleiben.

— Sie sagen allein. Vergessen Sie Ihre treue Gefährtin? Vergessen Sie Madame Rolland, in der Ihnen die gütige Vorsehung eine zweite Mutter geschenkt? Madame, Sie sind ungerecht gegen sich selbst, ungerecht gegen Ihren Gatten, ungerecht gegen Ihre Freunde und die seinigen. Das, was er einzig und allein aus Rücksicht für Ihre Gesundheit und Bequemlichkeit thut, rechnen Sie ihm als Vorwurf an. Was müßte er von Ihrer Liebe zu ihm, von der Heiligkeit des Eides Ihrer Treue denken, wenn ich ihm sagen würde, daß Sie ihn lieber ganz und gar verlassen, als hier zurückerwarten wollen?

— Le Camus, sagen Sie ihm das nicht, entgegnete Elisabeth nach einem Augenblicke ruhiger Ueberlegung. Ich bereue diese unüberlegte Drohung und bitte Sie inständigst, ein Wort der Fürsprache für mich einzulegen, daß mein Gemahl nicht ohne mich nach Paris gehe. Ich fühle mich seit gestern so wohl und neugestärkt, daß — glauben Sie meinen Worten! — durchaus kein Grund

zu irgend einer Art von Besorgniß um mich vorhanden ist . . .

— O, Sie verkennen Ihren Zustand, Madame! Sie stehen, wie mir Ihr Gemahl mitgetheilt hat, an der Schwelle Ihrer Entbindung und dieser Zustand erfordert so viel Ruhe und Pflege, daß es Jedem, der es gut mit Ihnen meint, wünschenswerth erscheinen muß, Sie in diesen zarten Umständen keiner unnützen Gefahr, ja nicht einmal den Beschwerlichkeiten einer langen Reise, ausgesetzt zu sehen. Ueberdem muß ich Ihnen sagen, daß der Kaiser unter tausend andern kleinen Eigenthümlichkeiten auch die Caprice hat, den Anblick schwangerer Weiber zu vermeiden. — Der erste Eindruck ist der mächtigste. Nach der Entbindung, Madame, werden Sie wieder im Glanze Ihrer jugendlichen Schönheit prangen und selbst am Hofe der Tuilerien, an dem ein Kranz der schönsten Damen die Herrschaft eines ewigen Frühlings hervorgezaubert hat, Ihres Sieges gewiß sein dürfen.

Dies Argument, das ihrer weiblichen Eitelkeit (denn welche Frau ist nicht eitel?) zu schmeicheln schien, besiegte alle Gründe, die sie ihm entgegenzustellen sich versucht fühlte, denn auch Elisabeth hegte — schon ihrem Gatten zu Liebe! — den stillen, wohl zu entschuldigenden Wunsch, dem Kaiser zu gefallen, auf daß auch in *seinen* Augen Jérôme's Wahl eine Art von Rechtfertigung finde. Und dieser Grund allein bewog sie, von ihrem Vorsatze, ihrem Gemahl jetzt gleich nach Frankreich zu folgen, freiwillig abzustehen.

— Sagen Sie meinem Gatten, daß ich, überwunden von Ihrer Ueberredungsgabe, bereit bin, der Nothwendigkeit, die ihn an den Hof seines Bruders treibt, meinen Lieblingswunsch, gleichzeitig mit ihm in Paris einzutreffen, aufzuopfern; sagen Sie ihm, daß ich entschlossen bin, die Zeit meiner Entbindung in Lissabon abzuwarten.

— Abgemacht! sagte Le Camus, sich erfurchtsvoll verbeugend.

— Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für Ihre gütige Vermittelung, und die Versicherung, daß ich Ihnen für alles Gute, das Sie meinem Gatten und mir erweisen, ewig dankbar bleibe, sagte sie, ihm, vollständig ausgesöhnt, ihre Hand reichend.

Er küßte sie und entfernte sich.

— Sind Sie zufrieden mit mir? fragte Elisabeth.

— Ich hätte ebenso gehandelt! erklärte Madame Rolland — — — — — — — — — — — — —

Am nächstfolgenden Morgen eilte Jérôme leichten Herzens, frohen Muthes, in Begleitung seines Freundes nach Frankreich. Der Leichtsinnige, der seiner Gattin im Augenblicke des Scheidens unter hundert Küssen und mit tausend Eiden zugeschworen hatte, sie bald nach ihrer Entbindung von Lissabon abzuholen, segelte jetzt unaufhaltsam seinem heißersehnten Reiseziele entgegen.

Erst in Bayonne gönnten sich die Reisenden einen Ruhetag.

— In vergangener Nacht, begann Jérôme beim Frühstücke, hatte ich einen wundervollen Traum.

— Erzähle, mein charmanter Freund, bat Le Camus.

— Mir träumte, mein Bruder habe in einer Anwandlung großmüthiger Gnade auch mich zum Range eines französischen Prinzen und zum Herrscher eines neugeschaffenenen Königreichs erhoben, dessen vertracter Name mir leider entfallen ist. Mein mit Feenpracht erbautes Schloß stand auf einer reizenden Anhöhe, zu deren Füßen meine Residenz wie der besiegte Drache zu den Füßen des Ritters Sanct Georg lag. Die Macht meines Bruders hatte mich mit einer stolzen Königstochter vermählt, die mir, aufrichtig gesagt, nicht besonders gefiel, worüber ich mich indessen bald zu trösten verstand. Ich sah mich von einem Hofstaate, von goldstrotzenden Kammerherren und — was noch viel angenehmer war — von einem Reigen üppiger Houris, von einem Harem reizumflossener Odalisken umgeben, die, meines Winkes gewärtig, an den Stufen meines Thrones mit verlockender Geberde sinneschmeichelnde Shawltänze aufführend, ihre geschmeidigen Glieder in halbdurchsichtige Schleier hüllten und Gruppen bildeten, die jetzt noch lebhaft vor meinen Augen stehen. Ich vernahm das geheimnißvolle Knattern der Castagnetten und den märchenhaften Klang der baskischen Trommeln, gehandhabt von Sylphiden, welche die tanzende Einfassung meines Serails zu bilden schienen. Ich führte ein wahres Sultanleben, warf bald dieser, bald jener meiner äußerst gefälligen Peris meinen duftgeschwängerten Foulard zu und schwelgte in einem Mississippi unerschöpflicher Liebeswonnen . . .

— Du bist ein Tausendsasa, Meister Jérôme! Selbst in Deinen Träumen liebst Du außergewöhnliche Pracht und Ueppigkeit . . .

— Höre weiter! Im Taumel dieser unbeschreiblichen Sinnenlust gewahrte mein halbgeschlossenes Auge in diesem wirren Feenknäuel eine auf einem Krückstocke niedergebeugte alte Hexe, die mir bekannt vorkam. Neugierig gemacht, winkte ich sie zu mir heran und fragte, wer sie sei und was sie hier zu suchen habe? — Kennst Du mich nicht mehr? fragte sie mit näselndem Tone; ich bin die gute alte Hexe, die Dir in Baltimore bald nach Deiner Vermählung geweissagt hatte, Deine Stirn werde bald mit einem Diademe geschmückt sein. Du siehst, mein schmucker Prinz, daß meine Prophezeiung sich schnell genug erfüllt hat. Nun nahe ich Deinem glanzgekrönten Throne, um mir als Belohnung für meine wahrgewordene Verheißung ein Zeichen Deiner königlichen Gunst zu erflehen. — Was verlangst Du, Alte? fragte ich. — Du sollst mich umarmen, mein Freund!

— Welche Unverschämtheit! rief Le Camus, über die Zumuthung der alten Hexe mit vollem Rechte tief entrüstet!

— So dachte auch ich und war eben im Begriffe, sie mit der Spitze meines Fußes von der Schwelle meines weichen Lagers fortzujagen; bald aber bereuete ich meinen Vorsatz, denn in demselben Augenblick, als die alte zudringliche Hexe mich in ihre Arme schloß, ging mit ihr eine der wundersamsten Metamorphosen vor:

die tief über das Geſicht hineinragende Kapuze und der braune weitbauſchige Kittel war urplötzlich verſchwunden und aus der häßlichen Puppe einer der ſchönſten Schmetterlinge herausgeflogen; ſtatt der alten Hexe ruhte der ſchönſte Engel des Paradieſes an meiner Bruſt.

— Mai foi, darum beneide ich Dich!

— Aber dieſer herrlich-ſchöne Traum war leider nur von kurzer Dauer. Mitten im ſchönſten Schwelgen wuchſen urplötzlich, wie giftgeſchwollene Pilze, aus der Erde dichte Trupps blitzſchnell galoppirender Teufel mit aufgeſtülpten Naſen, langen Bärten und ſpitzen Piken hervor, vertrieben meinen Hofſtaat, zertrümmerten meinen Thron und jagten mich ſelbſt aus meinem Paradieſe hinaus. Und in demſelben Augenblicke erwachte ich.

— Schade, Jammerſchade, daß dieſes Traumbild, ſo ſchön begonnen, ſo erbärmlich geendet hat! Doch wer weiß, ob dieſer Traum nicht einmal Wahrheit wird? Dem lieben Gott und Deinem erhabenen Bruder iſt nichts unmöglich!

— So denke auch ich! ſagte Jérôme.

— Und wenn Du einſtens Prinz, Herzog oder vielleicht gar König werden ſollteſt, was würdeſt Du, Bruderherz, dann mit Deinem treu ergebenen Freunde, mit Deinem allerunterthänigſten Diener anzufangen geruhen?

— Dich, Tolpel, erklärte Jérôme, ſich die Zähne ſtochernd, Dich machte ich zu meinem Miniſter . . .

— Der Finanzen? fragte Le Camus mit einer Freude, die wie ein electriſcher Funken aus allen Knopflöchern ſeines Rocks hervorſprühte.

— Ça se trouvera, erwiderte Jérôme, sich den Mund wischend und die Serviette seiner zukünftigen Excellenz in's affenfreundliche Antlitz schleudernd.

— Ew. Majestät sind allzu gnädig, entgegnete der Minister in spe, die Serviette auffangend und sie gerührt an sein Herz drückend.

Und gleich darauf reisten sie weiter.

Während der junge Herr Bonaparte, gänzlich unbekümmert um die Lage seiner Frau, vom Glanze seiner Zukunft wachend träumte und träumend wachte, zählte die arme, sich selbst überlassene Elisabeth die Tage und Stunden der Trennung von ihrem Gemahle und sah mit einem unbeschreiblichen Gefühle von stolzer Freude und niederschlagender Besorgniß den immer näher rückenden Augenblicke ihrer Entbindung entgegen. Der kurze Lauf eines einzigen Tages war für ihre unbesiegbare Sehnsucht das langsame Hinschleichen eines trägen Jahrhunderts. Nachts träumte auch sie, doch nicht von so glücklichen Tagen, als der Leichtsinn ihres Gatten, den sie, trotz aller seiner Fehler, noch immer mit dem ganzen Enthusiasmus der ersten Neigung liebte. Eines Morgens erzählte sie ihrer Pflegerin:

— Ich hatte Nachts einen bösen Traum. Ich träumte von Jérôme, von ihm, der mein Alles ist, und sah ihn in den Armen einer Fremden ruhen. Tief empört über seine Untreue, wollte ich meine heiligen, durch Priesterhand geweihten Rechte geltend machen und die freche Buhlerin von seiner Seite reißen. — Wer bist Du? fragte sie mich. — Ich bin Elisabeth Patterson.

dieſes Mannes kirchlich angetrautes Weib. — Und ich, Madame, erwiderte die ſchamloſe Dirne, bin eine Fürſtentochter und ſein gleichfalls rechtmäßig angetrautes Weib. — Bigamie! rief ich außer mir. Wiſſen Sie, daß nach den Geſetzen unſeres freien Staates dies Verbrechen mit dem Tode beſtraft wird? — Beruhigen Sie ſich, Madame, entgegnete ſie mit marmorkaltem Hohne. Um dieſer gefährlichen Klippe auszuweichen, gibt's ein einfaches Mittel. — Und dies Mittel? fragte ich erſtaunt. — Heißt Scheidung von der erſten Frau! ſchloß Eliſabeth, bedeckte ihr kummerbleiches Angeſicht mit beiden Händen und fing laut zu weinen an.

— Eliſabeth, bat Madame Rolland mit dem flehentlichſten Tone, der ihrem Mitgefühle zu Gebote ſtand, leihen Sie ſo finſtern Träumen kein Gehör! Vertrauen Sie der gerechten Vorſehung und den heiligen Schwüren Ihres Gemahls, der eine Frau, die ihm freudigen Herzens Alles geopfert hat, nicht ſo treulos verlaſſen wird. Es giebt einen Gott, Madame, der ſolch unerhörten Frevel nicht geſchehen laſſen darf, ohne in ſeinem Ebenbilde ſich ſelbſt zu erniedrigen. Vertrauen Sie dieſem Gotte und ſchöpfen Sie, wie ſo häufig, auch heute neuen Troſt, neue Hoffnung, neuen Muth aus dem Symbole des Heilandes, aus jenem Crucifix, das Ihnen die zärtlichſte aller Mütter als Talisman mit auf die Reiſe gegeben.

— Sie haben Recht, meine engelsgute Rolland, überredete ſich Eliſabeth und preßte das Kreuz, das an an ihrem Halſe hing, an ihr ſchmerzerfülltes Herz.

Drei Tage darauf wurde sie entbunden. Das Pfand der Liebe, das sie unter ihrem schon halb gebrochenen Herzen getragen hatte, war ein wunderholdes Mädchen, das Zug für Zug seiner schönen Mutter glich und, wie diese, die blaßblauen Vergißmeinnicht-Augen, das ährenblonde Haar, den kleinen rosigen Mund, den blendend weißen Teint, ja sogar dasselbe kleine braune Mal auf der linken Wange mit zur Welt brachte. Elisabeth war inmitten ihres Schmerzes überselig, als der holde Säugling zum ersten Male an ihrem Busen lag.

Auf Anrathen des Arztes mußte Madame Bonaparte, obgleich deren Entbindung ziemlich glücklich vor sich gegangen war, dennoch vierzehn lange Tage das Bett hüten und die geringste Aufregung vermeiden, um ihrer angegriffenen Lebenskraft die nothwendige Zeit zur Erholung zu gönnen.

Als sie nach Ablauf dieser Zeit zum ersten Male ihr Lager verließ, schloß sie das kleine Madonnenköpfchen voll seliger Freude an ihr Mutterherz und sagte zu Madame Rolland:

— Könnte Jérôme sein Kind sehen, er würde die Liebe zu ihm auch auf mich übertragen und mir für dieses Geschenk dankbarer sein, als für allen Glanz und alle Herrlichkeit, die ihm die Gnade seines Bruders zu Theil werden läßt.

Madame Rolland, die in Elisabeths Auftrage eine Stunde nach deren Entbindung dem Gatten diese frohe Botschaft brieflich mitgetheilt hatte, erwartete tagtäglich dessen Rückkehr nach Lissabon.

— Warum kommt er nicht? fragte Elisabeth.

— Unaufschiebbare Hinderniſſe, tröſtete Madame Rolland, werden ihn einige Tage länger, als er es ſelber wünſcht, am Hofe des Kaiſers zurückhalten. Doch werden Sie ihn nicht lange mehr vergebens erwarten dürfen. Seine Vaterliebe wird ihn unaufhaltſam zur Wiege ſeines erſtgebornen Kindes hinziehen.

Täglich, ſtündlich erwartete ſie ihn ſelbſt oder doch wenigſtens die Ankunft eines Briefes, der ihr melde, wann er kommen werde, um ſie abzuholen, denn beim letzten Abſchiedskuſſe hatte er ſeiner Frau mit Hand und Mund verſprechen müſſen, ihr Nachricht von ſeiner Ankunft in Paris zu geben. Sollte ihm unterwegs ein Unglück begegnet ſein? Das war's, was ihr jetzt Tag und Nacht keine Ruhe ließ, was ſie ängſtigte und quälte ohne Unterlaß. Stundenlang lag ſie mit ihrer Freundin am offenen Fenſter, um den Briefboten zu erwarten. Der Anblick jedes dieſer Leute, die auf ihren Gaſthof zuliefen, erfüllte ſie gleichzeitig mit tauſend Wonnen und mit tauſend Schrecken. Nichts peinigt mehr, als fruchtloſe Erwartung! Eliſabeth befand ſich in fortwährender Aufregung. Tauſend Mal wünſchte ſie ſich die Flügel der die blauen Herbſtlüfte durchſchneidenden, nach der wärmern Zone heimkehrenden Störche, um mit derſelben Schnelle nach Frankreich, nach Paris, in die Arme des heißerſehnten, vergeblich erwarteten Gatten hinzufliegen.

Doch weder er noch ein Brief kam. Die arme Eliſabeth begann zu verzweifeln. Sie drückte ihr

Geſicht in die Kiſſen des Sophas und weinte Stunden lang, ſo daß Madame Rolland ſich genöthigt ſah, alle Minen ihres Troſtes aufzubieten, um ihre Gebieterin, wenn auch nur auf kurze Augenblicke, wieder aufzuheitern.

Als Madame Eliſabeth von ihrem Arzte die Erlaubniß erhielt, zum erſten Male ihr Zimmer verlaſſen zu dürfen, begab ſie ſich im vollſten Staate, aber tief verſchleiert, eine ſchneeweiße Camelie am Buſen und ein Gebetbuch in der Hand, begleitet von ihrer Freundin, in die Kirche Santa Engracia, um dort am weihrauchduftenden Altare des Herrn, dem Barmherzigen das erſte Dankgebet für ihre glücklich überſtandene Entbindung darzubringen und den Gott der reinſten Liebe um neuen Troſt in ihrer traurigen Verlaſſenheit, um neue Hoffnung zum Glauben einer baldigen Rückkehr ihres Gatten anzuflehen. In inbrünſtiges Gebet verſunken, blieb ſie mit gefalteten Händen knieend auf dem Marmorboden und, als ſie ſich endlich erhob, fühlte ſie ſich neu geſtärkt und erbebte vor Wonne, als eine leiſe mitleidvolle Stimme ihr zuflüſterte:

— Eilen Sie jetzt nach Hauſe! Mir ahnt, daß Jérôme gekommen iſt.

Dieſer Troſt kam von Madame Rolland. Er beflügelte die ſchwankenden Schritte der ſchwächlichen Frau, die, unſäglich von friſcher Lebenskraft beſeelt, die Kirche verließ, ihre Begleiterin ſtürmiſch mit ſich fortriß und mit ihr nach Hauſe eilte.

— Kommen Sie, kommen Sie! bat Elisabeth. Auch mir sagt eine innere Stimme, daß der längst ersehnte Augenblick erschienen, daß Jérôme selbst oder doch wenigstens eine Nachricht von ihm angekommen ist.

Und schnell erreichten Beide ihr Hôtel. Pochenden Herzens und beklommenen Athems flog Elisabeth die steinernen Stufen hinauf, stürzte in's Zimmer und fragte die Dienerin:

— Ist er angekommen?

— Wer, Madame? lautete die einsilbige Frage.

— Wer denn sonst als mein Gemahl?

Die Dienerin schüttelte verneinend den Kopf.

— Und ist auch kein Brief angekommen?

Dasselbe verneinende Schweigen.

Elisabeth sank erschöpft auf einen Lehnstuhl und rief im Tone rührender Verzweiflung:

— O, nun ist Alles, Alles verloren!

— Fassung, Madame, Fassung! Er wird kommen! Er muß kommen!

— Nun ist jeder Trost vergebens! erwiderte Elisabeth händeringend.

Madame Rolland reichte ihr das Kind. Sie aber wies es von sich. Ihr thränenleeres Auge starrte den Boden an. Sie versank in dumpfes Schweigen und zerpflückte die Camelie, die von ihrem Busen in den Schooß hinabgegleitet war, mit beiden Händen.

Da pochte Jemand an der Thür. Elisabeth fuhr tief erschreckt empor. Der Eingetretene war der Arzt.

der voll Theilnahme ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen kam.

Eliſabeth raffte ihre letzte Kraft zuſammen.

— Was bringen Sie Neues aus Frankreich? fragte ſie.

— Ihr Herr Gemahl iſt, wie ich ſo eben im Moniteur geleſen habe, glücklich in Paris eingetroffen, von Seiner Majeſtät dem Kaiſer im Schloſſe der Tuilerien allerhuldreichſt empfangen und gleich darauf an der Spitze einer Schiffsabtheilung nach der afrikaniſchen Küſte abgeſchickt worden, um alle in algeriſche Gefangenſchaft gerathene Franzoſen, Italiener und Ligurier zu befreien.

— O, mein Freund! rief Madame Bonaparte in überſchwenglicher Freunde. Sie flößen mir durch dieſe Kunde einen neuen Strahl von Hoffnung ein. Nun vergebe ich meinem Gatten, daß er mich, trotz ſeines Verſprechens, noch nicht abgeholt. Er hat ſich dem Befehle des Kaiſers fügen müſſen, um ſeine gefangenen Landsleute vom Joche fremder Sklaverei zu erlöſen. Sobald er dies bewerkſtelligt hat, wird er — jetzt zweifle ich nicht mehr daran — nach Liſſabon eilen, um mich, die Mutter ſeines Kindes, nach Frankreich zu führen.

— Das denke und hoffe auch ich! tröſtete der kluge Arzt.

Und Eliſabeth begann nun freier aufzuathmen. Aber dieſer Scheintroſt war leider nur von kurzer Dauer. — Am Abende deſſelben Tages fand ſie in

einem der Kleidungsstücke, die ihr Gemahl zurückgelassen, jenen Brief, den Napoleon an Jérôme nach Baltimore geschrieben hatte. Nachdem sie mit der größten Anstrengung — Silbe für Silbe, Wort für Wort — die unleserlichen Züge jenes Handbillets entziffert hatte, sank sie, wie von einem Blitzstrahle getroffen, lautlos in die Kissen des Sophas zurück. Als Madame Rolland das Zusammenbrechen ihrer Gebieterin gewahrte, hob sie den Brief auf, welcher Elisabeths Händen entfallen war, durchflog dessen Inhalt und stand nun gleichfalls versteinert da.

Als die arme verrathene Frau aus den Banden ihrer herzerstarrenden Ohnmacht erwacht war, schlug sie die Augen auf und fragte, wo sie sei.

— In den Armen Ihrer zweiten Mutter, antwortete Madame Rolland, an der Brust Ihrer treuen Freundin, die mit Ihnen die ganze Größe Ihres Kummers theilt.

— Ich hatte also nicht geträumt? Es ist also wahr, wirklich wahr, daß Jérôme, der Mann meiner freien Wahl, der Mann, dem ich meine Unschuld, meine Liebe, meine Heimath geopfert, mich auf Geheiß seines Bruders feig verrathen, treulos verlassen hat?

— Jeder Zweifel, Madame, wäre jetzt Thorheit! Raffen Sie Ihren ganzen Muth und all' Ihre Seelengröße zusammen, um der Wahrheit dieses schwarzen, unerhörten Frevels mit der ganzen Entsagung einer frommen Dulderin in's Auge zu schauen und sich mehr

und mehr mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Sie schändlich betrogen sind!

Das Unglück verleiht dem Herzen der Frauen eine Stärke, deren Sie in den Tagen des Glückes oft nicht fähig scheinen. Seit dem Augenblick, in welchem Elisabeth die vollständigste Gewißheit vom Verrathe ihres Gatten in Händen hatte, war in ihrem ganzen Wesen eine heilsame Umwandlung vorgegangen. Sie klagte und weinte nicht mehr: in ihrem schwachen Körper war die ganze Kraft betrogenen Stolzes erwacht und in ihrer Seele der Entschluß herangereift, dem herzlosen Verräther ungesäumt zu eilen, um als sein rechtmäßig angetrautes Weib, als Mutter seines Kindes, in Paris am Hofe des großen Kaisers, der in ihren Augen zum elenden Tyrannen herabgesunken war, ihre heiligen Rechte und Ansprüche an Jérôme geltend zu machen. Und Madame Melland bestärkte sie darin.

— Noch giebt's Gerechtigkeit in meinem Vaterlande! Eilen Sie nach Frankreich, meine Theuere! Dort wird das Gesetz, vor dem wir Alle gleich sind, Sie unter die Flügel seines Schutzes nehmen und den eidbrüchigen Verräther zur Erfüllung seiner Pflichten zwingen.

Und drei Tage darauf verließen beide Damen in Begleitung ihrer Dienerin die Hauptstadt Portugals, um sich mit dem Segelschiffe „Fortuna" (was ihnen als gute Vorbedeutung galt) nach Holland einzuschiffen.

Nach einer Ueberfahrt von wenigen Tagen lan-

deten ſie auf der Inſel Terel. Aber von Paris aus war ihnen vom Polizeiminiſter Fouché der tyranniſche Befehl vorausgeeilt, ſie unter keinem Vorwande an's Land ſteigen zu laſſen. Auf dem Schiffe nach ihren Päſſen befragt, berief ſich Eliſabeth einfach darauf, daß ſie Jérôme's Gattin, die Mutter ſeines Kindes, die Schwägerin des Kaiſers ſei. Aber all' dieſe Einwendungen waren vergeblich. Napoleon's und Fouché's Macht, ſchon damals durch halb Europa reichend, machten ſelbſt den hartnäckigſten Widerſtand erfolglos. — Als Eliſabeth feſt darauf beſtand, an's Land zu ſteigen, drohten ihr die bezahlten Schergen mit Gefängniß. Man hieß ſie eine „hergelaufene Perſon" und war frech und nichtswürdig genug, ihre Rechte an Jérôme nicht anzuerkennen. Miß Patterſon — denn nur dieſen Namen wollte man gelten laſſen — und ihre Tochter nebſt Begleitung erhielten den Befehl, Terel innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen, widrigenfalls die hohe Polizei ſich genöthigt ſehen würde, die „unbekannte und durch nichts legitimirte Abenteuerin" nach einer franzöſiſchen Strafkolonie zu ſchicken. — Eliſabeth drohte, ſich und ihrem Kinde das Leben nehmen zu wollen. Fouché's Agenten verlachten dieſe kindiſche Drohung, um die Unglückliche durch das Uebermaß herzloſen Spottes noch mehr zu reizen, noch mehr zu verletzen, noch tiefer zu demüthigen.

— Gegen brutale Gewalt, erklärte Madame Roland, vermag ein ſchwaches hülfloſes Weib nicht anzukämpfen. Zeigen Sie ſich des ehrlichen, von keinem

Makel entweihten Namens Ihrer Eltern, zeigen Sie sich des gerechten Stolzes einer freien unabhängigen Tochter Amerika's würdiger, als diese Schergen des Namens „Frankreich". Setzen Sie diesem gesetzlosen, wahrhaft barbarischen Verfahren keinen andern Widerstand, als den stillschweigender Verachtung entgegen. Eilen wir von hier nach Amsterdam! Begeben Sie sich dort unter den Schutz des nordamerikanischen Gesandten und machen Sie dort die Rechte geltend, die man Ihnen hier, schamlos genug, streitig zu machen wagt.

Und Elisabeth befolgte diesen guten Rath. Dasselbe Schiff, das sie nach dem Texel gebracht hatte, führte sie, nach dreistündiger, nutzlos gepflogener Unterhandlung mit der rohen Polizeigewalt, nach Amsterdam.

Doch auch dort fand sie nur Mitleid und Bedauern, aber keinen Schutz, keine Hülfe, keine Abwehr. Der Gesandte, dessen Verwendung sie für sich in Anspruch nehmen wollte, war einige Stunden vor ihrer Ankunft nach dem Haag und von dort nach Paris geeilt, um dem Kaiser der Franzosen sein Beglaubigungsschreiben als bevollmächtigter Minister an dessen Hoflager zu überreichen. Elisabeth wollte sich schriftlich an ihn nach Paris wenden und hier dessen Antwort abwarten. Doch auch dies erlaubte man nicht. Auch hier zwangen die herzlosen Helfershelfer des „großen Ehrenmannes" Fouché sie zu einer Abreise innerhalb vierundzwanzig Stunden. Elisabeth stellte sich krank

und wollte, um Zeit zu gewinnen, in ein Hospital gebracht sein.

— Wir werden Miß Patterson, so lautete der menschenfreundliche Polizeibefehl, auf Staatskosten in ein Bad nach Pondichery oder Guadeloupe und Köthigenfalls in eine Irrenheilanstalt nach Cayenne bringen lassen, falls sie sich noch länger weigern sollte, Holland sofort zu verlassen.

Elisabeth's Empörung hatte ihren Zündgipfel erreicht.

— Entfliehen wir, rieth Madame Rolland, je eher, je lieber einem Lande, das aus Furcht vor einem Tyrannen einer armen, schwer mißhandelten Frau das Gastrecht versagt und sie gleich einer Diebin von Provinz zu Provinz jagt. Muth, Muth, meine starke Elisabeth! Reißen Sie eine Liebe, die Sie in Ihren eigenen Augen erniedrigen muß, mit allen Wurzeln und Fasern aus dem unentweihten Heiligthume Ihres Herzens; entsagen Sie dem Besitze jenes Elenden, der nicht würdig solcher Liebe, solcher Hingebung, solcher Tugend ist; eilen Sie mit mir nach England und von dort nach der geliebten Heimath zurück. Dort, unter dem Himmel eines großen freien Volkes, wird Ihr krankes Herz in den Armen einer zärtlich liebenden Mutter, an dem Busen eines heißgeliebten Kindes allmälig gesunden, und vielleicht wird dann früher, als Sie ahnen, die Zeit kommen, in der Sie sich gestehen werden, die Vorsehung habe es gut mit Ihnen gemeint,

als ſie die ſchwere Prüfung über Sie verhing, Sie von jenem Ungeheuer loszureißen.

Eliſabeth warf einen thränenſchwangern Blick auf ihren Talisman und ergab ſich mit chriſtlicher Entſagung in ihr trauriges Geſchick.

Sie verließen Amſterdam und reiſ'ten nach England.

Von London aus ſchrieb ſie dem ehrvergeſſenen Verräther folgenden Scheidungsbrief:

„Nach Empfang dieſer Zeilen bindet Sie nichts mehr an die Schwüre, die Ihr Geſchick an das meinige gekettet hatten. Aus freiem Antriebe und nach reiflicher Ueberlegung entſage ich einer Liebe, die mich einſt hochbeglückt und jetzt ſo tief gedemüthigt hat, daß ich gedenke und beſchämt in meine Heimath, in das Haus meiner Eltern, heimkehre. Ich gebe Ihnen Ihre volle Freiheit wieder, auf daß Sie als willenloſes Werkzeug in den Händen Ihres Bruders Ihr Herz jeder Andern verſchenken dürfen, die deſſen Ehrgeiz für Sie auserwählen wird. Mögen Sie mit Ihrer zukünftigen Gattin, die mir in böſen Träumen erſchienen iſt, glücklicher ſein, als Sie es mit der geweſen ſind, die Sie mehr als ſich ſelbſt geliebt hat. Mir, Jérôme, bleibt nur ein Troſt: mein Kind, Ihr Kind! Es küßt ſeinen treuloſen Vater, den es nie geſehen hat und deſſen Namen es nie erfahren ſoll, um nie in Verſuchung zu gerathen, ihn haſſen und verwünſchen zu müſſen. Ich ſelbſt verzeihe Ihnen und flehe des Himmels

Segen auf Sie herab. Ein Farewell für immer, ein Lebewohl für ewig!

Elisabeth Patterson."

Am folgenden Tage trug sie der „William Penn" über das Weltmeer nach der heißersehnten Heimath zurück.

Die Geschichte erzählt von Isabella von Castilien, der Tochter des zweiten Philipps von Spanien, der Gemahlin des Erzherzogs Albert von Oesterreich, sie habe, als ihr Gemahl im Jahre 1601 den Hafen von Ostende belagert, das fromme Gelübde gethan, ihre Wäsche dann erst zu wechseln, wenn dieser Platz sich ihrem Gatten ergeben habe. In Folge dieses Gelübdes soll die Fürstin ein und dasselbe Hemd drei lange Jahre getragen haben und dasselbe soll endlich, wie die Chronik erzählt, so gelb geworden sein, daß diese Farbe seitdem den Namen dieser frommen Fürstin führt. Ein Seitenstück zu dieser Isabella lieferte die nicht minder gottesgläubige Elisabeth Patterson. Unterweges hatte sie das Gelübde gethan, den Verlust ihres treulosen Gatten bis zum letzten Athemzuge ihres Lebens zu beweinen und bis zu ihrem Tode die Farbe der Trauer zu tragen.

Und als das Schiff nach ziemlich langer und ziemlich stürmischer Ueberfahrt endlich den Hafen von Baltimore erreichte, stieg Elisabeth auf's Verdeck, zog ihren Trauring vom Finger und ließ ihn als Symbol freiwilliger Trennung in den Schoos des Weltmeeres hinabgleiten, mit den leise vor sich hingesprochenen Worten:

— Gleich wie der Doge von Venedig sich einst mit dem adriatischen Meere vermählte, so verlobe ich mich jetzt mit dem Ocean, welcher nicht treuloser als das Herz jenes Mannes sein kann, der meine heiße Liebe mit kaltem Verrathe belohnt hat. Jérôme, farewell for ever!

V.

Wir kehren jetzt nach Paris zurück.

Jérôme Bonaparte, von jener algerischen Mission, zu welcher ihn die Huld seines kaiserlichen Bruders auserkoren hatte, mit 231, Gott weiß wie, geretteten Sklaven nach Frankreichs Hauptstadt heimgekehrt, war zur Belohnung dieses „großartigen Kreuzzuges" zum Contre Admiral und ein Paar Monate später zur Würde eines französischen Prinzen emporgehoben worden.

Im Taumel dieses unerhörten Glücks hatte sein bodenloser Leichtsinn weder Zeit noch Muße gefunden, an die arme Elisabeth Patterson zu denken, die er in einem wildfremden Welttheile zurückgelassen hatte.

Erst dann, als ihr Abschiedsbrief in seine Hände gelangt war, erinnerte er sich, daß er mit ihr verheirathet gewesen sei. Diese kurze Ehe war ihm wie ein flüchtiger Traum erschienen. Er hatte den Brief zerrissen und mit den Trümmern desselben auch alle Erinnerungen an jene Mißheirath — wie Napoleon sie

genannt — über Bord oder, richtiger gesagt, in's Kaminfeuer geschleudert. Seitdem fühlte er sich wieder frei, wie ein Vogel in der Luft.

Ein Jahr später hatte der Kaiser im Kriege gegen Preußen seinen Bruder Jérôme an die Spitze des zehnten Armeecorps gestellt, das, aus Sachsen, Baiern und Würtembergern zusammengesetzt, unter der Leitung eines der tapfersten Haudegen jener Zeit — des Divisionsgenerals Dominique Vandamme — bis nach Schlesien vorgedrungen war und die Festungen Breslau und Glatz erobert hatte.

Freund Jérôme, der bei diesem siegreichen Feldzuge nicht viel mehr als die Rolle eines müssigen Zuschauers gespielt, war dadurch über Nacht in den Geruch eines großen Helden gekommen und, in Anerkennung seiner persönlichen Tapferkeit, zum Divisionsgeneral emporgerückt. — Noch heute weiß die gute Stadt Breslau von dem colossalen Aufwande und der pyramidalen Prachtliebe, von den sardanapalischen Festen und den sybaritischen Ausschweifungen ihres sogenannten Eroberers ein Mischmasch kleiner, ganz allerliebster Wunderdinge zu erzählen.

Dahin gehört unter Andern das galante Abenteuer mit einer dortigen Schauspielerin, die, Anfangs die Rolle der keuschen Vestalin und spröden Männerfeindin spielend, sein leicht entzündbares Herz durch den Köder ihrer halbverhüllten Reize dergestalt bezaubert hatte, daß er ihr, wie die Chronique scandaleuse erzählt, pour plaisirs d'une seule nuit einen der köstlichsten

Cashemire um ihre alabasterweißen Schultern gehüllt und einen Diamantschmuck im Werthe von 25,000 Frcs. auf den Altar ihres Schooßes niedergelegt haben soll. Uns fällt dabei das hübsche Epigramm eines unserer neuern Dichter ein:

„O schmähet nicht die gute Danaë,
Die Zeus an ihrem Busen lieb erwarmen;
Ich kenne jetzt noch mehr als eine Fee,
Die in dem Golde ihren Gott umarmen."

Jérôme, der sich in Folge dieser Opfergabe augenblicklich erhört sah, hatte vierzehn Tage später die traurige Erfahrung gemacht, daß es ihm wie jenem arkadischen Schäfer ergangen war, der eine kurze Freude mit langer Reue hatte bezahlen müssen. Der betrogene Zeus, außer sich vor Wuth, war fest entschlossen, seine Danaë nach den Kasematten abführen zu lassen. Diese aber, frühzeitig genug davon unterrichtet, war bei Nacht und Nebel nach Leipzig durchgegangen.

Als der „erste Figurant" bei der Eroberung Breslau's ruhmbeladen, aber nicht geheilt, nach Paris zurückgekehrt war, hatte der Kaiser ihm eine huldvolle Audienz zu bewilligen und, in Anbetracht der neuen Heldenthat, ihm das Großkreuz der Ehrenlegion allerhöchsteigenhändig auf die starkwattirte Brust seiner goldgestickten Uniform anzuheften geruht, mit den keineswegs schmeichelhaften Worten:

— Diesen Stern, der die Nacht Deines Herzens erleuchten soll, verleihe ich Dir blos darum, damit er Dich beständig daran erinnern möge, daß Du Alles,

was Du bist, durchaus nicht Deinem Verdienste, sondern einzig und allein jenem glücklichen Zufalle zu verdanken hast, der Dich in seiner leichtsinnigsten Stunde zu meinem Bruder gemacht. Ich erwarte, daß Du Dich dieser neuen Auszeichnung würdig zeigen und mich niemals in die Nothwendigkeit versetzen wirst, Dir die Sonne meiner kaiserlichen Huld zu entziehen.

— Sire, stotterte der seinem Bruder gegenüber immer ängstliche und verlegene Prinz, es wird die schönste Aufgabe meines Lebens sein, mich zu allen Zeiten willig jedem Ihrer Befehle zu fügen . . .

— Das ist Deine Schuldigkeit, Bruder Taugenichts! Doch will ich Deinen Gehorsam für heute nur auf eine kleine Probe stellen . . .

— Was befiehlt mein großer und erhabener Bruder?

— Ich schrieb Dir nach Baltimore, daß ich eine gute Partie für Dich in Bereitschaft hätte . . . In längstens vier Wochen wirst Du Dich verheirathen . . .

— Und darf ich fragen, mit wem?

— Wie kann man so neugierig sein? Eines genüge Dir zu wissen: Du wirst die nehmen, die mir gefällt.

— Sire, wie ist dies zu verstehen?

— Nichts leichter als dies! Du wirst Signora Giuseppina Grassini heirathen.

— Die italienische Primadonna? fragte Jérôme, ganz in Erstaunen aufgegangen.

— Diese, mein Herr, und keine Andere! Sie ist

der Liebling von ganz Paris und — was mehr sagen will — sogar mein Liebling*).

— Sie eine Sängerin . . . ich ein Prinz!

— Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen giebt's oft nur Einen Schritt.

— Ein sauberes Compliment für mich! dachte Jérôme! doch wagte er's nicht, diesen Gedanken laut werden zu lassen.

— Ich werde Signora Graffini von der Bühne abtreten lassen, sie zur Gräfin von Bellaggio, vielleicht gar zur Herzogin von Cadenabbia erheben und ihr die Villa Sommariva und Serbelloni und einige andere große Besitzthümer an den reizenden Ufern des Comer-See's als Hochzeitsgeschenk mitgeben.

---

*) Dies war sie in der That. Giuseppina Graffini (geboren 1778 zu Varese) war die Tochter eines schlichten Landmannes. Ihre schöne Stimme und ihr einnehmendes Wesen hatten ihren ersten Beschützer, General Belgiojoso, bewogen, ihr in Mailand eine musikalische Erziehung geben zu lassen. Ihre ersten Debuts, in Gemeinschaft mit den berühmten Sängern Marchesi und Crescentini, in der Scala, hatten sich eines so glänzenden Erfolges zu erfreuen, daß sie bald darauf als Primadonna angestellt worden war. Im Jahre 1804 hatte der Kaiser, der sie schon früher in Mailand gehört, sie nach Paris kommen lassen, wo sie in der italienischen Oper mit Crescentini, Grivelli, Tachinardi und Madame Paër sang. Der Gemahl der Letztern hatte für den Liebling des Kaisers seine „Dido" componirt. — Signora Graffini, Tante der berühmten Künstlerinnen Giulietta und Carlotta Grisi, ist vor wenigen Jahren in Mailand gestorben.

— Und ich, ich ſoll ſie heirathen? Eine Frau, mit der ich in meinem ganzen Leben keine Silbe geſprochen habe, eine Frau, die mir ganz gleichgültig iſt, eine Frau, die ich, aufrichtig geſagt, durchaus nicht ſchön finde?

— Was liegt daran? Wenn dieſe Perſon nur mir, ich wollte ſagen Uns gefällt!

— Majeſtät, ſtammelte das Großkreuz der Ehrenlegion . . .

— Was beliebt? fragte Napoleon ziemlich unſanft.

— Sire, erklärte Jérôme, ich bin entſchloſſen . . .

— Wozu? unterbrach ihn unwirſch der Kaiſer.

— Signora Giuſeppa Graſſini, wenn es durchaus ſein muß, in Gottes und Ihrem Allerhöchſten Namen zu heirathen.

— Abgemacht! Jetzt, mein lieber Prinz Jérôme, fuhr der Kaiſer mit ungekünſteltem Ausdruck innern Wohlgefallens fort, erſuche ich Sie, ſich ungeſäumt in die Einſiedelei Ihres erſt unlängſt von der Villa Nemori nach Montmorency heimgekehrten hochmüthig-ſtolzen Herrn Bruders, des Bürgers Lucian Bonaparte, zu verfügen und ihn in meinem Namen — im Namen des Kaiſers! — aufzufordern, ſich übermorgen früh, mit dem Glockenſchlage Eilf, im Schloß der Tuilerien einzufinden. Sagen Sie unſerm vielgeliebten Bruder, der Kaiſer habe ihm eine Mittheilung von hoher Wichtigkeit zu machen, und falls Bürger Lucian ſich weigern ſollte, Unſerer Einladung Folge zu leiſten, ertheilen Wir Seiner Kaiſerlichen Hoheit, dem Prinzen Jérôme,

die uneingeschränkte Vollmacht, sich des Widerspenstigen zu bemächtigen und ihn, bei Ihrer Verantwortlichkeit, unter sicherm Geleite nach Vincennes abführen zu lassen ... bis auf Weiteres! fügte er nach kurzer Pause hinzu. Verstanden? fragte er dann mit seinem Alles durchbohrenden Adlerblick.

— Vollkommen, Majestät! versicherte der Prinz, sich tief verneigend.

— Noch einen Augenblick, mein guter Freund! sagte der Kaiser, seinen Bruder, der zu gehen im Begriffe stand, an einem Knopfe seiner Uniform zurückhaltend. Wir haben gestern Abend durch Zufall in Erfahrung gebracht, daß Monsieur Jérôme über die hübschen Romanzen unserer vielgeliebten Stieftochter Hortense schlechte Witze zu machen sich erlaubt. Unterlasse dies künftig, denn es will mir scheinen, daß mein Herr Bruder von der Musik nicht viel mehr als ein Bär vom Tanzen versteht. Mir, mein Prinz, gefallen diese Romanzen; folglich werden sie auch Ihnen zusagen. Oder sollte ich mich geirrt haben?

— O durchaus nicht, Sire! betheuerte Jérôme.

— Nur eine Frage noch, mein Freund! Wer sind die Leute, mit denen Sie in der guten Stadt Paris jetzt am meisten umzugehen pflegen?

— Zwei der leidenschaftlichsten Anhänger Eurer Majestät!

— Und ihre Namen?

— Le Camus und Pigault-Lebrun.

— Ich kenne nur den Letztern, der fast jeden

Monat einen neuen Roman aus den Aermeln ſchüttelt. Doch wer iſt der Andere?

— Ein junger Mann, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon vor Jahren auf Martinique gemacht.

— Und was macht dieſer gute Mann?

— Lieder auf den Ruhm Euer Majeſtät ...

— Und ſonſt nichts?

— Dann und wann kleine Schulden ...

— Die Sie für ihn bezahlen werden. Geben Sie ihm in Ihrem Namen dieſe kleine Rolle von hundert Napoleonsd'or. Vielleicht, daß dies Geſchenk Ihrer Huld ſeine Muſe zu neuen Liedern begeiſtert, ſagte der Kaiſer und ließ dieſe Rolle in die Hand ſeines Bruders gleiten. Nun, Prinz Jérôme, gehen Sie mit Gott und jenen Heiligen, in deren Umgang ſich Ihre Tugend am behaglichſten fühlt. Und während Sie ſich in Montmorency Ihres Auftrags entledigen, werde ich mich mit den nöthigen Vorbereitungen zu Ihrer nahe bevorſtehenden Vermählung, die vorläufig noch — bei meiner Ungnade! — für jeden Dritten ein Geheimniß bleiben muß, beſchäftigen und Sie in längſtens acht Tagen in Kenntniß ſetzen, wann Sie ſich bereit halten ſollen, die bewußte Braut heimzuführen.

Ich ſtehe Euer Majeſtät jederzeit zu Dienſten, erklärte der Prinz in einer Stellung der tiefſten Unterwürfigkeit.

— So liebe ich es, ſagte der Kaiſer und trällerte, wahrſcheinlich nur, um dem Ohre ſeines Bruders ein muſikaliſches Mißvergnügen zu bereiten, eine jener

hübschen Romanzen seiner guten Hortense, welche mit den Worten beginnt: „Tu me quittes pour aller à la glorie!“

Jérôme machte, daß er fortkam. Im Vorsaale des Audienzzimmers brach er die Goldrolle in zwei ziemlich gleiche Theile und sagte zu sich:

— Fünfzig Napoleons sind für den Schlingel auch noch zu viel! Wüßte mein großer, unerreichbarer Bruder, daß Le Camus statt ruhmpreisender Lieder giftige Epigramme auf ihn zusammenreimt, dann würde er ihm für jedes Goldstück fünfundzwanzig Steckprügel als Agio aufzählen lassen. Aber so sind diese Großen der Erde! Von der Leimruthe des Lobes läßt sich der kühne, himmelanstrebende Königsadler eben so leicht, als der kleinste unbedeutendste Zaunkönig fangen. Freue Dich, Le Camus! Heute schaffen wir uns eine vergnügte Nacht!

Dann stellte er sich vor den Spiegel, warf einen Blick auf seine besternte Brust und sagte im Uebermaße seiner Freude:

— Einem Menschen, der vor fünf Jahren mir gesagt hätte: Du wirst einst französischer Prinz, Divisionsgeneral und Großkreuz der Ehrenlegion sein, würde ich in's Gesicht gelacht und ihn gefragt haben: Mann Gottes, sind Sie betrunken?

In demselben Augenblick, als er sich umdrehte, stand einer der kaiserlichen Sekretäre, welcher kurz vorher leise hereingeschlichen war, dicht hinter ihm.

— Geruhen Euer Hoheit mich zu meinen? fragte Herr Fleury de Chaboulon.

— O nein, nein, mein lieber Baron! Ich dachte so eben an einen meiner alten Bekannten.

— Dann bitte ich um Verzeihung, Sie in Ihrem Selbstgespräche gestört zu haben, sagte Fleury und verfügte sich mit einem Aktenbündel unterm Arme ins Cabinet des Kaisers.

Jérôme aber eilte ungesäumt nach Montmorency.

VI.

Der „Bürger" Lucian, wie ihn die kaiserliche Ironie seines erlauchten Bruders zu nennen geruhte, weigerte sich keinen Augenblick, der Einladung Napoleons Folge zu leisten, schon darum, weil er, wie jener Hamlet, das Bedürfniß fühlen mochte, „ein Wort zu reden mit diesem Geiste," der allen Andern, nur ihm nicht, eine gewisse Art ehrfurchtsvoller Scheu einzuflößen verstand.

Lucian, ein treu-ehrlicher Anhänger der republikanischen Staatsform, hatte sich unter dem neuen Regime eine ernste, feste, unbeugsame Selbstständigkeit seines Willens zu bewahren gewußt und war schon aus diesem Grunde achtenswerther als jeder seiner andern Brüder, welche sich, von ihrem Ehrgeize unterjocht, so tief erniedrigt hatten, als willenlose Drahtpuppen, geleitet von dem allmächtigen Befehle des Kaisers, äußer-

lich glänzende, doch, schärfer in's Auge gefaßt, höchst armselige Rollen zu übernehmen.

Der Ehrgeiz, der diesen Lucian beseelte, war reinerer, höherer, edlerer Art: er zog den alles überdauernden Ruhm der Wissenschaften dem vergänglichen Schimmer vorübergehender Macht und Herrlichkeit vor; er liebte die Freiheit und haßte nichts so sehr, als Abhängigkeit; er schätzte die Tugend, achtete die Wahrheit und war, im bessern Sinne des Wortes, ein Volksfreund, ein echter Republikaner.

Am nächstfolgenden Morgen fand er sich pünktlich mit dem eilften Glockenschlage im Schlosse seines Bruders ein und forderte, ziemlich kurz und barsch, einen der diensthabenden Kammerherren auf, ihn sogleich anzumelden.

— Seine Majestät der Kaiser sind in diesem Augenblicke sehr beschäftigt, entgegnete Graf Mercy d'Argenteau.

— Nun dann will ich wieder gehen . . .

— Und warum wollen Sie nicht warten?

— Weil ich nichts so gründlich, als die Kunst des Antichambrirens verschmähe . . .

— Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, bat der Kammerherr und verfügte sich sofort in's Cabinet Seiner Majestät.

Und gleich darauf wurde er vorgelassen.

— Willkommen, Bürger Lucian, sagte der Kaiser, ihm freundlicher als je entgegenkommend. Wir haben

uns lange nicht gesehen. Du bist ein seltener Gast im Schlosse der Tuilerien . . .

— Ich bin kein Freund dieser Schlösser . . .

— Du bist auch nicht mein Freund!

— Ich habe aus den Gesinnungen meines Herzens, aus den Stimmungen meiner Sympathien niemals ein Geheimniß gemacht . . .

— Und weßhalb bist Du mein Feind?

— Weil Du Deine Mutter verleugnet hast!

— Ich liebe meine Mutter mehr, als jeder andere Sohn!

— Deine Mutter, Napoleon, ist die Revolution. Ihre Brüste haben Dich groß gesäugt und ihre Liebe zu Dir hatte Dich zum lebenslänglichen Consul der freien Republick emporgehoben. Dies hättest Du bleiben sollen. Bis zum achtzehnten Brumaire war keiner von Deinen Brüdern, kein Mensch in ganz Frankreich, Dir mit Leib und Seele mehr zugethan, als der „Bürger Lucian." Aber als Du freiwillig vom ersten Bürger eines freien Staates zum Kaiser eines unterjochten Volkes herabstiegst, kehrtest Du Deiner großen, ehrwürdigen, unsterblichen Mutter den Rücken zu und lehntest ihre Liebe durch Undank.

— Meine Mutter ist, wie die Deine, Lätitia Ramolino, die ich zur Versehung aller Armen, zum Schutzgeiste aller Hülfsbedürftigen, zur bona dea aller Anstalten christlicher Milde und Menschenliebe gemacht. Frankreich wird unsere Mutter segnen, wie ganz Rom einst die Mutter seiner Gracchen gesegnet hat.

— Die Gracchen waren Freunde des Volks . . .

— Und liebe ich nicht auch mein Volk?

— Du liebst nur Dich selbst, Napoleon!

— So ungestraft darf dies nur Der behaupten, den das Schicksal zu meinem Bruder gemacht. Lucian, wie sehr verkennst Du mich! Auch ich will nichts Anderes, als das Heil und den Ruhm Frankreichs. Das Volk ist groß und edel; aber blind, wie jede große Masse, ließ es sich zu allen Zeiten von einer Handvoll ehrgeiziger Ränkemacher zum Spielball ihrer eigennützigen Pläne mißbrauchen und sank, betäubt vom Pompe hohler, windgefüllter Phrasen, zum gutmüthigen Affen herab, der aus der glühenden Asche des allgemeinen Umsturzes der Dinge die gebratenen Kastanien für den unersättlichen Hunger ihres Ehrgeizes herausgeholt. Verführt und betört hat das arme Volk den Schmeichelworten seiner Verführer geglaubt und von Verbesserung seiner materiellen Noth geträumt, ohne zu ahnen, daß es immer tiefer und tiefer in den Schlamm des Elends, in den Sumpf des Jammers hineingerieth. Das arme, arme, schwer betrogene Volk! Ich, Bürger Lucian, kenne kein anderes Streben, als das: es glücklich zu machen. Alles für das Volk, nichts durch das Volk! O mein Volk, mein großes Volk! Ich will Dich durch Krieg zum Siege, durch Nacht zum hellsten Sonnenlichte führen.

— Was gewinnt das arme, schwer betrogene Volk bei den Planen Deiner nimmersatten Eroberungssucht?

— Ruhm, Bürger Lucian, Ruhm, und immer wieder Ruhm! Ein Volk ohne Ruhm iſt ein Tempel ohne Gott, und darum halte ich für die Exiſtenz jedes Volkes den Ruhm eben ſo nothwendig, als die Nothwendigkeit eines Gottes!

— Du führſt die Söhne des Vaterlandes in Hunderttauſenden zur Schlachtbank hin. Du raubſt der Mutter ihren Sohn, dem Weibe ihren Gatten, dem Kinde ſeinen Vater und treibſt ſie alle in ferne Länder hinaus, um Deiner Krone neuen Glanz zu verleihen und Deinem Ohre den Genuß eines anbefohlenen Te Deum zu verſchaffen. Welch' ein Stolz! Welch' ein Glück! Feile Schmeichler ſtreuen Dir Maſſen von Weihrauch und umflechten Deine geſalbte Stirne mit Lorbeer, der leider nur zu bald verwelken wird.

— Ich kann nicht leugnen, Bürger Lucian, daß es Leute giebt, die mir, wie jedem andern Fürſten im Beſitze großer Macht, feilen, faden, abgeſtandenen Weihrauch ſtreuen. Dieſe Leute, Freund, ſind verächtliche Heuchler! Heute von der Höhe meines Thrones herabgeſtürzt, würden dieſe Elenden, die mich geſtern noch in den Himmel gehoben, morgen zu ſich in ihren eigenen Schlamm herunterzerren. — Das weiß ich und darum verachte ich dieſe Heuchler. Aber noch viel verächtlicher als dieſe Fürſtenſchmeichler ſind die Hofſchranzen des Volkes, die Speichellecker der Grapule, die Anbeter des großen Molochs, welcher „Pöbel" heißt, dem ſie ihre innerſten Ueberzeugungen, ihre wahren Geſinnungen opfern, um ſich von den Schultern, dieſes zorn-

ſchnaubenden, feuerſpeienden, furchteinjagenden Götzen emportragen zu laſſen zu einer Höhe, die ſie ohne die brutale Gewalt der großen Maſſe, ohne die entfeſſelte Macht der rohen Fäuſte, niemals erreichen könnten. — Zu allen Zeiten gab es Regierende und Regierte, Herrſcher und Unterthanen, Hirten und Heerden. Zu allen Zeiten haben ſich die Völker gegen ihre Fürſten aufgelehnt, und zu allen Zeiten haben die Fürſten ihre ganze Macht aufgeboten, ihre aufrühreriſchen Unterthanen in die Schranken des in der Natur begründeten Gehorſams zurückzuwerfen. Dieſer Kampf iſt ſo alt als die Welt. Perſeus, welcher der Meduſa das Haupt abgeſchlagen, der Ritter Sanct Georg, welcher den Drachen erlegt hat, ſind nichts Anderes, als die alten, ſtets in neuer Form wiederkehrenden Allegorien jenes ewigen, nie zu Ende geführten Kampfes. Perſeus wie Sanct Georg iſt die Perſonification des Herſcherthums; Meduſa und der Drache ſind die Schreckbilder des Aufruhrs und der Anarchie, deren Anblick alles verſteinert, deren Empörungsgeiſt Alles zermalmt. Mit ſtarker Hand habe ich die Hydra der Revolution erwürgt, mit ſtarken Füßen den Lindwurm der Anarchie in den Staub getreten. Doch ſage ich nicht, daß ich ſie für alle Zeiten unſchädlich gemacht. Noch oft werden ſie ſich von Neuem aufbäumen und ihr ſchreckenerregendes Furienhaupt erheben; doch ſo lange ich noch lebe, Bürger Lucian, will ich ſie niederhalten mit aller Kraft, die mir mein Schwert, mit dem ganzen Muthe, den mir die Vorſehung zum Wohle Frankreichs verliehen hat. Der Fürſt muß be-

fehlen, das Volk muß gehorchen; umgekehrt wäre es eben so großer Blödsinn, als wenn der Hirt seiner Heerde gehorchen müßte. Das kann, das darf nicht sein! Das blanke Schild, mit dem ich, ein neuer Perseus, gegen die Medusa der Empörung ankämpfte, ist das Gesetz, das keusche, unantastbare, über Alles heilige Gesetz. Ich selber füge mich diesem Gesetze, denn vor dem Gesetze — das ist mein kaiserlicher Wille! — soll Jeder, der letzte Bettler, wie der erste meiner Marschälle, gleich sein.

— Auch ich, Napoleon, ehre in jedem weisen Gesetze die heilbare Schranke gegen Willkür, gleichviel, ob sie von oben oder unten, vom Throne herab oder in den Schichten des Volkes sich geltend zu machen versucht. Aber das oberste Gesetz ist des Volkes Wohl, des Volkes Heil!

— Ich habe es Tag und Nacht vor Augen und biete alle Kräfte meines Willens auf, um mein Volk so groß und glücklich, so geachtet und gefürchtet zu machen, als es verdient. — Ich habe Dich rufen lassen, Lucian, um Dir eine neue Bürgschaft meines Strebens zu geben, jenes Volk, dessen Schicksal die Vorsehung in meine Hände gelegt, so glücklich zu machen, wie die große Nation. In Folge des Friedens von Tilsit sind mir im Herzen von Deutschland, an der Elbe und Weser, neue Ländertheile zugefallen, die ich in ein Ganzes verschmelzen will, welches Königreich Westphalen heißen soll. Dies neue Reich weiß ich in keine besseren Hände, als in die Deinigen zu legen. Dir, der Du das Volk

mehr als Dich ſelber liebſt, verſchaffe ich dadurch Spielraum und Gelegenheit, mir und ganz Europa zu beweiſen, daß Du würdig biſt, der treue Hirte einer treuen Heerde, der geliebte König eines geliebten Volkes zu ſein. Sprich, Lucian, willſt Du dies ſein?

— Sire, ich mag nicht König ſein, erwiderte der ehrliche Republikaner, der keinen Augenblick darüber unentſchloſſen war.

— Wie, Bruder, Du verſchmähſt eine Krone?

— Weil ich es vorziehe, das zu bleiben, was ich bin: ein freier, gänzlich unabhängiger Mann!

— Und wer kann wohl unabhängiger als ein König ſein?

— Hängt er nicht von der Macht und dem Willen, ja ſelbſt von den Launen ſeines Volkes ab?

— Und dies iſt das Volk, das Du liebſt, deſſen Rechte Du vertheidigſt?

— Die Völker haben ein Recht, ihre Könige zu haſſen.

— Und warum?

— Weil ſie die Macht, die ihnen vom Volke verliehen iſt, nur allzuoft mißbraucht haben. Dieſer Henry Grégoire hatte ein Recht zu behaupten, daß die Geſchichte der Könige das Märtyrerbuch ihrer Völker iſt.

— Du biſt weiſe, Du biſt gerecht, Du wirſt Deine Macht nicht mißbrauchen . . .

— Ich danke für Deine gute Meinung, mein Bruder, doch bin ich zu ehrlich gegen mich ſelbſt, um ſie

mit Dir theilen zu können. Ich bin nur ein Menſch und habe meine Schwächen, wie Du ſie haſt.

— Auch jedes Volk hat ſeine Schwächen, ſeine Thorheiten, ſeine Irrthümer . . .

— Der Einzelne kann irren, doch nie das ganze Volk! Doch auch zugegeben, daß es ſeine Schwäche habe, ich fühle mich nicht ſtark genug, um gegen das, was Du Schwäche des Volkes nennſt, ſiegreich anzukämpfen. Seit Jahrtauſenden ſpinnt ſich durch die Geſchichte aller Nationen, durch das Bewußtſein aller Völker, die Idee der Freiheit als rother Faden fort. Die Fürſten können dieſen Faden zerſtückeln und verkürzen, aber keine Macht der Welt kann ihn ganz und gar vernichten. Der Durſt nach Freiheit iſt ſo gerecht und natürlich, daß ich ſie keinem Volke, wäre es noch ſo groß, wäre es noch ſo klein, vorenthalten könnte, ohne mir darüber Gewiſſensbiſſe zu machen.

— Lucian, überlege reiflich, was Du ausſchlägſt! Ein Königreich von zwei Millionen Menſchen, die Du glücklich machen kannſt . . .

— Du ladeſt mir durch dies Geſchenk eine Laſt von Sorgen auf, zu deren Uebernahme meine Schulter ſich zu ſchwach fühlt . . .

— Joſeph regiert in Spanien, der ſchwache Louis beherrſcht Holland, Murat lenkt Neapels Geſchick, mein Stiefſohn, der tapfere Eugène, iſt Vicekönig von Italien. Eliſe und Pauline, zwei ſchwache Frauen, beherrſchen ihre Länder eben ſo leicht, als ihre Gatten, und

nur Du allein. Du, der ſtärkſte von Allen, fühlſt Dich zu ſchwach, um das Geſchick eines Volkes auf Deine Schultern zu nehmen, nicht ſtark genug, um eine kleine deutſche Krone zu tragen?

— Ich ſage, wie jener Syndicus Manuel: „Sire, je n'aime pas les rois!“

Napoleons Geduld war nun zu Ende.

— Gut, Bürger Lucian, erwiderte er, durch deſſen Widerſpruch gereizt, gut, gut, bleibt immerhin, was Ihr ſeid: ein Zwitterding von Fürſt und Bürger, weder Fleiſch noch Fiſch, ein armſeliger Prinz von Canino, der ſich mit Künſten und Wiſſenſchaften beſchäftigt und es in beiden Sphären nicht weiter als in der Politik bringen wird, aus Mangel an Muth und Entſchloſſenheit, nach größeren Dingen zu ſtreben, als nach dem ſpottbilligen Ruhme eines paſſabeln Gelehrten, eines mittelmäßigen Dichters, eines langweiligen Romanſchreibers!

— Sire, die Ausbrüche Ihres unkaiſerlichen Zornes können mich nicht beleidigen. Eure Majeſtät werden in ihrer unfehlbaren Weisheit geruhen, Allerhuldreichſt einzugeſtehen, daß Napoleon der Große von Wiſſenſchaft, Literatur und Poeſie nicht viel mehr als Lucian, der kleine, ganz und gar unbedeutende Fürſt von Canino, von den Künſten der Kriegsführung verſteht . . .

— Ich traue mir, Bürger Lucian, wenigſtens ſo viel geſundes Urtheil zu, um behaupten zu dürfen, daß

Euer Roman „Stellina“*) mindestens eben so verunglückt als Euer Heldengedicht „Charlemagne“**) ist . . .

— Sire, ich werde mich bemühen, in Zukunft Besseres zu leisten . . .

— Doch fürchte ich, daß es Euch schwer gelingen wird . . .

— Auch dem großen Kaiser ist nicht Alles gelungen . . . hat doch auch er von der Höhe des Thrones sich herabgelassen, um Melpomenens Gunst zu betteln. — Der Bürger Lucian erlaubt sich, Eure Majestät an ein gewisses Trauerspiel zu erinnern, das auf den Namen „Hector“ hört und bei der Aufführung Schiffbruch gelitten, oder wie die galante Kritik geheuchelt, einen succès d'estime davongetragen hat . . .

— Jenes Machwerk ist von Luce de Lancival und nicht von mir . . . ich, mein strenger Bruder, hatte dem Dichter nur den Plan dazu geliefert . . .

---

*) Dieser Roman erschien ohne Namen des Verfassers unter dem Titel: „La Tribu indienne, ou Edouard et Stellina.“ par le Citoyen) L(ucien) Bonaparte) zu Paris im Jahre 1799 in zwei Bänden. Dieses Werk ist ziemlich selten geworden, weil der Verfasser es bald nach dem Erscheinen dem Buchhändler Honnert wieder entzogen hatte. Erst drei Jahre später erschien es sehr verändert als eine Uebersetzung aus dem Englischen der M. S. Helmes unter dem Titel: „Les Ténédares ou l'Européen et l'indienne“ bei Chaumerot.

**) „Charlemagne ou l'église délivrée,“ poëme en XXIV chants, erschien zwar erst nach dem Sturze des Kaisers (London 1814. 2 Bde. 4.), doch mögen einzelne Bruchstücke daraus seinem Bruder schon damals bekannt gewesen sein. Dies Gedicht ist in der That ziemlich inhaltleer.

— Die boshafte Stadt Paris wollte behaupten, ganze Scenen jenes Meisterwerks seien ein ausschließliches Eigenthum Eurer glorreichen Majestät . . .

— Nun ja, ich mag's nicht leugnen! Aber nicht das Dichten, nur das Handeln ist mein Element! Doch, um wieder auf Ernsteres zurückzukommen. Schon früher hatte ich Dir den Thron von Spanien und die Krone von Italien angeboten unter der Bedingung, Dich zu trennen von Madame Jouberteau, die mir für Dich nicht ganz geeignet schien. Jetzt habe ich mich eines Bessern belehren lassen und wünsche Dir von ganzem Herzen Glück zu einer Ehe, die Dich, wie es scheint, vollkommen glücklich macht . . .

— So ist es in der That!

— Eh bien, behalte Deine Frau und nimm von Deinem Bruder als nachträgliches Hochzeitsgeschenk das Königreich Westphalen an.

— Zürne mir nicht, mein Bruder, wenn ich wiederhole, was ich Dir frei und unumwunden gestanden habe: ich kann, ich mag nicht König sein!

— Nun wohlan, dann ist dies erquickliche Gespräch zu Ende.

Lucian machte eine kurze Verbeugung und wollte abtreten.

Der Kaiser aber hielt ihn zurück.

— Lucian, ich kann Dich nicht von mir scheiden sehen, ohne Dir zu sagen, daß es mir aufrichtig leid thäte, wenn eine meiner Aeußerungen hinsichtlich Dei-

nes Talents und Berufs zur Literatur und Poesie Deine Eitelkeit irgendwie verletzt haben sollte. Es war nicht so bös gemeint. Das, was zwei Brüder, die sich wechselseitig achten, unter vier Augen im Aufwallen des Zornes sich gesagt haben, braucht nie ein Dritter zu erfahren, und gern vergiebt Einer dem Andern. Nicht wahr? fragte Napoleon, ihm mit seinem Alles gewinnenden Blick tief in's Auge schauend.

— Sire, so denke auch ich, entgegnete der kalte Republikaner und verließ das Gemach.

— Welch' ein Charakter! sprach der Kaiser nachdenkend vor sich hin. So weichherzig und doch so hartnäckig, so schwach und doch so stark, so ehrgeizig und doch so anspruchslos! Dieser Bürger Lucian, der drei Königskronen ausgeschlagen hat, ringt um die Palme der Dichtkunst, und wenn die Muse ihm einmal freundlich zulächelt und einen großen Gedanken in die Seele haucht, dann lebt der Name des Dichters vielleicht länger als der des Kaisers. O wer doch auch Dichter wäre! fuhr er fort, stellte sich an's Fenster und trommelte mit den Fingern auf der Spiegelscheibe jenen Lieblingsmarsch, unter dessen Klängen er, ein zweiter Hannibal, über die Alpen triumphirend in das Herz von Italien eingezogen war.

Dann versank er in trübes Nachdenken.

VII.

Sechs Wochen nach jener Unterredung (wir wollen nicht entscheiden, welchem dieser beiden Brüder sie zu größerer Ehre gereicht) ließ der Kaiser seinen jüngsten Bruder rufen.

Jérôme, in Allem das Gegenspiel des Bürgers Lucian, war trotz der republikanischen Erziehung, die er sowohl im elterlichen Hause als im Collège du Juilly erhalten hatte, ein eingefleischter Gegner der Republik, ein Feind der demokratischen Staatsform, ein Anhänger der Aristokratie im ganz gewöhnlichen Sinne dieses — wohl nicht mit Unrecht — anrüchig gewordenen Begriffs. Ganz Lebemann, gab es für ihn kein höheres Vergnügen, als Genuß, und keinen andern Genuß, als Vergnügen. Sybarit vom Scheitel bis zur Fußsohle, kannte er von den vier Cardinaltugenden, die der grundehrliche Heide Plato im vierten Buche seiner Republik als „Weisheit, Mäßigung, Tapferkeit und Gerechtigkeit" aufführt, keine einzige; von den sieben Hauptsünden aber, die nach der Ansicht der Scholastiker in „Eitelkeit, Trägheit, Neid, Zorn, Geiz, Unmäßigkeit und Wollust" bestanden, wenigstens die drei letzten; doch läßt es sich nicht leugnen, daß im Orchester seiner Sünden die letzte derselben, Dame Wollust, die erste Geige spielte. Sie war das Alpha und Omega in seinem Dasein, die höchste Staffel des Vergnügens, die Quintessenz aller irdischen Seligkeiten. Er liebte das

ſchöne Geſchlecht und wünſchte oft, türkiſcher Sultan zu ſein, um die Genüſſe eines wohlbeſtellten Harems aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Aus dieſem Grunde war er, der eigentlich gar keine Religion beſaß, ein Anhänger Mahomeds und ſeines Korans, der jedem gläubigen Muſelmanne das Recht einräumt, ſich mindeſtens eben ſo viele Frauen zu halten, als es Jahreszeiten giebt, was doch einigermaßen Abwechſelung gewährt, und in Jérôme's Augen jedenfalls weit vernünftiger, als die unerträgliche Einförmigkeit der chriſtlichen Monogamie war.

— Der Kaiſer, ſagte er einſt zu Le Camus, liebt ſeine Soldaten, Joſeph ſeinen Marſtall, Lucian ſeine Bibliothek und Louis ſeinen Weinkeller. Die Neigung des Letztern theile auch ich, aber mehr als Alles liebe ich einen Flor ſchöner Frauen, ein Treibhaus lebendiger Blumen, ein comfortables, ächt türkiſches Serail. Denn was iſt Leben ohne Liebe? Ein Tag ohne Sonne, eine Nacht ohne Mond, ein Wald ohne Nachtigallenſchlag!

Das war die ganze Philoſophie dieſes Epikuräers, der, eingedenk des Horaziſchen Spruchs: daß ohne Bacchus auch die heißeſte Liebe erkalten müſſe, nebenbei noch Feinſchmecker und Verehrer jener ſchönen Gottesgabe war, durch deren Anpflanzung ſich Papa Noah ein ſo unſterbliches Verdienſt um die ganze Menſchheit erworben hat.

— Wenn irgend eine Notabilität der Bibel eine Stelle in unſerm Panthéon verdient, ſagte Jérôme zu

Pigault-Lebrun, ſo iſt dies kein Anderer, als der Sohn Lamechs, dieſer „ehor Noë," der den erſten Weinſtock gepflanzt hat. Denn was iſt die Liebe ohne Wein? Eine Blume ohne Duft, eine Muſik ohne Melodie, ein Lied ohne Reim.

Außerdem liebte Jérôme weiter nichts als Aufwand, Verſchwendung und — wie uns bereits bekannt iſt — das Spiel, das hohe Spiel, mit welchem er die Zwiſchenacte ſeines wollüſtigen Lebens auszufüllen pflegte.

— Ich habe Dich rufen laſſen, Freund Taugenichts, ſprach der Kaiſer, um Dich noch einmal zu fragen, ob Du feſt entſchloſſen biſt, der Dame, die ich Dir vorgeſchlagen, Deine Hand zu reichen.

— Sire, ich heirathe Jede, die Sie wollen.

— Das hatte ich von Deinem Gehorſam vorausgeſehen und aus dieſem Grunde alles Nöthige zu Deiner nahen Vermählung vorbereitet. Hier auf dieſem Pulte liegt der Heirathscontract, ſagte Napoleon, auf ein Document weiſend, von dem nur das letzte Blatt aufgeſchlagen war. Du wirſt dies Papier ungeleſen unterſchreiben . . .

— Ungeleſen? ſtammelte Jérôme tief erſchreckt.

— Weigerſt Du Dich? fragte der Kaiſer.

— Nicht im Geringſten, Sire! Ihr Wille wird ſtets der meine ſein.

— Dort ſteht Dinte und Feder, Jérôme.

— Und hier, Sire, ſteht mein Name! ſagte der

Prinz, nachdem er den Contract in größter Eile unterzeichnet hatte.

— Gut, sagte Napoleon, das Document zusammenfaltend. In acht Tagen feierst Du Deine Vermählung . . . Nun, Freund Jérôme, kannst Du gehen.

Der gehorsame Bräutigam wollte sich entfernen.

— Halt, Monsigneur! Das Beste hätte ich beinahe vergessen. Als mein Wille Dich von Baltimore, aus den Armen jener armseligen Krämerstochter, nach Frankreich zurückrief, versprach ich Dir besser für Dich zu sorgen, als Dein bodenloser Leichtsinn es verdient . . .

— Dies waren die huldvollen Worte Eurer Majestät . . .

— Du sollst Dich bald überzeugen, daß ich Wort zu halten pflege. Aus den in Deutschland eroberten Fetzen habe ich ein neues Reich zusammengeflickt und diesem neuen Impromptu den Namen Westphalen beigelegt. Sag', wie gefällt Dir dieser Name?

— Ich höre ihn heute zum ersten Male.

— Zur Hauptstadt dieses neuen Königreichs Westphalen habe ich die ehemalige Residenz des eidevant Kurfürsten von Hessen, die gute Stadt Kassel erhoben . . .

— Auch dies Nest habe ich früher nicht gekannt . . .

— Bald sollst Du es näher kennen lernen, denn meine kaiserliche Huld hat dieses Nest zum zukünftigen

Aufenthalte des zukünftigen Gemahls der Signora Giuseppina Graffini auserkoren . . .

— Was hör' ich? Eure kaiserliche Majestät will mich, dem jüngsten und treuesten Ihrer Brüder, Ihren armen Benjamin, aus der Sonnennähe Ihres Hofes verbannen?

— Tel est notre bon plaisir!

— Gerechter Gott, Sire, was dort anfangen?

— Signora Graffini, Deine zukünftige Frau, wünscht vor ihrem Scheiden von der Bühne auf dem dortigen Hof-Theater eine Reihe von Gastvorstellungen zu geben und sich in ihren Glanzpartieen und Lieblingsopern von Cimarosa, Zingarelli, Portogallo und Traëtta hören und pflichtschuldigermaßen bewundern zu lassen. Du, Freund Jérôme, wirst Deine angebetete Frau Gemahlin als Cicisbeo begleiten und uns über den Erfolg ihres Gastspiels allwöchentlich mindestens einmal ausführlichen Bericht erstatten . . .

— Und dann?

— Alles Weitere, lieber Freund, ruhig abwarten . . .

— Irre ich nicht, so hatten Eure Majestät früher dieser Signora Graffini den Herzogstitel und eine Reihe von Besitzthümern am Comer See huldreichst zugedacht.

— Signora hat all' diese Geschenke abgelehnt!

— Welche Gans! dachte Jérôme unbedachtsamer Weise so laut, daß der Kaiser es gehört zu haben schien.

— Wie nennst Du das?

— Ich nenne das eine beispiellos großartige, eine wahrhaft rührende Uneigennützigkeit . . .

— Die ihrem Herzen zur Ehre gereicht! Du darfst Dir Glück wünschen zu dieser Heirath. Hier, mein Prinz, ist der von Ihrer Braut unterzeichnete Contract, sagte der Kaiser und zog aus der Brusttasche seiner grünen Uniform ein zweites Document hervor, das er in die Hände seines vor Schrecken halbbetäubten Bruders schob. Lies ihre Unterschrift und sei glücklich!

Jérôme entfaltete das Papier und warf einen resignirten Blick auf die letzte Seite des Contracts. Dort standen mit deutlich klaren Schriftzügen die Vornamen „Friederike Katharina" hingezeichnet.

— Majestät scheinen huldreichst geirrt zu haben. Dieser Contract ist nicht von Signora Giuseppina Grassini, sondern von einer gewissen Friederike Katharina unterzeichnet . . .

— Der Kaiser der Franzosen irrt niemals! Diese Friederike Katharina ist Deine Braut!

— Und wer ist diese große Unbekannte?

— Die Tochter eines meiner treuesten Verbündeten, die Tochter Friedrichs I., Königs von Würtemberg!

— O mein Bayonner Traum! rief Jérôme in höchster Extase.

— Du scheinst zu phantasiren, guter Jérôme. Ich kenne nur Bayonner Schinken . . . von Bayonner Träumen habe ich bis zu diesem Augenblicke nichts gehört.

— In Bayonne träumte mir ſchon vor drei Jahren, die außerordentliche Huld und Gnade meines Bruders habe mich mit einer ſtolzen Königstochter vermählt und mich zum Herrſcher eines neugeſchaffenen Königreichs erhoben...

— Dieſer Traum ſoll zur Wahrheit werden. Der Bräutigam der Prinzeſſin Katharine von Würtemberg iſt, von dieſem Augenblick angefangen, König von Weſtphalen!

— Vive l'empereur! rief die neugeſchaffene Majeſtät und ſank auf beide Knice, um ihrem großen Bruder für dieſe neuen Zeichen ſeiner kaiſerlichen Huld zu danken.

— Stehen Sie auf, König von Weſtphalen! In zehn Tagen wird Ihre Vermählung in Paris gefeiert.

— Napoleon iſt ein Gott und ich — Glücklichſter der Glücklichen — bin ſein Bruder! rief Jérôme außer ſich vor Freude und wollte eben einen neuen Fußfall thun.

— Eure Majeſtät, ſprach der Kaiſer, ihn davon zurückhaltend, werden ſich Ihre Herren-Beinkleider ruiniren. Unterlaſſen Sie dieſe Kinderei und verfügen Sie ſich von hier geraden Weges zur Kaiſerin-Mutter, die für ihren Benjamin ein Wort der Fürſprache eingelegt hat. Dieſer Fürſprache verdanken Sie Ihren Thron! Fünf Könige und zwei Großherzoge ſollen die Schleppe jener frommen Madonna tragen, die das Schickſal zu meiner Mutter gemacht. Ueberbringen Sie

ihr unſere ehrfurchtsvollen Grüße, ſchloß Napoleon und entließ mit dem huldvollſten Lächeln den König von Weſtphalen.

Dieſer begab ſich zur Kaiſerin-Mutter.

VIII.

Am 22. Auguſt wurde in der Notre-Dame-Kirche zu Paris die Vermählung Jérôme's, Königs von Weſtphalen, mit Katharina, Prinzeſſin von Würtemberg, vollzogen und im Schloſſe der Tuilerien mit dem größten Pompe gefeiert.

Unter den von Jérôme eingeladenen Hochzeitsgäſten befanden ſich ſeine zwei vertrauteſten Freunde, Le Camus und Pigault-Lebrun. Den Erſtern hatte er Tags zuvor zum Privatſecretair, den Letztern zum Vorleſer ernannt. Am Tage der Hochzeit ſagte der König, kurz darauf, als er aus der Kirche heimgekehrt war:

— Meine zweite Frau, Freund Le Camus, iſt zwar bei Weitem nicht ſo ſchön und ſanft, als die erſte; doch ſcheint ſie mir viel üppiger und nicht ſo langweilig als die gute Eliſabeth zu ſein. Die arme Frau! Was mag ſie wohl jetzt machen? Ob ſie noch manchmal an mich denkt?

— Einen Mann Ihres Gleichen vergißt man nicht ſo leicht! erwiderte der freche Schmeichler. Miß Pat-

terſon wird jetzt daheim im einſam-abgelegenen Hauſe ihrer Eltern ſitzen, ihrem Mädchen das Mäschen wiſchen, oder die Zöpfchen drehen, dabei an den liebenswürdigen Vater denken, ſchluchzen, vielleicht gar weinen — denn Letzteres ſchien ſchon damals ihre Lieblingsbeſchäftigung zu ſein — dann wird ſie einen Blick auf ihr Crucifix werfen und ſich zu tröſten ſuchen, ſo gut es geht.

— Passons-la-dessus! ſagte Jérôme, der, zum erſten Mal in ſeinem Leben von einer Anwandlung ungeheuchelter Wehmuth übermannt, auf dem Punkte ſtand, eine Thräne zu vergießen.

— Vive l'amour! Vive la joie! rief Vigault-Lebrun und wußte dem ernſt gewordenen Geſpräche augenblicklich eine heitere Richtung zu geben. Wenn mich nicht Alles trügt, fuhr er fort, ſo werden Sie mit Ihrer neuen Gemahlin viel glücklicher als mit Ihrer erſten leben. Die Prinzeſſin ſcheint ſehr aufgeweckten Geiſtes und . . .

— Viel gebildeter zu ſein, als ich einer deutſchen Fürſtentochter jemals zugetraut hätte, ergänzte Le Camus.

— Sie ſingt ziemlich hübſch . . .

— Spielt gut Klavier . . .

— Lächelt faſt immer! Eine heitere, wenn auch nur halbhübſche Frau aber iſt mehr werth, als eine Schönheit griesgrämiger Natur . . .

— Eine gleichmäßig gute Laune verleiht den Frauen . . .

— Einen mächtigern Reiz als alles Andere.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

— Ueberdem ſcheint ſie mit Leib und Seele Franzöſin zu ſein. Sie ſpricht unſere Sprache ziemlich elegant und . . .

— Hat eine recht artige Mitgift mitgebracht . . .

— Was allerdings auch ſein Schönes hat!

— Ueberdies ſind Sie König von Weſtphalen . . .

— Und haben alſo durchaus keinen Grund . . .

— Mit der Veränderung Ihrer Lage unzufrieden zu ſein.

— Wir wollen alſo recht luſtig ſein und nicht . . .

— Mit den Bildern trauriger Vergangenheit . . .

— Den lachenden Horizont der Gegenwart trüben . . .

— Sondern gänzlich unbekümmert um die Zukunft . . .

— Jeden Augenblick der kurzen Gegenwart genießen!

— Ihr habt Recht, meine Freunde, ſagte Jérôme und überließ ſich von dieſem Augenblicke angefangen wieder ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit.

Achtung vor der Lebensklugheit dieſes überaus würdigen Kleeblattes! Dieſe Drei paßten zu einander, wie zwei Zeiger zu der Uhr. Das, was Le Camus nicht wußte, kannte Pigault-Lebrun. Sie ergänzten und commentirten ſich gegenſeitig und wußten ſich ihrem Herrn und Gebieter ſo nothwendig und ſo unentbehrlich zu machen, daß der König von Weſtphalen ohne dies Dioscuren-Paar ebenſo wenig, als daſſelbe Pärchen ohne Seine Majeſtät exiſtiren konnte. Seit dem Augen-

blicke ſeiner Erhebung waren ſie beide die unzertrennlichen Begleiter und Vertraute. Keiner hatte ein Geheimniß vor dem Andern. Alle Drei waren Ein Herz, Eine Seele, Ein Gedanke, ein einſtimmiger Dreiklang, denn Jeder war ein ... aimable vaurien!

IX.

Einige Tage nach Jérôme's Vermählung mit Katharine von Würtemberg hatte der junge Ehemann durch Pigault-Lebrun, der als Schöngeiſt und beliebter Schriftſteller mit allen Damen vom Theater auf höchſt vertrautem Fuße ſtand, die reizende Bekanntſchaft einer jungen, mehr als liebenswürdigen Dame gemacht. Sie hieß Joëline, war ein Quodlibet aller Reize, nebenbei Schauſpielerin und Gemahlin des ſchon ziemlich bejahrten Balletmeiſters Aumer. Der gute Lebrun ſchien von der Schönheit dieſer pikanten Frétillon (denn ſo nannte er ſie) dergeſtalt hingeriſſen, daß, ſo oft von ihr die Rede war, er in Ermangelung eines Beſſern ſeine ſündigen Fingerſpitzen zu küſſen, und wie ein entzückter Muſelmann „Masch Allah!“ (Wunder Gottes) ausrufend, ſo tief ſich zu verneigen pflegte, daß ſein ziemlich langes, achtunggebietendes Naſenrohr, faſt den Fußboden berührte.

Ein von Zärtlichkeit überfließendes Billet, begleitet von einem Halsgeſchmeide, das unter Brüdern ſeine

zehntausend Francs werth war, hatte dem Prinzen viel schneller, als er gehofft, eine äußerst bequeme Chaussée zu ihrem gefühlvollen Herzen angebahnt. Joëline, bezaubert von der Großmuth ihres hochgestellten Anbeters, gestattete ihm zwei Tage später das erste Stelldichein im Garten des Luxembourg-Palais, in der Allée des veuves (obgleich sie leider noch nicht Witwe war). Später traf man sich abwechselnd in der Wohnung der Herren Le Camus und Pigault-Lebrun, oder in einem der stillverschwiegenen Gesellschaftszimmer irgend eines Restaurant des Palais royal, das, beiläufig erwähnt, während der Kaiserzeit „Palais du Tribunal" hieß.

Am Vorabende seiner Abreise nach Kassel ließ König Jérôme seinen Freund und Vorleser, der ihm trotz dieses Titels bis zu dieser Stunde noch keine Zeile vorgelesen hatte, zu sich rufen.

— Weißt Du noch, fragte er ihn, was ich Dir früher einmal zugesagt hatte?

— Wenn Sie die Regierung Ihres neuen Reiches antreten, dann wollten Sie mich zu Ihrem ersten Staatssecretair ernennen.

— Dieser Posten, guter Freund, ist seit einer Stunde vergeben.

— Und darf man erfahren, an wen?

— Ich habe ihn unserm gemeinschaftlichen Freunde Le Camus anvertraut.

— Welch ein Glück für diesen Taugenichts! Was soll nun aus mir werden?

— Dich mache ich zu meinem erſten Biblio-thekar . . .

— Jérôme, Majeſtät wollte ich ſagen, erlauben Sie ihrem unterthänigſten Bibliothekar, Sie in tiefſter Ehrfurcht umarmen zu dürfen.

— Nur zu, mein Freund, nur zu! Oder glaubſt Du, daß ich, ſeitdem mein Bruder mir einen Thron geſchenkt, meinen alten Freunden gegenüber ſtolz und weniger freigebig geworden ſei? Euch gegenüber bleibe ich der Alte. Apropos, biſt Du mit einem Jahrgehalte von zehntauſend Francs zufrieden?

— Vollkommen, Sire, vollkommen! Aber höre, guter Jérôme, was wird der Kaiſer dazu ſagen?

— Auf wiederholtes Bitten hat er meine Wahl gebilligt . . .

— Ich werde nächſtens ein Gedicht darauf machen. Du folgſt mir alſo nach Kaſſel?

— Ich folge Ihnen, wohin Sie wollen!

— Abgemacht! Nun aber habe ich eine kleine Bitte an den Bibliothekar des Königs . . .

— Wünſchen Sie irgend ein Buch von mir?

— Ich denke an etwas ganz Anderes. Eile ſo-gleich zu unſerer kleinen Joëline, ſage ihr, daß ich morgen auf Befehl des Kaiſers ſie auf lange Zeit ver-laſſen und mich nach der Hauptſtadt meines Reichs be-geben muß . . .

— Wie, ſchon morgen?

— Mit dem Glockenſchlage Zehn! Sage unſerer vielgeliebten Joëline, daß ich ſie vor meiner Abreiſe

um jeden Preis noch einmal ſehen, noch einmal ſprechen muß.

— Gut, aber wo?

— Bei dem neuen Reſtaurant im Palais-Tribunal . . .

— Und wann?

— Freilich erſt nach Mitternacht, denn heute iſt mir und meiner Gattin zu Ehren ein großer Hofball; da darf ich durchaus nicht fehlen.

— Nach Mitternacht? Das wird nicht gehen . . .

— Es muß gehen!

— Es muß? Ei da ſieht man doch gleich, daß Sie König geworden ſind! Ihr erſter Bibliothekar wird ſich indeſſen alle Mühe geben, Sie in den Beſitz des gewünſchten Buches zu ſetzen, denn ſicher haben Sie darin irgend eine wichtige Stelle nachzuſchlagen und der Wunſch Eurer Majeſtät . . .

— Ich glaube gar, der Patron will ſich über mich luſtig machen? Majeſtät!!! Weißt Du, daß dieſes Wort aus Deinem Munde, wie eine boshafte Ironie, wie eine ſchändliche Verhöhnung klingt? Reſpect, mein Herr Bibliothekar, Reſpect! Nun aber mache, daß Du fortkommſt. Noch Eins, mein lieber Lebrun! Sage unſerer kleinen, ſpitzbubenäugigen Joſéphine, daß der König von Weſtphalen unmöglich von ihr ſcheiden kann, ohne ihr Lebewohl zu ſagen und ein kleines Andenken einzuhändigen. Glaubſt Du, daß dies ziehen wird?

— Sie kommt, ſie kommt! Verlaſſen Sie ſich

auf mein Wort! Das Buch zum Nachschlagen wird herbeigeschafft.

— Also auf fröhliches Wiedersehen nach Mitternacht.

— Und Vigault-Lebrun rannte fort, um sogleich die nöthigen Anstalten und Vorkehrungen zum Stelldichein zu treffen.

Gleich darauf erschien Meister Le Camus.

— Was bringst Du mir, Freund Staatssecretair?

— Eine Welt voll sehnsüchtig-heißer Liebesgrüße . . .

— Von wem?

— Und Sie können noch fragen? Von wem anders, als von der schönen Felicitas, der reizenden Philomele, die durch die Frühlingsfrische ihrer Stimme und durch die Sommerreife ihrer Schönheit alle Herzen bezaubert, doch nur Sie, nur Sie allein erhört . . .

— Das Letztere, Freund, glaube der Teufel! Ich für meinen Theil glaube an die Treue dieser Nachtigall eben so wenig, als an die jeder andern Frau. — Doch, was schadet das? Sind wir Männer denn nicht auch untreu? Wir schlagen uns also beiderseitig nur mit gleichen Waffen. Doch um auf unsere Italienerin zurückzukommen . . . Signora Felicitas ist ganz das Widerspiel der kleinen Joëline: groß und mager, voll Gluth und Leidenschaft. Joëlinens kleine braune Augen leuchten wie Mondesstrahlen, die großen Augen der Blangini sind zwei feuerspeiende Berge, die uns mit unwiderstehlicher Gewalt in den Krater ihres unterirdischen

Feuers hinabziehen. Unsere schmucke Pariserin mit ihrem chiffonnirten Minetten-Gesichtchen ist eine beauté coquette; die große Turinerin mit ihren schwarzen Augenbrauen und ihrem olivenfarbigen Teint eine blitzende Schönheit, una bellezza fulgurante, wie wir Gersttaner sagen. Die niedliche Madame Aumer verhält sich zu der imposanten Signora Blangini wie ein kurzer Maimorgen zu einer langen Juninacht, wie Teil de Perdrix zu Lacrymä Christi, wie ein heiterer Gassenhauer Désaugiers zu einer erhabenen Ode Joseph Cheniers . . .

— Ein herrlicher Vergleich! Aber ist es erlaubt zu fragen, welcher dieser beiden Gattungen von Poesie Eure Majestät den Vorzug zu schenken geruhen? Der Ode oder dem Gassenhauer?

— Sie haben beide ihre reizenden Vorzüge. Beide ihre kleinen Schattenseiten. Das, was mich bei Signora Blangini am meisten abstößt, ist ihr Bruder Felix, der, dumm genug, mir gegenüber den Eifersüchtigen spielt und sich das Recht anmaßt, seine Schwester auf jede Art und Weise zu bevormunden. Signor Blangini ist ein eitler Geck, ein abgeschmackter Thor, der in der schönen Selbsttäuschung lebt, daß sich jede Frau — ja selbst seine Schwester — in seine schmachtenden Mienen, in seinen schmelzenden Tenor, in seine liebegirrenden Nocturnen rasend verlieben muß.

— Seine arme Schwester ist untröstlich, daß Eure Majestät nach Kassel gehen. Melden Sie dem Könige — so lautet der mir gewordene Auftrag — daß ich ihn

vor seiner Abreise noch einmal sehen und sprechen muß, um ihm zu sagen, wie tief es mich schmerzt, Seine Majestät auf lange Zeit — vielleicht für immer! — von mir scheiden zu sehen. Ich kann nicht leben ohne ihn, fügte sie mit centnerschwerem Seufzer hinzu.

— Das liebe, gute, äußerst gefühlvolle Wesen! Wenn nur dieser Bruder nicht so abgeschmackt eifersüchtig wäre!

— Was kümmert Sie dieser fade Geck? Heute Nacht, sagte sie zu mir, bin ich allein, ganz allein. Mein Bruder, fugte sie hinzu, hat eine Einladung nach Morfontaine erhalten und wird schwerlich vor morgen oder übermorgen von dort zurückkehren. Sagen Sie Seiner Majestät — so lautet wörtlich meine Mission — daß ich ihn heute Nacht bestimmt erwarte. Der König mag kommen, wann er will: er wird mir jeden Augenblick willkommen sein, sprach Signora, und deutlich bemerkte ich, wie ihr großes tiefdunkles Auge im Vorgefühle süßer Erwartung ganz Feuer und ganz Flamme war.

— Eh bien! erwiderte Jérôme, melde der guten Felicitas, daß ich ihrem Wunsche gemäß erscheinen werde, um mich bei ihr zu verabschieden; aber sage ihr auch, daß ich erst nach drei Uhr Morgens bei ihr eintreffen kann, weil ich — das brauchst Du ihr nicht zu sagen! — dem Pariser Gassenbauer, meiner kleinen Joëlne, ein Rendezvous nach Mitternacht gegeben, denn auch sie wird — wie Du leicht begreifen

kannſt! — über meine unerwartet ſchnelle Abreiſe zweifelsohne untröſtlich ſein.

— Die armen Frauen! Ich begreife ihren Schmerz vollkommen, denn nicht alle Tage fangen ſich im Garne ihrer Reize ſo großmüthige Anbeter (Gimpel, dachte er in ſeinem Innern) als Jérôme, König von Weſtphalen, ſagte Le Camus und empfahl ſich.

Gegen Mitternacht harrte, wie verabredet worden war, am Ende der Straße, in welcher Joſlinens Wohnung lag, ein Fiacre, vor welchem Herr Pigault-Lebrun, in einen vielkragigen Mantel eingehüllt (denn es war barbariſch kalt geworden), bald pfeifend, bald trällernd auf- und abging.

Fünf Minuten nach Zwölf erſchien die charmante Soubrette, dergeſtalt vermummt, daß Meiſter Lebrun ſie kaum erkannt hätte, wäre ſie nicht ſo artig geweſen, ſeinen Arm zu zwicken und ihm geheimnißvoll zuzuflüſtern:

— Me voilà, cher Papa!

Der Bibliothekar des Königs öffnete den Wagenſchlag und ſeine junge Freundin huſchte mit der Behendigkeit eines kleinen Wieſels in den Hintergrund. Der Wagen flog blitzſchnell von dannen.

— Nun erzählen Sie mir, liebe Freundin, begann Lebrun, ſeine Hände auf ihr Knie legend, wie Sie es angefangen haben, Ihren Herrn Gemahl aus dem Hauſe zu bringen.

— Der freundliche Zufall hat mich begünſtigt. Ein vieljähriger Freund meines Gatten ſieht heute

Nacht eine Spielgesellschaft bei sich. Natürlich, daß Herr Aumer dabei nicht fehlen darf, denn er liebt das alte Spiel mehr als seine junge Frau.

— Der alte Bösewicht! rief Pigault-Lebrun.

— Diese Zusammenkünfte beginnen nach dem Theater und dauern gewöhnlich bis fünf Uhr Morgens. Um Dich nicht zu stören, gutes Kind, sagte mein Tyrann, werde ich lieber erst zum Frühstück heimkehren.

— Herrlich! Herrlich! rief Lebrun, sich näher drängend.

— Unserm unsterblichen Napoleon, fuhr die kleine Joëlline fort, könnte ich übrigens mit kaltem Blute die großen Adleraugen auskratzen . . .

— Und woher mit einem Male diese Wuth?

— Wie kann er so bosshaft sein, seinen armen Bruder, den lieben lustigen Jérôme, nach dem verdammten Kassel zu schicken? Der arme Prinz! Er wird sich entsetzlich ennuyiren, um so mehr, da der Kaiser ihn, hinter seinem Rücken, mit einer langweilig-faden, christlich-germanischen Prinzessin verheirathet hat . . . Ich könnte rasend werden, mein Herr!

— Und warum, meine holde, süße Schelmin? Noch ehe drei Monate vergehen, haben wir in unserm Kassel ein französisches Theater, bloß Ihretwegen . . .

— Ah, Papa, das läßt sich hören!

Aber sagen Sie mir um Gotteswillen, warum nennen Sie mich denn immer nur Papa?

— Si, sind Sie denn nicht schon alt genug, um die ehrwürdige Stelle eines cher papa zu übernehmen?

— Ich bin nur dreißig Jährchen älter, als Jérôme.

— Nur dreißig Jahre! Ist das nicht vollauf genug, um in den Augen einer jungen Frau [illegible] ehrwürdig zu erscheinen? Lassen Sie sich sage[illegible]e ich die Männer — diese stolzen Herren der Schöpfung! — nach der Stufenleiter ihrer Lebensjahre eintheile. Im sechszehnten und siebzehnten Jahre heißt der Jüngling „Garçon," im achtzehnten „Diablotin," im neunzehn- „Diable" und im zwanzigsten „Jeune homme" — „Papillon" nenne ich ihn im 21. und 22., „Amoureux" im 23. und 24., „Lion" im 25. und 26., „Tigre" im 27. und 28., „Crâne" im 29. und 30. Jahre. Im 31. und 32. Jahre wird er „Monstre," vom 33. und 34. „Gouli," vom 35. bis zum 36. ist er „Marmotte." Im 37. Jahre wird er „Renaissance," im 38. „Rococo," im 39. „Encore jeune" und im 40. „Jeune encore!" Zum „Polisson" sinkt er von 41 bis 42, zum „Vaurien" von 43 bis 44, zur „Perruque" von 45 bis 47, zum „Roquet" von 48 bis 49 herab. Im fünfzigsten Jahre wird er „Ganache," im 51. „Ventru" im 52. „Cidevant-gaillard;" vom 53. bis 54. steigt er zur Würde eines „Cher papa," vom 55. bis 56. zur Höhe eines „Noble protecteur" empor. Im 58. Jahre wird er „Vieillard." — Im 59. „Antediluvien," im 60. endlich „Fossile." — Dann ist es aus mit ihm. Wie alt sind Sie, mein Freund?

— Das ist eine brennende Frage! Am 8. April

des nächsten Jahres trete ich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, in mein 55. Lebensjahr.

— Bis dahin also bleiben Sie „mon cher papa.“ Am 9. April rücken Sie dann zum „noble protecteur“ empor.

— Und Sie, meine Theure, bleiben nach wie vor meine liebe, kleine Frétillon*), sagte Pigault-Lebrun und stahl ihr einen Kuß, den sie sich nicht ungern rauben ließ.

So plauderten sie hin und her. Endlich hielt der Wagen vor dem Eingange des Palais-royal.

— Du wartest hier auf uns, sagte der „cher papa“ zum Fiacre, führte seine Dame zum neuen Restaurant und nahm dort zwei kleine Zimmer in Beschlag.

Und gleich darauf erschien der König.

— Ich suche Sie seit fünf Minuten in allen Sälen und erfahre erst jetzt von dem tölpelhaften Wirth, daß Sie sich in diesem Schlupfwinkel versteckt halten.

— Hier sind wir ungestört und ganz unter uns, erwiderte Pigault-Lebrun.

— Vor allen Dingen, meine angebetete Joëline, wollen wir ein frugales Abendbrot bestellen, sagte Jérôme und klingelte.

---

*) Der Urheber dieses in ganz Frankreich sehr gebräuchlichen Spitznamens einer leichtfertigen Frau ist der Graf Anne Claude Philipp de Caylus, der unter dem Titel „Histoire de Mademoiselle Cronel, dite Frétillon“ eine der beißendsten Satyren auf die berühmte Schauspielerin Clairon geschrieben hatte.

— Womit kann ich dienen? fragte der hereinstürzende Restaurant.

— Bringen Sie, ausgezeichneter Mann Gottes, das Beste und Feinste, was Ihre Küche und Ihr Keller aufzuweisen haben. Bringen Sie uns Austern, Trüffeln, Hummern, ostindische Vogelnester und die theuersten Leckerbissen, die Sie auftreiben können, aber schnell, schnell, denn wir haben Hunger, viel Hunger!

— Pyramidalen Hunger, ergänzte der Poet.

Der Wirth, hoch entzückt, so spät noch einen so außerordentlich freigebigen Gast bei sich zu beherbergen, stürzte hastig fort, um den ganzen Vorrath seiner Delicatessen herbeizuschleppen. Zum Glück war er mit Allem reichlich versehen.

— Hier, theure Joëline, bringe ich Ihnen eine Kleinigkeit, die Sie dann und wann an einen Freund erinnern möge, den das Schicksal und sein Bruder verurtheilt haben, als König von Westphalen in der guten aber höchst langweiligen Stadt Kassel residiren zu müssen.

Jérôme überreichte ihr ein Etui, in welchem ein Collier von Perlen, ein Paar Armbänder von Gold und Corallen, eine Brosche von Opal und eine Agraffe von den schönsten Diamanten lagen, die jemals aus den Händen eines Juweliers hervorgegangen sind.

— Sire, sagte Madame Aumer, diesen Schmuck mit ihren Blicken verschlingend, seien Sie überzeugt, daß es keines Andenkens bedurft hätte . . .

— Plaudern wir von etwas Anderem! unterbrach

ſie der König. Sagen Sie mir lieber, ob wir gleich mit Champagner anfangen, oder zuvor ein Glas Rheinwein verſuchen wollen?

— Eine Franzöſin trinkt nur Champagner, erklärte Joëline.

— Welch' rührender Patriotismus! rief der entzückte Bibliothekar und küßte ſeine Fingerſpitzen.

Der Wirth und zwei ſeiner dienſtthuenden Geiſter, nicht weniger flink und gewandt als Meiſter Puck im „Sommernachtstraum," erſchienen mit dem Vortrabe des Abendbrotes.

— Herr Wirth, rief Seine Majeſtät, einen Korb weißen und einen Korb rothen Champagner!

— Zwei Körbe Champagner! überlegte der Reſtaurant. Der gute Mann muß eine Quinterne gewonnen oder einen Schatz gehoben haben, ein Cröſus oder ein Spitzbube, ein verwunſchener Prinz oder ein leichtſinniger Abenteurer ſein, der — faſt fürchte ich das Letztere! mich zu prellen wünſcht. Wir wollen auf unſerer Hut ſein, murmelte er leiſe vor ſich hin und entfernte ſich kopfſchüttelnd wie eine Pagode von chineſiſchem Porzellan.

Doch jedem Verdienſte ſeine Krone! Die Speiſen waren durchgängig ſo ausgeſucht gut und fein, der Cyernay und Oeil de Perdrix ſo vortrefflich, daß die alten heidniſchen Götter, hätten ſie an dieſem Mahle theilnehmen dürfen, ihr Ambroſia und Nectar mit Vergnügen gegen dieſe Kunſtleiſtungen der irdiſchen Küche vertauſcht haben würden. Und hätte Jupiter, der alte

Don Juan, der vorſündfluthliche Lovelace, zwiſchen Hebe und Joëlinen zu wählen gehabt, der alte Herr wäre ein coloſſaler Schwachkopf geweſen, wenn er ſich auch nur einen Augenblick beſonnen hätte, welcher von beiden Huldgeſtalten der Vorrang gebühre. Und Ganymed! Was iſt jener abgeſchmackte Ganymed gegen Herrn Pigault-Lebrun? Schon nach der erſten Flaſche ließ er alle Fontainen ſeines ſprudelnden Witzes, alle Raketen ſeiner mouſſirenden Laune ſpringen und ſchüttelte Tauſend und Ein Bonmot aus dem Aermel heraus. Man aß und trank; man ſcherzte und lachte; man koſte und küßte.

Bei Letzterem kam Lebrun freilich zu kurz; dafür aber entſchädigte er ſich durch den Genuß des Champagners. Eine Flaſche war noch halb voll, als er ſchon die andere ihrer Feſſeln beraubte. Das Knallen der Pfropfen begeiſterte ihn. Er erſchöpfte die ganze Sparbüchſe ſeiner Lieder und war ſo ausgelaſſen luſtig, daß er ſelbſt mit dem Teufel und ſeiner Großmutter hätte Brüderſchaft trinken mögen.

Inmitten ſeines beginnenden Rauſches hatte ſich Joëline, unter dem Vorwande, ihr verlorenes Schnupftuch zu ſuchen, in's anſtoßende Gemach zurückgezogen. Jérôme folgte, um ihr zu leuchten.

Während dieſes ziemlich langen Intermezzo's unterhielt ſich Meiſter Pigault-Lebrun mit ſich ſelbſt und den lieben kleinen Teufelchen, die er, wie jener Don Cleophas, aus ihrem gläſernen Kerker befreite.

— Der gute Jérôme, lallte er halb angetrunken

vor ſich hin, bleibt verteufelt lange. Wahrſcheinlich findet er die Stelle nicht, die er ſucht. Der arme Mann! Wenn er ſich nur nicht durch das angeſtrengte Leſen die Augen verdirbt!

Aber wie doch beim Trinken und Koſen ſo ſchnell die Zeit verrinnt! Die kleine Joëline, die unterdeſſen ihr Schnupftuch gefunden hatte, kehrt mit Jérôme zu dem tapfer forttrinkenden Ganymed zurück. — Es ſchlägt Zwei und es iſt hohe Zeit, daß man dem Abſchiedsfeſte eine Grenze ſetze. Der König geruht zu ſchellen. Der Wirth überreicht unaufgefordert die Rechnung: ſie beträgt 432 Francs und 7 Centimes, denn Centimes dürfen bei Rechnungen dieſer Art durchaus nicht fehlen.

Jérôme greift in die Seitentaſche ſeines Rockes, um ſeine Brieftaſche hervorzuholen.

— Cinq cent mille moustaches! ruft er aus und ſchlägt ſo heftig auf die Tafel, daß eine Flaſche vom Tiſche und der ſchwerbetrunkene Bibliothekar vor Schreck vom Stuhle herunterfällt.

— Warum ſo ärgerlich? fragte Joëline.

— Mille huit cent sept diable! flucht Jérôme, ich habe die verdammte Brieftaſche in meinem andern Rocke, in meiner Galla-Uniform, ſtecken laſſen. Menſch, haſt Du Geld bei Dir?

— Keinen Liard! ſtotterte Herr Pigault-Lebrun. Mais qu'importe? Morgen früh, Herr Wirth, erhalten Sie Ihr Geld.

— Ich kenne Sie nicht, mein Herr. Wer sind Sie?

— Wer ich bin? Mort de ma vie! Ich bin mehr als Sie sind! Sie mein Herr, sind ein Flegel und sonst nichts, gar nichts, lallte unser Ganymed, welcher nicht mehr allzufest auf seinen Beinen stand. Sie wollen wissen, wer ich bin? Ich bin der Ober-Bibliothekar Seiner Majestät des Königs von Westphalen.

— So? brummte der ungläubige Wirth. Und dieser Herr da? fragte er, hohnlachend auf Jérôme weisend.

— Respect, Grobian! Dieser Herr da ist kein Herr.

— Nun, zum Teufel, was denn sonst?

— Dieser Herr da ist mein Gebieter!

— Und dies ist Alles?

— Dieser Herr da — betrachten Sie ihn genauer — ist ein gesalbtes Haupt, ist Seine Majestät der König von Westphalen, Jérôme der Gütige, Jérôme der Gerechte, Jérôme der Große.

— Mein Herr, das kann Jeder sagen.

— Nein, das kann nicht Jeder sagen. Das kann nur der behaupten, der es wirklich ist und der sein Königs-Patent in der Tasche hat. Sire, wo haben Sie ihre erlauchte Tasche? O ich Dummkopf, was sage ich? Majestät, wollte ich sagen, wo haben Sie Ihr Patent?

— Ei, was kümmert mich das Patent dieses

Herrn? Ich will ja nur mein Geld. Und wer iſt dieſe Dame da?

— Wie neugierig dieſer plumpe Schlingel iſt, lachte Pigault-Lebrun. Dieſe Dame da . . . Majeſtät, beſtellen Sie noch ein Fläſchchen Gift! . . . dieſe Dame da . . . Mann Gottes, wackeln Sie nicht . . . dieſe Dame da . . . aber, großer Gott, wie kann man ſo dumm ſein, ſeine Brieftaſche zu vergeſſen! . . . dieſe Dame da . . . ich könnte ſie auffreſſen vor Liebe! . . . iſt meine Großmutter.

— Jérôme und Joëline fingen hellaut zu lachen an.

— Herr, warum lachen Sie? fragte Lebrun den Reſtaurant.

— Ich lache nicht im Geringſten, Herr!

— Herr, verſchwinden Sie oder machen Sie ſich darauf gefaßt, ſich zum Fenſter hinausfliegen zu ſehen.

Der Wirth begab ſich in's Nebenzimmer und ſagte zu einem ſeiner Garçons:

— Hole möglichſt raſch unſern Nachbar.

Der Diener eilte wie ein Blitz die Treppe hinab. Unterdeſſen verſchloß der Wirth die Thüre, damit ſeine „ſaubern Gäſte", wie er ſie hieß, ihm nicht davonlaufen konnten.

Lebrun begann, als er die Thüre zum Ausgange verſperrt fand, einen Höllenlärm.

— Der freche Spitzbube hat uns eingeſperrt, rief der empörte Ober-Bibliothekar, drehte ſich um und ſchlug mit den Abſätzen ſeiner Stiefel dergeſtalt gegen die Thür, daß die Fenſterſcheiben klirrten.

— Dieu de Dieu, was nun anfangen? fragte Joëline, ſich dichter in die Falten ihres Shawls hüllend.

— Beruhigen Sie ſich, meine theure Freundin! Die Sache wird bald abgemacht ſein!

— Aufgemacht, Schurke, aufgemacht! Sonſt ſtecke ich Deine ganze Bude in Brand, ſchrie Lebrun, ergriff ein Licht und wollte die Gardinen anzünden.

— Biſt Du des Teufels? fragte Jérôme.

— Herr, laſſen Sie mich in Ruhe! Solche unerhörte Frechheit muß beſtraft werden!

In demſelben Augenblicke erſchien ein Polizei-Commiſſar in Begleitung eines andern Herrn. Der Letztere blieb draußen im Vorſaale.

— Dieſe ſaubern Nachtvögel da, ſagte der Wirth zum Commiſſar, haben bei mir ſoupirt, und jetzt, wo ſie ihre Zeche bezahlen ſollen, hat Keiner von Beiden einen Sou bei ſich.

— Wie viel beträgt die Zeche? fragte der Abgeordnete der Polizei.

447 Francs und 17 Centimes, erklärte der Reſtaurant, der allem Anſcheine nach gleich die Zinſen dieſer Schuld hinzugerechnet hatte.

— Gut, gut, ich bürge Ihnen dafür.

— Sie kennen alſo die beiden Herren?

— Ich habe das Glück, ſagte der Commiſſar, ſich ehrfurchtsvoll verneigend.

— Ihr Name, mein Herr? fragte Jérôme.

— Ich heiße Bongars, Majeſtät!

— Ich danke Ihnen, Herr Bongars, ſprach der

König und reichte seiner Dame den Arm, um sie hinauszuführen.

Die arme Joëline aber gerieth — ohne es zu ahnen — aus dem Regen in die Traufe. Man denke sich ihren Schreck, als sie im Vorsaale den vieljährigen Freund dieses Herrn Bongars erblickte.

— Himmel, mein Mann! rief Madame Aumer.

— Teufel, meine Frau! schrie der Balletmeister.

— Gut, daß ich Sie endlich treffe, sprach Jérôme, der sich schnell gefaßt hatte. Ich habe Ihnen eine angenehme Nachricht mitzutheilen.

— Und die wäre? fragte Herr Aumer.

— Der König von Westphalen ernennt Sie zu seinem Balletmeister am Hoftheater zu Kassel und bewilligt Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, die ich einladen ließ, um ihr das Engagement anzubieten, einen zehnjährigen Contract mit einer Jahres-Gage von fünfzigtausend Francs. Sind Sie, lieber Freund, damit einverstanden?

— Es lebe der König! rief das Ballet.

— Es lebe Jérôme! lallte die Literatur.

— Geruhen Euer Majestät, mir recht bald wieder die Ehre Ihres unschätzbaren Besuches zu schenken, bat der Wirth, den König katzenbuckelig bis zum Ausgange der Thüre begleitend.

— Apage Satanas! schrie der Herr Ober-Bibliothekar, that einen Fehltritt und wäre die drei steinernen Stufen hinuntergerutscht, wenn nicht der hochbeglückte Balletmeister ihn noch zur rechten Zeit gehalten hätte.

Jérôme geleitete Joëlinen bis zum Fiacre, der, eingedenk seiner Pflicht und des guten Trinkgeldes, das sein bester Kunde ihm zugesagt, unverdrossen gewartet hatte.

— Auf baldiges Wiedersehen in Kassel! sagte der König, seine Angebetete galant in den Wagen hebend. Steigen Sie ein, mein lieber Balletmeister, sprach er zu Herrn Aumer, welcher, den Herrn Ober-Bibliothekar führend, seiner Frau gefolgt war. Wir gehen zu Fuß nach Hause, sagte Jérôme und schloß die Wagenthüre. Au revoir à Cassel! rief er hinein.

Der Fiacre jagte pfeilschnell von dannen.

— Das war ein theurer Spaß! seufzte der König zu seinem Begleiter, in dessen Arm er sich einhäkelte, um den hin und her Schwankenden als Stütze zu dienen.

Zum Glück wohnte Lebrun ganz in der Nähe. Jérôme brachte ihn bis an's Haus.

— Nun, gute Nacht, mein würdiger Ober-Bibliothekar. In längstens acht Tagen . . .

— Bin ich bei Ihnen in Kassel! — — —

Es schlug Drei, als der König von Westphalen die Wohnung der Signora Felicitas Blangini erreichte. Sie wohnte zu ebener Erde und erwartete ihn, in einen Zobelpelz gehüllt, trotz der grimmigen Dezemberkälte am offenen Fenster.

— Kommen Sie endlich! rief sie ihm zu und reichte ihm den Schlüssel zur Hausthür.

— Verzeihen Sie mir, meine angebetete Julietta. Ihr armer Romeo kommt geraden Weges von einem

der langweiligsten Hofbälle aus dem Schloß der Tuilerien.

— Willkommen, mein Geliebter! rief sie ihm entgegen, als er in ein mattbeleuchtetes, angenehm durchduftetes, behaglich durchwärmtes Zimmer eintrat, in dessen schönverziertem Kamine noch ein helles Feuer knisterte.

— Ihr Bruder ist noch nicht heimgekehrt? fragte Jérôme, sich neben sie auf das Sopha setzend.

— Ich erwarte ihn erst morgen früh.

— Wir sind also allein und ungestört?

— Nur Gott, mein Prinz, ist unser Zeuge! hauchte die Sängerin, ihren Arm um seinen Hals schlingend. Sire, ich habe Sie einladen lassen, um Ihnen zu sagen, daß ich sehr böse auf Sie bin . . .

— Und was hat Sie dazu veranlaßt?

— Sie haben in der letzten Zeit Ihre arme Felicitas grausam vernachlässigt . . .

— Regierungssorgen aller Art und die Vorbereitungen zu meiner Abreise hatten mich des Vergnügens beraubt, Sie weniger oft zu sehen, als der Drang meines Herzens es gewünscht hätte. Wir armen Könige sind so sehr geplagt! Bald giebt es Dies, bald Jenes! Die Sorge um das Wohl unserer Unterthanen gönnt uns Tag und Nacht keinen Augenblick der Ruhe und Erholung. Wie beneidenswerth ist das Loos der Künstler! Sie fliegen von Genuß zu Genuß!

— Und Sie, mein armer, schmucker Prinz?

— Ich seufze unter der drückenden Last unerquicklicher Staatsgeschäfte.

— Darf ich mir eine Frage erlauben? hauchte die italienische Nachtigall, sich zärtlich an ihn näher drängend.

— Gern werde ich Ihnen jede beantworten.

— Leben Sie glücklich mit Ihrer Frau?

— Wie kommen Sie denn gerade darauf?

— Ich wünsche zu erfahren, ob Sie in den Armen dieser stolzen, kalten deutschen Prinzessin Ersatz für die glühendheiße Liebe Ihrer armen und seit Ihrer Vermählung lieblos zurückgesetzten Giulietta finden?

— Ersatz für Sie finde ich nirgends . . .

— Ist dies wahr? fragte Signora Blangini, ihn stürmisch an ihr Herz pressend. Und warum besuchten Sie mich in letzter Zeit so unerträglich selten?

— Weil ich, aufrichtig gesagt, die Eifersucht und den Zorn Ihres Bruders zu fürchten Ursache habe.

— Felix ist ein Geck, ein Narr!

— Und dennoch scheinen Sie ihn zu fürchten und Ihren Willen dem seinigen unterzuordnen . . .

— Ist er nicht mein Bruder? Hat er nicht Vaterstelle bei mir vertreten, meine Jugend beschützt, meinen Unterricht geleitet? Ist er nicht zugleich mein Lehrer, mein Freund, mein Rathgeber?

— Es giebt Augenblicke, Signora, in welchen mich die Furcht beschleicht, daß er mehr als dies Alles sei . . .

— Sie thun ihm Unrecht, mein Prinz.

— Was gäbe ihm sonst wohl ein Recht, auf mich eifersüchtig zu sein?

— Er fürchtet, was ich selber fürchte . . .

— Und was fürchten Sie, meine Angebetete?

— Daß Sie mich — wie so manche Andere — einmal bei Seite werfen und in irgend einem Winkel der Welt lieblos werden verschmachten lassen . . .

— Nie, Signora, bin ich undankbar gewesen!

— Das Herz der Männer ist wandelbar. Oft schon morgen vergessen sie die Frau, der sie noch heute huldigend zu Füßen gelegen und ewige Liebe, ewige Treue, ewige Dankbarkeit zugeschworen haben.

— Wer hätte den Muth, dies abzuläugnen? Doch giebt's, zum Glück, auch Ausnahmen . . .

— Und sollten gerade Sie dazu gehören?

— Allerdings! betheuerte der bodenlose Leichtsinn mit einem Ernste, der ihm nicht schwer zu werden schien.

— Sie machen mich stolz und überglücklich! rief Felicitas, ihn fest in ihre Arme schließend und einen langen, lavaheißen Kuß auf seine Lippen pressend.

In demselben Augenblick riß Jemand so heftig an der Hausthürklingel, daß Beide tief erschreckt zusammenfuhren.

— Himmel und Hölle! rief Signora, zitternd wie Espenlaub, das ist . . .

— Ihr Bruder? fragte Jérôme sich erhebend.

— Kein Anderer als Er!

Es schellte jetzt zum zweiten Male und noch viel ungestümer als vorher.

— Weh' uns, Sire, wir sind verloren!

— Beruhigen Sie sich, meine theure Felicitas. Ich bin der Mann, der Ihnen und sich zu helfen weiß.

Der Ungestüme schellte zum dritten Male.

— Oeffnen Sie ihm den Eingang, meine Liebe.

— Wollen Sie sich unterdessen irgendwo verstecken?

— Ich denke nicht daran, meine Angebetete!

— Was also wollen Sie ihm sagen, wenn er Sie mitten in der Nacht, allein mit mir, in meinem Zimmer findet?

— Das sollen Sie, Signora, sogleich erfahren.

— Wohlan, ich eile, ihm zu öffnen.

Jérôme ging einen Augenblick überlegend auf und ab. Dann stellte er sich der Eingangsthüre gerade gegenüber und erwartete ruhig und gelassen den Eintritt des blonden Othello.

— Himmel, wen sehe ich? rief Blangini, als er die Thüre geöffnet und den Anbeter seiner Schwester erblickt hatte.

— Sie sehen den König von Westphalen!

— Bei Nacht im Zimmer meiner Schwester?

— Das darf Sie durchaus nicht beunruhigen. Nicht ahnend, daß Sie nach Morfontaines eingeladen seien, hatte ich Ihrer Schwester einen Besuch zugedacht, einzig und allein in der Absicht, um ihr und Ihnen

vor meiner Abreiſe nach der Hauptſtadt meines Reiches das letzte Lebewohl zu ſagen . . .

— Mitten in der Nacht . . . zu dieſer Stunde?

— Erſt um Mitternacht erfuhr ich ſelbſt, daß meine Abreiſe nach Kaſſel unwiderruflich auf heute Morgen — Punkt zehn Uhr — feſtgeſetzt iſt! Können Sie es einem väterlichen Freunde Ihrer Schweſter verübeln, wenn er die letzte Viertelſtunde ſeiner karg zugemeſſenen Muße dazu benutzt hat, hierher zu eilen, um ihr und Ihnen, mein theurer Freund, eine kleine Ueberraſchung zu bereiten?

— Eine Ueberraſchung? fragte Blangini plötzlich umgewandelt.

— Vielleicht auch noch mehr als dies! Die Königin Katharina, meine Gemahlin, iſt eine große Freundin Ihrer kleinen Opern und eine leidenſchaftliche Verehrerin Ihrer reizenden Nocturnen, die ihrem Geſchmacke, den auch ich anerkennen muß, dergeſtalt zuſagen, daß ſie nicht müde wird, Ihre herzgewinnenden Lieder ſtundenlang am Klaviere zu ſingen. Und darum glaube ich meiner Gattin einen kleinen Liebesdienſt zu erweiſen, wenn ich — ohne ihr etwas davon geſagt zu haben — ihren Lieblings-Componiſten hierdurch einlade, in längſtens vier Wochen in meiner Haupt- und Reſidenzſtadt Kaſſel einzutreffen, um dort an meinem Hoftheater die Stelle eines königlichen Kapellmeiſters und an meinem Hofe gleichzeitig die Charge eines Geſanglehrers der Königin annehmen zu wollen.

— Himmel, welche Gnade! rief der Kapellmeiſter.

— Für beide Stellen, die ich Ihnen hiermit verleihe auf Königswort, werde ich Ihnen gleich nach meinem Regierungsantritt vorläufig einen Contract auf drei Jahre mit einem jährlichen Gehalte von 20,000 Francs ausfertigen laſſen. Kann ich mehr noch für Sie thun?

— Nein, Sie beſchämen mich! Dank, tauſend Dank für ſo große, unverdiente Huld!

— Sie, Signora Felicitas, ſind von morgen als Altiſtin bei der Oper und zugleich als Harfenlehrerin der Königin, gleichfalls auf drei Jahre, mit einer Gage von 30,000 Francs angeſtellt.

— Majeſtät, die Huld, mit der Sie uns Beide überſchütten, iſt . . .

— Nur eine Anerkennung Ihrer beiderſeitigen Verdienſte!

— Vive le roi! riefen Beide wie aus Einem Munde.

— Ich danke Euch, meine theueren Freunde. Nun aber geſtatten Sie mir, Ihnen beiderſeitig gute Nacht zu wünſchen, denn ich bin entſetzlich müde und abgeſpannt und habe leider nicht mehr viel Zeit zum Ausruhen übrig.

— Der Himmel ſegne Euer Majeſtät ſagte Felicitas, zärtlich ſeine Hand erfaſſend.

— Und Sie ebenfalls! gähnte der König.

Matt und müde kehrte Jérôme in die Arme ſeiner Frau Gemahlin zurück.

— Victoria, Schweſter! rief Felix. Dein ſchmucker Prinz iſt glücklich in meine Falle gelaufen. Nun, Liebe, iſt uns Beiden geholfen!

X.

Am 15. December 1807 las die gute Stadt Paris in ihrem „Moniteur", daß Jérôme, König von Weſtphalen, am 10. Dezember in Begleitung ſeines erſten Staatsſecretairs, Le Camus, in ſeiner Haupt- und Reſidenzſtadt Kaſſel angelangt und von der ganzen Bevölkerung mit „unbeſchreiblichem Jubel" empfangen worden ſei.

Acht Tage ſpäter folgten Seiner Majeſtät der Herr Ober-Bibliothekar Pigault-Lebrun, zwei Wochen darauf Joëline und ihr Gemahl und, ziemlich gleichzeitig, Felix Blangini und ſeine Schweſter.

XI.

Auch wir ſind nun in Kaſſel.

Bei Jérômes pomphaftem Einzuge in die Hauptſtadt ſeines Reiches hatte der „ungeheuchelte Enthuſiasmus", von welchem der große Lügner „Moniteur-Menteur" ſo viel Rühmens gemacht, ſich auf

ein halbes Schock armseliger und allem Anscheine nach bezahlter Lebehochrufe beschränkt. Aber desto lauter und lebhafter machten sich bald darauf der Witz und die Spottlust bemerkbar. Beide ließen einen feinen Regen kleiner Stichelworte, begleitet von einem Hagel grober Epigramme, auf den Thron des Königs herabrieseln, die Seine Majestät bis auf die Knochen durchnäßten. Wir könnten ein Paar Bogen unseres Romans einzig und allein mit einer Sammlung jener boshaften Stachelworte füllen; doch begnügen wir uns, von all' jenen guten und schlechten Witzen, die damals die Runde durch die Mäuler aller „blinden Hessen" gemacht, nur einige Bonmots anzuführen. Der Kaiser Napoleon, sagte der damalige hessische Finanzminister, ist ein neuer Merlin, welcher Wunder über Wunder ausübt: er bürstet die Fürstenkinder und fürstet die Bürstenbinder. Jérôme, welcher gedroht hatte, die Festungswerke der Anfangs tapfern Widerstand leistenden Stadt Breslau zu rasiren, wurde von einem dieser Spottvögel „Roi de Westphalie et Barbier de Breslau" getauft. Welcher Unterschied, fragte ein Hesse den andern, ist zwischen dem heiligen Hieronymus und dem Unsern? Der Eine war ein Kirchenvater, der Andere ist ein . . . . . vater!"

Der galante Ruf, den sich der Bruder des Kaisers in Paris erworben hatte, war ihm von dort vorausgeeilt und er selbst schien nur darum gekommen zu sein, um diesen Ruf nicht nur einzuholen, sondern in der Wirklichkeit weit hinter sich zurückzulassen.

Jérôme, damals erſt vierundzwanzig Jahre alt, war in Folge ſeines Hanges zu ſinnlichen Ausſchweifungen aller Art ſchon dergeſtalt geſchwächt, daß die Herren Perſonne und Garnier de Saint-Romain, (ſein Arzt und ſein Leibchirurg, die er aus Paris mitgebracht hatte) ihm nicht dringend genug Schonung ſeiner angegriffenen Kräfte anempfehlen konnten. Auf Anrathen des Herrn Perſonne mußte ſich der König jeden Morgen in friſcher, lauwarmer Milch, jeden Mittag in kräftiger Bouillon und jede Nacht, vor dem Schlafengehen, in feinem Rothwein baden, um ſich von Neuem zu ſtärken. Die „geheime Geſchichte ſeines Hofes" erzählt: „Zu einem Bouillon-Bade wurde jedesmal ein ganzes Kalb gekocht. Und da dieſe Bäder, als er geneſen war, zum Erſatze vergeudeter Kräfte lange fortgebraucht werden mußten, ſo kann man ſich leicht die Verwüſtung denken, die der ſchwache Herr während ſeiner glorreichen Regierung unter den Kälbern angerichtet hat." — Zu jedem Nachtbade wurden ſechszig Flaſchen des feinſten Rothweins verbraucht. Dieſelbe Chronik berichtet (Seite 82): „Man hat verſichert, daß die Kammerdiener des Königs mit dem gebrauchten Weine Handel getrieben und ihre Abnehmer gefunden haben. Daher fürchtete Mancher in dieſer Periode den Ankauf und Genuß des rothen Weines aus gerechter Beſorgniß, Hieronymus möchte ſich zuvor darin gebadet haben".*)

*) In derſelben Quelle iſt auf derſelben Seite zu leſen:

Eine Stunde nach seinem Einzuge in Kassel geruhte Seine ruhmgekrönte Majestät ein Bad zu nehmen, und als dies in der Stadt bekannt geworden war, hatte ein Witzbold nichts Eiligeres zu thun, als auf diesen ersten Act seines glorreichen Regierungsantritts das hübsche Quatrain auszubrüten:

„Kaum fuhr er in die Stadt,
So nahm er schon ein Bad.
Dies ist doch noch ein König,
Der sich gewaschen hat!“

Um die Angelegenheiten des Staates bekümmerte er sich eben so wenig, als um seine Frau, welche (wir gebrauchen absichtlich diesen Roccoco-Vergleich) Fünf eine gerade und Zwei eine ungerade Zahl sein ließ. Die Leitung der Geschäfte überließ er seinen Herren Ministern, die, ehrlich gesagt, nicht viel mehr als Seine Majestät selbst zu taugen geruhten. — An die Stelle des Barons von Bülow trat, bald nach Jérômes Thronbesteigung, der Staatsrath Malchus als Finanzminister. Herr Siméon wurde zum Minister des Innern und der Justiz ernannt. Herr Le Camus, der erste Staatssecretair, erhielt kurz darauf das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Herr Salla, ein ehemaliger Schiffslieutenant, der sich mit unglaub-

---

„Die gute Stadt Leipzig mußte im Jahre 1809 für den König von Westphalen, der auf Befehl des Kaisers gegen die Oesterreicher zu Felde zog, zu jedem dieser Rothweinbäder täglich vierzig Thaler zahlen, damit Vanille gekauft werde, um jene zu verstärken.

licher Schnelligkeit zum Gouverneur der königlichen Pagen und zum Grand-maître de la Maison de la Reine emporgeschwungen hatte, erhielt das Portefeuille des Krieges. Herr Hugot, ein ci-devant Mönch, wurde General-Secretair des Staatsraths. Herr Pothau, ein Schwager des charmanten Herrn Le Camus, wurde General-Director der königlichen Posten. Herr Dupleir, Nachfolger des Staatsraths Pichon, wurde General-Intendant des Staatsschatzes und ein gewisser La Flèche, ein genuesischer Bankier, Intendant der Civilliste und der königlichen Schlösser. Herr von Montigny, Neffe des Justizministers Siméon, wurde zum Architecten des Königs, ein Herr Legras de Bercagny nach und nach zum Palast-Präfecten und Intendanten des Hoftheaters und Herr von Bongars, vor Kurzem noch ein einfacher Pariser Polizei-Commissär, (es war derselbe, der in jener tragikomischen Abschiedsnacht den großen König und die kleine Joëline aus den Klauen des groben Restaurant befreit und für dessen unbezahlte Zeche gut gesagt hatte), wurde zum General der Gensd'armerie und Director der hohen Polizei erhoben. So wurden fast alle obersten Stellen in diesem deutschen Staate durch Franzosen besetzt, die wir nach und nach, im weitern Verlauf unserer höchst erbaulichen Geschichte, genauer werden kennen lernen. — Der einzige weiße Rabe in diesem Schwarme schwarzer Raubvögel war der ehrwürdige Geschichtsschreiber Johannes von Müller, der Tacitus der Schweizer Eidgenossenschaft, der bis zu seinem Tode, welcher

leider nur zu früh erfolgte (er ſtarb am 29. Mai 1809), die Stelle eines Staatsraths und Generaldirectors des öffentlichen Unterrichts bekleidete. Nach dem Tode dieſes würdigen Gelehrten und unbefleckten Ehrenmannes wurde der Göttinger Profeſſor des Staatsrechts, Herr Juſtus Chriſtian Leiſt, zu deſſen Nachfolger ernannt, ein gelehrter Narr, der auf ſeine neue Stellung dergeſtalt ſtolz und eingebildet war, daß er ſich lange Zeit mit dem Lieblingsgedanken herumtrug, ſich bald zum Herzoge von Göttingen emporgetragen zu ſehen. — Groß-Almoſenier des Königs war der fromme Fürſtbiſchof von Paderborn. Ein Baron von Seckendorf wurde Kammerherr und — wenn man der Chronique ſcandaleuſe jener Zeit Glauben ſchenken darf, Günſtling der Königin. Zu den Hofdamen derſelben gehörte Gräfin B . . . . . z, Gemahlin des Großceremonienmeiſters, und die Generalin Decoudras. Auch mit dieſen Herrſchaften wird unſer Leſer bald näher bekannt und vertraut werden.

Werfen wir jetzt einen Blick auf das damalige Hoftheater. Am Horizonte dieſes Kunſttempels, in welchem franzöſiſche Ballets, Opern und Vaudevilles und nur ausnahmsweiſe — wenn Jérôme ſich auf einer Reiſe durch ſeine Provinzen befand — auch deutſche Schauſpiele aufgeführt wurden, glänzten unter der Leitung des Balletmeiſters Aumer, die Herren Philippe Taglieni, Rozier und Petitpas, und die Damen Couſton und Héberti, Adèle Louis, Seraphine Lavancourt, Madame Romain und Claire Lacomme als erſte Sterne

des Ballets. — In der Oper überstrahlten Madame Caroline Duvard und Mademoiselle Felicitas Blangini alle andere Sängerinnen. Das ausgezeichnete Orchester stand unter der Aegide des Kapellmeisters Felix Blangini, der an die Stelle des würdigen, aber für den französischen Geschmack allzuzopfigen deutschen Tondichters Johann Friedrich Reichardt engagirt worden war. Im Orchester selbst glänzte Madame Taglioni, die Gemahlin des ersten Tänzers, als ausgezeichnete Harfenspielerin. — Die hervorragendsten Erscheinungen im Schauspiele waren Herr und Madame Merville, im Besitze des ersten Liebhabersachs, Madame Joëline Aumer, eine köstliche unbezahlbare Soubrette, die Herren Gollignon, Bernard und Pierson und vor Allen Bourdet, unübertrefflich als Valet Fripon, unnachahmlich als vielseitiger Komiker, ein Liebling des Hofes und des französischen Theaterpublikums. — Die Theaterkritiken besorgte — auf Befehl Seiner Majestät — der Herr Palastpräfect und General-Intendant, der, ziemlich geistreich, ein sehr gewandtes, aber allzustark parfümirtes Französisch schrieb und nur Diejenigen loben durfte, die so glücklich waren, seinem Herrn und Gebieter zu gefallen. Jene aber, welche dem etwas frivolen Geschmacke des Königs nicht zusagten, mußten von der Feder des Herrn Legras de Vercagny schonungslos durchgehechelt werden. Diese höchst unpartheiischen Beurtheilungen erschienen anonym im offiziellen Organe, das — eine verunglückte Nachäffung seines Pariser Vorbildes — den hochtrabenden Namen „Moni-

teur de Westphalie“ angenommen hatte. Ab und zu erhielt diese Zeitung auch manch' artigen Beitrag aus der Feder des königlichen Vorlesers und Ober-Bibliothekars, dessen Bekanntschaft unsere Leser schon früher gemacht.

Wenden wir unsern Blick vom Kleinen auf das Große, vom Hofe auf das ganze Land, so finden wir Letzteres, durch ein Decret vom 24. December 1807, in acht Departements, in das der Elbe, der Saale, der Oker, des Harzes, der Werra, der Fulda und der Weser eingetheilt. Das ganze Königreich bestand aus der Altmark, Magdeburg, so weit Letzteres auf dem linken Elbufer liegt, aus Hildesheim, Goslar, Halle und Mansfeld, Halberstadt und Quedlinburg, Eichsfeld, Mühlhausen, Paderborn, Minden, Ravensberg und Stolberg, aus den ehemals hannöverschen Fürstenthümern Göttingen, Grubenhagen und Osnabrück, aus dem Kurfürstenthume Hessen-Kassel (nur Hanau und Nieder-Katzenellenbogen ausgenommen), aus dem Herzogthume Braunschweig-Wolfenbüttel, der Grafschaft Kaunitz-Rietberg, dem Gebiete von Corvey und aus einigen sächsischen Aemtern: zusammen aus 688 Quadratmeilen mit fast zwei Millionen Einwohnern. Das Staats-Einkommen belief sich auf beinahe zehn Millionen Thaler. Kassel war die Hauptstadt Westphalens; Braunschweig hatte die Ehre, die zweite Residenz zu sein. Das Königreich hatte drei Universitäten: Halle, Göttingen und Marburg; Helmstedt und Rinteln, die

beiden andern Hochschulen, waren als überflüssiger Luxus allerhuldreichst aufgehoben worden.

König Jérôme residirte auf der Wilhelmshöhe, die auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers den seinem Ohre besser klingenden Namen „Napoleonshöhe" hatte annehmen müssen. — Dieses Lustschloß, eine Stunde westwärts von Kassel, am Fuße des Karlsberges — in den Jahren 1788 bis 1798 von dem prachtliebenden Kurfürsten Wilhelm IX. erbaut — war, damals in seiner vollsten Blüthe, eines der schönsten Schlösser von ganz Europa. Hier lag das Capri, wo Westphalens Tiberius während seiner fünfjährigen Regierung eine lange Reihe glänzender Feste und Orgien, einen fast ununterbrochenen Cyclus bunter Tage und weißer Nächte, unzählig viele Bälle und Concerte, Carnevalsscenen und Maskenfeste, Trinkgelage und Spielgesellschaften — Alles auf Kosten seiner vielgeliebten Unterthanen! — zu veranstalten und con amore zu feiern geruhte, unbekümmert, ob das arme, ausgesogene Volk darüber zu murren oder boshafte Witze zu machen sich erlaubte. Hier wühlte er mit nimmersatten Händen im goldenen Schweiße seiner Unterthanen und verschwendete enorme Summen, die sein Herr Finanzminister durch dreifache Erhöhung der Grundsteuern und durch Verschleuderung der Staatsdomänen*) für die kleinen Vergnügungen des Königs und seines sardanapalischen

*) Einen großen Theil derselben hatte der Kaiser an seine Marschälle und Generale als pour boire für deren Tapferkeit vertheilt.

Hofes abpreßte und zuſammenſcharrte. — Tagtäglich verbrauchte ſein königlicher Leichnam ein Paar neue Caſimirhoſen, was während des halben Decenniums ſeiner unvergeßlich gebliebenen Herrſchaft, genau gerechnet, 1826 Beinkleider ausmacht, womit er den fünfzehnten Theil ſeines Contingents zum Rheinbunde hätte bekleiden können. Noch größern Luxus trieb er mit ſeiner Wäſche; täglich wechſelte er drei Mal ſeine feinen Battiſthemden, und keines derſelben trug er — vielleicht ſchon aus Geſundheitsrückſichten — mehr als ein Mal. Rechnet man auf jedes ſeiner Weinbäder ſiebenzig Flaſchen, ſo macht dies in fünf Jahren 25,550 Flaſchen, in deren Inhalt (er pflegte ſich am liebſten im theuerſten Burgunder zu baden) er den koſtſpieligen Schlamm ſeiner Sünden abzuſpülen geruhte. Zählt man die Herren Kälber, die blos ſeinetwegen abgeſchlachtet wurden, ſo kommt eine ganz reſpectable Heerde heraus, woher es auch gekommen ſein mag, daß unter Jérôme's glorreichem Scepter das Kalbfleiſch verhältnißmäßig theu[illegible] als das Ochſenfleiſch war, obgleich doch auch an [illegible]vieh in der guten Hauptſtadt ſeines Reiches eben k[illegible] allzufühlbarer Mangel ſich bemerkbar machte. Ein leidenſchaftlicher Verehrer ſeiner prickelnder Parfüms, verſchwendete er, um ſich bei den Damen ſeines Hofes und ſeiner vertrauten Kreiſe in beſſern Geruch zu bringen, jährlich über zwanzigtauſend Francs. Einem Pariſer Geruchserzeuger, der, ihm zu Ehren, einen Odeur de Jérôme und ein Eau de Caſſel erfunden hatte, ſchickte er eine koſtbare Tabatière mit

seinem Namenszuge in Brillanten. Zu keiner andern Zeit sahen sich die hessischen Hühner genöthigt, mehr Eier zu legen, als zu seiner Zeit, denn täglich verbrauchte seine nicht minder verschwenderische Dienerschaft, blos zur Erhöhung des Glanzes der gewichsten Stiefel des Königs und seines männlichen Hofstaats, zwei Schock Eier, die nicht mitgerechnet, welche zur Verstärkung der königlichen Bouillonbäder vergeudet wurden. Kein Wunder, daß die armselige Apanage von einer Million Francs, welche er als französischer Prinz aus Frankreich bezog, eben so wenig, als die Civilliste von achtmalhunderttausend Thalern, welche er sich als König von Westphalen bewilligt hatte, nicht hinreichend waren, die Kosten seiner unschuldigen „menus plaisirs" zu decken. Und daher kam es, daß das liebe, gute und zu allen Zeiten höchst geduldige Volk systematisch ausgeplündert wurde und der junge Staat dergestalt verarmte, daß schon zu Anfang des Jahres 1809 die Schuldenlast auf mehr als dreißig Millionen Thaler angewachsen war.

Und doch war Jérôme — Achtung vor Seiner Majestät! — ein constitutioneller König! Schon vor seiner Thronbesteigung hatte er die Verfassung des Reichs (am 7. November 1807) feierlich angenommen, gleich darauf eben so feierlich beschworen und gelobt, an ihr treu und unverbrüchlich festzuhalten. Diese Constitution — ganz nach der Schablone der andern — bestand aus 13 Titeln und 55 Artikeln. Die Reichsstände, deren Zahl auf hundert Mitglieder festgesetzt

war, bestanden aus siebenzig Grundeigenthümern, fünfzehn Kaufleuten oder Fabrikanten und aus eben so viel Gelehrten. Die Verfassung selbst war in ihren Grundzügen ziemlich freisinnig. Was aber nützt die allerbeste Constitution, wenn sie nur auf dem geduldigen Papiere existirt, im staatlichen Leben aber durch die Willkür ihres obersten Dieners und seiner Räthe beschnitten und verkümmert wird? — Die Schwüre mancher Fürsten sind leider eben so wenig bindende Bürgschaften als die Eide der Völker. Der weise Herr von Talleyrand behauptete einst: Schwüre seien überhaupt nur dazu da, um gebrochen zu werden, und jeder, welcher sich um Eidbrüche Gewissensbisse mache, sei nur ein mittelmäßiger Schwachkopf, aber kein vollendeter Staatsmann! Das Gewissen selbst ist, wie der Verfasser der berühmten Schrift: „mes rêves ou l'art de ne pas m'ennuyer" zu behaupten wagt, eine Erfindung der alten Aegypter. Er schreibt sehr naiv: „Les régulateurs de l'Egypte, pour compléter la civilisation, inventèrent la conscience. König Jérôme gehörte jener großen Fürstenrace an, für die jene ägyptische Erfindung eine schon längst aus der Mode gekommene Lächerlichkeit war. Er kannte das Gewissen nur aus alten Wörterbüchern; in seinen Augen war diese Tugend des Spießbürgers zu einem Anachronismus herabgesunken, den seine Skepsis längst überwunden und als unnützen Regierungsballast über Bord geworfen hatte.

Und eben so gewissenlos als der gute König, war

auch die Mehrzahl der constitutionellen Räthe seiner Krone. Fast Alle, gekitzelt von den kleinen dreifarbigen Teufelchen des Ehrgeizes, des Eigennutzes und der Habsucht, waren die stets bereitwilligen Werkzeuge der kleinen Launen und großen Willkürlichkeiten des Monarchen, der ihren constitutionellen Eifer für sein Wohl ihr unermüdliches Bestreben, durch Eröffnung neuer Hülfsquellen, durch Erfindung neuer Steuern, durch Zerstückelung und Veräußerung der Domänen die Bedürfnisse seines Hofes zu decken, durch Verleihung höherer Titel und Würden unaufhörlich anzufeuern und durch großartige Güterschenkungen würdig zu belohnen verstand. Und so geschah's, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Le Camus, der ehemalige Commis voyageur, zu einem Grafen von Fürstenstein, der Kriegsminister, Herr Salla, der ehemalige Schiffslieutenant, zu einem Grafen von Höne, und der Minister der Finanzen, Herr Malchus, zu einem Grafen von Marienrode*) emporgeschnellt wurden. Jérôme war der Affe des Kaisers.

*) Marienrode, ein ehemaliges Augustinerkloster im hannöverschen Fürstenthume Kahlenberg, wurde von Jérôme aufgehoben, eingezogen und an Malchus verschenkt, weil dieser den kostbaren Einfall gehabt hatte, die Grundsteuer, die im Jahre 1808 provisorisch auf ein Achtel des Ertrages festgestellt worden war, nach und nach auf ein Fünftel zu erhöhen. Der Volkswitz nannte ihn deshalb den Grafen von Mariengroschen.

XII.

Der ehrlichſte, uneigennützigſte und liebenswürdigſte Charakter an dem in Wurzel und Krone angefaulten Hofe zu Kaſſel war Charles Pigault-Lebrun, der Paul de Kock der Kaiſerzeit, der geleſenſte Romanſchriftſteller jener Epoche. Der gute Mann hatte in ſeiner Jugend ein ziemlich bunt bewegtes Leben durchgemacht. Bis zum achtzehnten Jahre einer der trägſten und unordentlichſten Schüler des Collège zu Boulogne, war er im neunzehnten Frühlinge ſeines Daſeins als Commis eingetreten bei einem Londoner Kaufmanne, Maſter Grawſurd, deſſen hyperſentimentalen Ableger weiblichen Geſchlechts Monſieur Charles verführt und beſchwatzt hatte, mit ihm nach Indien zu entfliehen, worauf die Aermſte auch wirklich eingegangen war. Aber ſchon wenige Tage nach ihrer gemeinſchaftlichen Flucht hatte das Schiff (ob zu ihrem oder ſeinem Glücke, ſei unentſchieden) auf offenem Meere mit einem der wüthendſten Aprilſtürme zu kämpfen und war bald darauf mit Mann und Maus untergegangen. Zu den Paſſagieren, die dabei ihren Untergang gefunden hatten, gehörte die halb übergeſchnappte Miß Grawſurd, und zu den Wenigen, die dieſem Schiffbruche glücklich entronnen waren, zählte ſich ihr Entführer, der, nach ſeiner Vaterſtadt zurückeilend, bald nachher durch die einflußreichen Verbindungen ſeines Vaters in das luſtige Corps der Gensd'armerie d'élite zu Lüneville aufgenommen wurde. Kaum

ein Jahr in den Reihen dieſes luſtigen Regiments, der Liebling ſeiner Kameraden, der Jolicoer aller hübſchen Frauen, hatte eine Ordonnanz Ludwigs XV. dieſes Corps (wegen ſeiner tollen Streiche nicht viel weniger anrüchig als in früherer Zeit die „Musquetiere der Königin") allerhuldreichſt aufzulöſen geruht. Der Ex-Gensd'arme nach Calais heimkehrend und ſich auf Befehl des Vaters dem abgeſchmackten Handel von Neuem in die Arme werfend, hatte dort — erſt ein und zwanzig Jahre alt — ſchon ſeine zweite Geliebte, ein Fräulein von Salens, zur Flucht überredet. Die Liebenden — eingeholt von einem gemeinſchaftlich ausgewirkten Verhaftungsbefehle von Seiten der Urheber ihrer Tage — waren, in der Heuſcheune eines benachbarten Dorfes en flagrant délit ertappt, augenblicklich feſtgenommen, Fräulein de Salens in das Haus ihrer Eltern, der arme Monſieur Charles aber geraden Weges in ein Gefängniß abgeführt worden, in deſſen öden, einſamen Mauern er zwei volle Jahre ausreichend Zeit und Muſe gehabt hatte, über die barbariſche Strenge ſeines „cher papa" und über die nichtswürdige Erfindung der verhaßten „lettres de cachet" reife Nachtgedanken anzuſtellen und, bei Tage von den Krallen einer unerträglich peinlichen Langeweile bis auf's Fleiſch geritzt, vor Ungeduld aus dem Pergamente zu fahren. Endlich, befreit aus ſeiner Haft, war er ſeiner nach Lille geſchickten Geliebten nachgeeilt, hatte dort ſeine alten Kameraden aus Lüneville wiedergefunden und mit dieſen luſtigen Vögeln ſorglos in den Tag hineingelebt, ſo

lange, bis alle Baarschaft bis auf den letzten Heller verspielt und verzecht war. Hunger und Noth hatten gleich darauf den Bruder Liederlich, wie ihn sein Papa zu heißen geruhte, zum letzten Asyle aller leichtsinnigen Taugenichtse, in die Besserungsanstalt aller verwahrlosten Genies, zum Theater hingetrieben. Aber dieser geniale Windbeutel, im gewöhnlichen Leben der heiterste Gesell, der ausgelassenste Gesellschafter, der jovialste Spaßmacher, war — was so häufig der Fall zu sein pflegt — auf der Bühne der fadeste Patron, der trockenste Komödiant, der abgeschmackteste Komiker, dessen schlechte Späße die gute Stadt Lille nicht länger geduldig ertragen konnte. Kein Wunder also, daß er — allabendlich mit Gelat ausgepfiffen und einmal sogar mit Eiern und faulen Aepfeln bombardirt — diese unbeschreibliche Verhöhnung von Seiten der undankbaren Zuhörerschaft endlich herzlich satt bekommen und sich entschlossen hatte, dieser elenden Coulissenwirthschaft mit den geschminkten Gesichtern und den ausgestopften Waden für immer Lebewohl zu sagen. Um nicht Hungers zu sterben, war er, nachdem er Fräulein von Salens geheirathet und die Flitterwochen hinter sich hatte, auf den wahrhaft glücklichen Einfall gekommen, zur Feder zu greifen, zuerst in Lüttich als Bühnendichter und einige Jahre später in Paris als Romanschriftsteller aufzutreten.

Die Stücke, welche sich Bahn gebrochen hatten, waren die Lustspiele „Il faut croire à sa femme," „La Joueuse," le Pessimiste (ein artiges Seitenstück zu Collin d'Harleville's „Optimiste") die „Orpheline"

und „la mère rivale.“ Aber weit größern Erfolges hatten sich seine Romane — heitere Sittengemälde aus dem Feuerspiegel der Wahrheit herausgegriffen — zu erfreuen. Eine der ersten Arbeiten dieser Art „l'Enfant de Carneval“ wurde so stark gelesen, daß im Zeitraume einiger Jahre sich davon mehr als zwölf Auflagen vergriffen hatten. So war nach und nach aus dem unglücklichen Schauspieler unter der Pariser Sonne einer der gern gelesensten Schriftsteller Frankreichs geworden, und als sein guter Stern ihn nach Kassel geführt, hatte er bereits mehr als vierzig Bände geschrieben, die in Tausenden von Exemplaren ihren Weg durch ganz Europa machten und seiner Muse überall einen großen Kreis von Verehrern verschafften. Von dem Verleger seiner Werke bezog er eine lebenslängliche Rente von 2000 Francs und von seinem Freunde, dem Könige von Westphalen, ein jährliches Einkommen von zehntausend Francs, als Vorleser und erster Bibliothekar des Königs, mit dem er auf höchst vertrautem Fuße stand, denn er war Jérôme's Busenfreund und beständiger Gesellschafter, der maître de plaisir und lustiger Rath, der Mitwisser seiner galanten Geheimnisse, der Sancho Pansa der verliebten Abenteuer Don Jérôme's. Es herrschte zwischen Beiden durchaus kein Zwang, kein lästiges Ceremoniell, kein Standesunterschied.

Jérôme — sagte er einst — war Commis; ich war es ebenfalls! Er war Schiffslieutenant, ich war Gensd'arme d'élite! Er ist französischer Prinz, ich

bin französischer Schriftsteller! Wir stehen also auf gleicher Linie!

Hören wir nun, wie Meister Pigault-Lebrun, ein Jahr nach seiner Ankunft in Kassel, als unparteiischer Augenzeuge das Hofleben des kleinen Nero von Westphalen, einem seiner Pariser Freunde, dem Staatsrathe Grafen Real, schilderte:

„Der König hat fünf Maitressen. Dies Alles aber wird mit eben so viel Kunst als Anstand getrieben. Keine ist öffentlich anerkannt. Die Vertrauten des Prinzen scheinen sie auf ihre eigene Rechnung zu halten. Ich bewohne das gothische Haus auf Napoleonshöhe. in Gemeinschaft mit der liebenswürdigen Caroline (Durand), die durch ihre hübsche Stimme und ihr schnippisches Gesichtchen in Paris so vielen Leuten die Köpfe verrückt hat. Der Arzt Personne ist der untergeschobene Gemahl einer deutschen Gräfin, welche wir — Jérôme und ich — gemeinschaftlich aus München entführt haben; diese ist die Juno, die Meinige ist die Hebe unserer kleinen Abendzirkel. — Der ehrliche Siméon, unser Minister der Justiz, merkt nicht, daß seine Frau Gemahlin bei sich, unter dem Titel ihrer ersten Kammerfrau, die kleine Héberti unterhält, welche, nachdem sie kurze Zeit unter Terpsichorens leichtgeschürzter Schaar geglänzt, mit einer Gefälligkeit, die nur die Liebe allein ihr eingeflößt haben kann, eingewilligt hat, in einer dunkeln Stellung zu vegetiren, deren Unannehmlichkeiten ihr hinlänglich

aufgewogen ſcheinen durch den reellen Vorzug, den ihr der König einräumt; doch ſelbſt dies Verhältniß muß tiefes Geheimniß bleiben, wenn man das liebenswürdige Kind nicht der Gefahr ausſetzen will, uns auf Napoleons Befehl geraubt zu werden, wie dies vor einem Jahre mit der kleinen Hénin geſchehen war, welche die Luſt angewandelt hatte, uns nach Kaſſel zu folgen. Der Herr Staatsſecretair und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Le Camus, bedeckt mit ſeinen ſchirmenden Flügeln eine reizende Italienerin (Felicitas Blangini), welche wie Angelica Kaufmann malt und wie Feſta zu ſingen verſteht; ſie iſt dieſelbe Dame, die der Fürſt Borgheſe in der Umgegend von Paris vergraben hatte und die dort von unſern Spürhunden ausgewittert worden war. Die Geſchichte dieſer Frau iſt ein Roman und die Erlebniſſe ihres hieſigen Aufenthaltes, ihre Eiferſüchteleien, ihre Launen, ihre Zärtlichkeiten, ihre affectirte Kälte und ihre kleinen Untreuen bieten einen höchſt pikanten Stoff der mannigfaltigſten Abwechſelung. Aber ach, iſt denn mir erlaubt, Romane zu ſchreiben? — Die fünfte unſerer Houris war der Zögling eines unſerer Miniſter; von dieſem aber aus Gnade und Ungnade der Großmuth des Königs überlaſſen, haben auch wir ſie verführt; ſie iſt die Einzige, die ſich unter keines Andern Schutz befindet; ſie iſt eine arme Waiſe, die von unſern Wohlthaten lebt" *).

*) Das franzöſiſche Original dieſes mit diplomatiſcher Treue

Herr Pigault-Lebrun war, wie aus dem Inhalte dieſer Zeilen leicht herauszuleſen iſt, nicht blos ein müßiger Zuſchauer, ſondern auch trotz ſeines Alters (er hatte ſchon lange das Cap Fünfzig hinter ſich) noch ein ſehr lebensfriſcher Mitarbeiter in den galanten Weinbergen ſeines Herrn und Gebieters. Die geheimen Beziehungen, in welchen er zu dem Könige ſtand, waren viel angenehmer, als ſeine offizielle Stellung, über die ſich Niemand mehr, als er ſelber luſtig zu machen pflegte. Mehr als einmal nannte er ſich in Briefen an ſeine Pariſer Freunde einen „Bibliothekar ohne Bibliothek," und den „Vorleſer eines Prinzen, der Alles, nur keine Bücher liebt." „Ich brauche ihm nichts vorzuleſen, fügte er hinzu: Ich erzähle ihm nur und gleiche darin jener geſchwätzigen Scheherazade, die ihren Sultan allnächtlich durch eines ihrer liebenswürdigen Märchen in ſüßen Schlummer wiegt."

Schon ſeit länger als vierzehn Monaten bezog Herr Pigault-Lebrun ſeinen doppelten Gehalt, ohne ſeinem königlichen Buſenfreunde bis dahin etwas mehr als die Speiſekarten oder Theaterzettel vorgeleſen zu haben; nur einmal — und auch dies nur dem Scheine nach — hatte man den Herrn Oberbibliothekar nach Wolfenbüttel, Göttingen und Marburg geſchickt, um dort auf Befehl Napoleons des Großen die ſeltenſten

---

überſetzten Briefes befindet ſich abgedruckt in Michaud's „Biographie universelle". Artikel „Pigault-Lebrun", Supplementband 77, Seite 170, Note 6.

Handschriften jener reichen Büchersammlungen zu plündern und die kostbarsten darunter nicht nach Kassel, sondern nach Paris zu schicken.

Unter den aus Wolfenbüttel durch ihn entführten Literatur-Schätzen befand sich ein uraltes deutsches Kochbuch, auf dessen Seltenheit zuerst Meister Gotthold Ephraim Lessing in seinen Collectaneen aufmerksam gemacht hatte, das Manuscript einer in französischer Sprache abgefaßten Blumensprache und eine deutsche Uebersetzung der prophetischen Centurien des großen Michel Nostradamus.

Viel lieber als der älteste und gelehrteste Foliant in ehrwürdigem Schweinsleder war diesem sechsundfünfzigjährigen Sünder oder (nach der Klassifikation der kleinen Joëline) dem „angehenden Antediluvianer“ die erste beste Schürze mit niedlichem Gesichte und handlichem Formate, gleichviel, ob sie in Seide oder einfache Leinwand eingebunden war. Er liebte, wie König Jérôme, die Frauen „avant tout et quand même,“ wie er häufig zu sagen geruhte. Und schon dieser Ausspruch beweist, daß der gelehrte Herr Oberbibliothekar, weniger wählerisch als sein gekrönter Busenfreund, von eben so vieler Sympathie für das romantische Mittelalter als für die classische Jugend beseelt war.

Doch das liebste Buch in der kleinen Bibliothek seiner Liebesabenteuer war die seinem Schutze anvertraute Nachtigall Madame Caroline (Durand), die, zwar nicht mehr in der ersten Blüthe ihres Lenzes,

durch den Flötenton ihrer reizend schönen Stimme fast eben so sehr, als durch die raffinirtesten Geheimnisse der unnachahmlichsten Koketterie den König, seinen Hof und ganz Kassel systematisch zu bezaubern verstand. Und diese von Jung und Alt, in Prosa und in Versen, im Stillen und halboffiziell angebetete Philomele wohnte mit Pigault-Lebrun in einem und demselben Gebäude, unter einem und demselben Dache. Kein Wunder, daß er — närrisch in sie verliebt — ein schmachtender Seladon, stundenlang hingegossen wie ein bleierner Uhu zu ihren Füßen lag, die Spitze ihres roth-sammtenen, mit Hermelin ausgefütterten Pantoffelchens mit Inbrunst an den Aetna seines Herzens drückte und die Macht ihrer üppigen Schönheit in kleinen Liedern pries, die er dann und wann — um ihre Eitelkeit zu kitzeln — bald unter diesem, bald unter jenem Namen in die gähnenden Spalten des Kasseler „Moniteur" einrücken ließ.

Dies Alles wußte der König, und eben darum wollte er der Aufrichtigkeit seines Freundes einmal Scherzes halber auf den Zahn fühlen, und dem Muthe seines Nebenbuhlers einen kleinen Schrecken, als längst verdiente Züchtigung seines still verübten Frevels, einjagen.

Eines Morgens ließ Jérôme, nachdem er sich in frischer Milch gebadet hatte, Herrn Pigault-Lebrun in das mit allem Comfort eingerichtete Badekabinet rufen.

— Schon lange, begann der König, vor dem in

der Marmorwand eingehauenen Spiegel mit dem Anlegen ſeiner Cravatte beſchäftigt, hatte ich mir vorgenommen, an Dein werthgeſchätztes Gewiſſen eine kleine harmloſe Frage zu richten. Willſt Du, aufrichtigſter aller Freunde, wie Du Dich in wahrhaft rührender Beſcheidenheit häufig ſelber nennſt, mir verſprechen, meine Frage aufrichtig und ehrlich zu beantworten?

— Mit Vergnügen! betheuerte der aufrichtige Mann.

— Wohlan, ſo ſage mir frei und unumwunden, wie Dir unſere gemeinſchaftliche Freundin, Madame Caroline Durand, gefällt?

— Madame Durand gefällt mir, mit Ihrer gnädigſten Erlaubniß beſſer, als jede andere Dame unſeres liebenswürdigen Capri.

— Caroline, ſagte Jérôme, ſich die Haare bürſtend, iſt nicht mehr ganz jung . . .

— Mais flexible à trente ans comme un jeune roseau qui n'a eu qu'un printemps.

— Zugegeben, mein würdiger Freund und Zeitgenoſſe! Auch Du gehörſt zu denen, die eine reife Aprikoſe einer unreifen Pfirſich vorziehen. Auch mir ſagt Madame Durand in dieſem Augenblicke mehr als jede Andere zu, und deshalb habe ich eine Bitte an Dich . . .

— Was befiehlt mein huldvoller Herr und Gebieter?

— Eine winzig kleine Kleinigkeit! mein wackerer Lebrun! Morgen iſt der Namenstag unſerer Freundin.

Ich habe für ſie durch unſern Eilboten, den ich ſtündlich aus Paris zurückerwarte, ein halbes Dutzend der feinſten Caſhemirs von den allerneueſten Muſtern ankaufen laſſen, weil ich weiß, daß ihr dieſe Shawls, die Niemand ſo kokett, als ſie zu tragen verſteht, große Freude machen. Außerdem will ich ſie noch durch etwas Anderes überraſchen, und dazu ſoll Freund Pigault-Lebrun mir behülflich ſein . . .

— Sire, was ſoll ich thun?

— Ein kleines Gedicht von acht bis neun Verſen auf ſie machen, in meinem Namen, jetzt gleich, hier in meinem Beiſein . . .

— Sire, das geht nicht ſo ſchnell, als Du glaubſt . . .

— Einem Talente Deines Kalibers iſt nichts unmöglich . . .

— Wie aber, wenn ich Ihnen offen geſtehe, daß ich in dieſem Augenblicke um keinen Preis der Welt im Stande bin, mich in eine poetiſche Stimmung zu verſetzen?

— In dieſem Falle, mein liebenswürdiger Freund, würden wir Dich dazu zwingen . . .

— Wer kann, wer darf es wagen, mich zu zwingen?

— Der König, guter Freund!

— Und wodurch zum Beiſpiel?

— Durch ein ganz nahe liegendes, äußerſt einfaches, ungemein harmloſes Mittel. Durch dieſe geladene Piſtole, die ich mit Deiner freundlichen Erlaubniß

aus dieſer Schublade herausnehme und auf Deinen hartnäckigen Schädel abfeuere, Falls Du Dich noch länger weigern ſollteſt, meinem Wunſche augenblicklich Folge zu leiſten!

— Sire, iſt dies Spaß oder Ernſt?

— Ernſt, blutiger Ernſt, mein Freund! Beſteige ſofort, wenn Du Dein Leben liebſt, Deinen lendenlahmen Pegaſus, ſetze Dich dort an jenes Schreibpult, auf dem Alles für Dich in Bereitſchaft ſteht, und laſſe Deiner poetiſchen Ader freien Lauf. Ich gönne Dir zehn Minuten Zeit. Wenn nach Ablauf dieſer Friſt (Jérôme zog dabei ſeine Taſchenuhr hervor) Dein Impromptu nicht für und fertig auf dem Papiere ſteht, biſt Du in der elften Minute — alſo dann, wenn jene Wanduhr dort die zehnte Stunde ſchlägt — ein Kind des blaſſen Todes! Nun, lieber Freund, ſetze Dich gefälligſt!

— Sire, ſagte Lebrun, ängſtlich Platz nehmend, dies iſt ein barbariſcher Spaß, ein vandaliſcher Befehl, eine oſtrogothiſche Tyrannei!

— Bedenke, Meiſter Jovial, daß Du bei dieſer kurzen Friſt keine Secunde Zeit unnütz zu vergeuden haſt. Alſo angefangen, ſagte der König, ſich dem Dichter gerade gegenüberſtellend, in der Linken ſeine Uhr, in der Rechten die gelabene Piſtole haltend, deren Mündung nach Lebrun's Stirn hinzielte, auf welcher ſogleich erbſengroße Angſtſchweißtropfen hervorbrachen.

— Majeſtät, ſtöhnte der Poet, jeden Augenblick

vom Papiere abwechselnd nach der Mündung des Mordgewehrs und auf die Zeiger der Wanduhr blickend, ich begreife nicht, wie ein so edles Herz, als das Ihrige, an derlei blutigen Späßen — würdig eines Nero's oder Carls des neunten — Geschmack finden kann.

— Eine Minute, charmanter Freund, ist bereits abgelaufen.

— Ich hätte, sagte Lebrun, zitternd fortschreibend, Ew. Majestät, aufrichtig gestanden, weit weniger Grausamkeit und viel mehr Bonhommie zugetraut. Solche Scherze, Sire, machen Ihrem Herzen keine Ehre! In solcher Situation par ordre du Mufti begeistert sein und Liebesverse ausbrüten zu müssen, ist keine Kleinigkeit, Sire! Dieser Spaß ist, mit Ihrer gütigen Erlaubniß gesagt, geradezu ein wahrhaft türkischer Staatsstreich, ein spanischer Stiefel, eine venetianische Daumschraube, eine schauerliche Folter, eine ausgesuchte Marter, ja geradezu eine Nichts . . .

— Was sagst Du? unterbrach ihn Jérôme.

— Nichts . . . sage ich, nichts; doch könnte ich mit vollem Rechte darüber empört sein, daß ein Freund den andern so mißhandeln kann.

— Nicht raisonnirt, guter Freund, denn Du verlierst dabei Deine kostbare Zeit und den rothen Faden Deines Gedichts . . .

— Der helle Angstschweiß steht auf meiner Stirn, klagte der Dichter, mit dem Rockärmel seiner linken Hand die Schweißtropfen abwischend und mit der Rechten krampfhaft zitternd fortschreibend. Ich werde

Ihnen diesen Spaß in meinem ganzen Leben nicht verzeihen, mein überaus huldvoller Herr, mein allergnädigster Gebieter, mein erhabener Freund... o was sage ich, Freund? Kann wohl ein Freund den andern so kalten Blutes auf die Folter, auf das Bett des Procrustes spannen?

— Schon drei Minuten sind bereits vorüber.

— Ihre Uhren galoppiren wie der Teufel, stöhnte Lebrun, mit dem einen Auge nach der Pistole, mit dem andern nach der Wanduhr hinblickend. Aber seien Sie überzeugt, mein Prinz, daß Ihr ganz gehorsamster Diener bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm darbietet, ernstlich darauf bedacht sein wird, sich für diese Todesangst eben so würdig als eclatant zu rächen . . .

— Das erlaube ich Dir, guter Freund, aber tummle Dich, denn die Zeit hat Sturmes-Flügel.

— Nur Geduld, mein Prinz, nur Geduld! Meine Muse ist im besten Zuge. Erweisen Sie mir nur die kleine spottbillige Huld, sie nicht durch den haarsträubenden Anblick dieses nichtswürdigen Mordinstrumentes einzuschüchtern. Legen Sie diese vermaledeite Pistole bei Seite, sonst verliere ich den letzten Rest meiner Geistesgegenwart und gerathe immer mehr und mehr in Schweiß, in colossalen Schweiß!

— Spute Dich, mein schwitzender Orest, denn es bleiben Dir zur Vollendung Deines großartigen Meisterwerks nur noch fünf kleine, armselige kurze Minuten übrig . . .

— Ich schwitze bereits an sämmtlichen Gliedmaßen. Ich fühle keinen einzigen trockenen Fleck mehr auf meinem ganzen Leibe. Ich schwitze wie eine Rehkeule am Bratspieße; das ist mehr als grausam! Das ist unerhört! Ich möchte vor Wuth und Ingrimm aus der Haut fahren! Und in dieser Aufregung von Gift und Galle soll ich zärtliche Liebesseufzer auf's Papier hauchen! Welche Marter! Welche Qual! Welche Pein! Sire, Sie sollen nicht ungestraft so barbarisch mich gepeinigt haben!

— Es ist hohe Zeit, daß Du fertig wirst. Du hast nur drei Minuten noch.

— Die erlauchten Uhren Eurer glorreichen Majestät müssen sich gegen mich verschworen haben, denn ihre Zeiger laufen heute fünfmal schneller als gewöhnlich. Sire, haben Sie Mitleid mit mir! Ich schwitze, ich schwitze ungeheuer, ich schwitze infam! O wenn Madame Caroline Durand Zeugin dieser neronischen Scene wäre, ihr gefühlvolles Herz würde . . .

— Lachen, nichts als lachen, sagte Jérôme.

— O, dann kennen Sie sie nicht! Sie würde wuthentbrannt vor sie hintreten und Sie fragen, Sire, sagte Lebrun und wollte, sich ganz in Carolinens Lage hineindenkend, von seinem Platze aufstehen.

— Bleibe sitzen, guter Freund, denn es ist Gefahr im Verzuge! — Es bleiben Dir nur zwei Minuten noch, warnte der König und knackte mit dem Hahne.

— Laſſen Sie den Hahn in Ruhe! ſchrie er tief empört. Pfui, Sire, ſchämen Sie ſich nicht? Glauben Sie wirklich ein Recht zu haben, einen Ihrer treueſten Diener, den aufrichtigſten Ihrer Freunde, ſo kannibaliſch martern, ſo despotiſch peinigen zu dürfen? Prinz, es giebt eine rächende Nemeſis! . . . Gerechter Gott, wenn ich nur nicht ſo gräßlich ſchwitzte! Sehen Sie denn nicht, wie ich dampfe? Fühlen Sie denn nicht, wie ich duſte?

— Noch eine Minute, dann, Freund Lebrun . . .

— Nur eine Zeile noch, dann bin ich fertig. Ha, zum Teufel, da hat meine Hand einen ungeheuern Kler gemacht. Sehen Sie, Prinz, daran ſind Sie nur Schuld. Ihre raffinirte Bosheit ſetzt mich nicht blos in elenden Schweiß, ſie bringt mich auch zur Verzweiflung!

In demſelben Momente ſchlug die Wanduhr.

— Eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . . fünf . . . ſechs . . . ſieben . . . acht . . . neun . . . zehn . . . Deine Zeit iſt abgelaufen, guter Freund. Soll ich losdrücken? fragte der König.

— Halt, halt, jetzt bin ich fertig! rief Vigault-Lebrun, aufſpringend und nach der Sandbüchſe faſſend, um den Kler zu beſtreuen. In der Angſt ſeines Herzens ergriff er das Tintenfaß und war eben im Begriff, es auf ſein Gedicht auszugießen, wenn nicht Jérôme, der ſich ſeiner erbarmte, ihn davon zurückgehalten hätte.

— Nun, Freundchen, laſſe hören Deine Verſe!

ſagte der König, die Piſtole in die Schublade und die Uhr in die Weſtentaſche ſchiebend.

— Laſſen Sie mich erſt einen Augenblick Luft ſchnappen, bat der Dichter, ſich die Stirn trocknend.

— Schnappe Luft, ſo viel Du willſt! Oder iſt Dir zur Stärkung Deines angſtbeklommenen Herzens vielleicht ein Glas friſcher Milch gefällig! fragte Jérôme ſcherzend auf den Inhalt ſeiner Badewanne weiſend.

— Milch? O ja; aber ſolche nicht! Ich bitte um ein Glas Liebfrauenmilch!

— Du ſollſt ſie haben, mein Junge, ſagte Jérôme und zog am Glockenring.

Einen Augenblick ſpäter brachte der Diener eine Flaſche Wein und zwei Gläſer.

— Schenke ein, Lebrun, und ſtoße an mit mir auf die Geſundheit unſerer Caroline!

— Vive l'amour! rief der Dichter und leerte ſein Glas.

— Und nun lies mir Dein Gedicht!

— Und Pigault-Lebrun, den der Wein erfriſcht hatte, begann mit ſeiner gewöhnlichen Friſche und Heiterkeit folgende Verſe abzuleſen:

Heureux cent fois le mortel amoureux,
Qui tous les jours peut te voir et t'entendre,
Que tu reçois avec un souris tendre,
Qui voit son sort écrit dans tes beaux yeux,
Qui, pénétré de leurs feux qu'il adore,
A tes genoux oubliant l'univers,

Parle d'amour et l'on reparle encore,
Et malheureux (gerade bei dieſem Worte hatte ich einen Fler gemacht!)
Et malheureux qui n'en parle qu'en vers!

— Charmant, charmant! Meiſter Vigault-Lebrun iſt ein Tauſendſaſſa, und ich habe ihn nicht ohne Grund ſo lieb, wie keinen Andern an meinem Hofe. Dank, tauſend Dank, für das gelungene Impromptu! Ich werde es mit Deiner freundlichen Genehmigung ſauber abſchreiben, um es unſerer angebeteten Freundin morgen früh als Eingebung meiner Muſe zu Füßen zu legen. Die gute Caroline! Sie wird eine kindiſche Freude haben und mich gewiß noch viel zärtlicher als gewöhnlich an den Carmin ihre Lippen drücken. Ma foi, kein Weib iſt zärtlicher als ſie!

— Ja, Sire, das ſage auch ich!

— Und weißt Du dies aus eigener Erfahrung?

— O nein, Sire, ich denke es mir nur!

— Du haſt eine lebhafte Phantaſie, Lebrun! Und dafür will ich Dich königlich belohnen, entgegnete Jérôme und zählte im Stillen jedes einzelne Wort des kleinen Gedichts. Noch vor wenig Augenblicken, fuhr er nach kurzer Pauſe fort, hatte eine ungeladene Piſtole Deinen Muth auf die Probe geſtellt und in paniſchen Schrecken verſetzt. Empfange als Schmerzensgeld für Deine ausgeſtandene Angſt und als Entſchädigung für Deine Verſe, die ich für die meinigen ausgeben will, dies kleine Honorar, ſprach ſeine Majeſtät

und zog eine andere Schublade auf. Hiero, Tyrann von Syrakus, schenkte einst seinem Lieblingsdichter Archimelos für ein kleines Gedicht ein Großes mit Getreidemassen angefülltes Schiff. Wir, Hieronimus, König von Westphalen, geruhen allerhuldreichst unserm vielgeliebten Busenfreunde Vigault-Lebrun jedes einzelne Wort seines hübschen Impromptu — es sind deren genau gezählt siebenundfünfzig — mit einem Goldstücke zu bezahlen, sagte Jérôme und zählte 57 Pistolen auf das Pult.

— Lassen Sie sich umarmen, mein Prinz, rief der Stegreifdichter im Taumel dieser gänzlich unerwarteten Freude.

— Lege dem Ausbruch Deiner Gefühle keinen Hemmschuh an, sagte der König.

Und Beide umarmten sich wie Brüder.

Als Vigault-Lebrun das Kabinet des Königs verließ, sagte er zu sich:

— Hätte ich diesen Act seiner Großmuth voraussehen können, dann würde ich mein Gedicht trotz meiner Todesangst mindestens um das Fünffache verlängert haben, denn nicht jeden Tag ist Freund Jérôme, der leichtsinnige Patron, bei so verteufelt guter Laune wie heute! Und dennoch will ich mich rächen!

XIII.

Am andern Morgen, als König Jérôme die Abends vorher aus Paris angelangten Shawls und das von ihm sauber abgeschriebene Gedicht seiner noch in den Schnee ihrer Schlafkissen eingehüllten Circe überreichte, bat er, nachdem sie die Verse huldreich durchflogen hatte, ihm aufrichtig zu sagen, was sie davon halte.

— Sire, entgegnete Caroline mit dem reizendsten Lächeln, das ihren üppigen Lippen zur Verfügung stand, dies außerordentlich artige Gedicht ist die äußerst gelungene Copie eines meisterhaften Originals, das eine Stunde früher der Herr Ober-Bibliothekar Eurer Majestät Ihrer treugehorsamen Dienerin als einen schwachen Zoll seiner ungeheuchelten Verehrung zu Füßen gelegt hat.

— Der boshafte Schlingel! So also hat er sich gerächt?

— Und werden Sie ihm deshalb zürnen?

— Seien Sie unbesorgt, meine holde Caroline! Wir Könige geruhen Spaß zu verstehen!

XIV.

Wir wollen jetzt dem Herrn Justiz-Minister unsere Aufwartung machen.

Der „brave Siméon", wie ihn Vigault-Lebrun in seinem Briefe genannt, war, geboren zu Aix in der Provence*), der Sohn eines rühmlichst bekannten Advokaten, Professor der Rechtswissenschaft an der Hochschule seiner Vaterstadt, im Jahre 1793 Generalprocurator zu Marseille, zwei Jahre später Mitglied des Rathes der Fünfhundert, Präsident dieser Versammlung im Fructidor des Jahres V., nach dem achtzehnten Brumaire Substitut des Generalprocurators am Cassationshofe, nach Napoleons Thronbesteigung zum Staatsrathe und Reichsgrafen ernannt worden. Der Graf starb in dem Rufe eines ehrlichen und hochgelehrten Mannes, der jedoch, wie fast jeder Sterbliche, bei aller Weisheit auch seine Narrenkappe hatte. Anhänger des Herrn Dupuis, schwärmte er für dessen geistreiches Werk über den Ursprung aller Gottesverehrung**) und glaubte lieber an alles Andere, nur nicht an die wirkliche Existenz des christlichen Heilands, der in seinen Augen nichts weniger und nichts mehr als eine uralte, spitzfindig aufgewärmte Kalenderfabel, eine Personification des Lichtes der Welt, der Sonne und ihres Laufes war. Er stützte sich dabei auf ein Geständniß des alten Kirchenvaters Tertullian, der in einer seiner ersten und berühmtesten Schriften***) von den Anhängern der christlichen Religion treuherzig berichtete: Alii

*) Geboren am 30. September 1749.

**) Apologeticon, Kap. 16.

***) De l'origine de tous les cultes.

plane verisimilius solem credunt Deum nostrum *). Jesus Christus war in Simeons Augen ein neuer Abklatsch des ägyptischen Horus, der von seiner jungfräulichen Mutter Isis wie der christliche Heiland von der Mutter gewordenen Jungfrau Maria auf Händen getragen wird. Eine Inschrift auf ihrem Bilde im Tempel zu Sais erklärt klar und deutlich: „Die Frucht, welche ich geboren, ist die Sonne." — Schon der heilige Hieronymus erzählt, daß Adonis, der Sonnengott der Phönizier, wie Mythra in einer Höhle und wie Christus an der Krippe geboren, wie dieser ins Schattenreich hinabgestiegen und, wie dieser, wieder zur Oberwelt heraufgestiegen sei. Clemens von Alexandrien berichtet, daß der Valentinianer Theodotus die zwölf Apostel der christlichen Kirche mit den zwölf Zeichen des Thierkreises verglichen habe. Dupuis und Siméon gingen noch weiter und identificirten die zwölf Jünger des Heilandes mit den Bildern des Zodiacus. Wie Christus hieß auch Griechenlands Dionysios der „Heiland" und auch er führte, wie Jesus, den Beinamen „Sohn Gottes". Wie Christus starb auch der phrygische Atys „suspensus in ligno," gekreuzigt am Holze, und seine Verehrer trugen sein Bild, an einem Baume befestigt, in Prozession herum. Aegyptens Horus, Persiens Mythra, Griechenlands Dionysios und Phrygiens Atys waren, nach Dupuis und Siméons Ansicht, verkörperte Mythen des Sonnengottes.

*) Andere glauben mit weit mehr Wahrscheinlichkeit, daß die Sonne unser Herrgott sei.

Dieſer ehrliche und grundgelehrte Siméon, in kirchlichen Dingen der ungläubigſte Menſch auf dem ganzen Erdenrund, war in weltlichen Sachen das leichtgläubigſte Kind unter der Sonne. Er glaubte eben ſo feſt und ſteif an die Treue ſeiner jungen, eroberungsſüchtigen Frau, wie an das Oſterlamm des „ſogenannten" Heilands. In dieſem Lamme, von der Kirche „agnus Dei" genannt, erblickte er den Widder des Thierkreiſes, jenes Zeichen, in das die Sonne faſt zu derſelben Zeit eintritt, in welcher der chriſtliche Glaube die Auferſtehung des Heilands feiert. — Mit demſelben Scharfſinn erblickte er in ſeiner koketten Frau ein Muſterbild aller weiblichen Tugenden, das Ideal ehelicher Ehrbarkeit und wußte es nicht, daß ſie ihr Haus und ſich ſelbſt, aus Eigennutz und Gefallſucht, zum Deckmantel jener Liebes-Intrigue hergab, die ſich hinter dem Rücken Seiner Excellenz zwiſchen ihrer ſogenannten Kammerfrau, Mademoiſelle Héberti, und dem Könige fortſpann.

Jérôme beſuchte ſeinen Juſtiz-Miniſter faſt täglich unter dem Vorwande, deſſen weiſe Einſicht und Erfahrung bald über dieſen, bald über jenen Punkt verwickelter Staatsfragen zu Rathe zu ziehen. Seine Excellenz fühlte ſich durch dies ganz beſondere Vertrauen Seiner Majeſtät dergeſtalt geſchmeichelt, daß er zu ſeiner Frau mehr als einmal zu ſagen pflegte, der König habe an ihm einen Narren gefreſſen. „Er unternimmt und unterläßt nichts, ohne vorher meinen

Rath, meine Zustimmung, ich möchte sagen, meine Erlaubniß, eingeholt zu haben."

Eines Nachts empfing Graf Simeon in seinem Bibliothekzimmer den Besuch des Königs in dem Augenblicke, als der Minister eben im Begriff war, sich zur Ruhe zu begeben.

— Sire, sagte Seine Excellenz hoch erstaunt, ist es erlaubt, Eure Majestät zu fragen, was Ihrem treuergebenen Diener zu so ungewohnter Stunde die gänzlich unerwartete Ehre Ihres hocherfreulichen Besuches verschafft?

— Ich komme, lieber Graf, um Ihnen unter dem Siegel Ihrer mir bekannten Verschwiegenheit ein wichtiges Staatsgeheimniß anzuvertrauen . . .

— Sire, Ihr Minister ist ganz Ohr . . .

— Ich bin entschlossen, bester Freund, zwei meiner Kammerherren fortzujagen . . .

— Darf ich nach deren Namen fragen?

— Merfeldt und Seckendorff.

— Und was bestimmt Eure Majestät zu diesem Schritte?

— Ein Grund, der auf der flachen Hand liegt. Beide, mein lieber Graf, sind Deutsche.

— Dies ist zwar keine Schande, aber, aufrichtig gesagt, auch gerade kein Vorzug. Auch ich, Sire, fühle gerade keine Vorliebe für die deutsche Nation, vielleicht schon darum, weil ich ihre Sprache nicht verstehe.

— Es geht Ihnen gerade wie mir. Das ver-

maledeite Deutsch! Der Teufel mag sich diese schweren Worte behalten! Trotz aller Mühe, die ich mir gegeben, hat es mir seit meinem Regierungsantritte durchaus nicht gelingen wollen, meinem Gedächtnisse etwas mehr als ein Paar ganz gewöhnlicher Redensarten einzuprägen . . .

— Sire, ich erinnere mich dabei eines Ausspruchs König Gustavs III. von Schweden. Ich wüßte nichts, pflegte dieser oft zu sagen, was mir verhaßter wäre, als das Tabakrauchen und die deutsche Sprache!

— Und ganz so denke auch ich!

— Aber, Sire, blos darum, weil jene beiden Kammerherren das Unglück haben, keine Franzosen zu sein, können Eure Majestät, ohne der Gerechtigkeit nahe zu treten, diese Leute unmöglich von Ihrem Hofe entfernen, denn sind Sie nicht König eines deutschen Reiches und theilen nicht fast zwei Millionen Ihrer Unterthanen den angeborenen Fehler jener beiden Herren, daß sie eben weiter nichts als Deutsche sind?

— Dies ist's nicht allein, was mich bestimmt, sie von meinem Hofe zu verbannen . . .

— Majestät, ich kenne Ihre anderen Gründe nicht.

— Sie sollen meine Gründe alsogleich erfahren. Merfeldt ist ein steifer, fader, langweiliger Tropf, der mir mit seiner ewig wiederkehrenden Litaney über Verletzung der abgeschmackten deutschen Hof-Etikette so viel Langeweile verursacht, daß schon sein Erscheinen hinreichend ist, mir Gähnkrampf in den Leib zu jagen.

So oft ich den Namen Merfeldt nenne oder nennen höre, reißen ſich die Angeln meines Mundes ſo weit zum Gähnen auf, daß ich beſtändig in der Angſt lebe, einmal einen Anfall von Maulſperre zu bekommen, geſtand Jérôme und riß gähnend ſeinen Rachen ſo weit auf, als verſpürte er geheime Luſt, das Portefeuille des Innern und der Juſtiz mit Haut und Haaren zu verſchlingen. Dieſer fromme Patron macht mir fortwährend Vorwürfe über das vertraute Verhältniß, das zwiſchen mir und meinem lieben, guten, alten Freunde und Landsmann Pigault-Lebrun beſteht. Was kümmert's den eingebildeten deutſchen Lümmel, daß ich einen niemals traurigen, ewig heitern Franzoſen viel lieber als einen pedantiſch-trockenen Deutſchen um mich ſehe? Bin ich nicht Herr meiner Neigungen?

— Allerdings, Sire, allerdings, aber . . .

— Kein Aber, lieber Graf! Sie wiſſen, daß dieſes Wort zu der Sippe jener Ausdrücke gehört, die mir unangenehm ſind. Dieſer deutſche Spießbürger, dieſer adelige Spicier, kann nicht begreifen, wie der König mit einem ſeiner Untergebenen auf ſo herzlichem Fuße ſtehen kann, wie ich mit Lebrun. Und aus bloßem Neide wagt er dieſen lieben, guten, prächtigen Kerl, der keiner Fliege etwas zu Leide thut, in meinen Augen herabzuſetzen, ja noch mehr, ihn ſogar zu verdächtigen, daß er, der luſtige Charles, der ſingend für mich durch's Feuer geht, der Spion meines Bruders, der Mouchard des Kaiſers iſt. Iſt dies nicht infam?

— Dieſe Verleumdung iſt mehr als infam. Sie

ist geradezu dumm, sehr dumm! Doch, was wollen Sie mit diesem Herrn von Merfeldt anfangen?

— Ich will ihn nach Hannover schicken . . .

— Unter welchem Vorwande?

— Um den dortigen Terrain zu recognosciren . . .

— Der Wille Eurer Majestät ist Befehl. Und Herr von Seckendorff?

— Ist ein frecher Geck, der sein blinzelndes Auge zu einem Gegenstande zu erheben wagt, der viel zu hoch für diesen kleinen, blonden, übermüthigeiteln Lauzun meines Hofes steht.

— Wie, Sire, er wagt . . .

— Meiner Gemahlin den Hof zu machen!

— Der Königin???

— Ja, ja, meiner stolzen deutschen Katharina! Erstaunen Sie nicht über diese Unverschämtheit? So ein deutscher Edelmann glaubt, weil einer seiner Vorfahren zufällig eine Art von Turenne in Taschenbuchformat gewesen ist, ein Recht zu haben, meiner Frau stille Liebesseufzer zuzuschicken. Und die Königin, die so unschuldig thut, daß man glauben sollte, Ihre Majestät könne nicht bis zur Dreie zählen, soll sich so tief erniedrigt haben, die Seufzer dieses kleinen, blonden, impertinenten Gecken zu erwiedern. Meine Frau ist seitdem still geworden. Und kennen Sie das alte Sprüchwort: „Il n'y a point le pire eau que celle qui dort.“ Stille Wasser sind tief!

— Und von wem wissen Sie dies Alles?

— Ich lasse meine gute Frau beobachten . . .

— Und durch wen?

— Durch eine meiner alten Bekanntſchaften aus Paris . . . durch Signora Felicitas Blangini, die auf mein Geheiß Ihrer Majeſtät tagtäglich Unterricht im Harfenſpiel giebt.

— Und was berichtet ſie Eurer Majeſtät?

— Meine Frau Gemahlin geruhe ſeit einiger Zeit, ſich königlich zu langweilen. Madame gefällt ſich in der Meinung, daß ich ſie immer mehr und mehr vernachläſſige, ja ſogar zurückſetze . . .

— Und können Eure Majeſtät ſich von dieſer Schuld gänzlich freiſprechen?

— Allerdings, Siméon, allerdings! Ich überhäufe die Königin mit Aufmerkſamkeiten aller Art . . . ich bin überaus artig und zuvorkommend. Erſt geſtern habe ich mich herabgelaſſen, eigenhändig die roſenfarbigen Nägel ihrer langen, ſchmalen, ſchneeweißen Finger zu beſchneiden, was mir, ich weiß ſelbſt nicht warum, ein ganz eigenthümliches Vergnügen gewährt. Ich ſehe Sie lächeln, lieber Graf. Ei, warum lächeln Sie, Herr Siméon?

— Ich lächle, weil ich begreife, daß die Aufmerkſamkeit des Nägelabſchneidens allein Ihre Majeſtät für ſo manches Andere, was Sie ihr vielleicht entziehen, keineswegs ganz zu entſchädigen vermag.

— Erklären Sie ſich deutlicher, lieber Freund.

— Sire, ich vermuthe, daß die Königin ſich darum nicht ganz glücklich fühlt, weil ſie dann und wann, vielleicht ungegründete, vielleicht auch gegründete Ur-

ſache haben mag, ein klein wenig eiferſüchtig zu ſein . . .

— Auf wen? auf wen?

— Die Mediſance, die ſich nirgends breiter als bei Hofe macht, nennt ſo viele Namen, daß ich nicht zu entſcheiden wage, welche unter ihnen die rechten und welche die falſchen ſind . . .

— Verleumdung, lieber Graf, nichts als Verleumdung! Ich liebe meine deutſche Katharina mit wahrhaft patriarchaliſcher Treue, mit der Zärtlichkeit eines Ovidiſchen Philemons . . .

Der Juſtiz-Miniſter ſah ſich gezwungen, zu nieſen.

— Sehen Sie, Freund, Sie benieſen es. Doch geſetzt auch, lieber Graf, daß ich ab und zu an einer andern Dame meines Hofes vorübergehend Gefallen fände, gäbe dieſe kleine harmloſe Untreue meinerſeits der Königin ein gegründetes Recht, ſich ihrerſeits auch einer Untreue gegen mich ſchuldig zu machen?

— O nein, Sire! Nur die Männer haben das Vorrecht, untreu ſein zu dürfen . . . die Frauen müſſen unter allen Umſtänden ihren Männern mit gutem Beiſpiele vorangehen und ihrem Schwure treu bleiben . . .

— Aus dieſem Grunde habe ich beſchloſſen, den Grafen von Seckendorff aus der Nähe der Königin zu entfernen . . .

— Und wann, Sire, ſoll dies geſchehen?

— Noch heute!

— Sire, es geht bereits auf Elf . . .

— Vor Mitternacht muß der Befehl in ſeinen

Händen sein, daß er morgen vor Tagesanbruch meine Residenz verlasse . . .

— Hat dies wirklich so große Eile?

— Ich will es!

— Der Wille Eurer Majestät ist Befehl!

— Aus diesem Grunde bin ich zu so ungewohnter Stunde hergeeilt, um Sie zu bitten, sich ungesäumt in die Wohnung des Herrn von Seckendorff zu verfügen und ihm im Namen des Königs diesen Spezialbefehl einzuhändigen, sagte Jérôme und zog aus seiner Brusttasche ein zusammengefaltetes Blatt Papier hervor. Lesen und contrasigniren Sie diese Ordre!

Der Justiz-Minister nahm das Blatt und las:

„Wir Jérôme I., König von Westphalen, beauftragen Unsern Kammerherrn, Gerald von Seckendorff, sechs Stunden nach Angesicht dieser Ordre Kassel zu verlassen und sich ungesäumt nach Paris zu begeben, um am Hoflager Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen den westphälischen Gesandten abzulösen und so lange auf seinem neuen Posten zu verharren, bis ihn Unser Spezialbefehl von dort abberufen wird. Gegeben in Unserer Haupt- und Residenzstadt Kassel ꝛc. ꝛc."

— Sagen Sie mir offen Ihre Meinung.

— Majestät, diese Ordre gehört zum Ressort des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und aus diesem Grunde müßte sie vom Grafen von Fürstenstein gegengezeichnet werden.

— Sie wissen, daß der arme Teufel seit acht Tagen von einem kalten Fieber gepeinigt wird. Ich

will seine Gesundheit schonen und ihm Ruhe gönnen. Unterzeichnen also Sie diesen Befehl . . .

— Ich bin bereit, erklärte der Justiz-Minister und kritzelte seinen Namen hin.

— Nun habe ich noch eine Bitte! Haben Sie die Güte, lieber Graf, sich augenblicklich nach seiner Wohnung zu verfügen und ihm diese Ordre einzuhändigen.

— Ich selbst? Jetzt? Zu dieser Stunde?

— Sie werden mir diese kleine Gefälligkeit nicht abschlagen, wenn ich Ihnen sage, daß Gefahr im Verzuge ist . . .

— Sire, läßt sich Ihre Ungnade nicht wenigstens bis morgen früh hinausschieben?

— Mit Tagesanbruch muß er Kassel bereits verlassen haben . . . Unten, bester Freund, steht mein Wagen. Fahren Sie hin zu ihm . . . ich will hier Ihre Zurückkunft erwarten . . .

Meine Frau wird unendlich bedauern, Eure Majestät nicht empfangen zu können . . .

Wie, Madame hat sich schon so zeitig zur Ruhe begeben?

— Weil sie wieder an Migräne leidet . . .

— Die Arme! Aber sein Sie ganz unbesorgt! Ich werde mich auch ohne Ihre Frau Gemahlin unterhalten, so gut es geht.

— Mit wem?

— Hier mit Ihren Herren Büchern . . .

— Sie enthalten nichts, als trockene Jurisprudenz . . .

— Schon lange trage ich das leicht begreifliche Verlangen in mir, eine Ihrer gelehrten Abhandlungen zu lesen . . . haben Sie eine derselben bei der Hand?

— Hier, sagte der Minister, auf ein Fach seiner Büchersammlung zeigend, finden Sie alle beisammen . . .

— Dann kann es mir nicht an Unterhaltung und Belehrung fehlen. Fahren Sie mit Gott und kehren Sie bald zurück.

— Ich eile, sagte Seine Excellenz und verfügte sich ins Nebenzimmer, um dort unter Beistand des herbeigerufenen Dieners seinen Schlafrock mit der amtlichen Uniform zu vertauschen. Der König wartet . . . bald bin ich wieder da, sagte er zu dem jungen Burschen, der, ein gewandter Crispin, Seine Excellenz bis an den Wagen geleitete.

In demselben Augenblicke, als der hartnäckige Christusläugner in die Karosse stieg, trat aus der benachbarten Kammer, unter schallendem Gelächter, eine in verführerisches Nacht-Negligée gehüllte Frauengestalt in die Bibliothek. Es war die Frau Gräfin Simeon.

XV.

— Bon soir, Madame! grüßte der König.

— Herzlich willkommen! sprach die Gräfin, ihm vertraulich die Hand reichend.

— Sie leiden noch immer an Migräne?

— Nur für meinen lieben, guten, äußerst leichtgläubigen Gemahl; Ihnen gegenüber befand ich mich niemals wohler als heute, denn ich wußte . . .

— Was wußten Sie?

— Daß Sie uns für heute Nacht die lang entbehrte Freude Ihres Besuches zugedacht . . .

— Wie, Sie waren von meinem Kommen unterrichtet?

— Durch den treuesten Ihrer Paladine, Herrn Pigault-Lebrun, der uns durch zwei Zeilen davon benachrichtigt hatte . . .

— Ganz gegen meinen Willen, liebe Gräfin, denn ich hatte mir vorgenommen, Sie und unsere gemeinschaftliche Freundin einmal ganz unerwartet, mitten in der Nacht, zu überraschen. Doch, wo steckt meine holde Taube? Und warum flattert sie nicht in meine Arme?

— Me voilà! sagte Mademoiselle Héberti, die in demselben Augenblick die Thüre aufreißend, wie ein Oelblatt von der Taube getragen, an seine Lippen flog.

Diese sogenannte Gouvernante war in der That ein mehr als reizendes Geschöpf: ein Mittelding zwischen Fee und Zofe mit mandelförmig geschlitzten Augen,

aus deren langen Wimpern ein tiefdunkles Blau wie ein haftiges Veilchen aus dem Wintermooſe hervorlugte, mit einem kleinen, roſafriſchen, honigſüßen Munde, aus deſſen Lippen die Grazien ihr fliegendes Zelt aufgeſchlagen, mit einem blaßweißen Mondſcheinnacken und einer Alpenroſenbruſt, die, halb Knospe und halb Blüthe, halb Schnee und halb Carmin, mit einem Wuchſe, ſchlank und zart gegliedert wie der durchſichtige Leib einer ſchimmernden Libelle, mit runden Armen und kleinen Händen, die einer Peri, und mit leichtbeſchwingten Füßen, die einer flatternden Sylphide anzugehören ſchienen. Denke man ſich dieſe reizumgürteten Formen nachläſſig eingehüllt in weite Mouſſelinfalten, die das ganze Bild mit einem geheimnißvollen Schleier umgaben, ſo wird man begreifen, daß in dieſer Erſcheinung viel Verführeriſches lag.

— Sei gegrüßt, mein trauter Abendſtern, ſagte Jérôme, einen Kuß auf das Elfenbein ihrer Stirn heftend.

— Wie galant, wie zärtlich, wie ſchmachtend! Wenn Sie mich Ihren Abendſtern heißen, ſo bleibt mir nichts Anderes übrig, als Eure Majeſtät mit dem aufgehenden Monde zu vergleichen, nach deſſen keuſchen Strahlen ſich Ihr unterthäniger Heſperus wie der Schwan nach ſeinem Lotos geſehnt hat.

— Iſt dies wahr, wirklich wahr?

— Böſer, ungläubiger Mond, frage die Gräfin!

— Mademoiſelle Héberti, betheuerte die Gräfin Siméon, hat die Stunden, die Minuten gezählt und

den Augenblick nicht erwarten können, in dem sie nach acht ewig langen Tagen und Nächten den König der Könige wieder an ihr Herz drücken darf.

— Setzen wir uns, sagte der Abendstern, den erlauchten Mond auf's Sopha ziehend.

Und einen Augenblick später saß der Glückliche zwischen Frühling und Sommer, zwischen lachendem Maimorgen und kosender Julinacht, zwischen Knospe und Blume, wie ein Schmetterling zwischen zwei Netzen, wie eine Grasmücke zwischen Veilchen und Reseda.

— Ich komme mir in diesem Augenblicke wie eine Muschel vor, die ein günstiger Zufall zwischen zwei Perlen hingebettet hat.

— O, sagen Sie lieber umgekehrt: Sie gleichen der Perle zwischen zwei Muscheln . . .

— Sie sind zu gütig, schöne Gräfin, sagte Jérôme, ihre Hand an seinen Mund ziehend. Hätte Ihr Herr Gemahl nur die entfernteste Ahnung, daß mein Erscheinen Ihre Migräne beseitigt, er würde mir sicher dafür sehr dankbar sein . . . Doch, unsere Augenblicke sind gezählt . . . Der Graf wird schneller zurückkehren als wir hoffen, und darum haben wir heute keinen Augenblick Zeit zu verlieren . . .

— Erlauben Sie mir, mich zu entfernen, sagte die Gräfin und wollte aufstehen.

— Bleiben Sie, holde Beschützerin meiner schüchternen Taube, ich bin heute nur darum gekommen, um Ihnen eine gewiß nicht unangenehme Neuigkeit mitzutheilen . . .

— Wir ſind ganz Ohr, erklärten die Damen.

— Die Königin wird ſich im Laufe dieſer Tage, auf Anrathen meines Arztes Perſonne, in ein Seebad begeben . . .

— Gratulire, ſagte Mademoiſelle Héberti, den roſenfarbenen Flor, der den Alabaſter ihrer Schultern verhüllte, wegziehend.

— Und wie lange wird Ihre Majeſtät dort verweilen?

— So lange es ihr dort gefällt! Je länger, je lieber! fügte er hinzu und ließ ſeine Finger durch die blonden Locken ſeines Abendſterns gleiten. Wir ſind dann ungeſtörter als jetzt und können uns häufiger ſehen, wie bisher . . .

— Charmant, charmant! flüſterte die ſchüchterne Taube.

— Freund Pigault-Lebrun hat mich bei dieſer Gelegenheit auf einen köſtlichen Einfall gebracht . . . Mademoiſelle Héberti, die ſeit einiger Zeit über Bruſtbeklemmungen klagt, wird während der Abweſenheit der Königin, wiederum auf Anrathen meines guten Perſonne, ihr gaſtliches Aſyl verlaſſen und auf's Land ziehen . . .

— Und wohin? fragte Heſperus, ſeine weichen Arme um die Cravatte ſeines Mondes ſchlingend.

— In meine nächſte Nähe, nach Napoleonshöhe, meinem Capri. Dort werde ich für Sie in der reizenden Meierei zu Montchéri, meinem kleinen Trianon, ein Paar Zimmer in Bereitſchaft ſetzen laſſen, um da-

ſelbſt, von keinem andern Auge als dem der Liebe bewacht, im Angeſichte der ewig jungen Naturſchönheiten, mit Ihnen ein Paar idylliſche Wochen zu verleben, wie Paul und Virginie.

— Herrlich, herrlich! frohlockte die luſtige Schelmin.

— Sie werden dort unter der ſpeciellen Aufſicht meines Leibarztes eine Molkenkur gebrauchen, Morgens und Abends den Kuhſtall beſuchen und ſich, von keiner Feſſel gehemmt, den ungeſchminkten Genüſſen des Landlebens hingeben. Wir werden kleine ſchweizer Feſte, harmloſe Paſtorales, bucoliſche Hirtenſpiele, unſchuldige Schäferromane, arkadiſche Idyllen feiern, und der Mittelpunkt, die Seele, die Königin dieſer ländlichen Zerſtreuungen, wird meine kleine, feine, vielgeliebte Taube, mein lieber, ſüßer, holder Abendſtern, die reizendſte aller Schäferinnen, Amaryllis-Héberti, ſein, ſprach der königliche Schäfer und zog einen kleinen Perlenmutterkamm aus dem Knaufe ihrer blonden Haare, die jetzt feſſellos auf den Nacken ihrer ſchönen Eigenthümerin herniederfloſſen.

— Und ich Aermſte? fragte die Gräfin, die das raſche Auflodern ihres Neides nicht verbergen konnte.

— Sie, meine Theure werden — wie ſich dies von ſelbſt verſteht! — Ihrer liebenswürdigen Freundin huldreich Geſellſchaft leiſten und unſere ländlichen Feſte, unſere trauliche Wald-Einſamkeit, unſere ſtillverſchwiegenen Schäferſtunden nach beſten Kräften verſchönern helfen.

— Aber, lieber Gott, unter welchem Vorwande?

— Ei, leiden denn nicht auch Sie — ich weiß nicht genau, seit wann — an Bruſtbeſchwerden?

— Allerdings, allerdings! betheuerte Ihre Excellenz und fing bewundernswürdig geſchickt zu hüſteln an.

— Ihr Herr Gemahl, der an Alles, nur nicht an den armen gekreuzigten Nazarener, glaubt, wird ebenſo wenig an der Wahrheit Ihrer Bruſtbeklemmungen, wie an Ihrer nicht länger zu ertragenden Migräne zweifeln, die dringende Nothwendigkeit einer ſo heilſamen Kur vollſtändig begreifen und mir tauſend Dank wiſſen für die Aufmerkſamkeit, daß ich Ihnen den ſchönſten Theil meines Schloſſes zu Ihrem Sommerſitze einräume.

— Prächtig, prächtig! jubelten die beiden Damen.

— Aber werden Sie, meine Damen, auch nicht eiferſüchtig ſein?

— Auf wen? fragten Beide wie aus einem Munde.

— Auf die arme kranke Signora Blangini . . .

— Wie? Leidet auch ſie an Bruſtbeklemmung? fragte Mademoiſelle Héberti mit einem Anfluge nebenbuhleriſchen Schmollens.

— Die Turiner Nachtigall kann das rauhe Klima nicht vertragen und klagt beſtändig über Heiſerkeit. Aus Rückſicht für ihre allerdings angegriffene Geſundheit will ich auch ſie unter die Flügel meines Schutzes nehmen. Felicitas wird ihre Villeggiatura ganz in Ihrer Nähe, im chineſiſchen Dörfchen Mu-lang aufſchlagen und mit Ihrer gütigen Erlaubniß, in Ihrem arkadiſchen Bunde die Dritte ſein.

— Wir werden uns hoffentlich gut vertragen, meinte die Gräfin.

— Das wünsche ich, meine schöne Freundin, sagte Jérôme und entzog auch ihrer üppigen Haarfülle den kleinen Kamm, der — beiläufig erwähnt — ein Geschenk ihres Gatten war. In den Armen meiner blonden Daphnis, an dem Herzen meiner brunetten Chloe will ich vergessen, daß die leidigen Rücksichten mich mit einer Deutschen verbunden haben, die, unter uns gesagt, entsetzlich prüde ist . . .

— Wie sehr bedauere ich Sie! seufzte Mademoiselle Héberti voll zärtlicher Theilnahme und pflanzte einen ihrer glühendsten Küsse auf den Mund ihres königlichen Geliebten.

— Himmel, rief die Gräfin, wir müssen fort.

— O, bleiben Sie nur noch einen Augenblick, meine Damen.

— Hören Sie nicht das Heranrollen des fatalen Wagens? fragte die Gräfin.

Und alle drei spitzten ihre Ohren.

— Der Wagen hält vor unserm Hause. Mein Gemahl glaubt uns in den Armen des Schlafes . . . wir müssen rasch zu Bette!

— Gute Nacht, mein blasser, keuscher Mond! hauchte die Gouvernante, ihn zärtlich an ihr Herz drückend.

— Auf baldiges Wiedersehen im schönen Montchéri, sagte der König, einen Abschiedskuß auf den Schnee ihrer Schultern drückend.

Und beide Damen verſchwanden ſchnell wie ein Wetterleuchten und geräuſchlos wie ein Schattenbild. Jérôme erhob ſich, zog aus dem ihm näher bezeichneten Bücherfache die erſte beſte Schrift heraus, warf einen flüchtigen Blick auf deren Titelblatt und blieb in der Stellung eines Gott weiß wie ſehr vertieften Leſers vor dem Bücherpulte ſtehen.

Gleich darauf trat der Miniſter ein.

— Wie, Graf, ſchon ſo ſchnell zurück?

— Sire, ich habe Herrn von Seckendorf leider nicht zu Haus gefunden. Ein Rendezvous mit einem ſeiner Verwandten hat ihn heute Abend, wie der Portier berichtet, nach Frankfurt am Main gerufen . . .

— Und wie lange gedenkt er auszubleiben?

— Längſtens fünf bis ſechs Tage . . .

— Morgen in frühеſter Frühe werden Sie ihm unſere Ordre nachſchicken . . .

— Rechnen Sie auf meine Pünktlichkeit, Sire. Aber zürnen Sie mir nicht, wenn ich wage, Eure Majeſtät zu fragen, wie Sie ſich während meiner Abweſenheit, hier ſo ganz mit ſich allein, unterhalten haben?

— Ein günſtiger Zufall hat mir die Rede in die Hand geſchoben, die Sie im Jahre 1803 in der geſetzgebenden Verſammlung über den Heirathsvertrag und über die gegenſeitigen Rechte der Eheleute gehalten . . . Ich habe mich in dieſe geiſtreiche Lectüre dergeſtalt vertieft, daß mir die Zeit pfeilſchnell verſtrichen iſt. Sa-

gen Sie mir aufrichtig ihre Meinung ... Was halten Sie von der Ehe?

— Ich halte sie für eine Nothwendigkeit!

— Und glauben Sie, daß eine durch Priesterhand geschlossene Ehe dauernder sei, als eine Verbindung, die einzig und allein auf wechselseitiger Neigung beruht?

— Ich glaube an die Heiligkeit der Eide ...

— Also auch an die Treue der Frauen?

— Wie an den Auf- und Untergang der Sonne ...

— Ich beneide Sie um diesen Glauben! Es giebt Leute, die in diesem Punkte ihre Skepsis so weit treiben, daß sie eben so wenig an die Treue irgend einer Frau, wie Sie z. B. an das Dasein des Heilandes glauben. Vigault-Lebrun vergleicht die Weibertreue mit einer Aloë, die in hundert Jahren nur einmal blüht.

— Ich finde derlei Vergleiche etwas hart ...

— Aber treffend, sehr treffend, lieber Graf. Alle Laster, die den Begriff von Falschheit ausdrücken, wie trahison, perfidie und félonie, sind nach dem geheimnißvollen Geiste unserer Sprache weiblichen Geschlechts. Ich für meinen Theil halte die Treue einer Frau für eine jener leichtsinnigen Hypothesen, die, wie die Quadratur des Zirkels und das Perpetuum mobile, zum Bereiche specifischer Unmöglichkeiten gehören ...

— Eure Majestät werden indeß wohl einzelne Ausnahmen zugeben ...

— O ja, mein lieber Siméon! Sie zum Beiſpiel ſind einer jener beneidenswerthen Männer, denen die huldreiche Vorſehung oder, wenn Sie dieſe, wie unſern Heiland, durchaus nicht anerkennen wollen, der blinde Zufall ein hoch erhebendes, wahrhaft rührendes Muſter ehelicher Tugend zugeführt hat!

— Ja, Sire! Ich, der ich, aufrichtig geſagt, an gar nichts glaube, bin ſo feſt von der Treue meiner Frau überzeugt, daß ich bereit wäre, Tauſend und Einen Eid zu ſchwören, daß noch niemals ein Gedanke von Untreue den ungetrübten Spiegel ihres jungfräulich-keuſchen Herzens getrübt hat. Meine liebe, gute, brave Katharine iſt einer jener weißen Raben, die dem König Pheron die Schuppen von den Augen geriſſen und ihn vollſtändig geheilt hatten . . .

— König Pheron? . . .

— War ein armer Teufel, den die Natur, wie ſo manchen andern Fürſten mit totaler Blindheit geſchlagen hatte. Darüber grämte ſich der gute Souverain. Als er das Orakel befragte, welche Macht im Stande ſei, ihm das Licht ſeiner Augen wiederzugeben, erwiderte das boshafte Orakel: Der Kuß einer tugendhaften Frau, die ihrem Manne in Gefühl und Gedanken treu geblieben iſt. Er ließ ſich von tauſend jungen und alten, ſchönen und häßlichen Weibern küſſen, blieb aber . . .

— Blind, wie zuvor, nicht wahr, Siméon?

— Ganz recht, Sire!

— O, das konnte ich mir denken! So waren die Frauen und so werden sie es ewig sein!

— Aber, wie gesagt, mit einzelnen Ausnahmen . . .

— Zu welchen unbestritten Gräfin Katharine Siméon gehört, die zweifelsohne eine der köstlichsten Perlen im Diademe meines Hofstaates ist, und wenn Sie es gestatten, mein lieber ungläubiger Thomas, werde ich nächstens, wie Heinrich II. einst auf Diana von Poitiers, auf Ihre auch von mir aufrichtig hochverehrte Frau Gemahlin eine Denkmünze prägen lassen oder, noch besser, einen weiblichen Orden, einen Orden der Tugend und Keuschheit, in's Leben rufen und mit Ihrer gütigen Erlaubniß Ihren weißen Raben zum Großkanzler meiner neuen Schöpfung ernennen. Ihnen, lieber Graf, sei hiermit der Auftrag ertheilt, die Statuten dieses Katharinen- (Katharine heißt ja auch meine Frau) Ordens zu entwerfen und dieselben so bald als möglich meiner Genehmigung vorzulegen . . .

— Morgen in frühester Frühe werde ich mich des eben so huld- als ehrenvollen Auftrages Eurer Majestät unterziehen und mich beeilen, Ihnen vielleicht schon im Laufe dieser Woche die Statuten Ihrer schönen Schöpfung zu überreichen . . .

— Ich rechne darauf, mein lieber Siméon, sagte der König, dem gelehrten Einfaltspinsel, der nicht an den Heiland, desto fester aber an die Treue seiner Frau glaubte, die Hand reichend. Nun, bester Graf, fuhr Jérôme gähnend fort, will ich Ihnen nicht länger beschwerlich fallen. Ein Blick auf Ihre Wanduhr belehrt

mich, daß Mitternacht längſt vorüber, und eine Müdigkeit, die mich urplötzlich überfallen hat, erinnert mich, daß es hohe Zeit ſei, Ihnen und mir von den heißen Anſtrengungen des Tages, von der drückenden Laſt der Staatsgeſchäfte, ein Paar kurze Stunden ſüßer Ruhe zu vergönnen. Gute Nacht, Siméon! Tauſend Grüße an Ihr braves Weib!

— Sire, ich werde nicht ermangeln, mich dieſes huldvollen Auftrages zu entledigen.

Der König trat ſeinen Rückzug an. Das Portefeuille des Innern gab ihm das Geleite bis zur Treppe und verfügte ſich in ſein Schlaf-Kabinet.

XVI.

Am andern Morgen, als ſich Graf Siméon früher als gewöhnlich erhob, um auf Befehl des Monarchen die Statuten der zu Ehren ſeiner Gattin beſchloſſenen Gründung des neuen Keuſchheits-Ordens zu entwerfen, begab er ſich in ſein Arbeits-Kabinet. Dort fiel ſein Blick auf das Sopha. Das, was er hier entdeckte, wird unſer ſcharfſinniger Leſer bereits errathen haben.

— Himmel, rief er erſchreckt, was erblicken meine Augen? Zwei Frauenkämme auf meinem Canapé! Dieſen Perlenmutterkamm ſah ich geſtern zum erſten Male in den Haaren der Gouvernante meiner Frau und dieſer Elfenbein[illegible]m mit den Türkiſen iſt eines

jener koſtſpieligen Geſchenke, die ich in meiner bodenloſen Gutmüthigkeit meiner Frau zu ihrem letzten Namenstage zu Füßen gelegt. O ich Tropf, der ich bin! Jetzt fallen mir die Schuppen vom Auge! Ich ſehe, daß ich betrogen bin! Dieſer unverſchämte Hanswurſt, genannt Ober-Bibliothekar, hat alſo doch Recht, wenn er behauptet: die weibliche Treue iſt eine Aloë, die in hundert Jahren nur einmal blüht! Und ich, der Mann dieſer Aloë, die noch nicht geblüht, ſoll die Statuten des ihr zu Ehren beſchloſſenen Tugend-Ordens entwerfen?! Nein, Sire, das laſſen wir bleiben!

XVII.

Der Leſer begleite uns zur Königin.

Die zweite Gemahlin Jérôme's, Katharina von Würtemberg, war eine Tochter jenes Herzogs Friedrich Carl Wilhelm, aus welchem der allmächtige Zeus der Tuilerien, nach dem am 12. December 1805 zu Brünn abgeſchloſſenen Vertrage, in einer Anwandlung unerklärlich guter Laune — wie Napoleon ſpäter ſelbſt erklärt haben ſoll — einen König gemacht hatte. Katharinens Mutter, eine Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Caroline Auguſte, die im Jahre 1787 nach einem ſiebenjährigen Ehekriege noch ziemlich jung geſtorben war, ſoll durchaus nicht ſchön, aber — was nicht bei allen Prinzeſſinen der Fall zu ſein ſcheint —

sehr geistreich gewesen sein. Der Herzog, der nach ihrem Tode zehn Jahre lang Wittwer geblieben war, hatte am 18. Mai 1797, im Alter von fast drei und vierzig Jahren, eine zweite Ehe mit der Prinzessin Charlotte Auguste Mathilde von England abgeschlossen. Katharine, die unter den Augen der großbritannischen Stiefmutter herangereift war, hatte durch sie frühzeitig eben so geläufig das Englische, als von ihrem cher papa die französische Sprache gelernt. Von ihrer rechten Mutter schien sie den männlichen Geist und die Lebhaftigkeit des Charakters, von dem Vater aber, außer dem Hang zu einem gewissen Grade von Leichtsinnigkeit noch obenein die Anlage zu einem ungewöhnlich starken Embonpoint geerbt zu haben. Der Herzog, der in seinen jungen Jahren ein ziemlich schöner Mann gewesen sein soll, hatte das Unglück, später so auffallend, wir möchten sagen, unvernünftig stark zu werden, daß Seine spätere Majestät sich durch Allerhöchstihre monströse Dickleibigkeit in Frankreich den Spitznamen eines „Schwäbischen Elephanten" erwarb.*) Die Tochter dieses „gekrönten Elephanten," wie Herr Pigault-Lebrun sie zu nennen sich erkühnte, war zwar durchaus

*) Noch vor wenigen Jahren war im Stadthause zu Paris eine Tafel mit einem ungeheuern Ausschnitt zu sehen, der seinen Ursprung dem Allerhöchstdicken Bauche Seiner würtembergischen Majestät verdankte, die beim Bankett, das zu Ehren der Hochzeit Napoleons mit der Erzherzogin Marie Louise veranstaltet worden war, an dieser Tafel Spielraum für Ihren Unterleib gewonnen hatte.

nicht schön, aber frisch und üppig: ihre Formen hatten etwas Festes, Dralles, Kerniges, das jedem Andern an ihrem Hofe besser als ihrem Gemahle gefiel, dessen Geschmack jene Gattung von Frauen vorzog, welche der Franzose fréle, svelte, pimpante zu nennen pflegt. Ihre Züge waren weder fein, noch edel, aber ausdrucksvoll und beredt, ja, dann und wann, wenn ein leichter Schatten, von Malice darüber hinzog, sogar pikant. Die Königin hatte zwar etwas starke Lippen, dafür aber — gleichsam zur Entschädigung — Zähne ohne den leisesten Makel. Sie hatte ferner einen wunderbar schönen Arm und eine Hand, die ihr Leibarzt, der sich auf Chirognomik verstand, eben so geistreich als verführerisch fand. Es waren Hände, weiß wie die Hostien und durchsichtig wie Oral, Hände, die man nicht betrachten konnte, ohne sich versucht zu fühlen, sie ungestüm an sein Herz zu pressen, an seinen Mund zu ziehen. Und darum nannte der Arzt ihre Hände magnetisch. Die rosigen Nägel mit dem weißen Halbmonde erinnerten an eine der ersten Bedingungen der circassischen Schönheiten. Kein Wunder also, daß Jérôme, wie abgestumpft er auch immerhin war, ein ganz besonderes Wohlbehagen am eigenhändigen Beschneiden dieser küssenswerthen Nägel fand. Katharine war — wir wiederholen es — durchaus nicht schön, aber eine Frau, die so blendende Zähne und so magnetische Hände hat, wie die Königin von Westphalen, kann unmöglich häßlich genannt werden, während wohl jeder von uns begreifen wird, daß eine Venus zu einer Schönheit dritten

Ranges herabsinkt, wenn die Natur sie mit unsaubern Zähnen und häßlichen Händen gestraft hat. — — — —

Einige Tage nach dem nächtlichen Besuche des Königs beim Justizminister saß die Königin ganz allein in ihrem Boudoir an einem epheuumrankten Fenster, hinter einer Wand von blühenden Camelien und duftenden Lianen, mit einer Goldstickerei beschäftigt, deren dicht vor ihr liegendes Muster ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien. Der Himmel allein kann es wissen, an wen oder an was Ihre Majestät gedacht haben mochte in diesem Augenblick, als einer ihrer krebsrothen, silberbetreßten Kammerdiener eintrat, um ihren Leibarzt, der von ihr erwartet worden war, pflichtschuldigst anzumelden.

— Laß ihn eintreten, rief Katharina, ihre zerstreuten Gedanken schnell zusammenfassend.

Bevor wir dem Befehle der Königin Genüge leisten und dem Arzte den Eingang zu ihrem Schmollzimmer öffnen, sei uns gestattet, den Harrenden, draußen im Vorzimmer, der Gunst unseres Lesers vorzustellen.

Katharinens erster Leibarzt war ein Jude. Er hieß Abraham Zadig und war ein Schlesier von Geburt. Er hatte in Halle studirt und sich dort den Doctorhut erworben; bald darauf war er nach Kurland gegangen und hatte einige Jahre in Bauske und später in Riga als Arzt practicirt. Nachdem er — von schlesischem Heimweh getrieben — Kurland verlassen hatte, war er nach seiner Vaterstadt Breslau zurückgekehrt und am 24. December 1802 in der Kirche

St. Elisabeth zur christlichen Religion übergetreten. Im Jahre 1806 hatte er, bald nach der Eroberung von Breslau, wenige Tage nach jenem von uns flüchtig angedeuteten Abenteuer Jérôme's mit der bewußten Priesterin Thaliens, als Arzt die Bekanntschaft des verliebten, schwer getäuschten Schäfers gemacht und sich durch eben so sorgfältige als glückliche Behandlung seines hohen Patienten wohlbegründete Ansprüche auf dessen Dankbarkeit erworben, die sich später, als Prinz Jérôme den westphälischen Thron bestiegen hatte, dadurch kund gab, daß Dr. Abraham Zadig einen ehrenvollen Ruf nach Kassel erhielt, wo er seit dem Jahre 1808 als Leibarzt der Königin und „alter Bekannter des Königs," sowohl bei Hofe als in der Stadt, zu den beliebtesten und angesehensten Persönlichkeiten jener Zeit gehörte. Namentlich hielt die Königin „große Stücke" auf ihn, weil der „weise Zadig," wie sie ihn zu nennen pflegte, ein eben so gewandter Heilkünstler als geistreicher Frauenkenner war, der den leisesten Pulsschlag eben so rasch und sicher, als den geheimsten Gedanken und verschleiertsten Wunsch ihrer häufig sehr launischen Gemüthsart zu entziffern, zu errathen, zu durchschauen verstand.

Zadigs gelehrtes Steckenpferd war seine tiefinnerste Ueberzeugung von der Erkennbarkeit der geheimsten Geheimnisse, der sogenannten Chirognomik. Sein kecker, rastloser, unermüdlicher Scharfsinn hatte sich die menschliche Hand — das Organ des Tastsinns, das Fühlhorn der menschlichen Seele — zum Lieblingsstudium seiner

phyſiologiſchen Lucubrationen auserwählt. Wie Lavater in den Irrgängen der Phyſiognomik, wie Gall in den Kreuz- und Querzügen der Phrenologie wollte Zadig als Schöpfer eines neuen Syſtems im Labyrinthe der Chirognomik und als weithin ſtrahlender Leuchtthurm im ägyptiſchen Dunkel der geheimnißvollen Hand-Kabbala betrachtet ſein. Denn ſo wie einſt ein alter italieniſcher Philoſoph, Aldrovisi, aus der Tonleiter des menſchlichen Lachens, aus der von ihm ſo getauften Gelatoſkopie, einen Schluß auf den menſchlichen Charakter, auf die Eigenſchaften ſeines Geiſtes, wie auf die geheimen Neigungen und Lüſte ſeiner Seele zu ziehen ſich erlaubte*), ſo wollte Zadig aus dem Anblick der innern und äußern Hand, aus der Farbe der Haut und der durchſchimmernden Adern, aus der Form der Finger und ihrer Nägel, aus den Linien und Furchen der innern, wie aus den Poren und Härchen der äußern Fläche, aus den Punkten und Zeichen auf den Nägeln, mit Einem Worte aus dem ganzen Habitus und Geſammtausdrucke der Hand nicht blos das Temperament und den Charakter, den Geiſt und die verſchiedenen Fähigkeiten der Seele, ſondern auch alle krankhaften Störungen derſelben und deren Einfluß auf den Körper einzig und allein von der Hand, von den Fingern und von den Nägeln derſelben abzuleſen verſtehen. — Wohl geſtand er ſich oft, daß das Ziel, das ſein unbeſiegbarer Drang

*) Sein Werk, worin er ſeine Erfahrungen über die Scala des Lachens niederlegte, („Gelatoscopia s. divinatio ex risu, Napol." 1611. 4.) gehört zu den größten Seltenheiten ihrer Art.

nach uferloser Forschung sich gestellt, kein neues sei, und daß schon viele Philosophen und Aerzte — Jahrhunderte lang vor ihm — sich mit der menschlichen Hand und mit den Geheimnissen derselben beschäftigt, leider aber wenig oder gar nichts erreicht hatten, was Stich zu halten vermochte vor dem klaren, unbefangenen, vorurtheilsfreien Auge der gesunden Vernunft und der ehrlichen Kritik. Jadig sammelte und besaß alle Werke, die lange vor ihm von Johannes ab Indagine*) bis herab zu Robert Goclenius**) und Philipp Mai***) über die Mysterien der Chiromantie und Chirognomie geschrieben worden waren; sie Alle aber genügten ihm nicht; er sah in ihnen nichts mehr als den noch immer unentwickelten Keim einer in tausend Schleier sich verhüllenden Lehre, die noch keiner von allen Sterblichen *vor ihm* richtig erkannt und durchschaut habe†). Er wollte es sein, der ihr allmälig

*) Die erste Auflage dieses vielfach vermehrten und verbesserten Werkes erschien unter dem Titel „Introductiones in chiromantiam, physiognomiam, astrologiam etc." zu Straßburg im Jahre 1522 in Folio.

**) Sein Buch führt den Titel „Physiognomica et chiromantica specialia, Hanae 1651. 8.

***) Chiromantia et physiognomia medica, mit einem Anhange von den Zeichen auf den Nägeln der Hand. Dresden und Leipzig 1691. 8.

†) Zu den Schriftstellern, die sich in neuester Zeit mit der Physiognomik der Hand beschäftigt haben, gehörten der Franzose S. d'Arpentigny mit seiner „Chirognomie ou l'art de reconnaître les tendances de l'intelligence d'après les formes de

einen Schleier nach dem andern entriſſen und ſie auf dieſe Weiſe zur Leibeigenen ſeines Wiſſens gemacht habe.

Jetzt, nachdem unſern Leſern die nähere Bekanntſchaft dieſes Arztes zu Theil geworden, wollen wir ſeinem Eintritt in's Boudoir Ihrer Majeſtät nicht länger hindernd in den Weg treten.

— Willkommen, mein weiſer Zadig! rief ihm die Königin entgegen, als ſie ihn erfurchtsvollen Grußes an der Thürſchwelle erblickte.

— Ich grüße die beſte aller Königinnen, entgegnete der Doctor, ſich zum zweiten Male tief verneigend. Majeſtät, fuhr er fort, haben die hohe Gnade gehabt, mich rufen zu laſſen . . .

— Um Ihnen eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen. Setzen Sie ſich, Doctor. Ich kann nicht ruhig ſitzen bleiben, wenn ich den treuen Pfleger meiner Geſundheit auch nur einen Augenblick vor mir ſtehen ſehe. Nehmen Sie Platz, lieber Freund, und vernehmen Sie, was ich Ihnen, dem ich nichts verſchweige, anzuvertrauen habe . . .

---

la main." Paris 1843. 8. (in's Deutſche überſetzt von A. Schraishuen. Stuttgart 1846. 8.), der engliſche Arzt Charles Bell mit ſeinem Werke „die menſchliche Hand und ihre Eigenſchaften." (Deutſch von Hermann Hauff. Stuttgart 1836. 8.) Ludwig Naurath mit ſeiner phyſiologiſchen Abhandlung: De manuum morphologia et physiologia, Berol. 1833. 8. und endlich Hofrath Carus Vorleſung: Ueber Grund und Bedeutung der verſchiedenen Formen der Hand in verſchiedenen Perſonen. Stuttgart 1846. 4.

Jadig nimmt einen Stuhl und setzt sich.

— Gestern bei der Abendtafel, begann Katharina, geruhte Seine Majestät der König, mein allergnädigster Herr und Gebieter, mein überaus liebenswürdiger Gemahl, mir, seiner ganz unterthänigsten Magd und Dienerin, allerhuldreichst anzuzeigen, daß im Rathe der Götter — d. h. der Herren Minister meines Herrn Gemahls — einstimmig der Beschluß gefaßt worden sei, einen meiner Kammerherrn, den armen kleinen blaßblonden Freiherrn Gerald von Seckendorff, aus Kassel zu verbannen.

— Und weshalb, Majestät? fragte der Doctor.

— Weil irgend Jemand, Gott weiß wer, meinem tugendhaften Herrn und Gebieter den abscheulichen Verdacht eingeflößt haben muß, daß jener junge, durchaus unschuldige Mensch — fast noch Kind — (wenigstens habe ich noch keine Spur von Bart an ihm bemerkt), nichts mehr und nichts weniger als — hört, hört! — mein Günstling sei. Sie, Doctor, der Sie Alles wissen, werden die Güte haben, mir zu sagen, wie jener alte Heide hieß, der aus dem Pulsschlage des Antiochus die glühende Leidenschaft dieses jungen Prinzen zu seiner Stiefmutter Stratonice errieth?

— Er war ein Enkel des Aristoteles und hieß Erasistratos.

— Eh bien, Erasistratos, fühlen Sie meinen Puls und sagen Sie mir unumwunden, ob jener Jemand ein gegründetes Recht besitzt, die Tochter des

ersten Friedrichs von Würtemberg ungestraft verleumden zu dürfen.

Zadig betastete den Puls der Königin.

— Ihr Blut schlägt so ruhig als das meine, erklärte er. Aber trösten Sie sich, hohe Frau. Sie theilen das Loos aller edlen Wesen, die verleumdet werden, weil die böse Welt tausend Gründe hat, sie wegen ihrer Anmuth und Sittenreinheit bewundern zu müssen. Vergessen Sie nicht, gnädigste Königin, was Deutschland's Corneille, der das Glück hat, Ihr Landsmann zu sein, unserm neiderfüllten Erdklumpen nachsagt:

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n" . . .

Was aber, Majestät, ist über die Zukunft desjenigen Mannes, der in dem neidenswerthen Verdachte steht, Ihr Mignon zu sein, beschlossen worden?

— Graf Siméon, den die beglückten Unterthanen meines Herrn Gemahls von den Rathgebern der Krone unter den Schlimmsten immer noch den Besten nennen, hat sich vom Könige bewegen lassen, einen Befehl zu contrasigniren, der das unschuldige Opferlamm einer schwarzen Palast-Intrigue als Chargé d'affaires an den Hof meines erlauchten Schwagers nach Paris treibt.

— Solche Verbannung, hohe Frau, gleicht eher einer Auszeichnung als Bestrafung, denn sie führt ihn in die nächste Nähe eines glänzenden Meteors, dessen Lichtstrahlen ganz Europa mit Staunen und Bewunderung erfüllen . . .

— Das unerfahrne Kind wird am Hofe von Saint-Cloud, an dem ein so geistreicher Teufel, wie Herr von Talleyrand, und ein so verschmitzter Spion, wie Herr Fouché, heimisch sind, eine traurige Rolle spielen und — wie ich befürchte — sich über Personen und Dinge unseres Hofes ausforschen lassen, deren Bekanntwerden in Paris meinem Gemahle in den Augen seines Bruders sehr leicht schaden könnten. — Seckendorfs Verbannung, fuhr die Königin nach kurzem Seufzer fort, ist aber nicht das Einzige, was ich Ihnen mitzutheilen habe; es handelt sich auch um eine Neuigkeit, die mich betrifft. Der Leibarzt des Königs, Monsieur Personne, der Truffaldino Napoleons und meines Herrn Gemahls, hat, wahrscheinlich auf Befehl des Letztern, urplötzlich an mir die Entdeckung gemacht, daß der Besuch eines Seebades mir durchaus nothwendig sei. — Vous inclinez à l'obésité de Monsieur votre Père, geruhte mein Herr Gemahl hinzuzufügen. Und darum, ergänzte der äußerst gefällige Aesculap, ist es hohe Zeit, daß Ihre Majestät — je eher desto besser, setzte mein Herr Gemahl hinzu — irgend ein Seebad durch Ihre Gegenwart auszeichnen, um Ihrem Hange zur Corpulenz noch frühzeitig genug einen Damm zu setzen. — Mein guter Mann schickt mich also in ein Bad, damit ich nicht allzu stark und kräftig werde. Was sagen Sie zu dieser in hohem Grade rührenden Aufmerksamkeit?

— Allerdings, hohe Frau, findet auch meine Wenigkeit, daß Ihre Majestät unverkennbare Anlagen zu frühzeitiger Beleibtheit haben, und deßhalb finde ich in

dem wohlgemeinten Rathe meines ehrenwerthen Collegen Perſonne — aufrichtig geſagt — durchaus nichts Verfängliches.

— Clericus clericum non decimat: eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, pflegt mein dicker Papa zu ſagen und ich ſehe ein, daß er Recht hat. Mein zweites Ich ſchickt mich in's Bad, weil es wünſcht, daß ich mit der Zeit eben ſo ſchwächlich und gebrechlich als es ſelber werde, und ſelbſt mein weiſer Zadig, der mir tauſendmal verſichert hat, daß meine Geſundheit ihm mehr am Herzen liege, als ſeine eigene, erblickt in dieſem eigennützigen Plane meines Herrn und Gebieters durchaus nichts Verfängliches, wie er ſagt . . .

— Ihr unterthänigſter Diener erlaubt ſich im Gegentheile noch hinzuzufügen, daß der Gebrauch des Seebades einen heilſamen Einfluß auf das verſtimmte Nervenſyſtem Ihrer Majeſtät ausüben und nicht wenig dazu beitragen wird, die Migräne, an der Sie ſo häufig leiden, allmälig zu beſeitigen . . .

— Wenn Sie das ſagen, dann glaube ich es, denn Niemand kennt mich ſo genau, als mein weiſer Zadig. — Da ein Widerſpruch von meiner Seite ohnehin nichts geholfen hätte, ſo war ich nachgiebig genug, dem Wunſche meines Gemahls und dem Rathe ſeines Arztes mich zu fügen und Beiden zu verſprechen, mich noch im Laufe dieſer Woche — nachdem ich zuvor mit Ihnen Rückſprache darüber genommen — meinen Bade-Ausflug anzutreten. Mein Herr Gemahl iſt ſo überaus gnädig geweſen, mir vollſtändig freie Wahl zwi-

schen Norderney, Helgoland und Scheveningen einzuräumen, und ich wende mich nun an Sie, mir zu sagen, zu welchem dieser Bäder ich mich entschließen soll?

— Ich, hohe Frau, stimme für Scheveningen.

— Und weshalb, wenn ich fragen darf?

— Weil nach meiner Ansicht die Nordsee in Holland einen etwas mildern Charakter als an der Felsenklippe von Helgoland hat und weil ferner die lachende Umgebung Scheveningens Ihrem Geschmacke besser zusagen wird, als die der beiden andern Bäder . . .

— Gut, dann gehe ich nach Scheveningen; doch habe ich Seiner Majestät sofort erklärt, daß ich mich seinem Wunsche nur unter Einer Bedingung füge . . .

— Und wie lautet diese Bedingung?

— Daß mein weiser Zadig mich begleite!

— Er ist der allezeit bereite, jedes Winks gewärtige Diener seiner holden Herrin und Gebieterin, die ihn unabläßlich mit so vieler Huld und Gnade überhäuft, daß er ihr ewig dankbarer Schuldner bleibt, sagte der Arzt, sich ehrfurchtsvoll verneigend.

— Machen Sie sich also reisefertig, Doctor! Morgen früh begleiten Sie uns nach Holland, sprach die Königin und reichte ihm ihre Hand.

Zadig zog den Magnet an seine Lippen und fühlte sich wie von einem electrischen Funken durchzuckt, als es ihm gestattet war, diese „Hand aller Hände" küssen zu dürfen.

Und gleich darauf entfernte er sich.

XVIII.

Am zweiten Morgen nach jener Unterredung der Königin mit ihrem Arzte las man im westphälischen „Moniteur:“

„Gestern Morgen 10 Uhr haben Ihre Majestät die Königin von Westphalen die von Ihren Aerzten dringend angerathene Reise nach dem Nordseebade Scheveningen anzutreten geruht:

Seine Majestät der König geruhte allerhuldreichst Seine Gemahlin bis Göttingen zu begleiten, allwo die hohen Herrschaften übernachteten.

Im Gefolge der Königin befinden sich, außer ihren Kammerherren und Ehrendamen Dr. Jadig, der Leibarzt, und der Kapellmeister Felix Blangini, der Gesanglehrer Ihrer Majestät.“

XIX.

Am folgenden Tage kehrte König Jérôme aus der guten Stadt Göttingen zurück, die zu Ehren seiner Ankunft eine ehrlich gemeinte, aber ziemlich ruppig ausgefallene Illumination improvisirt hatte.

Kaum aus dem Reisewagen gestiegen, ertheilte er einem seiner diensthuenden Kammerherren den Befehl,

augenblicklich den Ober-Bibliothekar Herrn Pigault-Lebrun herbeirufen zu lassen.

Der König hatte noch nicht seine Reisekleidung abgeworfen, als der Gerufene bereits vor ihm stand.

— Victoria, Freund Charles! rief Jérôme, ihn zärtlich umarmend. Die Königin ist über alle Berge! Nun können wir einmal vier bis sechs Wochen lang so recht con amore ausgelassen lustig, muthwillig heiter, ungestört kreuzfidel sein! Doch, Meister Pigault Lebrun, ernenne ich während der Abwesenheit meiner Frau zu meinem Maître des plaisirs, zum General-Intendanten meiner Vergnügungen auf Napoleonshöhe, und beauftrage Dich, noch heute ein möglichst mannigfaltiges Repertoire von Zerstreuungen und Unterhaltungen jeder erdenklichen Art zu entwerfen. Rasse Dein Bischen Geist zusammen, alter Knabe, um Deinen alten Freund, der die lang entbehrten Freuden des heißersehnten Strohwittwerlebens genießen und bis auf die Hefe ausleeren will, nach Kräften aufzuheitern. Schone, spindeldürrer Fallstaff, weder Geld noch Aufwand! König Heinz will sich einmal amüsiren. Wir wollen leben wie die Götter!

— Sire, wo aber all' das Geld dazu herzunehmen?

— Gut, daß Du mich daran erinnerst! Setze Dich, mein Junge, und schreibe nieder, was ich Dir dictiren werde.

— Ihr Fallstaff, Sire, sitzt bereits . . .

Und während des Stiefelanziehens dictirte der Kö-

nig ſeinem Vorleſer folgendes Handbillet an den Finanzminiſter Grafen von Marienrode:

„Liebſter Malchus!

Ich brauche Geld . . . ſchaffen Sie welches!“

— Jetzt, fuhr er fort, nachdem er in den zweiten Stiefel hineingeſchlüpft war, wollen wir das Billet unterſchreiben.

Jérôme klexte ſtehend ſeinen Namenszug hin.

— Das iſt nun Marienrode's Sorge, wo er das Geld herſchafft. Dies Billet ſoll ihm augenblicklich eingehändigt werden! Ich ſchwimme in einem Vorgefühle ſüßer Wonnen! Freue Dich mit mir, Pigault-Lebrun! Le roi s'amuse! Auf nach Capri!

BAY[illegible]
STAATS-
BIB
M[illegible]

Ende des erſten Bandes.

Druck von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

König Jérôme Napoleon

und

sein Capri.

Historisch-Humoristischer Roman

von

E. M. Oettinger.

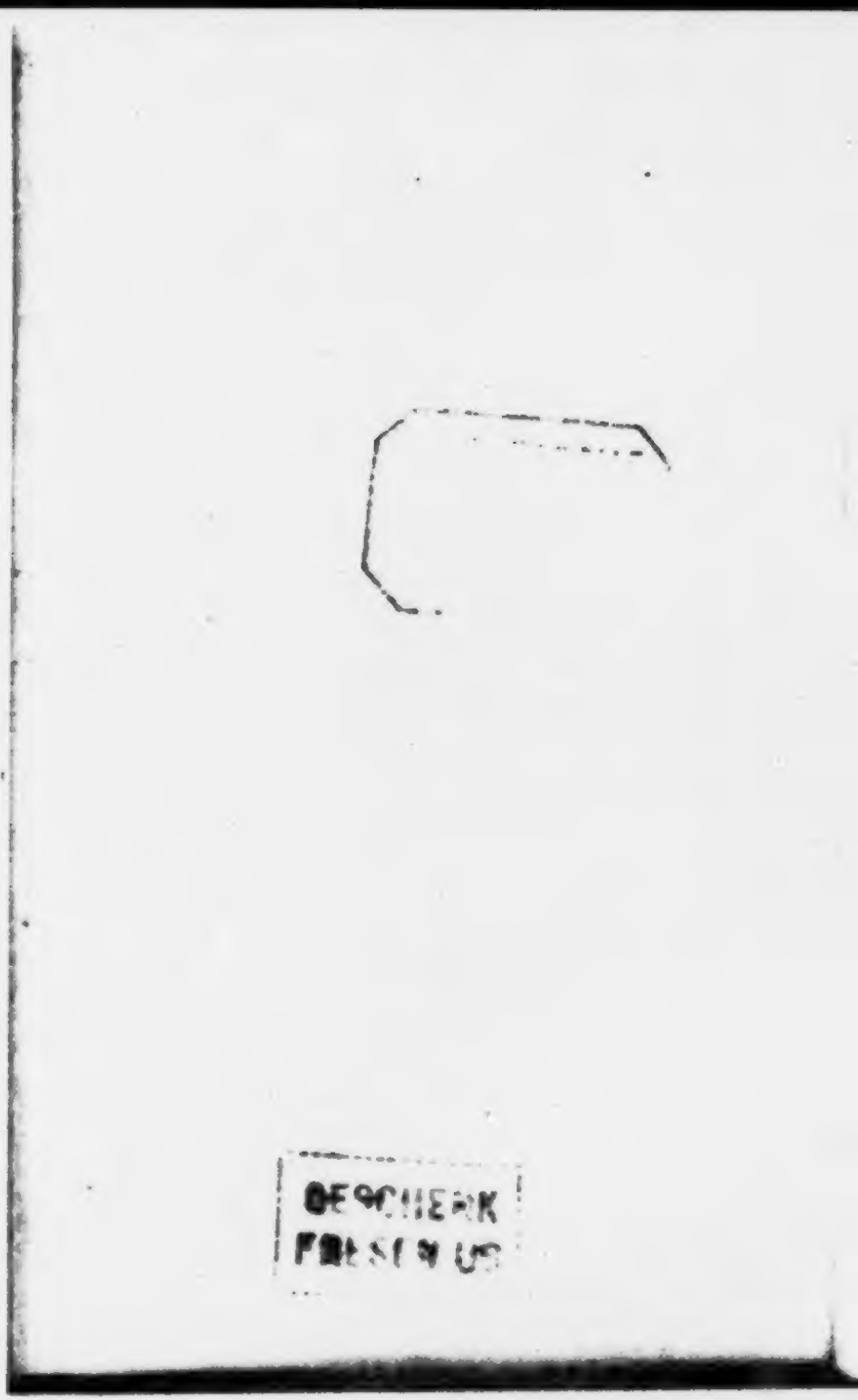
Zweite Auflage.

2. Band.

Leipzig.

Verlag von G. Wengler.

1861.



STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

I.

Wir folgen dem Könige nach Wilhelmshöhe.

Dieſes Luſtſchloß, das auf Befehl des Kaiſers der Franzoſen ſeinen alten Namen abgelegt und dafür den neuen „Napoleonshöhe“ angenommen hatte, liegt eine kleine Stunde weſtwärts von Caſſel, am Abhange einer waldumkränzten Anhöhe des Karlsberges, der ſich dreizehnhundert Fuß über den Meeresſpiegel erhebt. Eine ſchnurgerade Linden-Allee führt uns vom Wilhelmshöher Thore nach dem Verſailles der Kurfürſten von Heſſen. Am Ende dieſer Allee erblicken wir die (damals neue) Caſerne, die, ein regelmäßiges Viereck, einen fünf Morgen Landes enthaltenden Hofraum einſchließt und deren vier Fronten neunhundert Fenſter haben. Dieſe großartige Caſerne war während der Regierung Jérômes auf Koſten der Reſidenz, die dafür 600,000 Thaler aufzubringen hatte, erbaut worden.

Da, wo jetzt das Luſtſchloß ſteht, ſtand einſt, wie alte Ueberlieferungen erzählen, ein Auguſtinerkloſter Weißenſtein*), das, — in der erſten Hälfte des zwölf-

*) Monasterium in albo lapide.

ten Jahrhunderts — seinen Namen von einem weißen Steinfelsen erhielt, der noch jetzt am Abhange der Hinterseite des linken Schloßflügels zu sehen ist. — Im Jahre 1193 wurde Weißenstein ein Nonnenkloster, das sich bis zur Reformation erhielt. Um diese Zeit trat aus den Zellen dieses Klosters Mechtildis, die Nichte des Landgrafen Philipp's des Großmüthigen heraus. Und gleich darauf wurde das Kloster aufgehoben.

Zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erwählte Landgraf Moritz der Gelehrte*) dieses Ex-Kloster zu seinem Tusculum, erbaute daselbst ein kleines, anspruchsloses Lustschloß und nannte es Villa Mauritiana oder Moritzheim. Von diesem Schlößchen hat sich nichts als ein Wasserfall und eine Grotte erhalten, die, ursprünglich nach dem Namen ihres Gründers getauft, später den Namen „Plutogrotte" erhielt.

Die Nachfolger des gelehrten Moritz, der fünfte und sechste Wilhelm, vernachlässigten die bescheidene Schöpfung ihres Ahnherrn und ließen sie mehr und mehr in Verfall gerathen. Erst Landgraf Carl, der Sohn Wilhelm's VI.**) ließ, angezogen von der romantischen Lage dieser Wildniß, daselbst von 1700 bis 1714 mit Hülfe des Baumeisters Francesco Guerneri, den er aus Italien verschrieben hatte, künstliche Wasserfälle anlegen, die noch heute einer der anziehendsten Zierden dieses Schlosses sind.

*) Sohn Wilhelm's IV. und Sabinen's von Württemberg, geb. 25. Mai 1572, gest. 16. März 1632.

**) Geb. 3. August 1654, gest. 23. März 1730.

Landgraf Friedrich II., Sohn Wilhelms VII.*) ließ das Schloß vielfach verschönern und hauchte darin seinen letzten Seufzer aus. Dieser Fürst, der mit dem Leben seiner Unterthanen schnöden Schacher getrieben und 17.000 brave Hessen an England, das mit Nord-Amerika im Kriege lag, verkauft hatte, um dadurch seinen Schatz zu bereichern, hinterließ bei seinem Tode 56 Millionen Thaler.

Zwei Jahre später (1787) wurde vom Kurfürsten Wilhelm I.**) unter den Auspicien des Baumeisters de Ryx der Theil des Schlosses aufgeführt, welcher jetzt den südwestlichen Flügel des Ganzen bildet. Die Façade, mit acht jonischen Säulen geschmückt, hat neun Fenster. In den Jahren 1791—1798 wurde nach dem Plane des damaligen Oberbaudirektors Jussow das die Mitte bildende Hauptgebäude gebaut. Die Façade desselben hat eine Fronte von fünfzehn Fenstern, die eine überaus reizende Aussicht nach Cassel gewähren. Ueber der Mitte dieses Schloßtheiles, dessen italienisches Plattdach von einer mit Marmor-Vasen gezierten Ballustrade umgeben ist, erhebt sich eine vierzig Fuß hohe Kuppel, die eine von zwölf korinthischen Säulen getragene Rotonde bildet. In diesem Rundsale prangen die Ahnherren des kurhessischen Hauses, verewigt durch die Pinsel heimischer Künstler: Range, Weigand, S. Ruhl, von der Embde und Hummel.

*) Geb. 14. August 1720, gest. 30. October 1785.
**) Geb. 3. Januar 1743, gest. 27. Februar 1821.

Wilhelmshöhe*), von imposantem Park und großartigen Gartenanlagen eingefaßt, gewährt einen wahrhaft bezaubernden Anblick. Berg und Thal, Wald und See, lachende Wiesen und geheimnißvoll versteckte Dörfchen bilden eine bunte Reihe der anziehendsten Gegensätze. Südlich vom Schlosse schlängelt sich, an dunklem Tannenwalde vorüber, ein spiegelheller, von üppigem Rasen umgürteter See, in dessen durchsichtigen Wellen ein Trupp stolzer Schwäne sein blendend weißes Gefieder badet. Oberhalb dieses See's zieht sich der Schloßgarten hin, ein reizendes Thal, das zur Zeit der Franzosen-Herrschaft „Champs Elysées" genannt ward. Hier sieht man in einem Bosquet von Blumen die Statue der Flora. — Ueber den Schloßgarten hinweg springen uns, zwischen smaragdenen Baumgruppen hingesäet, die Gebäude des in chinesischem Geschmack erbauten Dörfchens Mulang, eine der lieblichsten Schöpfungen des Landgrafen Friedrichs II., in die Augen. Etwas weiter hinauf befindet sich die zahlreich bevölkerte Fasanerie.

Westwärts wird das ganze Schloß von einem Rasenteppich begrenzt, der von wundervollen Baumgruppen umgeben ist, unter welchen Liriodendron, Tulipifera, Platanus occidentalis, Quercus rubra, coccinia und palustris, Pinus strobus, Aesculus carnea, Bignonia Cathalpa u. s. w. durch die verschiedenartigen Schattirungen ihres Laubschmucks sich bemerkbar ma-

*) Diesen Namen führt das Schloß seit dem Jahre 1798.

chen. — Am äußersten Ende dieses Boulingrin, dem Schlosse gerade gegenüber, zeigt sich dem entzückten Auge ein von Friedrich II. angelegtes Bassin, aus welchem der große Springbrunnen sein murmelndes Geplätscher in einem zwölf Zoll starken Wasserstrahle bis zu einer Höhe von fast zweihundert Fuß erhebt und geräuschvoll wie ein Wasserfall herniederrauscht. — Im Hintergrunde dieser Fontaine erhebt sich die vom Kurfürsten Wilhelm I. erbaute Löwenburg, welche die wohlerhaltenen Ruinen einer mittelalterlichen Ritterburg darstellt. Hier befindet sich außer einer Reihe kleiner antik ausgeschmückter Wohnzimmer eine Rüstkammer und eine Kapelle*). In der Nähe der Löwenburg befinden sich mehrere Einsiedeleien und Denkmäler von geschichtlich denkwürdigen Personen der hessischen Vorzeit.

Nördlich vom Schlosse liegt auf einem sanften Hügel das Lusthaus Montchéri, das, im Schweizer Style erbaut, eine Schöpfung Jérôme's ist, der in den Räumen dieser Schweizerei mehr als einmal die Rolle eines arkadischen Schäfers übernahm.

Eine der größten Sehenswürdigkeiten von Wilhelmshöhe ist die 96 Fuß hohe Pyramide von Quadersteinen mit fünf über einander stehenden Kreuzgewölben. Auf dem Plateau dieser Spitzsäule erhebt sich die riesengroße Statue des Hercules oder großen Christophs, welche,

*) In dieser Kapelle wurde am 14. März 1822 der Erbauer der Löwenburg beigesetzt.

31 Fuß hoch, und ganz von Kupfer iſt*). Durch das 11 Fuß hohe Piedeſtal derſelben kann man auf Leitern bis in die Keule dieſes kupfernen Rieſen hinaufſteigen. Der untere Theil dieſer Keule hat 9 Fuß im Durchmeſſer, ſo daß mehrere Perſonen darin bequem Platz haben. Auch iſt darin eine Fenſteröffnung angebracht, die eine der wundervollſten Fernſichten nach Caſſel und weithin bis zum Brocken oder Blocksberge, der höchſten Spitze des äußerſt romantiſchen Harzgebirges, gewährt.

Nicht minder ſehenswerth iſt die nach dem Vorbilde des Schweizer Grindelwaldes angelegte Teufelsbrücke, eine 6 Fuß hohe und 24 Fuß breite Cascade und der Steinhofer'ſche Waſſerfall, der mit wildem Getöſe über Felſen herabſtürzt und in jeder Stunde 60,000 Kubikfuß Waſſer braucht.

Dies iſt das Schloß, das unſerm Jérôme in ſeinem Bayonner Traume vorgeſchwebt, ein Traum, der durch die Allmacht ſeines kaiſerlichen Bruders zur Wirklichkeit geworden war. Auf dieſem Capri reſidirte jetzt der kleine Tiberius von Weſtphalen im Kreiſe ſeiner Maitreſſen und Günſtlinge.

---

*) Dieſe Statue wurde im Jahre 1717 von Küper ausgeführt.

II.

Zu Letztern gehörte auch sein Finanzminister.

Carl August Malchus*) war der Sohn eines nicht unbemittelten Hofschneiders, der sich zum Ober-Garderobemeister des Herzogs von Zweibrücken emporgebiegelt hatte. Der Herzog selbst war ein höchst komischer Kauz, der, gern den großen Herrn spielend, einen Minister des Innern, einen Minister des Auswärtigen, einen Minister des Kriegs und einen Minister der Finanzen besaß. Diese vier Portfeuilles waren zum Glück für das kleine Land, in Einer Person vereinigt, welche verpflichtet war, vier verschiedene Uniformen zu haben, die in einem Schranke des herzoglichen Vorzimmers hingen und der Obhut des Obergarderobiers Malchus anvertraut waren. Wenn der Staatsrath — der Herzog und vier seiner Herren Jagdhunde — allwöchentlich drei Mal Sitzung hielt, mußte ihm ein Minister nach dem Andern „treugehorsamsten Bericht" erstatten. Wenn der Minister des Innern in hellblauer Uniform mit silbergesticktem Kragen seinen Vortrag gehalten, mußte er abtreten, um draußen, im Vorzimmer die dunkelgrüne, goldgestickte Uniform des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten anzulegen und als solcher um huldreiche Audienz zu bitten. Als Kriegsminister mußte er in weißer und als Finanzminister

*) Geb. am 27. September 1770 zu Mannheim.

in ſcharlachrother Uniform ſeinem „allerdurchlauchtigſten und großmächtigſten Herrn und Gebieter“ Alles berichten, was ſeit der letzten Sitzung im Bereiche dieſer beiden Departements vorgefallen war. Dieſer vierhäutige Miniſter bekleidete außerdem noch die Stelle eines Oberjägermeiſters und Gouverneurs der herzoglichen Jagdhunde und bezog für ſeine ſechs Chargen einen Jahresgehalt von ſechstauſend Gulden. Nach ihm war der Ober-Garderobier Malchus die angeſehenſte und einflußreichſte Perſon dieſes Hofes in Sedez-Format.

Der junge Malchus, der zuerſt in Göttingen und dann in Heidelberg die Rechte und Kameral-Wiſſenſchaften ſtudirt hatte, war in ſeinem zwanzigſten Jahre als Secretär in die Dienſte des Mainzer Miniſters, Grafen von Weſtphalen eingetreten. Im Jahre 1791 wurde er Legationsſecretär des öſterreichiſchen Geſandten am churfürſtlichen Hofe zu Trier. Acht Jahre ſpäter trat er als Dom-Secretär in die Dienſte des Fürſtbiſchofs von Hildesheim. Im Jahre 1803, als dieſes Hochſtift dem Königreiche Preußen zufiel, wurde Malchus als Kriegs- und Domainenrath bei der halberſtadt-hildesheimiſchen Kammer angeſtellt. Vier Jahre ſpäter, als nach dem Frieden von Tilſit die preußiſche Krone das Fürſtenthum Hildesheim an Frankreich abzutreten gezwungen war, wurde jenes Hochſtift dem neugeſchaffenen Königreiche Weſtphalen einverleibt und der ci-devant öſterreichiſche Legationsſecretär und preußiſche Kriegsrath zum weſtphäliſchen Staatsrath und

bald darauf zum Miniſter des Innern und der Finanzen ernannt. Damals ſtand Malchus an der Schwelle der Vierziger Jahre.

Das Aeußere Seiner Excellenz hatte etwas Karrikirtes, das der ganzen Erſcheinung einen ſtarken Anſtrich von Lächerlichkeit verlieh. Der Schädel des Miniſters war ziemlich kahl: er hatte dreizehn bis vierzehn Haare, die er ſo geſchickt zu kämmen und vertheilen verſtand, daß ſie, von der Ferne betrachtet, wie vier- bis fünfundzwanzig ausſahen. Malchus hatte einen ziemlich ſtarken Hängebauch und kurze, dünne Beine, denen man anſah, daß es ihnen gewaltig ſauer wurde, den ſchwerfälligen Kaſten herumzutragen. Jeder ſeiner plumpen Füße hatte ein Paar ehrwürdiger Froſtbeulen aufzuweiſen, die — beiläufig erwähnt — faſt immer eines der untrüglichſten Kennzeichen des deutſchen Spießbürgers ſind. Seine Hand war ſo dick und fett, daß man ſeine fünf Finger für eben ſo viele Daumen hätte halten können. Seine kleinen Augen und die ſtark hervortretenden Backenknochen gaben ſeinem Geſichte einen Anflug von geiſtiger Beſchränktheit; doch wußte Jedermann, daß er viel klüger war, als er ausſah.

Im Uebrigen hatte Seine Excellenz zwar wenig hervorſtechende Tugenden, aber auch keine poſitiven Laſter. Er war Vielſraß, aber kein Säufer. Außer einer guten Tafel liebte er nichts als — Geld, Spiel und Schlaf. Schon als Legationsſecretair in Trier hatte er, als guter Rechenkünſtler, ſich überaus eifrig

mit den Unterſuchungen über die Chancen des edlen Pharoſpiels beſchäftigt und, wie er glaubte, eine Formel, eine Art Kabbala aufgefunden, mit deren Hülfe er nach und nach alle Spielbanken Europas zu ſprengen ernſtlich Willens war. Er ſpielte ſeit ſeiner frühſten Jugend und hatte „das Pech", trotz ſeiner untrüglichen Berechnung faſt regelmäßig zu verlieren; doch je mehr er verlor, deſto mehr reizte ihn die zuverſichtliche Hoffnung auf den Rückgewinn der verlorenen Summen, und ſo kam es, daß das Hazardſpiel eine ſeiner Lieblings-Leidenſchaften blieb. Abergläubiſch, wie faſt jeder paſſionirte Spieler, trug er, wenn er ſich zum Spiele niederſetzte, ein vierblätteriges Kleeblatt und außerdem das Geldſtück einer armen Sünderin bei ſich, die ſich aus unglücklicher Liebe bei Heidelberg in den Neckar geſtürzt hatte. Unglück in der Liebe, ſagt ein uraltes Vorurtheil, ſoll Glück im Spiele bringen. Mit dieſen beiden Talismanen ausgerüſtet, trat er ſtets auf's Neue mit dem Zufall in die Schranken und verlor häufig in Einer Nacht, was er in dreien zuvor mit Hülfe ſeiner Pharoformel gewonnen hatte.

Nächſt dem Spiele liebte er, wie geſagt, die Wonne eines möglichſt langen Schlafes. Jérôme pflegte ihn deshalb nach jenem Malchus, der vor viel tauſend Jahren zu Epheſos geſtorben ſein ſoll, ſeinen „Siebenſchläfer" zu nennen, weil Seine Excellenz tagtäglich bis 11 Uhr Vormittags zu ſchlafen und im Bette ſeinen vortragenden Räthen Audienz zu ertheilen geruhte. Aber wohl Niemand in der Chriſtenheit war

fruchtbarer in der Erfindung neuer Steuern, als Herr Malchus, den Seine Majestät der König aus diesem Grunde zum Grafen von Marienrode ernannt hatte. Der bürgerliche Schneidersſohn, eitel auf ſeinen Grafentitel, ließ ſein Wappen auf alle Wände ſeiner Zimmer wie auf alle Knöpfe ſeiner zahlreichen Dienerſchaft einſtechen. Außerdem war er in hohem Grade ordensſüchtig. Sein Anzug verrieth durchweg den Parvenu; auf jedem ſeiner unförmlich dicken Finger glänzte ein koloſſaler Brillantring. Faſt immer ſtierte er mit einem goldenen Zahnſtocher in den morſchen Trümmern ſeiner Zähne umher und vielleicht ſchnupfte er ſo häufig nur darum, um den Supplikanten, die er ſtundenlang antichambriren ließ, die große goldene, mit Brillanten beſetzte und mit Jérôme's Bildniſſe geſchmückte Doſe in die Augen ſpringen zu laſſen.

Zur Charakteriſtik dieſes Mannes ſei nur noch erwähnt, daß er — der Einzige in der Umgebung Jérôme's — ein abgeſagter Weiberfeind war, der an dem ſchönen Geſchlechte kein gutes Haar ließ und in jedem weiblichen Weſen eine falſche, gleißneriſche Schlange erblickte, die er — wie er ſich oft zu rühmen pflegte, gründlich verabſcheute. Gott, ſagte er einſt, hat uns Männer, Satan hingegen die Frauen erſchaffen. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Nachdem Seine Excellenz, der Herr Finanzminiſter Graf von Marienrode, das huldreiche Handbillet Seiner

geldflammen Majestät erhalten hatte, griff er nach seinem rothen Sammt-Portefeuille, holte daraus ein kleines Notizenbuch hervor und begann darin nachdenklich herumzublättern.

Während dieses Nachdenkens entschlüpfte seinen dick aufgeworfenen Lippen in abgebrochenen Sätzen folgendes Selbstgespräch:

— Der König braucht schon wieder Geld! Es geht ihm gerade wie mir! Auch ich, auch ich brauche Geld! In vergangener Nacht habe ich auf die nichtswürdige Coeur-Dame in einer Viertelstunde vierhundert Thaler verloren. Der Teufel soll mich holen, wenn ich einmal noch in meinem Leben die unverzeihliche Dummheit begehe, einen Groschen auf eine der vier Damen zu setzen. Den Frauen ist selbst im Kartenspiele nicht zu trauen. Wer sich auf Frauen verläßt, ist verloren. Der Bube gewann sieben Mal hinter einander . . . meine Kabbala hat mich gestern wieder einmal in Stich gelassen . . . heute Nacht wollen wir unsern Schaden wieder auswetzen. — Der König also braucht wieder Geld. Aber wo um Alles in der Welt es hernehmen? Alle Staatskassen sind erschöpft! — Seine Majestät muß glauben, daß ich hexen und wie jener fabelhafte König Midas Alles, was ich angreife, in Gold verwandeln kann. Jérôme ist ein heilloser Verschwender! Eine einzige seiner französischen Maitressen kostet ihm mehr, als mein ganzes Departement! Die verdammten Weiber! Sie allein verleiten ihn zu tausend unnützen Ausgaben. Der König braucht Geld,

ich muß es herbeischaffen, denn dafür bin ich sein Finanzminister. Was anfangen? Halt, da fährt mir ein guter Gedanke durch den Kopf! Hier unter meinen Notizen finde ich Marburg mit einem rothen Kreuze bezeichnet. Von dorther ist noch etwas herauszupressen für die bodenlose Schatoulle Seiner Majestät. In der dortigen Elisabethkirche, reich an kostbaren Denkmälern aller Art, schläft die heilige Elisabeth, die fromme Gemahlin des vierten Ludwigs, Landgrafen von Thüringen, den langen Schlaf und wartet auf die Auferstehung von den Todten. Ihr Grabmal bewachen die zwölf Apostel. Die ehrwürdigen Wächter sind — wie mein Notizenbuch mir sagt — von gediegenem Silber und der Werth dieser frommen Sippschaft wird auf 200,000 Thaler geschätzt. Dies ist ein unverantwortlicher Luxus, den die Kirche mit den Ueberresten einer todten Fürstin treibt! — Die gute Elisabeth wird gewiß nicht minder ruhig fortschlafen, wenn jene Herren Apostel ihr Grabmal fernerhin nicht mehr bewachen! Der König braucht Geld, viel Geld! Der Souverain eines Landes darf niemals darben, denn dafür ist er der Fürst, der beständig für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen hat! Mein Entschluß ist gefaßt. Noch heute sende ich einen meiner Getreuen nach Marburg, um die silbernen Apostel von ihrem langwierigen Posten sobald als möglich ablösen zu lassen durch Remplaçants von Stein oder Holz. Die Jünger Christi werden an einen Frankfurter Juden verkauft oder in die Münze geschickt und in Geld verschmolzen, car tel est notre

bon plaisir! sagte Heinrich IV. Wenn wir aus jedem dieser Apostel zwanzigtausend Thaler herausschlagen, so kommt für den Augenblick aus dem ganzen Dutzend ein hübsches Sümmchen heraus, mit welchem dem erhabenen Monarchen und mir, seinem treu ergebenen Diener, auf sechs bis acht Wochen wieder geholfen ist. Was aber dann? Je nun, kommt Zeit, kommt Rath! Après nous le déluge!

Der Minister schloß sein Notizenbuch, geruhte zu klingeln und ließ einen seiner Secretaire rufen. —

— Fassen Sie sofort einen Bericht an den König ab, daß das Wohl des Landes und der bedrängte Zustand der erschöpften Staatskassen der Regierung Seiner Majestät die unvermeidliche Pflicht auflege, die todten Schätze einiger Kirchen des Landes nach und nach flüssig zu machen. Tragen Sie darauf an, daß der König erlaube, die zwölf Apostel, die in der Elisabethkirche zu Marburg lang genug ihre unnütze Schuldigkeit gethan, in Pausch und Bogen verkaufen oder in Geld umwandeln zu dürfen. Noch heute muß sich Ihr Bericht, von mir unterzeichnet, in den Händen Seiner Majestät befinden. Morgen oder längstens übermorgen werden Sie sich, mit der königlichen Ordre ausgerüstet, nach Marburg verfügen und das vollziehen, was Ihnen darin aufgetragen wird, bei Strafe augenblicklicher Entlassung aus dem Staatsdienste. Verstehen Sie mich?

Der Secretair machte einen klaftertiefen Katzenbuckel.

— Die gute Stadt Marburg, fuhr der Minister

fort, stolz auf das Grabmal der heiligen Elisabeth, wird zwar die Augen aufreißen und in ihrem frommen Eifer Zeter über Zeter schreien; aber kehren Sie sich nicht daran, und sollte die Kirche die Frechheit haben, der Ausführung des königlichen Decrets irgend einen Widerstand zu leisten, so beauftrage ich Sie, die bewaffnete Macht zu requiriren und mit den Widerspenstigen kurzen Prozeß zu machen, denn es ist Gefahr im Verzuge. Der Staat braucht Geld, viel Geld! Wir müssen es schleunigst herbeischaffen. — Auf Wiedersehen, mein lieber Herr Geheim-Secretair!

Der avancirte Subaltern küßte tief gerührt die Hand seines großherzigen Beschützers und vollzog mit der peinlichsten Eile den Befehl seines Vorgesetzten.

III.

Zehn Tage später wanderten 120,000 Thaler von Marburg nach dem Capri König Jérôme's. Die Apostel hatten ihre Schuldigkeit gethan!

IV.

Auf Napoleonshöhe herrschte jetzt toller Jubel. Der Maitre des Plaisirs, Pigault-Lebrun, unter-

ſchöpflich in Erfindung und mise-en-scène neuer Feſte, hatte ſeinem königlichen Freunde und Duzbruder ein vierwöchentliches Repertoire von Beluſtigungen aller Art vorgelegt, mit welchem Seine Majeſtät vollkommen einverſtanden war. Eine Luſtbarkeit folgte der Andern. Jeder Morgen brachte eine neue Ueberraſchung, jeder Abend ein neues Feſt. Capri's Bewohner befanden ſich in einem fortwährenden Taumel rauſchender Vergnügungen. Die Tage flogen wie Stunden vorüber. Jérôme ſchwamm in einem Meere von Zerſtreuungen.

Eines Morgens ließ der König, der noch im Bette lag, den getreuen Paladin ſeiner galanten Abenteuer rufen, um ihm einen Brief zu zeigen, der kurz vorher von Paris aus dem Schloſſe der Tuilerien angekommen war.

— Lies dieſen lächerlichen Wiſch, mein guter Lebrun, und rathe mir, was ich meinem überaus großen und unſterblichen Bruder darauf antworten ſoll.

Freund Charles nahm das kaiſerliche Handbillet, deſſen Inhalt für Beide — Jérôme und Pigault-Lebrun — nicht allzu ſchmeichelhaft war. Der Kaiſer ſchrieb eigenhändig:

„Bruder Taugenichts.

Tagtäglich laufen über Dich neue Klagen ein. Die Berichte meiner geheimen Agenten ſind faſt gleichlautend der Anſicht, daß Du der kleinen Königsrolle, die meine übergroße Huld Dir zugewendet hat, wenig Ehre machſt. Von allen Seiten vernehme ich, daß Du, Bruder Liederlich, ein wahres Schlaraffenleben lebſt.

Du vergeudeſt Deine letzten Kräfte in den Armen Deiner fünf bis ſechs Maitreſſen und vernachläſſigſt dabei Deine Frau, die Du, um freieren Spielraum zu haben, ohne meine Erlaubniß nach Scheveningen geſchickt haſt. Anfangs war ich darüber ſo aufgebracht, daß ich einen meiner Adjutanten nach Kaſſel ſchicken wollte, mit dem Befehle, Dich in einen Wagen zu packen und nach Paris zu bringen, um Dir hier eine freie Sommerwohnung in Bicêtre anzuweiſen. Dies wäre geſchehen, hätte nicht die Kaiſerin-Mutter für ihren mißrathenen Benjamin ein Wort der Fürſprache eingelegt. Ihr allein, Bruder Taugenichts, haſt Du es zu danken, daß ich Dich bis auf Weiteres noch in Kaſſel laſſe, vorausgeſetzt, daß Du Deinen ſcandaleuſen Lebenswandel änderſt und Dich beſſer aufführſt, als bisher. Ich habe nichts dagegen, wenn Du vorübergehende Liebſchaften anknüpfeſt, doch wünſche und verlange ich, daß Du Deiner koſtſpieligen Maitreſſen-Wirthſchaft ſobald als möglich ein Ende machſt. Sobald die Königin aus dem Bade zurückgekehrt iſt, wirſt Du — bei meiner Ungnade! — dafür Sorge tragen, daß ſie in möglichſt kürzeſter Zeit Mutter werde. „Tu connais l'importance que j'attache à avoir de des rejetons de races mixtes“ *). Wenn die Königin nach Ablauf eines Jahres dem Lande keinen Thronfolger gegeben hat, dann liegt die Schuld einzig und allein an Dir, dann jage ich Dich fort und ſetze einen

*) Dieſe Stelle habe ich wörtlich einem authentiſchen Briefe entlehnt.

meiner Marschälle zu Deinem Nachfolger ein. Ihre Majestät ist, unter uns gesagt, viel zu gut für Dich. Du kränkst sie, wie man mir berichtet, bei jeder Gelegenheit. Den Baron von Seckendorf hast Du unter dem Vorwande, daß er ihr Günstling sei, wieder ohne meine Erlaubniß, aus Westphalen verbannt und dadurch — dumm genug — den Schein der Untreue auf sie gewälzt. Wer seine Frau beschimpft, beschimpft sich selbst. — Der Fürstbischof von Paderborn, den ich Dir zum Groß-Almosenier beigegeben, schreibt meinem Cultusminister, daß Du Dich niemals mit ihm von geistlichen Angelegenheiten unterhältst. Das ist unrecht, sehr unrecht von Dir! „Il faut vous occuper de tout, même de religion!“*) Religion ist jedem Staate so nothwendig, als Oel jeder Lampe, wenn sie brennen und nicht verlöschen soll. Merke Dir dies, Bruder Liederlich, und erheuchle wenigstens einen Schein von Religiosität, um so mehr, da die Deutschen bessere Christen als wir Corsen und Franzosen sind. — Deinen Kammerherrn Merveldt hast Du nach Hannover verwiesen, weil, wie Du ihm selbst gesagt, seine fortwährenden Homilien über Deine vielfachen Verstöße gegen die Gesetze der Etikette Dich entsetzlich gelangweilt haben. Wie willst Du, Polisson, die Rolle eines Königs spielen, wenn Dir Niemand sagt, wie Du Dich dabei zu benehmen hast? — Ich befehle Dir, diesen Merveldt, der einer meiner treu ergebensten Diener

*) Wiederum wörtlich!

iſt, ungeſäumt in Deine Nähe zurückzurufen und Dir die Miene zu geben, als hätteſt Du dies aus eigenem Antriebe gethan. — Und nun zur Hauptſache! In Deiner nächſten Umgebung befindet ſich ein leichtſinniger Schlingel, ein gottloſer Scribler, Namens Pigault-Lebrun. Sein „Kind des Carnevals“ *) und ſeine „Familie Luceval“ **) mögen den Putzmacherinnen und Weinreiſenden eine flüchtige Unterhaltung gewähren. Uns, guter König von Weſtphalen, langweilen ſie mehr als eine Predigt Unſeres ehrwürdigen Cardinals, Onkel Feſch. Dieſer Kerl — ich meine Deinen ſogenannten Vorleſer und Ober-Bibliothekar — ſoll, wie Fouché ſagt, keinen Schuß Pulvers werth ſein. Und dennoch ſeid Ihr, wie ich höre, Du und Du! Er iſt, wie man mir ſchreibt, Dein Factotum und unzertrennlicher Begleiter. Ahnſt Du nicht, Dummkopf, daß er Dich hintergeht und betrügt? Weißt Du nicht, daß er Dein Nebenbuhler iſt? Einer meiner gut unterrichteten Berichterſtatter meldet mir, daß ſich an Deinem Hofe eine ausgeſungene Sängerin, eine gewiſſe Caroline Durand befindet, die Eure gemeinſchaftliche Flamme iſt. Welch eine Eroberung! Du unterhältſt ſie und ſie, ſie unterhält ihn. Und darum König von Weſtphalen? Derlei Liebſchaften kannſt Du überall viel billiger haben.

*) L'enfant du carnaval, einer der heiterſten Romane dieſes Verfaſſers, erſchien zuerſt im Jahre 1792 und iſt ſeitdem in faſt alle Sprachen überſetzt worden.

**) „La Famille de Luceval ou Mémoires d'une femme qui n'était pas jolie“ kam 1809 heraus.

Alſo werde endlich einmal klug und beſſere Dich, wenn Letzteres überhaupt noch möglich iſt. Ich mache kein Geheimniß daraus, daß Du überall von Mouchards meines Fouché umgeben biſt, und daß dieſe Spione verpflichtet ſind, Dich Tag und Nacht zu beobachten. Alſo hüte Dich! Sollten noch fernerhin ſo viel gegründete Klagen über Dich einlaufen, wie bisher, dann, Bruder Taugenichts, biſt Du am längſten König von Weſtphalen geweſen.

Ich benutze dieſen Anlaß zu ſagen, wie ſehr ich ſei

Ew. königlichen Majeſtät
überaus wohlgeneigter Bruder und Schutzherr
Napoleon.

Nachſchrift. In der Nebenlage überſende ich Dir einen Orden meiner Ehrenlegion für einen der würdigſten Deiner Staatsdiener, für einen Mann, auf deſſen Namen und Verdienſte Du ſtolzer als auf die ganze Kleriſei Deines Hofes ſein darfſt. Ueberreiche dieſes Kreuz in meinem Namen Deinem in jeder Hinſicht achtenswerthen Staatsſecretair Johannes von Müller. Geſtern las ich den vierten Band ſeiner claſſiſchen „Geſchichte der Schweiz“, und ſchon heute beeile ich mich, ihm durch Ertheilung meines Ordens einen kleinen Theil meiner großen Dankbarkeit abzutragen.“

Nachdem Pigault-Lebrun dieſes Schreiben durchgeleſen und zugefaltet hatte, fragte Seine gähnende Majeſtät:

— Eh bien, Charles, was ſagſt Du zu dieſem kaiſerlichen Biſch?

— Ich finde ihn, aufrichtig geſagt, höchſt impertinent . . .

— Das finde auch ich! Was aber ſoll ich ihm darauf erwidern?

— Sire, dies will zuvor genau überlegt ſein, denn Sie wiſſen, daß Napoleon der Große in gewiſſen Punkten höchſt kleinlich iſt und durchaus keinen Spaß verſteht; wir wollen den Löwen durchaus nicht reizen, ſondern . . .

— Streicheln und zu Kreuze kriechen, meinſt Du?

— Nein, auch dies nicht, ſondern . . .

— Etwa gar nichts darauf antworten?

— O nein, ſondern reiflich überlegen, wie unſere Antwort darauf abzufaſſen iſt. Wir wollen dem guten Kaiſer ein Billet-doux ſchreiben, das Seine glorreiche Majeſtät nicht hinter den Spiegel ſtecken ſoll, ſo wahr ich Vigault-Lebrun heiße und doch wohl etwas mehr als einen Schuß Pulvers werth bin. Was verſteht dieſer Fouché von Literatur? Der letzte ſeiner Spione iſt ihm und Ihrem kaiſerlichen Bruder lieber als der erſte Poet Frankreichs. Für Einen Vidocq opfert Fouché zehn Corneille's! A-bas la police, à-bas Fouché!

— Du haſt Recht, mein alter Junge! Der Teufel hole meines Bruders Polizei! Gift und Peſt auf ſeine Mouchards! Vive l'amour, vive la joie! rief König Jérôme, der ſich wieder ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit

hingab. Noch Eins, guter Freund. Iſt für heute Nacht Alles beſorgt?

— Alles, Majeſtät, Alles!

— Dann biſt Du in Gnaden entlaſſen!

Vigault-Lebrun verließ Seine huldreiche Majeſtät.

V.

Am Abende deſſelben Tages war in den königlichen Gemächern ein von Vigault-Lebrun mit wahrhaft ſardanapaliſcher Pracht in Scene geſetzter „Bal historique“ aus der Zeit und dem Hofleben des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Ludwigs. Sämmtliche Gäſte — es waren deren gegen hundertfünfzig — mußten in ihren geſchichtlichen Anzügen jener drei Epochen erſcheinen. Der Ballſaal ſchwamm in tauſend Lichtern, mit deren Glanze das Schimmern und Flimmern der Juwelen und Diamanten der reichgeſchmückten Tänzer zu wetteifern ſchien. Unter den Tänzen zeichneten ſich drei große Quadrillen aus. Die erſte derſelben verſetzte uns an den Hof des Sohnes Heinrichs IV. Die vier Paare repräſentirten Ludwig XIII. und die Königin ſeines Herzens, Fräulein Louiſe Motier de Lafayette, getanzt von König Jérôme und Mademoiſelle Héberti; Georges Villiers, Herzog von Buckingham und Königin Anna von Oeſterreich (Le Camus, Graf von Fürſtenſtein und Gräfin Siméon), den Cardinal

Armand Duplessis von Richelieu und dessen Geliebte Marion Delorme (Pigault-Lebrun und Madame Durand), den Stallmeister des Königs, Henri Coiffier Marquis de Cinq-Mars, und die Vertraute der Königin, Mademoiselle de Hautefort (Herr von Bongars und Madame Aumer). — Die zweite Quadrille, aus der Zeit Ludwigs XIV., wurde getanzt von „Louis-le-Grand" und dessen erster Liebe, der Herzogin Louise de la Vallière (dem Staatsrathe Duplein und der Madame La Flèche, der Gemahlin des Intendanten der Civilliste), von Philipp von Orleans, dem Bruder des Königs, und dem Fräulein Maria Angélique de Fontanges, der zweiten Flamme Seiner Majestät (Legras de Bercagny und Mademoiselle Lavancourt), vom Marschall von Turenne und der dritten Maitresse des großen Ludwigs, der Marquise Athénais von Montespan (Herrn von Montigny und Mademoiselle Blangini), vom Père La Chaise, dem Beichtvater, und der Marquise Françoise von Maintenon, der vierten und letzten Geliebten des Königs (Herrn Pothau und Madame Romain). — In der dritten und letzten Quadrille tanzte Ludwig XV. mit seiner ersten Freundin, der Herzogin Marie Anne de Chateauroux (Herr Sallah und Mademoiselle Lacomme), der Minister Herzog von Choiseul mit der Marquise von Pompadour (Herr La Flèche und Madame Goustou), der Cardinal François de Bernis mit der Gräfin Jeanne Dubarry (Herr Huget und Madame Taglioni), Herr François Arouet de Voltaire mit der ersten Tragödie seiner Zeit, Adrienne Le-

couvreur (Herr von Boucheporne und Mademoiselle Adèle Louis).

Während sich der lustige Hof König Jérôme's den Freuden des Tanzes überläßt, sei es uns erlaubt, den Faden unserer Erzählung fallen zu lassen und einen Blick auf die Geschichte und Politik der Tänze zu werfen.

Zuerst fragen wir, was ist Tanz? Richtet Ihr diese kitzliche Frage an unsere alten, halb versteinerten Zopf-Kunstrichter, dann werden sie Euch die hochgelahrte Antwort geben: „Tanz ist die Darstellung schöner Körperformen, beherrscht vom Gesetze des Rhythmus und der Harmonie." Wie einfältig, wie komisch, wie unwahr! Besucht heut zu Tage den ersten besten Ball und überzeugt Euch mit eigenen Augen, wie viel unschöne Körperformen, ohne Reiz und Anmuth, ohne Tact und Rhythmus, sich dort im Kreise umherwälzen, dann werdet Ihr begreifen, daß jene Definition keine richtige ist. Uns scheint „Tanz" ein eben so vielgestaltiger, vielköpfiger und schwer zu erklärender Begriff, als das tausendfarbige, chamäleontische Wort „Politik". Beide haben überhaupt ungemein viel Aehnlichkeit. Tanz ist in unsern Augen die Politik der Beine und Politik ist umgekehrt die Tanzkunst jener höchst complicirten, schwerfälligen und kostspieligen Maschine, die wir Staat nennen und womit manche Nation, beiläufig gesagt, eben nicht allzugroßen Staat machen kann.

Nichts ist unbeständiger als Tanz und Politik. Beide sind einem ewigen Wechsel unterworfen. Jede

neue Zeit gebiert eine neue Politik, und jede neue Politik erzeugt neue Tänze. Der Tanz ist fast immer ein bildlicher Commentar zur Politik der Zeit, wie die Politik, umgekehrt, in der Regel ein Commentar zu den Tänzen der Zeit ist.

Haben die Sterblichen — woran gar nicht zu zweifeln ist! — schon zur Zeit der Sündfluth getanzt, dann kann das, was unsere Vorfahren damals getanzt haben, sicher nichts Anderes gewesen sein, als eine Art antediluvianischer Polonaise, unter deren patriarchalischen Klängen die Mensch- und Thierheit eingezogen ist unter das schützende Dach der Arche Noah's. In jener überaus glücklichen Zeit lagen Politik und Tanz noch in den Windeln: Beide hatten einen rührend einfachen Charakter.

Zu jener Zeit, als das jüdische Volk noch eine selbstständige Nation war und die Politik ihres Staats in den Händen der Oberpriester lag, war der Tempel zu Jerusalem der Tanzsaal, in welchem die frommen Chöre, mit der Gesetzesrolle in der Hand, vor der Bundeslade tanzten. — Auch bei den anderen Völkern des grauen Alterthums kannte man nichts Anderes als Altar- und Opfertänze.

Im Mittelalter, als die Politik der Fürsten im blinden Glauben des „beschränkten Unterthan-Verstandes" ihre mächtigste Stütze fand, artete der Tanz in eine Krankheit, in eine Art politischen Blödsinns aus: die halbe Welt litt an der Chorea Sancti Viti, am Sanct-Veitstanze.

Zur Zeit der Cardinäle Richelieu und Mazarin gab Frankreich den Ton der Politik wie den der Tänze an: ganz Frankreich tanzte die Sarabande, jenen Tanz, den Richelieu mit Marion Delorme und Mazarin mit Annen von Oesterreich, der Wittwe des dreizehnten Ludwigs, zu tanzen geruhten.

Als Ludwig XIV. — großjährig und selbstständig geworden, — im Fräulein von La Vallière seine erste und im Fräulein von Fontanges seine zweite Liebe vergessen hatte, erfand die Politik zu Gunsten seiner dritten Neigung, der Marquise von Montespan, die sich durch ihn Mutter fühlte, die Reifröcke und den Menuet, zu welchem Meister Lully (der ehemalige Küchenjunge, den der Ritter von Guise aus Florenz nach Paris mitgebracht hatte) die Musikbegleitung erfand, so ernst und schwerfällig, wie die riesengroße Perücke, die auf dem Haupte des Componisten der Fêtes de l'Amour et de Bacchus balancirte.

Zur Zeit des fünfzehnten Ludwigs, als das Weiberregiment und die Maitressenherrschaft die Entrechats und Rösselsprünge der französischen Politik vorzeichneten, prädominirte der „Cotillon" oder, deutsch ausgedrückt, der Unterrock. Ganz Frankreich tanzte nach der Pfeife des Cotillon II., wie Friedrich der Große die Freundin der Kaiserin Maria Theresia, die allmächtige Marquise von Pompadour, zu nennen geruhte. — In diesem Tanze spielt, wie bekannt, das Schnupftuch eine Hauptrolle. Jeder, dem sie es zuwarf, war der Günstling des einflußreichen Unterrocks; zuerst kam der

Herzog von Choiſel, dann der Cardinal von Bernis. Letzterer war als Abbé der gewandteſte Tänzer und als Miniſter einer der gewandteſten Staatskünſtler ſeiner Zeit.

Zu Anfange der franzöſiſchen Revolution begann die Herrſchaft der Quadrille. Auch dieſer Tanz war ein plaſtiſcher Commentar, ein rhythmiſcher Ausdruck jenes ewig denkwürdigen Zeitabſchnitts: der König und die drei Stände bildeten die Quadriga, das Viergeſpann der getheilten Staatsgewalt.

Als aus dem Schooße des Convents die Schreckensherrſchaft und mit ihr die „Alles gleichmachende Madame la Sainte Guillotine“ heraufſtieg, tanzte das fieberkranke, blutberauſchte Volk nichts Anderes, als die „Carmagnole“ und ſang dazu ſein „Ça ira, ça ira, les Aristocrates à la lanterne,“ während der „König der Henker“ und der Henker des Königs, Meiſter Samſon, auf dem Grèveplatze, beklatſcht von den dafür eigens beſoldeten Strickſtrumpfweibern, Tricoteuses genannt, dem Enkel des heiligen Ludwigs, dem Könige und der Königin, dem Herzoge von Orleans-Egalité und nach und nach allen Häuptern der Gironde und des Berges, mit gleicher Gemüthsruhe und gleicher Unparteilichkeit die Köpfe abſchlug.

Später, als Napoleon mit ſtarkem Fuße den „Lindwurm der Anarchie“, die Hyder der Revolution, den nemäiſchen Löwen der Volksherrſchaft in den Staub trat, machte die Contre-Revolution und faſt gleichzeitig mit ihr der Contredanſe mit ſeinen „Chaînes anglaises“

und „Grandes Promenades“ seine usurpatorische Rechte geltend.

Doch als der Glücksstern des großen Corsen zu erblassen begann, als die Heeressäulen der Verbündeten Frankreichs Grenzen überschwemmten, schmuggelten die deutschen Truppen den heimathlichen Ländler ein, und das vom Zenith seiner Macht herabgestürzte Frankreich mußte sich nun bongré, malgré, dazu bequemen, Politik und Tanz nach der Pfeife und Melodie der Alliirten zu regeln.

Zur Zeit des Wiener Congresses, in dessen Schooße die Gestalt des neuen Europa's berathen ward, usurpirte der deutsche Walzer eine Macht, die sich von der Donau bis zur Seine erstreckte. Frankreich verlor, trotz aller künstlichen Sprünge und Wendungen seines diplomatischen Tanzmeisters Talleyrand, seine politische Selbstständigkeit und mit ihr die Souveränetät seiner Nationaltänze.

Nach der Restauration des achtzehnten Ludwigs liebäugelten die Politik und der Tanz Frankreichs mit England und Rußland und warfen sich gleichzeitig der Anglaise und dem Mazurek in die Arme.

Als Karl X. im Jahre 1830 die gesetzmörderischen Ordennanzen Polignacs wie Blitze vom blauen Julihimmel herniederzucken ließ, da erhob sich im Nu die beleidigte Volksmajestät und jagte, wie im Galopp, in drei Tagen drei Dynastien der faul gewordenen Lilien aus Frankreich hinaus. — Mit den drei glorreichen Julitagen begann die Herrschaft des Bürgerkönigs, des

Galopps und jenes beneidenswerthen Herrn Musard, der noch jetzt der Abgott aller Grisetten, der Dalai-Lama aller Titis, der Gungl des französischen Galopps ist. Der beste Tänzer dieses Tanzes war, wie bekannt, der Sohn Louis Philipps, der Herzog von Orleans, der einen nicht geringen Theil seiner großen Popularität der ausgezeichneten Fertigkeit zu verdanken hatte, mit welcher er im gestreckten Galopp die Herzen aller Frauen der Pariser Bourgeoisie mit sich fortzureißen verstand.

In Deutschland behauptete unterdessen der Walzer sein althistorisches Recht. Lanner und Strauß waren der Castor und Pollux, der Vandello und Boccaccio jener reizenden Novellen-Walzer und Walzer-Novellen, die sich, zwei Jahrzehente, in die Beifallskränze der entzückten Tanzwelt theilten und ihren Schöpfern in den Annalen der Tanzmusik ein unvergängliches Denkmal erbauten aus zündenden Melodien und syncopirten Rhythmen, welche siegreich die halbe Welt durchzogen und überall Propaganda machten für den immer weiter um sich greifenden Cultus des deutschen Walzers.

Während der achtzehnjährigen Juste-milieu-Herrschaft des sogenannten Bürgerkönigs Louis Philippe hielt Frankreich die „rechte Mitte" zwischen dem bonapartistischen Contredanse und dem orleanistischen Galopp; ersterer artete indeß immer mehr und mehr in eine Art von Travestie und Carricatur aus, und auf diese Weise entstand wie in der Politik, so auch im Tanze, der sehr

ehrenwerthe Cancan, eine Blasphemie des spanischen Fandango, ein frivoles Pasquill auf Sitte und Anstand, ein in Tanzform umgegossener „Faublas". — Man muß ihn sehen, diesen Cancan, getanzt von der Grisette und dem Studenten, um zu verstehen die Grammatik und Syntax, die Logik und Skepsis der Pariser Liebe, wie sie ursprünglich aufgeschossen ist im Quartier Latin und auf allen Bällen des sehr ehrenwerthen Père Mabille und von wo sie sich wie eine Schlingpflanze über alle Klassen der Gesellschaft ausgebreitet hat. Die Schamlosigkeit dieses Tanzes, die mit der Politik der „rechten Mitte" gleichen Schritt hielt, war das faule Ei, aus welchem die communistische Polka, die bralle, schwarzäugige, braunnackige Zigeunerdirne aus den böhmischen Wäldern und mit ihr, wenige Jahre später, die socialistische Februar-Revolution und der großartige Kladderadatsch des Jahres 1848 hervorkroch.

Tanz und Politik haben sich seitdem wenig geändert. Cancan und Polka sind im lieben Frankreich noch immer an der Tagesordnung und aus den Folgerungen dieser beiden Tänze, deren versteckter Sinnspruch: „Alles muß verrungenirt werden!" lautet, entwickelte sich der überkecke Staatsstreich des 2. Decembers 1851. Der kleine Neffe seines großen Onkels, der Abenteurer von Boulogne und Ham, erließ am Jahrestage der Schlacht von Austerlitz, eine Proclamation, welche die Nationalversammlung auseinander trieb und der vierjährigen Republik den Todesstoß versetzte. Louis Napoleon Bonaparte tanzte unter dem Donner der Ka-

nonen und unter dem Geknatter des Gewehrfeuers auf dem blutgetränkten Straßenpflaster von Paris mit der frechgebrochenen Constitution einen höllischen Cancan und mit dem französischen Volke eine verteufelt kitzliche Polka, bei welcher Letzteres vorläufig den Kürzeren zog. Der Neffe Jérôme's ließ sich, gestützt auf die Bayonnette des Heeres, auf zehn Jahre zum Präsidenten der sogenannten „Republik" erwählen. Aber vor Ablauf dieser Frist, vor dem Ende dieser schamlosen Staatspolka, wird die französische Nation aus ihrem Starrkrampfe erwachen und einen neuen Tanz beginnen. Jener österreichische Diplomat kennt das Volk, wenn er sagt: On peut s'appuyer sur les bajonnettes, mais non pas s'asseoir. Jener politische Pierrot, der an die Stelle der ausgelöschten Zauberformel „Liberté, Egalité, Fraternité" die Devise: „Infanterie, Cavallerie, Artillerie" gesetzt, wird eines Tages aus seinem süßen Traume erwachen, sein Bündel schnüren und in der Flucht seine Rettung suchen.

Qui vivra, verra! sagt Herr Musard. Und weiter sagen auch wir nichts und kehren nach dieser Abschweifung zum Bal historique Seiner Majestät des Königs von Westphalen zurück.

VI.

In der ersten Quadrille hatte der englische Gesandte am Hofe Ludwigs XIII., der galante Herzog

von Buckingham (wir verstehen darunter Herrn Le Camus, Grafen von Fürstenstein) sein Auge auf sein reizendes Gegenüber, auf Marion Delorme (Madame Caroline Durand) geworfen und die gemeinschaftliche Flamme Jérôme's und Pigault-Lebruns dergestalt liebenswürdig gefunden, daß in ihm augenblicklich der Entschluß aufgekeimt war, in diesem verliebten Bunde der Dritte zu sein.

— Madame Durand ist in der That ganz allerliebst, sagte Le Camus zu sich selbst, und ich sehe nicht ein, warum ich als Minister der auswärtigen Angelegenheiten mich nicht, abwechslungshalber, auch mit dem Departement des Innern beschäftigen soll!

Gedacht und gethan! Bei der grande chaine erlaubte sich der Graf von Fürstenstein eben so galant als zärtlich die dargereichten Fingerspitzen der Madame Durand zu drücken, und Marion Delorme geruhte sich herabzulassen, diesen auswärtigen Fingerdruck allerhuldreichst zu erwiedern.

— Diese Fahne ist erobert, dachte Le Camus und triumphirte über die Raschheit seines Sieges.

Nach Beendigung der Quadrille verfügte er sich in einen der kleinen Nebensäle, wo Pierre Corneille mit dem Pater Joseph, der rechten Hand des Cardinals von Richelieu, Ecarté spielten. Dort zog der Graf ein Portefeuille und aus diesem eine Banknote von Fünfhundert Thalern hervor; dann nahm er einen Bleistift und schrieb auf die Rückseite derselben:

„Reizende Caroline, wann und wo darf einer Ihrer leidenschaftlichsten Verehrer Ihnen ungestört seine Aufwartung machen?“

Bald darauf begab er sich in den Ballsaal zurück und erwartete dort den günstigen Augenblick, in welchem er, von Keinem beobachtet, diese Zeilen seiner neuen Eroberung in die Hand spielen konnte. Madame Durand, umringt von einem Kreise von Anbetern, war dadurch für den Grafen unzugänglich geworden. Doch als kurz nachher das Orchester und ihr Tänzer, König Jérôme, sie zum Cotillon aufrief, ließ sie auf dem Divan, auf welchem sie von der Quadrille ausgeruht hatte, ihr Taschentuch liegen; doch wagen wir nicht zu entscheiden, ob Letzteres absichtlich oder blos zufällig geschehen war.

Nachdem der Cotillon begonnen hatte, näherte sich der Graf von Fürstenstein so vorsichtig als möglich dem Platze, auf welchem das duftgeschwängerte Schnupftuch lag, warf einen hastigen Blick um sich, ob er von Keinem beobachtet werde, und schob, als er sich unbemerkt glaubte, mit bewundernswürdiger Gewandtheit seine Liebeserklärung in Gestalt einer Fünfhundert-Thaler-Note in eine der Ecken des Tuches, machte, damit sein Billet-doux nicht herausfalle, einen Knoten und verließ dann jenen Platz, um sich wieder ins Spielzimmer zu verfügen, in welchem er am Pharotische, wo der Père La Chaise (Herr Pothau) die Bank hielt, jene Summe wieder zurückzugewinnen hoffte.

Doch während sich dort der Minister des Aus-

wärtigen den Wechselfällen des Spieles überließ, näherte sich Herr Pigault-Lebrun, der den Grafen und dessen galanten Staatsstreich aus einem Winkel des Saales beobachtet hatte, dem inhaltsschweren Schnupftuche seiner tanzenden Freundin, öffnete den losen Knoten und ließ das darin versteckte Billet-doux mit einer Schnelligkeit verschwinden, um die der erste Escamoteur seiner Zeit ihn beneidet hätte. — Dann zog er sich eilig in seinen dunkeln Schlupfwinkel zurück und machte dort die freudige Entdeckung, daß die Liebeserklärung des Grafen einem Papiere anvertraut war, dessen Werth Niemand besser zu würdigen verstand, als dieser pfiffige Spitzbube, der die Fünfhundert Thaler und mit ihnen das Corpus delicti des Ministers in seine Brusttasche schob.

— Das giebt außer dem Gelde auch noch einen köstlichen Spaß, eine herrliche Mystification! rief der boshafte Seeräuber und verfügte sich in eines der Vorzimmer, um dort, auf ein Blatt Papier, mit verstellter Handschrift die Antwort der Madame Durand hinzumalen. Sie lautete:

„Marion Delorme erwartet den Herzog von Buckingham morgen um Mitternacht im Schloßgarten, in den elysäischen Feldern, bei der Bildsäule der Flora."

Derselbe Escamoteur verfügte sich mit der zierlich zugefalteten Antwort in das Spielzimmer, in welchem Herr Le Camus gerade in diesem Augenblick auf den Coeur-Buben 10 Louis, den Rest seiner Baarschaft, die er bei sich trug, eingesetzt hatte. Pigault-Lebrun

näherte ſich ſo leiſe als möglich dem Grafen, der den Gang dieſer Taille mit ſo geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgte, daß er für alles Uebrige, was um ihn vorging, weder Aug noch Ohr hatte. Es wurde dem Liebhaber der Madame Durand alſo durchaus nicht ſchwer gemacht, das bewußte Billet in eine der Seitentaſchen der Galla-Uniform Seiner Excellenz einzuſchmuggeln. Und gleich darauf war er verſchwunden.

Einen Augenblick ſpäter verlor der Coeur-Bube und der Graf von Fürſtenſtein griff unwillkürlich in ſeine beiden Seitentaſchen, um ſich zu überzeugen, ob ſich darin vielleicht der letzte Mohikaner der mitgebrachten Goldſtücke verkrochen habe.

Statt des Geldes fand er das bewußte Papier. Er öffnete es eilig und war nicht wenig erſtaunt, als der Inhalt deſſelben ihm auf morgen Nacht eine der reizendſten Ausſichten ſeiner erhitzten Fantaſie eröffnete.

— Aber wie, zum Teufel, fragte er ſich, und durch weſſen Hand iſt dieſe überaus liebenswürdige Antwort ſo überraſchend ſchnell in meine Taſche gelangt? Dieſer galante Spuk grenzt an Hexerei! Madame Durand muß große Eile haben und es nicht erwarten können, mich in ihr Zaubernetz zu ziehen. Welch eine Circe! Ich freue mich wie ein Kind auf morgen Nacht! An der Bildſäule der Königin der Blumen will die kornblumenblaue Hexe mich erwarten. O dieſe Weiber! Und vor Allem dieſe lieben Künſtlerinnen! Nicht zufrieden damit, daß der König und ſein Hanswurſt ſich in den Schatz ihrer Reize theilt, läßt ſie ſich — groß-

müthig genug — auch noch die Huldigung eines seiner Minister gefallen. Tres faciunt collegium, meint sie vielleicht. Und wer könnte ihr dies verargen? Bin ich denn nicht jünger und liebenswürdiger als meine beiden Vorgänger im Weinberge der Madame Durand? Der König ist ein jugendlicher Greis, sein Bajazzo ein greiser Jüngling. Ich hätte Lust zu wetten, daß sie weder den Einen noch den Andern liebt und Beide hinter's Licht führt, denn Künstlerinnen ihrer Gattung spielen auch außerhalb der Bühne Komödie und lieben nichts so sehr, als ihren Anbetern eine Krone aufzusetzen, die man im profanen Leben „Hörner" nennt. Ein wahres Glück, daß dieser unwillkürliche Kopfputz nicht für jedes Auge sichtbar ist! Denn wenn das Diadem jedes Hahnrei, der sich auf diesem Hofball bewegt, eben so sichtbar wäre als der Orden an seiner Uniform, dann würde mein sehr ehrenwerther College Siméon, der im Costüme des Cardinals Fleury mit dem Hofnarren Ludwigs XIII., Angely, in einem der Nebenzimmer seine Partie Schach spielt, mit seinen hörnernen Pyramiden die Kopfspitzen aller andern Genus verdunkeln! Wohl Jedem, der noch ledig ist!

Nach diesem ziemlich langen Monologe verfügte sich der Minister des Auswärtigen in den Ballsaal, um Madame Durand aufzusuchen und ihr seinen aufrichtigsten Dank abzustatten für die wahrhaft rührende Eile, mit welcher sie die stillen Seufzer seiner Sehnsucht beantwortet hatte. Aber Marion Delorme war bereits verschwunden. Der Herzog von Buckingham

ſuchte ſie in allen Nebenſälen; doch nirgends war ſie zu finden.

— Sollte ſie den Ball ſchon ſo früh verlaſſen haben? fragte er ſich und ließ, in den Hauptſaal zurückgekehrt, ſein Auge durch die Gruppen der Tanzenden ſchweifen, um den Stern zu entdecken, deſſen Glanz ihn ſo magiſch angezogen hatte, wie ein Stück Magnet eine ſchwache Nähnadel an ſich reißt.

— Wen ſuchen Sie, mein lieber Graf? fragte Pigault-Lebrun, der urplötzlich in deſſen Nähe ſtand.

— Sie ſuche ich nicht, ſagte Le Camus.

— Dies freut mich außerordentlich, Excellenz!

— Schwätzer, was wollen Sie damit ſagen?

— Ich will damit ſagen, beſter Graf, was jeder Andere in Ihrer Stelle ſogleich errathen hätte.

— Ich verſtehe Sie noch immer nicht . . .

— Das begreife ich, Excellenz, und darum will ich Ihnen Zeit zum Nachdenken laſſen, ſagte Pigault-Lebrun und entfernte ſich, um nun ebenfalls Madame Durand aufzuſuchen und ſie in ſeine luſtige Verſchwörung einzuweihen.

Marion Delorme ſaß unterdeſſen im ſtillverſchwiegenen Kabinet des Königs auf dem Schooße Ludwigs XIII., der in ihren Armen ſeine zum Sprüchwort gewordene Schamhaftigkeit vergaß. —

VII.

Am folgenden Morgen finden wir den etwas unverschämten Billet-doux-Räuber bei seiner überaus liebenswürdigen Freundin Caroline, die im Bette ihr erstes Frühstück einnimmt. Mit der größten Unbefangenheit und der heitersten Laune erzählt er ihr die geheime Geschichte des Schnupftuchs und den an ihr verübten „Kirchenraub".

— Es versteht sich von selbst, fügte er hinzu, daß ich jene Banknote von Fünfhundert Thalern brüderlich mit Dir theile . . .

— Welche Großmuth! rief Madame Durand, ein Stück Zwieback in die Chocolade tauchend.

— Zu dieser brüderlichen Theilung, reizende Freundin, verstehe ich mich jedoch nur unter Einer Bedingung . .

— Und diese Bedingung, mein großmüthiger Freund?

— Lautet wie folgt: Du mußt, mir zu Liebe, den verliebten Gecken heute Nacht um Zwölf im Schloßgarten an der Statue der Flora erwarten . . .

— Und . . .

— Das Uebrige, liebes Kind, überlasse dem treuesten Deiner Verehrer!

— Abgemacht! sagte Madame Durand und leerte den Rest ihrer Chocolade.

Von ihr begab sich Pigault-Lebrun zum Könige. Seine Majestät befand sich im Bade.

— Was bringst Du Neues? fragte Jérôme.

Der Herr Ober-Bibliothekar erzählte nun auch seinem erhabenen Souveraine den galanten Staatsstreich des Herrn Le Camus und weihte auch ihn in das heitere Complott ein.

— Und Caroline, sagst Du, hat eingewilligt, dem Scheine nach der impertinenten Einladung des unverschämten Patrons Folge zu leisten?

— Caroline ist folgsam wie ein Kind. Sie thut Alles, was ich wünsche!

— Charmant! Charmant! Dies giebt einen ganz herrlichen Spaß! — Doch nun zu etwas Ernsterm! Wie steht's mit unserer Antwort an den Kaiser?

— Hier ist der Entwurf! rief der treue Diener seines Herrn und zog aus seiner Brusttasche einen Brief hervor.

— Lies, mein Junge, ich bin neugierig!

Und die Antwort lautete wie folgt:

„Mein überaus wohlgeneigter Bruder und Schutzherr!"

„Ich habe die Ehre, Eurer Kaiserlichen Majestät den Empfang Ihres allerhuldreichsten Handbillets anzuzeigen und dasselbe schleunigst zu beantworten. Die überaus weisen Rathschläge, die Eure Majestät mir darin allergnädigst zu ertheilen geruhen, werde ich, so gut als möglich, zu beherzigen versuchen. Aber hinsichtlich der Befehle, die Sie mir ertheilen, erlaube ich mir die ganz unterthänige Bemerkung, daß ich, in meiner Eigenschaft als König von Napoleon's Gnaden,

mich daran gewöhnt habe, Befehle zu ertheilen, die Anderer aber nur dann zu erfüllen, wenn sie meiner Selbstständigkeit nicht zu nahe treten."

— Gut, sehr gut! unterbrach ihn Jérôme.

— „Eure Kaiserliche Majestät geruhen in Ihrer unfehlbaren Weisheit mir den Rath zu ertheilen, vorübergehende Liebschaften, aber keine Maitressen zu haben. Jene sagen jedoch nur Denen zu, die in der Liebe nichts weiter als einen physischen Kitzel oder, wie Herr von Buffon sich in seiner gelehrten Sprache auszudrücken beliebt hat, „le frôlement de deux intestins" erblicken. Der ganz unterthänige Diener Eurer Kaiserlichen Majestät kann dieser profanen Auffassung des erhabensten aller Gefühle wenig oder gar keinen Geschmack abgewinnen und bedauert deshalb unendlich, diesen Rath Eurer Majestät, selbst beim besten Willen, leider nicht befolgen zu können."

— Brav, sehr brav! commentirte der König.

— „Eure Kaiserliche Majestät geruhen ferner, mir wegen meines Benehmens der Königin gegenüber Vorwürfe zu machen, die ich, so leid es mir auch thut, entschieden zurückweisen muß. Eure Majestät haben mich gezwungen, diese Deutsche gegen meine Neigung zu heirathen. Sie aber gegen meine Neigung auch zu lieben, liegt leider weder in meiner Macht, noch in der Eurer glorreichen Majestät."

— Wahr, sehr wahr! fügte Jérôme hinzu.

— „Dessenungeachtet will ich aus tiefgefühlter Achtung für die Wünsche Eurer Majestät meinem Ihnen

treu ergebenen Herzen Gewalt anthun und Ihrem erlauchten Winke hinsichtlich der baldigen Mutterwerdung meiner Gemahlin allergehorsamst nachzukommen bemüht sein."

— Halt! Wie, zum Teufel, kannst Du in meinem Namen meinem Bruder ein so leichtsinniges Zugeständniß machen?

— Das ist ja blos Redensart, Sire, nichts weiter als etwas Heftpflaster auf die Schnittwunde, die wir der gekränkten Eitelkeit Seiner Majestät versetzen. Zwischen Versprechen und Halten liegt, wie Sie als König, wissen müssen, eine riesengroße Kluft. Aber hören Sie weiter . . .

— Ich bin ganz Ohr, sagte Jérôme.

— „Die Königin, meinen Eure Majestät, sei, unter uns gesagt, viel zu gut für mich. Auch dagegen muß ich, mit Allerhöchst Ihrer Erlaubniß feierlichst protestiren. Für einen Bruder Napoleon's des Großen ist selbst das Größte nicht groß, das Beste nicht gut genug! Dies haben mir Eure Majestät tausendmal selbst gesagt und ich habe mich allmälig daran gewöhnt, die Wahrheit dieser Ansicht, die am Hofe der Tuilerien Grundsatz geworden ist, immer mehr und mehr einzusehen und mich ganz darnach einzurichten."

— Dies nennt man Kuß und Ohrfeige . . .

— „Eure Kaiserliche Majestät geruhen ferner, mir den allerdings nicht ganz ungegründeten Vorwurf zu machen, daß ich ein Feind jener steifen Etikette bin, auf die Allerhöchstdieselben einen etwas allzugroßen

Werth zu legen scheinen. Ich mache kein Geheimniß daraus, daß ich sie durchaus nicht liebe: sie belästigt und ennuyirt mich . . . nichts aber ist mir verhaßter als Langeweile!"

— Mir ganz aus der Seele gesprochen.

— „Der fromme Fürst-Bischof von Paderborn hat mich — ich wage es Eurer Majestät ebenso offenherzig als unterthänig zu gestehen — durch seine unaufhörlichen Messen und ewigen Gardinen-Predigten entsetzlich gelangweilt: dessenungeachtet darf ich ihn nicht fortschicken, weil Sie ihn mir als Groß-Almosenier zugetheilt haben. Gern füge ich mich ins Unvermeidliche. Doch werden Eure Majestät, gerecht gegen den letzten Ihrer Unterthanen, es auch mir gegenüber sein und mir gewiß nicht zumuthen wollen, mich mit ihm von kirchlichen Dingen zu unterhalten, von welchen ich — Aufrichtigkeit ist doch wohl keine Schande? — nicht mehr als mancher Andere verstehe. Ich werde deshalb — mit Ihrer Allerhuldreichsten Genehmigung — fortfahren, ihn mit seinen kirchlichen Angelegenheiten an Ihren Cultus-Minister zu verweisen. Hinsichtlich der Religion, die Eure Majestät mir so überaus warm ans Herz zu legen geruhen, bin ich kein Heuchler, wie so mancher Andere . . ."

— Dieser Stich wird ihn am meisten verwunden!

— Das vermuthe auch ich, aber weiter im Text! Herrn von Seckendorf habe ich, allerdings ohne Erlaubniß Eurer Majestät, aus Kassel verwiesen, doch nur

darum, weil der gute Baron die Frechheit gehabt, sein Auge zu der Königin zu erheben. Ich habe deshalb von meinem Ehemanns-Rechte Gebrauch gemacht und ihn aus der Nähe Ihrer Majestät entfernt, was Allerhöchstdieselben mir durchaus nicht verargen können. — Herrn von Merveldt habe ich, freilich wiederum ohne Genehmigung Eurer Majestät, zum Präfecten von Hannover ernannt, weil er ein guter Administrator, aber ein höchst langweiliger Kammerherr ist, der durchaus nichts Angenehmes hat. Ueberhaupt liebe ich nicht, mich mit allzuviel Deutschen zu umgeben. Diese Germanen mögen — gern will ich dies zugeben! — gute Christen sein; doch sind sie — wieder unter uns gesagt — pedantische Zöpfe und die langweiligsten Tröpfe unter Gottes Sonne!

— Ah, Charles, Du kennst diese Teutonen, diese Eichelfresser, die hyperklugen Querköpfe, die alle Weisheit mit Löffeln gegessen haben und uns Franzosen wie Kinder betrachten, die viel zu früh der Schule und der Zuchtruthe ihrer Lehrer entlaufen sind.

— Nun kommt der Schluß, die Hauptsache! — „Ich bedaure unendlich, die Ansicht Eurer kaiserlichen Majestät hinsichtlich meines mir treu ergebenen Dieners Pigault-Lebrun durchaus nicht theilen zu können. Mag er immer in Allerhöchst Ihren Augen ein leichtsinniger Schlingel und gottloser Scribler sein; in den Augen Ihres allerunterthänigsten Dieners ist dieser schwer verkannte Mann der allergetreueste Freund und Anhänger, der für seinen Herrn und Gebieter blindlings durchs

Feuer rennt, Franzose vom Scheitel bis zur Schuhsohle, der heiterste und liebenswürdigste Gesellschafter meines Hofes und — was mehr als dies Alles sagt! — der aufrichtigste Bewunderer, der glühendste Verehrer, der eingefleischteste Enthusiast der unsterblichen Verdienste Eurer glorreichen Majestät, ein Mann, der sich für Allerhöchstdieselben mit dem ganzen Muthe eines Patrioten gliedweise rädern läßt!"

— Und dieses unverschämte Eigenlob, diese abscheuliche Heuchelei soll ich durch meine Unterschrift sanctioniren?

— Allerdings, Sire, allerdings! Bin ich nicht Ihr Freund, Ihr Duzbruder?

— Du bist ein Taugenichts, guter Lebrun!

— Das mag sein, doch habe ich wenigstens Eine gute Eigenschaft, die nämlich: daß ich an Ihrem Hofe vielleicht der einzige Franzose bin, welcher kein Spion des Kaisers, kein Verleumder Eurer Majestät ist.

— Darin hast Du recht, alter Junge! Mein erhabener Bruder und sein nichtswürdiger Helfershelfer, Fouché, Herzog von Otranto, den je eher je lieber der Teufel holen möge, hat mich hier mit einem Cordon von Auskundschaftern und geheimen Berichterstattern aus allen Klassen der Gesellschaft umringt. Tag und Nacht werde ich überall beobachtet, und wenn ich heute etwas thue oder unterlasse, was nicht ganz und gar in den Kram meines Bruders paßt, so wird dies morgen brühwarm nach Paris geschrieben, um mich am Hofe der Tuilerien immer mehr und mehr anzuschwärzen.

auf jede Weise zu verdächtigen und mich tagtäglich noch unbeliebter zu machen, als ich bereits bin. Du bist der Einzige, dem ich Alles vertrauen darf . . .

— Und darum dürfen Eure Majestät dies Zeugniß, das ich mir in dieser Antwort selber ausgestellt, getrost unterschreiben, ohne sich dabei einer Unwahrheit schuldig zu machen . . .

— Gieb her den Wisch! Ich unterzeichne ihn!

Pigault-Lebrun überreichte ihm das Schreiben.

— Halt, rief Jérôme, an der Kerse dieses Briefes befindet sich ja noch eine Nachschrift . . .

— Ganz wie im Handbillet des Kaisers . . .

— Der König las jetzt das Postscriptum:

„Meinen allerunterthänigsten Dank für den Orden der Ehrenlegion, den Eure kaiserliche Majestät Unserm hochverdienten Staatssecretär Johannes von Müller allerhuldreichst zu verleihen geruht haben. Allerhöchstdieselben würden den treu ergebensten Ihrer Brüder zu dem tiefsinnigsten Dankgefühle verpflichten, wenn Eure Majestät die Huld und Gnade haben möchten, mir bei nächster Gelegenheit ein zweites Exemplar Ihrer Ehrenlegion für den aufrichtigsten Bewunderer Ihrer Verdienste, für den uneigennützigsten Diener meines Hofes, für meinen Oberbibliothekar Charles Pigault-Lebrun allergnädigst zukommen zu lassen. Zu jedem Gegendienste dieser und anderer Art finden Eure Kaiserliche Majestät jeder Zeit bereit

Ihren
treugehorsamsten Bruder und Vasallen."

— Mein Bruder hat Recht, lachte Jérôme. Du biſt ein gottloſer Scribler, ein unverſchämter Schlingel! Alſo auch Du, mein Brutus, verſpürſt ein Gelüſte nach jenem rothen Bändchen, das der Kaiſer als Mauſefalle und Leimruthe aufgepflanzt, an welcher ſchon manche gelehrte Ratte angebiſſen und ſchon mancher eitle Gimpel ſich gefangen hat. Gut, mein Junge, Dein Wille geſchehe! Aber bevor ich dieſe Antwort unterſchreibe, muß ich noch zwei wichtige Fragen an Dich richten. Zuerſt: kennt der Kaiſer Deine Handſchrift?

— So viel mir bekannt iſt, nein! . . .

— Gut, dann brauche ich das Ding nicht erſt abzuſchreiben. Doch nun zur zweiten Frage! Falls der Kaiſer dieſe unſere Antwort ungnädig aufnehmen und mich über die ziemlich ſchlecht verhüllte Ironie zur Rechenſchaft ziehen ſollte . . .

— Dann, Sire, wälzen Sie die ganze Laſt der Verantwortlichkeit einzig und allein auf mich. Ich habe — Dank den Göttern! — einen ziemlich breiten Rücken und kann leichter als mancher Andere einen Puff des Schickſals ertragen, zumal wenn es gilt, dadurch den Kopf Eurer Majeſtät aus der Schlinge zu ziehen! Für Ihr Wohl, Sire, opfert ſich der gottloſe Scribler Vigault-Lebrun mit der ganzen Freudigkeit dankerfüllter Freundesſeele, mit dem ganzen Muthe eines ſelbſt zum Scheiterhaufen froh bereiten Märtyrers.

— Du biſt eine alte, ehrliche Haut! ſagte der König und unterzeichnete ſeinen Namen.

— Der Himmel gebe dazu ſeinen Segen!

— Amen! flüſterte Jérôme zum erſten Mal ſeit ſeiner Thronbeſteigung. Nun kannſt Du gehen, alter Maulwurf! Damon entläßt den edlen Pythagoräer Pythias!

— Pylades grüßt voll tiefer Ehrfurcht ſeinen königlichen Freund und Beſchützer Oreſt!

— Auf frohes Wiederſehen heute um Mitternacht!

— An der Bildſäule der Göttin Flora!

Und beide lachten aus vollem Halſe. Der Candidat des Ordens der Ehrenlegion verließ das königliche Badekabinet. Der König geruhte noch einige Augenblicke in ſeiner Kalbsbouillon zu verbleiben; dann ſetzte er den Glockenring in Bewegung und eine Minute darauf trat ſein vertrauter Kammerdiener ein. Jérôme verließ die Wanne und gab ſich dann, unterſtützt von ſeinem dienſtbaren Geiſte, mit großer Sorgfalt der Vollendung ſeiner Morgen-Toilette hin.

Nachdem er völlig angekleidet war, ſagte er, das Kabinet verlaſſend:

— Nun, lieber Freund, rufe Gräfin Siméon Heute iſt die Reihe an ihr!

Jérôme begab ſich in ſein Arbeitszimmer.

VIII.

Gleich darauf trat die Gräfin ein. Ihr mit wohlberechnetem Geſchmack ausgewähltes Halb-Negligée ver-

lieb der ohnehin üppigen Erscheinung ein verführerisches Relief.

Der König eilte ihr zärtlich entgegen und hauchte einen Kuß auf ihre Stirn.

— Wie haben Sie geruht zu schlafen? fragte die Gemahlin des Portefeuille der Justiz.

— Wie ein Savoyarde, meine angebetete Freundin! sagte Jérôme, sich auf eine Chaise-longue niederlassend und die Gräfin auf seinen Schoos ziehend. Ist es erlaubt zu fragen, wie Ihnen auf Montchéri die Molkenkur bekommt?

— Vortrefflich, Sire, ganz vortrefflich!

— Sie blühen wie eine Rose, meine liebe Gräfin, und verjüngen sich von Tage zu Tage. Die frische Luft auf Napoleonshöhe scheint Ihrer Gesundheit besser zuzusagen, als die Kasseler Atmosphäre . . .

— Ich fühle mich in der Nähe Eurer Majestät so heiter und glücklich, daß ich ganz und gar vergesse, wie sehr ich Grund hätte, unglücklich zu sein . . .

— Unglücklich? Und darf man fragen, weshalb?

— Stellen Sie sich vor, Sire, mein Herr Gemahl bekommt auf seine alten Tage den abenteuerlichen Einfall, den Othello zu spielen und mich als Desdemona täglich mit neuen Vorwürfen zu überhäufen. Sire, ist dies nicht sehr abgeschmackt?

— Es ist mehr als dies: es ist geradezu lächerlich! Eifersucht scheint mir eines jener spießbürgerlichen Laster, die wohl einem Spicier, aber keinem Manne von Welt, am allerwenigsten einem Minister der Justiz zu

verzeihen sind. Als Repräsentant der Gerechtigkeit sollte er so viel Billigkeit haben, einzusehen, daß die junge Frau eines alten Mannes ein natürliches Anrecht auf die Huldigung jüngerer Anbeter hat.

— Mein Herr Gemahl ist in diesem Punkte ein wahrhaft unerträglicher Philister, ein höchst langweiliger Moral-Prediger, ein aufgewärmter Jesus Sirach, der mich in jedem seiner Briefe, die er mir schreibt, durch entsetzlich fromme Kernsprüche seiner hausbackenen Weltanschauung zu bekehren versucht.

— Der gute Graf ist ein Narr! Ich werde ihm in der nächsten Sitzung des Staatsraths ein klein wenig den Kopf waschen. Ich liebe vor allen Dingen, jeden meiner Befehle pünktlich vollzogen zu sehen. Schon vor längerer Zeit hatte ich ihm den Auftrag ertheilt, die Statuten eines Tugendordens zu entwerfen, den ich eigens für Sie, schöne Gräfin, in's Leben zu rufen beabsichtige. Ihnen zu Ehren soll diese Decoration nach Ihrem Vornamen getauft werden. Graf Simeon ist bis zu dieser Stunde meinem Befehle nicht nachgekommen. Sie begreifen, schöne Frau, daß diese Unpünktlichkeit eine strenge Rüge verdient ...

— Sire, ich theile ganz Ihre Ansicht ...

— Eh bien, dictiren Sie selbst Ihrem gestrengen Herrn Gemahle, der Sie durch lächerliche Eifersucht zu peinigen wagt, irgend eine Strafe ...

— Wollen wir ihn von Kassel verbannen?

— Das wäre doch wohl allzuhart, liebe Gräfin ...

— Oder wollen wir ihm etwas Stuben-Arrest auferlegen?

— Das ginge schon eher . . . Doch auf wie lange?

— Wären vierzehn Tage vielleicht zu viel?

— O durchaus nicht, meine reizende Freundin! Eine vierzehntägige Einsamkeit und Abgeschiedenheit werden dem gelehrten Christusleugner durchaus nichts schaden . . .

— Und für mich, Sire, schon darum von großem Nutzen sein, weil ich während dieser Zeit nicht zu befürchten brauche, durch einen Besuch meines Jesus Sirach belästigt zu werden. In den letzten acht Tagen hat mich mein Othello unter dem Vorwande, sich nach meinem Wohlbefinden zu erkundigen, hier nicht weniger als drei Mal durch seine Gegenwart gestört. Stundenlang mußte ich — die Unglücklichste aller Frauen Ihres Hofes! — mit ihm Schach spielen und bei jeder passenden Gelegenheit höchst boshafte Anspielungen auf mein Verhältniß zu Eurer Majestät anhören . . .

— Welch unerhörte Frechheit! rief der König und gerubte dabei, die Gräfin mit dem Ausdruck allerhöchster Zärtlichkeit zu umarmen.

In demselben Augenblick wurde Seine Majestät durch das Eintreten seines Kammerdieners gestört.

— Was giebt's? fragte Jérôme.

— Seine Excellenz, der Herr Justizminister, bitten Eure Majestät um die Huld einer viertelstündigen Audienz . . .

— Wo iſt der Graf?

— Draußen im Vorzimmer . . .

— Sage ihm, daß ich für Keinen jetzt zu ſprechen ſei. Sage ihm, er möge morgen, oder übermorgen, oder in vier Wochen einmal wiederkommen . . .

— Seine Excellenz haben mich beauftragt, Eurer Majeſtät allerunterthänigſt zu berichten, daß die Angelegenheit, die ihn zu ſo früher Stunde hierher geführt, von ſo großer Wichtigkeit ſei, daß Gefahr im Verzuge wäre . . .

Jérôme warf einen fragenden Blick auf die Gräfin.

— Sire, bat Frau von Siméon, gewähren Sie das Geſuch Seiner Excellenz.

— Höre, guter Freund, Du haſt ihm doch nicht etwa geſagt? fragte Jérôme mit einem Alles ſagenden Blick auf ſeinen weiblichen Beſuch.

— Sire, ich habe gar nichts geſagt . . .

— Gut, dann mag er draußen ſo lange warten, bis wir ihn rufen werden.

Der Diener kehrte ins Vorzimmer zurück.

— Der Wolf in der Fabel! ſagte Jérôme. Zum Unglück hat dieſes Kabinet nur den einen Ausgang, der in die Antichambre führt.

— Qu'importe? Ich verſtecke mich unterdeſſen hinter jene ſpaniſche Wand, flüſterte die Gräfin, die keinen Augenblick ihre Geiſtesgegenwart verlor.

— Gut, ſehr gut! Hinter jenem Schlupfwinkel können Sie Zeugin unſeres Zwiegeſpräches ſein und gleich erfahren, wie er die kleine Strafe, die Sie ihm

in der Milde Ihres nachsichtsvollen Herzens zuerkannt haben, aufnehmen wird.

— Nous verrons! lächelte die Gräfin und huschte hinter die grüne Tapetenmauer, wo sie sich von diesem Augenblick an mäuschenstill verhielt.

Bald darauf öffnete der König die Thür und rief ziemlich unwirsch:

— Graf Siméon!

Der Eintretende machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung.

— Warum stören Sie Uns zu so ungewohnter Zeit? Was bringen Sie Uns?

— Eine Mittheilung, Sire, die keinen Aufschub leidet. Der Verfasser jenes abscheulichen Pasquills, das vor acht Tagen an allen Straßenecken Kassel's angeklebt und gegen die geheiligte Person Eurer Majestät gerichtet war, ist — Dank der unermüdlichen Nachforschung des Polizeicommissärs Würz! — gestern Nacht entdeckt, sofort festgehalten und eingesperrt worden.

— Wer ist, wie heißt dieser Schurke?

— Er ist ein Deutscher, Namens Grün! Ihr Minister der Justiz erlaubt sich, unterthänigst anzufragen, ob gegen diesen Hochverräther eine peinliche Untersuchung eingeleitet, oder ob er — um das Verfahren abzukürzen — ohne weitere Prozedur auf irgend eine Festung geschickt werden soll?

— Keines von Beiden, mein Herr Graf! Wäre der Pasquillant einer meiner Landsleute gewesen, dann hätte mich seine Verleumdung tief gekränkt, aber da es

nur ein Deutſcher iſt, ſo wünſche und befehle ich, daß er ſofort in Freiheit geſetzt werde.

— Wie, Majeſtät?

— Ich hoffe, daß Sie nichts dagegen einzuwenden haben, denn da jener Patron die Beleidigung nur Uns und keinem Andern zugefügt, ſo wird Uns wohl freiſtehen, ihn, wenn Uns dies Spaß macht, zu begnadigen. Ich wünſche in meinem Staate keine Märtyrer. Kehren Sie augenblicklich nach Kaſſel zurück und geben Sie dem armen Teufel ohne Aufſchub ſeine Freiheit wieder. Unterrichten Sie ſich nebenbei über ſeine Lage. Sollte er Mangel leiden, dann beauftrage ich Sie, ihm noch fünf oder ſechs Louis als Honorar für ſein herzlich mattes Pasquill auszahlen zu laſſen.

— Ihre Großmuth, Sire, iſt wahrhaft rührend!

— Aber da Sie einmal hier ſind, lieber Graf, ſo kann ich nicht unterlaſſen, Ihnen zu ſagen, daß ich Urſache habe, mit Ihnen höchſt unzufrieden zu ſein . . .

— Durch welchen Act meiner amtlichen Thätigkeit bin ich ſo unglücklich geweſen, mir die tief betrübende Ungnade Eurer Königlichen Majeſtät zuzuziehen?

— Wie, Graf, Sie können noch fragen? Haben Sie vergeſſen, was ich Ihnen ſchon vor längerer Zeit aufgetragen hatte?

— Sire, mein Gedächtniß . . .

— Alſo muß ich Sie wirklich daran erinnern? Hatte ich Sie nicht beauftragt, für Uns ſo raſch als

möglich die Statuten des weiblichen Tugendordens zu entwerfen? Haben Sie dies bis jetzt gethan?

— Nein, Majestät!

— Und weshalb nicht? fragte Jérôme gereizt.

— Weil weibliche Tugend, und namentlich bei Hofe, aufrichtig gesagt, ein so seltener Vogel ist, daß ich die gerechte Besorgniß hege, es dürfe Eurer Majestät vielleicht schwerer werden, als Sie glauben, ein weibliches Wesen zu finden, das würdig genug wäre, mit diesem Orden geziert zu werden.

— Pfui, pfui, Graf, diese Aeußerung hätte ich gerade von Ihnen am allerwenigsten erwartet! Haben Sie dabei an Ihre Frau gedacht, die ein Musterbild aller weiblichen Tugenden ist? Wenn Gräfin Siméon dies hören könnte! Ihr beleidigter Stolz hätte sich durch Ihr liebloses Urtheil dergestalt gekränkt gefühlt, daß sie in ihrem gerechten Unwillen in Ohnmacht gesunken wäre! Nicht ungestraft, Herr Graf, darf ich die Versäumniß der Ihnen aufgetragnen Arbeit, nicht ungestraft jene boshafte Verhöhnung der weiblichen Tugend, nicht ungestraft die unmittelbare Ehrenkränkung, die Sie dadurch Ihrer tugendhaften Gemahlin zugefügt haben, vorübergehen lassen. Ein Mann, der nicht blos den Heiland, sondern auch obenein die Tugend des ganzen weiblichen Geschlechts desavouirt und in Zweifel zieht, ist in meinen Augen strafwürdiger, als jener elende Pasquillant, der, gekitzelt von boshafter Laune, meine Person zur Zielscheibe seines durchaus unschädlichen Spotts gemacht hat. In Erwägung also, daß Sie

ſich gegen die Frauen im Allgemeinen und gegen die Ihrige im Beſondern ſchwer verſündigt, in Erwägung, daß Sie verabſäumt haben, die Ihnen vor länger als vier Wochen aufgetragene Abfaſſung der Statuten jenes bewußten Damenordens auszuarbeiten und Uns vorzulegen, decretiren wir hiermit, wie folgt:

Graf Siméon tritt morgen früh einen vierzehntägigen Stuben-Arreſt an. Unſer Miniſter der Juſtiz iſt mit der pünktlichſten Ausführung dieſes Befehles beauftragt.

— Sire, iſt dies Scherz oder Ernſt?

— Ernſt, Ernſt, königlicher Ernſt!

— Dann, Majeſtät, bleibt Ihrem treu gehorſamſten Diener nichts Anderes übrig, als ſich dieſem erhabenen Befehle blindlings zu unterwerfen.

— Wie ſich dies von ſelbſt verſteht! bemerkte Jérome, ſein Knie auf einen Stuhl lehnend. Während dieſer Abgeſchiedenheit werden Eure Excellenz vollſtändig Zeit und Muße haben, über jene Arbeit und nebenbei auch über den Werth und die Tugend der Frauen nachzudenken, und dann von ſelbſt zu der Anſicht gelangen, daß Sie vor Allen gerade Ihrer Gemahlin ein himmelſchreiendes Unrecht zufügen, wenn Sie auch dieſen Engel an Reinheit nicht würdig halten, die erſte Trägerin meines neuen Ordens zu werden. Nun, lieber Graf, ſind Sie entlaſſen!

— Sire, ſtammelte der Mann der Gerechtigkeit.

— Kein Wort mehr, wenn ich bitten darf. Im

Salon erwartet mich das zweite Frühstück . . . Eure Excellenz werden also wohl begreifen . . .

— Daß es Zeit sei, mich zu entfernen . . .

— Auf Wiedersehen, Graf, in vierzehn Tagen!

Die Justiz trat betrübt ihren Rückzug an. Eine Secunde später verließ die tugendhafte Gemahlin Seiner Excellenz ihr Versteck und warf sich mit dem ausgelassensten Gelächter an den Hals ihres schamlosen Lobredners.

— Sind Sie zufrieden? fragte der König.

— Vollkommen! sagte die Gräfin, einen ihrer schönsten Küsse auf seinen Mund pressend. Sie haben meinem Hausetyrannen eine Lehre gegeben, für die ich Ihnen unendlich dankbar bin . . .

— Wir haben nur unsere Schuldigkeit gethan, meinte Jérôme, die Taille der Gräfin umschlingend.

— Sie haben einer schwer gekränkten Frau eine Genugthuung verschafft, für die sie ewig Ihre Schuldnerin bleibt.

— Und wann, liebe Gräfin, gedenken Sie die erste Rate Ihrer Schuld, wie Sie es nennen, an Uns abzutragen?

— Sobald es Eurer Majestät beliebt, entgegnete die Gräfin mit dem einladendsten Lächeln.

— Doch zuvor, Madame, wollen wir frühstücken. Ich verspüre mit Ihrer gütigen Erlaubniß einen wahrhaft kannibalischen Appetit.

— Gute Werke belohnen sich von selbst! Sie haben einem armen Teufel, den Ihre Polizei einge-

ſperrt hat, die Freiheit geſchenkt. So rächt ſich nur ein Franzoſe! Ein deutſcher Fürſt hätte in ſeiner unerſchöpflichen Huld von Gottes Gnaden den armen Sünder köpfen und vielleicht noch etwas rädern laſſen, oder im günſtigſten Falle zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe begnadigt. Den König von Weſtphalen kann nicht Jeder beleidigen! Und darum weiß er zu verzeihen!

— Kommen Sie, meine Liebe, das Frühſtück wartet, ſagte Jérôme und reichte der gewandten Schmeichlerin den Arm, um ſie in den Speiſeſaal zu führen.

Im Würfelſpiel der Liebe, ſagt ein deutſcher Schriftſteller, ſind vier Augen der glücklichſte Wurf.

— Champagne frappé! rief der König, als er und ſeine eßluſtige Freundin ſich am Rundtiſche niederließen.

IX.

Während Gräfin Siméon, gekitzelt vom ſchäumenden Gaſe des Oeil de Perdrix, ſich mit der roſenfarbigſten Laune dem heitern Spiele der Liebe unter vier Augen hingab, überließ ſich ihr Herr Gemahl in der Ecke ſeines Wagens, der ihn nach Kaſſel zurückbrachte, den allerſchwärzeſten Betrachtungen über die Urſache, die ihm die Ungnade ſeines Monarchen zugezogen hatte.

— Seine Majeſtät, der großartigſte Taugenichts

auf diesem Erdenrunde, hat den impertinenten Einfall, sich mir gegenüber die Miene des ungetrübtesten Tugendspiegels anzuschnallen und sich zum Vertheidiger der Ehre, zum Champion der Sittenreinheit meiner Frau aufzuwerfen. Unverschämtheit, Dein Name ist — — —!

X.

Wir begeben uns jetzt zu Le Camus.

Der ehemalige Commis-voyageur und nunmehrige Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Fürstenstein, war ganz das Gegentheil des Finanzministers Malchus, ein überaus langer, hagerer, spindeldürrer Herr, der mehr Knochen und weniger Fleisch als jeder andere Mensch zu haben schien. Le Camus war ein Roué erster Klasse mit Eichenlaub. Ein guter Hahn, sagt das Sprüchwort, wird selten fett, und die Wahrheit dieses Satzes bewährte sich bei Keinem glänzender, als bei Seiner Excellenz. Der Graf liebte das schöne Geschlecht in so hohem Grade, als dasselbe von Malchus gehaßt und verabscheut wurde. Ueber den Genuß einer reizenden Frau ging ihm nichts als der Genuß mehrerer Frauen. Er liebte das ganze Geschlecht ohne Unterschied des Standes und der Religion. Dabei war er eitel wie ein Pfau. Die Raskolnik (russische Sectirer) blicken nie in einen Spiegel und haben so großen Abscheu vor diesem Geräthe, daß sie in ih-

rer Wohnung um keinen Preis einen Spiegel dulden, weil er nach ihrer Ansicht eine Erfindung des Teufels ist, der die Menschheit mit Hülfe dieses Talismans zur Eitelkeit, der Mutter aller andern Laster, verleiten soll. Herr von Fürstenstein, ein abgesagter Gegner dieser lächerlichen Secte, liebte diese Erfindung des Teufels mehr als jeder Andere und hielt sie für das Unentbehrlichste aller Meubles. Und aus diesem Grunde waren alle Wände seiner Zimmer, ja sogar die seines Cabinet d'aisance, mit großen Trumeaux bekleidet, die überall sein liebes Ich zurückstrahlten. — Außer dieser Marotte für Spiegel aller Art besaß er eine höchst auffallende Vorliebe für Wohlgerüche jeder Gattung. Er pomadirte und parfumirte seinen braunen Lockenkopf und seinen gebrechlichen Leichnam mit Salben und Odeurs, so daß man ihn schon von weiter Ferne roch. Der König nannte ihn deshalb nie anders als „Pomadentopf" oder „Zibethkhier" und hielt sich, wenn der Graf in seine Nähe kam, stets die Nase zu, um ihn dadurch zu ärgern. — Le Camus verwandte die peinlichste Sorgfalt auf seine Anzüge: er trug die feinsten Stiefel und die ausgesuchtesten Handschuhe und trieb, namentlich was die Letzteren betraf, so verschwenderischen Aufwand, daß er keine seiner „gants jaunes" mehr als einmal trug. Und so kam es, daß er, tagtäglich drei bis vier Mal seine Handbekleidung wechselnd, jährlich über hundert Dutzend Handschuhe verbrauchte. L'homme élégant, pflegte er oft zu sagen, n'est pas autre chose que l'homme et le gant. — Als

Staatsmann war ihm ein gewisser Grad von Gewandtheit durchaus nicht abzusprechen; er gehörte zu jener Sippe, deren ganze Politik aus folgenden zehn Geboten besteht:

„Füge Dich — schmiege Dich!
Neige Dich — beuge Dich!
Strecke Dich — decke Dich!
Bücke Dich — drücke Dich!
Winde Dich — finde Dich!"

Und aus diesen zehn Gründen, die Keinem besser einleuchteten als ihm, war er als Minister jetzt eben so sehr der Liebling des Königs, wie er es früher als müssiggehender Flaneur in Baltimore gewesen war.

Der Graf stand jetzt vor einem seiner unzählig vielen Spiegel und geruhte einen höchst selbstgefälligen Blick von zehn Minuten auf seine neue Sammetweste zu werfen, die sein Leibschneider ihm soeben anprobirte.

— Eh bien, fragte Seine Excellenz, wie kleidet mich das Gilet?

— Es kleidet Eure Excellenz zum Entzücken. Eure Gnaden sehen in diesem Anzuge ganz wie Apoll vom Belvedere aus . . .

— Dummkopf von einem Schneider, rief Le Camus. Jener heidnische Gott trägt, so viel mir bekannt ist, weder Weste noch Beinkleider, sondern einzig und allein ein bescheidenes, anspruchloses, still verschwiegenes Feigenblatt.

— Ich wage zu behaupten, daß Eure Excellenz in

dieſem mythologiſchen Coſtüme noch viel verführeriſcher als in dieſer Kleidung erſcheinen müßten.

— Meinſt Du wirklich? fragte der Miniſter.

— Ich bin meiner Sache ziemlich gewiß. Eure Excellenz ſind ſchlank wie Adonis, bieg- und ſchmiegſam wie Antinous.

— Höre, alter Schmeichler, haſt Du dieſe beiden Cavaliere der griechiſchen Götterlehre perſönlich gekannt?

— Habe leider nicht die Ehre gehabt, ſie zu der Zahl meiner Kunden zu rechnen; deſſenungeachtet habe ich beide Herren in der lateiniſchen Schule faſt eben ſo genau gekannt, als Eure Excellenz.

— Grauer Amor, Du biſt ein Tauſendſaſa! Der Graf von Fürſtenſtein iſt mit Dir und Deiner Weſte zufrieden. Du biſt nun in Gnaden entlaſſen!

Der tief gerührte Nadelheld eclipſirte ſich. Le Camus betrachtete ſich noch einmal vom Kopfe bis zu den Füßen und war — wunderbar genug! — auch mit ſich ſelbſt zufrieden.

— Heute Nacht, ſagte er zu ſich, wirſt Du in dieſer neuen Weſte auf das empfindſame Herz der Madame Durand einen tiefen, unwiderſtehlichen Eindruck machen und über ihre Grundſätze — denn warum ſollte nicht auch eine Künſtlerin einen Anſtrich von Grundſätzen haben? — einen Sieg davon tragen, um den ſelbſt die Götter des Olymps, wenn es anders deren giebt, Dich beneiden werden! Ach, wärs nur ſchon Mitternacht! ſtöhnte der verliebte Geck. Schon jetzt befinde ich mich in einer wahrhaft unbeſchreiblichen Auf-

regung. Ich kann die Stunde des Stelldichein kaum erwarten! Jetzt schon läuft mir das Wasser im Munde zusammen. Fünfhundert Thaler, die ich auf den Altar dieser gefühlvollen Marion niedergelegt, sind zwar kein Pappenstiel; doch bereue ich keineswegs dies kostspielige Opfer, wenn ich bedenke, daß Madame Durand, wenn auch nicht mehr in der ersten Blüthe ihrer Jugend, doch immer noch schön und reizend genug ist, um ihr zu Liebe eine kleine Sünde, eine Art von Felonie, gegen Seine Majestät den König zu begehen, der dieser Zauberin gleichfalls huldigt. Wenn dieser Schlingel je erführe, daß ich sein Nebenbuhler bin, ich glaube, er wäre im Stande, mich aus Eifersucht augenblicklich fortzujagen. Meine Liaison mit der — Gott weiß wievielten — Flamme Seiner Majestät muß also geheim, so geheim, als nur irgend möglich, fortgesponnen werden. Aber liegt nicht gerade im Zauber des Geheimnisses der größte und mächtigste Reiz der Liebe? Oft will sie nicht, was sie darf, und desto häufiger darf sie nicht, was sie will. Aber ist nicht die verbotene Frucht gerade die allersüßeste? Und eben weil in der Liebe zu dieser bereits königlich besetzten Circe etwas Mysteriöses und Verbotenes liegt, gerade deßhalb reizt sie mich zehnfach mehr als jede andere offene und erlaubte Neigung. Wäre diese Madame Durand meine legitime Geliebte, meine Braut oder gar — was der Himmel verhüten wolle! — meine mir angetraute Frau, dann besäße sie nicht mehr Reiz für mich als das erste beste weibliche Geschöpf, das mir in den Weg rennt,

aber gerade weil ſie die Maitreſſe eines Andern und noch obenein des Königs iſt, ſcheint mir deren Eroberung pikanter als jede Andere, die vielleicht zehnmal ſchöner iſt als dieſe „mure Caroline!“ — Geliebte, Braut, Frau . . . welch wunderbare Gegenſätze liegen in dieſem Dreiklang! Jener geiſtreiche Spötter hatte Recht, als er die Geliebte mit der Milch, die Braut mit der Butter und die Frau mit dem Käſe verglich. Ich für meinen Theil ziehe die matteſte Milch dem allerbeſten Käſe vor!

So und nicht anders philoſophirte der Roué, der es in der Anatomie der Liebe viel weiter als mancher ſeiner Sinnesgenoſſen gebracht und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß in den Irrgärten dieſes „Gefühles aller Gefühle“ nur Derjenige glücklich iſt, der die Kunſt begreift, zu genießen und . . . zu vergeſſen. Im Punkte der Liebe, meinte Le Gamus, müſſe man Schmerz, Reue und Gewiſſensbiſſe jenen engherzigen Philiſtern überlaſſen, die im Stande ſind, ſich über eine ungetreue Geliebte eine Kugel durch's Gehirn zu jagen oder ſich langſam todt zu grämen. Betrügen und betrogen werden . . . dies iſt der Liebe Lauf und Loos!

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Endlich nahte die Stunde der Mitternacht. Der kalte Mond, der bleiche Ariſtophanes der Sterne, ließ ſein ironiſches Licht herniederträufeln auf die elyſeiſchen Gefilde des Schloßgartens und auf die dichten Blumenbosquets, die ihren dunkelgrünen Gürtel um die blen-

benden Marmorgliedmaßen der Göttin Flora ſchlangen, zu deren Füßen Madame Durand ſaß, in eine durchſichtige Spitzen-Mantille eingehüllt und eine Mandoline in der Hand, ihren zärtlichen Schäfer Endymion erwartend.

Mit dem ganzen Schmelze ihres glockenreinen Mezzo-Soprans ſang ſie zu den weithinrauſchenden Klängen ihres Inſtruments ein vom Maeſtro Biangini reizend componirtes Notturno:

Still und ſchwül iſt meine Zelle,
Traurig ſcheint des Mondes Licht,
Zitternd horch' ich an der Schwelle,
Kommſt Du, oder kommſt Du nicht?

Oftmals hör' ich leiſe Tritte,
O, dann ahn' ich Deine Näh';
Bebend lauſche ich und bitte:
Komm', o komm' zu Deiner Fee!

Und ſo hoff' ich Stund' auf Stunde,
Bis Selene untergeht;
Schließe meiner Sehnſucht Wunde,
Komm', o komme nicht zu ſpät!

Was iſt peinlicher als Warten,
Wenn im Herzen Sehnſucht haſt!
Stündlich frag' ich meine Karten,
Kommt, o kommt er denn nicht bald?

Wieder hör' ich leichtes Rauſchen,
Wieder täuſchet mich mein Sinn;
Matt vom Horchen, matt vom Lauſchen,
Sink' ich auf mein Lager hin.

Wachend träum' ich auf dem Pfühle,
Da erbleicht des Mondes Licht,
Mich erdrückt die bange Schwüle,
Träumend frag' ich: kommst Du nicht?

Der spöttische Mond, erhabener Aug- und Ohrenzeuge dieser höchst schwärmerischen Serenade, hatte Anfangs die Miene angenommen, als wolle er wie ein Dilettant in der großen Oper aus vollem Halse da capo rufen; bald aber besann er sich eines Bessern, hüllte sich in den durchsichtigen Radmantel vornehmthuender Gleichgültigkeit, zog sich höhnisch lächelnd hinter die Soffitten blaßgelber Wolken zurück und harrte dort hinter dem halbdurchsichtigen Vorhange der Dinge, die da kommen sollten.

Und der galante Held des mondumflossenen Schäferspieles ließ in der That nicht allzulange auf sich warten. Kaum waren die letzten Accorde des sentimentalen Ständchens der holden Daphnis verklungen, als der sehnsuchtsvolle Schäfer, in einen Carbonari eingewickelt, aus einem der schweigsamen Rosenbüsche heraustrat und sich hastig zu den Füßen der harrenden Geliebten warf. Le Camus ließ den Mantel, Madame Durand die Mandoline auf den Rasen niedergleiten.

— Hier bin ich, meine angebetete Gottheit, rief der Graf mit dem ganzen Aufwande seiner plötzlich zum Durchbruch gelangenden Liebesgluth und umschlang ihre beiden Kniee, auf die er ein ganzes Alphabet brennendheißer Küsse ablagerte.

— Ei, ei, wie stürmisch, schöner Graf! hauchte

Madame Durand, ernſtlich bemüht, ſeine Liebkoſungen von ſich abzuwehren.

— Die Zeit entflieht, meine ſüße Taube! drängte Seine Excellenz.

— Sie ſcheinen große Eile zu haben . . .

— Ich brenne vor Ungeduld, Sie an mein Herz zu drücken . . .

— Excellenz ſind fürwahr ein ſiegestrunkener Turenne . . .

— Wenigſtens bin ich kein Fabius Cunctator. . . . Dem Kühnen nur lächelt das Glück . . . man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt.

— So denke auch ich, ſchöner Graf, erklärte Caroline und holte raſch aus dem beneidenswerthen Verſteck ihres mondſcheinhellen Buſens eine kleine Pfeife hervor, die ſie an ihren Mund ſetzte, der einen langen, hellen, gellenden Pfiff hervorlockte, welcher ſofort durch viele, eben ſo grelle Pfiffe aus allen Büſchen des nahen Boſquets erwidert wurde.

— Was bedeutet dieſes Pfeifen? fragte der Miniſter, ängſtlich emporſpringend.

— Sie ſollen dies ſogleich erfahren, Excellenz, antwortete Madame Durand, ſich von der Bank erhebend und in ihren Spitzenmantel hüllend.

— Himmel! rief der Graf, urplötzlich von banger Ahnung durchſchauert, Sie werden doch nicht etwa ſo grauſam geweſen ſein, mich hieher zu locken, um mit meiner Perſon ein frevelhaftes Spiel, eine ſchändliche Myſtification, eine abſcheuliche Komödie zu treiben?

— Ei, was denken Sie, mein ſchmucker Graf? Ich rief blos meine Dienerſchaft, damit ſie Eurer Excellenz pflichtſchuldigſt nach Hauſe leuchte . . .

— Wie, Madame Durand, Sie wagen es, den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Seiner Majeſtät des Königs von Weſtphalen wie einen Schulknaben unverrichteter Sache ſo mir nichts dir nichts in den April zu ſchicken?

— Ja, ſchöner Graf, dies wage ich allerdings, ſelbſt auf die Gefahr hin, mir durch dieſe kleine Lection die Ungnade Ihres ganzen Departements zuzuziehen . . .

— Madame, Sie ſind eine ganz durchtriebene . .

Das letzte Wort erſtarb auf ſeinen Lippen, denn in demſelben Augenblick ſah der Graf aus allen Büſchen und Schlupfwinkeln einen ziemlich zahlreichen Trupp vermummter, als Teufel maskirter Auflaurer mit großen Hörnern, brennenden Fackeln und feſtgedrehten Plumpſäcken hervorbrechen und auf ihn zuſtürzen mit diaboliſchem Gelächter und ſataniſchem Geſchrei.

— Haut ihn, haut ihn! Nieder mit ihm! Nieder mit ihm! Hurrah! Hurrah!

Und nun ließ die ganze losgelaſſene Hölle und der ganze Schwarm der boshaften Teufel, unter welchen, gleichfalls vermummt, auch der König ſelbſt und der Regiſſeur dieſes Mummenſchanzes, Pigault-Lebrun, ſich befanden, ihre Plumpſäcke mit ſo kannibaliſcher Wuth und ungekünſtelter Schadenfreude auf den fleiſchloſen Rücken Seiner Excellenz herniederſauſen, daß dieſe un-

ter lautem, ſchmerzerfülltem Ach- und Weh-Geheul ſich unter dieſem Hagel von Schlägen wie ein mit Füßen getretener Regenwurm auf- und niederkrümmte, winſelnd um Verzeihung flehte und endlich, da das Corps der Rache ihm durchaus keinen Pardon gab, ſeine Rettung in der Flucht ſuchte. Der Miniſter rannte wie ein gehetzter Haſe, wie ein gepeitſchtes Windſpiel über Zaun und Hecken, verfolgt von dem Hohngelächter der unabläſſig auf ihn loshauenden Teufel, ſo lange, bis er endlich, faſt bis zum Tode erſchöpft, in einen Graben ſank, der ihn mitleidig aufnahm.

— Genug, genug! rief jetzt eine Stimme.

Die Verfolger Seiner Excellenz zogen ſich dann unter wüthendem Gelächter wie Schatten der Nacht zurück.

Der Mond trat aus den Wolken hervor und ſchien wieder große Luſt zu haben, „da capo, da capo!“ zu rufen.

XI.

Vierzehn Tage ſpäter, nachdem der Miniſter des Auswärtigen, wegen unbefugter Einmiſchung in die innern Angelegenheiten des Königs zu ſo grauſamer Strafe verurtheilt, ſich von jenem koloſſalen Schrecke und pyramidalen Prügel-Concert erſt theilweiſe erholt hatte, beeilte er ſich, dem erlauchten Monarchen auf

Napoleonshöhe die Aufwartung zu machen. Als Le Camus angemeldet wurde, befand ſich Jérôme in Geſellſchaft der Mademoiſelle Héberti, an der die Reihe war, gerade beim Gabelfrühſtück. Seine ſüße Taube wollte ſich entfernen.

— Ich bitte, meine Theure, bleiben Sie! Seine Excellenz können draußen im Vorzimmer ſo lange warten, bis wir unſer Frühſtück verzehrt haben. Sage dem Grafen, ſprach der König zu ſeinem Kammerdiener, er möchte unterdeſſen Fliegen fangen oder etwas Anderes treiben, um ſich ſo gut als möglich die Zeit zu verkürzen. Les affaires, fügte er hinzu, auf ſeinen Teller weiſend, avant tout!

Der Kammerdiener überbrachte die huldreiche Weiſung Seiner Majeſtät der antichambrirenden Excellenz, die nun — saute de mieux! — ſtatt Fliegen allerhand Grillen fing.

— Mein erhabener Souverän, überlegte er bei ſich, behandelt mich ſeit einiger Zeit nicht viel beſſer als den letzten ſeiner Galopins. Oft muß ich mich ſtundenlang im Vorzimmer langweilen, bevor es Seiner Majeſtät gefällig iſt, mich vorzulaſſen. Der Undankbare! Wie hat er ſo ſchnell ſeinen Freund und Dutzbruder vergeſſen, der auf Martinique und in Baltimore mehr als einmal brüderlich mit ihm den Inhalt ſeiner Börſe getheilt. Große Herren haben ein kurzes Gedächtniß! Sie vergeſſen, ſchneller als Andere, die Wohlthaten und Dienſte der aufopferndſten Freundſchaft, die man ihnen in den Zeiten der Noth und des Mißgeſchicks

erwiesen hat. Himmel, wenn ich bedenke, welch armer Schlucker dieser Jérôme noch vor zehn Jahren in Nordamerika gewesen war, und welch ein übermüthiger grand seigneur er jetzt auf seinem Capri ist, dann läuft mir die Galle über. Es giebt Augenblicke, in denen ich Seine Majestät in die gesalbten Ohren kneifen und Allerhöchstdieselben tief unterthänigst fragen möchte: Schlingel, hast Du vergessen, wie oft ich Dir ein Paar Dollars geliehen, um Dich in die Verfassung zu versetzen, die häufig illegitimen Ansprüche Deines nimmersatten Magens, Deines feinschmeckerischen Gaumens zu befriedigen? Zum Danke dafür läßt Du Deinen ehemaligen Freund in der Noth jetzt stundenlang antichambriren, als ob er Nachtwächter oder Trödeljude wäre!

Während sich Seine tiefgekränkte Excellenz diesen und andern Meditationen hingab, überließen sich der König und seine junge Freundin ungestört dem absichtlich verlängerten Genusse des reich ausgestatteten Frühstücks, um das ungeduldig harrende, fliegenfangende Portefeuille noch etwas länger als gewöhnlich auf die Folter zu spannen.

— Meine reizende Scheherezade, begann der Chalif von Kassel, das Glas seiner Odaliske von Neuem mit Champagner füllend, hatte vorhin versprochen, uns wieder eines jener heitern Märchen zu erzählen, in denen sie eine so unübertroffene Meisterin ist . . .

— Eure Majestät geruhen allerhuldreichst zu ver-

geſſen, daß ſeit einer halben Stunde einer Ihrer Herren Miniſter auf Audienz harrt . . .

— Der gute Mann kann noch warten! Ich bitte, erzählen Sie mir etwas . . .

— Heute, Sire, erwiderte Mademoiſelle Héberti, ihr Glas mit Einem Zuge leerend, will ich Eurer Majeſtät ſtatt eines jener blauen Märchen, die ſich beſſer in mondheller lautloſer Nacht, als bei hellichtem Tage anhören laſſen, eine wahre Geſchichte berichten . . .

— Ich brenne vor Neugier, meine Theure, ſagte der König, eine Pfirſich des Nachtiſches zertheilend.

— Der gelehrte Herr Gemahl unſerer gemeinſchaftlichen Freundin, Graf Siméon, hat ſich Ihre Ungnade und die damit verbundene vierzehntägige Stubenhaft dergeſtalt zu Herzen genommen, daß er ſeit den letzten drei Tagen, wie ich heute früh von der Gräfin erfahren habe, tiefſinnig geworden iſt und ſich eine höchſt abenteuerliche fixe Idee in den Kopf geſetzt hat.

— Eine fixe Idee? Von welcher Gattung?

— Die Monomanie Seiner Excellenz hat etwas wahrhaft Tragikomiſches. Der Graf glaubt ſeit Kurzem ſteif und feſt, daß ſeine liebenswürdige Frau Gemahlin die von Eurer Majeſtät inbrünſtig angebetete Sonne und er ſelbſt der von der Sonne hintergangene und von deren Anbeter mit Hörnern geſchmückte Mond ſei.

— Ma foi, das iſt höchſt komiſch!

— Vielleicht für Eure Majeſtät, aber deſto trauriger für den alten Herrn! Geſtern Nachmittag em-

pfing die Gräfin einen ſchwarzgeſiegelten, mit Trauerrändern eingefaßten Brief, in dem der ſchwer gekränkte Mond ſeiner treuloſen Sonne eine lange Litanei eben ſo bitterer als beleidigender Vorwürfe macht und ſie unter Anderm eine leichtfertige Kokette nennt . . .

— Wie, dies hat er wirklich gewagt?

— O, noch mehr als dies, Sire! Der in ſeiner verwerflichen Einbildung gehörnte Mond iſt in ſeiner Raſerei noch viel weiter gegangen und hat ſeiner ſchwer verkannten Sonne — hört, hört! — ſogar mit Scheidung gedroht!

— Wie, er will ſich ſcheiden laſſen?

— Auf Grund böswilliger Verlaſſung, wenn die treuloſe Sonne nicht innerhalb dreimal vier und zwanzig Stunden in die Arme ihres ſie ſehnſüchtig erwartenden Mondes zurückkehrt!

— Mort de mâ vie, was fällt ihm ein? Er ſcheint wirklich verrückt zu ſein! Denn was gäbe ihm ſonſt ein in der Vernunft begründetes Recht, ſo gebieteriſch zu verlangen, daß Unſere vielgeliebte Sonne ihre Molkenkur unterbreche, die ihr, wie Sie ſelbſt eingeſtehen werden, auf Montchéri ſo auffallend gut zu bekommen ſcheint . . .

— Daß Madame tagtäglich voller wird, ergänzte deren ſogenannte Gouvernante mit etwas boshaftem Lächeln.

— Die Gräfin, entſchuldigte der König, hatte von jeher eine ſtark ausgeſprochene Neigung zum Embonpoint; dieſe Naturanlage berechtigt aber Keinen, und

am allerwenigſten den überaus keuſchen Mond, daraus Folgerungen zu ziehen, die auf den Glanz dieſer reinen Sonne ein gehäſſiges Schlaglicht werfen. Wir werden dem verrückten Monde ſeine Nebelkappe waſchen und ihm begreiflich machen, wie durchaus kein irgend wie haltbarer Grund vorhanden ſei, daß dies ſchöne, üppige Geſtirn von Napoleonshöhe herniederſteige, um ſich in den Armen ihres Mondes, welcher noch einige Wochen ſeine Sehnſucht beherrſchen kann, pflichtſchuldigſt zu langweilen.

— Die Gräfin iſt alſo wirklich Ihre Sonne? Gerechter Gott, was bin denn ich? fragte Scheherezade mit der ſchmelzendſten Miene, die ihrer Verſtellungskunſt zu Gebote ſtand.

— Sie, meine Holde, erwiderte Jérôme, ihre Weſpentaille umſpannend, ſind mein kleiner Heſperus, mein ſüßer Abendſtern, der meines Lebens Nacht erleuchtet und mich zum Glücklichſten aller Träumer macht . . .

— Gut, Majeſtät; Sie haben ſich jetzt in Ihrer eigenen Schlinge gefangen . . .

— Wie ſo, mein liebes, ſüßes Kind?

— Da es weder Brauch noch Sitte iſt, daß die Sterne bei helllichtem Tage ſcheinen, ſo geſtatten Sie, großmüthiger Himmel, daß Ihr ganz gehorſamer Heſperus in ſeiner ihm angeborenen Beſcheidenheit ſich, bis es zu nachten beginnt, zurückziehen dürfe, erklärte Mademoiſelle Héberti, die, eiferſüchtig auf die Macht der Sonne, die Beleidigte zu ſpielen beſchloß, um den

König durch ihr fein berechnetes Schmollen noch tiefer in ihr Garn zu locken.

Sie sprang vom Stuhle auf und wollte sich entfernen. Jérôme versuchte es, sie zurückzuhalten. Vergebens! Eigensinnig, wie jedes weibliche Wesen, das sich seiner Schönheit und Reize bewußt ist, entwand sie sich der königlichen Umarmung mit dem grollenden Ausruf:

— Lassen Sie mich los, mein Herr! Der Abendstern scheint nur bei Nacht. La nuit tous les chats sont gris et même les plus laides assez belles, fügte sie mit einem Anflage von Gereiztheit hinzu und verschwand mit der Schnelligkeit einer Taube, welche die Nähe des Geiers fürchtet.

Jérôme wischte sich den lüsternen Mund und murmelte leise vor sich hin:

— Mein Hesperus ist ein kleiner Satan! Heute Nacht wird sein Groll ausgetobt haben und er selbst dann noch viel zärtlicher als je meine Verzeihung sich erflehen. Ich freue mich schon jetzt auf das Fest unserer Aussöhnung, sagte der König und warf sein Tellertuch auf den Tisch.

Dann schellte Seine Majestät und geruhte den Befehl zu ertheilen, daß der Graf von Fürstenstein jetzt zugelassen werde. Der Minister war unterdessen halb eingeschlafen. Der Kammerdiener mußte ihn rütteln, um ihn wieder wach zu machen.

— Was giebt's? fragte er, die Augen reibend.

— Seine Majeſtät wünſchen Eure Excellenz zu empfangen.

— Welche Gnade! brummte Le Camus leiſe vor ſich hin und trat gleich darauf in den Audienz-Saal ein.

— Guten Tag, mein Herr Graf! rief der König ihm entgegen. Rien de nouveau, mon cher Le Camus? fragte er, ſich die Zähne ſtochernd und im Gedanken noch immer mit dem ſchmollenden Abendſterne beſchäftigt . . .

— Sire, leider bringe ich nichts Neues!

— Was alſo führt Sie zu mir?

— Der leicht verzeihliche Wunſch, Eurer Majeſtät nach meiner Wiedergeneſung pflichtſchuldigſt den erſten Beſuch abzuſtatten . . .

— Wie, Graf, Sie ſind krank geweſen?

— Seit länger als vierzehn Tagen, Sire!

— Armer Freund, was hat Ihnen gefehlt? fragte Jérôme mit der Miene des aufrichtigſten Mitleids.

— Zuerſt plagte mich einmal wieder das kalte Fieber und dann . . .

— Doch nicht gar das hitzige?

— O nein, Majeſtät, ſondern, vermuthlich wohl nur als Folge der vorangegangenen Urſache, Reißen in allen Gliedern und eine Anwandlung von Schwäche . . .

— Des Geiſtes? fragte Jérôme voll Ironie.

— O nein, Sire! Mein Geiſt iſt, Dank dem Himmel, ſo friſch als der Ihrige.

— Wollen Sie mir damit eine Schmeichelei oder Grobheit sagen?

— Keines von Beiden, Majestät, sondern einzig und allein die Wahrheit, die, wie bekannt, Niemand lieber hört als Sie, mein erhabener Herr und Gebieter!

— Sie kennen mich, mein alter Freund, und wissen besser, als jeder Andere, daß ich ein abgesagter Feind jeder Unwahrheit, Zweizüngigkeit und Verstellung bin. Wahrheit, Wahrheit geht mir über Alles! Irre ich nicht, so hat mir Vigault-Lebrun oder irgend ein anderer Schwätzer erzählt, daß Eurer Excellenz vor ungefähr vierzehn Tagen — also wahrscheinlich kurz vor Ihrer Erkrankung, die ich erst vor wenig Augenblicken aus Ihrem eigenen Munde erfahren habe — hier in den elyseischen Gefilden des Schloßgartens, an der Bildsäule der Flora, ein höchst fatales Begegniß zugestoßen ist. Sie wissen, daß ich sehr neugierig bin. Ich bitte, lieber Graf, erzählen Sie mir diese für Eure Excellenz gewiß nicht sehr angenehme Geschichte, die von klatschsüchtigen Mäulern so vielfach verdreht und verfälscht worden ist, daß bis zu dieser Minute weder der Teufel noch meine Wenigkeit daraus klug werden kann. Sie müssen dies am Besten wissen. Bitte, bitte, alter Freund, erzählen Sie!

Le Camus befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Er drehte den Hut, den er in seinen Händen hielt, verlegen hin und her, bürstete mit dem rechten Aermel seines schwarzen Fracks das langhaarige Biber-

fell und war ein Paar Sekunden unentſchloſſen, ob er dem indiscreten Inquiſitor die volle, nackte, ungeſchminkte Wahrheit beichten oder ihm lieber eine Lüge dafür aufbinden ſollte. Endlich entſchloß er ſich für die Letztere. Er fing, ganz gegen ſeine innere Stimmung, aus vollem Halſe zu lachen an.

— Worüber lachen Sie, mein lieber Graf?

— Ueber jenes ſoeben erwähnte Rencontre, das für gewiſſe Leute Ihres erlauchten Hofes höchſt fatal, für meine Perſon hingegen in jeder Beziehung höchſt ehrenvoll und befriedigend ausgefallen iſt.

— Ich bitte, Graf, erzählen Sie weiter . . .

— Eine der galanten Nymphen Ihres Hofes — irre ich nicht, ſo heißt ſie Caroline oder Pauline Murand oder Durand — gab mir am Abende jenes hiſtoriſchen Ballfeſtes, auf welchem ihr die Rolle der Marion Delorme zugetheilt worden war, sponte sua, wie die Lateiner, oder de son propre mouvement, wie wir Franzoſen, oder unaufgefordert, wie Ihre deutſchen Unterthanen ſagen, ein Rendezvous, eine Zuſammenkunft, ein Stelldichein . . .

— Unaufgefordert ſagen Sie, mein werther Graf?

— Ja, Majeſtät, ganz und gar unaufgefordert! Anfangs verſpürte ich große Neigung, dieſer überfreundlichen Einladung durchaus nicht nachzukommen, weil ich wußte, daß ſich einem freilich noch nicht ganz verbürgten on dit zu Folge dieſe Madame Murand oder Durand — wie ſie ſich nennt — in ſchwachen Stunden auch

der gewiß nur vorübergehenden Gunſt Eurer Majeſtät zu erfreuen gehabt habe; bald aber blies mir ein ſchwankendes Gefühl von Luſt und Schadenfreude den vielleicht halb ſtrafbaren und halb verzeihlichen Gedanken ein, die Treue dieſer kecken Perſon auf eine ihr höchſt empfindliche Feuerprobe zu ſtellen . . .

— Allerliebſt, allerliebſt! ermuthigte ihn der König.

— Demnach folgte ich jener Einladung, gehar-niſcht mit dem feſten, unbeugſamen und durch Nichts zu erſchütternden Vorſatze, ihr für dieſe beiſpielloſe Felonie, die ſie ſich Eurer Majeſtät gegenüber zu Schulden kommen ließ, eine wohlverdiente Lection, eine eclatante Beſtrafung zu Theil werden zu laſſen.

— Das war brav, das war ſchön von Ihnen.

— Am Ziele angelangt, ſank Madame Murand oder Durand — ich verwechsle ſtets dieſe beiden Namen — voll Ungeſtüm an meine Bruſt . . .

— Unerhört! Unerhört! rief Seine aufgebrachte Majeſtät.

— Tief empört, ſtieß ich ſie zurück!

— Brav, ſehr brav, mein keuſcher Joſeph!

— Sie aber ließ ſich nicht einſchüchtern und wagte ein ebenſo dreiſtes als unerwartetes Attentat auf meine ſittlichen Grundſätze . . .

— Ein Attentat und von welcher Art?

— Sie verſuchte es, mich liebeglühend zu umarmen . . .

— Und Sie, Graf, was thaten Sie?

— Ich hüllte mich wie der sterbende Römer in seine Toga, in den unverbrennbaren Mantel meiner sittlichen Entrüstung und sprach: Pfui, Madame Murand, schämen Sie sich! Eine Frau, der einmal das unverdiente Glück zu Theil geworden, das Nachtlager unseres heißgeliebten angebeteten Monarchen und Landesvaters zu theilen, sollte stolz auf diese seltene Auszeichnung, berauscht von den Früchten dieses Sieges, sich nie so weit vergessen, sich nie so tief erniedrigen, ihr falsches, treuloses Auge auf einen seiner treuesten Diener zu werfen. Verschwinden Sie, Madame Murand! Mich verführen Sie nicht!

— Le Camus, Du rührst mich bis zu Thränen!

— Ich weiß, was ich meinem erlauchten Herrn und Gebieter schuldig bin; ich weiß, daß ich ihm Treue, unverbrüchliche Treue, in allen Lagen des Lebens geschworen und ich bin Mann genug, um wegen einer Eroberung Ihres Gleichen (betonte ich mit niederschmetternder Ironie) dieses fromme Gelübde, diesen heiligen Eid nicht zu brechen. Apage, Satanas! Fort mit Dir, falsche, gleißnerische Eva!

— Freund, Bruder, Kamerad, so viel stoische Standhaftigkeit, so viel männliche Tugend, so tief gefühlte Entrüstung hätte ich Dir, gottlosem Schlingel, niemals zugetraut!

— Ich bin ein treuer Diener meines gnadenreichen Herrn und wage als solcher nicht den leisesten Eingriff in seine geheiligten Rechte und Vorrechte.

— Du bist fürwahr ein neuer Belisar! rief Jérôme in seinem meisterhaft geschminkten Enthusiasmus.

— Ich bitte in tiefster Demuth meinen glorreichen Kaiser Justinian, weder sich selbst, noch meine Wenigkeit, wie jenen treuen Helden von Byzanz, blenden zu lassen und in herablassender Huld und Gnade das Ende meines Kreuzzuges gegen die Untreue der Dame Potiphars anzuhören . . .

— Erzähle, anbetenswürdiger Joseph, erzähle! Ich brenne vor Begierde, das Schlußcapitel dieses rührenden Sittenschauspiels zu vernehmen.

— Nachdem die auffallend consternirte Versucherin endlich eingesehen und begriffen hatte, daß an dem dreifachen Panzer meiner Vasallentreue, Pflichtergebenheit und unerschütterlichen Kaltblütigkeit alle Pfeile der Verführung machtlos abgeprallt waren, sammelte sie sich rascher, als ich ihr anfangs zugetraut hatte. Auch sie wagte jetzt den ziemlich lächerlichen Theater-Coup, sich ins Gewand der moralischen Würde zu verkriechen und so gut als möglich ihren schamlosen Kopf aus der Schlinge zu ziehen — Tölpel! schrie sie plötzlich mit gänzlich veränderter Stimme und stellte sich auf die Fußzehen, um in meinen Augen größer zu erscheinen, als sie wirklich ist, Schwachkopf! Thor! glaubst Du noch immer, daß Madame Caroline Durand wirklich vor Dir steht? Du bist getäuscht, gefoppt, mystificirt! Die Dame, die Dir eingebildetem Gecken ein Rendezvous gegeben, ist nicht Madame Durand, die zu Hause in ihrem Bette ruht und sich nie im Leben zu Dir

herablaſſen wird. Das weibliche Weſen, das Du, geblendeter Narr, hier vor Dir ſiehſt, iſt — nun, Sire, kommt die Pointe der plumpen Myſtification! — iſt eine der Kammerfrauen der Madame Durand, die ihrer Herrin, namentlich bei Nacht — merken Sie wohl die Klugheit, Majeſtät! ihrer Herrin ſo ähnlich ſieht, wie eine Birne der Andern. Doch weil Du, ſpindeldürrer Adonis — das ſagte ſie zu mir, Majeſtät! — meine Neigung zu Dir frech verhöhnſt und ſtatt glühender Liebe mir kalte Moral — Moral, aus dem Munde eines im Laſter ergrauten Sünders! fügte ſie mit gemeinem Hohngelächter hinzu — vorzupredigen gewagt haſt, ſo empfange dafür Deinen wohlverdienten Lohn!

— Und worin beſtand dieſer Lohn? fragte Jérôme, der ſich die Miene gab, als ob ihm die Kathaſtrophe jenes Rendezvous gänzlich fremd geblieben wäre.

— Die ſogenannte Kammerfrau der bewußten Madame Durand — der Teufel ſoll mich holen, Majeſtät, wenn jene eine Andere war, als Madame Durand ſelbſt! — die Pſeudo-Kammerfrau ließ vermittelſt einer Pfeife oder Hausſchlüſſels, was ich bei der Dunkelheit der Nacht und bei dem kleinen Schreck, der mich urſprünglich überfiel, nicht ſo genau unterſcheiden konnte, einen gellenden Pfiff ertönen, worauf ſofort aus allen Gebüſchen eine Maſſe unbekannten Geſindels hervorbrach, das ſich, um mich nach ſeinem höchſt lächerlichen Wahne noch mehr in Schrecken zu ſagen, als Teufel verkleidet hatte und, mit Stöcken und Prügeln der

allergemeinſten Art bewaffnet, mit wahrer Berſerker-Wuth über mich herfiel und mich ſo lange verfolgte, bis ich in einen Graben ſank.

— Iſt Deine Geſchichte aus? fragte Jérôme.

— Bis auf die Schmerzen, die ich noch hier und da in meinen halb wundgeſchlagenen Gliedmaßen verſpüre . . .

— So alſo verhielt ſich jenes Rencontre?

— So und durchaus nicht anders, Majeſtät!

— Ei, ſehen Sie nur, Excellenz, wie falſch man mich darüber berichtet hat, ſagte der König und holte aus ſeiner Briefmappe ein Stück Papier hervor, das er dem Grafen dicht vor die Augen hielt, mit der Frage: Erkennen Eure Excellenz vielleicht dieſe Handſchrift:

Le Camus warf einen Blick darauf und erkannte darin ſeine Eigene; ſie enthielt jene bewußte Anfrage:

„Reizende Caroline, wann und wo darf einer Ihrer leidenſchaftlichſten Verehrer Ihnen ungeſtört ſeine Aufwartung machen?

Graf von Fürſtenſtein."

— O mein Gott, ich bin verloren! rief Le Camus, ließ ſeinen Hut auf den Fußteppich fallen und ſchlug mit der Hand ſeine in Angſtſchweiß gebadete Sünderſtirn.

— Verloren noch nicht, vorläufig nur entlarvt! Heuchler, Du ſiehſt, ich weiß Alles! — Und dennoch verzeihe ich Dir die Lügen, die Du mir ſoeben aufgebunden haſt, ſchon aus dem Grunde, weil ſie mich ein

Paar Minuten unterhalten haben. Aber jene koloſſalen Prügel, die Du bekommen und die Du bei mehr als einer Gelegenheit redlich verdient haſt, gönne ich Dir von ganzem Herzen! Und für dieſes unbezahlbare Stelldichein haſt Du blos dieſe Fünfhundert Thaler bezahlt? Ein wahres Lumpengeld, Du armer Schlucker! Ich habe für Dein Autograph noch hundert Thaler zubezahlt, um mich in den Beſitz deſſelben zu ſetzen ... Aber tröſte Dich, meine alte Seeratte! Mich koſtet dieſe Durand mehr als Dich! Nun gehe, Le Camus, und verbinde Dir Deine mürbe geprügelten Knochen. Auf Wiederſehen in unſerer allergetreueſten, aber entſetzlich langweiligen Haupt- und Reſidenzſtadt Kaſſel. Au revoir, ma très-chère Excellence!

XII.

Einige Zeit darauf hatte König Jérôme in der Schweizer Einſiedelei auf Montchéri, wo die Sonne und der Abendſtern Seiner Majeſtät noch immer ihre Molkenkur gebrauchten, in einem der ſauberſten und heimlichſten Kuhſtälle dieſer Eremitage, ein blutjunges, bildſchönes weibliches Weſen erblickt, das, auf einen Schemel ſitzend, ſo eben damit beſchäftigt war, eine blendendweiße Kuh zu melken, die eben ſo ſtolz als entzückt zu ſein ſchien, daß die beiden Hände, die ſie melkten, noch viel weißer und weicher waren, als das eigene

Fell. Die melkende Schöne ſang während dieſer Manipulation mit einer jungfräulich-friſchen Stimme, die ſelbſt der Kuh zu Herzen drang, ein Paar Strophen des allbekannten, von Peter Reichardt in Muſik geſetzten deutſchen Volksliedes:

Mein Schatz is a Reiter,
A Reiter muß ſein,
Das Roß g'hört dem König,
Der Reiter is mein.

Mein Schatz is a Schloſſer,
A Schloſſer muß ſein,
Er macht mir a Schlöſſerl
Vor's Herzerle mein.

Treu bin i, treu bleib' i,
Treu hab' i's im Sinn,
Treu bleib' i mei'm Schatzerl,
Bis nit mehr i bin!

Der König erſchrak, nicht über die Worte dieſes Liedes, die er nur theilweiſe verſtand, wohl aber über das lenzesfriſche Geſichtchen, über die ährenblonden Haarzöpfe, über die veilchenblauen Augen, über das roſenrothe, knospengleiche Mündchen und über die ganze äußere Erſcheinung dieſes mit dem Heiligenſcheine der ungetrübteſten Unſchuld geſchmückten Naturkindes, das eine auffallende Aehnlichkeit mit ſeiner erſten Frau, Eliſabeth Patterſon, beſaß, die er in Liſſabon treulos verlaſſen und die er ſeit jener Zeit faſt gänzlich vergeſſen hatte. Beim Anblicke dieſes liebreizenden Geſchöpfes, das eine Doppelgängerin der in Baltimore

trauernden Königswittwe zu sein schien, fielen dem undankbaren Verräther alle Sünden ein, die er sich gegen jenen Engel an Herzensgüte und Körperschönheit vorzuwerfen hatte, und zum ersten Male seit seiner Trennung von Elisabeth trat eine große, heiße, aufrichtige Thräne in sein durch den Zauber der Erinnerung verklärtes Auge. Athemlos lauschte er an der Schwelle des Kuhstalls dem Gesange dieses Mädchens, küßte nach jeder Strophe dieser ebenso einfachen, als rührenden Melodie seine sündigen Fingerspitzen und versenkte sich dabei so andachtsvoll in die Maienblüthe ihrer aufknospenden Reize, daß ihm zum ersten Male in seinem ausschweifenden Leben zu Muthe wurde wie einem reuigen Sünder, der vor einem wunderthätigen Muttergottesbilde steht und dasselbe um huldreiche Vergebung seiner Missethaten anfleht. Er fühlte in seinem verknecherten Herzen eine fromme Regung, die ihn Anfangs dergestalt niederbeugte, daß er, von tiefer Scham erfüllt, seine Augen niederschlug und die Madonna, jenes Urbild der vollkommensten Keuschheit nur verstohlen anzublicken wagte. Bald aber faßte er neuen Muth, erhob seine thränenbenetzten Augen und ließ sie mit einem unbeschreiblichen Gefühle von wehmüthigem Schmerze und schmerzlicher Wonne auf der Gestalt der reinen Jungfrau ruhen, die ihn gar nicht zu bemerken schien.

Nachdem sie ihr Lied beendigt hatte und sich von ihrer Fußbank erhob, um sich mit dem gefüllten Milchgefäße zu entfernen, trat er mit einer Schüchternheit,

über die er selbst erschrak, ihr entgegen und fragte sie mit dem ehrfurchtvollsten Tone, über den seine Kehle zu gebieten hatte:

— Kennen Sie mich, mein liebes Kind?

— O ja, Sie sind der König, erwiderte sie mit ebenso ruhiger, als bescheidener Miene.

— Und wer sind Sie, mein schönes Kind?

— Ich bin die Nichte des Schloßcastellans auf der Löwenburg, entgegnete sie mit jungfräulicher Unbefangenheit.

— Es wundert mich, Fräulein, daß ich Sie früher noch nie und nirgends zu sehen so glücklich gewesen war.

— Dies kommt daher, Majestät, weil ich erst seit einigen Tagen bei meinem Onkel bin...

— Wie heißen Sie, mein schmuckes Kind? fragte Jérôme, sie mit frommer Andacht betrachtend.

— Ich heiße Elisabeth.

— Elisabeth? wiederholte der König, halb freudig überrascht, halb wehmüthig erschreckt, weil dieser Name ihn an seine erste Frau erinnerte, der dieses wunderholde Wesen so ähnlich sah, wie eine Rosenknospe der Andern.

— Und warum erschrecken Sie darüber? fragte die resige Thisbe mit kalter Gemüthsruhe.

— Weil mich Ihr schöner Name an eine nicht minder schöne, nicht minder anbetenswerthe Dame erinnert, die mir einst sehr theuer war.

— Einſt, ſagen Sie? Und warum nicht mehr jetzt? fragte ſie mit deutſcher Treuherzigkeit.

— Weil jene arme, beneidenswürdige Eliſabeth, erwiderte Jérôme mit ſchwerem, aufrichtigem Seufzer, ſchon ſeit Jahren todt iſt ... wenigſtens für mich, fügte er mit tiefbewegtem Ausdruck hinzu. Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Sie mit jener theuern Todten, die in dieſem Augenblicke lebhafter als je vor dem Spiegel meiner Erinnerung ſteht, eine mich faſt bis zu Thränen rührende Aehnlichkeit haben.

— Das freut mich, Majeſtät! entgegnete das Mädchen mit naiver Munterkeit.

— Doch haben Sie mir vorhin erſt Ihren Vornamen genannt. Darf ich ſo neugierig ſein, Sie auch um den Namen Ihrer Familie zu fragen?

— Meine Familie nennt ſich Grün.

— Grün? wiederholte Jérôme, etwas unangenehm berührt.

— Auch dieſer Name erſchreckt Eure Majeſtät.

— Nein, er überraſcht mich nur ...

— Und warum? wenn ich fragen darf.

— Weil er mich an einen meiner treuloſen Unterthanen erinnert, welcher ſich gegen mich, der ich ihm, ſo viel mir bekannt iſt, nie etwas zu Leide gethan, ſchwer vergangen und ein Pasquill gemacht, das mich, wie vielleicht auch Sie wiſſen werden, dem allgemeinen Spotte der Bewohner meiner Hauptſtadt preisgegeben hat.

— Dies ist mein Bruder! gestand Elisabeth mit einem Anfluge schlechtverhehlter Schadenfreude.

— Ihr Bruder, sagen Sie? O dann schmerzt es mich doppelt, mich gerade von ihm so sehr verkannt, so tief gekränkt zu wissen.

— O dann bedaure ich's von ganzer Seele, daß es gerade mein Bruder ist.

— Sie wissen, Fräulein, daß ich den von meiner Polizei eingekerkerten Hochverräther sofort in Freiheit habe setzen lassen.

— Das war schön und sehr großmüthig, und dieser Zug Ihres edlen Herzens, das keiner Rache fähig ist, freute mich doppelt, meines Bruders wegen und Ihretwillen, und seit jenem Augenblicke habe ich Eure Majestät noch einmal so lieb als früher, wo ich Sie — verzeihen Sie mir meine ungezogene Aufrichtigkeit! — durchaus nicht leiden gekonnt, ja noch mehr, wo mir Eure Majestät so verhaßt gewesen sind, daß ich Ihnen — sind Sie aber auch nicht böse? — mit kaltem Blute die Augen hätte auskratzen können.

— Und weshalb, mein gutes, boshaftes Kind?

— Weil man mir im Hause meines Vaters allerhand Dinge und Streiche von Ihnen erzählt hat, die Ihnen — Sie müssen mir dies nicht übel nehmen! — durchaus nicht zur Ehre gereichen . . .

— Welche rührende Aufrichtigkeit von Ihrer Seite! Welche schändliche Verleumdung von Seiten meiner zahllosen Feinde, die an mir kein gutes Haar lassen!

Ich bitte, Fräulein, was hat man Ihnen Böſes von Uns in die Ohren geraunt?

— Schweigen wir darüber! bat Eliſabeth.

— Lebt Ihr Herr Vater noch? fragte Jérôme, gewandt ablenkend.

— Seit fünf Wochen ruht er im Grabe! entgegnete die trauernde Tochter mit großen Thränen an den Wimpern.

— Seine Aſche ruhe in Frieden! ſagte der König, gerührt durch die Zähren treuer Kindesliebe. Doch was war Ihr armer Vater?

— Krankenwärter im Hoſpitale und der damit verbundenen Klinik zu Göttingen.

— Und Ihre Mutter, mein holdes Kind?

— Sie ſtarb, als ich kaum zehn Jahre alt war.

— Und wie alt ſind Sie jetzt?

— Ei wie neugierig, Majeſtät, rief ſchelmiſch lächelnd Eliſabeth. Müſſen Sie dies denn durchaus wiſſen?

— Ich bitte darum . . .

— Nun gut, dann will ich's Ihnen ſagen. Am 25. September werde ich Ein und Zwanzig. Nicht wahr, ich bin ſchon ſehr alt? fragte Eliſabeth mit kindlicher Koketterie.

— Wenigſtens älter, als Sie wirklich ausſehen . . . Ich traute Ihnen kaum ſechzehn Frühlinge zu.

— Sie ſind ein boshafter Schmeichler, Majeſtät!

— Und Sie, mein Engel, ſind ein wunderholder Schatz, ſagte Jérôme, der, urplötzlich ſeiner Rolle *rei-*

ner Anbetung überdrüſſig, ſeine Hand nach ihrem roſigen Kinn auszuſtrecken wagte, um daſſelbe, wie er's bei ſeinen Franzöſinnen zu thun gewohnt war, ſo ſtark zu kneifen, daß die Meiſten von ihnen, die noch nicht gänzlich abgehärtet waren, laut zu ſchreien pflegten.

— O laſſen Sie dieſe Poſſen, Majeſtät, ſagte Eliſabeth, indem ſie ihm mit halbbäueriſcher Dreiſtigkeit einen ziemlich derben Schlag auf ſeine kirchenräuberiſche Rechte gab.

— Was treibt jetzt Ihr Herr Bruder? fragte der abgeblitzte König, um das Geſpräch in's alte gemüthliche Geleiſe zurückzuleiten.

— Er ſtudirt jetzt wieder in Marburg . . .

— Wie, Ihr Bruder iſt noch Student?

— Candidatus theologiae, wie er ſich nennt. Im nächſten Jahre will er ſein zweites Examen machen und alsdann . . .

— Sich hier um eine Pfarrſtelle bewerben?

— Das eben nicht, ſondern lieber auswandern . . .

— Und wohin, wohin, meine ſchöne Eliſabeth?

— Nach Nordamerika, welches deutſche Theologen ſucht, und Falls es ihm dort nicht glücken ſollte, dann will er als Miſſionsprediger in irgend einem andern Welttheile unter wilden Heiden ſein Glück verſuchen.

— Er will alſo nicht in Unſerm Reiche, in ſeiner deutſchen Heimath bleiben?

— Um keinen Preis, wie er ſagt.

— Und warum denn nicht, meine Liebe?

— Weil er überzeugt iſt, daß er in Weſtphalen nie ſein Fortkommen finden wird, ganz einfach, wie er meint, ſchon aus dem Grunde, weil er in ſeinem jugendlichen Uebermuthe ſich ſo weit vergeſſen hat, die geheiligte Perſon Eurer Majeſtät zum Gegenſtande eines Pasquills zu machen, über das — aufrichtig geſagt! — ſelbſt ich, ſeine Schweſter, herzlich habe lachen müſſen . . .

— Sie ſind eine kleine, boshafte Schelmin . . .

— Bisweilen bin ich noch mehr, Majeſtät. Es giebt Tage und Stunden, in denen ich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ein ausgelaſſener Wildfang, ein muthwilliger Kobold, eine wilde Meerkatze bin, die über Tiſche und Bänke, über Hecken und Gräben, über Zäune und Dächer ſetzt, tauſend tolle Narrenspoſſen treibt und ſelbſt vor dem Teufel und ſeiner Großmutter nicht mehr Furcht und mehr Reſpect, als jetzt in dieſem Augenblicke vor Ihnen hat . . .

— Ah, ſolche ausgelaſſene Charaktere liebe ich! murmelte der König leiſe vor ſich hin.

— Noch häufiger aber giebt es Nächte und Stunden, in welchen ich eine melancholiſche Fledermaus, eine ſchwermüthige Nachteule, ein Trübſal blaſendes Käuzchen bin, das ſich am wehklagen in einſamen und verödeten Kirchenmauern oder in ihren vier engen Pfählen fühlt und dabei ſo furchtſam iſt, daß es ſelbſt vor ſeinem eigenen Schatten an der Wand erſchrickt und überall Vampyre und Geſpenſter ſieht, die mir das Blut aus den Adern ſaugen und meinen Augen den Schlaf

rauben. Dann weine ich, auf den Knien liegend, oft ganze Nächte hindurch und bete zu Gott, unserm allbarmherzigen Vater im Himmel, daß er mich, sein ungerathenes Geschöpf, je eher je lieber abrufe von dieser sündhaften Erde und mich dorthin versetze, wo ich meinen alten, eisgrauen Vater und meine fromme, schöne, junge Mutter wiederfinde, um an ihrem treuen Herzen die ganze Fülle meines gramgebrochenen Herzens auszuweinen . . .

— Sie sprechen wie ein Buch, Elisabeth.

— Ich spreche, Majestät, wie ich denke.

— Gut, dann denken Sie ganz allerliebst! Aber ich begreife Ihren Kummer, ich begreife Ihren Schmerz . . . Sie sind verliebt, mein holder Schatz!

— Ich war es einst . . . vor Jahren!

— Und in wen, meine reine Taube?

— Das ist und bleibt mein Geheimniß!

— Mademoiselle, ich habe es längst errathen. Ihr Schatz diente bei der Cavallerie. Als ich vor zehn Minuten hier eintrat, sangen Sie mit der bezaubernd-sten Stimme, die mein nimmersattes Ohr jemals eingeschlürft, mit unbeschreiblichem Ausdruck, mit dem tiefinnersten Gefühle „Mein Schatz ist ein Reiter" und so weiter und so weiter.

— Eure Majestät geruhen, sich zu irren. Der Mann, den ich e i n s t geliebt, war nicht Soldat.

— Also Schlosser, wie Sie vorhin gesungen . . .

— Auch dies war er nicht.

— Was alſo war er? fragte Jérôme voll ungeduldiger Neugier.

— Er war ein leichtſinniger, liebloſer Verräther . . .

— Das war auch ich, dachte er ſtill bei ſich. Und wie hieß dieſer treuloſe Böſewicht?

— Wunderbar genug, gerade ſo, wie Eure Majeſtät: Hieronymus!

— Und ſein Familien-Name?

— Baron von Weiß, flüſterte Eliſabeth tiefbetrübt.

— Weiß und Grün! Zwei ſchöne Farben . . . Weiß iſt die Farbe der Unſchuld . . . Grün iſt die Farbe der Hoffnung . . . Das hätte ein hübſches Pärchen gegeben . . .

— Ach, ſo dachte auch ich, Majeſtät, ſtöhnte die Jungfrau, weinend die Aeuglein zu Boden ſchlagend.

— Und welch ein boshafter Pinſel hat dieſe beiden Farben, die ſo gut zu harmoniren ſchienen, neidiſch auseinander gewiſcht?

— Das Schickſal oder nur der Zufall . . .

— Dieſer Zufall war ſo nichtswürdig grauſam, daß Sie den Schmerz, den er Ihnen zugefügt hat, noch nicht überwinden können, denn Sie weinen, wie ich ſehe, und mir blutet das Herz, wenn ich ſo ſchöne, reine, himmelblaue Augen, die nur Glück zurückſtrahlen ſollten, ſo bitter weinen ſehe, ohne ein Mittel zu wiſſen, dieſe heißen Thränen ſtillen zu können. Armes, beklagenswerthes Kind! Ihr König hat eine Bitte an Sie . . .

— Wer weiß, ob ich sie Ihnen gewähren darf?

— Sie können, Sie dürfen es getrost! Treten Sie mit mir hinaus in Gottes freie Luft. Hier im Hofe der Meierei, unter dem smaragdenen Schatten jener blühenden Linde, die ihren balsamischen Duft auf jene grüne Bank, die sie umschlingt, herniederthauen läßt, bitte ich Sie, sich an meiner Seite niederzulassen und mir bei den Strahlen der langsam untergehenden Sonne den Anfang und das Ende Ihrer ersten Liebe zu erzählen.

— Sie haben meinen Bruder begnadigt, Majestät, Ihnen kann ich diese Bitte nicht abschlagen.

— Wohlan, kommen Sie, meine huldreiche Elisabeth!

Der König wollte ihr seinen Arm reichen; sie aber wies ihn bescheiden zurück.

— Gehen Sie voraus, ich komme nach.

Jérôme begab sich unter die Linde. Und gleich darauf folgte sie ihm. Dann setzten sich Beide auf die Bank.

XIII.

Elisabeth erzählte die Geschichte ihrer Jugendliebe.

— Ich lebte vor vier Jahren, begann sie mit schwerem Seufzer, im Hause meines alten, armen, aber

herzensguten Vaters, der, wie ich Ihnen bereits gesagt, Wärter bei der Klinik der Universität zu Göttingen war und als solcher keine andere Sorge, keine andere Freude kannte, als die Erziehung und Ausbildung seiner beiden Kinder Elisabeth und meines Bruders Joseph, der zu jener Zeit noch das Gymnasium besuchte und seit einem halben Jahre in der ersten Klasse saß. Ich, ein Jahr älter als er, war der Liebling meines Vaters, der mich mehr als sich selbst liebte und mich häufig, wenn es ihm sein Beruf erlaubte, zu sich auf den Schooß zog und mich herzte und küßte, als ob ich nicht seine Tochter, sondern seine Geliebte wäre. Der ehrwürdige Greis, der sein freudeblitzendes Auge mit unbeschreiblicher Vaterwonne auf seinem Kinde ruhen ließ, streichelte mir die halbverworrenen Locken aus der Stirne, küßte meine Augen, meinen Mund, meine Hände sogar und nannte mich seine kleine reine Taube und gar oft pflegte er mir im Aufwallen seiner rührenden Neigung zu sagen, daß er mich, sein liebes, süßes Kind, mehr liebe, als das Licht seiner Augen, die trotz seines hohen Alters (er war schon angehender Siebziger) noch so hell und klar, wie die meines Bruders Joseph, in das eitle Treiben der Welt hineinsahen, an welchem sie sich wenig oder gar nicht zu erbauen schienen. So wuchs ich, gepflegt von der Liebe des besten aller Väter und des treuesten aller Brüder, zur Jungfrau heran, die nicht ganz ohne Eitelkeit blieb, weil sie wußte, daß sie die einzige Freude ihres Vaters, der einzige Stolz ihres Bruders war.

— Ich beneide sie Beide, dachte Jérôme, verliest ins Anschauen ihrer wundervollen Reize.

— Wenige Tage nach meinem siebzehnten Geburtsfeste (welches Vater und Bruder dadurch gefeiert hatten, daß dieser mir von seinem Ersparten das erste Armband von bunten Steinen und jener mir das alte schwarzseidene Kleid meiner seligen Mutter zum Geschenk machten) meldete sich in einem der Krankensäle, die der Obhut meines Vaters anvertraut waren, ein junger Student der Medicin, der, wie er meinem Vater erzählte, erst Nachts zuvor aus seiner Vaterstadt Leipzig angekommen war und es nicht erwarten konnte, einem der berühmtesten Professoren der Anatomie, welcher in der Klinik wohnte, einen Empfehlungsbrief einzuhändigen, den ihm ein alter Universitätsfreund jenes großen Gelehrten mitgegeben hatte, um ihn in dessen gastfreies Haus einzuführen. Der Student fragte meinen Vater nach der Wohnung des Professors. Jener so eben mit dem Verbinden eines alten Bettlers beschäftigt, der, wenige Tage zuvor, auf der Straße das Bein gebrochen hatte und aus dem Hospital nach der Klinik geschafft worden war, wies den Studenten an mich, die ich aus angeborener Neigung zur Krankenpflege schon damals kein schöneres Vergnügen, keinen reineren Genuß gekannt hatte, als meinem Vater bei Abwartung seiner vielen Patienten bald auf diese, bald auf jene Weise behülflich zu sein.

— Welch mitleidige Samariterin! dachte der König.

— Elisabeth, rief mir der Vater zu, führe die-

ſen jungen Mann, der in den vielen Gängen dieſes Hauſes ſich nicht zurecht finden kann, zu unſerm drei Treppen hohen Großmogul der Anatomie hinauf, aber komme dann gleich wieder, denn ich brauche Dich hier, mein liebes, frommes, folgſames Kind, ein Lob, das, in Gegenwart des jungen Fremdlings ertheilt, mich entzückte und dabei doch ſo beſchämte, daß ich plötzlich roth wie ein geſottener Krebs wurde.

— Ah quelle charmante naiveté! lächelte Jérôme.

— Folgen Sie mir, mein Herr, ſagte ich zu dem Studenten, der durch ſeine goldene Brille einen Blick auf mich fallen ließ, den ich, ſo lange ich lebe, nie vergeſſen werde. Es war mir zu Muthe, als hätte mich ein Blitzſtrahl getroffen. Ich wurde noch viel röther als zuvor und dabei ſo glühend heiß, daß mir plötzlich der Angſtſchweiß von der Stirne rann. Mein Herz — noch wußte ich ſelbſt nicht warum — ſchlug ſo ungewöhnlich ſtark, ſo hörbar laut, daß ich darüber ängſtlich erſchrak und unwillkürlich meine Hand darauf legte, um ſein ungeſtümes Pochen zu beruhigen.

— Miser est qui amat, ſagt Plautus.

— Ich verſtehe nicht Ihr Latein, Majeſtät, und bitte Sie, falls Sie meine einfache Erzählung nicht ſchon langweilt, mich allerhuldreichſt nicht unterbrechen zu wollen.

— Ich will ſchweigen wie ein Fiſch, verſprach der König.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

— Dann führte ich den jungen Mann drei Treppen hinauf, wies ihm den Eingang zur Wohnung des Professors und sagte athemlos: Hier, mein Herr, müssen Sie klingeln. — Ich danke, erwiderte er kurz und kalt. Die Klingel erfassend kehrte er sich noch einmal nach mir um und fragte mit vornehmthuender Gleichgültigkeit: Nicht wahr, Sie heißen Elisabeth? — Zu dienen, mein Herr, erwiderte ich. — Ich danke noch einmal, Fräulein Elisabeth, sagte er und betrachtete mich zum zweiten Male mit einem stechenden Blicke, der mir alles Blut zum Herzen trieb. Dann wurde ihm die Thür geöffnet; ich aber stieg ins Krankenzimmer hinab.

— Sie werden immer trauriger, schönes Kind.

— Das macht die Erinnerung an ihn! Acht Tage darauf erfuhr ich durch meinen Vater, daß der neuangekommene Student, der fleißiger als alle seine Kameraden die Klinik besuchte, ein Baron Hieronymus von Weiß und der einzige Sohn eines der reichsten Rittergutsbesitzer in der Umgegend von Leipzig sei. — Fast eben so häufig besuchte er das Haus des Professors, dem er empfohlen war und der ihn nach Verlauf von wenigen Wochen so lieb gewonnen hatte, wie sein eigenes Kind. Der gelehrte Herr hatte außer seiner großen Bibliothek auf Gottes schöner Erde nichts so lieb als seine einzige Tochter, welche durch ein wunderbares Spiel des Zufalls ebenfalls Elisabeth hieß.

— Elisabeth II.! Die Geschichte beginnt pikant zu werden, dachte Jérôme, wagte es aber nicht, diesen

Gedanken laut werden zu laſſen, um die reizende Erzählerin nicht unnütz zu unterbrechen.

— Der junge Baron, der beim Profeſſor fleißig ein- und ausging, ſpielte allabendlich mit der Tochter Klavier und mit dem Vater Piquet und wußte ſich durch ſein artiges und gefälliges Benehmen bei Beiden dergeſtalt einzuſchmeicheln und unentbehrlich zu machen, daß er, wenn er Abends einmal wegblieb, ſchmerzlich vermißt wurde.

— Ein deutſcher Lovelace! bemerkte der König.

— Bald darauf wurde er auch mit mir und meinem Vater bekannt. Täglich brachte er Jenem neue Zeitungen und mir neue Bücher und verſuchte auf dieſe Weiſe, ſich auch bei uns heimiſch zu machen. — Eines Abends, als der Profeſſor und ſeine Tochter ausgebeten waren, trat er in unſer beſcheidenes Zimmer und fragte mich, wo mein Vater ſei. — Er iſt ausgegangen, wird aber bald zurückkehren, erwiderte ich. — Erlauben Sie, fragte er, daß ich ihn hier erwarten darf? — Ei, warum denn nicht, ſagte ich und bat ihn, unterdeſſen Platz zu nehmen auf einem Stuhl, den ich hinſetzte. — Geſtatten Sie mir, Fräulein Eliſabeth, begann er, Ihnen ein Buch überreichen zu dürfen, das Sie vielleicht noch nicht geleſen haben. Es waren „Werthers Leiden“ von Goethe.

— Goethe? Goethe? Ich höre dieſen Namen heute zum erſten Male. Ah, wer iſt dieſer Monſieur Goethe?

— Er iſt der erſte Dichter Deutſchlands! ſagte Eliſabeth mit wahrhaft vaterländiſchem Stolze.

— Ich bin entzückt, durch Sie ſeine Bekanntſchaft zu machen.

— Gleich darauf kehrte mein Vater zurück. Der Baron erhob ſich und grüßte ihn mit einer Ehrfurcht, die meinem Herzen wohlthat. Verzeihen Sie, ſprach er dann, daß ich zu ſo ſpäter Stunde uneingeladen in Ihr Heiligthum eingedrungen bin, um Ihrem Fräulein Tochter ein neues Buch und Ihnen, dem zärtlichſten und beneidenswertheſten aller Väter (das letzte Beiwort betonte er mit wahrer Begeiſterung), das kleine, zwar geringfügige, aber herzlich gut gemeinte Zeichen meiner aufrichtigſten Anhänglichkeit überreichen zu dürfen. Bei dieſen Worten zog der Student ein rothes Saffian-Futteral heraus, in welchem mein Vater, als er es öffnete, eine ſilberne Brille fand. — Sie haben damit einen meiner Wünſche errathen, ſagte mein guter Vater, denn obgleich ich bei Tage, und namentlich in die Ferne, faſt noch eben ſo gut zu ſehen vermag, als mein Sohn Joſeph, ſo will es mir doch ſcheinen, daß meine Augen bei der Nacht, beim Scheine der Lampe, wenn ich die Zeitungen leſe, die ich Ihrer Güte zu verdanken habe, mir dann und wann ihren Dienſt verſagen; darum habe ich mir ſchon lange eine Brille gewünſcht, aber freilich, fügte er beſcheiden hinzu, keine ſo koſtbare, als dieſe hier. — Ich bitte, lieber Vater, — geſtatten Sie mir, Sie ſo zu nennen, — ſprechen wir nicht mehr von dieſer unbedeutenden Kleinigkeit. — Dank, tauſend

Dank, mein Herr Baron, ſagte mein Vater, ihm tiefgerührt die Hand drückend.

— Der ſchlaue Fuchs! dachte der König.

— Bald darauf verabſchiedete ſich der Baron. Mein Vater freute ſich wie ein Kind über die Brille, mit deren Hülfe er an dieſem Abende die Zeitungen von acht Tagen viel bequemer und geläufiger leſen konnte, als geſtern ohne Augengläſer. Der Baron iſt ein lieber Mann, rief Papa. Ich ſchwieg dazu, obgleich ich in meinem Herzen ganz daſſelbe, oder doch wenigſtens etwas ähnliches zu denken mich unwillkürlich gezwungen ſah. Dann las ich „Werthers Leiden" bis ſpät in die Nacht hinein und vertiefte mich ſo ſehr in die Liebe des ſchwärmeriſchen Werthers zu ſeiner Lotte . . .

— Lotte! Was iſt dies für ein Ding?

— Es iſt eine Abkürzung von Charlotte . . . So hieß die Geliebte des jungen Werthers . . .

— Ah ſo, nun verſtehe ich Sie! Mademoiſelle Eliſabeth vertiefte ſich alſo ſo ſehr in dieſe Liebe?

— Daß ich mich von dieſem Buche durchaus nicht trennen konnte und es — Mitternacht war längſt vorüber und mein alter Vater ſchon vor zwei Stunden zu Bett gegangen — mit in mein Kämmerchen nahm und es dort im Bette, beim kargen Scheine der Lampe, nicht eher aus der Hand legte, bis ich es ganz durchgeleſen hatte. Erſt gegen Morgen ſchlief ich ein und träumte . . . vom jungen Werther.

— Der Glückliche! Das dachte ich mir!

— Am folgenden Abende las ich den Roman noch

einmal — diesmal aber nur bis zur Hälfte — und träumte . . .

— Schon wieder von dem jungen Werther?

— Nein, diesmal träumte ich von seiner Lotte!

— Lotte, Lotte, ein höchst sonderbarer Name! Ich z. B. könnte für keine Dame schwärmen, welche Lotte heißt. Da klingt Elisabeth doch viel romantischer. Nicht wahr, meine schöne, reizende Elisabeth?

Dies ist Geschmackssache, Majestät! Ich, für meinen Theil, finde jenen Namen ganz allerliebst. Aber stören Sie mich nicht und gestatten Sie mir, Ihnen die Geschichte weiter zu erzählen. Acht Tage später besuchte er uns . . .

— Der junge Werther? fragte der König.

— Ei, Majestät, wie kann man so einfältig fragen? erwiderte Elisabeth mit ärgerlichem Tone. Der Baron von Weiß besuchte uns . . . .

— Und was sagte der gute Mann?

— Er fragte mich, als mein Vater hinausgegangen und ich mit ihm allein war, wie mir jenes Buch gefallen habe. Ich wußte nicht, was ich ihm darauf erwidern sollte, und deshalb schwieg ich. Der Baron half mir aus der Verlegenheit und meinte: Ganz gewiß hat es Ihnen gefallen. — Und warum? fragte ich halblaut. — Ihr zärtliches Herz bürgt mir dafür, daß eine solche Liebe, wie sie Werther zu seiner Lotte im treuen Herzen trägt, Ihnen unmöglich mißfallen kann. Elisabeth, rief er zu meinen Füßen niederkniend, ich bin Dein Werther, sei Du, holder Engel, meine Lotte!

Stehen Sie auf, mein Herr, ſagte ich tief erröthend. Und in demſelben Augenblicke trat, als der Baron ſich erhoben hatte, mein Vater ein.

— Das iſt ja eine wahre Komödie?

— Seit jenem Abende, fuhr Eliſabeth nach kurzer Pauſe fort, wußte ich, daß er mich liebte und daß ich ihn wieder liebte mit der ganzen Gluth der erſten Liebe.

— Dieſe Komödie fängt an larmoyant zu werden und in einzelnen Scenen einen Beigeſchmack von Langeweile anzunehmen! ſprach Jérôme zu ſich ſelbſt.

— Seit jenem Geſtändniſſe beſuchte der junge Werther ſeine Lotte mit Erlaubniß ihres Vaters, der dieſe reine Liebe zu errathen und ſtillſchweigend gut zu heißen ſchien, faſt tagtäglich und immer zu einer und derſelben Stunde, Abends zwiſchen Acht und Neun, wenn er aus der Geſellſchaft des Profeſſors kam, mit dem er allabendlich drei Partien Piquet zu ſpielen pflegte. Faſt jeden Abend brachte mir der Baron ein neues Lied auf ſeine „angebetete Eliſabeth.“

— So hieß ja wohl auch die Tochter des Herrn Profeſſors, unterbrach ſie ihr königlicher Beichtvater.

— Und eben, weil ich dies wußte, erwachte eines Abends, an welchem der Baron zufällig ausgeblieben war, der Argwohn in mir, er habe all dieſe ſchönen Verſe nicht für mich, ſondern für meine Namensſchweſter im dritten Stock gedichtet . . .

— Die gute Lotte wird alſo eiferſüchtig, commentirte Jérôme.

— Als er am folgenden Tage uns wieder besuchte und mich leise um Verzeihung bat, daß er gestern, durch dringende Arbeiten abgehalten, nicht gekommen sei, überreichte er mir wieder eines jener kleinen Lieder, auf die ich bis dahin so stolz gewesen war. Ich las und fing unwillkürlich zu seufzen an. Und warum seufzt meine liebe Lotte? fragte mein junger Werther, verstohlen meine Hand drückend, denn der Vater saß dicht neben uns und schien, seine Brille auf der Nase und eine alte Zeitung in der Hand, erst kurz vorher eingeschlummert zu sein . . .

— Ein herrliches Genrebild! spottete der König in seinem Innern.

— Ich seufze, Herr Baron, erwiderte ich ihm, weil ich vermuthe, daß dieses reizende Lied, wie jedes der früheren, nicht für mich bestimmt ist. — Für wen denn sonst? fragte Hieronymus mit einer Miene, der ich's ansah, daß er sich durch diesen Zweifel schwer gekränkt fühle. — Ich fürchte, daß diese reizenden Verse, die mich so sehr erheben und entzücken, an eine Gottheit gerichtet sind, die drei Treppen höher wohnt und unglückseliger Weise ebenfalls Elisabeth heißt. — Ei, wohin denkt meine boshafte Lotte! Die schielende Tochter des Professors ist mir so gleichgültig wie dieser Holzfidibus, der hier vor mir auf dem Tische liegt. Die eitle Hexe mag sich vielleicht einbilden, daß ich in sie Gott weiß wie sehr verliebt sei; ich aber, Kind, denke nicht daran. Ich lache im Stillen über die honigsüßen Blicke, die sie, mit dem Strickstrumpf in

der Hand, mir dann und wann zuwirft, während ich ihrem Papa im Piquet eine Partie nach der andern abgewinne; wohl sehe ich mich gezwungen, ihr alle acht Tage einmal eine plumpe Schmeichelei zu sagen; aber lieben, lieben kann ich nur Dich, nur Dich, meine angebetete Lotte, betheuerte Herr von Weiß und erdreistete sich zum ersten Male, seinen Fuß auf den meinigen zu setzen . . .

— Der junge Werther beginnt zu recognosciren . . .

— Ich aber schob ihn empört zurück und sprach an jenem Abende keine Sylbe mehr mit ihm. Der Baron merkte meine Verstimmung und empfahl sich bald darauf, nachdem mein Vater erwacht war und gefragt hatte: Wie spät ist es, meine Kinder? Es geht auf Zehn, sagte Hieronymus. Rasch sah ich auf die Wanduhr. Sie zeigte kaum auf Neun. Der Baron erhob sich und ging.

— Der verschmitzte Lovelace spielt den Beleidigten . . .

— Als ich bald darauf, Müdigkeit vorschützend, mich in meine Schlafkammer zurückzog, fing ich laut zu weinen an. Er liebt mich nicht, dachte ich und fühlte mich dadurch im höchsten Grade unglücklich. Dann ging ich zu Bette und suchte Trost in den Armen des Schlummers. Doch vergebens. Es war die erste schlaflose Nacht meines Lebens!

— Arme, bedauernswerthe Lotte! seufzte der König.

— Der Baron blieb acht Tage aus. Am neunten entſchuldigte er ſich bei mir und meinem Vater damit, daß er während dieſer Zeit krank geweſen ſei. Diesmal brachte er mir kein Gedicht. Haben Sie, fragte ich ihn, während Ihrer Krankheit kein neues Lied auf Ihre treue Eliſabeth gemacht? — Nein, antwortete der Baron kalt und einſylbig. — Und warum nicht? fragte ich weiter. — Sie glaubt ja doch nicht, erwiderte er, daß nur ſie und keine Andere die Muſe iſt, die mich dazu begeiſtert. — Sie zürnen noch, Baron? flüſterte ich. — Habe ich nicht ein Recht dazu? meinte er und betrachtete mich dabei mit einem Blicke, in dem eben ſo viel beleidigter Stolz als tiefgefühlter Schmerz lag. — Verzeihen Sie mir jenen Zweifel, der Sie gekränkt hat, bat ich in einem Tone, der ihn zu rühren ſchien. — Von ganzem Herzen, meine ſüße Lotte! rief er aus und preßte meine Hand, die ich ihm hingereicht, mit heißer Liebesgluth an ſeinen Mund.

— Der junge Werther iſt ein arger Fuchs! gloſſirte der König.

— Seit jenem Abende waren wir wieder ausgeſöhnt. Er beſuchte uns wieder Tag für Tag, brachte mir wieder allabendlich ein neues Lied, und ich zweifelte nicht mehr an der Wahrheit und Reinheit ſeiner Liebe, die — warum ſollte ich's Eurer Majeſtät verhehlen? — mein größter Stolz, mein einziges Glück, meine höchſte Seligkeit war.

— Das leichtgläubige Kind, dachte Jérôme, ſchwärmt für ihren Verführer, wie Manon Lescaut für

den Chevalier Desgrieux, wie Clariſſe Harlowe für Lovelace, wie Lodoiska für Faublas . . . Mort de ma vie, ſie dauert mich!

— Der Baron ſetzte unterdeſſen, ebenſo regelmäßig als bei uns, auch ſeine Beſuche beim Profeſſor fort; ich traute ſeinen Schwüren und glaubte es ihm, daß jene Eliſabeth ihm ſo völlig gleichgültig ſei, wie jener Holzfidibus, den ich noch heute ebenſo lebhaft wie damals vor mir ſehe, denn die kleinſte Kleinigkeit, die mich an meine erſte Liebe erinnert, hat noch jetzt den größten Werth für mich!

— Die Kleine philoſophirt wie Bernardin de Saint-Pierre.

— Nach drei Monaten dieſer ebenſo reinen als heißen Liebe wagte mein Werther ſeine Lotte, als er ſich mit ihr allein befand, um das erſte „Zeichen ihrer Huld," um einen Kuß, zu bitten.

— Die Geſchichte wird nun wieder intereſſant, ſagte Jérôme, ſich ſtill vergnügt die Hände reibend.

— Ich gab ihm den erſten Kuß . . . Der Baron ſchien entzückt zu ſein . . . Dem erſten folgte bald ein zweiter, dem zweiten ein dritter . . .

— Das war voraus zu ſehen! dachte Seine Majeſtät. Ich bin nur neugierig, ob es dabei bleiben wird?

— Bald aber machte Hieronymus größere Anſprüche. Ein Kuß genügte ihm nicht mehr . . . er begehrte mehr, weit mehr . . .

— Ich kann ihm das nicht verdenken, dachte der König.

— Eines Abends bat und bestürmte er mich um eine heimliche Zusammenkunft. Anfangs wollte ich durchaus nichts davon hören; als seine Bitten jedoch immer wärmer und dringender wurden, beging ich die große Sünde, ihm auch dies zu gewähren. Am folgenden Morgen — es war an einem Sonntage — trafen wir uns — wie verabredet war — in der Kirche. Dort beschwor er mich bei allen Heiligen, bei dem Andenken meiner Mutter, bei Allem, was mir lieb und theuer war, ihn in seine stille, abgelegene Wohnung zu begleiten. Ich fragte ihn um den Grund. Ich will, antwortete er, meiner angebeteten Lotte dort eine kleine Ueberraschung bereiten, die sie gewiß mehr als jede andere Freude entzücken wird!

— Der schlaue Spitzbube; interpretirte der Beichtvater.

— Seine nachgiebige Lotte, angespornt von unwiderstehlicher Neugier, zu erfahren, was das für eine Ueberraschung sei, beschloß endlich, nachdem sie — für Werther's Ungeduld schon viel zu lange — gezögert und gezaudert hatte, ihm, in seinen Arm eingehängt, durch öde, menschenleere Gäßchen in jene ziemlich entfernte, sonntagstille Gegend zu folgen, in welcher sich, in einem Garten versteckt, das kleine Haus befand, das er, wie er mir schon früher gesagt hatte, ganz allein bewohnte, um dort ungestört zu sein. — Mit zitternden Füßen und ängstlich pochendem Herzen betrat ich die Schwelle

dieſes ſtillen, in friedlichen Epheu eingehüllten Häuschens, das, ſauber wie ein Schmuckkäſtchen, mir entgegenlachte und mich gaſtlich zu ſich einzuladen ſchien . . .

—, Sie malt ſo natürlich wie Pigault-Lebrun.

— Nachdem ich in das kleine mit Bildern und Blumen geſchmückte Vorzimmer und von dort in die einfache, aber geſchmackvoll eingerichtete Arbeitsſtube eingetreten war, von deren zwei Fenſtern aus ebenſo vielen Käfigen zwei ausgelaſſen heitere Kanarienvögel mir gleichſam ihren Gruß, ihr Willkommen laut entgegenſchmetterten, führte er mich in ein drittes Zimmer, das er ſeinen „kleinen Salon" hieß. Die Sonne lachte durch alle vier Fenſter in die mit friſchem Sande beſtreute Stube hinein. Hier ſtand ein wunderſchöner Flügel, ein reizender Glasſchrank und ein prachtvolles Sopha, über deſſen Mitte ein von blaßblauſeidenem Vorhange verhülltes Gemälde hing. — Und wo? fragte ich, iſt die Ueberraſchung, auf die Du mich ſo neugierig gemacht, daß ich's — ſei nicht böſe! — kaum erwarten kann, mich ihr hinzugeben. — Hier iſt ſie, ſagte er und zog an einer Schnur, worauf der blaue Vorhang raſch verſchwand. Himmel! rief ich erſtaunt, mein Bild! — Gefällt es Dir, meine ſüße Lotte? — Ich wagte nicht es zu läugnen, denn ich war — wenigſtens auf jenem Bilde! — ſo ſchön, ſo ſchön, daß ich mich ſelbſt darüber freuen mußte, ich mochte wollen oder nicht. — Und iſt es erlaubt, Dich zu fragen, wer dieſes wunderhübſche Bild gemacht hat? — Kein An-

derer als ich selbst! — Wie, Hieronymus, Du bist auch Maler? fragte ich entzückt an seinen Hals fliegend. — Aus Liebe zu Dir bin ich Alles: Dichter, Maler, Musiker! rief er aus, setzte sich rasch ans Klavier und sang ein von ihm selbst gedichtetes und in Musik gesetztes Lied, das noch jetzt beständig mir im Ohre klingt und das ich nie vergessen werde und würde ich auch tausend Jahre alt und vergäße ich sonst auch alles Andere auf der Welt, ja vergäße ich selbst Vater und Mutter! Er sang dieses Lied mit so vieler Wärme, Gluth und Innigkeit der Empfindung, daß jene Worte und jene Melodie mich noch heute so rühren, berauschen und entzücken, wie damals an jenem für mich ewig unvergeßlichen Sonntage. — Wie gefällt Dir dieses kleine Lied? fragte er, das Klavier schließend. — Es rührt mich bis zu Thränen, sagte ich und umarmte ihn mit einer Leidenschaftlichkeit, über die ich selbst erschrak. Dann gab er mir jenes Lied; ich drückte es an meine Lippen, ich preßte es an mein Herz; ich versenkte es in meinen Busen und hier ruht seitdem jenes Lied — es war das letzte, das ich von ihm erhielt — als die liebste, schönste und theuerste Erinnerung meines ganzen Lebens! sprach Elisabeth mit einer großen stolzen Thräne zum Himmel emporblickend.

— Ich bitte, zeigen Sie mir dieses unvergeßliche Lied . . .

— Heute nicht, Majestät! Es beginnt mehr und mehr zu dunkeln, ich will mich kürzer fassen und Ihnen das Ende dieser Liebe erzählen. Nach jenem

Sonntage, an dem ich viel länger, als ich's gesollt hätte, bei ihm geblieben war, hatte Hieronymus eine unbegrenzte Macht und Gewalt über mich gewonnen, er war mir Kirche, Altar, Gott; ich war seine Lotte, sein Käthchen von Heilbronn; treu und folgsam wie ein Hund lag ich seitdem oft stundenlang zu seinen Füßen und fühlte mich glücklich, fühlte mich selig, wenn seine kleine zarte, weiße Hand mir das Haar streichelte und wenn sein Mund, beschattet von einem braunen Schnurrbarte, einen glühendheißen Kuß auf meine Stirne hauchte. — So verstrichen drei volle schöne Monate . . .

— Nach jener Zeit? fragte Jérôme gespannt.

— Schien der junge Werther, der aus Liebe zu seiner Lotte Dichter, Maler, Musiker geworden war, nach und nach immer mehr und mehr zu erkalten; er wurde von Tage zu Tage lauer, einsylbiger, mißvergnügter; er besuchte mich und meinen Vater nicht mehr so regelmäßig, wie früher, und blieb, ohne sich deßhalb bei mir zu entschuldigen, oft zwei bis drei, und später sogar fünf bis sechs Tage aus. Er brachte meinem Vater keine Zeitungen und mir selbst keine Bücher, keine neuen Lieder mehr. Wohl lag ich noch dann und wann, wenn er wiederkam, mit derselben Liebe, Treue und Anbetung zu seinen Füßen; er aber hatte sich auffallend geändert; er war nicht nur kalt, sondern endlich sogar auch roh geworden, während ich selbst dann noch mich geliebt und geachtet von ihm glaubte, als er, vor mir sitzend, mit seiner Reitgerte spielte und

mit den Sporen seiner Stiefel den Saum meines Kleides, auf dem seine Füße ruhten, zerriß.

— So muß es kommen! dachte Jérôme.

— Die Stimme meines Herzens sagte mir endlich, daß er mich nicht mehr liebe. Ich machte ihm Vorwürfe darüber; er aber behauptete dreist genug, daß ich ihn nicht mehr so heiß als früher liebe; da fing ich laut zu weinen an; er pfiff und lachte und sagte: Machen wir uns keine unnützen Vorwürfe; sie führen zu Nichts, mein Kind, fuhr er fort und ließ wieder seine Reitgerte hin und her spielen, so daß er mir dabei einmal sogar einen Schlag ins Gesicht versetzte. — Wenige Tage nach jenem rohen Benehmen, das mich tief verwundet hatte, führte mich die Bestimmung oder der Zufall durch einen der halbdunkeln Gänge der Klinik an der halb geöffneten Thür jenes kleinen Saales vorüber, in welchem die Leichname aufgefundener Selbstmörder von den Studenten der Medicin anatomirt werden. Ich hörte eine mir wohlbekannte Stimme; sogleich warf ich einen neugierigen Blick durchs Schlüsselloch und erkannte den Baron, der in Gegenwart von zwei andern Studenten, ohne Rock, mit aufgeschürzten Hemdärmeln und mit einer kurzen Tabakspfeife im Munde, unter heiterm Gelächter und dem Absingen des burschikosen Liedes „Gaudeamus igitur", unterstützt von seinen beiden Kameraden, einen weiblichen Leichnam secirte . . .

— Die Scene wird dramatisch! meinte der König.

— Dabei vernahm ich folgendes Gespräch: Du

kanntest diesen Cadaver? fragte der Eine dieser beiden Studenten den Baron. — So gut als mich selbst, erwiderte Hieronymus. Sie war das schönste Freudenmädchen von ganz Göttingen und hieß Anfangs, als sie aus Hannover hieher gekommen war, Louise; später nahm sie den Namen Clementine an und zuletzt, als sie sich wegen unglücklicher Liebe — zu mir, wie sie vorgab — in jenen Fluß zu stürzen beschloß, aus welchem man sie gestern herausgezogen hat, nannte sie sich — blos mir zu Liebe! — Elisabeth!

— Dies war also Elisabeth die Dritte!

— Dieser Name schnürrte mir die Kehle zu. Mein Athem stockte . . . meine Pulse schlugen . . . Ich preßte meine Hand aufs Herz und hörte weiter zu. — Sonderbar! rief Hieronymus und fing laut zu lachen an. Noch vor einigen Tagen hatte ich drei Flammen und alle drei hörten auf den Namen Elisabeth. Eine dieses Kleeblattes war diese hier! sagte er auf den Cadaver zeigend; die zweite ist die Tochter unseres Professors der Anatomie und die Dritte ist unsers Krankenwärters eben so schmuckes als leichtgläubiges Töchterlein. — Und welche von Deinen drei Flammen, fragte der andere Student, liebst Du am meisten? — Ich liebe keine von allen Dreien, doch diese hier gefiel mir unter ihnen noch am meisten! gestand Hieronymus und warf des Leichnams abgetrennte Brust in einen Winkel des Saales. Auf alle Drei hatte ich die einen und dieselben Lieder gemacht und jeder von ihnen eingeredet, daß nur sie mich dazu begeistert habe. Allen Dreien habe ich — um sie desto

leichter in mein Garn zu locken — halb und halb die Ehe versprochen, alle Dreie habe ich verführt und getäuscht. Ha, ha, ha, lacht meine Freunde und singt mit mir, rief er und ergriff dabei das auf der Bank stehende Glas Bier: „Edite, bibite, collegiales, post multa secula pocula nulla.“ Dann trank er das Bier mit einem Zuge und warf das Glas mit solcher Lust an die Wand, daß ein Paar Scherben davon auf den Leichnam flogen. Da sank ich bewußtlos zu Boden. Der Schrei, den ich beim Niederfallen ausgestoßen, hatte, wie ich erst später erfuhr, die drei Studenten aus dem Saale in den Gang hinaus gelockt. Dort hatte Werther seine Lotte gefunden! sagte Elisabeth und mußte einhalten, weil es ihr unmöglich war, weiter zu erzählen.

— Armes Kind, ich bedaure Sie unendlich, begann der König. Ihre schöne, reine, heiße Liebe hat ein besseres Loos verdient! O, daß dieser liebloſe Verführer, dieser feige Verräther, dieser schamlose Bube gerade so wie ich heißt, schmerzt mich tief und innig, weil ich begreife, daß der Name Hieronymus stets aufs Neue die tausend Wunden Ihres großen, sich langsam verblutenden Herzens aufreißen und jeden Schlag, jeden Gedanken, jeden Blutstropfen mit neuem Haß, mit neuer Verachtung und neuer Verwünschung gegen jeden Mann erfüllen muß, der, wie ich, das Unglück hat, diesen schwarzen, abscheulichen, fluchwürdigen Namen zu führen. Aber denken Sie, Elisabeth, ich hieße nicht Hieronymus. Nennen Sie mich, wie jeder meiner

Freunde und Landsleute, Jérôme! Ich bitte und beſchwöre Sie, mich zu heißen, wie Sie wollen, nur nicht Hieronymus, denn ich möchte um keinen Preis der Welt, daß mein Name Sie an jenen Schurken erinnere, der Ihnen Alles, Alles geraubt . . . Ihre Zukunft, Ihre Ehre, Ihre Jungfräulichkeit.

— Nein, nein! rief ſie aus ihrem Hinbrüten mit ſtolzem Triumph erwachend, meine Jungfräulichkeit hat er mir — Dank dieſem Talismane! — bei dieſen Worten zog ſie ein kleines Kruciſix aus ihrem Buſen — Dank dem Heiland und meiner Mutter, die dieſes Kreuz mir geſchenkt — nicht geraubt!

— Himmel, auch dieſer Talisman erinnert mich an meine arme, gute, verlaſſene Eliſabeth, überlegte der König. Auch ſie hatte von ihrer Muter im Augenblick ihrer Abreiſe aus der Heimath ein Kruciſix zum Andenken erhalten. Möge es ſie, wenn ſie anders noch lebt, ſchützen und ſchirmen vor neuen Stürmen und Schlägen eines rauhen Schickſals, das ſie — erröthend geſtehe ich's mir ſelbſt! — nicht verdient hat. — Ich bitte, ſagte er dann zu Eliſabeth, nachdem ſich dieſe wieder geſammelt und von dem friſchen Schmerze niederbeugender Erinnerung erholt hatte, ich bitte Sie inſtändigſt, mir den Schluß dieſes Drama's zu erzählen.

— Er iſt ſehr kurz und einfach. Nach einer Ohnmacht verſank ich in ein hitziges Fieber und war drei Tage lang dem Tode nah; dann genas ich durch Gottes Willen, durch die Kunſt der Aerzte, und — mehr

als dies — durch die liebevolle Pflege meines alten Vaters, der zehn Nächte an meinem Siechbette gewacht und für mich gebetet hatte mit der ganzen Kraft seines frommen Herzens. — Wenige Tage nach meiner völligen Genesung wagte der Baron — mit einem Blumenstrauße in der Hand — sich nach meinem Wohlbefinden zu erkundigen und mir gleichzeitig das kleine Bouquet zu überreichen. Ich besann mich keinen einzigen Augenblik. Ich nahm seine Blumen mit den Worten: Ich bin — Dank dem Himmel — vollständig geheilt; aber für Sie, Herr Baron, bin ich todt, todt für immer, fuhr ich fort und warf ihm den Strauß vor die Füße und lief zur Thür hinaus und ließ ihn allein mit seinen Blumen und seiner Beschämung. Seit jenem Tage sah ich ihn nicht wieder.

— Und wissen Sie nicht, was aus ihm geworden ist?

— Bald darauf fiel er im Duell . . .

— Im Duell? Wer hatte ihn gefordert?

— Mein Bruder Joseph, der die Schmach, die der Baron seiner armen Schwester zugefügt hatte, sich so zu Herzen nahm, daß er das Gelübde that, sich und mich nicht ungerächt zu lassen.

— Das war brav von Ihrem Bruder! Und seitdem ich das von ihm weiß, liebe ich ihn fast eben so sehr, als meinen eigenen Bruder, der, wie der Ihrige, Joseph heißt! Doch um wieder auf Sie zurückzukommen! Was thaten Sie, als der elende Verräther durch die Hand Ihres Bruders gefallen war?

— Ich beweinte deſſen Tod und trauerte um ihn ein ganzes Jahr; doch in meinem größten Schmerze um ihn that ich ein feierliches Gelübde . . .

— Ein Gelübde, ſagen Sie? Welcher Art, wenn ich fragen darf.

— Alle Männer zu haſſen und zu verabſcheuen! erklärte Eliſabeth mit eiskalter Ruhe.

— Sie wollen alſo Keinen mehr lieben?

— Keinen! Keinen! Denn noch jetzt nach vier Jahren — faſt ſchäme ich mich, es Eurer Majeſtät zu bekennen! — ſchlägt mein gebrochenes Herz für den treuloſen Verräther, den ich — wie ſehr ich mich auch bemühe, — nicht vergeſſen kann!

— Das iſt echte, wahre, große Liebe!

— Das iſt deutſche Liebe, Eure Majeſtät, ſagte Eliſabeth, deren Geſicht, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne verklärt, wie von überirdiſchem Glorienſchein umfloſſen war. Nun aber muß ich fort, Majeſtät, denn die Sonne iſt bereits untergegangen und mein Onkel wird nicht wiſſen, wo ich ſo lange geblieben bin.

— Gehen Sie mit Gott, ſchönes Kind! ſagte der König, mit aufrichtiger Neigung ihre kalte zitternde Hand erfaſſend. Auf Wiederſehen in der Löwenburg!

— Gute Nacht, gute Nacht! flüſterte Eliſabeth und entfernte ſich raſch.

Der König ſah ihr lange nach. Aus ziemlich weiter Ferne hörte er [illegible]r Stille der ſchnell herein

gebrochenen Dämmerung die Stimme der in Erinnerung versunkenen, traurig und niedergeschlagen heimkehrenden Jungfrau. Sie sang die letzte Strophe jenes Volksliedes:

Treu bin i, treu bleib' i,
Treu hab' i's im Sinn,
Treu bleib' i mei'm Schatzerl,
Bis nit mehr i bin!

— In die verliebe ich mich! sagte Jérôme und kehrte, mit ihrem Bilde im Herzen, nach dem Schlosse zurück.

XIV.

Drei Wochen nach jenem ersten Zusammentreffen Jérôme's mit Elisabeth Grün ließ er an einem der reizendsten Julimorgen jenes Sommers seinen Freund und Vertrauten Pigault-Lebrun, der noch in den Federn lag, viel früher als gewöhnlich rufen.

— Ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen! rief er dem Eintretenden entgegen.

— Ist des Kaisers Antwort aus Paris angelangt? fragte der Ober-Bibliothekar.

— Bis jetzt noch nicht, guter Charles. Ich bin auch gar nicht neugierig darauf und wäre auch durchaus nicht böse, wenn mein erhabener Bruder, den un-

ſer Brief ſehr verſchnupft haben wird, den Wiſch bei Seite legen und gar nichts darauf erwidern möchte. Doch nun zu etwas Anderm. Höre, guter Freund, ich bin verliebt!

— Verliebt? Ah, zum wie vielſten Male, Majeſtät?

— Zum erſten Male in meinem Leben!

— Und dieſen coloſſalen Bären, Sire, wollen Sie mir, dem in Alles eingeweihten Giafar Ihrer zahllos vielen Liebes-Abenteuer aufbinden?

— Ich ſage Dir, alter Junge, ich bin verliebt, zum erſten Male ernſtlich verliebt, närriſch verliebt, wahnſinnig verliebt . . .

— Und in wen, mein liebreicher Souverän?

— Denke Dir, in ein deutſches Mädchen.

Der Spötter prallte drei Schritte zurück.

— Majeſtät geruhen wohl nur zu ſcherzen?

— Nein, nein, Hanswurſt, es iſt mein ernſteſter Ernſt!

— Sie ſind verliebt in eine Deutſche? Wiſſen Sie, was der Mephiſto Ihres glorreichen Bruders, Herr von Talleyrand, zu dieſem unpatriotiſchen Einfall würde ſagen: c'est plus qu'un crime c'est . . .

— Une faute, willſt Du ſagen.

— Bitte um Entſchuldigung, Sire, c'est plus qu'une faute, c'est — parole d'honneur! — une bêtise!

— Du biſt ein Flegel, Pigault-Lebrun!

— Zugegeben, Majeſtät, aber doch wenigſtens aufrichtig! Wie iſt es möglich, daß ein Franzoſe Ihrer

Extraction ſich verlieben kann in eine Deutſche? Welch' ein unſinniger, haarſträubender, oſtrogothiſcher Geſchmack! Wiſſen Sie denn nicht, daß von allen Frauen des Feſtlandes die Töchter Teuts die allerlangweiligſten ſind?

— Das mögen ſie ſein . . . ich gebe es zu . . . doch beſitzen ſie dafür tauſend andere Vorzüge, die deren Beſitz uns höchſt wünſchenswerth machen; faſt Alle ſind tugendhaft, keuſch, rein . . .

— So rein, z. B. wie jene Schauſpielerin, deren Bekanntſchaft Sie in Breslau gemacht???

— Erinnere mich nicht an jene Canaille! Sie iſt an all' meinem Unglück ſchuld! Ich könnte ſie mit Füßen treten, denn ſie war — eine Ausnahme von der allgemeinen Regel! — noch zehnmal ausſchweifender und liederlicher, als die ausgeartetſte Franzöſin dieſer Gattung. Die Deutſche aber, die ich jetzt liebe, iſt — dafür lege ich meine Hand ins Feuer! — ein Muſterbild aller weiblichen Tugenden, ein Engel an Reinheit, ein wahres Urbild echt deutſcher Keuſchheit!

— Sire, ich ſchwöre auf keine Frau!

— Dafür biſt Du auch, wie mein großer Bruder mit vollem Rechte behauptet, ein gottloſer Schlingel . . .

— Der die Launen und Ränke der Weiber ſo genau wie die Löcher ſeiner Taſchen kennt. Doch ſeit wann ſind Eure Majeſtät in dieſen „architype de toutes les vertus“ vernarrt?

— Seit drei Wochen, mein lieber Charles! .

— Seit drei Wochen? wiederholte Pajazzo hoch erſtaunt. Dies iſt ja eine halbe Ewigkeit!

— Du ſiehſt daraus, wie ernſt und tief dieſe Neigung iſt!

— Sie machen mich in der That neugierig! Und der Name dieſes ſeltenen Vogels?

— Eliſabeth Grün!

— Habe die Ehre, ſie zu kennen . . .

— Wie, Schlingel, Du kennſt ſie wirklich? Woher und ſeit wann?

— O, ſchon ſeit ſechs Wochen . . .

— Du lügſt, unverſchämter Sadducäer! So lange iſt ſie noch gar nicht hier auf meinem Capri . . .

— Ich machte die Bekanntſchaft dieſer Kleinen in ihrer Vaterſtadt. Dort hieß ſie unter den Studenten, bei denen ſie, wie es ſchien, in gewiſſem Anſehen ſtand, nicht Anders, als die „Jungfrau von Göttingen."

— Sprichſt Du die Wahrheit?

— Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich Eure Majeſtät je belüge!

— Und wann, wie und wo in Göttingen machteſt Du die Bekanntſchaft dieſer Jungfrau, dieſes Engels, dieſer Fee?

— Es war am Tage aller Heiligen . . . am erſten Mai . . . ich traf ſie auf dem Kirchhofe . . .

— Und was machte ſie dort?

— Sie bekränzte mit Reſeda und Veilchen zwei einfache, weit abgelegene Gräber.

— Zwei Gräber?

— Das Eine war das ihres Vaters, den man acht Tage zuvor hier hineingescharrt hatte.

— Und das Andere, das Andere? fragte Jérôme gespannt.

— War das eines jungen, reichen, im Duell gefallenen Studenten . . .

— Und der Name dieses Studenten?

— Er hieß, wie ich Tags darauf von andern Studenten in der Kneipe erfuhr, Hieronymus Baron von Weiß und war ein elender Verführer, ein nichtswürdiger Lovelace, ein schändlicher Bube.

— Du kennst also die Geschichte dieser armen, schwer betrogenen Jungfrau?

— Die Studenten haben mir Alles haarklein erzählt und das ganze kleine Drama gefällt mir so gut, daß ich entschlossen bin, es zur Unterlage, zum Gerüste, zum Canevas — wie wir Theaterdichter sagen — eines neuen Schauspiels oder Romans zu machen . . .

— Dies wirst Du bleiben lassen . . .

— Und weßhalb, warum? Wer kann mich daran hindern?

— Meine gesalbte Wenigkeit! sagte der König. Ich liebe diese „Jungfrau von Göttingen" und kann nicht zugeben, daß ein so gottloser Scribler, wie Du, sich eines so reinen Charakters bemächtige, um ihn in den Kehricht seiner schlüpfrigen Romanform hinabzuziehen . . .

— Der neue Roman ist bereits verkauft . . .

— Aber deſſenungeachtet noch gar nicht angefangen . . .

— Wie viel zahlſt Du alſo, allergnädigſter, großmächtigſter König, allerhuldreichſter König und Herr, wenn Dein ſich im Staube der Anbetung herumwälzender Diener — ganz gegen ſeine Gewohnheit — zum erſten Male in ſeinem Leben den bereits abgeſchloſſenen Vertrag mit ſeinem Pariſer Verleger, dem ſehr ehrenwerthen Buchhändler und Paſcha von drei Roßſchweifen, Barba genannt, Dir zu Liebe bricht und jenen bereits angefangenen Roman unvollendet läßt?

— Dann ſchenke ich Dir viertauſend Francs . . .

— Ich bin mit der Hälfte zufrieden.

— Wir ſind alſo einig, wie immer! Nun aber höre weiter, alter Schwätzer. Seit jenem Nachmittage, an dem ich Eliſabeth Grün zum erſten Male in einem der Kuhſtälle auf Montchéri geſehen, gefällt mir, unter uns geſagt, keine von all meinen Franzöſinnen mehr . . .

— Wie? rief Pigault-Lebrun, verwundert die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend, auch Madame Durand gefällt Ihnen nicht mehr?

— Die gerade am allerwenigſten . . . die trete ich Dir gänzlich ab. — Die kannſt Du von heute an für Dich ausſchließlich allein behalten oder ſie mit irgend einem Andern theilen, der Dich um dies „reiſe Obſt“ *vielleicht* beneiden ſollte.

— O es giebt derlei Neider gar viele! Eh bien, nous verrons. Was aber fangen Eure Majeſtät mit dem übrigen Geflügel Ihres weiblichen Hühnerhofes an?

Was haben Eure Majestät par exemple über die kleine, ganz allerliebste Héberti beschlossen . . .

— Sie bleibt vorläufig noch bei uns und setzt ihre Molkenkur fort, bis auf Weiteres! wie mein Bruder, der große Kaiser, zu sagen geruht.

— Und was machen wir mit Mademoiselle Blangini?

— Die treten wir nächstens bei der ersten schicklichen Gelegenheit ganz und gar an Unsern Minister des Auswärtigen als Schadenersatz für jene mirobolanten Prügel ab, die er von uns wegen frevelhaft beabsichtigter Kaperung unserer gemeinschaftlichen Fregatte „Caroline" nach Hause getragen hat.

— Und Gräfin Siméon?

— Unsere untergegangene Sonne haben wir heute Morgen in einen Wagen packen und nach Kassel in die Arme ihres „gehörnten Mondes" zurückbringen lassen und dadurch ein äußerst gutes Werk gestiftet, weil Letzterer, vor lauter Sehnsucht beinahe gänzlich übergeschnappt, sich in den letzten Tagen wieder eine neue fixe Idee in den Kopf gesetzt und eingebildet hat, daß sein braves Weib eine unkeusche Diana, er hingegen der edle Thebaner Actäon sei, der zur Strafe dafür, daß er seine göttliche Frau letzthin im Bade überrascht habe, von ihr mit Wasser besprengt in einen vierzehnendigen Hirsch und Hörnerträger verwandelt worden, dem mit Ausnahme der Erinnerung nichts Menschliches geblieben sei und der seit dem in der beständigen Angst gelebt haben soll, von Dianens Schooß- und Leibhunden in Millionen Stücke zerrissen zu werden.

— Graf Simeon ist ein kostbarer Narr! Was aber wird aus der bewußten Gräfin, die wir gemeinschaftlich aus München entführt und einstweilen unserm äußerst gefälligen Doctor Personne als dessen sogenannte Frau in's Haus und in die Schuhe geschoben haben?

— Halt, an diese habe ich gar nicht mehr gedacht. Die gute Frau cedire ich meinem Siebenschläfer und Finanz-Minister Malchus, der sich, trotz seiner Abneigung gegen das schöne Geschlecht, um die Gunst der soi-disante Madame Personne bewerben soll, jedoch — wie ich höre — nur aus dem Grunde, weil sie sich bei uns Geld gesammelt hat und eine leidenschaftliche Hazardspielerin ist, welcher er, mit Hülfe seiner Pharoformel und anderer Spielerkniffe, die goldenen Federn ausrupfen und die keusche Genovefa auf diese Weise ganz und gar entfedern will.

— Eure Majestät sind wahrhaft bewundernswürdig in Ihrer Königlichen Großmuth. So wie einst der große Alexander bei seinem Tode seine eroberten Reiche unter seine Feldherren vertheilte, so geruht Jérôme der Große die Zierden seiner Fasanerie schon bei Lebzeiten unter seine Herren Minister zu vertheilen. Den Spätkommenden die Knochen, sagt der Lateiner. Ihr bescheidener Hephästion kommt dabei am Kürzesten weg. Ihm schenkt man das, was er schon früher besessen hat.

— Suche Dir eine Andere aus, mein Junge! Dir gönne ich sie alle zusammen.

— Bis auf jene „l'ucelle de Goettingue."

— Die ich über Alles, Alles liebe und die ich seitdem tagtäglich bei ihrem Onkel auf der Löwenburg besuche und mich glücklich schätze und selbst mit Gott und meinem Bruder, dem Kaiser der Franzosen, nicht tauschen möchte, wenn ich neben ihr sitzen und in ihr schönes, großes, blaues Auge blicken darf . . .

— Sie schwärmen für sie, wie jener deutsche Student . . .

— Ich liebe sie, ich bete sie an . . .

— Wie lange, wenn's erlaubt zu fragen ist?

— Immer und ewig, betheuerte der König.

— Ni jamais, ni toujours, c'est la devise de l'amour!

— O Du ahnst nicht, was Liebe, was wahre, heiße, reine Liebe ist! Jetzt erst, nachdem ich diesen deutschen Engel kennen und achten gelernt, jetzt erst, guter Charles, weiß ich, was wirkliche Liebe ist. Ich zittere vor Wonne, ich bebe vor Genuß, wenn meine kleine reine Taube, wie sie ihr alter Vater hieß, mir dann und wann, von meinen Bitten bestürmt, eines jener kleinen deutschen Volks- und Liebeslieder singt, die mir durch Mark und Bein gehen und mich halb verrückt machen.

— Halb verrückt? Sagen Sie lieber ganz verrückt, Majestät, denn ich glaube wahr und wahrhaftig, daß Eure Liebden ganz und gar den Kopf verloren haben.

— O mehr als dies, alter Knabe! Ich habe mein Herz, mein Herz verloren . . .

— Es wird ſich wieder finden, Sire! Verlaſſen Sie ſich auf mein Wort. Eure Majeſtät werden bald wieder zu nüchterner Beſinnung kommen und früh genug einſehen, daß die Liebe, bei Lichte betrachtet, ein Hirngeſpinnſt, ein Phantom, eine Chimäre, ein Unſinn, ja noch mehr als dies Alles, für Charaktere Ihrer Art eine Strafe Gottes, eine Geißel, geradezu ein Unglück iſt.

— Oh le temps heureux ou l'on est ainsi malheureux!

— Dies ſind Redensarten, Tiraden, Floskeln, Majeſtät! Dies muß ich beſſer wiſſen, dafür bin ich Schriftſteller, Poet!

— Du biſt ein hartgeſottener Sünder, ein verkruſteter Taugenichts, ein petrificirtes Rhinoceros, das nicht weniger, aber auch nicht mehr von der Allmacht der Liebe, als ein lendenlahmer Storch von dem himmelanſtrebenden Fluge eines Condors, von dem geheimnißvollen Wiederauferſtehen des Wundervogels Phönix aus ſeiner Aſche verſteht!

— Man merkt, daß Sie verliebt ſind. Ihre Rede riecht nach Poeſie, wie unſer Le Camus nach Pomade, wie Schöpſenbraten nach Knoblauch!

— Höre, Du wirſt anzüglich, alter Poliſſon!

— Ich rede, wie immer, nur Wahrheit. Doch um auf den bewußten Himmel oder, unumwundener geſagt, auf die bewußte Eliſabeth zurückzukommen, darf Ihr treu ergebener Perin erfahren, wie weit Don Cäſar in

der Eroberung dieſer eben ſo ſtolzen, keuſchen Donna Diana bereits vorgedrungen iſt?

— Ich ſtehe noch immer da, wo ich vor drei Wochen geſtanden habe. Ich bin ſeitdem um keinen Zoll breit weiter vorgerückt . . .

— Das iſt traurig, ſehr traurig, guter Cäſar! Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt . . .

— Wer ſagt Dir, Schwachkopf, daß es ſchon einmal warm geweſen?

— Deſto ſchlimmer! Dann muß man es um jeden Preis glühend zu machen verſuchen . . .

— Und wozurch, wodurch, mein ſchlauer Perin?

— Durch Kälte, durch wahrhaft ſibiriſche Kälte!

— Ah, dies uralte Kunſtſtückchen habe ich bei ihr bereits angewandt: ich habe drei Tage lang den nordiſchen Eisbären gegen ſie geſpielt, bin aber als ſolcher nicht weiter vorwärts gekommen, wie als liebeglühender Kuckuck. An dem Harniſch ihres unbezwingbaren Stolzes, ihrer unüberwindlichen Kälte, ihrer unantaſtbaren Sittenreinheit prallen alle mir bekannten Experimente der Verführung wie Flintenkugeln an der Bruſt eines durch Paſſauer Kunſt*) ſtichfeſt und unverwundbar gemachten Soldaten ab. — Verbrannte Kinder ſcheuen das Feuer!

*) Dieſe vermeintliche Kunſt — ein uralter, unter den Soldaten vielverbreiteter Aberglaube — ſoll von einem Paſſauer Scharfrichter im Jahre 1611 erfunden worden ſein. Dieſe Paſſauer Zettel — Papiere von der Größe eines Thalers und mit ge-

— Erlauben mir Eure Majeſtät eine Bemerkung. Dieſe Eliſabeth, die Sie ſo ſehr für ſich eingenommen hat, iſt entweder ein Engel an Reinheit, ein weißer Rabe, das achte Wunder der Welt, oder — was ich vorläufig viel eher glaube — eine ganz durchtriebene, abgefeimte, mit allen Hunden gehetzte Kokette!

— Höre, alter Sünder, Du verdienſt Prügel . . .

— Nur dann, wenn ich irre, was wohl auch möglich iſt. Wie aber, wenn ich nicht irre?

— Auch dann, Schlingel, verdienſt Du Prügel.

— Und weßhalb, Eure huld- und prügelreiche Majeſtät?

— Weil Du durch Enthüllung dieſes Irrwahns mir die ſchönſte Täuſchung meines ganzen Lebens grauſam vernichten würdeſt.

— Sie wollen alſo durchaus getäuſcht ſein?

— Ja, ja, ich will es durchaus!

— Gut, Majeſtät, rennen Sie in Ihr Verderben. Ich ziehe meine Hand zurück und waſche ſie in Unſchuld und Mandelkleie.

— Charles, Du wirſt Dich nicht zurückziehen! Du wirſt mich, im Gegentheil, in meinen Operationen, in meiner Tactik und Strategie gegen dieſe kalte, ſtolze, unempfindliche Heilige durch Deinen weiſen Rath, durch Deine in tauſend Liebesſchlachten erprobte Erfahrung

---

heimnißvollen Hieroglyphen beſiegt — wurden von der leichtgläubigen Soldateska verſchlungen, um ſich gegen feindliche Kugeln zu ſichern.

ſo ritterlich unterſtützen, wie Don Carlos, Blanca's Bruder, den Maurenkönig Aben-Hamet, den letzten der Abenceragen.

— Und wenn Blanca, d. h. Eliſabeth, die Ihrige wird?

— Dann, altes Haus, ſchlage ich Dich zum Ritter, dann mache ich Dich zum Baron . . .

— Auf dieſe Ehre, letzter Abencerage, verzichte ich im Voraus. In Frankreich giebt es ganze Heerden von Rittern und Baronen, die in allen ſechsundachtzig Departements wie herrenloſe Hunde, mit und ohne Halsbänder, umherlaufen; dagegen giebt es im ganzen Reiche, ſo viel ich weiß, nur Einen Pigault-Lebrun!

— Ich glaube gar, Du biſt eitel!

— Eitel auf den Ruhm, Ihr beſter Freund, Ihr treueſter Diener, Ihr zweites Ich zu ſein! Ich ſage Ihnen, Sire, das ſtolze Linienſchiff „Eliſabeth", das nicht die Segel ſtreichen will, wird — ich verbürge mich für dieſen Sieg! — entweder in die Luft geſprengt, oder in den Grund gebohrt und abgetakelt, wie wir Seehunde ſagen. O nicht vergeblich hat unſer Einer im Corps der Gensd'armerie d'élite zu Lüneville ſeine Studien in puncto puncti abſolvirt. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir dieſe ſpröde Schöne nicht eben ſo ſchnell enterten, wie jedes andere Schiff, das durch die Wellen ſtreicht.

— Ich gab mich ſchon gänzlich verloren. Du, alte Schiffsratte, flößeſt mir neuen Muth, neue Siegeshoffnung ein!

— Vor allen Dingen müſſen wir verſuchen, den keuſchen Dreimaſter durch allerlei Enterhaken, wie Geſchenke u. ſ. w., in den blauen Hafen befriedigter Eitelkeit zu locken. Wir fangen den Bugſpriet dieſes Kriegsſchiffes in den Wendtauen auf und erſteigen in dunkler Nacht das Verdeck. Ein ganzes Jahr lang will ich Hans Narr oder Mehemed Schulze heißen, wenn die ſtolze „Eliſabeth" ſich nicht — in längſtens vier Wochen! — auf Gnade und Ungnade dem ehemaligen Fregattencapitain von Martinique, dem neuen Jean Bart von Ajaccio, ergiebt!

— Ich könnte Dich umarmen, alter Nelſon! Aber höre, das Beſte hätte ich beinahe vergeſſen. Vor allem Andern müſſen wir ihren Bruder für uns zu gewinnen ſuchen . . .

— Wie, unſere keuſche Suſanna hat einen Bruder?

— Er heißt Joſeph Grün, iſt Candidat der Theologie und nebenbei Verfaſſer des abſcheulichen Pasquills auf meine geheiligte Perſon . . .

— Wir ſperren ihn ein und drohen ihr damit, ihn ein kleinwenig köpfen zu laſſen.

— Was fällt Dir ein, Tölpel, Dummkopf? Weißt Du nicht, daß Wir ihn begnadigt haben?

— Das war zu früh, viel zu früh! Was fangen wir jetzt mit ihm an?

— Wir geben ihm irgend eine Anſtellung . . . wir geben ihm eine kleine Pfarre . . .

— Nur nicht gleich! Nur nicht gleich!

— Der arme Teufel will auswandern nach Amerika . . .

— Der Gute wird sich halten lassen, wenn ich ihm sage, daß wir für ihn sorgen wollen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er in unserm Bunde der Dritte, alle Minen seiner geistlichen Beredtsamkeit springen läßt, um das heidnische Herz seiner Schwester zu bekehren.

— Das läßt sich hören, Mann der frommen Mission!

— Noch heute unterhandle ich mit ihm! Der liebe Junge wird breit geschlagen! Mit Speck, Sire, fängt man Mäuse!

— Und mit Banknoten gottlose Scribler, wie Du einer bist! Hier schenke ich Dir einstweilen diese Kleinigkeit, sagte der König, öffnete seine Brieftasche, nahm einen Bon von tausend Francs heraus, besah ihn durch's Licht, aus Vorsicht, daß es nur Einer sei, und gab ihm das Papier.

— Wir lassen uns nicht bestechen, Sire, sagte der Schlaukopf, das Geschenk zurückweisend. Wir wollen unsern Kuppelpelz redlich verdienen!

— Du bist ein Götterjunge, alter Freund! Wäre ich nicht König von Westphalen . . .

— Dann möchtest Du Pigault-Lebrun sein! Das glaube ich Eurer königlichen Majestät. O so gescheidt sind noch Viele. Wäre ich nicht Charles Pigault-Lebrun . . .

— Dann möchteſt Du wohl gar König von Weſtphalen ſein?

— Um keinen Preis der Welt, Sire! Und wiſſen Sie auch weshalb?

— Rede, vieux blagueur!

— Ich müßte — verzeihen mir Eure Majeſtät meine Offenherzigkeit — befürchten, jeden Augenblick entweder von meinem kleinen Reiche, oder von meinem großen Bruder bei helllichtem Tage eingeſperrt oder fortgejagt zu werden!

Der König geruhte allerhuldreichſt zu lachen. Die heitere Audienz war zu Ende.

XV.

Noch an demſelben Vormittage ſuchte der Unterhändler des Königs den Candidaten der Theologie auf. Joſeph Grün wohnte im vierten Stockwerke, unter ſich einen alten armen Flickſchneider, und über ſich den lieben guten ewig jungen Gott, der alle ſeine Geſchöpfe, ohne Unterſchied ihres Glaubens, mit gleicher Liebe liebt und dem es ja wohl gleich iſt, ob man ihn chriſtlich, jüdiſch, muhamedaniſch oder ſonſtwie anbetet, wenn man nur ſeine Schuldigkeit thut und ſo fleißig arbeitet, wie jener Flickſchneider, und ſeine Nebenmenſchen liebt, wie jener Candidat, der, beiläufig geſagt, den ungezogenen Rangen des Meiſters

Zwirn unentgeltlichen Unterricht im Leſen und Schreiben ertheilt. — Pigault-Lebrun fand den jungen Gottesgelehrten nicht zu Hauſe und ließ im Schlüſſelloche der morſchen Thür eine Viſitenkarte zurück, auf deren Rückſeite er mit Bleiſtift die Worte hingekritzelt hatte: „Ich wünſche mit Ihnen zu ſprechen. Erwarten Sie mich morgen früh zwiſchen neun und zehn Uhr in Ihrer Wohnung.“

Als Eliſabeths Bruder gegen Mittag nach Hauſe kam und jene Karte fand, wunderte er ſich, was den Bibliothécaire et lecteur du Roi veranlaßt habe, ihm einen Beſuch abzuſtatten und, da er ihn nicht zu Haus getroffen hatte, morgen früh wiederkommen zu wollen.

— Ich bin begierig zu erfahren, ſagte Joſeph zu ſich, worüber dieſer alte Franzoſe, der mir nur dem Rufe nach bekannt iſt, mit mir zu ſprechen wünſcht. Er iſt, wie ich gehört habe, ein Liebling unſeres kleinen Nero und nebenbei, wie ſich dies von ſelbſt verſteht, ein Taugenichts vom reinſten Waſſer. Was mag er wollen von mir? fragte er ſich und warf die Karte in den dunkelſten Winkel ſeiner kleinen, aber äußerſt ſaubern Dachſtube. Dann zog er ſich aus und ſetzte ſich an die Arbeit. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen erſchien Pigault-Lebrun.

— Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuches? fragte der Candidat im abgetragenen Schlafrocke, ein

Studenten-Käppchen auf dem Kopfe und einen bis auf die Erde reichenden Tabaksschlauch zwischen den Zähnen.

— Ich komme, angespornt von dem leicht erklärlichen Wunsche, Ihre interessante Bekanntschaft zu machen.

— Ich weiß nicht, mein Herr, welchem Mißverständniß oder welchem Irrthume ich's zu verdanken habe, daß Sie eine Bekanntschaft mit mir interessant finden . . .

— Sie sind zu bescheiden, junger Mann! Ich bitte Sie, nicht zu vergessen, daß sie der eben so geistreiche als boshafte Juvenal jener beißenden Satire sind, die sie auf den König verfaßt haben, und die — unter uns gesagt — wohl Keinen mehr belustigt und ergötzt hat, als den aufrichtigen Bewunderer Ihres schneidenden Witzes, Ihren ganz unterthänigen Diener!

— Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, mein Herr, daß ich es höchst befremdend, und — aufrichtig gestanden — sehr undankbar finde, daß gerade Sie, den der König, wie man mir erzählt hat, mit so vielen Wohlthaten überhäuft, mir wegen jenes Pasquills, das ich jetzt aufrichtig bereue, eine Schmeichelei sagen, gegen die ich feierlich protestiren muß.

— Welch rührende Anspruchslosigkeit, mein junger Freund! Aber wissen Sie, daß selbst Seine Majestät der König allerhuldreichst darüber gelacht und Sie einzig und allein des schönen Talentes wegen, das sich in Ihren echt martialischen Versen offenbart, zu begnadigen geruht hat?

— Dieſe Großmuth, mein Herr, befremdet mich, bemerkte der Candidat, eine dicke Tabakswolke aus dem Winkel ſeines Mundes hervorblaſend.

— Sie kennen unſern erhabenen Monarchen nicht ſo genau, als Ihr ganz ergebener Diener. Seine Majeſtät ſind ein großer Verehrer Ihres wahrhaft ſchönen Talentes und haben als ſolcher mich allergnädigſt beauftragt, bei Ihnen anzufragen, ob Sie vielleicht geneigt wären, irgend eine Anſtellung im Staatsdienſte anzunehmen?

— Ich habe Theologie ſtudirt, mein Herr, werde nächſtens mein zweites Examen machen und mich dann . . .

— Vielleicht um irgend eine Pfarrſtelle bewerben?

— Dies weniger, mein Herr, ſondern dann, wenn ich dort jene literariſche Arbeit vollendet und untergebracht habe, mich nach Amerika einſchiffen.

— Nach Amerika? Wollen Sie nicht lieber in Ihrem Vaterlande bleiben?

— Nein, mein Herr, erklärte Joſeph Grün, wieder eine große Rauchwolke ausſtoßend.

— Und warum denn nicht, junger Freund?

— Aus tauſend und einem Grunde, die näher auseinander zu ſetzen Sie mir gütigſt erlaſſen werden.

— Iſt es erlaubt, zu fragen, woran Sie jetzt arbeiten?

— Ich beſchäftige mich ſeit zwei Jahren mit einer „Geſchichte der deutſchen Kanzel-Beredtſamkeit."

— Eine eben ſo große als ſchöne Aufgabe! Und

wie weit ſind Sie mit dieſer ſchwierigen Arbeit bereits vorgerückt?

— So weit, mein Herr, daß ſie in wenigen Wochen druckreif ſein wird . . .

— Und haben Sie ſchon einen Verleger?

— Ach leider noch nicht, mein Herr! Ich mache kein Geheimniß daraus, daß ich mein Werk bereits mehr als einem Buchhändler angetragen, von allen aber eine abſchlägige Antwort erhalten habe, weil ich bis jetzt — was mich aber durchaus nicht entmuthigt — als Schriftſteller noch gänzlich unbekannt bin . . .

— Aus dieſem Grunde wird es Ihnen ſchwer werden, einen Verleger zu finden . . .

— Dies glaube auch ich, mein Herr!

— Wie aber, junger Freund, wenn ich Ihnen einen ſolchen Wagehals zu verſchaffen im Stande wäre?

Das zündete ſchnell wie der Blitz. Ein junger, ungedruckter Autor kennt keinen höheren Stolz, kein größeres Glück, keine ſchönere Wonne, als das erſte Werk ſeiner gelehrten Nachtwachen endlich gedruckt zu ſehen. Die Ferneſicht, die der ſchlaue Miſſionär des Königs ihm eröffnete, hatte ſo viel Benebelndes und Berauſchendes für ihn, daß ihm vor freudigem Schreck das Feuer ſeiner Pfeife ausging. Er ſtellte den Schlauch bei Seite und erwiderte, durch dieſe vorgeſpiegelte Hoffnung plötzlich kirr gemacht:

— Sie würden mich durch dieſen Beweis Ihres Wohlwollens zu ewiger Dankbarkeit verpflichten.

— Der ſchlaue Hecht hat endlich angebiſſen, froh-

lockte ganz im Stillen der verſchmitzte Angelhaken, deſſen Köder ſeine Schuldigkeit gethan und den Fiſch in's feingeſponnene Garn hineingelockt hatte. Nun iſt es Zeit, ſagte er zu ſich, daß wir ihm näher auf den Leib rücken. Nicht wahr, begann Pigault-Lebrun, nachdem er ſich einige Male geräuſpert und mit ſeinem Foulard die lange, jeſuitiſch-ſpitze Naſe abgewiſcht hatte, nicht wahr, mein junger Freund, Sie haben eine Schweſter?

— Zu dienen, mein Herr!

— Sie heißt, wenn ich nicht irre, Eliſabeth und wohnt . . .

— Seit ungefähr vier Wochen bei unſerm Onkel, Schloßcaſtellan auf der Löwenburg . . .

— Sie iſt ein wahrhaft bezauberndes Geſchöpf!

— Finden auch Sie dies, mein Herr?

— O, nicht ich allein, auch der ganze Hof und ſelbſt Seine Majeſtät der König ſind ganz derſelben Anſicht und finden Ihr Fräulein Schweſter charmant, reizend, liebenswürdig über alle Beſchreibung!

Der ſchlaue Ausforcher harrte auf Antwort . . . der Candidat aber ſagte kein Wort.

— Unſer erhabener Monarch, fuhr Jener fort, iſt bezaubert und entzückt von der Schönheit, von dem Seelenadel und der Sittenreinheit der „Jungfrau von Göttingen", wie auch Seine Majeſtät ſie zu nennen geruht. Der König ſchwärmt für ſie, wie einſt der ritterliche Cid, der Ihnen vermuthlich nicht ganz unbekannt ſein wird, für die eben ſo ſchöne als keuſche

Chimene geſchwärmt und aus deren Liebe, wie Ihnen gleichfalls nicht fremd ſein kann, unſer großer Dichter Corneille — bei dieſem Namen verbeugte ſich Lebrun — eines ſeiner ſchönſten Trauerſpiele geſchaffen, das ſie und ihn unſterblich gemacht hat . . .

— Und meine Schweſter, meine Schweſter? fragte Joſeph, mit einem Anfluge von Beſorgniß den Schwätzer unterbrechend.

— Fräulein Eliſabeth gefällt ſich in der Rolle, unſerm kleinen Xerres gegenüber die kalte, ſtolze, unerbittliche Artemiſia zu ſpielen . . .

— Thut ſie das wirklich? fragte ihr Bruder mit freudeſtrahlendem Geſicht. O dann bin ich ihr noch einmal ſo gut, weil ſie unſern Eltern im Grabe keine Schande macht und ſtolz — wie bisher — auf ihre jungfräuliche Ehre iſt.

— Kennen Sie das Ende jener Griechin? forſchte der Agent des Königs mit fuchſiſchem Lächeln. Jene Artemiſia gab ſich endlich den Tod, indem ſie ſich, von einem armen, namenloſen Teufel verſchmäht, von einem Felſen ins Meer hinabſtürzte.

— O beſſer todt, als ſchmachvoll entehrt!

— Dies ſind falſche Anſichten, junger Freund.

— Wenn dieſe Anſicht in Ihren Augen eine falſche iſt, erwiderte der Candidat mit großer Ruhe, dann verzichte ich herzlich gern auf die ganz und gar unverdiente Ehre, mich von Ihnen „Freund" genannt zu hören, dann verzichte ich mit Freuden auf Ihre in-

teressante Bekanntschaft und auf das unschätzbare Vergnügen Ihrer ferneren Besuche, mein Herr!

— Wie, auf dies Alles wollen Sie in Ihrem jugendlichen Stolze Verzicht leisten? Verzichten Sie auch auf den Verleger?

— Ja, mein Herr! rief Joseph beleidigt. Ich verzichte auf Alles, was von Ihnen und dem Könige kommt. Sagen Sie Seiner Majestät, daß ich von einem Manne, den ich einmal in meinem Leben beleidigt und gekränkt, weder eine Anstellung noch irgend eine andere Wohlthat anzunehmen im Stande sei. Sagen Sie „Ihrem erhabenen Monarchen", daß er mir jenes Pasquill als einen leichtsinnigen Jugendstreich großherzig verzeihen, sich im Uebrigen aber weder um mich und noch viel weniger um meine Schwester bekümmern und allerhuldreichst ganz so denken möge, als ob wir Beide für ihn gar nicht auf der Welt wären. Sagen Sie ihm ferner, daß Elisabeth Grün, so lange noch ihr Bruder Joseph lebt, fortfahren werde, sich in der Rolle zu gefallen, Ihrem kleinen Xerxes gegenüber die kalte, stolze, unerbittliche Artemisia nicht blos zu spielen, sondern es wirklich auch zu sein und zu bleiben und daß er sich keine Hoffnung machen dürfe, daß sie sich, so lange ich ihr zur Seite stehe, ihm jemals ergeben werde. Das sagen Sie Seiner königlichen Majestät! Und nun, mein Herr, haben Sie die Güte, mich nicht länger zu stören und von jener Arbeit dort abzuhalten, sagte der Candidat, wieder nach seinem Pfeifenschlauche greifend.

— Der junge Mann wird etwas impertinent, dachte Pigault-Lebrun. Letzteres können ja auch wir versuchen. Sie haben Recht, mein junger Herr! Ich will Sie durchaus nicht länger von der Vollendung Ihrer Geschichte der Beredtsamkeit abhalten, um so weniger, da wohl ich am Besten es begreifen kann, wie sehr die Buchhändler und Verleger aus allen 64 Linien der Windrose herbeieilen, Ihr Haus bestürmen und Sie bei allen Wunden des Heilands bitten und beschwören werden, Jedem von ihnen ihr großes, unsterbliches Werk zu überlassen, das seinen Verleger zum Millionär und seinen Urheber zum ersten Schriftsteller seines Fachs, zur größten Notabilität Deutschlands, emporschnellen wird.

— Mein Herr, ich empfehle mich Ihnen, rief ihm Joseph mit zorngerötheter Miene in's Ohr.

— Ich ebenfalls, ich ebenfalls, mein Herr, sagte der Unterhändler des Königs und machte nun, daß er fortkam.

Als er langsam und in Nachdenken versunken die vier Treppen hinunterstieselte, begegnete ihm unten in der Hausflur Herr Nicodemus Grün, der Onkel-Schloßcastellan von der Löwenburg. Der alte Mann zog seine Mütze, denn er hatte die Ehre, den Liebling des Königs fast eben so genau zu kennen, als von diesem gekannt zu sein. Onkel Grün hatte — en passant erwähnt — einen ganz kahlen Scheitel, eine breitspurige, mit Warzen garnirte Nase und, wie jener byzantinische Kaiser Anastasius I., der aus jenem Grunde

Cicerus hieß, ein ſchwarzes und ein blaues Auge, eine Eigenthümlichkeit, die ſeinem ſonſt ziemlich ehrlichen Geſichte einen zweifarbigen Anſtrich und bei aller Treuherzigkeit, die in dem blauen Auge lag, einen Anflug von Heuchelei verlieh, die im ſchwarzen Auge ſich nur mühſam zu verbergen ſchien.

— Zu wem wollen Sie? fragte Pigault-Lebrun.

— Ich will zu meinem Neffen Joſeph.

— So eben komme ich von ihm. Sie treffen ihn nicht mehr. Der junge Vogel iſt bereits ausgeflogen.

— Das thut mir leid, ſehr leid!

— Mir ebenfalls, alter Freund und Gönner! Aber Dank dem Zufall, der mich hier mit Ihnen zuſammenführt . . . Ich habe Ihnen Vieles zu erzählen. Kommen Sie mit, guter Onkel, ſagte der Schlaukopf, häkelte ſich in deſſen Arm ein, und zerrte trällernd den alten Caſtellan, der nicht begreifen konnte, wie er zu dieſer ganz unerwarteten Ehre gekommen war, auf die Straße hinaus.

— Was haben Sie mir zu ſagen? fragte Nicodemus Grün, ſchmunzelnd mit dem rechten Auge, welches blau war.

— Höre, herziger Alter, begann Jérôme's Factotum, haſt Du Luſt, Dir ohne große Mühe in ganz kurzer Zeit ein Stück gut Geld zu verdienen?

— Ei warum denn nicht? fragte der alte Kahlkopf, mit dem linken Auge blinzelnd, welches ſchwarz und dabei „falſch wie Galgenholz" zu ſein ſchien.

— Dann, würdiger Neſtor aller Schloßcaſtellane,

will ich Dir unter dem Petschaft der allergrößten Verschwiegenheit einen guten, ganz vortrefflichen Rath ertheilen . . .

— Lassen Sie hören, Herr Ober-Bibliothekar! bat Nicodemus Grün und zwinkerte mit beiden Augen zugleich.

— Kennst Du unsern Onkel Joseph Fesch? fragte Lebrun, plötzlich stillstehend und Jenem die halbgeöffnete Tabaksdose hinhaltend.

— Habe nicht die Ehre, entgegnete der Gefragte und bohrte Daumen und Zeigefinger tief in den Grund der Dose, deren Deckel Meister Charles plötzlich zuschlug. Au! au! schrie der alte Kahlschädel.

— Bitte tausend Mal um Verzeihung! Ich glaubte, Du hättest Deine ehrenwerthe Tatze bereits zurückgezogen. Unser Onkel Fesch pflegte zu sagen: Wer den Papst zum Vetter und den Kaiser zum Neffen hat, kann leicht Cardinal werden. Und gleichwie aus dem Schweinehirten Felix Peretti ein Papst, Namens Sixtus V. geworden war, so wurde aus dem Kriegscommissär Fesch, dem Onkel unseres großen Kaisers Napoleon, zuerst ein Erzbischof von Lyon und bald darauf eine violettstrumpfige Eminenz, ein Cardinal. Verstehst Du, was ich damit sagen will?

— Nein Herr, erklärte Onkel Grün, die Tabakspriese in seinen dicken Nasenrüssel stopfend.

— Ich will mich deutlicher erklären. Ein Mann, der das unverschämte Glück hat, der Oheim einer ziemlich hübschen Nichte zu sein, kann, wenn er es anders

will, ohne große Anſtrengung von Stufe zu Stufe ſteigen und ſehr raſch ſein Glück machen. Vouloir c'est pouvoir, ſagen wir Franzoſen.

— Was heißt das, mein lieber Herr? fragte der Alte mit ſeinem ſchwarzen Blinzeln.

— Das heißt auf Deutſch: „Man kann Alles, was man will.“ Willſt Du alſo auch, guter Onkel einer ziemlich ſchönen Nichte, Dein Glück machen, ſo brauchſt Du dies nur zu wollen . . .

— Gut, ich will es! Wie aber fange ich's an, daß das, was ich will, auch wirklich geſchehe?

— Der Rath, den ich Dir geben werde, iſt einfach, aber gut. Seine Majeſtät der König, unſer allergnädigſter Herr und Gebieter, hat in ſeiner unerſchöpflichen Huld und Milde ſich herabgelaſſen, ein wohlgefälliges Auge auf Deine Nichte zu werfen.

— Das, Herr, habe ich längſt gemerkt.

— Du biſt alſo nicht ſo dumm, als Du ausſiehſt, ehrwürdiger Greis. Deine Nichte Eliſabeth aber iſt, mit Erlaubniß zu ſagen, eine prüde Gans, die dies durchaus nicht zu bemerken ſcheint . . .

— Dies iſt auch mir ſchon aufgefallen . . .

— Das gute Kind ſpielt die Spröde und giebt ſich die Miene, als wolle es den König um keinen Preis der Welt erhören. Wie einfältig! Wie dumm! Wie unpolitiſch!

— So denke auch ich, lieber Herr!

— Laß' Dich umarmen, mein herziger Alter! Du biſt ein Onkel, wie unſer erhabener Monarch und ſein

ganz unterthäniger Diener ihn gebrauchen können. Willst Du Seiner Majestät einen Dienst erweisen, für den er Dir ewig dankbar sein wird, dann mußt Du Deinen ganzen Einfluß als Onkel und Vormund dieser kalten Mündel in Bewegung setzen, um sie, wenn auch nur nach und nach, dahin zu bringen, daß sie den stillen Liebesseufzern ihres königlichen Anbeters ein huldreiches Ohr leihe und seine Wünsche endlich erhöre; dann, alter, küssenswerther Freund, ist nicht nur das Glück Deiner Nichte, sondern auch das Deinige gemacht!

— Jetzt verstehe ich Sie ganz und gar. Sie wünschen also, daß ich meiner Nichte sagen soll . . .

— Wie sehr sie ihren eigenen Vortheil und den ihrer Anverwandten verkennt, wenn sie noch länger in ihrer wahrhaft affreusen, oder deutsch ausgedrückt, in ihrer wahrhaft gräulichen Kälte und Sprödigkeit verharrt . . .

— Auch dies begreife ich vollkommen, lieber Herr. Sie wünschen ferner, daß ich ihr sagen soll . . .

— Wie abgeschmackt, albern und thöricht es von ihr gehandelt wäre, wenn sie, blos um eitler Laune willen, das liebevolle Herz des huldreichsten aller Landesväter, der unter Anderm ihren hochverrätherischen Bruder begnadigt hat, schnöde zurückwiese . . . Du kannst ihr ferner begreiflich machen, daß nicht alle Tage ein so erhabener Monarch, wie der Unsere, von der Höhe seines glanzumflossenen Thrones herabsteigt und sich um die Liebe eines seiner Landeskinder bewirbt! . . .

Du kannst ihr sagen, daß die jüngsten, schönsten und vornehmsten Damen seines Hofes und seiner Hauptstadt sich glücklich schätzen würden, wenn Seine Majestät sich huldreich herabließe, sie nur halb so sehr zu lieben, als Deine Nichte, die arme Waise, die Tochter eines Göttinger Krankenwärters, die treulos verlassene, schmachvoll verrathene Dido eines Leipziger Studenten . . .

— Das Alles will ich ihr sagen und ihr außerdem zu verstehen geben . . .

— Daß sie bei Hofe ihr Glück machen könnte, wenn sie so vernünftig wäre, sich den Wünschen des Königs willfährig zu zeigen. Seine Majestät würden sicher nicht unterlassen, ihre Gegenwart und Zukunft unter die Flügel Allerhöchst Ihren Schutzes zu nehmen. Ich bin — wieder unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit Dir anvertraut! — fest überzeugt, daß unser huld- und gnadenreicher Souverain Deine Nichte zum Range einer Baronesse oder, wenn er gerade bei guter Laune ist — vielleicht gar zu der schwindelnden Höhe einer deutschen Gräfin und Dich — ihren alten, lieben, guten Onkel — zu Gott weiß welch' hoher Stufe erheben würde . . .

— Lieber Herr, glauben Sie dies wirklich?

— „Ich kenne meine Pappenheimer," sagt Euer Marbacher Corneille in seinem „Wallenstein." Und noch besser als jener Friedland seine „Gevatter Handschuhmacher und Schneider", kennt Pigault-Lebrun seinen königlichen Freund und Duzbruder Jérôme von Westphalen. Er ist in Deine Nichte *vernarrt* . . . Sie

kann von ihm verlangen, was ſie will . . . er wird ihr Alles, Alles gewähren!

— Noch heute rede ich mit Eliſabeth!

— Sei aber vorſichtig, alter Doctor Bartolo. Sage ihr nicht, daß Figaro mit Dir geſprochen . . .

— Bartolo? Figaro? fragte der Alte verwundert.

— Unter Bartolo verſtehe ich Dich, unter Figaro mich ſelbſt! Sage ihr alſo nicht, daß der Barbier von Sevilla Dich in ſein Complett gezogen . . .

— Der Barbier von Sevilla? fragte er wiederum erſtaunt.

— Dummkopf, herziger Alter, wollte ich ſagen, der Barbier von Sevilla iſt kein Anderer, als jener Figaro, der dem Grafen Almaviva dient . . .

— Und dieſer Graf Almaviva?

— Iſt unſer erhabener Herr und Gebieter, und ſeine geliebte Roſine iſt Deine Eliſabeth, ſchwer begreifender Bartolo.

— Ja, nun verſtehe ich Sie vollkommen. Sie wünſchen alſo, Doctor Figaro, daß ich meinen Mündel Almaviva verſchweigen ſoll, daß Mandel oder Roſine, wie jene Schöne heißt, mich ihren Onkel und Vormund, den Grafen Bartolo, in ihr Compet oder Comvlott, wie das Ding heißt, hineingezogen hat? fragte der alte Fuchs mit den zweifarbigen Augen.

— Du verwechſelſt alle Namen und Titel jener luſtigen Komödie; aber das hat durchaus Nichts zu ſagen; merke Dir nur, daß Du Deiner Eliſabeth durchaus nicht verrathen ſollſt, daß ich meine Hand im

Spiele habe; sonst erschrickt die fromme Taube und zieht ihren Kopf aus der Schlinge. Hast Du mich begriffen, herziger Alter?

— Vollkommen, mein lieber Herr Ober-Bibliothekar. Der König und Sie sollen mit mir zufrieden sein . . .

— Das hoffen und erwarten wir von Dir. Nimm vorläufig als Zeichen unserer gemeinschaftlichen Huld und Gnade dies kleine Andenken von uns an.

Pigault-Lebrun griff mit großmüthigem Maecenas-Lächeln in seine Brusttasche und schenkte dem Onkel Schloßcastellan seine große Dose von . . . Papiermaché.

— Ach, lieber Herr, ich schnupfe nicht, sagte der Alte, der ein ganz anderes Geschenk erwartet hatte.

— Gut, dann behalte ich meine Tabatière! erklärte Figaro, sie schnell wieder in seine Tasche schiebend.

— Ich rechne also, sagte der Kahlkopf . . .

— Auf meine und des Königs Dankbarkeit, betheuerte nochmals der gewandte Unterhändler.

— Abgemacht! sagte der alte Doctor Bartolo!

Und darauf trennten sich Beide. Onkel Grün kehrte geraden Weges nach der Löwenburg zurück. Lebrun begab sich zu Madame Durand.

jeden Mittag kommt er selbst, um sich mit rührender Theilnahme nach meinem Wohlbefinden zu erkundigen. Die Röthe meiner bleichen Wangen scheint ihn zu beunruhigen: er meint, ich sei leidend, und grämt sich darüber, wie er sagt. Einen Tag um den andern muß mich einer seiner Leibärzte besuchen, um mich und ihn über den Gang meiner Krankheit zu beruhigen. Mein Gott, was fällt ihm ein? Ich bin ja durchaus nicht krank! Im Gegentheil fühle ich mich seit einigen Wochen viel wohler als seit den letzten vier Jahren. Mein kurzer Husten peinigt mich jetzt weniger als früher. Die Molkenkur, die seine Aerzte mir verordnet haben, scheint bei mir anzuschlagen. Ich blühe wie ein Röslein, sagte sie und betrachtete sich mit wehmüthigem Lächeln in ihrem kleinen Spiegel. Die Leute glauben, ich sei hectisch. Ich aber glaube es nicht, denn ich fühle mich jetzt so wohl und heiter, daß ich den ganzen Tag in Gottes frischer, freier Luft, in dieser schönen Natur lachen, tanzen und singen möchte, wie ein fröhlich-ausgelassenes, übermüthiges Kind, dem nichts weiter fehlt als ein Kamerad, mit dem es den ganzen Tag in Waldeinsamkeit umherlaufen und mit ihm tändeln und spielen, scherzen und kosen kann. Es klingt mir plötzlich im Ohre. Ob der König jetzt wohl an mich denken mag? fragte sie sich, schlug die blauen Vergißmeinnicht-Augen nieder und wurde ernst und still.

Es war ein milder, herrlich-schöner Sonntagmorgen. Der König eilte nach der Löwenburg. Ein unwiderstehliches Gefühl von banger Sehnsucht und sehnsüchtiger

Bangigkeit trieb ihn an diesem Tage früher als gewöhnlich zum „blonden Ziele seiner schwarzen Wünsche," wie sein Lustigmacher Lebrun den Gegenstand seiner reinen Liebe zu nennen beliebte. Die feierliche Sonntagsstille, der balsamische Blumenduft, das tausendkehlige Vögelgezwitscher, die badenden Schwäne im azurblauen See, das Geplätscher und Gemurmel der Springbrunnen und Wasserfälle, an denen er vorüberging, die kerzengeraden Rauchsäulen, die sich aus den rothen Giebeldächern der in lachendes Grün eingehüllten Dörfchen erhoben und vor Allem das feierliche Geläute der hellen Kirchenglocken und bald darauf das fromme Spiel der Orgel, die aus der Schloßkapelle der Löwenburg wie ein Gruß aus lieber Nähe zu ihm herüberdrang, schienen ihn seit undenklich langer Zeit empfindsam, weich, ja sogar andächtig gestimmt zu haben, so daß, als er seinem heiß ersehnten Ziele nahe war, eine leise Anwandlung von stiller Lust zum Leben in sich verspürte. Das Leben ist doch schön! rief er aus. Doch was ist Leben ohne Liebe? Ein Gott ohne Himmel, ein König ohne Reich, Jérôme ohne Elisabeth! Liebe ist das himmlische Manna in der Wüste des irdischen Daseins. Raubt man ihm den Sonnenglanz der Liebe, dann schrumpft das menschliche Leben zu einer frostigen Assemblée zusammen, die aus Diners ohne Verdauung, Soupers ohne Vergnügen, aus Unterhaltungen ohne Unterhaltungen besteht. Leben ohne Liebe gleicht einem Nachtische, welchem der Alles belebende Alkohol des Champagners fehlt. Horaz ohne

Lydia, Tibull ohne Delia, Catull ohne Lesbia und Properz ohne Cynthia gleichen einfältigen Pinseln ohne Farben. Beatrice Portinari hat Dante Alighieri, Laura de Noves Francesco Petrarca und Elisabeth Grün selbst Jérôme Bonaparte zum Dichter gemacht. Heute bringe ich ihr ein Lied, ein französisches Lied, das ich selbst gemacht.

Elisabeth war unterdessen aus ihrem engen, niedrigen Kämmerlein ins Freie, in die von blühendem Jelänger-Jelieber umrankte Veranda hinausgetreten in vollem Sonntagsschmucke. Sie trug einen breitkrempigen Strohhut, dessen lange Seidenbänder, blau wie das Jaconnetkleid, das ihre schlanke Taille umschloß, im lauen Morgenwinde umherflatterten wie Fahnen auf dem Dache, wie Flaggen am Fockmaste. Blau, das Symbol der Beständigkeit oder die „Couleur bête," wie Alfred de Musset sie getauft hat, war Elisabeth's Lieblingsfarbe. Dies wußte der König und deshalb schickte er ihr am liebsten blaue Blumen.

Elisabeth setzte sich im schattigen Laubengange auf eine der grünen Bänke und zog aus ihrem Busen, der durch ein weißes Klortuch züchtig verhüllt war, das letzte Lied ihrer ersten Liebe hervor und las die drei Strophen desselben an diesem Sonntage mit eben so viel rührender Andacht wie damals an jenem für sie unvergeßlichen Sonntage, an welchem sie es zum ersten Male von ihrem Werther am Klaviere singen gehört hatte. Vertieft in jene lieben Zeilen, die die schönste Hand einst schrieb, bemerkte sie nicht, daß der König

ſo eben in die Veranda trat. Er näherte ſich immer mehr und mehr und huſtete ein klein wenig, um ſie durch ein allzu plötzliches Erſcheinen ja nicht zu erſchrecken. Als ſie ihn gewahrte, grüßte er ſie eben ſo freundlich als herzlich und fragte dann, ihre kalte Hand erfaſſend, vor Allem, wie ſie in letzter Nacht geſchlafen habe?

— Beſſer als gewöhnlich, mein gnädigſter Herr, erwiderte Eliſabeth, ihre Hand zurückziehend.

— Das freut mich unendlich; aber eben ſo tief verwundet und ſchmerzt es mich, daß Sie mich noch immer Herr und immer wieder Herr nennen.

— Mein Gott, rief ſie mit reizender Heiterkeit, ſoll ich Sie etwa gar „Madame" tituliren?

— Heißen Sie mich Ihren Vater oder Bruder! Nennen Sie mich kurzweg: „Mein lieber Jérôme!"

— Ei, Majeſtät, das ſchickt ſich nicht und am allerwenigſten von mir, die ich ſo tief, ſo erſchreckend tief unter Ihrem Stande ſtehe.

— Sie machen mich böſe, Eliſabeth, wenn Sie von einem Unterſchiede des Standes zwiſchen uns reden. Stehe nicht gerade ich tief unter Ihnen? Sie ſind ein reiner, lichter Engel, der unerreichbar hoch in azurblauen Wolken ſchwebt; ich bin ein ſchwacher, ſündiger Menſch, der ſein Auge zu der Höhe Ihrer Reinheit kaum zu erheben wagt.

— Ihr Lob, lieber Vater — Sie ſehen, wie gehorſam ich bin! — könnte mich eitel machen, wüßte ich

geborne Chanſoniers, eingefleiſchte Coupletſänger. Aber das franzöſiſche Chanſon verhält ſich zum deutſchen Liede wie eine geſchminkte Kokette zu einem rothwangigen Naturkinde, wie eine gemalte Theaterſonne zu der wirklichen, wie Gräfin Siméon oder eine andere Dame meines Hofes zu Eliſabeth Grün, der Dame meines Herzens.

— Höre, guter Jérôme, ſagte Eliſabeth, den roſigen Zeigefinger ihrer Rechten auf ſeinen Mund legend, derlei fade Schmeicheleien paſſen allenfalls für ein Paar Liebesleute, aber niemals für Bruder und Schweſter.

— Du biſt heute wieder ſo allerliebſt, daß ich als Bruder Dich umarmen und als Schweſter an mein Herz drücken möchte.

— Laſſen wir dieſe Kinderpoſſen! Du weißt, Bruder, daß ich derlei Späße nicht liebe!

— Um auf das Lied zurückzukommen, ſagte Jérôme, eben ſo gewandt im Ein- als Ablenken des Geſpräches . . . auch ich habe Dir zu Liebe, meine gute Schweſter, ein Lied, ein franzöſiſches Lied zu machen verſucht und da Du auch unſere Sprache verſtehſt, ſo erlaube ich mir, Dich zu fragen, ob ich Dir die erſte Pfirſichblüthe meiner ſchüchternen Muſe vorleſen und dann, als treues Zeichen aufrichtiger Liebe, Dir zu Füßen legen darf.

— Ein guter Bruder darf ja Alles, warum alſo nicht auch ein Lied auf ſeine Schweſter dichten und es ihr vorleſen? Ich bitte alſo, es zu leſen . . .

Und der König las sein Lied:

Connais-tu la belle étoile,
Eclairant la nuit de ma vie?
C'est toi, c'est toi!
Ah connais-tu le pauvre voile,
Qui couvre l'éclat de son sourie,
C'est moi, c'est moi!

— Ich finde dies Lied so schön, daß ich die Bitte auszusprechen wage, es behalten zu dürfen, sagte Elisabeth, das Blatt seiner Hand entziehend.

— O wüßte mein holder Engel, wie glücklich er mich dadurch macht. Und hab ich nicht ein Recht, stolz auf die Annahme dieser kleinen Gabe zu sein, da meine keusche Taube, ein Paar armselige Blumen abgerechnet, bis zu dieser Stunde jedes andere Geschenk, das ich ihr zugedacht, eigensinnig zurückgewiesen hat.

— Ich hatte dazu meine guten Gründe. Qui prend, s'engage, sagt Ihr Sprüchwort. Ich aber, Sire, will mich zu nichts verpflichten!

— Du bist grausam, meine unbarmherzige Fee! Du bist kalt und unerbittlich wie das Schicksal. Schon seit acht Tagen bitte ich Dich tagtäglich um ein kleines Zeichen Deiner Huld: um eine Locke Deines schönen Haars!

— So hatte einst auch Er gebeten! stöhnte die Jungfrau und blickte, von tiefer Wehmuth ergriffen, zu den blauen Wolken empor.

— Und Ihm, Ihm gabst Du sie?

— Ich gab sie ihm und der Dank, den ich dafür

eingeerntet, war der, daß er, wie ich lange nachher durch meinen Bruder erfahren, sich mit dem Geschenke meiner Liebe Anfangs gebrüstet und es, sechs Monate später, im Kreise seiner Zech- und Spielgenossen, eines Abends, als er im Lanzknecht sein ganzes Geld verspielt, auf ein Kartenblatt gesetzt und verloren hatte an einen Studenten, der im Rausche so gütig gewesen war, meine Locke statt des Geldeinsatzes anzunehmen. Darauf that ich das Gelübde, keinem Manne, selbst dann, wenn ich noch so heiß und innig lieben sollte, jemals zuzumuthen, ein Geschenk dieser Art von mir anzunehmen . . .

— Du sollst Dein Gelübde nicht brechen! Aber schenke Deinem zudringlichen Bettler eine andere Gabe Deiner Mildherzigkeit; gieb mir irgend eine andere Kleinigkeit: ein Schuhband, einen Handschuh, irgend ein Blatt, gepflückt von Deiner Hand . . .

— Bettler, habe ich Dir nicht schon mehr, viel mehr geschenkt? fragte die „unbarmherzige Fee", die Hand auf ihr Herz legend und den König mit einem Ausdrucke betrachtend, in welchem alle Schätze ihrer großen, reinen Liebe angehäuft lagen.

— Dies Geständniß, barmherzige Fee, macht den ärmsten Sünder unter Gottes schöner Sonne zum reichsten und glücklichsten Sterblichen des ganzen Erdballs! betheuerte Jérôme, ihre Hand an sein Herz pressend. Hörst Du, Elisabeth, wie auch das Meinige für Dich, nur für Dich schlägt. O wie bist Du so schön und süß, wie bist Du so licht und rein, wie bist

Du ſo groß und erhaben auf der Höhe Deiner Reinheit! Laſſe Dich betrachten, mein holder Stern, ſagte er, in ihr Auge ſchauend, laſſe mich einſchlürfen den Duft Deiner Purpurroſe, den Weihrauch Deines Athems, fügte er hinzu, ihren Mund mit ſeinen Augen verſchlingend.

— Dies Alles iſt nur Einbildung von Dir . . . Ich bin nicht halb ſo ſchön in der Wirklichkeit, als im Spiegel Deiner Augen, die in der ſchmucken Roſe, wie Du mich häufig zu nennen geruhſt, nur die blaßrothe Blüthe und nirgends die ſpitzen Dornen ſehen.

— Du biſt ein Röslein ohne Dornen, eine Taube ohne Makel, eine Sonne ohne Flecken. Ich bitte und beſchwöre Dich, meine holde Sonne, mir den Perlenbund Deiner Zähne, weißer und glänzender als Perlmutter, zu zeigen.

Eliſabeth hatte in der That die ſchönſten Zähne, die man ſich denken kann. Der König ahnte, daß ſie auf dieſen Theil ihrer Schönheit eitler, als auf alle übrigen Vollkommenheiten ihres Körpers, ein klein wenig eitel zu ſein ſchien, und in dieſem Punkte hatte er ſich fürwahr nicht geirrt. Er beſchloß in der Stille ſeiner Gedanken ihre Eitelkeit und gleichzeitig die Wahrheit ihrer ſo raſch aufgekeimten Neigung zu ihm auf eine eben ſo harte als ſonderbare Probe zu ſtellen.

— Wie herrlich ſchön ſind Deine Zähne! rief er aus, ſich in dem Anblicke derſelben ganz und gar vertiefend. Ein Königreich für ſolch einen Mund! Eine Krone für ſolch einen Zahn! Eliſabeth, himmliſch-

ſchönes, engelreines Weſen, anbetenswürdige Heloiſe, willſt Du Deinem treuen, im Anſchauen Deiner hoſtienreinen Schönheit geblendeten Abälard einen ſichern, untrüglichen, glänzenden Beweis Deiner Huld und Güte geben, dann gewähre ihm eine Gunſt, eine große, ſeltene, erhabene Gunſt!

— Was wünſcht von mir mein Abälard?

— Wenn er ſeiner Heloiſe wirklich nicht ganz gleichgültig iſt, wenn ihr jungfräuliches Herz auch nicht mehr als die erſte Ahnung von jenem „Trieb der Triebe" empfindet, das man „Seligkeit der Liebe" nennt, dann, Abgöttin meiner Seele, Mittelpunkt all meiner Gedanken, Herz meines Herzens, dann laß Dich herab, mir . . . Jérôme machte jetzt abſichtlich eine Pauſe.

— Sprich, Du machſt mich grenzenlos neugierig . . .

— Dann, Seele meiner Seele, gewähre mir die Huld, mir zu ſchenken einen Deiner reizend ſchönen Vorderzähne.

— Sire, Majeſtät, welch ein kindiſcher Einfall! Welch ein ſonderbares Verlangen! Welch ein wunderlicher Wunſch! rief Eliſabeth, die von ihrem Erſtaunen kaum zu ruhiger Ueberlegung gelangen konnte.

— Ich gebe zu, daß er ungewöhnlich, überſpannt, mit Einem Worte bizarr ſein mag; aber ich liebe nun einmal das Seltſame, Sonderbare, Ungewöhnliche, ganz wie jener Cyniker Diogenes, der Philoſoph in der Tonne, welcher von den Reizen der alle Herzen Griechenlands ſiegreich unterjochenden Lais geblendet, von ihr begehrte, daß ſie ihm als Zeichen ihrer Neigung,

mit ihren roſigen Nägeln eines ſeiner beiden Augen auskratze, weil zwei Augen ohnehin ein übertriebener Luxus, eine unnütze Natur-Verſchwendung wären.

— Und erfüllte Lais dieſen verrückten Wunſch?

— Das weiß man leider nicht beſtimmt. So viel aber weiß ich ganz gewiß, daß Dein Diogenes, meine angebetete Lais, weder mit Alexander noch Napoleon dem Großen würde tauſchen wollen, wenn Du ſo wenig eitel und ſo erhaben aufopferungsfähig wäreſt, Dir, mir zu Liebe, einen Deiner ſchönen Zähne ausziehen zu laſſen . . .

— Vielleicht gar von Ihnen? fragte Eliſabeth mit ernſter, nachdenkender Miene.

— Von wem Du willſt, erklärte Jérôme.

— Ueberſpannter Philoſoph, was fällt Ihnen ein? rief ſie und brach dann plötzlich in helles, muthwilliges, ausgelaſſenes Gelächter aus. Sind Sie verrückt, mein Herr Diogenes? fragte ſie, ſich die Hüften haltend, weil das laute Lachen ſie zum Huſten gezwungen hatte, Sie verlangen, daß die arme Lais, der die Natur zwei Reihen geſunder Zähne geſchenkt hat, ſich einen davon ausreißen laſſe, blos um eine Ihrer bizarren Launen zu fröhnen? Sie verlangen, daß ich meinen Mund entſtelle und mein Gebiß verſtümmle, bloß darum, um Ihnen, wie Sie vorgeben, zu beweiſen, daß ich nicht eitel ſei? Wie aber, wenn ich Ihnen offenherzig bekenne, daß ich eitel und am allereitelſten gerade auf meine vollſtändigen Zähne bin, die Sie, gerade Sie herrlich-ſchön zu finden geruhen? — Was würden Sie ſagen,

wenn es mir, Ihrer ganz ergebenen Lais, jemals in den Sinn käme, zu begehren, sich, mir zu Liebe, die eine Hälfte Ihres mit so großer Sorgfalt gepflegten Knebelbartes oder gar eines Ihrer beiden Ohren abzuschneiden, weil, nach der Ansicht jenes Weltweisen zwei Ohren ein mindestens eben so großer Luxus und eine mindestens ebenso unnütze Natur-Verschwendung, als zwei Augen sind.

— Begehren Sie die Hälfte meines Schnurrbarts . . . er steht Ihnen jederzeit zu Diensten . . .

— Und das Eine Ihrer Königlichen Ohren.

— Als König brauche ich, um sowohl die gerechten als großen Theils auch ungerechten Klagen meiner zwei Millionen Unterthanen anzuhören, nichts so dringend als meine beiden Ohren!

— Sie wissen sich gewandt aus der Schlinge zu ziehen! Behalten sie ihren Bart und ihre Ohren, aber gestatten Sie mir auch in Ihrer unerschöpflichen Huld und Gnade, mir meine zwei und dreißig Zähne so lange als möglich erhalten zu dürfen.

— O dann lieben Sie mich nicht! seufzte König Jérôme.

— Denken Eure Majestät, was Sie wollen. Ich kann und werde Sie durchaus nicht zwingen, das Gegentheil zu glauben, erwiderte mit bitterem Lächeln Elisabeth, die sich durch seinen so eben ausgesprochenen Zweifel schwer gekränkt zu fühlen schien.

— Elisabeth, fragte er tief gerührt, hat meine überspannte Bitte Dich verstimmt . . .

— O nein, darüber habe ich nur gelacht . . .

— Alſo mein Zweifel hat Dich gekränkt?

Sie gab ihm darauf keine Antwort.

— Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold. Schweigen iſt oft die beredteſte Antwort. Wer ſchweigt, der ſcheint zuzugeſtehen . . .

— Ich bitte Eure Majeſtät, aus meinem Schweigen keinen falſchen Schluß zu ziehen. Ich ſchwieg, weil ich eine Antwort für überflüſſig hielt.

— Verzeihung, wenn ich, ohne es zu wollen, Sie gekränkt habe.

— Ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen, ſagte Eliſabeth, ſich raſch erhebend. Nun aber erlauben Sie mir, mich entfernen zu dürfen . . .

— Wie, Sie wollen mich hier allein zurücklaſſen?

— Der Gottesdienſt iſt jetzt zu Ende. Mein guter Onkel erwartet mich drin.

— Der alte Shylock erwartet ſeine Jeſſika, murmelte der König leiſe vor ſich hin. Gott behüte Sie, meine theure Eliſabeth, ſagte er laut und ergriff ihre zitternde Hand, die ſie — heute zum erſten Male — nicht zurückzog. Er pflanzte einen heißen Kuß darauf.

— Auf Wiederſehen, gnädigſter Herr, flüſterte Eliſabeth.

— Auf *baldiges* Wiederſehen! ergänzte der König.

XVIII.

Und als Jérôme ſie ſchon am folgenden Tage, — diesmal aber gegen Abend — beſuchte und ihr einen von ſeinen eigenen Händen gepflückten und gewundenen Strauß von lauter blauen Blumen überreichte, öffnete Eliſabeth ihren kleinen Mund etwas weiter als gewöhnlich und lächelte für dieſe zarte Aufmerkſamkeit dankbarer und ſchöner als je.

— Himmel, was ſeh ich? rief Jérôme, ebenſo tief überraſcht als hoch entzückt.

— Was ſehen Eure Majeſtät?

— In der untern Reihe eine Zahnlücke . . .

— Und erſtaunt Sie dies ſo ſehr? Eure Majeſtät haben gewünſcht, einen Zahn von mir zu beſitzen. Hier iſt er, mein gnädigſter Herr, ſagte ſie mit dem reizendſten Lächeln und drückte in ſeine Hand ein kleines Etui, in welchem der König, als er es haſtig geöffnet, einen ihrer Vorderzähne, den ſie ſich am Abende eines Sonntags — ohne das kleinſte Zeichen von Schmerz zu äußern — ruhig und unerſchütterlich wie eine Bildſäule — hatte ausziehen laſſen . . . ihm zu Liebe!

— Sie ſind ein Engel, rief Jérôme, ſank auf ſeine Knie und küßte, begeiſtert durch die Seligkeit ihrer Liebe, den Saum ihres Kleides.

— Stehen Sie auf, mein Onkel kommt!

XIX.

Und vor ihnen ſtand Onkel Nicodem.

— Laß Dich umarmen, mein braver Shylock! rief ihm der König im erſten Rauſche ſeines Sieges zu. —

— Was doch die Herren vom Hofe mir für ſonderbare Namen anhängen! Der Herr Ober-Bibliothekar nannte mich Doktor Bartolo und Eure Majeſtät geruhen mich — Gott weiß warum? — Shylock zu nennen. Eigentlich aber heiße ich blos Grün . . .

— Grün, Jeſſika, ſagte Jérôme zu der Jungfrau, iſt die Farbe der Hoffnung.

— Jeſſika, nennen Sie meine ſchmucke Nichte? Ich bitte tauſend Mal um Entſchuldigung . . . ſo heißt ſie nicht. Im Hauſe ihrer Eltern hieß ſie Eliſabeth und ſo und nicht anders heißt ſie, ſo viel ich weiß, auch jetzt noch im Hauſe ihres Vormundes. Oder hat ſich meine Mündel hinter meinem Rücken und ohne meine Genehmigung, vielleicht umtaufen laſſen?

— Nein, guter Onkel; ich bin noch immer Ihre eben ſo dankbare, als folgſame Nichte Eliſabeth.

— Das freut mich, mein frommes Kind! Nun, Majeſtät, was ſagen Sie dazu? Iſt meine Mündel nicht ſehr artig? fragte der alte Schlaukopf, während er mit ſeinen dicken ſchwieligen Fingern ihre zarte Wange kniff, (eine Gunſtbezeugung, die dem Könige durchaus nicht zu gefallen ſchien).

— Höre, guter Alter, Du darfſt ſo ſtolz auf den Beſitz dieſer reinen Perle, wie der Rajah von Maltan

auf den Beſitz ſeines großen Diamanten Kohinur*) ſein.

— Und der Werth dieſes großen Schatzes? fragte der Onkel.

— Zwei bis drei Millionen Pfund Sterling!

— So viel iſt meine Nichte wohl doch nicht werth, und dennoch bin ich ſtolz auf ſie, weil ſie eben ſo ſchön als folgſam und eben ſo gehorſam als vernünftig iſt. Finden Sie dies nicht auch, Majeſtät?

— Geſtatten Sie mir, mich zu entfernen, bat des Königs „reine Perle", die das zweideutige Lob des grauen Sünders dergeſtalt beſchämt hatte, daß ſie ſo roth geworden war, wie das Band der Ehrenlegion, das am ſchwarzen Frack des Königs aus einem ſeiner Knopflöcher hervorguckte.

Eliſabeth grüßte den König und ging. Der Onkel aber blieb und fragte mit unverſchämter Zudringlichkeit:

— Iſt der Herr mit ſeinem Diener nun zufrieden?

---

*) Der Koh-i-Nur (Berg des Lichts) befindet ſich ſeit zehn Jahren im Schatze der Königin von England. Wenn man ſeinen Werth vom Jahre 1550, in welchem er entdeckt worden war, auch nur auf Eine Million Pfund Sterling veranſchlagt und dieſe Summe zu drei Procent verzinſend, Zins auf Zins gehäuft hätte, würden jetzt nach dreihundert Jahren 32 Milliarden, 768 Millionen Pfund Sterling beiſammen ſein ein ganz allerliebſtes Sümmchen, das hinreichend wäre, die ganze engliſche Staatsſchuld und einige andere kleine Schulden großer Fürſten zu decken.

— Ich bin's mit Deiner edlen Nichte, aber nicht mit Dir, denn Du ſcheinſt mir, mit Deiner gütigen Erlaubniß zu geſtehen, nach Deinen zweifarbigen Augen ein doppelzüngiger Phariſäer, nicht würdig der Ehre, Onkel einer ſolchen Nichte zu ſein!

— Was ſagen Sie? fragte der freche Patron im Tone allzugroßer Vertraulichkeit.

— Ich ſage die Wahrheit, Judas Iſchariot.

— Jetzt heiße ich ſchon wieder anders! meinte Nicodem, ſich die langen, dickfelligen, graubehaarten Ohren kratzend.

— Du giebſt Dir die Miene, Reinecke Fuchs, als hätteſt Du das ſpröde Herz dieſes engelreinen Kindes weicher geſtimmt . . .

— Ei, wer denn ſonſt, als ich?

— Dir glaube ich nicht ſo viel, erklärte der König, ſeinen Daumen an die Spitze des kleinen Fingers legend. Doch geſetzt auch, es wäre wahr, daß ich Dir irgend etwas zu verdanken hätte, merke Dir, Onkel Sadducäer, daß Du gewaltig irrſt und Deine Rechnung ohne Wirth machſt, wenn Du Dich noch länger dem Dich taumelig machenden Wahne hingiebſt, daß Du dafür irgendwie auf meine Dankbarkeit rechnen darfſt.

Der Alte riß beide Augen auf.

— Ja, ja, ſieh mich nur an, zweifarbiger Tartuffe, als ob Du mit Deinem blauen Auge mich umarmen und mit dem ſchwarzen erdolchen möchteſt. Um keinen Preis der Welt möchte ich Dein Schuldner ſein. Weder Dir noch irgend einem Dritten, nur mir, nur

mir allein will ich von heute an einen Sieg über das reinſte, edelſte und uneigennützigſte aller weiblichen Herzen zu verdanken haben. Geh', geh', weiſer, tugendhafter Daniel, ziehe Dich beſchämt in den finſterſten Schlupfwinkel Deiner Löwenburg zurück, und komme uns nicht eher wieder unter die Augen, als bis wir Dich rufen werden. Doch ſollteſt Du es wagen, während dieſer Zeit durch Dein unkeuſches Gebrüll und durch das Schütteln Deiner Mähnen, alter Kahlkopf, jenem frommen, ſchüchternen Lamme, das Du Deine Mündel nennſt, Furcht oder Angſt einzujagen, dann, kahle Kellerratte, biſt Du am längſten hier mein Schloß-Caſtellan geweſen, dann jage ich Dich fort, ſo wahr ich König von Weſtphalen und ein aufrichtiger Bewunderer der Schönheit und Unſchuld Deiner Nichte bin. Haſt Du mich begriffen, guter Onkel?

— Ach leider nur zu gut, Majeſtät, ächzte Nicodem und ſchlich beſchämt von dannen. Mit großen Herren, ſagte er dann, während er ſich in das Innere der Löwenburg zurückzog, iſt nicht gut Kirſchen eſſen. Ich verſuchte das ſtolze, eigenſinnige, unſchuldige Ding für ihn zu bearbeiten, in der Hoffnung, dafür meinen wohlverdienten Lohn zu erhalten. Statt des Dankes und der Gnadenbezeugungen, die der franzöſiſche Filou, ſein Spießgeſell, mir vorgeſpiegelt, habe ich armer, betrogener Mann nichts als himmelſchreienden Undank und (dabei faßte er ſich an ſeinen kahlen Schädel) haarſträubende Ungnade gerettet. Das Einzige, was ich bei dieſem Handel davon getragen habe, iſt eine lange

Reihe von Spitznamen und Titeln, die der König mir tarfrei an den Kopf geworfen hat. Er hieß mich abwechselnd „braver Shylock“, und als wir allein waren „doppelzüngiger Pharisäer, Judas Ischariot, Reinecke Fuchs, Onkel Saducäer, zweifarbiger Tartuffe, weiser, tugendhafter Daniel, alter Kahlkopf, fahle Kellerratte“, und zuletzt, um mir etwas Honig ums Maul zu schmieren, „guter Onkel!“ Der Teufel ist sein „guter Onkel“. Der Teufel hole unsere allergnädigste Majestät. Der Kukuk hole mein „frommes Lamm!“

XX.

Und wieder waren vier Wochen verstrichen.

Während dieser Zeit hatte sich bei Hofe und in der Hauptstadt viel und mancherlei geändert. Pigault-Lebrun hatte sein ausschließliches Eigenthum, Madame Caroline Durand, die auch ihm nicht mehr so gut als früher gefiel, an den Grafen von Fürstenstein abgetreten, der so großmüthig war, ihm dafür den ungetheilten Besitz der von ihm aufgegebenen Mademoiselle Felicitas Blangini einzuräumen, ein Tauschhandel, bei dem Jeder von beiden Contrahenten nichts gewonnen, aber auch nichts verloren hatte, als höchstens etwas Schlüssel- oder richtiger gesagt, etwas Nadelgeld. — Der Graf von Marienrode hatte unterdessen seine „goldene Gans“, die reiche Doctor Personne durch seine

Spielerkniffe vollſtändig abgerupft und ſie zu einer „armen Fledermaus“ gemacht, die ſich bald darauf nach ihrer Vaterſtadt München zurückzog und dort — in Ermangelung anderer Erwerbsquellen — ein Penſionat für adelige Fräulein ins Leben rief. Der Juſtizminiſter, der eidevant gehörnte Mond, der ſpäter in einen Hirſch verwandelte Actäon, im gewöhnlichen Leben genannt Graf Siméon, hatte ſich während dieſer Zeit mit ſeiner zu ihm zurückgekehrten „Sonne“, mit ſeiner „keuſchen Diana“, vollkommen ausgeſöhnt und ſich bald darauf eine neue, nicht minder fixe Idee in den Kopf geſetzt, die nämlich, daß er der „gekreuzigte Heiland“, an welchen er früher nie geglaubt hatte, und ſeine ihre galanten Verirrungen aufrichtig bereuende Frau Gemahlin die büßende Maria Magdalena ſei. Der gelehrte Narr hatte unterdeſſen die Statuten des weiblichen Tugendordens entworfen, und ſich endlich nach vier Monaten und nachdem ihn der König noch einmal ganz ernſtlich daran zu erinnern geruht, Seiner Majeſtät zur Allerhöchſten Genehmigung vorgelegt.

Der König ſelbſt war während dieſer Zeit ein neuer Menſch geworden. Er hatte, wie Pigault-Lebrun ſeinem Pariſer Freunde, dem Grafen Real, berichtete, ſeine „alte Sünderhaut“ faſt ganz und gar abgeſtreift und war, umgarnt von dem feingeſponnenen Liebesnetze ſeiner „heiligen Eliſabeth“ nach und nach ein wahrer Tugendſpiegel, ein frommer Herr, ein in ſich gekehrter Trappiſt geworden, der ſeine jungen Sünden und alten Ausſchweifungen bereute und ſich

nebenbei kasteiete dadurch, daß er — ganz wie jener römische Kaiser Tiber — in der Woche einmal zu fasten, seinen Tischwein mit Wasser zu vermischen und statt der bisherigen Milch-, Bouillon- und Burgunder-Bäder, jetzt einzig und allein nichts weiter als lauwarme Seifen- oder Kräuterbäder zu gebrauchen geruhte. Er behauptete — ganz wie sein römisches Vorbild — daß jeder vernünftige Mensch sein eigener Arzt sein und seine eigene Natur besser als jeder dieser eingebildeten Heilkünstler und Quacksalber kennen müsse. Er nahm keine Medicin mehr und befand sich seitdem wohler als je. Das Geheimmittel, das den alten Sünder bekehrt und den halbeingebildeten Kranken so plötzlich gesund gemacht hatte, war Elisabeth Grün, die, Arzt und Arznei zugleich, sich in dieser doppelten Eigenschaft die ganze Liebe und volle Dankbarkeit ihres glücklich hergestellten Patienten erwarb. Er trug den Zahn, den sie sich ihm zu Liebe hatte ausziehen lassen, in goldener Kapsel als Talisman und Arcanum, als Specificum und Präservativ gegen den Rückfall in seine alten Sünden, Tag und Nacht auf seinem Herzen, und liebte die Fee, die ihm dies Zaubermittel geschenkt, mit einer Wärme und Reinheit, die ihm früher Niemand zugetraut hätte.

Elisabeth liebte ihrerseits den König jetzt fast eben so sehr, als sie früher den Studenten geliebt hatte, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt viel bedächtiger, überlegter und vorsichtiger geworden war, was ihrer eben so stillen als heißen Liebe den äußern Anstrich von

Stolz und Kälte verlieh. Sie liebte ihren „zweiten Hieronymus“ faſt mit derſelben Gluth, wie einſt den Erſten ihres reinen Herzens; ihm aber zeigte ſie es nie, ſagte ſie es nie. Sie verſchloß ihre Liebe zu Jérôme, wie ein ſüßes Geheimniß, wie eine koſtbare Perle in der ſtill verſchwiegenen Muſchel ihres treuen Herzens. Im Innern glühte ihre Neigung zu ihm wie eine junge unverbrennbare Kohle — ihr Aeußeres dagegen ſchien oft gleichgültig, ja manchmal ſogar eiskalt, erſchreckend kalt.

Und ſo kam es, daß der König aus ihrem ſchwankenden Benehmen, das ihrem ganzen Weſen einen Anſchein von Zweideutigkeit, einen Anflug von Launenhaftigkeit gab — oft nicht klug zu werden vermochte, und ſie dann und wann für eine feine Kokette und einen Augenblick ſpäter, als er einſah, wie Unrecht er ihr gethan, ſie für das reinſte Geſchöpf unter Gottes Sonne hielt.

So ſtand dies zarte und geheim gehaltene Verhältniß, als Graf Simeon ihm die Statuten des neu zu creirenden „Katharinen-Ordens“ zur Sanction vorgelegt hatte. Die einzelnen Paragraphen derſelben waren in geheimer Sitzung vom Könige und deſſen treuen Rathgeber und Vorleſer durchgegangen und ſorgfältig berathen worden und am Schluſſe der Sitzung hatte Jérôme Herrn Rigault-Lebrun beauftragt, ihm eine kleine Mühe zu erſparen und eine Liſte derjenigen Damen des Hofes zu entwerfen, die er — der Eingeweihte aller Geheimniſſe — für würdig halte, mit dieſem „Tugendorden“ geſchmückt zu werden.

Der Vertraute Seiner Majestät hatte sich dieses allerhuldreichsten Auftrages sehr bald entledigt und überreichte schon am andern Morgen eine ziemlich zahlreiche Liste der „ausgewähltesten Tugenden" des Hofes zu Kassel und Napoleonshöhe.

— Bevor Sie diese Liste überblicken, begann Vigault-Lebrun, erlaube ich mir nachträglich noch eine kleine Frage. Weshalb wollen Sie diese Decoration gerade „Katharinen-Orden" zu taufen geruhen.

— Aus dem einfachen Grunde, weil ich mit dieser lockenden Klappe zwei Fliegen zugleich fange. Katharina heißt, wie Du vergessen zu haben scheinst, meine tugendhafte Frau Gemahlin, die sich — beiläufig erwähnt — zu Scheveningen weit besser zu amüsiren scheint, als sie mich glauben zu machen versucht, und zweitens heißt Gräfin Siméon, der zu Ehren ich diese Schöpfung ins Leben rufen will, gleichfalls Katharina!

— Und stehen denn diese beiden Katharinen auf einer und derselben Höhe weiblicher Tugend?

— Ich hoffe und wünsche, daß die Meinige ein Paar Stufen höher stehe, als die bereuende Magdalena unsers gekreuzigten Heilandes.

— Sire, ich in ihrer Stelle würde diesen Orden jetzt, wo es noch Zeit ist, umtaufen und ihn anders nennen . . .

— Und wie zum Beispiel?

— Kreuz, oder Stern der heiligen Elisabeth.

— Ah, ich verstehe Dich, alter Knabe. Aber würde diese Bezeichnung nicht Verdacht erregen und

die Argusaugen des Hofes auf meine still verborgene, noch von keinem Mouchard beobachtete, noch von keinem Spione belauschte Peri lenken?

— O ganz und gar nicht! Wir ändern den Namen und sagen eben im ersten Paragraphen der Statuten: Wir haben unserm weiblichen Keuschheitsorden zu Ehren der frommen Landgräfin von Thüringen, zu Ehren der heiligen Elisabeth, deren Denkmal in der Kirche zu Marburg paradirt, den Namen dieser Heiligen verliehen, um sie — unter uns gesagt — einigermaßen zu entschädigen für ihre Ehrenwache, für jene zwölf silbernen Apostel, die unser liebenswürdiger und unerschöpflicher Finanzminister vom langweiligen Posten abgelöst und in klingende Münze verwandelt hat.

— Sternkreuz der heiligen Elisabeth! Das klänge freilich viel schöner und . . .

— Auch mit dieser Klappe fingen wir zwei Fliegen. Jene fromme Elisabeth von Ungarn und unsere keusche Elisabeth von Göttingen!

— Halte Dein loses Maul, alter Schwätzer! Aus Deinem lasterhaften Munde klingt „keusch" fast eben so hart, wie das Gegentheil!

— Eure Majestät werden tagtäglich frommer und . . .

— Beruhige auszureden.

— Aufrichtig gesagt . . . langweiliger!

— Höre, Haus Narr, oder Mehemed Schulze (denn so darf ich Dich nennen, so lange als Elisabeth rein

und unſchuldig iſt!) ich hätte große Luſt, Dich wegen dieſer Majeſtätsbeleidigung auf acht oder vierzehn Tage einſperren zu laſſen bei Waſſer und Brot. Vielleicht, daß die einfache Koſt Dir viel beſſer bekäme, als Deine fortgeſetzte Schlemmerei. Je mehr Du frißt, deſto mehr ſcheinſt Du abzumagern, und je mehr Du ſäufſt, deſto trockener ſcheint nicht blos Deine unerſättliche Kehle, ſondern auch — aufrichtig geſagt — Deine Unterhaltung zu werden . . .

— Böſe Beiſpiele, Sire, verderben gute Sitten. Iſt's Eurer Majeſtät vielleicht gefällig, jetzt einen Ihrer huldvollen Blicke auf dieſe kleine, ganz allerliebſte Liſte zu werfen?

— Gieb her, alter Bonze, gieb her, ſagte Jérôme, riß ihm das Blatt aus der Hand und las halblaut vor ſich hin:

Großmeiſterin des Ordens: Ihre Majeſtät die Königin.
Großkanzlerin: Gräfin Siméon.
Schatzmeiſterin: Gräfin Berlepſch.
Schriftführerin: Generalin Decoudras.

} Ordenscapitel.

Bis dahin gefällt Deine Liſte! Aber leſen wir weiter:

Mademoiſelle Felicité Blangini, erſte Harfe Ihrer Majeſtät der Königin.
Mademoiſelle Angioletta Héberti, erſte Tänzerin des Königs.

Madame Joëline Aumer.
Mademoiselle Adèle Louis.
Madame Josephine Saint-Romain.
Mademoiselle Seraphine Lavancourt.
} Mitglieder des königl. Ballets.

Madame Caroline Durand, erste Sängerin der großen Oper.

Mademoiselle Elisabeth Grün.

Bei diesem Namen hielt er inne und betrachtete mit boshaft-stechendem Blicke den Verfasser dieser Liste.

— Und glaubst Du wirklich, daß ich so unverantwortlich thöricht, so abgeschmackt-einfältig sein könnte, diese ganz lange Liste gut zu heißen?

— Und welche von diesen Tugendheldinnen ersten Ranges wünschen Eure Majestät daraus entfernt zu sehen?

— Reiche mir dort jene Feder, sagte Jérôme, auf sein Acajou-Pult hinweisend.

Lebrun überreichte ihm die eingetauchte Feder.

— Vor allen Andern werde ich mit Deiner gütigen Erlaubniß mir die Freiheit nehmen, den letzten Namen auszustreichen.

— Elisabeth Grün? Gerade Jene, die gerade am meisten solch einen Orden verdient?

— Sie ist zu gut für ihn, erwiderte der König und löschte ihren Namen. Hier hast Du Deine alberne Liste!

— Wie, was soll ich mit ihr?

— Sie ſo lange behalten, bis ich ſie von Dir zurückverlangen werde. Einſtweilen genehmige ich nur, daß meine neue Schöpfung nicht Katharinen-Orden, ſondern, zu Ehren der Todten in Marburg, Sternkreuz der heiligen Eliſabeth heiße. Aendere dies in den Statuten. Doch nun zu etwas Wichtigerem! Der Kaiſer hat unſern gemeinſchaftlichen Brief noch immer nicht beantwortet. Sein Schweigen beunruhigt mich ſeit einigen Tagen dergeſtalt, daß ich Nachts nicht ſchlafen kann und aus lauter Langeweile fromme Geſchichtswerke leſe. Ich kenne meinen Bruder und weiß, daß ſein Schweigen nichts Gutes zu bedeuten hat. Ach Charles, mir ahnt nur Böſes!

— Sire, dies kommt davon her, daß Sie ſeit vier Wochen ſich unnützer Weiſe abkaſteien und Ihren Wein nie ohne Waſſer trinken. Ein Mann in Ihren Jahren muß nie ſeinen alten Gewohnheiten entſagen. Wären Sie Ihrer frühern Lebensweiſe treu geblieben, dann würden Sie ſich viel wohler, heiterer und freier fühlen, als ſeit den letzten vier Wochen, in welchen Eure Majeſtät zu einem frommen Duckmäuſer, zu einem reuergebenen Betbruder, zu einer wahren Vogelſcheuche für die ſündige Umgebung Ihres Hofes ausgeartet ſind.

— Charles, guter Charles, glaubſt Du wirklich . . .

— Daß Sie jetzt viel zu ſehr ſolide, viel zu ſehr zurückgezogen leben! Welches fromme Buch haben Eure Majeſtät in vergangener Nacht zu leſen geruht?

— Ich las „Rancé's Leben" von Marsollier.

— Eine passende Lectüre für König Jérôme auf seinem Capri. Eben so komisch und erbaulich, als wenn Gräfin Siméon urplötzlich von religiösem Katzenjammer angewandelt sich in die Lebensbeschreibung einer ihrer heiligen Namensschwestern, Katharina von Ricci, oder Sienna Bologna oder Palantia*) vertiefen möchte. Was kümmern Sie jene langweiligen Trappisten: Reformator Bouthillier de Rancés? Der letzte Böotier Ihres Hofes wird Ihnen sagen können, daß dieser hyper-fromme Mönch in seiner Jugend ein galanter Sausewind, ein Bruder Liederlich, ein alter Schürzenjäger gewesen, der in seinem fünfzehnten Jahre Anacreons Lieder aus dem Griechischen in's Französische und wenige Jahre später seine Geliebte, die Herzogin von Montbazon, eine Nichte des Cardinals von Richelieu, umgekehrt aus dem Französischen in's Griechische übersetzte und ihr so lange den Hofe machte, bis sie endlich, am 20. April des Jahres 1657 an den Folgen der Masern ins Gras biß. — Da wurde aus dem jungen liebenswürdigen Taugenichts ein alter, ungewaschener, abscheulicher Betbruder, der sich dann in die Abtei de la Trappe**) zurückzog und den ohnehin

*) Katharina von Palantia, Stifterin des Klosters Santa Maria de Monte im Mailändischen und Patronin der unfruchtbaren Weiber, wird außerdem um Wiedererlangung gestohlener Sachen angerufen. Sie starb 1478 im 41. Jahre ihres Lebens. Ihr Namenstag ist der sechste April.

**) Die Abtei La Trappe (das Mutterhaus der Trappisten in

ſtrengen Orden — urſprünglich Ciſtercienſer, die der heilige Bernhard dorthin verpflanzt hatte — noch mehr verſchärfte und den armen Teufeln die Pflicht auferlegte, jeden Morgen um 2 Uhr aufzuſtehen, um eine dreiſtündige Meſſe zu leſen, während des übrigen Tages ein ununterbrochenes Stillſchweigen zu beobachten, nichts als Kräuter und Wurzeln, ohne Butter und Salz, zu genießen, grobe Kutten am bloßen Leibe und plumpe Holzſchuhe zu tragen, allabendlich an ihren-eigenen Gräbern zu graben und dabei fortwährend ihr „Memento mori“ zu krächzen und ſich dann, Sommers um acht und Winters ſchon um ſieben Uhr niederzuwerfen auf ihre harten Strohſäcke. Der Teufel hole dieſe verrückten Trappiſten! — Wie, fuhr er nach kurzer Pauſe fort, wollen Sie Ihres Lebens wieder froh werden und wieder ſo gut und lange ſchlafen, als früher, dann folgen Sie meinem gutgemeinten Rathe, trinken Sie abwechſelnd Wein ohne Waſſer und Waſſer ohne Wein, leſen Sie ſtatt Rancé's langweilige Lebens-

---

Frankreich) wurde im Jahre 1122 vom Grafen Perche-Rotrou II. zur Erinnerung an einen Schiffbruch errichtet, aus welchem er durch die Macht des Himmels gerettet worden war. Aus dieſem Grunde verlieh er der Kirche die Geſtalt eines umgeſtürzten Schiffes. Sie liegt in einem einſamen Thale der Normandie. — Auch in Italien gab es ein Trappiſten-Kloſter zu [illegible] bei Florenz. Ein deutſches Kloſter dieſes Ordens befand ſich früher in der Nähe von Düſſeldorf, ein anderes (ſeit 1795) bei Freiburg im Breisgau. — Die Prinzeſſin Louiſe von Condé ſtiftete einen Orden der Trappiſtinnen zu Claret in Frankreich.

beſchreibung von Mauveon, Marſollier und Lethain, Voltaire's „Pucelle d'Orléans“, Greſſet's „Ververt“ oder Grécour's Gedichte, und laſſen ſich weder von Eliſabeth, noch irgend einer andern heiligen Frommen Flöhe in's Ohr ſetzen. Werden Sie wieder ſo heiter und lebensluſtig, als Sie es früher geweſen ſind, ſtürzen Sie ſich von Neuem in das Wellenbad rauſchender Vergnügungen und abwechſelnder Zerſtreuungen und überlaſſen Sie das Frömmeln, Beten und Kaſteien den eidevant jungen Buhldirnen und alten, abgelebten Betſchweſtern!

— Charles, guter Charles, Du meinſt alſo wirklich, daß es gut und heilſam für Uns wäre, wenn Wir uns wieder ein klein wenig zerſtreuten, wie früher, als Wir vielleicht noch nicht ſo fromm und ſchwermüthig, ſo niedergeſchlagen und traurig, mit einem Wort ſo wahnſinnig und verliebt geweſen ſind, wie jener unglückliche Dom Armand de Rancé in die Herzogin Eliſabeth von Montbazon . . .

— Wie, hieß denn auch jene Dame Eliſabeth?

— Ich weiß es nicht, guter Charles, aber ich bilde mir ein, daß jedes weibliche Weſen, welches liebenswürdig iſt, ſo und nicht anders heißen muß, wie meine Eliſabeth.

— Eure Majeſtät ſind ein fanatiſcher Schwärmer!

— Ich bin verliebt, dies iſt Alles! Doch Du verlangſt, daß ich mich zerſtreuen ſoll. Gut, es ſei, Dir zu Liebe. Ich will's verſuchen. Arrangire, wo mög-

lich noch im Laufe dieſer Woche, eines jener heitern Feſte, eine jener bachantiſchen Orgien, wie wir ſie früher in Paris und ſpäter hier auf meinem ſchönen Capri gefeiert haben. Lade dazu alle unſere alten Freunde und Freundinnen, unſere luſtigen Brüder und Schweſtern, unſere Spielkameraden und Zechgenoſſen ein. Vergiß mir keine Einzige von Allen!

— Soll auch die „heilige Eliſabeth“ dabei erſcheinen?

— Frecher Spötter, was fällt Dir ein? Die paßt für unſere Feſte nicht! Die laſſe ruhig in ihrem Heiligthume! Aber ſpute Dich, maître des plaisirs. Unſere heitere Villeggiatura naht ihrem Ende. In längſtens vierzehn Tagen, ſchreibt mir der Leibarzt der Königin, kehrt meine gute, aber äußerſt gerade Katharina „neugeſtärkt“ — wie ihr weiſer Zadig uns gemeldet — aus dem Bade heim. Dann hat aller Spaß ein Ende! Dann kehren wir alle nach der langweiligen Reſidenzſtadt, nach dem unerträglich faden Neſte, Kaſſel benannt, zurück. Erinnerſt Du Dich, was mein erhabener Bruder von mir ſo categoriſch verlangt hat? Wenn die Königin nach Ablauf eines Jahres dem Lande keinen Thronfolger gegeben hat, dann liegt die Schuld einzig und allein an mir! Begreifſt Du, was das ſagen will? Ach Charles, ich gähne ſchon jetzt. „Sa Majesté imperiale aime des rejetons de races mixtes“, wie Sie ſich auszudrücken geruht. Der große Kaiſer hat gut befehlen. Ich Aermſter aller Armen, der ich wider meinen Willen, wider meine Neigung ge-

horchen soll, ich muß dann in den sauern Apfel beißen und dazu süße Mine machen, sonst . . .

— Ja, sonst jagt man uns fort!

Und Beide begannen laut zu stöhnen.

XXI.

Es ist hohe Zeit, daß unsere Leser etwas von der Königin erfahren, der wir am Schlusse unseres ersten Bandes ins Bad nach Scheveningen gefolgt waren und die sich seitdem aus unserem Gesichtskreise verloren hatte. Wir werden ihr dortiges Leben am besten dadurch kennen lernen, wenn wir ihnen einzelne Bruchstücke aus den vielen meistentheils sehr kurzen Briefen mittheilen, die einer ihrer Begleiter, Kapellmeister Felix Blangini, fast allwöchentlich an seine „vielgeliebte Schwester" Felicitas geschrieben hat; Zeilen, die, wenn auch noch so flüchtig hingeworfen, dennoch einen hellen Blick in Verhältnisse gestatten, über die früher ein eben so dichter als dunkler Schleier ausgebreitet lag, der endlich, nach sechsundzwanzig Jahren, durch das Erscheinen seiner „Erinnerungen von 1797 bis 1834"*) theilweise und auf mancher Seite höchst indiscret und andererseits durch zwei, erst neuerdings aufgefundene Briefe, welche ihr Leibarzt, Dr. Abraham Zadig (der

*) Souvenirs de 1797 à 1834. Paris, 1834, 8.

ſpäter den etwas chriſtlicheren Namen Zanth annahm) an ſeinen ehrenwerthen Freund und Collegen Dr. Perſonne, Leibarzt des Königs, geſchrieben haben ſoll.

Aber bevor wir die abgeriſſenen Fragmente der Blanginiſchen Correſpondenz mittheilen, ſei es uns erlaubt, einen Blick auf die Vergangenheit des Schreibers dieſer abenteuerlichen „Souvenirs“ zu werfen.

Guiſeppe Marco Maria Felice Blangini, Sohn wohlhabender Eltern*) und Schüler des rühmlichſt bekannten Abbé Bernardo Ottani (welcher Kapellmeiſter an der Domkirche zu Turin und Componiſt der in ganz Italien beliebten komiſchen Oper „l'amore senza malizia.“ war), hatte ſich als Jüngling von achtzehn Jahren nach Paris begeben, und dort als Muſiklehrer ſein Glück verſucht. Kurz darauf hatte er den ehrenvollen Auftrag erhalten, die von Domenico Della Maria**) unvollendet gelaſſene Oper „die falſche Dame“ zu beendigen. Sie hatte Glück und ihm Muth gemacht, mit einer neuen „Nephtali“ oder „die Macht des Glaubens“, hervorzutreten. Bald darauf war eine dritte, „Zelia und Terville“ gefolgt, die eben ſo günſtig als die zweite aufgenommen worden war und ihn ebenſo bekannt als beliebt gemacht hatte. — Im Jahre 1805 erhielt er einen ſchmeichelhaften Ruf nach München und eine Anſtellung daſelbſt als „churpfalzbayriſcher Kapellmeiſter“. Als ſolcher brachte er dort ſeine vierte Oper „der Khalifen-

*) Geboren am 18. November 1781 zu Turin.

**) Geſtorben am 19. April 1800 in Paris.

ſtreich“ zur Aufführung, ein Werk, das durch den Reichthum ſeiner ſchnellzündenden Melodien die volle Gunſt des Hofes und den Beifall des Publikums erwarb. — Ein Jahr ſpäter ernannte ihn die Lieblingsſchweſter Napoleons, die Prinzeſſin Marie Pauline Bonaparte, die ehemalige Geliebte des Conventsmitgliedes Stanislaus Freron, die ſpätere Wittwe des General Leclerc und nach ſeinem im Jahre 1803 erfolgten Tode die Gemahlin des Fürſten Camillo Borghese, die den „hübſchen blonden Italiener“ ſchon früher in Paris gekannt hatte, zu ihrem Concert- und Muſikmeiſter. Blangini ſchildert ſeinen dreijährigen Aufenthalt am kleinen, aber höchſt glänzenden Hofe des Großherzogs von Piacenza und Guaſtalla und die „italieniſchen Nächte“ in der Villa Borgheſe mit ſo reizenden Farben, daß mancher ſeiner Collegen ihn um das Glück, das ihm dort gelächelt, im Stillen beneidet haben wird. Er war der Liebling der Großherzogin und wußte ſich mit Hülfe ſeiner ſchönen Tenorſtimme und der urſprünglich nur für ſie componirten Lieder in ihr gefühlvolles Herz dergeſtalt einzuſchmeicheln, daß nach und nach aus dem Lehrer ein Anbeter und aus dem Anbeter ein Hausfreund geworden war. Von ſeiner liebreichen Beſchützerin ihrem Bruder Jérôme empfohlen, erhielt er im Jahre 1809 einen glänzenden Ruf nach Kaſſel, und wurde dort, wie unſern Leſern bereits bekannt iſt, Muſikmeiſter der Königin und gleichzeitig Nachfolger des Kapellmeiſters Reichardt. In dieſer Eigenſchaft brachte er in Kaſſel ſeine fünfte Oper „Trajan in Dacien“ zur

Aufführung. — Aber weit mehr als dieſe und jede ſeiner frühern Tonwerke, gefielen dem Hofe — und vor Allem der Gemahlin des Königs — ſeine liebeglühenden Romanzen und Nocturnen, ſeine Serenaden und Bolero's, die Niemand ſo ſchön zu ſingen verſtand, als er ſelber unter vier Augen, am Klaviere der Königin, die dann ganz Ohr und Bewunderung zu ſein ſchien. Sie war es, der er die Schmeichelnamen „Schwan von Turin, piemonteſiſcher Nachtſproſſer“ und „ſentimentaler Wiedehopf“ zu verdanken hatte, Titel, auf die der eitle Italiener weit ſtolzer als auf ſeine offiziellen Würden war.

Nachdem unſer Leſer jetzt die nähere Bekanntſchaft dieſes in mehrfacher Beziehung beneidenswerthen Maeſtro's gemacht, ſei es uns geſtattet, noch einmal auf die Königin zurückzukommen.

Katharina von Würtemberg, die anſcheinend prüde aber durchaus nicht kalte und unempfindſame Ehehälfte Jérôme's, hatte frühzeitig genug die traurige Wahrnehmung gemacht, daß ſie von ihrem Herrn Gemahle auffallend vernachläſſigt und ſeinen leichtſinnigen Maitreſſen gegenüber, lieblos zurückgeſetzt werde. Anfangs hatte ſein kaltes Benehmen ſie tief geſchmerzt, ſpäter ärgerte es und ſo kam es, daß auch ſie allmälig kälter und gleichgültiger geworden war und ſich endlich vorgenommen hatte, das Beiſpiel ihres Gatten zu befolgen und — wenn auch nicht geradezu Gleiches mit Gleichem zu vergelten — ſich die Huldigungen Anderer, die ſie ſchöner fanden als ihr Gemahl, in deſſen Augen

ſie wenig oder gar keine Reize beſaß — ſtillſchweigend gefallen zu laſſen. Anfangs einzig und allein blos darum, um deſſen Eiferſucht rege zu machen, ſpäter aber, als ſie eingeſehen hatte, daß dieſe Liſt ein vergebliches Bemühen war, aus ſchwer verletzter Eitelkeit. So ſind ja faſt alle Frauen. Und gerade ſo war auch ſie!

Nachdem der König einen ihrer erſten Günſtlinge, den Kammerherren Grafen Gerald von Seckendorf, von Kaſſel entfernt und als Geſandten nach Paris verbannt hatte, geruhte Ihre Majeſtät die Königin — Anfangs mehr aus Langeweile, ſpäter aber in einem Anfluge von Neigung, — ihr Auge auf ihrem Muſikmeiſter haften zu laſſen und deſſen ſtillen Liebesſeufzern, die er in der verführeriſchen Form von Serenaden und Nocturnen auszuhauchen verſtand, ein zuerſt mitleidiges und bald darauf theilnahmvolles Ohr zu leihen.

So ſtand dies zarte Verhältniß bis zu jenem Tage, an welchem die Königin auf den geheimen Antrieb ihres Gemahles, der ſich ihrer auf einige Monate zu entledigen gewünſcht hatte, und auf das dringende Zureden der beiden Leibärzte Perſonne und Zadig, ihre Reiſe nach Scheveningen angetreten hatte, in Begleitung des Letztern und ihres Muſikmeiſters und neuen Günſtlings Blangini, der mit vollem Rechte „Felix“ — der Glückliche — hieß.

Aus den Briefen des Maeſtro werden wir nun erfahren, wie ſich jene in Kaſſel begonnene Liebes-Intrigue während der dreimonatlichen Badekur nach

und nach mehr und mehr entwickelt hatte und bis zu welcher Höhe sie herangereift war. — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

I.

Felix an Felicitas.

Scheveningen, 18. Mai.

In größter Eile melde ich Dir, vielgeliebte Schwester, daß wir gestern Abend frisch und gesund, wie Fische im Wasser, hier angelangt und im Hôtel der „drei Kronen", die für uns in Bereitschaft gehaltenen und mit auffallendem Luxus ausstaffirten Zimmer bezogen haben. Die Königin und ihre vier Hofdamen bewohnen die ganze erste Etage, ihre beiden Kammerherren und meine Wenigkeit haben die Hälfte des zweiten Stockwerks in Beschlag genommen, im dritten Stocke haust in einem Zimmer nebst Alkoven unser gelehrter Jude, der „weise Zadig", den ich, wie Du weißt, nicht riechen kann und mit dem ich — quand même! — seit unserer Abreise von Kassel auf so freundschaftlich-vertrautem Fuße stehe, daß er — der Jude! mich seinen „lieben Felix" und dieser ihn — den Juden! — nie anders als seinen „chèr ami" nennt. — Wir wohnen hier wie die Götter. — Unsere Fenster gewähren uns eine der reizendsten Aussichten auf die majestätische Nordsee, die bald so wild wie ein schäumender Löwe und bald wieder so kirr wie ein schneeweißes Mäuschen zu unsern Füßen liegt. Ich liebe die See

wie Dich und Alles, was unergründlich ist! Hoffentlich werden wir uns hier besser amüsiren, als in jenem hyperboräisch langweiligen Residenznefte Kassel, das mir — unter uns gesagt — schon längst zum Halse heraushängt, wie ein ungesalzener Häring, der noch halb und halb in der Kehle sitzt . . . Für heute genug . . . Nächstens mehr! . . .

P. S. Grüße Pigault-Lebrun und bitte ihn, daß er nicht vergessen möchte, mir ein Paar neue, hyperzärtliche Liebesstanzen zu schicken, die ich für Sie — Du weißt ja, wen ich meine! — hier in Musik setzen will. Bleibe gut Deinem Dich liebenden Bruder!

II.

Scheveningen, 26. Mai.

Wir sind bereits acht Tage hier und haben uns — wunderbar genug! — noch keinen Augenblick gelangweilt. Erst frühstücken wir, dann baden wir, dann ruhen wir ein Stündchen, dann nehmen wir unser zweites Frühstück ein, dann machen wir einen kleinen gemeinschaftlichen Spaziergang längs der Küste, dann kehren wir nach dem Kursaale und von dort in unsern Gasthof zurück, wo uns — laut Vorschrift unseres Juden, der es durchaus nicht haben will, daß Sie später essen soll — leider schon um 2 Uhr ein ganz pompöses, der holländischen Küche alle Ehre machendes Mittagsbrod, erwartet, bestehend aus 14 Läufen — Gängen, wollte ich schreiben. Nach aufgehobener Tafel,

wenn ſich ihr ganzes Gefolge zurückgezogen hat, muß ich allein bei ihr bleiben und ihr ein Paar Kapitel irgend eines franzöſiſchen Romans, am allerliebſten eines ſolchen, welcher höchſt ſentimental und nebenbei auch etwas larmoyant iſt, vorleſen. Geſtern nahm ich die „Eliſabeth" — das jüngſte Kind der alten Laune der Madame Joſephine Cottin und verſetzte durch dieſe Lecture meine aufmerkſame Zuhörerin vom gaſtlichen Strande der Nordſee in die einſamen Steppen Sibiriens, ſo daß ſie — Du weißt ja, wen ich meine — von der Täuſchung fortgeriſſen — zu froſteln und frieren und mit ihren ſchönen Zähnen zu klappern begann, wie jene junge Sibirierin, deren Edelmuth ſie faſt bis zu Thränen rührte. Nach dem Leſen machen wir — je nachdem die Witterung — zu Wagen oder Pferde, einmal ſogar auch ſchon zu Fuß, einen gemeinſchaftlichen mehrſtündigen Ausflug nach einer der hübſchen Umgebungen; dann kehren wir nach unſerm Hôtel zurück, wo uns ein einfaches aber geſchmackvolles Abendbrot — eine mehrſtimmige culinariſche Motette — entgegendampft. Nach dem Souper wird gewöhnlich muſicirt, doch dann und wann auch Whiſt geſpielt (den Point zu 10 Gulden holländiſch) und Dein Bruder Felix gewinnt faſt regelmäßig 30—40 dieſer kleinen, ganz allerliebſten Goldfiſche, von denen ich Dir 10 Stück einſtweilen als Probe zu überſchicken mich erdreiſte. Ich muß ſchließen, da Sie ſo eben mich rufen läßt.

P. S. Ich ſoll Dich von Ihr grüßen und Dir

ſagen, daß Sie hier nichts als Dich und Deine Harfe vermißt.

III.

Scheveningen, 4. Juni.

Geſtern haben wir bis 2 Uhr Nachts muſicirt ... Sie und ich! Ich ſang ihr eine neue Romanzette, die ich Tags zuvor für Sie componirt hatte. Die Worte dieſes kleinen Liedes, das ich hier zufällig in einem alten Buche aufgegabelt habe, ſind ſo allerliebſt, daß ich Dir hier eine Abſchrift davon nebſt beigefügter Muſik überſende. Du kannſt bei paſſender Gelegenheit die Romanze, die mir ſehr gelungen iſt, dem Könige, Deinem Grafen v. F. oder irgend einem andern beliebigen Gimpel, der nicht viel davon verſteht, vorſingen und mir dann ſchreiben, wie ſie Dir gefallen hat; denn auf Dein Urtheil gebe ich, wie Du weißt, mehr als auf jede andere Kritik, die in der Regel parteiiſch und mißgünſtig, oder beſtochen und in dieſem Falle übertrieben lobhudelnd iſt. Sie — Du weißt ja, wen ich meine — war von meinem Liede und von der Art und Weiſe, wie ich's ihr vortrug, dergeſtalt entzückt, daß ſie nach jeder Strophe in Lobeserhebungen ausbrach und am Schluſſe enthuſiaſtiſch ausrief: „Sie ſingen dieſes reizende Lied ſo ſchön, daß man in Verſuchung gerathet, Sie zur Belohnung dafür ... Zu umarmen? fragte ich halblaut. O wenn auch nicht gerade dies, doch wenigſtens ſo viel, Sie zu bitten, es noch einmal zu ſingen. Darauf mußte ich mein Lied

zwei Mal wiederholen! Sie war ganz außer ſich! — —
Hier folgt die Abſchrift des Liedes:

Vaga luna, che i nargenti
Queste rive e queſti fiori
Ed inſpiri agli elementi
Il linguaggio dell'amor.
Testimonio or sei fu sola
Del mio fervido desir,
Ed a lei che m'inna mora,
Conta i palpiti e i sospir!

Dille pur, che lontananza
Il mio duol non puo tenir
Che se nutro una speranza
Ella è sol nell' avvenir;
Dille pur che giorno e sera
Conto l'ore del dolor,
Che una spème lusinghiera
Mi conforta nell' amor!

Luna ſtrahlt im Silberſcheine
Auf den Bach auf Blumenfluren
Und erfüllet die Naturen
Mit der Liebe Sehnſuchtsdrang.
O, ſei Zeuge ganz alleine
Meiner Klagen laut und bang,
Sag' der Theuren, die ich meine
Was ich leide ſchon ſo lang'!

Seit Sie ſchied, magſt Du ihr ſagen,
Kann ich kaum das Leid ertragen
Wolle Hoffnung mir nicht tagen,
Sie allein gäb' ſie zurück!

Sag', daß ich seit jenen Stunden
Zähle jeden Augenblick!
Nur bei Ihr könnt' ich gesunden,
Ohne Sie erlag' ich dem Geschick.*)

P. S. Bitte Pigault-Lebrun, er möge diese italienischen Verse, so gut es geht, in's Französische übersetzen. Sage ihm, daß Sie es wünscht!

IV.

Scheveningen, 16. Juni.

Wir sind nun fast einen ganzen Monat hier. Wir haben uns seitdem so gut unterhalten, daß die Tage so schnell wie Stunden und diese vier Wochen so schnell wie vier Tage an uns vorübergeflogen sind, und im Tagebuche unserer Erinnerungen nicht die kleinste Spur von Langeweile zurückgelassen haben. Schwester, vielgeliebte Schwester, ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich, wie namenlos glücklich sich Dein beneidenswerther Bruder im vertrauten Umgange mit Ihr „die ich meine", fühlt! Sie sucht einen Stolz darin, mich vor allen Andern ihres kleinen Gefolges bei jeder Gelegenheit auszuzeichnen. Gestern — Mitternacht war längst vorüber — mußte ich abermals jene italienische Romanze singen, die auf ihr deutsches Ohr einen wahrhaft französischen Eindruck gemacht. Sie selbst hat — wenn auch unter uns gesagt, nur mittelmäßig treu und gut — die Originalverse ins Deutsche und Französische

*) Dasselbe Lied hat, dreißig Jahre später, auch Vicenzo Bellini componirt.

überſetzt. Und wieder war ſie ſo entzückt davon, daß ſie bald darauf, als ich ihr „Gute Nacht" wünſchte, von ihrem kleinen Finger einen Diamantring abzog, den ſie mir mit huldvollem Lächeln und den Worten gab: dem liebenswürdigen Lehrer von ſeiner dankbaren Schülerin! Dann küßte ich die dargereichte Hand und empfahl mich ihrer ferneren Huld und Gewogenheit. Maeſtro, ſchlafen Sie ruhig und ſanft! ſagte ſie und entließ mich mit einer Miene, die, wenn ſie ſich in Muſik umſchreiben ließe, wie eine wunderholde Melodie klänge aus B-moll! Und Nachts träumte ich von ihr! — Träumſt Du denn dann und wann von mir?

P. S. Was macht denn unſer guter König? Du ſchreibſt mir, daß er Dich nicht mehr ſo häufig als früher beſucht. Laſſe Dir, vielgeliebte Schweſter, deshalb keine grauen Haare wachſen. Es war vorauszuſehen, daß ein ſolcher Schmetterling, wie Er, Dich bald ſatt bekommen würde. Doch was liegt daran, gute Felicitas! Haſt Du nicht einen dreijährigen Contract? — Apropos, wie hat Dir die Probe von den holländiſchen Goldfiſchen gefallen? Vorgeſtern gewann ich wieder 46 Stück!

V.

Scheveningen, 18 Juli.

Du machſt mir Vorwürfe darüber, daß ich ſeit vier Wochen nicht geſchrieben habe. Der Umgang mit Ihr, der, entre nous soit dit, tagtäglich eine vertrautere Tonfarbe annimmt, hat meine ganze Zeit dergeſtalt

in Anſpruch genommen, daß mir manchen Tag oft kaum ſo viel Muße übrig bleibt, um mich gemächlich raſiren zu können. Vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht hinein muß ich der Unermüdlichen Geſellſchaft leiſten, ihr bald etwas vorleſen, bald etwas auf dem Klavier vorſpielen. Am Liebſten aber hört ſie mich ſingen und vor allem Andern jene italieniſche Romanze, in die ſie rein vernarrt iſt und die ich täglich fünf- bis ſechsmal wiederholen muß, ſo daß ſie — die Romanze nämlich — mir wie jenes langweilige Kaſſel ſchon längſt zum Halſe herauswächſt, und daß ich vor lauter Singen ſeit drei Tagen ſo heißer wie ein ausgedienter Dampfaff bin. — Auch ſie ſingt dieſes Lied Tag und Nacht und nennt es die „Perle meiner Nocturnen.“ Sie ſchwärmt für die „Vaga Luna“ oder ins Populäre überſetzt, für ihren „blonden Mond“, wie eine Roſe von Schiras für den „Schwan von Turin!“ — Den Juden habe ich ganz und gar in meiner Taſche. Der pfiffige Chiromant, der ſchlaue Wahrſager aus der Hand hat die ſtille Neigung ſeiner geſunden Kranken zu ihrem keuſchen Troubadour, wie der „weiſe Zadig“ mich zu taufen beliebt, längſt durchſchaut und errathen aus dem Pulsſchlage und aus den Linien ihrer Hand, wie er vorgiebt. Aber wir ſind einig unter uns und darum ſchweigt der fromme Abraham. Geſtern ſchenkte ich ihm ein kleines, zwar nicht ſehr dickes, aber dennoch inhaltsſchweres Buch mit dem goldenen Titel: „l'Art de jouir“, (die Kunſt zu genießen, erſter Band.) Jedes einzelne Blatt dieſes niedlichen Sedezbändchens war

eine holländiſche Banknote von zehn Gulden. Wohlgefällig blätterte er einen Augenblick darin herum, dann warf er einen Blick auf das Titelblatt und fragte dann mit echt jüdiſchem Lächeln: Wann erhalte ich den zweiten Theil? — Bei Gelegenheit, chèr docteur, ſagte ich. Mit ſolchem Speck fängt man vielleicht keine Mäuſe, dafür aber ganz beſtimmt viele Juden. — — — —

— — — — — — — — — — — —

Dies war der erſte Brief, den unſer Maeſtro, ganz gegen ſeine Gewohnheit, ohne Nachſchrift, ohne Schwanz, ohne Anhängſel oder, in ſeiner Muſikſprache ausgedrückt, ohne Coda abgeſchickt hatte.

Wir laſſen jetzt gleichſam als Commentar zu den vorangegangenen Briefſragmenten, ein Schreiben des Dr. Zadig an Dr. Perſonne folgen:

Verehrter Freund und Bruder in Aeskulap.

Bei meinem Abſchiedsbeſuche hatten Sie mir das Verſprechen abgenommen, Ihnen von Zeit zu Zeit aufrichtigen Bericht zu erſtatten über das Befinden Ihrer Majeſtät, unſerer allgemein geliebten und mit Recht ſo hochverehrten Königin. Verzeihen Sie mir, theurer Collège, daß ich erſt jetzt, nach zwei vollen Monaten mein Ihnen gegebenes Wort erfülle und Sie von dem Geſundheitszuſtande unſerer hohen Frau und Gebieterin pflichtſch[illegible] in Kenntniß ſetze. Allerhöchſtdieſelben befinden ſich ſeit ihrem Hierſein ausnehmend, ungewöhnlich, überraſchend wohl. Die Königin blüht wie eine Tulpe. Der regelmäßig fortgeſetzte Gebrauch der

Seebäder, und die fleißige Bewegung in frischer freier Luft haben allerhöchst Ihre abgespannten, auffallend herabgestimmten Nerven frisch gekräftigt, neu belebt und den einseitigen Kopfschmerz, an dem Ihre Majestät in Kassel fast ohne Unterbrechung gelitten, beinahe gänzlich beseitigt. Bald darauf hat sich auch der schmerzlich vermißte Appetit und mit ihm der bis dahin mangelnde Schlaf eingestellt. Jene hartnäckige Schlaflosigkeit — eine Folge des verstimmten Nervensystems und des krankhaft aufgeregten Plexus coeliacus*) — habe ich durch einige Gaben Acidum phosphoricum**) und später durch dreißig Tropfen Tinctura auri***) siegreich überwältigt und dadurch nicht wenig zur Hebung ihrer physischen Kräfte und psychischen Factoren beigetragen. Ihre Majestät schlafen jetzt acht bis neun Stunden, ohne, wie früher, durch angstvolle Träume beunruhigt zu werden. — Einen höchst wohlthätigen Einfluß auf den psychischen Zustand der hohen Frau scheint dabei die anregende Musik und der beruhigende Gesang ihres Musiklehrers und Gesangmeisters, Signors Blangini auszuüben, der mit großer Aufopferung seiner (in letzterer Zeit etwas angegriffenen Stimm-Mittel und mit wahrhaft rührender Theilnahme nicht wenig dazu beiträgt, Ihre Majestät nach Kräften

*) So heißen die Herren Anatomen das Sonnengeflecht, das überaus wichtige, aus Nerven und Nervenknoten gebildete Gewebe, das der Mittelpunkt aller Nerven des Unterleibs ist.

**) Phosphorsäure.

***) Goldtinctur.

beſtmöglich zu zerſtreuen und allerhöchſtdieſelben zu verhindern, in ihren früherhin ſo bedenklich gewordenen Trübſinn zu verfallen. — Georg Frank von Frankenau, jener berühmte deutſche Leibarzt am Hofe des Königs von Dänemark, hatte in ſeiner gelehrten Abhandlung*) wahrlich nicht Unrecht, wenn er die Behauptung aufzuſtellen wagte, daß das Heilmittel der Muſik jedem Heilkünſtler faſt eben ſo nothwendig als die Anwendung der Prügel nach der Anſicht eines nicht minder berühmten deutſchen Arztes, Johann Heinrich Meibomius, im Gebiete der Medicin und Liebe ſei.**) Mit Hülfe der Muſik hat der würdige Kapellmeiſter mehr als einmal die trüben Wolken ihres tiefen Mißmuths zerſtreut und ihrer Neigung zur Schwermuth den Keim und Funken zu neuer friſcher Heiterkeit inoculirt. Maeſtro Blangini hat ſich dadurch unbeſtritten gerechte Anſprüche auf den Dank der Königin und auf die Anerkennung des Königs erworben. — — — — — — — — — — — — — — — — — — Wäre ich König von Weſtphalen und Gemahl eines ſolchen liebenswürdigen Engels, wie dieſe heilige Katharine von Stuttgart, ich würde, hingeriſſen vom Gefühle der Dankbarkeit, mir keinen Augenblick die Freude und Genugthuung verſagen können, meinen treuen Famulus und

*) Dissertatio de Musica medico necessaria, Lips. 1728. 8.

**) Tractatus de usu flagrorum in re medica et veneres, Leyden 1629. 12. Helmſtädt 1643. 8. London 1655. 8. Kopenhagen 1669. 8. Frankfurt 1670. Paris 1757, 8. London 1770. 32. Genf 1788. 18. herausgegeben vom General Dorpet.

eifrigen Mitbekämpfer ihrer Melancholie zur Belohnung seiner unermüdlich-eifrigen, rastlosen Thätigkeit irgend eine Art wohlverdienter Auszeichnung zu Theil werden zu lassen und ihm vielleicht gar das Ritterkreuz unseres Kronen-Ordens verleihen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — Ich, für meine Person, befinde mich ziemlich wohl und habe hier, beiläufig erwähnt, für Ihre ausgezeichnete Bibliothek und für Ihr kostbares anatomisches Cabinet einige seltene Erwerbungen gemacht, die ich bei meiner Rückkehr nach Kassel überreichen werde als einen schwachen aber aufrichtigen Zoll jener tiefempfundenen Hochachtung, mit welcher ich bin und bleibe

Ihr treuer Freund und College
A(braham) J(adig.)

Scheveningen, 19. Juli 1809.

Hören wir, was zwei Wochen später der Bruder an seine Schwester schreibt.

VI.

Scheveningen, 3. August.

Für heute nur ein Paar Zeilen. Ich steige in ihrer Gunst von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde. Ich glaube gar, sie liebt mich, denn meine Unterhaltung ist ihr so unentbehrlich geworden, wie die Deinige dem langen Schlingel Le Camus, der Dich durchaus nicht verdient und, unter uns gesagt, nicht

werth ist, die Bänder Deiner Schuhe aufzulösen und die Spitzen Deiner schönen Füße zu küssen. Dieser Kerl hat mehr Glück als Verstand. Und mir gehts fast eben so. Ich bin glücklich, selig, entzückt, berauscht! Und darum schließe ich diesen Brief.

P. S. In der Nebenlage schicke ich Dir einen Kuß und einen jener frischen Schellfische, welchen unser gelehrter Naturforscher und Zoolog Cuvier „Gadus Lepidoleprus" oder „Grenadier" zu taufen geruht hat. Genieße ihn — den Grenadier nämlich — mit Gesundheit, entweder mit Kapernsauce oder auch kalt mit Essig und Oel. Chacun a son goût, chère Felicité.

VII.

Scheveningen, 12. August.

— — — — — — — — Schwester, ich bin verliebt, wahnsinnig verliebt. Sie ist ein Engel, eine Madonna. Sie überschüttet mich mit tausend Gunstbezeugungen. Vorgestern schenkte sie mir sechs große brillantene Westenknöpfe, gestern einen silbernen Tactirstab und heute Morgen eine goldene Tabatière mit ihrem Bildnisse geschmückt. Ihre Liebe zu mir geht crescendo sin al forte, wie wir Musiker, oder wächst wie ein reißender Strom, wie die Poeten sagen werden. Als ich mich gestern um Mitternacht bei ihr verabschiedete, legte sie ihre Hand auf meine Schulter, betrachtete mich con brio, wie wir Italiener uns ausdrücken und sagte zu mir im Tempo eines feierlichen

Adagio maëstoso: „Felice notte, buona notte Felice“ und betonte das Wort „Felice“ — meinen Vornamen — mit einem Ausdrucke von leidenschaftlicher Gluth, mit einem Passionato vivace, das ich in meinem ganzen Leben nie vergessen werde. Ich schwelge jetzt im siebenten Himmel! — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Coda. Gestern Vormittag erfuhr ich im Kursaale von einem unserer Landsleute, der vor Kurzem in Kassel gewesen ist, daß unser tugendhafter Monarch alle seine alten Flammen — mithin auch Dich, meine vielgeliebte Schwester — verabschiedet und sich in eine deutsche, hyperſentimentale und nebenbei etwas schwindsüchtige Graemücke vergafft hat, welche Grün heißen und — einem on dit zu Folge — ein blaues Wunder von Unschuld und Keuschheit sein soll. Gratulire, wenn ich auch nicht daran glaube! Derselbe Mann erzählt mir, daß der undankbare Schlingel Le Camus Dich an Vigault-Lebrun verschachert, der ihm dafür seine alte, überreife „Caroline“ abgetreten hat. Auf diese Weise habt Ihr — nach meiner Ansicht — alle Vier einen schlechten Tausch gemacht. Wer Lust zum Tauschen hat, hat auch Lust zum Betrügen. Jeder von Euch hat sich betrogen. Apropos, wie ist mein „Grenadier“ Dir bekommen? Heute schicke ich Dir zwar keine Küsse (denn diese brauche ich jetzt für eine Andere!) dafür aber einige Quappen (Gadus Lota, wie Cuvier sie nennt).

Doctor Zadig an Doctor Personne.

Scheveningen, 13. August.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — Heute über acht Tage tritt die Königin unwiderruflich ihre Rückreise nach Kassel an. Das Befinden der hohen Frau ist — Dank dem Himmel und unserer göttlichen Kunst — über alle Maßen befriedigend. Ihre Majestät sind zwar — in Folge der anstrengenden Badekur — ein klein wenig abgefallen und magerer geworden, aber dessenungeachtet befinden Sie sich jetzt — wie Allerhöchstdieselben noch gestern zu äußern geruhten, wohler als je. Ihr Aussehen ist zwar etwas blaß und angegriffen, aber trotzdem durchaus nicht beunruhigend, im Gegentheil vollkommen befriedigend und — befriedigt. Die Königin hat jetzt einen fast eben so vortrefflichen Appetit, wie ihr erlauchter Vater „der königliche Elephant von Schwaben" und einen eben so gesunden Schlaf, wie unser „Siebenschläfer von Mannheim." — — —
— — — — — — — — — — — —

Ist es wahr, daß unser allerhuldreichster Herr und Gebieter seit Kurzem ein „frommer Herr" und — was noch viel schlimmer wäre! — sein Selbstarzt geworden ist? Man erzählt sich hier wunderbare Dinge. Doch glaube ich nur die Hälfte — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Genehmigen Sie die Versicherung aufrichtiger Hochachtung u. s. w.

Felix an Felicitas.

(Achter und letzter Brief.)

Morgen kehren wir nach Kassel zurück. Alle unsere Koffer sind bereits gepackt. Der Meinige muß noch einmal geöffnet werden, denn vor einer halben Stunde schenkte Sie mir — zur Erinnerung an die glücklichen Stunden in Scheveningen — ein in rothen Sammet gebundenes und mit goldenem Schlosse geschmücktes Album prachtvoller Stahlstiche, die mir all jene reizenden Umgebungen des Bades — in welchem wir drei der glücklichsten Monate unseres Lebens verlebt haben — ins Gedächtniß zurückführen sollen. Manchen Ort werde ich niemals vergessen. Außerdem erhielt ich noch eine goldene, mit kostbaren Perlen besetzte Schreibfeder und — was mir lieber und theurer als jedes ihrer andern Geschenke — ein kleines, mit Silber beschlagenes Ebenholzkästchen, in welchem ich eines der untrüglichsten Beweise Ihrer Gunst vorfand: *eine große Locke ihres blonden Haares!* Ich könnte rasend werden . . . con amore! — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Dir, vielgeliebte Schwester, bringe ich unter vielen andern ganz allerliebsten Kleinigkeiten einen großen blaßrothen, köstlich abgerichteten Kakadu, der in neun Sprachen „Es lebe die Königin" ruft.

Nachschrift. Gestern schenkte ich „meinem Freunde Jadig" den zweiten Theil der von ihm so günstig aufgenommenen „Kunst zu genießen," etwas dicker als der

Erste. Meine Aufmerksamkeit hatte ihn dergestalt entzückt, daß er mit Thränen der reinsten und uneigennützigsten Freude mir um den Hals fiel und mich den „liebsten seiner Freunde" hieß. Dieser Jude ist nicht zu bezahlen.

Auf frohes Wiedersehen im langweiligen Kassel. Es küßt seine schöne, vielgeliebte Schwester

Ihr glücklicher Bruder
Felix Blangini.

Scheveningen, 19. August.

XXII.

Wir kehren nach der Löwenburg zurück.

Dort hatte sich seitdem wenig geändert. Onkel Nicodem, der im Stillen brüllende Leu, den dann und wann die Lust anzuwandeln schien, das seiner Obhut anvertraute fromme, unschuldige Lamm in tausend Stücke zu zerreißen, war, aus Furcht vor dem Zorne des königlichen Löwenbändigers nach und nach zu der Einsicht gelangt, daß es von seiner Seite doch wohl besser, klüger und einträglicher sei, den von Reue gänzlich zerknirschten Schafhirten zu spielen und dann und wann in Gegenwart seiner Nichte zweifarbige Krokodil-Thränen zu vergießen und sie statt der Vorwürfe mit den rührendsten Lobeserhebungen über ihr tugend-

haftes Benehmen und ihr makelloſes Verhalten abzufüttern.

Eliſabeth durchſchaute die Falſchheit ihres Oheims und ließ ſich durch die vielen Schmeicheleien, die er ihr ſagte, jetzt eben ſo wenig kirren, als ſie ſich früher durch ſeine frechen Vorwürfe und Ermahnungen zur Klugheit — wie er es hieß — hatte einſchüchtern laſſen. Sie blieb, unerſchütterlich wie bisher, ihrem Vorſatze treu, ihr Gelübde nicht zu brechen, dem Könige, der ihr liebenswerth erſchien, einen Platz in ihrem reinen Herzen einzuräumen, ihn ſtill und heimlich zu lieben, ſich aber um keinen Preis der Welt ihm zu ergeben und von der Höhe ihrer Reinheit zur Tiefe einer ſeiner vielen Maitreſſen herabzuſinken. Sie dachte in dieſem Punkte wie jene Gräfin Diana von Guiche, die ſchöne Goriſande genannt, die von Heinrich IV. geliebt und angebetet, ſich zu tief für deſſen Gemahlin und zu hoch für deſſen Geliebte hielt. Wie dieſe eben ſo ſchöne als keuſche Goriſande, liebte auch Eliſabeth Grün den König Jérôme, nicht weil er, wie ſie ihm oft zu geſtehen wagte — ſondern trotzdem, daß er König und — was in ihren eigenen Augen ſie noch viel ſtrafbarer erſcheinen ließ, der Gemahl einer Prinzeſſin war, die ſeiner Liebe würdiger, als ſie ſelbſt zu ſein ſchien. Häufig hatte ſie ihm über die ungerechte Vernachläſſigung der eben ſo hübſchen als tugendhaften Frau leiſe Vorwürfe zu machen ſich erlaubt und ihn mit einer Aufrichtigkeit, die ihn doppelt rühren mußte, flehentlich gebeten, ſeine Maitreſſen zu verabſchieden, in

die Arme der Königin zurückzukehren und an deren treuen Herzen nach und nach alle Andern, und endlich auch sie selbst, Elisabeth, zu vergessen.

— Das Letztere ist mir geradezu unmöglich, hatte Jérôme betheuert. Dich kann, Dich will und werde ich nie vergessen, denn Dich liebe ich mit einer Wahrheit, Innigkeit und Gluth, die weder Zeit noch Umstände, noch andere Neigungen jemals verlöschen können.

Dies rührte sie bis zu Thränen. Die Stimme ihres eigenen Herzens sagte ihr, daß der König sie über Alles liebe und ihr mit Herz und Seele zugethan wäre.

— Wäre er frei, dachte sie in einem ihrer schönsten Träume, seine große unendliche Liebe zu mir — glaube ich, würde sich so tief erniedrigen können, mich, die arme, verlassene, hilflose Waise, mich, die Tochter eines armen, unbekannten Hospitalwächters, zu seiner Gemahlin, zu der Höhe seines Thrones zu erheben, denn solcher Liebe ist nichts unmöglich, denn unmöglich sei, wie er mir einst gesagt, kein französisches Wort, denn einem Franzosen, welcher wahr und innig liebe, sei Alles möglich, selbst das, was jedem Andern als das Unmöglichste erscheint. So denken, so lieben kann nur Er. Und dieses Er betonte Elisabeth, die schöne Träumerin, mit einem Stolze, der sie zu verklären und mit einer Aureole zu umgeben schien.

Und Jérôme dachte ganz wie sie. Er liebte sie mit der ganzen Raserei heißer, reiner, unbefriedigter

Liebe. Mit tauſend Freuden hätte er alle Glücksgüter des Lebens, ja ſelbſt ſeine Krone und ſein Reich und ſeine zwei Millionen Unterthanen für den vollen Beſitz dieſer Einen Unterthanin hingegeben. Tout force cède à celle de l'amour. Liebe, wahre Liebe überwindet Alles!

Der König hatte in dieſem Rauſche der Liebe, in dieſem Triumph des Glückes, in dieſem Wonnegefühle heiß erwiederter Gegenliebe die „Königin ſeines Herzens“ häufig gebeten und beſtürmt, irgend eine Schenkung als ſchwaches Zeichen ſeines Dankes anzunehmen.

— Willſt Du mir, fragte er ſie eines Tages, einen neuen Beweis Deiner huldreichen Güte, ein neues Document Deiner gütigen Huld geben?

— Wünſchen Eure Majeſtät, entgegnete ſie in ſcherzhaftem Tone, daß Eliſabeth, um das Gleichgewicht und richtige Verhältniß herzuſtellen, ſich vielleicht noch heute, oder ſpäteſtens morgen einen ihrer Zähne aus der obern Reihe ausziehen laſſe?

— Grauſamer Engel, wie thuſt Du mir und meinem Herzen weh, wenn Du mich an jenes meinerſeits halb verrückte und Deinerſeits ſo großmüthig und hochherzig gewährte Verlangen erinnerſt, das ich ſeitdem, ſo oft ich Deinen blühenden Mund und ſein keuſches Lächeln bewundere, ſchmerzlich bereue. Diesmal begehre ich kein ſolches Opfer.

— Was denn? fragte ſie mit kindlicher Neugier.

— Die Erfüllung einer kleinen Bitte, die Du,

wenn Du mich wirklich liebst, mir unter keinem Vorwande abschlagen darfst . . .

— Und wie lautet diese „kleine Bitte"?

— Lasse Dich herab, ein Andenken von mir anzunehmen.

— Habe ich nicht schon so Viele dankbar angenommen? Pflege ich nicht mit aller Sorgfalt, deren ich fähig bin, alle jene blauen Blumen, die ich Ihrer Aufmerksamkeit für mich zu verdanken habe?

— Ach, Blumen welken trotz aller Sorgfalt!

— Dann, Sire, schenken Sie mir neue. Und im Voraus will ich Ihnen versprechen, sie nicht zurückzuweisen.

— Heute, Elisabeth, darfst Du, mir zu Liebe, auch ein Geschenk anderer Art nicht zurückweisen, wenn anders Du mich weder kränken, noch beleidigen willst.

— Und was, Sire, soll ich annehmen?

— Eine kleine, bescheidene Villa vor dem Thore und ein kleines artiges Schloß, das ich in Kassel angekauft habe . . . für Dich, fügte er mit schüchterner Miene hinzu.

— Eine kleine Villa, ein kleines Schloß? wiederholte Elisabeth. Sire, was soll ich damit anfangen?

— Jene im Sommer, diese im Winter bewohnen . . .

— Dies kann unmöglich Ihr Ernst sein, erwiderte sie mit allen Anzeichen des Unwillens.

— Unmöglich, Elisabeth, ist ein deutsches Wort . . . Ich sehe darin durchaus nichts Unmögliches.

— Vergeſſen Sie das, was die böſen Zungen, was ganz Kaſſel dazu ſagen würde, wenn die Nichte des Schloß-Caſtellans, ärmer als die ärmſte Kirchenmaus, ihr trautes, ſtilles Kämmerlein auf der Löwenburg plötzlich mit einer Villa, einem Schloß vertauſchen würde?

— Arm, ſagſt Du? Gut, daß Du, Du ſelbſt, mich daran erinnerſt: nicht länger ſoll der Gegenſtand meiner innigſten Anbetung arm und unbekannt bleiben. Von heute an ſollſt Du die reichſte und angeſehenſte Dame meines ganzen Hofſtaats ſein. Wir haben beſchloſſen und beſchließen, daß Eliſabeth Grün von dieſem Augenblicke Reichsgräfin von Marburg, Fürſtin von Göttingen ſei.

— Erlauben Eure Majeſtät, daß ich lache? ſagte die Jungfrau, die nicht länger ernſt bleiben konnte.

— Und worüber lacht meine junge Fürſtin?

— Ueber das gänzlich unerwartete Glück, das Sie ihr zugedacht haben und über ihre plötzliche Erhebung, gegen die ſie in aller Beſcheidenheit eben ſo ernſt als feierlich Einſprache thun muß. Sire, ich paſſe ſo wenig zu einer Gräfin oder Fürſtin, als mein würdiger Oheim zu einem Biſchof oder Cardinal. Bedenken Eure Majeſtät, daß Sie durch eine ſolche Uebereilung nicht blos Ihre eigene Perſon, ſondern auch das ſtille, einfache, anſpruchsloſe Geſchöpf, deſſen einziges Verbrechen vielleicht darin beſteht, daß es Sie liebt, obgleich es Sie nicht lieben darf, dem Spott und Hohne der Hauptſtadt, ja des ganzen Landes preisgeben würde. Sire,

ich frage Sie ſelbſt, wodurch hat Eliſabeth dieſe Beſchimpfung verdient?

— Wehe Jedem, der meine angebetete Fürſtin zu beleidigen wagt.

— Sire, ich glaube, mein Bruder Joſeph würde, wenn er dieſe Schmach ſeiner Schweſter erführe, der Erſte ſein, der mich — die er mehr liebt als ſich ſelbſt, zur Zielſcheibe ſeines Witzes, zum Gegenſtande eines Pasquills machen würde, das — faſt fürchte ich mich — noch zehnmal boshafter ausfallen dürfte, als jenes, welches er auf Ihre „geheiligte Perſon" auszubrüten ſich erkühnt hat . . .

— Dann ſchicken wir den übermüthigen Burſchen lebenslänglich auf irgend eine Feſtung oder laſſen ihm — um ſeine Langeweile abzukürzen — allerhuldreichſt ſeinen Kopf vor die Füße legen.

— Sire, Beides ſcheint mir vorläufig unmöglich . . .

— Schon wieder unmöglich? Sagte ich Ihnen nicht ſchon oft: Impossible ce n'est pas un mot français. Einem Franzoſen, der zufällig auch noch König von Weſtphalen iſt, erſcheint Alles möglich, ja ſogar das, einen deutſchen Studenten der Theologie ohne lange Procedur köpfen zu laſſen, wenn er . . .

— Ueberhaupt einen Kopf hat, der noch zum Bereiche Ihrer Gerichtspflege gehört, was bei meinem Bruder nicht mehr der Fall iſt, denn vor drei Tagen hat er Kaſſel verlaſſen und ſich nach Hamburg begeben, um von dort nach Amerika auszuwandern . . .

— Ah, deſto beſſer, dann iſt uns dieſer ſtolze

Brauſekopf hier nicht mehr im Wege . . . dann ſchöpfe ich neue Hoffnung, daß Dein Ohr, verſchont von böſer Einflüſterung, dem heißen Flehen meiner Liebe endlich doch Gehör ſchenken und eine Schenkung brüderlicher Freundſchaft nicht länger zurückweiſen wird. Eine armſelige Villa, ein ärmliches Haus iſt zu wenig, viel zu wenig für meine ſchöne Fürſtin: ich ſchenke Dir eine ganze Straße und gebe ihr Deinen lieben, holden, ſüßen Namen Eliſabeth!

— Sire, wollen Sie durchaus mich beleidigen? Was würde mein Onkel, mein Bruder, die Königin, der ganze Hof, die ganze Stadt, Ihr ganzes Reich dazu ſagen? Die ganze Welt würde mit Fingern auf mich weiſen und ſich mit ſpöttiſchem Hohngelächter in die Ohren flüſtern: Seht, dies iſt ſeine „heilige Eliſabeth", die den König nicht aus reinem Herzen, ſondern einzig und allein aus ſchmachvollem Eigennutz liebt, um auf Koſten ſeines armen, durch Abgaben aller Art ſchwergedrückten Volkes ſich ſelbſt und ihre armen Teufel von Verwandten ſchamlos zu bereichern, rief die Jungfrau mit einer Entrüſtung, welche tiefdunkle Roſen auf das bleiche Lilienbeet ihrer hectiſchen Wangen malte.

— Du ſelber ſagteſt, Du ſeieſt arm . . . wovon willſt Du leben, wenn heute oder morgen Dein alter Onkel ſtirbt?

— Dann lebe ich von meiner Hände Arbeit, entgegnete Eliſabeth mit ſchönem Stolze.

— Du biſt zu ſchwach und kränklich, um Dich durch Arbeit zu ernähren . . .

— Dann, Sire, sterbe ich vor Hunger, wie manche Andere!

— Du brichst mir das Herz, Elisabeth!

— Sie brechen das meinige, wenn Sie mir noch länger zumuthen, Geschenke anzunehmen, die auf meine reine, makellose Liebe den Schein des Eigennutzes werfen. Wozu diese Geschenke, wozu diese Verschwendung. Reichthum allein macht mich nicht glücklich. Sire, behalten Sie Ihre Paläste, behalten Sie Ihre Straße, behalten Sie Ihre Titel und Würden, und lassen Sie mir das schöne Bewußtsein, daß ich Sie nur um Ihrer selbstwillen und nicht darum liebe, weil Sie ein König sind und die Macht besitzen, die, die Sie zu lieben glauben, zur Gräfin oder Fürstin erheben zu können. Lassen Sie die arme Elisabeth bleiben, was sie bisher gewesen ist; ein einfach schlichtes Bürgermädchen, das seinen Adelsbrief in der Kapsel ihres unbefleckten Herzens trägt und in ihrem Stolze mit keiner Herzogin, mit keiner Königin tauscht.

O über diese kleinen Großen der Erde! O diese von Huld übersprudelnden Majestäten, die dem Gegenstande ihrer stillen oder lauten Neigung, ihrer geheimen oder offiziellen Liebe Villen und Paläste, ganze Straßen und Landstriche, ja oft ganze Städte und Provinzen schenken und ihre Maitressen zu Gräfinnen und Marquisen, zu Herzoginnen und Fürstinnen erheben können, sie glauben in ihrer eitlen Verblendung durch derlei Köder und Lockspeise oft auch das reine Herz einer reinen Jungfrau in den Schlamm ihrer königlichen Sün-

den herabzuziehen. Und doch giebt es — zur Ehre der Frauen! — überall weibliche Wesen, so groß, so edel, so erhaben, wie Elisabeth Grün, deren Seelenadel, deren schöne Uneigennützigkeit all' jene elenden Leimruthen mit gerechtem Stolze zurückwies. Noch giebt es in jedem Lande züchtige Jungfrauen, in deren Augen ein bescheidenes Veilchenbüschel oder ein geistiges Lied, zu Füßen gelegt vom ärmsten ihrer Anbeter, einen höhern Werth besitzt, als die prachtvollste Villa und das großartigste Schloß, dargeboten von einem reichen Verführer, von einem jener Großmächtigen, die aus ihnen Gräfinnen und Fürstinnen zu machen vermögen, während wir Andern, arme Teufel und Könige von Gottes Gnaden, sie in unsern Liedern, höchstens zum Range eines Engels oder einer Fee erheben können. Nicht diese Großen der Erde, nur diese kleinen armseligen Geschöpfe, die man Poeten nennt und die das wirklich sind, sie allein wissen, was Liebe ist!

Liebe läßt sich nicht erzwingen,
Liebe achtet kein Gebot,
Liebe läßt sich nicht erheucheln,
Heute roth und morgen todt!

Kannst dem Herzen Du gebieten:
Lieb' nur Die und Jene nicht?
Kannst dem Herzen Du verargen,
Wenn es dann vor Kummer bricht?

Liebe bleibt ein dunkles Räthsel,
Das der Dichter nur versteht:
Liebe läßt durch nichts sich fesseln,
Liebe kommt und Liebe geht!

— Gut, sagte der König nach kurzer Pause, Du verweigerst die Annahme aller dieser Schenkungen, weil Deine Uneigennützigkeit sich durch sie gekränkt fühlt. Ich glaube Dir Alles, mithin auch dies. Aber wirst Du, eigensinniges Kind, früher oder später auch solche Geschenke zurückweisen, die an und für sich so klein und unbedeutend sind, daß keines derselben Dich der Gefahr aussetzt, verkannt und für uneigennützig gehalten zu werden?

— Solche Andenken, Sire, werde ich annehmen.

— Abgemacht, sagte Jérôme und drückte einen Kuß auf ihre Hand.

Und gleich darauf verließ er sie.

XXIII.

Am folgenden Morgen war ihr Namenstag. Der König schrieb ihr folgendes Billet:

Schwester Elisabeth!

Gestatte Deinem Dich zärtlich liebenden Bruder — denke Dir, daß ich Joseph heiße — Dir zu Deinem Namenstage ein ganzes Alphabet voll heißer Wünsche für Dein mir theures Wohl zu Füßen zu legen und Dich — eingedenk Deines mir gestern gegebenen Versprechens — inständigst zu bitten, beifolgende drei Kleinigkeiten, die Dir einer meiner vertrautesten Freunde, Pigault-Lebrun, der Ueber-

reicher meiner Glückwünsche, übergeben wird, als einen geringfügigen, aber gut gemeinten Beweis meiner brüderlichen Aufmerksamkeit gütig annehmen zu wollen!

Madame Philippe Taglioni, die erste Harfenspielerin des königlichen Orchesters, ist von mir beauftragt worden, Dir von Morgen angefangen, wöchentlich drei bis vier Stunden Unterricht auf der Harfe zu ertheilen, die jetzt mein Lieblings-Instrument ist seit dem Augenblick, in welchem ich durch Zufall in Erfahrung gebracht, daß es auch das Deinige ist. Du wirst das eine dieser kleinen Geschenke als Mittel zu dem schönen Zwecke — später in trüben Stunden Dich und vielleicht auch mich aufzuheitern — sicher nicht zurückweisen, denn Letzteres wäre mehr als bloßer Eigensinn, es wäre geradezu Bösherzigkeit, die ich Dir nicht zutraue.

Die beiden andern Andenken bedürfen keiner Entschuldigung. Eine Welt voll heißer Grüße von

Deinem Dich ewig liebenden Bruder

J . . . . .

P. S. Ich schrieb absichtlich nur den Anfangsbuchstaben meines Vornamens, und dann fünf Punkte hin, um Dich einen Augenblick glauben zu machen, daß ich nicht Jérôme, sondern Joseph heiße, wie Dein Bruder und einer der Meinigen. Beide Namen haben gleichviel Buchstaben, wodurch die Täuschung, die ich mir erlaubt habe, nur erhöht wird. —

Jene drei Geschenke, welche Pigault-Lebrun ihr im Namen des Königs überreichte, bestanden aus einer kostbaren aus Paris verschriebenen Pedalharfe von P. J. Naderman, aus einem in veilchenblauem Sammet und von goldenen Spangen zusammengehaltenem deutschen Gesangbuch, auf dessen Deckel ein in Silber gesticktes J. N. prangte, und aus einer riesengroßen Wachsblume (Hoya carnosa), die als duftige Anspielung auf die Zahl ihrer Jahre — mit einundzwanzig blaßrothen Blüthen (alle überzähligen hatte die Scheere des Hofgärtners beseitigen müssen) — geschmückt war.

Elisabeth konnte vor Rührung nicht danken. Ihre Worte erstickten unter heißen Thränen.

XXIV.

Drei Tage später feierte der Hof von Napoleonshöhe eine jener ausgelassenen Orgien, welche der Maître der Menus-Plaisirs des Königs so meisterhaft und musterhaft zu erfinden und in Scene zu setzen verstand und zu der alle „alten Flammen" Seiner Majestät, sämmtliche Schauspieler des Hoftheaters — darunter Merville, Collignon, Bernard, Pierson und Bourdet und das ganze Balletpersonal — der Balletmeister Aemer und Herr Philippi Taglioni an der Spitze — acht Tage zuvor Einladungskarten nebst beigefügtem

Programm des Festes erhalten hatten. Auch die Grafen von Fürstenstein und Wintzingerode und Herr Legras de Bercagny, General-Intendant der königlichen Schauspiele und geheimer Recensent des „Moniteur de Westphalie“, durften dabei — wie sich dies von selbst versteht — durchaus nicht fehlen.

Sämmtliche Gäste mußten, laut Vorschrift des Herrn Pigault-Lebrun, in der Tracht des Trappisten-Ordens, in weiß wollenen Kutten mit schwarzem Scapulier erscheinen, nebenbei aber auch, um der ganzen Festlichkeit einen Carnevals-Charakter und einen Anstrich von Travestie zu verleihen, mit dreifarbigen Narrenkappen geschmückt und die Männer mit Arlequins-Pritschen, die Damen mit Colombinen-Fächern bewaffnet sein. Letztere mußten das Costüm der Trappistinnen, härene, weitbauschige Fledermaus-Kutten, anlegen.

Der König selbst erschien im geschichtlich treuen Costüme des überaus frommen und hochwürdigen Trappisten Generals Dom Armand Jean Le Bouthilier de Rancé, der Arrangeur dieses Mummenschanzes als spindeldürrer Pater Guardian des Klosters de la Trappe. Der große Ballsaal war, um der heitern Orgie eine düstere Kloster-Miene zu geben, mit schwarzem Sammet überkleidet, auf welchem eine lange Reihe grinzender Todtenschädel von weißem Tuche mit der blutrothen Umschrift: „Memento mori“ — der Devise jenes Ordens — parodirte. In der Mitte dieses prachtvoll erleuchteten Refectoriums, standen fünf große Weinfässer,

auf eben so vielen, schwarz ausgeschlagenen und mit einem Kranze von Wachskerzen geschmückten Katafalken, zu welchen zehn Stufen hinaufführten. Im ersten dieser Sarkophage befand sich der feinste Muskat-Lunel für die frommen Schwestern, im zweiten rother Burgunder (Volnay), im dritten weißer Franzwein (Haut-Sauterpes), im vierten rother Bordeaux (Medoc), im fünften spanischer Sekt (Xeres), für die ausgepichten Kehlen der frommen Brüderschaft. Hinter diesen fünf Gräbern erhob sich auf einem terrassenförmigen Gerüste eine imposante Flaschen-Batterie von Champagner jeder Gattung. Die ehrwürdigen Zapfen dieser großartigen Weinsärge waren der speciellen Aufsicht des frommen Pater Kellermeisters und witzsprudelnden Komikers Bourdet anvertraut. Der Pater Küchenmeister, eine dicke Tonne, deren ehrfurchteinflößender Umfang an Shakespeare's Fallstaff und an den Koch Sirius in den „Brüdern von Terenz" erinnerte, war der zärtliche Vater Gellignon (der beiläufig erwähnt, außerhalb der Bühne ein wüthender Haustyrann war, der allabendlich — aus Liebe, wie er sagte — seine Frau und deren Kinder schlug, nach dem frommen Grundsatze: „Wen Gott liebt, den züchtigt er.")

Kurz vor Beginn dieser tragikomischen Festlichkeit, zog der erhabene Reformator der Trappistenväter, die sich nach und nach einstellten, den ehrwürdigen Pater Guardian in eine halbdunkele Fensterbrüstung und sprach zu ihm mit fast weinerlichem Tone:

— Höre, frommer Vater Carolus, seit einer hal-

den Stunde peinigt mich ein dunkles Vorgefühl, eine finstere Ahnung . . .

— Leeren Sie eine Flasche Sekt, Sire.

— Ich habe es versucht, bringe aber vor Angst und Bestürzung keinen Tropfen über meine ausgetrockneten Lippen . . .

— Und was ahnt Ihnen denn?

— Mir ahnt, daß mir heute Nacht noch etwas Unangenehmes begegnet . . .

— Und woher, frommer Vater, diese wahrhaft kindische Ahnung, woher diese wahrhaft lächerliche Furcht?

— Ich bin, wie Du weißt, abergläubig. Als ich mich — blos Dir zu Liebe — in diese abscheuliche Mönchskutte und einen Blick in den Spiegel warf, kroch eine große Kreuzspinne auf mich zu.

— Die Alten, ehrwürdiger Vater Ranché, betrachteten ein Spinngewebe, das sich auf die Bildsäulen ihrer Götter oder auf die Fahnen ihrer Helden festsetzte, allerdings als schlimme Vorbedeutung. Aber wir, die wir aufgeklärter als jene Griechen und Römer sind, wir sehen in einer Spinne, die uns entgegenkriecht, ein gutes Omen, das uns Morgens Geld und Abends eine Neuigkeit verspricht.

— Geld? Warum nicht gar? Wenn Spinnen und Spinngewebe Vorbedeutungen des Reichthums wären, dann würde Niemand reicher als gerade der ärmste Teufel sein!

— Andere glauben, daß eine Spinne die Vor-

läuferin einer frohen Botschaft ist, wohlgemerkt, wenn man sie mit den Füßen zertritt oder auf andere Weise unschädlich macht; haben Sie dies gethan, Sire?

— Leider nicht, und darum ängstige ich mich noch mehr als vorher.

— Wo ist jene nichtswürdige, abscheuliche Spinne? Schaffe sie mir, gieb sie mir, ich fresse sie Dir zu Liebe mit Haut und Haaren auf, seitdem ich durch unsern hochgelahrten Lalande in Erfahrung gebracht, daß dies Insekt *nicht* giftig, sondern ganz und gar unschädlich ist. Ich verschlänge diese Kreuzspinne, um Dich zu beruhigen, herziger General! Geh', sei kein Kind, alter Nancé! Setze Dir keinen Floh ins Ohr. Werde, einer Spinne wegen, nicht so trübsinnig wie ein verliebter Wiedehopf. Aber nun ganz im Ernste gesprochen. Was kann Ihnen, einem Könige von Napoleons Gnaden, wohl Schlimmes begegnen, was ihn schon im Voraus so arg verstimmen, so gewaltig beunruhigen, so martialisch in Choc zu setzen vermag?

— Ich erwarte von Seiten meines Bruders eine kaiserliche Nase . . .

— Wohl wegen unserer etwas boshaften Antwort. O, die hat der große Mann, der in seinem Löwenschädel so viele andere Dinge herumträgt, und neue Kriegs- und Siegs-Pläne ausbrütet, längst vergessen.

— Der große Kaiser vergißt nicht die geringste Kleinigkeit . . .

— Und gesetzt auch, er hätte jenen kleinen Scherz

nicht vergeſſen, was könnte er Eurer Majeſtät wohl anhaben?

— Er könnte mich . . . meinte Jérôme und wagte es nicht, dieſen Satz zu vollenden.

— Fortjagen, meinen Sie vielleicht? O, wir laſſen uns nicht fortjagen!

— Oder . . .

— Ihnen eine freie Wohnung im Bicêtre anweiſen, wie er ihnen allergnädigſt zu drohen geruht hat. Sire, auch dies brauchen wir uns nicht gefallen zu laſſen, denn in jenes Pariſer Narrenhaus ſperrt man allenfalls übergeſchnappte Gewürzkrämer, aber keine geſalbten Häupter, wie die Unſerigen, ein.

— Charles, Du kennſt meinen Bruder nicht!

— Ich kenne ihn ſo gut, als ob ich ihn gemacht hätte, aber ich, Pigault-Lebrun von Gottes Gnaden, ich fürchte nicht dieſen kleinen Korſen, der ſich den Großen nennen läßt von ſeines Volkes Gnaden. Rancé, altes, ehrwürdiges Haus, denke jetzt weder an die graue Kreuzſpinne, noch an Deinen grünen Bruder, härme Dich heute weder um ihn, noch um Deine kalte, keuſche unerbittliche Flamme, Eliſabeth von Montbazon, die Du beſtändig in Deinem Herzen herumträgſt und die Du ſelbſt beim heiterſten Gelage, wie mir ſcheint, nicht vergeſſen kannſt. Werde vernünftig auf deine alten Tage. Sei kein Thor, kein verliebter Kopfhänger. Iſt's nicht die, dann iſt's eine Andere. In der Hauptſache — in puncto puncti, wie wir Lateiner ſagen —

gleicht eine der Andern. Sei lustig, alter General, und singe mit mir:

Der Teufel hol' die Liebe,
Ich lobe mir den Wein!

— Du hast Recht, frommer Pater Charles. Heute will ich mich bemühen, meine süße Here, meine holde Nire gänzlich zu vergessen; heute will ich mich ausnahmsweise und — ich wiederhole es nur Dir zu Liebe — mit alter Lust und frischer Laune dem Kreise froher Zecher, dem schönen Taumel unserer heitern Orgie überlassen und frei und froh in Dein Lied einstimmen:

Der Teufel hol' die Liebe,
Ich lobe mir den Wein!

— — — Und bald darauf begann das Fest.

Wir wünschen uns den Hochzeits- und Bauern-Kirmis-Pinsel Peter Breughels oder das lachende Carnevals- und Maskeraden-Colorit jenes Peter von Laar, Bamboccio genannt, um dem Leser eine Skizze dieses tollen, übermüthig ausgelassenen Mummenschanzes und Maskenspieles zu entwerfen, das jetzt in mänadischer Lust und bacchantischem Jubel durch Saal und Nebensäle rauschend auf- und niederwogte und selbst den schwermüthigen König mit so rosigen Ketten gefangen nahm, daß er zwei Stunden lang beim Klang der Becher und dem Gesange schlüpfriger Mönchs- und lasciver Trinklieder seine schwärmerische Liebe zu Elisabeth, ja sogar seine königliche Furcht vor der Ungnade seines kaiserlichen Bruders vergaß und sich über Hals und Kopf

hineinstürzte in die brausenden Wogen und schäumenden Wellen dieser Scylla und Charibdis von Vergnügungen unbeschreiblicher Art.

Erst gegen Eilf, nachdem der in Strömen fließende Wein, das Evoe-Geschrei der halbberauschten Nymphen und Bacchantinnen, das sardonische Gelächter der Zechgenossen, das satirische Gestüster und Gekicher der als Trappisten verkleideten Frauen, die jubelweckenden Gesänge und die freuderauschenden Tänze des Orchesters das Gehirn und die Einbildungskraft dieser frommen Schaar erhitzt hatte, war die Orgie im vollen Zuge. Die frommen Trappistinnen warfen auf ein vom Pater Guardian auf der Panflöte gegebenes Signal ihre lästigen Kutten ab, in denen es ihnen nach und nach allzuheiß geworden war und flogen nun, aller Scham entkleidet, in blendendweißen, halb durchsichtigen Florhüllen und fleischartigen, enganschließenden Tricotbeinkleidern mit kleinen, buntfarbigen und durch den leisesten Druck in Bewegung gesetzten Sylphenflügeln als bräutlich geschmückte, den Scheitel mit Blumen bekränzte Willys, wie lichte, in Sonnenglanz und Irisfarben getauchte Schmetterlinge aus ihrer ärmlich-düsteren Verpuppung hervor und gleich darauf begann eine Ballet-Pantomime, in welcher jene lichtweißen tausend Wohlgerüche ausathmenden Luftgestalten (die nach der slawischen Mythologie Seelen der als Bräute gestorbenen Jungfrauen sind, die dann erst Ruhe finden und befriedigt in den geöffneten Schooß ihrer blumengefüllten Gräber zurückkehren, wenn sie den, welchen sie auf

Orden geliebt, in ihre bleichen, geſpenſterartigen Arme gelockt und ihn todt geküßt haben), gleich den Elfen üppige Ringeltänze aufführten und die keuſchen Ordensbrüder des Kloſters de la Trappe in ihren bezaubernden Kreis hineinzogen und ſie nicht eher losließen, bis ſie, gefeſſelt von ihren Armen, berauſcht von der Gluth ihrer Küſſe, wie todt zuſammenbrachen und mit ihnen die ſtillverſchwiegenen Blumengräber hinabſtiegen. —

Vergebens bemühte ſich der halbtrunkene, nach und nach aller Scham entkleidete Reigen dieſer Grabesbräute, auch den ſeit wenig Augenblicken wieder ſtill in ſich Zurückgekehrten in ihre Blumenhalle hineinzulocken. Der König, den das Bild der züchtigen Jungfrau, der reinen Taube, der keuſchen Eliſabeth umſchwebte, widerſtand der frechen Verſuchung und zog ſich jetzt niedergeſchlagener und betrübter als je, in eine Niſche zurück. Er öffnete das Fenſter, das auf den Schloßgarten hinausging und ſchaute tiefbewegt in die monderhellte Sommernacht hinaus und badete ſeine erhitzte Stirn in der milden, blumengewürzten Nachtluft und ſchaute, in langen, bangen Liebestraum verſunken, zu der Löwenburg hinüber, aus deren Innern zwei lichte Fenſter ihm entgegenſchimmerten und hinter deren Scheiben ſeine aufgeregte Phantaſie die lichten Augen ſeiner Eliſabeth ſuchte, die, einſam und allein, in ihrem ſtillen Kämmerlein wachte und vielleicht gerade in demſelben Augenblicke, ſeiner gedenkend, ſehnſüchtig nach dem feenhaft erleuchteten Ballſaale hinüberſchaute.

Während dieſer Zeit umtanzte die berauſchte

Mönchsschaar die ausgeleerten Weingräber, wie einst das Volk Israel das goldene Kalb umkreiste, und sang dazu mit halbheiserer Kehle das uralte Mönchslied:

„Bibit ille, bibit illa
Bibit servus cum ancilla.
Bibit abbas cum priore
Bibit coquos cum factore;
Et pro rege et pro papa
Bibunt vinum sine aqua.
Et pro papa et pro rege
Bibunt omnes sine lege,
Bibunt primo et secundo
Donec nihil sit in fundo."

Und in derselben Secunde, in welcher der letzte Vers dieses Sauliedes im schwarzen Klostersaale verhallt war, ertönte dicht unter dem geöffneten Fenster, an welchem der verliebte Träumer stand, eine wunderliebe, glockenhelle, wohlbekannte Mädchenstimme, welche mit unbeschreiblich wehmüthigem Ausdrucke, das rührend-einfache deutsche Volks- und Liebeslied sang:

Keine Kohle und kein Feuer kann brennen so heiß
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.
Keine Rose, keine Nelke kann blühen so schön,
Als liebende Herzen, die still sich versteh'n.
O stell' einen Spiegel in's Herz mir hinein,
Damit Du kannst sehen, wie treu ich es mein'!

— So schön kann nur Eine singen! So singen kann nur Sie, Sie! rief der entzückte König und floh, von keinem Auge gesehen, zum Saale hinaus und in den Schloßgarten hinab, um die Sängerin dieses Liedes,

die ſchwermüthige Nachtigall, ſeine angebetete Eliſabeth aufzuſuchen und ihr zu danken für die zarte Aufmerkſamkeit, für das liebe Ständchen, das ſie ihm gebracht, um ihn zu überzeugen, daß auch ſie ſeiner gedenke „bei Tag und Nacht.“

Jérôme ſuchte die Geliebte ſeines Herzens in dunkler Nacht in allen Gängen und Lauben, in allen Hecken und Grotten, hinter allen Büſchen und Bildſäulen, denn er glaubte — Liebende glauben, was ſie wünſchen — ſie habe ſich irgendwo verſteckt, um plötzlich aus ihrem Schlupfwinkel hervorzutreten und entzückt in ſeine Arme zu fliegen. Er ſuchte überall . . . er fand ſie nicht. Seine holde Schweſter — Taube und Nachtigall zugleich — war verſchwunden wie eine Sternſchnuppe, wie ein Maientraum, wie ein von Zephyren entführter Harfenaccord. Traurig kehrte er nach dem Saale zurück.

Während der Abweſenheit des Königs hatte der ehrwürdige Pater Guardian, der Nüchternſte in dieſem Chorus angeſeſſener Mönche, den mittelſten der fünf Katafalke erſtiegen, ſich auf den gänzlich ausgeleerten Haut-Sauternes-Sarg niedergelaſſen und mit kreiſchender Stimme ein lautes, in jedem Winkel des Saales deutlich vernehmbares „Silentium“ geboten.

Und Jeder ſchwieg und Alle lauſchten.

— Im Namen des Königs, begann Pigault-Lebrun, lade ich Euch fromme Schweſtern und überaus fromme Brüder hiermit ein, aus meinem unwürdigen Munde

zu vernehmen, daß unser allerwürdigster Herr und Gebieter in seiner unergründlichen Weisheit und unerschöpflichen Huld geruht hat, zu Ehren Elisabeths, der im Jahre 1235 vom Papste Innocenz IV. heilig gesprochenen Tochter des Königs Andreas von Ungarn und Gertrudens von Meran, der erlauchten Gemahlin Ludwigs II., Landgräfin von Thüringen und Hessen, einen weiblichen Tugendorden ins Leben zu rufen und denselben nach dieser und keiner andern Dame gleichen Namens „Sternkreuz" der heiligen Elisabeth zu nennen und daß der nicht minder fromme und heilige Gründer dieses neuen Ordens mich, den letzten seiner Knechte, allergnädigst beauftragt hat, Euch hier in dieser feierlichen Sitzung das Verzeichniß derjenigen Frauen und Jungfrauen vorzulesen, die Seine erhabene Majestät vorläufig am würdigsten gefunden hat, durch diesen Orden der Keuschheit ausgezeichnet und wohlverdientermaßen belohnt zu werden. Hört, hört! rief er und räusperte sich.

Die ganze Schaar verhielt sich mäuschenstill. Alle waren gespannt, die Namen dieser würdigsten aller Tugendheldinnen zu erfahren. Jede unter ihnen hielt sich natürlich für die Allerwürdigste und war aus diesem Grunde im Voraus fest überzeugt, ihren Namen zuerst genannt zu hören.

Nachdem der Ordensherold sich — um die Neugier der andächtig lauschenden Gorena etwas länger auf die Folter zu spannen — zum vierten, fünften und sechsten Male geräuspert hatte, begann er mit dem ganzen

Aufwande ſeines neu aufgekratzten Tenors nachfolgendes Decret abzuleſen:

Seine Majeſtät der König haben beſchloſſen zu beſchließen und beſchließen beſchloſſenermaßen wie folgt:

Zur Großmeiſterin des Sternkreuzes der heiligen Eliſabeth wird hierdurch ernannt: Ihre Majeſtät die Königin. Schreit Hurrah, fromme Schweſtern.

— Hurrah! Hurrah! ſchrie der ganze Damen-Chor.

— Großkanzlerin des Ordens: Gräfin Katharina Siméon.

Einige wollten abermals ein Hurrah ſchreien.

— Unterlaßt dies, meine lieben Kinder! Greift nicht unnütz Eure Kehlen an. Gräfin Siméon, die zu dieſem Ordensfeſte gleichfalls eingeladen war, hat, Krankheit vorſchützend, kurz vor Beginn dieſer ſchönen Feierlichkeit uns wiſſen laſſen, daß ſie daran Theil zu nehmen verhindert ſei. Wir aber wiſſen es beſſer, weshalb ſie nicht erſchienen iſt. Ihr ſittenreiner Gemahl, der gekreuzigte Heiland, hat es ſeiner ſchönen Büßerin, Maria Magdalena, nicht erlaubt, dieſes Tugendfeſt durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Nieder mit dem frommen Schächer!

— A bas Monsieur le Sauveur! ſchrien Alle.

— Zur Schatzmeiſterin des Ordens iſt ernannt: Generalin Decoudras; zur Schriftführerin Gräfin Berlepſch . . .

— Eine Deutſche! Welche Schmach! Pfui! Pfui! tobten Alle wild durcheinander.

— Haltet Eure Mäuler, meine frommen Kinder! Macht keine unpatriotiſchen Gloſſen und Anſpielungen. Das, was der König thut iſt wohlgethan . . .

— Nicht immer! Nicht immer! ſchrieen einige Stimmen.

— Dieſe vier hohen Frauen bilden das Ordenscapitel, unterbrach ſie Pigault-Lebrun. Zu Ritterinnen dieſes Keuſchheitsordens ſind ernannt . . . nun paßt auf, meine lieben Kinder, ſagte der Herold und begann von Neuem ſich zu räuſpern.

— Die Namen! Die Namen! ſchrieen Alle.

— Ihr könnt's wohl gar nicht erwarten. Geduld, meine frommen Schweſtern Geduld, Geduld: Patentia omnia vincit, ſagten die Römer, Avec de la patience, ſagen wir Franzoſen, on vient à bout de tout. Chi aspetta, vince, ſagt der Italiener, Patience overcomes all things, ſagen die Beefſteakfreſſer. Geduld überwindet Sauerkraut, ſagt der biedere Deutſche.

— Wir wollen keine Sprichwörter hören. Wir wollen die Namen der Decorirten erfahren! riefen Alle durcheinander . . .

— Hört, hört! rief der folternde Henker und räuſperte ſich zum neunten Male. Zu Ritterinnen ſind ernannt: Mademoiſelle Hoberti, erſte Tänzerin Seiner Majeſtät . . .

— Es lebe die erſte Tänzerin! jubelten Alle.

— Mademoiſelle Blangini, erſte Harfe der Königin . . .

— Vive la première harpe de Sa Majesté!

— Madame Rumer, Madmoiſelle Louis, Madame Romain (entſchuldige, fromme Schweſter, daß das Saint vor Deinem Namen mir in der Kehle ſtecken geblieben iſt!).

— O sans gêne, vieux blagueur! rief Madame Saint-Romain, die auf den Titel einer Heiligen durchaus einen Anſpruch machte.

— Mademoiſelle Lavancourt, Madame Durand, Mademoiſelle Lacomme und Madame Philippe Taglioni. Ex est, fügte er hinzu und ſchob die abgeleſene Liſte in ſeine Kutte. Die Orden ſelbſt erhaltet Ihr morgen.

Und die ganze Verſammlung ſchrie jetzt wie aus Einer Kehle:

— Es lebe der fromme Beſchützer der heiligen Eliſabeth! Es lebe Seine Majeſtät der König!

In demſelben Momente trat Jérôme ein.

— Ich danke Euch, meine theuern Freunde, ſagte er tief gerührt.

Und in demſelben Augenblicke ſprengte ein Vorreiter im vollen Galopp in den taghell erleuchteten Vorhof, in welchem ſich rechts und links die beiden Schloßwachen befanden. Er überbrachte dem Offizier eine Meldung, und eine Secunde ſpäter traten beide Piquets in's Gewehr und vier Tambours rührten die Trommeln, deren überlaute Wirbel zum Ballſaale hinaufdrangen bis zu den Ohren des Königs und ſeiner Gäſte.

Jérôme erſchrak und entfärbte ſich.

— Was bedeutet dieſer Lärm? fragten Alle.

Und das Gewirbel der Trommeln wiederholte ſich.

— Wer mag wohl kommen? fragte ſich Jérôme.

— Vermuthlich ein großer Stier! flüſterte Einer dem Andern zu.

Die Trommeln wurden zum dritten Male und viel ſtärker und anhaltender als die beiden erſten Male gerührt. In demſelben Momente fuhr ein vierſpänniger Reiſewagen, deſſen Schlag mit dem Kaiſerlichen Wappen (einem goldenen Bienenkorbe) geſchmückt war, in den Schloßhof hinein. Beide Wachen präſentirten die Gewehre; die Offiziere ſalutirten mit dem Degen.

— Wer iſt angekommen? fragte Seine Majeſtät.

— Ein Adjutant Seiner kaiſerlich-königlichen Majeſtät, meldete der athemlos hereinſtürzende Ordonnanzoffizier.

— Und ſein Name? fragte Jérôme.

— General Jean Rapp, erwiderte der Anmeldende.

— O meine Ahnung! rief der König.

XXV.

Und bald darauf erſchien der Angemeldete.

Jean Rapp, Sohn einer unbekannten Familie in Colmar, ehemaliger Unteroffizier in einem Cavallerie-Regimente, der zu Anfang der franzöſiſchen Revolution in der Rhein-Armee gedient hatte und als ſolcher vier

Mal unter Cüſtine, Pichegru, Moreau und Deſair verwundet, bald darauf zum Lieutenant im zehnten Jäger-Regiment und zum Adjutanten des Generals Deſair, des Siegers von Offenburg, emporgeſtiegen war, hatte dieſen nach Aegypten und von dort nach Marengo begleitet, wo Jener, an Rapp's Seite von feindlicher Kugel getroffen, im Augenblicke des Sieges getödtet worden war. In der glorreichen Schlacht von Auſterlitz hatte Rapp an der Spitze der Mameluken und zweier Jäger-Escadrons unter dem begeiſternden Rufe: „Rächt unſere beſchimpften Fahnen!“ die ruſſiſche Artillerie in die Flucht geſchlagen und den Anführer derſelben, den Fürſten Nicolaus Waſſiliewitſch Repnin, zu ſeinem Gefangenen gemacht, worauf er, ſchwer verwundet, auf dem Schlachtfelde von Napoleon zum Adjutanten und Diviſionsgeneral ernannt worden war. In der Schlacht von Jena hatte er, mit Murat, die Ueberreſte des ſchmachvoll geſchlagenen Heeres Friedrich Wilhelms III. verfolgt und wie Spreu auseinander gejagt. Im erſten Kriege gegen Rußland war er am 29. October 1806, bei Golymin, an der Spitze einer Diviſion Dragoner durch eine ruſſiſche Kugel im linken Arme verwundet und bald darauf nach Warſchau gebracht worden, wo ihn der Kaiſer wiederſah. Die wievielte von Deinen Wunden iſt dieſe neue hier? — Die neunte, Sire, erwiderte der General. — Zur Belohnung Deiner Tapferkeit ernenne ich Dich zum Gouverneur von Thorn, ſagte Bonaparte. Am 12. Juni 1807 wurde ihm mit dem Range eines Obergenerals auch das Gou-

vernement von Danzig übertragen. Nach dem Tilſiter Frieden war er bei Landshut, Regensburg und bei Eßlingen einer der Tapferſten, ſo daß der Kaiſer ihn bei ſeiner Rückkehr nach Paris zum Großkreuz der Ehrenlegion ernannte und ihn bald darauf über Kaſſel nach Danzig ſandte, wo er ſich neuerdings als Gouverneur dieſer Feſtung niederlaſſen ſollte.

— Da Dich Dein Weg noch heute wieder zurück nach Deutſchland führt, hatte Napoleon zu ſeinem Adjutanten geſagt, ſo kannſt Du unterwegs ein Paar Tage am Hofe meines vielgeliebten Bruders zu Kaſſel ausraſten und ihm gleich nach Deiner Ankunft dieſe meine Ordre zuerſt vorleſen und alsdann einhändigen, für deren pünktlichſte Vollziehung Du mir unter jeder Bedingung verantwortlich bleibſt. Mein ſehr liebenswürdiger Bruder hat die Freundlichkeit gehabt, eines meiner Handbillets an ihn auf eine charmante Weiſe zu beantworten oder beantworten zu laſſen, daß ich mich genöthigt ſehe, ihm etwas darauf zu erwidern. Lies dieſen Specialbefehl, aufgeſetzt von meiner eigenen Hand, bei Dir zu Hauſe durch und befolge genau, was Dir darin aufgetragen wird. Nun reiſe mit Gott, guter Rapp! Ich bitte die Vorſehung, daß ſie Dich und meinen Bruder, den ich freundlichſt von mir zu grüßen bitte, in ihren heiligen Schutz nehme! Au revoir en Russie! ſetzte er hinzu und entließ ſeinen Adjutanten und Chargé d'affaires mit dem huldvollſten Lächeln.

Mit jener Ordre ausgerüſtet, trat nun der kaiſer-

liche Gouverneur von Danzig, im vollſten Glanze ſeiner Generals-Uniform, geſchmückt mit dem Großkreuze der Ehrenlegion, begleitet von einem ſeiner Adjutanten und dem königlich weſtphäliſchen Huſaren-Obriſten von Müller, ungenirt, wie es einem Abgeſandten des großen Kaiſers geziemt, in den klöſterlich ausſtaffirten Ballſaal, in welchem er den König ſuchte, um ihn die Ordre ſeines kaiſerlichen Bruders und Schutzherrn vorzuleſen. Der General ließ ein Paar Minuten lang ſeine Blicke mit halb komiſchem, halb ernſtem Erſtaunen durch die vor Schreck erſtarrten Gruppen der plötzlich nüchtern gewordenen Trappiſten und der unangenehm überraſchten Willys ſchweifen, von denen Einige, die noch etwas mehr Schamgefühl als die Andern beſaßen, ſo ſchnell als möglich in ihre weiten Kutten zurückkrochen und ſich durch dieſe Verwandlung das Ausſehen finſterer Fledermäuſe und reuig zerknirſchter Nonnen gaben.

Als der König auf der Bruſt des Generals das Kreuz der Ehrenlegion erblickte, rief er, von banger Ahnung durchſchauert:

— O dies iſt die fatale Kreuzſpinne, die mir nun, weil ich ihre Vorläuferin vorhin nicht zertreten hatte, eine traurige Botſchaft, eine ſchlimme Hiobspoſt bringt.

— Wo iſt der König? fragte Rapp, nachdem er von ſeinem Erſtaunen zurückgekehrt war.

— Hier bin ich, General, ſagte Jérôme, ihm entgegenkommend. Herzlich willkommen, würdiger Mitſieger von Auſterlitz. Dreifach willkommen am Hofe

des aufrichtigen Bewunderers Ihrer in allen Schlachten so ritterlich bewährten Tapferkeit. Mann der neun Wunden, was bringen Sie uns Neues vom Hoflager unseres großmächtigsten Bruders und Herrn?

— Sire, erwiderte der General, Seine kaiserliche Majestät hat mich mit einer Commission beauftragt, die nicht minder unangenehm für Sie, als für mich selber ist und der ich mich, wie leid es mir auch thut, so rasch als möglich entledigen muß . . .

— General, sagte der König, den kaiserlichen Gesandten mit der allerfreundlichsten Miene ein klein wenig bei Seite ziehend, ist Ihnen vor allem Andern ein Glas Wein gefällig?

— Ich danke, Sire, ich habe keinen Durst.

— O das bedaure ich unendlich. Oder wünschen Sie vielleicht etwas Anderes?

— Vor der Hand wünsche ich nichts, als mit Ihnen unter vier Augen allein zu sein . . .

— General, diese frommen Väter sind meine Gäste. Ich kann diese ehrwürdige Versammlung nicht gut auseinanderjagen, ohne die Pflicht christlicher Gastfreundschaft zu verletzen . . .

— Meinetwegen können Alle es hören, was ich Ihnen im Allerhöchsten Auftrage „gleich nach meiner Ankunft," so lautete der mir mündlich ertheilte Befehl, vorzulesen und dann schriftlich einzuhändigen habe . . .

— General, bester General, hat die Vollziehung dieses Allerhöchsten Auftrags nicht vielleicht bis morgen früh Zeit . . .

— Nein, Sire, ich darf keinen Augenblick länger zögern . . .

— Was also haben Sie uns mitzutheilen? fragte der König, der vor Schreck kreidebleich geworden war und seit dem Erscheinen dieser kaiserlichen Kreuzspinne alles Uebrige — ja sogar Elisabeth — vergessen hatte.

Rapp zog einen Bogen Papier aus seiner Uniform, öffnete das Blatt und las mit lauter, soldatisch-rauher, ringsum vernehmbarer Stimme:

Ordre manuel de l'empereur.

„Notre aide-de-camp, le général Rapp, partira sur-le-champ pour Cassel. Il fera venir à sa présence Muller, commandant des hussards de Westphalie, et se rendra avec lui chez le roi, qu'il commettra a sa garde."

— Himmel, was muß ich hier hören!

— Ich bitte, Sire, mich nicht zu unterbrechen. Geruhen Sie ruhig weiter zu hören. Die Ordre lautet:

Le Roi gardera les arrêts pendant quinze jours."

— Vierzehn Tage? wiederholte die arme Majestät.

— Quinze jours! wiederholte der General und las dann weiter und zwar mit absichtlich höher hinaufgeschraubter Tonfarbe.

Pigault-Lebrun . . .

Als der Inhaber dieses Namens sich nennen hörte, sprang er rasch hinzu und fragte mit der größten Nonchalance:

— General, was wünschen Sie von mir?

— Ich wünsche Ihnen die nachfolgende Stelle des kaiserlichen Handbillets vorzulesen und vielleicht später, bei Gelegenheit, Ihre lustige Bekanntschaft zu machen, fügte Rapp mit heiterem Lächeln hinzu. Nun aber hören Sie mich gefälligst.

„Pigault-Lebrun, auteur de la lettre insolente, que nous a ecrit notre frère, sera mis au cachot . . .

— Au cachot? wiederholte der impertinente Briefschreiber.

— „Pendant trois mois et ensuite . . .

— Wie, ist dies nicht schon genug?

— „Et ensuite envoyé en France sous bonne et sure escorte."

— Unerhört, unerhört! schrie Pigault-Lebrun, der plötzlich aus lauter Angst in Schweiß ausbrach.

— „Nous donnons nos pleins pouvoirs au général Rapp pour qu'il requière la force publique dans le cas, où . . .

Hier machte Rapp einen Augenblick Halt . . .

— „Où, où, où? fragte der König, fragte Pigault-Lebrun und die ganze fromme, jetzt wirklich andächtig lauschende Versammlung.

— „Où, par un excès d'aveuglement, on s'opposerait à l'execution de nos ordres.

Signé Napoleon."

— Sire, setzte der General mit spöttischem Lächeln hinzu, ich würde, da Sie von diesem Augenblicke der

Gefangene des Husaren-Obristen Müller sind, Ihnen im Namen des Kaisers Ihren Degen abfordern. Aber da ich so eben bemerke, daß Sie heute, wohl nur abwechslungsweise, eine Narrenpritsche im Gürtel tragen, so bitte ich Eure Majestät, dieselbe behalten und dafür noch heute Nacht oder spätestens morgen früh mir oder dem Obristen Müller, den ich, wie Sie sehen, gleich mitzubringen mir erlaubt habe, Ihren Degen einhändigen zu wollen, auf so lange, als nach dem kaiserlichen Specialbefehle ihr Stubenarrest dauert.

— General, ich soll mich also wirklich vierzehn Tage ruhig einsperren lassen in meinem eigenen Palaste?

— Sire, was wird Ihnen Anderes übrig bleiben?

— Was wird meine Hauptstadt, was wird mein ganzes Reich dazu sagen?

— Ich glaube, Sire, es wird lächeln!

— Meinetwegen, rief Jérôme ärgerlich. Aber Großer Gott, was wird Sie, Sie dazu von mir denken müssen?

— Sire, wer ist diese zweimal wiederholte Sie?

— Sie sind sehr neugierig, bester General. Ich dachte in diesem Augenblicke an meine liebe, theuere, angebetete Frau, erklärte Jérôme, der bei jenem Sie an Elisabeth Grün gedacht hatte.

— Zufällig befindet sich Ihre erlauchte Frau Gemahlin, wie Obrist Müller mir erzählt hat, noch im Bade und erfährt daher vielleicht nichts von Allem, was sich seitdem hier zugetragen hat.

— Morgen, längſtens übermorgen kehrt die Königin zurück . . .

— In dieſem Falle will ich Ihre Majeſtät in Ihrem Schloſſe zu Kaſſel erwarten und ſie über die kleine Ungnade, der Ihr Herr Gemahl ſich leider nicht zu entziehen vermag, nach beſten Kräften zu tröſten verſuchen . . .

— O ſparen Sie ſich dieſe Mühe. Meine gute Frau kehrt vielleicht erſt in acht oder vierzehn Tagen zurück.

— Deſto beſſer! — Bis dahin haben Eure Majeſtät Ihre kurze Kerkerſtrafe glücklich überſtanden . . . Sie befinden ſich dann wieder auf freien Füßen und können, wenn Ihre Sehnſucht Sie dazu antreibt, Ihrer Frau Gemahlin entgegenreiſen . . .

— Steht auch dies in Ihrer Ordre?

— Nein, Sire, ſagte Rapp, dem Könige den Originalbefehl einhändigend.

— Dann, General, werde ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß ruhig zu Hauſe bleiben und meine Frau in Kaſſel erwarten.

— Ganz wie es Ihnen gefällt, Sire! Aber geſtatten Sie mir die Frage, was dieſer klöſterlich decorirte Saal mit den vielen Todtenköpfen, was dieſe Katafalke und Sarkophage, was dieſer Chorus von frommen Prieſtern und zerknirſchten Nonnen zu bedeuten hat?

— General, ſagte der Luſtigmacher raſch dazwiſchen tretend, Seine Majeſtät hatten geruht, zur Feier der

vollständigen Wiedergenesung seiner erlauchten Frau Gemahlin, auf heute einen allgemeinen Bet- und Bußtag anzuberaumen.

— Sie sind ein Spaßvogel, Herr Lebrun. Jetzt, nachdem ich mich des Auftrags meines Kaisers auch Ihnen gegenüber pflichtschuldig entledigt habe, bin ich erfreut, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, dessen joviale Romane mich schon oft und zuletzt, als ich verwundet in Warschau lag, aufgeheitert und zerstreut haben. Jetzt danke ich Ihnen dafür! sagte der Sieger Reynins, dem Urheber des „Onkel Thomas" und „Monsieur Botte" mit herzlicher Biederkeit die Hand schüttelnd.

— General, fragte der geschmeichelte Verfasser, ist Ihnen vielleicht jetzt ein Glas Sect gefällig?

— Jetzt nehme ich es dankbar an.

— Es lebe der Adjutant des Kaisers! jubelte der urplötzlich zu seiner frühern Heiterkeit zurückgekehrte Conventikel.

— General Rapp dankt der frommen Versammlung.

— Wie lange bleiben Sie unser Gast? fragte der gefangene König.

— Nur einen Tag, Sire! Uebermorgen früh ruft mich meine Pflicht nach Danzig. Am Schlusse der Audienz hatte Seine Majestät der Kaiser mich noch außerdem beauftragt . . .

Der König bekam einen neuen Schreck.

— Ich bitte, nicht zu erschrecken, Sire! Ihr er-

lauchter Bruder hat mir aufgetragen, Sie, abgesehen von jener kleinen Strafe, der Sie sich unbedingt fügen müssen, freundlichst von ihm zu grüßen . . .

— Eine rührende Freundlichkeit! Eine herzzerreißende Bruderliebe!

— Nun noch ein Wort zu Ihnen, sagte Rapp zu Vigault-Lebrun, der ihm ein Glas Sect überreichte, das er mit dankbarer Miene annahm. Wenn, mein jovialer Freund, treten Sie Ihren dreimonatlichen Arrest an?

— In acht oder vierzehn Tagen, General!

— Ach, das geht nicht, charmanter Freund! Ich muß Sie inständigst bitten, daß dies längstens morgen früh geschehe . . .

— Herr, da kann ich ja kaum ausschlafen?

— In Ihrem Kerker, Meister Jovial, werden Sie Muße genug zum Schlafen finden, sagte der Adjutant, mit Einem Zuge das Glas leerend und es ihm zurückgebend. Lassen Sie sich dort die Zeit nicht lange werden. Schaffen Sie ein neues Werk, über das ganz Frankreich herzlich lachen kann.

— Wir wollen es versuchen, Herr Gouverneur.

— Sire, gestatten Sie nun, mich zurückzuziehen.

— Wie, Sie wollen uns schon verlassen?

— Ich bin ermüdet von der Reise und will Eure Majestät durchaus nicht stören in den frommen Andachtsübungen Ihrer feierlichen Bet- und Buß-Nacht.

— Gehen Sie mit allen Heiligen, General! Und schreiben Sie heut oder morgen Unserm kaiserlichen

Herrn und Bruder, dann ersuche ich Sie, ihn freundlichst auch von mir zu grüßen und ihm zu sagen . . .

— Daß König Jérôme von Westphalen, unterbrach ihn sein treuer Genosse, nie aufgehört hat, die aufrichtigsten Wünsche für das Wohl seines erhabenen Bruders zum „Kaiser aller Kaiser" emporzuschicken . . .

— Ich werde dies aufs Pünktlichste befolgen, sagte der Gouverneur von Danzig, machte eine kurze Verbeugung und trat, begleitet von seinem Adjutanten seinen Rückzug an.

Obrist Müller aber blieb beim Könige.

— Ich bin also Ihr Gefangener? fragte Jérôme.

— Sire, auf Befehl Seiner kaiserlichen Majestät! entgegnete Jener, sich ehrfurchtsvoll verneigend.

— Obrist, gestatten Sie ihrem Monarchen, daß er dieser ehrwürdigen Versammlung noch ein Paar Stündchen Gesellschaft leisten dürfe?

Der Obrist sah auf seine Taschenuhr.

— Noch zwei und zwanzig Minuten, mein erhabener Gebieter! Dann schlägt es Mitternacht und dann beginnt der morgige Tag, von dem angefangen mein erlauchter König gleichzeitig auch mein erlauchter Gefangener ist.

— O, welche rührende, echt deutsche Pünktlichkeit! Wir werden Sie zu belohnen wissen!

Müller wagte nichts darauf zu erwidern.

Und mit dem Glockenschlage Zwölf hatte die so heiter begonnene und im besten Zuge traurig gestörte Orgie ihr Ende erreicht. Jeder der frommen Trappi-

ſtenväter nahm eine der demascirten Willys unter den Arm, und Paarweiſe ſchlich die ſaubere Cleriſei unter den Klängen von Ogisky's Trauer-Polonaiſe, halb niedergeſchlagen und halb kichernd zum Saale hinaus. Ganz zuletzt folgte der Pater Guardian mit Mademoiselle Blangini.

Dann zog ſich auch Jérôme zurück. Fünf Schritte hinter ihm folgte Müller.

XXVI.

Am nächſtfolgenden Morgen verließ General Rapp, der zwei Nächte im königlichen Schloſſe zu Kaſſel übernachtet hatte, die Reſidenz ſeiner hausgefangenen Majeſtät auf Napoleonshöhe und eilte über Hannover und Berlin nach Danzig.

Jérôme, der ohnmächtige Satrap ſeines Bruders, der weſtphäliſche Präfect des Kaiſers zu vierzehntägigem Hausarreſte und zu der noch weit härteren Strafe verurtheilt, in ſeinem eigenen Palaſte unter der Aufſicht eines Offiziers ſeiner Garden zu ſtehen, durfte ſeine Zimmer nicht verlaſſen, weder im Garten noch anderswo friſche Luft ſchöpfen und — was das Allerſchmerzlichſte war — das blonde Ziel ſeiner ſchwarzen Wünſche, die Taube in der Löwenburg, Eliſabeth Grün, nicht beſuchen.

Am dritten Tage seiner Gefangenschaft versuchte er zum bösen Spiele gute Miene zu machen, indem er ihr folgenden halb wehmüthigen, halb scherzhaften Brief schrieb:

Elisabeth!

Seit drei Tagen leide ich, wie Dir bereits bekannt sein wird, an einer kaiserlichen Fußrose, die mich am Ausgehen hindert und mich des Vergnügens beraubt, Dich besuchen und mich nach dem Befinden Deiner Gesundheit persönlich erkundigen zu dürfen. Ich werde laut Vorschrift meines überaus weichen Bruders in Paris, der sich einbildet, nicht bloß der größte Feldherr, sondern auch der beste Arzt seiner kranken Brüder zu sein, noch zwölf volle Tage die Zimmer hüten müssen. Wird Elisabeth mich unterdessen wohl vergessen? Wird sie zürnend die Sonne ihres Antlitzes von mir abwenden und mir grollen, daß ich mir eine solche Behandlung von Seiten meines Pariser Leibarztes ruhig gefallen lasse? Wird sie während dieser langen Zeit, in welcher ich sie nicht sehen kann, dann und wann an mich denken und sich von der Höhe ihrer Löwenburg zum Kerker ihres kranken Freundes herablassen und ihn vielleicht einmal besuchen, um ihm und seinen tausend Wunden den Balsam ihres süßen Trostes einzuflößen? —

Während meiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit beschäftige ich mich einzig und allein mit Deinem Bilde. Ich sehe es beständig und überall, in jeder Rose, die Morgens aus dem Garten zu mir herauf-

blickt, in jeder Taube, die Mittags an meinem Fenſter vorüberfliegt, in jedem Sterne, der Nachts zu mir herniederlacht. Ich ſehe Dich hinter jedem verſchloſſenen Fenſter der Löwenburg; ich ſuche Dich wie eine Nachtigall auf jedem Zweige der Bäume, deren grüne Gipfel zu mir hinaufſchauen. Jedes Blatt, jede Blume, jede Wolke ſcheint mir Grüße zu bringen von Dir, die Du mein Alles biſt! Ich ſehne mich nach Deinem Anblick, wie Heliotrop nach den Strahlen der Sonne, wie der Lotos nach den Küſſen des Mondes, wie ein armer Sünder nach dem wunderthätigen Gnadenbilde der Alles vergebenden Jungfrau Maria. Ach, auch Du biſt eine Heilige; auch Du, Eliſabeth, biſt eine Madonna; auch Du biſt Unſere liebe Frau, Unſere Notre dame de consolation, und Du übſt auf mich größere Wunder, als jenes Heiligenbild zu Luxembourg, aus.

Willſt Du Deinen reuigen Sünder erhören, dann ſchreibe ihm bald ein Paar Zeilen, wie ſie einſt die Mutter Gottes mit eigener Hand geſchrieben hat an die treue Kirche von Meſſina.

Antworte bald, recht bald

Deinem

kranken Bruder J . . . . .

Er wartete zwei, er wartete drei Tage. Eliſabeth ſchwieg . . . es kam keine Antwort.

XXVII.

Die Königin, die unterdessen ihre Rückreise angetreten hatte, war unterwegs — in Frankfurt am Main — wir wissen nicht, ob zufällig oder absichtlich, von den Anstrengungen der Reise so unwohl geworden, daß sie — laut Vorschrift ihres Leibarztes — sich gezwungen sah, in jener Stadt noch acht bis zehn Tage zu verweilen, um sich während dieser Zeit bestmöglichst zu erholen. Dies meldete Doctor Zadig dem Doctor Personne, und dies meldete Doctor Personne ihrem gefangenen Gemahle.

— Desto besser, sagte der König. Unterdessen haben wir unsern Arrest überstanden. Die gute Königin! Käm's auf mich allein an, dann könnte sie noch ein Paar Monate länger ausbleiben und brauchte überhaupt gar nicht wieder zu kommen, denn ich liebe nicht diese Frau und habe sie nur auf Befehl meines Bruders geheirathet, der nun gar verlangt, daß sie Mutter werden muß, quand même! fügte er mit centnerschwerem Seufzer hinzu, und dachte dabei wieder an Elisabeth. Diese aber hatte ihm noch immer nicht geantwortet. Und der gefangene König war untröstlich.

XXVIII.

An demselben Tage, an welchem der Stubenarrest Seiner Majestät zu Ende ging, kehrte die Königin im

erwünſchteſten Wohlſein — wie am folgenden Morgen der Kaſſeler Moniteur berichtete, — nach der Haupt- und Reſidenzſtadt ihres erlauchten Gemahls zurück, der durch Unpäßlichkeit ſich gehindert ſah, ſeiner erlauchten Frau Gemahlin entgegenzureiſen.

XXIX.

(Auszug aus dem „Moniteur", drei Tage ſpäter.)

Seine Majeſtät der König haben allergnädigſt geruht, den Leibarzt ihrer Majeſtät der Königin, Dr. Abraham Zadig, zum Großkreuz, und den Kapellmeiſter der königlichen Oper, Maeſtro Felix Blangini, zum Ritter des weſtphäliſchen Kronenordens zu ernennen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

König Jérôme Napoleon

und

sein Capri.

Historisch-Humoristischer Roman

von

E. M. Oettinger.

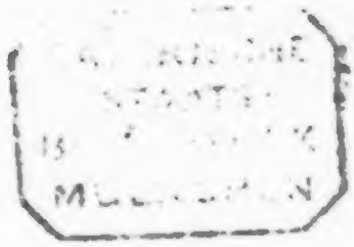
Zweite Auflage.

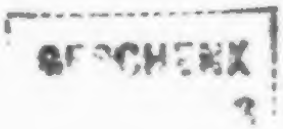
3. Band.

Leipzig.

Verlag von G. Wengler.

1861.





BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

I.

Am ersten Morgen nach der Rückkehr der Königin befand sich der erlauchte Gemahl, welcher Nachts zuvor mit dem Glockenschlage Zwölf seine vierzehntägige Haft glücklich überstanden hatte, in ihrem mit asiatischem Luxus ausgeschmückten Schlafgemache im Schlosse zu Kassel, um auf dem himmelblauen, schwellenden Divan an ihrer Seite das erste Frühstück einzunehmen. Die etwas zudringliche Sonne, welche große Lust zu haben schien, unparteiische Augenzeugin jenes rührenden Wiedersehens nach mehr als dreimonatlicher Trennung zu sein, blinzelte neugierig durch die grünseidenen Fensterportièren, welche, fast geschlossen, nur einzelne Strahlen der tausendäugigen Beobachterin hindurchschlüpfen ließen. Der gute König war überaus zärtlich.

Darf man fragen, theure Frau Gemahlin, wie Ihnen Ihre Badekur bekommen ist? begann Jérôme, seinen Arm um Katharinen's üppige Hüfte schlingend.

— Ich fühle mich — Dank der gütigen Vorsehung — jetzt wohler als je.

— Das freut mich unendlich, liebe Freundin. Ihr blühendes Aussehen beweist, daß unsere beiden Leib-

ärzte ſich in ihren Vorausſetzungen nicht getäuſcht haben. Der erhöhte Glanz Ihrer Augen, der roſige Hauch Ihrer Wangen, die Frühlingsfriſche Ihrer milchweißen Haut geben mir die erfreuliche Bürgſchaft, daß der Zuſtand Ihrer mir theuern Geſundheit ſich auffallend gebeſſert hat.

— Sire, ich fühle mich wie neugeboren.

— Magſt Du es glauben oder nicht, Katharina, ich finde Dich jetzt nach einer Abweſenheit von länger als drei Monaten, die mir ſo unerträglich lang, wie drei Jahre vorgekommen ſind, faſt noch einmal ſo friſch und ſchön und liebenswürdig, als früher.

— Erlaube mir zu ſagen, theurer Jérôme, daß auch Deine Liebenswürdigkeit, die während unſerer peinlich langen Trennung ſich verdoppelt — o was ſag' ich! — ſich verzehnfacht hat, mich eben ſo ſehr überraſcht, als in hohem Grade entzückt. Du biſt freundlicher als je . . .

— Iſt dies nicht meine Pflicht und Schuldigkeit? Seit Deiner Rückkehr fühle ich lebhafter als je, daß Du, holde Freundin, ein Engel an Liebreiz, mit Einem Wort *ausnehmend-einnehmend* biſt.

— Du beſchämſt mich, mein guter Jérôme. Vor meiner Abreiſe hatte es mich oft tief, ſehr tief betrübt, ganz das Gegentheil von dem, was Du mir heute zu ſagen ſo gütig biſt, wahrgenommen zu haben. Oft dachte ich mir, ich wäre in *Ihren* Augen die reizloſeſte und häßlichſte Dame *Ihres* ganzen Hofes . . .

— O, Madame, dann thaten Sie nicht blos sich selbst, sondern auch mir, dem aufrichtigsten Bewunderer Ihrer Vorzüge, ein himmelschreiendes Unrecht! Mein Herz fühlte sich stets zu Ihnen hingezogen — doch häufig schmerzte es auch mich, bemerken zu müssen, daß Ihr Herz — Gott weiß aus welchen Gründen! — sich von dem Meinigen mehr und mehr abgewendet habe . . .

— Dieser Vorwurf, Sire, ist sehr ungerecht! Ich war Ihnen stets mit gleicher Liebe zugethan und kannte bis heute keinen andern Gram, als den, diese heiße Neigung, diese ungetheilte Liebe leider nicht so erwiedert zu sehen, als ich es gehofft und gewünscht hätte.

— Machen wir uns gegenseitig keine Vorwürfe! Vergessen wir, was früher zwischen uns vorgefallen ist und seien Sie von heute an fest überzeugt, daß Niemand, Niemand — sage ich Ihnen — Sie aufrichtiger und inniger zu lieben vermag, als Ihr treuer Gemahl, betheuerte Jérôme und pflanzte einen ungewöhnlich zärtlichen Kuß auf den Alabaster ihrer halbentblößten Schulter.

— O mein Gott! flüsterte die Königin.

— O mein Bruder! überlegte der König.

— Diese Versicherung Ihrer treuen Liebe macht mich stolz und glücklich, Jérôme. Sollte ich Dich bisher wirklich verkannt haben, dann bitte ich Dich tausendmal um Verzeihung, erwiderte Katharina und hauchte einen glühenden Kuß auf seine eiskalte Stirn.

— Das ist zu rührend, dachte Jérôme.

— Das iſt zu auffallend, dachte die Königin.

— Erlaubſt Du es, meine reizende Freundin, daß Dein entzückter Gemahl Dir heute, wie in den erſten Tagen des Honigmonds, Dir Deine roſigen Nägel beſchneiden darf?

— Sprich, guter Jérôme, warum gerade dies?

— Weil es mir Freude macht, Engel!

— Dort liegt die Scheere, ſüßer Freund.

Und Jérôme erhob ſich, um ſie zu holen.

— Woher dieſe plötzliche Veränderung meines Gemahls? fragte ſich die Königin, die den Grund dieſer Umwandlung nicht zu errathen vermochte. Sollte die lange Entfernung oder irgend ein anderer Umſtand, der mir nicht bekannt iſt, beigetragen haben, mich in ſeinen Augen liebenswürdiger erſcheinen zu laſſen, als vor meiner Abreiſe? Wahrlich, ich begreife es nicht.

— Komm, meine fromme Taube, ſagte Jérôme, ſich an ihre Seite niederlaſſend, ich will Deine Nägel kürzen und Dir dabei erzählen, wie lieb und theuer Du mir biſt. Damit Du ſiehſt, wie oft ich während jener grauſam-langen Trennung an Dich gedacht und wie ſehr ich mich mit Dir beſchäftigt habe, will ich Dir ſagen, daß ich einen meiner jungen Landsleute drei Monate lang auf Koſten meiner Schatulle durch halb Europa gehetzt, um für Dich ein Album eigenthümlicher Art zu ſammeln, ſagte Jérôme während des Nägelabſchneidens. —

— Du machſt mich neugierig, theurer Freund.

— Ich habe dem armen Teufel, ſeitdem ich nicht

wußte, was ich mit ihm anfangen ſollte, den Auftrag ertheilt, von den Gräbern geſchichtlich berühmt gewordener Liebespaare Blätter und Blumen zu pflücken und auf dieſe Weiſe ein Herbarium ewiggrüner Liebe anzulegen.

— Ein herrlich-ſchöner, wahrhaft poetiſcher Gedanke! Und iſt Dein Chargé d'affaires bereits zurückgekehrt?

— Bis jetzt noch nicht, ſüße Freundin. Doch erwarte ich ihn jeden Tag. Zuletzt ſchrieb er mir aus Padua, wohin er geeilt war, um zu ſehen, ob es ihm möglich ſei, ein Blatt vom Grabe Petrarca's, der auf dem Kirchhofe zu Arqua ruht, für Dich zu erbeuten.

— Dieſe zarte Aufmerkſamkeit rührt mich bei Weitem mehr, als die peinliche Sorgfalt, mit welcher Du Dich herabläſſeſt, meine dieſer Gunſt gänzlich unwürdigen Nägel zu pflegen.

— Der arme Teufel, fuhr Jérôme fort, ohne ſich in ſeiner ſonderbaren Beſchäftigung auch nur einen Augenblick ſtören zu laſſen, hat bereits Reliquien von den Gräbern Dante Alighieri's und ſeiner Geliebten Beatrice Portinari, Torquato Taſſo's und der beiden Lenoren, Abälards und Heloiſens, Raphaels und ſeiner Fornarina, Franceſco's von Medicis und der Bianca Capello, Molière's und Iſabella Bejart's, des Marſchalls Moritz von Sachſen und der Adrienne Lecouvreur für Dich geſammelt.

— Das freut mich über alle Maßen. Aber mein Gott, was ſeh' ich?

— Was ſiehſt Du, liebes Kind? fragte Jérôme, emſig fortſchneidend.

— Syrich, lieber Freund, was guckt hier aus der Oeffnung Deiner Hemdkrauſe hervor? fragte die Königin, die ſchwarzſeidene Schnur erfaſſend, an welcher der an der Wurzel in Gold eingefaßte Zahn ſeiner angebeteten Eliſabeth hing. Iſt dies ein Wolfs- oder Löwen-Zahn?

— Keines von Beiden, meine gute Katharina, ſtotterte Jérôme, der durch dieſe unerwartete Frage ſichtbar in Verlegenheit gerieth.

— Ei, was denn? fragte die Neugierige.

— Dies iſt der Zahn einer Fledermaus.

— Einer Fledermaus? wiederholte die ungläubige Fragerin.

— Die mir Glück bringen ſoll; ein Talisman, den ich aus dieſem und keinem andern Grunde Tag und Nacht auf meinem Herzen trage . . .

— Und von wem haſt Du dieſen komiſchen Talisman? fragte Katharina mit ſpöttiſchem Lächeln.

— Von wem? Von meinem lieben Freunde Vigault-Lebrun.

— O ſchenke ihn mir.

— Meinſt Du meinen Freund?

— Ich meine dieſen ſchönen weißen Zahn, der eben ſo wenig von einer Fledermaus, als dies vereinzelt graue Haar, das ich mit Deiner gütigen Erlaubniß in dieſem Augenblicke Deiner Schläfe entreiße, von einem wüthenden Eber iſt!

— Halt, halt! Du thust mir weh!

— Und glaubst Du, daß dieser Zahn jenem Wesen, dem er ausgerissen worden, nicht noch viel weher als Dir dieses Haar gethan?

— Ich verstehe Dich nicht, stammelte der König.

— Du willst mich nicht verstehen! Wollte man diesem Zahne etwas näher auf den Zahn fühlen, dann wäre es leicht möglich, einem Geheimnisse auf die Spur zu kommen, das . . .

— Entschuldigen Sie, Madame, daß ich Sie unterbreche. Während Sie hinter diesem unschuldigen Talisman Gott weiß was suchen, springt mir etwas in die Augen, was mir weit verdächtiger als jener harmlose Fledermauszahn erscheint. Ist's erlaubt, zu fragen, Madame, was mit so impertinenter Neugier hier aus Ihrem Busenstreife hervorlugt? fragte Jérôme, mit dem Zeigefinger auf ein Stück Papier hinweisend, das plötzlich wie ein Deus ex machina aus der Versenkung zum Vorschein gekommen war.

— Meinen Sie diesen Zettel? fragte Katharina, die sich jetzt in nicht minder großer Verlegenheit befand.

— Und was enthält dieser Zettel? wünschte Jérôme zu erfahren.

— Den Text einer italienischen Romanze, stammelte die Königin.

— Ist's erlaubt, diesen Text zu lesen?

— Sire, ich mache kein Geheimniß daraus, erwiderte Katharina und reichte ihrem Gemahle das

Original jenes Liedes, das Signor Blangini im Bade eigens für ſie componirt hatte.

Jérôme warf einen Blick auf jene italieniſchen Strophen und warf dann mit wahrem Rabelais-Lächeln die Frage hin:

— Wie kommt's, daß dieſe „Vaga Luna" ihr Nachtquartier in dem reizenden Schlupfwinkel Ihres Buſens aufgeſchlagen hat?

— Ich hatte das Lied kurz vorher, ehe Sie hier eingetreten waren, zu mir geſteckt, um es nicht zu verlieren . . .

— Und wer gab Ihnen dieſe Verſe?

— Ich erhielt ſie von Madame Blangini . . .

— O ſchenke ſie mir!

— Meinſt Du die Geberin dieſes Liedes?

— Nein, theure Katharina, ich meine die Verſe ſelbſt.

— Ich werde ſie für Dich abſchreiben . . .

— Und weshalb willſt Du mir nicht das Original überlaſſen?

— Weil's nicht mir, ſondern ihr gehört.

— Passons la-dessus, ſagte Jérôme und erhob ſich.

— Wie, Sie wollen ſchon wieder fort?

— Ein dringendes Geſchäft ruft mich nach meinem Capri zurück . . .

— Und wann habe ich die Ehre, Sie wieder bei mir in Kaſſel zu ſehen?

— Sobald es meine Zeit erlaubt . . .

— Ich bitte, Sire, verlieren Sie nicht dieſen koſtbaren Zahn, ſagte Katharina mit wohlfeiler Ironie.

— Es iſt ein Geſchenk, Madame, auf das ich eben ſo großen Werth lege, als Ihre Majeſtät auf Ihren „keuſchen Mond" zu legen geruhen, erwiderte der Gemahl mit eben ſo billiger Malice.

— Chaque fou a sa marotte, lächelte die Königin.

Jérôme zuckte die Achſel und ging.

II.

Seine Sehnſucht trieb ihn zu Eliſabeth.

Während der ganzen Zeit ſeines Stuben-Arreſtes hatte ſie kein Lebenszeichen von ſich gegeben und — was ihn ſo ſehr beunruhigte — ſeinen Brief ohne Antwort gelaſſen. War ſie krank oder wollte ſie nichts mehr von ihm wiſſen. Dieſe beiden Vermuthungen — Eine trauriger als die Andere — peinigten ihn dergeſtalt, daß ſie ihm während der letzten drei Tage ſeiner Haft keinen Augenblick Ruhe gönnten. Er war geſpannt, den Grund ihres unerklärlichen Schweigens zu erfahren und darum eilte er mit pochendem Herzen und unbeſchreiblicher Unruhe von Kaſſel nach Napoleonshöhe und von dort nach der Löwenburg. Unterwegs fragte er ſich:

— Was mag vorgefallen ſein? Was mag ſie be-

leidigt oder gar gekränkt haben? Ist Krankheit oder Gleichgültigkeit die Ursache ihres räthselhaften Schweigens? Sollte Elisabeth wirklich nichts weiter als eine abgefeimte Kokette sein, die mit der Ruhe meines Herzens, mit dem Frieden meiner Seele, wie Pigault-Lebrun zu behaupten wagt, ein fein berechnetes, herzloses frevelhaftes Spiel treibt? Sollte ich mich wirklich getäuscht haben? Sollte das, was ich bis jetzt für reine Unschuld gehalten habe, nur Verstellung, Schminke, Maske sein? Eine solche Komödie wäre infam, solche Täuschung wäre geradezu nichtswürdig! Wenn sie, die ich mit allen Kräften meiner Seele liebe, weiter nichts als eine schlaue Heuchlerin wäre, die mich durch erkünstelte Kälte, durch affectirte Gleichgültigkeit desto sicherer in die Schlinge ihrer Koketterie, in das Netz der Verführung zu locken beabsichtigt, wäre ein so herz- und liebloses Geschöpf, wie diese Elisabeth, dann noch würdig, der Mittelpunkt all' meiner Gedanken, der Gegenstand meiner Träume, das Ziel meiner heißesten Wünsche zu sein? Heute muß ich in's Klare kommen! Heute muß ich die Ueberzeugung erhalten, ob sie mich wirklich liebt oder nur hintergeht, wie so Viele mich hintergangen haben.

Als der König sich an der Schwelle ihrer Thüre befand, schlugen ein Paar Harfen-Accorde an sein Ohr. Elisabeth sang eine Strophe jenes Liedes:

Treu bin i, treu bleib' i,
Treu hab' i's im Sinn.
Treu bleib' i mei'm Schatzerl,
Bis nit mehr i bin!

Es fiel ihm ein Alp vom Herzen.

— Gottlob, sie ist wenigstens nicht krank! rief er aus und öffnete die Thüre mit der kühl hingeworfenen Frage: Störe ich, Mademoiselle?

— Sie stören mich niemals, erwiderte Elisabeth.

— Elisabeth, rief Jérôme, ihre Hand erfassend, wissen Sie, wie lange wir uns nicht gesehen haben . . .

— Heute, Sire, ist's der funfzehnte Tag . . .

— Elisabeth, hatten Sie meinen Brief erhalten?

— Ja, Majestät, erwiderte die Jungfrau, ihre Augen niederschlagend.

— Ja, sagen Sie? Und weshalb haben Sie mir nicht geantwortet?

Doch statt der Antwort schwieg sie.

— Wie deute ich dieses geheimnißvolle Schweigen? fragte der König mit gespannter Neugier.

— Setzen Sie sich, Sire, und hören Sie ruhig an, was ich Ihnen darauf zu erwidern habe.

Jérôme setzte sich an ihre Seite.

— Sire, begann Elisabeth, in dem Augenblicke, als ich ihre Zeilen erhielt, griff ich in der ersten Aufwallung meiner übergroßen Freude nach Feder und Papier, um sie ohne Aufschub zu beantworten. Doch in demselben Moment, als ich das erste Wort niederschrieb, ließ sich von der Decke meiner Kammer auf den eben angefangenen Brief eine schwarze Spinne herab. Da erschrak ich, Sire . . .

— Sie erschraken? Und weshalb?

— Weil ich sie als schlimme Vorbedeutung, als eine Warnung vom Himmel hielt.

— Sind denn auch Sie so abergläubig.

— Welch liebendes Herz ist es nicht? Stille, heimliche Liebe sieht in dem allerunbedeutendsten Zeichen einen Fingerzeig des Schicksals. So sah ich in jener Spinne eine Mahnung Gottes, Ihnen nicht zu antworten . . .

— Weshalb? weshalb?

— Weil ich es für Sünde hielt.

— Ist es Sünde, einen Mann, den man liebt, zu trösten, wenn er dieses Trostes bedarf?

— Trösten, Sire, ist niemals eine Sünde! Aber Lieben kann oft mehr als Sünde, Lieben kann bisweilen geradezu Verbrechen sein.

— Ein Verbrechen, sagen Sie? Gegen wen?

— Gegen diejenige Person, Sire, die ein ausschließliches Recht auf diese Liebe besitzt.

— Nun verstehe ich Sie . . . Sie meinen die Königin, meine Frau.

— Sire, entgegnete Elisabeth mit hell auflodernder Begeisterung, wären Sie frei und ledig, dann sollte die ganze Welt es erfahren, daß Elisabeth Sie liebt mit der ganzen Gluth ihrer Seele, mit dem ganzen Feuer tiefsinnigster Leidenschaft. Sire, hätte die Vorsehung Sie nicht zu einem Könige gemacht; Sire, wären Sie, statt König von Westphalen, der letzte und ärmste Ihrer Unterthanen, dann würde ich mit seligem Entzücken in Ihre Arme fliegen und Ihnen sagen: Hier

bin ich; nimm mich arm, wie ich bin; liebe mich, wie ich Dich liebe; komm an mein Herz und sei mein; ich fliege an Dein Herz und bin Dein, Dein mit Leib und Seele, Dein für jetzt und immerdar! Aber, Sire, fügte sie tief betrübt hinzu, dies sind nur fromme Wünsche, schöne Träume, süße Täuschungen, die nie Wahrheit werden können. Sire, Sie sind der Gemahl einer glücklichen, doppelt beneidenswerthen Frau, die ein älteres, heiligeres Recht auf den ungetheilten Besitz Ihres Herzens und seiner ganzen, vollen Liebe hat, als jene Unglückliche, die sich in der Stille ihres Herzens Tag und Nacht tausend bittere Vorwürfe macht über das Verbrechen, dessen sie sich schuldig macht dadurch, daß sie, wenn auch nur ohne es gewollt zu haben, einen verdammenswerthen Eingriff in die Rechte jener Andern gewagt und ihr sündiges Auge zu einem Manne erhoben hat, der nie und unter keiner Voraussetzung der ihrige werden kann.

— Elisabeth, Du machst Dir Vorwürfe und Gewissensbisse über Dinge, die nicht mehr zu ändern sind und die in Deinen Augen strafbarer erscheinen, als sie es wirklich sind. Liebe kann in gewissen Fällen wohl eine kleine Sünde, niemals aber ein so großes, verabscheuungswürdiges Verbrechen sein, daß ein so reines Herz, wie das Deinige davor zurückzubeben braucht. Bin ich es nicht, der Dich gleichsam dazu überredet, verführt, gezwungen hat, meinem kranken Herzen den Trost und Balsam Deiner Liebe zu schenken. Du hast sie mir nicht aufgedrungen, wie jener zahllose Troß an-

derer Frauen, die theils aus Eitelkeit, theils aus Eigennutz mir entgegengekommen sind und mich für sich eingenommen haben. Du bist das einzige weibliche Geschöpf, das mir noch niemals eine Artigkeit oder Schmeichelei gesagt. Doch gerade deshalb, weil du zurückhaltender, keuscher und züchtiger als die andern Damen meiner Umgebung mir erschienen bist, gerade deshalb habe ich Dich mehr achten und schätzen, mehr lieben und anbeten gelernt, als den ganzen Frauenkranz meines Hofes. — Du meinst, es sei ein verdammenswerthes Verbrechen, den Mann einer Andern zu lieben. Denk' an Agnes Sorel, welche Karl VII., denk' an Louise de Vallière, welche Ludwig XIV. bis zum Tode ihrer Tage geliebt und denen Nachwelt und Geschichte jenes Verbrechen — wie Du es nennst — dankbar verziehen haben. Diese hat selbst ein so frommer Mann wie Bossuet, Bischof von Meaux in einer Leichenrede, jene selbst ein so ritterlicher König, wie der erste Franz, in einem Sinngedichte gefeiert und unsterblich gemacht für alle Zeiten. Elisabeth, willst Du reiner, willst Du höher, willst Du größer in den Annalen meines Hofes dastehen, als jenes Dioscurenpaar? Willst Du Deinem Könige, Deinem Sclaven das verweigern, was jene Beiden ihren Anbetern, die eben so gut verheirathet waren, großmüthig gewährt, freudig aufgeopfert haben? — Elisabeth, gleich jenen will ich Dich zur Hofdame der Königin ernennen und Dich, wie jene Beiden, an meine Nähe fetten . . .

— Sire, welch' abenteuerlicher Einfall! Elisabeth

Grün paßt eben so wenig zu einer Hofdame der Königin als die Königin zu meiner Kammerfrau. Wie oft, Majestät, soll ich Sie bitten und beschwören, mich auf der Stufe zu lassen, auf der das Schicksal mich nun einmal hingestellt. Scheine ich Ihnen in meinem Stande und meiner Stellung so niedrig, daß Sie mich um jeden Preis, ja selbst um den, mich dem Gespötte Ihres Hofes preiszugeben, durchaus erhöhen wollen? Obgleich tief unter Ihrem Stande, habe ich doch eben so gut meinen Stolz, als die erste Ihrer Hofdamen, die ein glückliches Ungefähr, ein reiner Zufall zur Gräfin oder Fürstin gemacht.

— Elisabeth, mich entzückt Dein jungfräulicher Stolz ... ich finde ihn eben so schön, als gerecht. Aber bleibst Du nicht immer Elisabeth Grün, wenn Du auch Ehrenfräulein der Königin bist?

— Mein Amt würde mich in ihre Nähe bringen ... Und glauben Sie, daß ich den Blick einer Frau ertragen könnte, von welcher ich mir sagen müßte, daß ich ihr den köstlichsten Diament ihrer Krone, den größten Schatz ihres Herzens, die Liebe ihres Gatten geraubt?

— Du hast sie ihr nicht geraubt ... ich habe sie Dir freiwillig geschenkt ...

— Und habe ich dies Geschenk nicht zurückweisen müssen?

— Das hast Du gethan, Elisabeth ... ich aber habe es Dir aufgedrungen ... Du bist frei von aller Schuld!

— Sire, dies bin ich nicht. Vor Monden, als ich Ihre Neigung zu mir erwachen sah, hätte ich meinem Herzen Gewalt anthun und Ihnen und mir sagen müssen: Wohin führt diese Verirrung unserer Herzen. Sie macht uns beide namenlos unglücklich. Reißen wir, um Schlimmeres zu verhüten, den ganzen Keim mit allen Wurzeln aus und geben wir uns Mühe, uns, so lange dies noch möglich ist, gegenseitig zu vergessen. Jetzt, Sire, ist es zu spät!

— Und dafür danke ich dem Himmel und Deiner Liebe zu mir . . . Wir beide können uns jetzt eben so wenig vergessen, wie zwei Blumen, die einem und demselben Stengel angehören, wie zwei Herzen, die von einem und demselben Gedanken bewegt, erhoben oder niedergebeugt werden. Elisabeth, mir gehörst Du auf immer! sagte Jérôme und wollte sie in seine Arme schließen.

Sie aber wies ihn sanft zurück.

— Unsere Liebe, sagte sie im Tone der tiefsten Wehmuth, muß hier auf Erden rein von jedem Makel bleiben. Dort oben, in einer andern Welt, wird unsere Liebe vollkommen sein!

— Deine Grausamkeit martert mich zu Tode.

— Und glauben Sie, Sire, daß mein Herz weniger blutet, als das Ihre. Meinen Sie, daß ich weniger leide als Sie? Aber Gott, dieses Crucifix und die Erinnerung an meine arme Mutter, die mich mit tausend Thränen unter ihrem treuen Herzen trug, verleihen mir den Muth, den Schmerz, der auch meine

Seele zerreißt, siegreich zu überwinden, und mich mit dem erhebenden Gedanken zu trösten, daß ich mich von Ihnen nicht blos geliebt, sondern heute noch so geachtet wie am ersten Tage unseres Zusammentreffens weiß.

— Du willst Heldin, willst Märtyrerin sein?

— Ich will bleiben was ich bin!

— Gut, es sei. Aber gieb mir einen Beweis, daß Deine Liebe zu mir kein Blendwerk, kein Schattenspiel, keine Täuschung sei.

Elisabeth fing bitter zu weinen an.

— Sire, womit habe ich diese neue Kränkung verdient. Welcher Schritt meines Benehmens berechtigt Sie zu dem Glauben, daß ich mir mit Ihrem Herzen ein frevelhaftes Gaukelspiel erlaube? O Sire, Sie wissen nicht, was Liebe ist!

— Du versündigst Dich gegen mich, Elisabeth!

— Wahre Liebe, Sire, hat nie gezweifelt!

— Und doch giebt es keine Liebe ohne Eifersucht!

— Der Eifersüchtige hat nie treu geliebt. Nur Der verdächtigt andere, der sich selbst nicht traut. Eifersucht ist Mangel an Vertrauen zu sich selbst. Wahre Liebe, Sire, kennt kein Mißtrauen!

— Elisabeth, ich gestehe Dir zu meiner eigenen Schande, daß mich häufig der Gedanke peinigt, Deine Liebe sei nicht so heiß und innig als die meine . . . Es giebt Augenblicke, in welchen mich die Furcht beschleicht, Dein Herz empfinde nur Mitleid und gar keine Liebe für mich. Oft quält mich der grausame Verdacht, Deine Liebe glühe für einen Andern, den ich

nicht kenne und den ich mir mit Farben male, die ihn zum Halbgott, zum Adonis machen. Dann bin ich ein Othello, der eifersüchtig ist auf seinen eigenen Schatten an der Wand und der in jedem Manne, welcher jünger, schöner, liebenswürdiger ist, als er selbst, einen heimlich bevorzugten Nebenbuhler erblickt.

— Sire, das sicherste Mittel, sich der Treue seiner Geliebten zu versichern ist jenes, ihr volle Freiheit zu lassen und kein Mißtrauen zu zeigen . . .

— Soll ich nicht mißtrauisch sein, wenn ich bedenke, daß Du mir noch nicht das kleinste Zeichen Deiner Liebe geschenkt?

— Sire, wie hart, wie ungerecht ist dieser Vorwurf! Soll ich Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe eilen und Sie daran erinnern, daß ich etwas für Sie gethan, was tausend Andere an meiner Stelle nicht gethan hätten . . .

— Du denkst dabei an Deinen Zahn. Ich erkenne darin ein Opfer, das Deine Eitelkeit mir gebracht; aber noch bin ich dadurch nicht überzeugt, daß Du mich liebst . . .

— Sire, was verlangen Sie noch mehr?

— Gieb mir einen Kuß, einen einzigen Kuß!

— Sire, so bat einst auch Er! Und ich gab ihm mehr als Dies und zum Lohne dafür betrog er mich! Seitdem habe ich das Gelübde gethan, K e i n e n mehr zu küssen.

— Gut, dann schwöre mir wenigstens, daß Du mich liebst.

— Und würde dieser Schwur Sie beruhigen?

— Allerdings, Elisabeth, allerdings!

— Sire, so dachte einst auch ich! und doch betrog er mich, trotz aller Schwüre!

— Elisabeth wird ihren Schwur nicht brechen . . .

— Aber auch schwören wird sie nicht!

— O dann liebt sie mich nicht!

Sie gab ihm darauf keine Antwort. Es trat eine peinliche Pause ein.

— Elisabeth, begann er endlich, was soll ich glauben von Dir? Sprich, wofür soll ich Dich halten? Bist Du Teufel oder Engel? Bist Du Nixe oder Fee.

— Ich bin keines von Beiden, Sire. Ich bin ein einfach schlichtes Mädchen, das sein Herz nicht auf der Zunge trägt und sein Geheimniß, das im Innern heiß wie die Kohle glüht, zu wahren weiß. Wer laut zu sagen wagt: ich liebe! der hat nie geliebt. Schweigen, schweigen ist der Liebe Pflicht!

— Du hast Recht, mein reiner Engel. Nur ein Herz, wie das Deinige, begreift die geheime Magie und das magische Geheimniß wirklicher Liebe. Verzeihe mir, holde Fee, wenn meine Zweifel Dein Zartgefühl wiederum verletzt und gekränkt haben. Ich will Dir Alles, Alles glauben.

— Sire, dies erwarte, dies wünsche ich! Nun aber bitte ich Eure Majestät, mich verlassen zu wollen, denn in wenig Augenblicken wird Madame Taglioni erscheinen, um mir, Ihrem Auftrage gemäß, Unterricht auf der Harfe zu ertheilen. Meine Lehrerin ist die

Pünktlichkeit ſelbſt. Ich möchte nicht, daß ſie oder irgend ein Anderer Sie jemals bei mir träfe. Unſere Liebe muß ein Geheimniß bleiben.

— Auf wie lange?

— Für immer, Sire, für immer! Niemand darf, Niemand ſoll erfahren, wie glücklich Eliſabeth im Beſitze Ihrer Liebe iſt. Gehen Sie, Majeſtät, gehen Sie! Die überſchäumende Wonne meines Herzens konnte mich verleiten, Ihnen Geſtändniſſe zu machen, die Sie nur errathen ſollen. Sire, auf Wiederſehen! rief ſie aus, ergriff mit freudeverklärten Zügen die Hand des Monarchen und ſteckte ihm einen kleinen Zettel zu, den ſie bis dahin in ihrer Hand verborgen hatte.

Der König küßte ihre ſchöne Hand und entfernte ſich. Aber als er die Schwelle ihres Zimmers überſchritten hatte, entfaltete er das kleine Blatt und las mit mächtig auflodernder Freude folgendes Gedicht:

Wie groß und angebetet iſt Dein Name,
Durch Dich allein kann ich nur glücklich ſein!
O gieß die reine Flamme Deiner Liebe
Der Sonne gleich tief in mein Herz hinein.
Wie groß iſt meine Wonne, mein Entzücken,
So oft Dein Aug', Dein liebreich Angeſicht
Sich niederneigt, mich huldvoll anzublicken,
Dann ſtrahlet mir des Himmels Freudenlicht!

Ja, Liebe, liebe Liebe, Deines Gleichen
Iſt auf der Erde und im Himmel nicht,
Kein Preis, kein Lobgeſang kann ſie erreichen,
Nicht, was der Engel fromme Zunge ſpricht!

O habe Dank für Deine treue Liebe,
Ja liebe, liebe mich, nur mich allein,
Dort droben in viel schönerm Weltensterne
Wird unſ're Liebe dann vollkommen ſein!

Jérôme, entzückt von dem Zauber dieſer einfachen Poeſie, wollte umkehren, um der Verfaſſerin dieſer Verſe zu danken. Haſtig wollte er die Thüre öffnen. Er fand ſie verſchloſſen.

III.

Lebrun ſaß unterdeſſen im Gefängniſſe zu Kaſſel. Er ſchmachtete dort bereits achtzehn volle Tage, und kein Menſch, ſelbſt ſein königlicher Freund und Duzbruder „ce cher Jérôme, ce petit gaillard, ce roitelet, par la grace de son frère“ (ſo pflegte er den König zu nennen, wenn er bei übler Laune war), ſchien ſich um ihn durchaus nicht zu bekümmern, und ihn rein vergeſſen zu haben, wie einen alten abgedankten Krüppel, der ſich ihm zu Liebe in hundert Schlachten der Liebe, und tauſend galanten Scharmützeln und Vorpoſten-Gefechten verliebter Intriguen hatte krumm und lahm ſchlagen laſſen.

Seit vierzehn Tagen arbeitete er, um das Geſpenſt der Langweile von ſich abzuwehren, an einem neuen komiſchen Romane: le Garçon sanssouci“; am fünfzehnten geſtand er ſich, daß er nicht bei guter

Laune und der Anfang seines Werkes etwas ledern sei; am sechszehnten begann er hier und da zu streichen, am siebzehnten Manches zu ändern und am achtzehnten wieder zu streichen, was er Tags zuvor mühsam geändert hatte. Am neunzehnten Tage seiner einsamen Haft, wurde er wüthend, zerriß das angefangene Manuscript und warf es in den eisernen Ofen, auf dessen Platte er seinen schwarzen Kaffee wärmte. Und dann begann er zu fluchen in allerhand Sprachen, die ihm theilweise geläufig waren.

Mille huit cent dix diables! Caracho, Cospetto di Bacco! Mort de ma vie! Himmel-Kreuz-Element, ich könnte vor Wuth aus dem Pergament fahren! Mit Pantherſprüngen ſehe ich die ſiebenfach geſchwänzte Katze der Langweile auf mich losſtürzen, und mich mit Haut und Haaren verſchlingen. Ich bekomme Zähnklappern, Kniefchlottern, Ohrenſauſen, ja ſogar Wadenkrampf und Schluckauf, wenn ich daran denke, daß ich in dieſem feuchten, halbfinſtern Loche, in welchem ich ſelbſt bei Tage Licht brennen muß, um ſchreiben zu können, noch ſo und ſo viel Stunden und Tage und Wochen eingekerkert bleiben ſoll. Und warum? Sangue de Dio, weil ich im Auftrage dieſes kleinen erbärmlichen „Zaunkönigs", an die große Abgottsſchlange in Paris, an die Boa Constrictor Frankreichs einen Brief geſchrieben, den man ſich nicht hinter den Spiegel geſteckt hat. Quatre-vingt-dix-neuf foudres et Tonnères! Mit kaltem Blute könnte ich dieſe corſiſche Hyäne, dieſe giftgeſchwollene Klapperſchlange der Tui-

lerien in hundert und dreißig Stücke zerreißen, um eine Probe davon an den wüthendſten ſeiner Feinde in jedem Departement Frankreichs und der von ihr geraubten Länder zu verſenden. Ich bin ſo außer mir, daß ich vor Wuth und aus Langweile mich beim Schopf faſſen und ſelbſt verſchlingen könnte, wenn ich dazu eine irgendwie paſſende Sauce wüßte, die mich in dieſem Zuſtande auch nur einigermaßen genießbar machte. Aber ſeit drei Tagen komme ich mir ſo ledern wie ein ausgetrockneter Seehund, wie ein Halskoller von Büffelfell, wie ein von Motten zerfreſſener Fuchspelzhandſchuh vor. — O, ſo ſind dieſe Herren Könige! Ihre ſchwächſte Seite iſt das Gedächtniß, die Erinnerung, das Gefühl der Dankbarkeit. Unſere Freundſchaft, unſere Anhänglichkeit, unſere Hingebung iſt für ſie in ihren undankbaren Augen nichts weiter, als ein Badeſchwamm, den ſie gehörig auspreſſen, dann in den finſterſten Winkel ſchleudern und ihn dort ſo lange trocknen und halb verſchimmeln laſſen, bis ſie ihn wieder einmal gebrauchen, um ſich damit den Schlamm ihrer Sünden abzuſpülen. So ſind ſie faſt Alle, Alle! Und ſo und um kein Haar breit anders, iſt dieſer kleine, undankbare Schlingel, der mich Du nennt, und mich trotzdem, daß wir ſeit Jahren Ein Herz und Gedanke geweſen ſind, ſo radical vergeſſen kann. Wie oft hat dieſer falſche, treuloſe Bube mir verſichert, daß er ohne mich nicht leben, ohne mich nicht acht Tage Beherrſcher dieſes winzigen Maulwurfshügels, der ſich in ſeiner lächerlichen Anmaßung „Königreich Weſtphalen“ nennt, ſein

könnte und sein möchte, wenn ich nicht bei ihm wäre! Und jetzt, jetzt hat er mich ganz und gar vergessen, wie so Manches Andere, was sein schwaches Mückenhirn sich niemals behalten gekonnt. Dieser undankbare Patron verdient das Glück, Nachfolger der Kurfürsten von Hessen-Kassel, Inhaber eines Throns zu sein, der auf so wackeligen Füßen steht, als dieser lendenlahme Schemel meines Kerkers . . . Nicht minder wüthend bin ich auf diese kalte Italienerin, auf diese herzlose Meerkatze, genannt Signora Biangini. O ich Dummkopf, der ich dieses Katzenauge eingetauscht habe gegen einen milchweißen Opal, der zwar etwas ins Gelbliche hinübergespielt, mich aber eben durch die Abwechselung seines bunten Farbenspiels angezogen und so lange gefesselt hatte. Ach Caroline, Caroline! Feueropal meines Herzens! rief er aus und wischte sich wehmüthig bewegt, aus dem rechten Winkel seines Auges eine Thräne der Erinnerung.

In demselben Augenblick knarrten die Riegel. Gleich darauf öffneten sich die schweren Pfosten seines Kerkers und hinein trat . . . ein junger Mann.

— Wer sind Sie? fragte der Gefangene, der im Zwielicht seiner Zelle seinen Besuch, der sich das Gesicht verhüllt hatte, nicht erkennen konnte.

— Kennst Du mich nicht mehr? fragte eine zarte Frauenstimme.

— Ach, Du bist es, meine theuere Caroline! rief der überraschte Mann, Madame Durand stürmisch in

seine weitgeöffneten Arme, an sein vor Freude zitterndes Herz pressend.

— Halt, alter Freund, Du erdrückst mich.

— Sprich, Taube mit dem Oelzweige, welche Botschaft bringst Du dem alten Papa Noah, der seit neunzehn Tagen in dieser abscheulichen Arche brummt?

— Ich bringe Dir Grüße vom Könige . . .

— Grüße, und sonst nichts als Grüße? fragte er unwillig.

— Armer Lebrun, Er und Deine frühere Freundin sind die Einzigen, die Dich aufrichtig bedauern . . .

— Teufel, was hilft mir sein Bedauern, Er soll mir helfen und mich endlich aus diesem elenden Kasten befreien, wenn er wirklich eine Krone trägt und keine Nachtmütze ist!

— Ach, Charles, dieser große Kaiser Napoleon ist ein Tyrann, den ich hasse und verabscheue, blos Deinetwegen, guter Charles! Wie blaß und elend Du aussiehst! Du hast Dir einen Bart wachsen lassen, wie der weiland Hoflieferant Salmanassars zu Ninive, wie der heilige Tobias auf seiner Reise nach Ekbatana. Wäre ich Maler, lieber Charles, so und nicht anders müßtest Du Dich, heiliger Tobias portraitiren lassen von der Tochter Raguels, von Deiner Dir treu ergebenen Sarah.

— Laße Dich umarmen, meine treue Sarah. Du hast zwar schon mehr als sieben Männer gehabt, aber — Dank dem Himmel! — noch nicht alle Sieben durch den Tod verloren, wie jene Tochter Raguels.

Caroline, erst vor zwei Minuten dachte ich an Dich mit alter Liebe.

— Les vieilles amours ne s'eteignent point!

— Ja, ja, alte Liebe rostet nicht! Ich machte mir Vorwürfe über die unverantwortliche Dummheit, daß ich leichtsinnig eine Perle vor die Sau geworfen, um dafür einen Turiner Kieselstein einzuhandeln. Vergieb, vergieb mir, Perle von Toulouse!

— Ich habe Dir Alles längst verziehen. Den Mann, den Caroline einst geliebt, den kann sie niemals hassen!

— Du bist die Perle aller Perlen! Aber sage mir, bevor ich Dich in meine goldenen Arme fasse, wie hast Du es angefangen, in meinen für Jedermann unzugänglichen Kerker zu gelangen?

— Ich habe den ehrlichen Wärter bestochen . . .

— Und wodurch bestochen?

— Welch naive Frage! Durch meine Liebenswürdigkeit! Oder fällt es Dir schwer, daran zu glauben?

— O, nicht im Geringsten, süße Sarah! Aber sage mir, bist Du gekommen, um, wie Gräfin Lavalette ihren Gatten, mich, Deinen alten Freund und Anbeter, aus dem Gefängnisse zu befreien . . .

— Dies weniger, guter Charles. Ich bin gekommen, weil mich meine Sehnsucht und des Königs Auftrag zu Dir trieb . . .

— Und was sagt dieser kleine Zaunkönig?

— Er ist untröstlich über Deine Gefangenschaft.

Er behauptet, ohne Dich nicht exiſtiren zu können und erklärte geſtern bei der Abendtafel, wie ich heute von unſerm Generalintendanten erfuhr, er werde viel lieber auf ſeinen Thron, auf dem er ſich ohnehin weder heimiſch noch behaglich fühlt, als auf Deinen Umgang verzichten . . .

— Caroline, hat er dies wirklich geſagt?

— Ja, guter Charles, ja.

— Siehſt Du, dies macht ihm Ehre. Denn es beweiſt, daß er Geſchmack und weit mehr Geiſt hat, als mancher ſeiner Feinde ihm zugeſteht. O, ich kenne dieſen vielgeläſterten Jérôme. Er hat Mutterwitz, Geiſt, Scharfſinn, Esprit . . .

— Du, alter Freund, haſt mehr Esprit, als er und ſein Hof und wir Uebrigen, die wir nicht dazu gehören. Und darum fehlſt Du ihm, wie Jedem von uns Allen. Ich weiß nicht, ob es Mangel an Geiſt oder Heiterkeit iſt, daß wir Alle, die wir keine Deutſche ſind, Dich ſchmerzlich vermiſſen und uns ſeitdem ſo verteufelt dumm und langweilig erſcheinen. Der König ſpricht beſtändig nur von Dir. Schon vor vierzehn Tagen hat er ein tief gehorſamſtes Schreiben an den kaiſerlichen Othello gerichtet und ihn gnade- und wehmüthig gebeten, Deine lange Strafzeit abzukürzen und Dich noch ferner bei ihm in Kaſſel zu laſſen . . .

— Und was hat man ihm geantwortet?

— „l'ignoble Lebrun sera libre, si vous le renvoyez. Vous le garderez, s'il est traité trois

mois comme on doit traiter un prisonnier qui a merité la cachot.“*)

— Der Satan waſche dieſen Mohren weiß! Und dennoch, theuere Freundin, bin ich froh, durch Dich zu erfahren, daß ich, nach dreimonatlichem carcere duro, wie wir gelehrten Lateiner ſagen, hier am Hofe meines vielgeliebten Freundes noch länger verweilen und vorläufig nicht nach Paris, in die Hauptſtadt jenes Molochs, der nie vergeſſen wird, daß ich ihn beleidigt habe, zurückzukehren brauche.

— Du bleibſt bei uns, guter Charles, denn wir Schauſpieler ohne Dich gleichen einer langweiligen Puppenkomödie ohne das Alles belebende Element des ewig heitern Bajazzo, einem römiſchen Carneval ohne Maskenſcherz, einem Couplet ohne Refrain. Nun aber höre weiter, alter Pallaſſe. Auch die Königin, die, wie Dir bekannt ſein wird, vor kurzem aus Scheveningen zurückgekehrt iſt, hat ſich vor einigen Tagen ſehr lebhaft nach Dir erkundigt bei unſerem Intendanten und bei allen Damen vom Theater, mithin auch bei mir, falſcher Pavian! Auch ſie hat mich beauftragt, Dich herzlich von ihr zu grüßen und Dir zu ſagen, wie ſchmerzlich ſie es bedaure, daß auf Befehl des Generals Rapp, der, beiläufig erwähnt, eine ganze

*) Wörtlich aus der Antwort des Kaiſers an ſeinen Bruder: „Pigault-Lebrun iſt frei, ſobald Sie ihn zurückſchicken; Sie können ihn bei ſich behalten, wenn er drei Monate ſo behandelt wird, wie ein Gefangener, der es verdient hat, eingeſperrt zu werden.

Rotte neuer Spione zurückgelaſſen hat, weder ſie, noch ſelbſt der König Dich während Deiner Haft beſuchen darf.

— Woher mit Einem Male dieſe Herablaſſenheit? fragte Lebrun, der mit der Königin bisher nie auf gutem Fuße geſtanden.

— Das will ich Dir ſagen, Charles. Sie wünſcht durch Dich hinter ein Geheimniß zu kommen, das ſie ein klein wenig zu beunruhigen ſcheint. Vor allem Andern wünſcht ſie durch mich zu erfahren, ob Du dem Könige — beſinne Dich, lieber Freund — irgend eine Art von Talisman geſchenkt haſt?

— Einen Talisman? fragte Lebrun ganz verwundert.

— Einen Talisman, der ihm, wie er ihr unter vier Augen anvertraute, Glück bringen ſoll . . .

— Ich habe ihm meine Freundſchaft geſchenkt . . .

— Dieſe Bagatelle meint ſie nicht, wohl aber eine Andere . . . erinnerſt Du Dich ihrer nicht?

— Nein, nicht im Geringſten!

— Haſt Du dem Könige nicht irgend einmal den Zahn einer Fledermaus oder irgend eines andern Thieres geſchenkt?

— So was iſt mir niemals eingefallen . . .

— Und dennoch behauptet unſer gemeinſchaftlicher Freund, dieſen Talisman nur von Dir und keiner andern Perſon erhalten zu haben.

— Jérôme behauptet es, dann muß es allerdings wahr ſein. Sage der Königin, daß ich ihren ausgezeichneten Gemahl, dieſes glänzende Muſter ehelicher

Treue und Beſtändigkeit, noch niemals auf einem Abwege oder einer Lüge ertappt habe . . .

— Und dies ſagſt Du mir, Charles?

— Und warum nicht? Lieber, theuere Caroline, laſſe ich mich ſteinigen als aushorchen über das, was außer ihm und mir Niemand, ja ſelbſt Madame Durand nicht, erfahren ſoll. Ich will nicht hoffen, reizende Freundin, daß auch Sie jener vermaledeiten Rotte geheimer Auskundſchafter angehören, die, wie Sie ſelber mir erzählt, dieſer Schurke Napy zurückgelaſſen hat...

— Alter Hanswurſt, iſt dies mein Dank?

— Verzeihung, ſchöne Colombine, wenn Dein aufrichtiger Arlequin Dir Unrecht gethan. An einem Hofe, wo es unter zehn Leuten mindeſtens eilf Spione giebt, iſt ein Verdacht dieſer Art vielleicht nicht ganz ungegründet . . .

— Charles, das iſt abſcheulich, ganz abſcheulich . . .

— Aber vorſichtig, ſehr vorſichtig, chère Caroline! In dieſem Neſte von Mouchards jeder Gattung traue ich meinem eigenen Bruder nicht, geſchweige einer Frau, die mein königlicher Freund und Wohlthäter einmal geliebt und ſpäter — thöricht genug! — verlaſſen hat, einer Anderen zu Liebe!

— Und dieſe Andere, was iſt ſie?

— Eine Fledermaus, liebe Neugier, eine Fledermaus . . .

— Die auf den Namen Eliſabeth hört?

— So fragt man einen Dummkopf aus, nicht

mich, Madame Durand. Sind Sie, würdige Freundin, nur darum gekommen, um mich über die Geheimniſſe meines Herrn und Gebieters auszuforſchen, dann bedauere ich unendlich, daß Sie fehlgegangen ſind, denn ich bin Alles, nur kein Spion, Madame!

— Ah, ſo gefällſt Du mir, Charles! O, wir lieben Dich nicht ohne Grund. Wir wiſſen beſſer vielleicht als jede Andere, daß Du ein alter Poliſſon, aber ein ehrlicher Franzoſe und kein Verräther Deiner Freunde biſt. Umarme mich, küſſe mich, treuer Hund. Mache mit mir, was Du willſt. Schelte mich, züchtige mich, ehrliche Haut, halte Deine Caroline für leichtſinnig, für ſchlecht, aber glaube nicht, daß ſie jemals ſo tief ſinken könne, eine Spionin Napoleons, eine Verrätherin Pigault-Lebruns zu werden.

— Nun erſt traue ich Dir wieder! ſagte der Schriftſteller, die Sängerin zärtlich in ſeine Arme ziehend. Vernimm nun, gute Caroline, was Du der Königin, die Dich an mich abgeſchickt, in meinem Namen erwidern ſollſt. Sage ihr, daß ich dem Könige allerdings — und zwar vor Jahren ſchon — einen Fledermaus-Zahn, wenn auch nicht als glückbringender Talisman, doch wenigſtens als unſchädliches Amulet gegen Kopf- und Zahnſchmerzen geſchenkt; ſage ihr, daß er dieſen Zahn ſchon lange vor ſeiner Heirath in Paris mit ſich herumgetragen, und daß er ſeit jener Zeit ſich frei von dieſen Schmerzen fühlt! ſage ihr endlich, daß auch ich ſie grüßen und ſie inſtändigſt bitten laſſe, bei ihrem erlauchten Gemahle die ganze Macht

ihres Einflusses anzuwenden, um Seine Majestät zu bewegen, meine Strafzeit trotz des kaiserlichen Willen und Befehles möglichst abzukürzen, damit Dein armer, von Langeweile gequälter Charles, in diesem Loche nicht so ganz und gar verzweifle, wie einst jener Graf Lauzun in den Mauern der Bastille. Dieser pflegte zum Zeitvertreibe eine Spinne. Pigault-Lebrun möchte, um sich Unterhaltung zu verschaffen, einen Floh abrichten . . . Darf ich mir einen suchen, Caroline?

Madame Durand gab ihm einen Backenstreich.

— Dies hast Du verdient, alter Schwätzer, entgegnete die Sängerin mit einem Lächeln, das an ein Scherzo aus G Dur erinnerte. Deines Auftrages, fuhr sie fort, werde ich mich pünktlich entledigen und nicht ermangeln, dem Könige zu sagen, daß er auf Gottes Erde keinen treuern Freund als Jenen hat, der auch der Meinige ist. Nicht wahr, Charles, Du liebst mich noch immer, wenn auch nicht mehr so sehr als früher, doch immer noch genug, um nicht daran zu zweifeln, daß auch ich Dich liebe!

— Du warst und bleibst das liebste Buch meiner kleinen Hand-Bibliothek . . .

— Und der Titel dieses Buches? fragte Caroline, ihn umhalsend.

— L'art d'être gaie! Die Kunst, immer heiter zu sein!

Und Beide küßten sich wie Kinder! — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Von allen Gaben, welche Mutter Natur einem weiblichen Wesen als Pathen-Angebinde in die Wiege gelegt, ist Heiterkeit des Geistes und des Herzens diejenige, welche das Weib und den Mann, dem es angehört, am meisten und dauerndsten zu beglücken vermag. Eine nur halb hübsche, aber beständig heitere Frau ist ein größerer Schatz, als eine vollkommene, ewig klagende, ewig traurige Schönheit. Schönheit des Körpers ist eine Eintagsfliege. Heiterkeit des Geistes ein wohlthuendes Immergrün, verschönend den Zauber der Häuslichkeit. Eine lachende Frau sündigt weniger, als Jene, welche ohne Unterlaß weint. Die Lachende will nur amüsirt, die Weinende aber auch getröstet sein; und darum kommt es, daß lachende Frauen in der Regel weit treuer und dauernder lieben, als jene melancholischen Schwärmerinnen, die sich für die unglücklichsten Geschöpfe halten, und sich tausendmal den Tod wünschen, weil sie nicht den Muth haben, das Leben mit allen Widerwärtigen so leicht zu ertragen, als die heitere Frau, die über gewisse Dinge — bei allem Ernste, doch zu lachen oder geduldig zu lächeln versteht. In der Heiterkeit liegt der höchste Reiz, die größte Macht des weiblichen Geschlechts. Der Lachenden lächelt das Glück! Die Weinende beweint sich selbst! — — —

— — — — — — — — — — — — —

Napoleon, von der Kaiserin Josephine einst gefragt, ob er Frau von Staël oder Madame Recamier vorziehe, erwiderte: Unbedingt würde ich die Letztere vorziehen, denn Frau von Staël schreibt langweilige

Bücher und weint oft, ohne zu wissen warum, und Madame Recamier plaudert heitere Romane und lacht häufig, ohne zu wissen, weshalb. Wer aber lacht, der sündigt nicht!

Und so war auch Madame Durand. Die Heiterkeit ihres Geistes war das schönste Attribut ihres Umganges. Und sündigte sie auch dann und wann, so war sie doch immer eine lachende Sünderin, und keine so thränenreiche Büßerin wie Gräfin Siméon, die, da doch einmal die Rede von ihr ist, sich ihrer Reue und Zerknirschung dergestalt hingab, daß sie einmal auf dem Sprunge stand, dem gekreuzigten Heilande davon zu laufen, und sich ins Kloster der Trappistinnen zurück zu ziehen, wenn ihr Herr Gemahl und der König sie davon nicht zurückgehalten hätte.

Vom Bordell bis zum Kloster gibt's oft nur Einen Schritt, sagt Rivarol oder irgend ein Anderer. Wahrheit aber bleibt Wahrheit, gleichviel ob Lycurg oder Siméon, ob Shakspeare oder Heinrich Laube sie zuerst ausgesprochen hat.

IV.

Bald darauf war Herr Arsène Pichon, Neffe des ehemaligen General-Intendanten des Staatsschatzes, von seiner viermonatlichen Reise durch Italien, über Mar-

seille und Paris nach Kassel zurückgekehrt und hatte dem Könige das, in dessen Auftrage gesammelte „Album berühmter Gräber" überreicht. Eine der letzten Reliquien, die er in Rom erbeutet hatte, waren einige Grashalme vom Grabeshügel des Kardinals Pietro Bembo und seiner berühmten und berüchtigten Freundin Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara. Jedes einzelne Blatt dieses in seiner Art einzigen Erinnerungsbuches, war mit passenden Versen französischer und italienischer Dichter geschmückt. Jérôme schenkte dem jungen Franzosen, der sich des Auftrages zur vollsten Zufriedenheit Seiner Majestät entledigt, 200 Napoleon-d'or und eine goldene Tabatière. Der arme Teufel war ganz Rührung. Gebürtig aus Brie im der Champagne, bewährte er die Wahrheit des alten Sprüchwortes: „Quatre-vingt-dix-neuf moutons et un Champenois font cent bêtes," denn in der Freude seines Herzens vergaß er sich so weit, seinen königlichen Wohlthäter umarmen zu wollen.

— Ersparen Sie sich diese Mühe, sagte Jérôme und entließ ihn.

Noch an demselben Tage kehrte Herr Pichon nach Brie zurück.

V.

Zehn Tage später (die Villeggiatura des Königs nahte ihrem Ende) machte die Königin, gänzlich unver-

wartet, ihrem erlauchten Gemahle einen Beſuch auf ſeinem Capri.

— Iſt Ihr Chargé d'affaires, fragte ſie im Laufe des Geſprächs, noch nicht zurückgekehrt?

— Wen meinen Sie, Madame? fragte Jérôme.

— Sire, ich meine jenen jungen Landsmann, den Sie vor Monden auf Reiſen geſchickt, um für mich ein ſo hoch poetiſches Album zu ſammeln.

— Gut, daß Madame mich daran erinnert! Denken Sie ſich meinen Schreck, Katharine! Jener junge Menſch iſt . . .

— Doch nicht etwa gar geſtorben, Sire?

— Dies gerade nicht; was aber ſtrafbarer für ihn und ſchlimmer für uns, er iſt mit Ihrem Album uns durchgegangen und hat es, wie ich vor einigen Tagen aus ganz ſicherer Quelle in Erfahrung gebracht, in Neapel an die Lady Emma Hamilton, an die heimliche Geliebte des einarmigen Helden von Trafalgar, Viscount Horazio Nelſon, für 500 Pfund Sterling verkauft.

— Welch' ein Verrath an Eurer Majeſtät!

— Anfangs hatte ich große Luſt, dem undankbaren Schlingel, dem ich ein monatliches Reiſegeld von 1000 Francs ausgeworfen, ſteckbrieflich verfolgen zu laſſen, aber . . .

— Aber? wiederholte die ungläubige Frau Gemahlin.

— Graf Siméon hat mich davon zurückgehalten . . .

— Und aus welchem Grunde, lieber Jérôme?

— Blos darum, weil jener treulose Mensch ein Neffe unseres ci-devant General-Intendanten unseres Staatsschatzes, des in jeder Beziehung hochverdienten Herrn Pichon ist, der, wie leicht zu begreifen, sich schmerzlich gekränkt fühlen müßte, wenn einer seiner Anverwandten als betrügerischer Dieb durch Steckbriefe verfolgt würde . . .

— Sire, ich ehre vollkommen diese Rücksicht und billige Ihre Nachsicht, wiewohl ich Ihnen offen gestehe, daß der Verlust jenes schönen Geschenkes, auf das ich mich so sehr gefreut hatte, sehr zu Herzen geht!

— Trösten Sie sich, meine theure Gemahlin. Wir schaffen Ihnen bald ein Anderes.

— Ich halte Sie bei Ihrem Wort! Nun aber zu etwas Anderem, Sire! Wissen Sie, was der Grund meines heutigen Besuches ist? Ich will es Ihnen offenherzig bekennen, es führt mich zu Ihnen eine Bitte . . .

— O Madame, ich bitte zu bitten . . .

— Madame Caroline Durand — Sie kennen ja diese gute Frau — hat Herrn Legras de Bercagny, und dieser hat es mir erzählt, daß einer der treuesten Anhänger Eurer Majestät, Herr Pigault-Lebrun, seit länger als vier Wochen — Gott weiß aus welch' politischem Grunde! — in schwerem Kerker schmachtet, und dort aus Aerger und Langeweile fast verzweifelt. Sire, ich komme, um für diesen armen Teufel, der Ihnen einst — vor vielen Jahren schon, wie Madame Durand behauptet — den bewußten Talisman geschenkt, ein Wort

aufrichtiger Fürsprache einzulegen. Sire, ist es erlaubt, zu fragen, was der Getreueste Ihrer Getreuen verbrochen hat, daß Sie diesen „Bruder Lustig" — wie der ganze Hof ihn nennt, — in den Kerker geworfen haben?

— Er ist ein gottloser Schlingel, Madame.

— Er ist der Beste Ihrer Freunde, Sire!

— Zugestanden, Madame; aber ich frage Sie selbst, ob dieser Titel ihm ein Recht giebt, Personen, die mir nahe stehen, Personen, denen ich Tausend Dank schulde, ungestraft beleidigen zu dürfen?

— Sire, wen hat Herr Lebrun beleidigt?

— Jérôme sah verlegen auf seine Nägel. Er überlegte einen Augenblick, dann antwortete er rasch gefaßt:

— Sie selbst, Madame, Sie selbst!

— Mich, Ihre Gemahlin? fragte Sie überrascht.

— Der Elende hat es gewagt, Sie zur Zielscheibe seines frechen Witzes zu machen. Er hatte sich erkühnt, das elende Bonmot zu machen, Katharina von Schwaben müsse noch bei Lebzeiten heilig gesprochen werden . . .

— Und weshalb? fragte die Königin bestürzt.

— Weil sie gleich Ihrer Namensschwester in Schweden, wenn auch nicht in Rom, doch in Scheveningen einige Male ernstlich in Gefahr gerieth, entführt und von einem italienischen Abenteurer entehrt zu werden.

— Wie, dies wagt er zu behaupten?

— Sie sehen, Madame, wir wissen Alles und wenn wir so nachsichtig sind, den Fehlern Anderer gegenüber ein Auge zuzudrücken, so geschieht das, aufrichtig gesagt, weniger aus Großmuth, als aus der ruhigen Ueberzeugung, daß auch wir — vielleicht noch mehr als Sie — großer Nachsicht bedürfen . . .

— Ihr Freund, Sire, ist ein Verleumder!

— Der Ihrige, Madame, ist ein Fat, erwiderte Jérôme und begann dann den ersten Vers jener italienischen Romanze anzustimmen, die er am Morgen nach ihrer Rückkehr aus ihrem Busenstreife herausgefischt hatte . . .

— Sire, Sie thun Ihrer Frau Unrecht, betheuerte die Königin tief gekränkt.

— Ich vergebe Ihnen, Madame, aber schweigen wir darüber! Doch, um wieder auf Lebrun zurückzukommen. Es sollte mir Leid thun, wenn Ihre Majestät ihn verkennen würden. Nicht er, wohl aber andere Lästerzungen Ihres eigenen Hofstaats haben es gewagt, Sie zu verdächtigen. Ich habe dazu geschwiegen und gelacht; denn Eifersucht, Madame, ist nicht blos albern, sondern geradezu lächerlich, und ließe man mir die Wahl, dann möchte ich am Ende lieber „Cocu" als „Ridicule" sein!

— Welch' herrliche Grundsätze, mein Herr Gemahl!

— Nehmen Sie mich, wie ich bin! Ich kann Alles, nur nicht heucheln! In Bezug auf Lebrun, für den Sie ein Wort der Fürsprache einlegen gewollt,

ſind mir leider die Hände gebunden. Nicht Sie, Madame, ſondern meinen Bruder Napoleon den Großen hat er beleidigt und auf Befehl des Kaiſers muß der arme Teufel drei volle Monate — und keine Stunde mehr und keine weniger — im Kerker brummen und zum Zeitvertreibe, wie Madame Durand Uns oder, richtiger geſagt, dem Intendanten unſerer Schauſpiele rapportirt hat — eines jener kleinen Thiere dreſſiren, das Meiſter Etienne Pasquier, im Jahre 1579 zu Poitiers auf dem blendendweißen Halſe des Fräuleins Katharine Desroches ertappt und zum Gegenſtande einer Gedichtſammlung gemacht, zu der, außer ihm, Harlay, Razin, Scaliger, Scevola de Sainte-Marthe, Blant und Chopin und ſelbſt die Inhaberin des in allen Sprachen beſungenen Inſects ihr poetiſches Contingent geliefert haben.*)

— Irre ich nicht, dann meinen Sie . . .

— Einen Floh, Madame, einen unſchuldigen Floh. Gott weiß, wem Freund Lebrun ſeinen künſtlich abgerichteten Floh ſpäter in's Ohr ſetzen wird.

— Der arme Teufel dauert mich, Sire . . .

— Mich ebenfalls, Madame, und doch kann ich ihm nicht helfen!

— Dann iſt alſo meine Bitte vergeblich, ſagte die

*) Dieſe Blumenleſe, griechiſche, lateiniſche, engliſche, franzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche Verſe enthaltend, erſchien im Jahre 1582 in einem Quartband unter dem Titel: „La Puce de Mademoiselle Desroches" (der Floh des Fräuleins Desroches) und gehört zu den größten Seltenheiten des franzöſiſchen Büchermarktes.

Königin, ſich erhebend. Geſtatten Sie mir nun, mich entfernen und den Reſt dieſes reizend-ſchönen Herbſtnachmittags zu einem kleinen Spaziergange benutzen zu dürfen?

— Und wohin wollen Sie, liebe Freundin?

— Mit Ihrer Erlaubniß nach der Löwenburg.

— Nach der Löwenburg? wiederholte Jérôme erſchreckt. Und welche Abſicht führt Sie hin?

— Ich wünſche unſern Caſtellan zu ſprechen.

— Ah, den alten Gauner Nicodemus Grün! Dies kommt mir ſehr verdächtig vor! dachte er ſtill vor ſich hin. Darf ich Ihnen meine Begleitung anbieten? fragte er dann mit einer Miene, die halb ſüß, halb ſauer war.

— Ich will Sie durchaus nicht ſtören. Eine meiner Hofdamen wird mich hinbegleiten . . .

— Und der Name dieſer Begleiterin?

— Auch dies intereſſirt Sie, zu wiſſen? Sire, ich habe niemals Geheimniſſe . . . Gräfin Verlevſch wird mich hinbegleiten . . .

— Geben Sie mit allen Heiligen, Madame. Grüßen Sie von Uns den alten, braven, biedern Nicodemus Grün . . .

— Und ſonſt keine Perſon dieſes Namens? fragte Katharina, ihrem Gemahle auf den Zahn fühlend.

— Keine, Madame, keine! erwiderte der König, der durch dieſe Frage in neue Verlegenheit gerathen war.

— Auf Wiederſehen im Schloß zu Kaſſel! ſagte die Königin, ihm die Hand reichend.

— In acht Tagen verlaſſen wir Cayri, erwiderte Jérôme und küßte zärtlicher als gewöhnlich die Entenvietenfarbe ihres Handſchuhes.

Die Königin begab ſich in Begleitung der Gräfin Berlepſch nach der Löwenburg. Jérôme begab ſich auf die Jagd. —

Es war ein maleriſch-ſchöner Herbſttag. Der duftig blaue, nur hier und da von weißen Lämmerwolken durchzogene Saphirhimmel, die tauſendfachen Schattirungen des in alle Farben des Regenbogens ſpielenden Laubſchmuckes, die tauſendfarbigen Blüthen der Stern- und unzählig anderer Herbſtblumen, die fliegenden Fahnen des ſogenannten Altweiberſommers, die gelblichroth gefärbten Blätter, die frühzeitiger als die anderen vereinzelt hernieder flatterten, die letzten Lieder der Abſchied nehmenden Singvögel verſetzten die beiden Luſtwandlerinnen in jene Stimmung, die ganz mit der Jahreszeit übereinſtimmend, mehr melancholiſch als heiter zu ſein ſchien.

Die Königin hatte lange Zeit geſchwiegen. Endlich brach ſie das düſtere Schweigen.

— Gräfin Agnes, begann ſie plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, wiſſen Sie mir zu ſagen, was Liebe iſt?

— Liebe, antwortete Frau von Berlepſch, die in dieſem Gebiete heimiſcher als in jedem andern zu ſein

ſchien, iſt nach der Anſicht des Grafen Gabriel Oxenſtierna, die ſchönſte und närriſchſte aller Leidenſchaften Sie war es, die dem Hercules die Keule geraubt und ihn zum Spinnrocken erniedrigt hat. Liebe, Majeſtät, iſt die Tarantel des Herzens, die aus dem Poltron einen Helden, aus dem Geizhals einen Verſchwender und aus dem Weiſeſten der Weiſen einen Narren macht . . .

— Und haben Sie, gelehrte Freundin, auch ſchon über die Quelle und den Urſprung dieſer Leidenſchaft nachgedacht?

— In früherer Zeit mehr als jetzt, Wenn die Jugend, die ein Franzoſe den „Rahmen der Liebe" genannt, ihren erſten Schimmer eingebüßt hat, denkt ſie ruhiger, aber auch klarer über das verſchleierte Bild von Sais nach und gelangt dann nach und nach zu der traurigen, aber untrüglichen Ueberzeugung, daß jenes Bild eine Phantasmagorie, ein Schattenbild, eine Täuſchung iſt. Dieſe Illuſion der Seele entſpringt nach meiner Anſicht, im Herzen der Frauen aus Bewunderung für irgend eine Vollkommenheit, im Herzen der Männer aus Mitleid. Weibliche Liebe rankt ſich wie Epheu um die Eiche, die ihm eine Stütze gewährt; männliche Liebe hingegen gleicht der Muſchel, die der kranken Perle Schutz verleiht. Liebe iſt eine gegenſeitige Hinneigung zweier Gegenſätze. Blonde Männer pflegen in der Regel brünette Frauen, wie blonde Frauen umgekehrt größtentheils brünette Männer lieben. Große Männer fühlen ſich zu kleinen, kleine zu großen Frauen

hingezogen. Glühende Seelen ſchwärmen für kalte Herzen. Les extrêmes se touchent, ſagt eine alte Wahrheit. Und gleich wie das ſchwache Weib ſich zu dem ſtarken Manne hinneigt, fühlt ſich der ſtarke Mann zu dem ſchwachen, kränkelnden, hilfloſen Weibe hingezogen. Beim Manne iſt alſo Mitleid der erſte Anſtoß zum Mitgefühle; aus dem Mitgefühle entwickelt ſich Sympathie, aus der Sympathie die Liebe. Geſunde verlieben ſich häufig in Kranke. Der Engländer empfindet einen ganz beſondern Reiz für Frauen, welche in der vollſten Blüthe der Hektik ſtehen, wie umgekehrt hektiſche Frauen am häufigſten für ſolche Männer ſchwärmen, welche ein Bild ſtrotzender Geſundheit ſind. Die ſchwindſüchtige Maria von Beaumarchais zerfloß in Bewunderung für den kerngeſunden Clavigo, während Ludwig XIV. in der vollſten Blüthe ſeiner Kraft für die ſchwächliche, hinfällige Louiſe de La Vallière in Mitleid zerfloß. Liebe, die aus Bewunderung entſpringt, wird, nach meinem Dafürhalten, nie ſo glühend und ausdauernd ſein, wie jene, die ihren Urſprung aus der Quelle des Mitleids herleitet. Der Reiz der Sinnlichkeit verwelkt wie alles Andere im Leben. Der Zauber des Mitleids, die Magie der Sympathie überdauert Alles.

— Nach Ihrer Anſicht, liebe Gräfin, müßte eine Frau, um dem Manne Liebe einzuflößen, vor Allem ein Gegenſtand ſeines Mitleids werden; ſie müßte leidend ſein, um in ſeinen Augen liebenswürdig zu erſcheinen. Dies, ſchöne Agnes, ſcheint mir parador.

— Die Liebe liebt das Paradoxe! Das, was dem kalten Verstande widersinnig erscheint, hat in den Augen der Liebe oft tiefern Sinn und höhere Bedeutung als die verständigste That.

— Sie denken wie eine jener weisen Richterinnen am Minnehofe Ermengardens von Narbonne . . .

— Erlauben Sie mir ein Beispiel anzuführen. Eine der schönsten Damen jener Cour d'amour, Etiennette de Saluces, legte einem ihrer Troubadours die grausame Verpflichtung auf, ihr einen untrüglichen Beweis seiner treuen Liebe, seines aufopfernden Gehorsams dadurch zu geben, daß er ihr gegenüber ein ganzes, volles langes Jahr das tiefste Schweigen beobachte und sich auch Andern gegenüber nie ein Lob über sie erlaube. Elf Monate und neunundzwanzig Tage hatte Ritter Albert von Saverdan sein Gelübde auf das Gewissenhafteste erfüllt. Am letzten Tage seiner schweren Prüfungszeit, war es einem seiner Nebenbuhler eingefallen, sein Schweigen auf die letzte Probe zu stellen, dadurch, daß er sich lieblose Schmähungen erlaubte auf die Dame seines Herzens. Da brach der Ritter von Saverdan sein monatelanges Schweigen und forderte vom schamlosen Verleumder blutige Genugthuung. Und darum, weil er sein Schweigen gebrochen, wollte Fräulein von Saluces ihn verstoßen, laut Paragraph zwei, der Gesetze des Königs Artus . . .

— Und wie lautet jener Paragraph?

— Der Gover des Minnehofes sagte:

„Wer nicht liebt mit treu verſchwieg'nem Sinne,
Der iſt unwerth jedes Glücks der Minne!"

— Mir ſcheint dieſe Stelle nicht zu paſſen . . .

— O doch, denn in der Aufwallung eines edlen Zornes war ihm das unvorſichtige Wort entſchlüpft: ihr jungfräulicher Mund habe noch niemals einen Andern geküßt, als ihn . . .

— Und ſeine Strafe dafür?

— Beſtand darin, daß Ritter Albert von Saverdan vom Minnehofe ſich verurtheilt ſah, die Geliebte ſeines Herzens ein ganzes Jahr nicht berühren zu dürfen.

— Und fügte er ſich dieſer Strafe?

— Darüber ſchweigt meine Chronik! erwiderte Gräfin Berlepſch.

Während dieſes Geſprächs hatten ſich Beide einem Catalpa-Baume genähert, unter deſſen ſmaragdenem Blätterdache auf einer Bank von geflochtenem Rohre eine Jungfrau ſaß, die, vertieft in das Anſchauen eines auf ihrem Knie ausgebreiteten Buches, das leiſe Herannahen der Damen nicht zu bemerken ſchien.

Katharina blieb ſtehen und betrachtete ſie.

— Welch' reizende Erſcheinung! flüſterte die Königin.

— Die Hektik in ihrer ſchönſten Blüthe! bemerkte die Gräfin.

— Gräfin, kennen Sie dieſe kranke Schönheit?

— Sie iſt, wenn ich nicht irre, die Nichte des Schloßcaſtellans von der Löwenburg . . .

— Und ihr Name? fragte Katharina gespannt.

— Elisabeth Grün!

— Ach, ich beneide dieses hübsche Kind! hauchte Ihre Majestät mit schwerem Seufzer.

— Und um was, meine hohe Gebieterin?

— Und meine Agnes kann noch fragen? Glauben Sie, ich hätte vergessen, was Sie vor wenig Augenblicken mir gesagt haben? Ich beneide sie um ihre Hektik.

— Ja, ja, sie ist fürwahr beneidenswerth!

— Worin so vertieft mein schönes Kind? fragte Jérôme's Gemahlin plötzlich näher tretend.

— Ach mein Gott! schrie die Arme, das Buch unwillkürlich zuschlagend.

— Verzeihe, wenn wir Dich erschreckt haben! Kennst Du vielleicht Eine von uns?

— Sie sind die Königin, sagte die Jungfrau, ihre Augen zitternd zu Boden schlagend.

— Du zitterst, arme Kleine? Fürchtest Du Dich denn vor mir?

Elisabeth schwieg und wagte es nicht, ihren Blick zu erheben.

— Sieh' mich an, gutes Kind. Ich bin nicht bös und wüßte keinen Grund, weshalb Du mich zu fürchten hättest. Fasse Muth, schmucke Dirne, und sage uns, welch' schönes Buch Deine Aufmerksamkeit vorhin so sehr gefesselt hat, daß Du uns früher nicht bemerkt hast . . .

— Majeſtät, ſtammelte Eliſabeth, dieſes Buch iſt . . .

— Vermuthlich ein anziehender Ritter- oder Räuber-Roman? ſpöttelte Gräfin Berlepſch.

— Keines von Beiden, gnädige Frau.

— Ei, was denn ſonſt, fragte Katharina.

— Ein Album, Majeſtät!

— Ein Album? wiederholte die Königin, auf deren Antlitz ſich alle Kennzeichen eines unangenehmen Vorgefühls abſpiegelten. Ich bitte, zeige mir Dein Album . . .

— Hier iſt es, ſagte Eliſabeth, ohne die Königin anzublicken.

— Ein Album von Gräbern gefeierter Liebespaare! O mein Gott! rief Ihre Majeſtät, plötzlich ſo bleich wie eine Hoſtie.

— Was fehlt Ihnen? fragte die Gräfin.

— Nichts, liebe Freundin, nichts, gar nichts! Der Anblick dieſes Albums erinnert mich . . .

— An wen? fragte die neugierige Hofdame.

— An einen Todten, der mir einſtens theuer war, erwiderte Katharina mit ſchwerem Seufzer. Aber, laſſen wir die Todten ruhen und wenden wir uns zu den Lebenden. Sage mir, Kind, wer gab Dir dieſes hübſche Album?

Eliſabeth befand ſich in peinlicher Verlegenheit. Zum erſten Male in ihrem Leben ſah ſie ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, eine Lüge ſagen zu müſſen.

— Es iſt ein Geſchenk meines Bruders, ſtotterte ſie und zitterte dabei wie Espenlaub.

— Und wo befindet ſich dieſer Bruder?

— In dieſem Augenblicke in Nord-Amerika . . .

— Das iſt ziemlich weit von hier, bemerkte die Königin, die ein ſpöttiſches Lächeln nicht zurückdrängen konnte. Sonderbarer Zufall! ſetzte ſie dann hinzu. Ein Album ähnlicher Art wurde mir zugeſagt . . .

— Von wem, Majeſtät? fragte Gräfin Berlepſch.

— Von einem Landsmanne meines Gemahls . . . Höre, liebes Kind, wir haben eine kleine Bitte an Dich . . .

— Was befehlen Ihre Majeſtät? fragte Eliſabeth.

— Du mußt ſo freundlich ſein, mir dieſes wunderhübſche Geſchenk Deines Bruders auf kurze Zeit zu leihen . . .

— Ihr Wunſch, Majeſtät, iſt mir Befehl!

— Du biſt zu artig, ſchmuckes Kind! In längſtens acht Tagen werde ich's Dir zurückſtellen. Empfange vorläufig meinen Dank und die Verſicherung, daß mir Dein Album eine überaus große Freude gewährt, meine ſchöne Eliſabeth . . .

— Wie, Majeſtät! ich habe die Ehre, von Ihnen gekannt zu ſein? fragte die Jungfrau mit überraſchtem Lächeln.

— Himmel, was ſehe ich! rief Katharina.

— Was sehen Ihre Majestät? fragte Agnes.

— Nichts, meine gute Gräfin, gar nichts, sagte die Königin, die sich rasch zu fassen verstand. Elisabeth, fuhr sie fort, es hat mich gefreut, Dich näher kennen zu lernen. Ich danke Dir im Namen meines Gemahls . . . .

— Wofür, Majestät? fragte Jene neu erschreckt.

— Für die Freundlichkeit, mit der Du mir Dein Album leih'st. Aengstige Dich nicht, mein gutes Kind . . . es soll Dir keinen Schaden bringen. Leb' wohl, Kleine, und vergiß mich nicht! fügte sie mit freundlichem Lächeln hinzu und entfernte sich mit Ihrer Begleiterin.

Elisabeth sank halbtodt auf die Bank.

— Sie scheint Alles, Alles zu wissen, stöhnte das arme Kind und bedeckte ihr leichenblasses Gesicht mit beiden Händen und große, heiße, schmerzvolle Thränen quollen durch die zitternden Finger.

— Ihre Majestät scheinen bewegt, sagte Agnes.

— Ich habe eine traurige Entdeckung gemacht. Diese hektische Schönheit, in deren schönem Munde mir eine Zahnlücke aufgefallen, ist, wie ich jetzt positiv weiß . . .

— Die Nichte des Schloßcastellans Nicodemus Grün.

— Und nebenbei die Fledermaus Seiner Majestät. Ah, nun ist sein Geheimniß durchschaut . . .

— Ein Geheimniß? fragte Jene voller Neugier.

— Das mich namenlos unglücklich macht, erklärte die Königin, aus deren Augen ſich eine Thräne ſtahl.

Gräfin Berlepſch ſchüttelte ſchweigend den Kopf. Die Königin ſprach keine Sylbe mehr. In ſchmerzliche Gedanken verſunken lehnte ſie, das Album in der Hand, nach dem Schloſſe zurück. Niedergeſchlagen warf ſie ſich in ihren Wagen und fuhr betrübter als je nach Kaſſel.

VI.

Schon am andern Morgen machte Jérôme der Königin einen Gegenbeſuch in der Reſidenz, weniger aus Aufmerkſamkeit, als aus Neugier, zu erfahren, ob ſie in der Löwenburg geweſen ſei. Sein böſes Gewiſſen hatte ihn etwas ängſtlich gemacht; er fürchtete, daß das Geheimniß ſeiner Liebe zu Eliſabeth ſeiner Gemahlin verrathen worden ſei und machte ſich auf eine eheliche Gardinen-Predigt gefaßt.

In dem Augenblicke, als ſeine Ankunft der Königin gemeldet wurde, blätterte ſie in jenem Album, das er urſprünglich für ſie beſtimmt, ſpäter aber, vermuthlich einer Anwandlung von Reue über ſeine malplacirte Aufmerkſamkeit, der Königin ſeines Herzens als einen neuen Tribut ſeiner aufrichtigen Huldigung verehrt hatte. — Katharina ſchob das Corpus delicti

seiner Wortbrüchigkeit auf den Tisch und deckte es, statt mit dem Mantel christlicher Liebe und Nachsichtigkeit, mit einem persischen Shawl zu, der auf ihrem Sopha lag.

— Ich halte es für eine eben so heilige, als angenehme Pflicht, begann Jérôme, Sie zu fragen, wie Ihnen Ihr gestriger Ausflug nach meinem Capri bekommen ist?

— Sire, ich danke für Ihre Aufmerksamkeit. Es war ein Nachmittag, den ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde.

— Und warum, meine theure, angebetete Katharina?

— Ich befand mich in einer wahrhaft unbeschreiblichen Stimmung von Heiterkeit und Wehmuth. Ich dachte zurück an meine Jugend, an den schönen Lenz unserer Liebe . . . Der Anblick des fallenden Laubes erinnerte mich, daß der Herbst gekommen, wo die Blumen sich entfärben und die Bäume zu entblättern . . .

— Ah, ah, Madame beginnt zu sticheln, dachte der König, während er gähnend mit einer der silbernen Troddeln des Divans spielte, auf welchem er an der Seite seiner Gemahlin saß. Auch der Herbst hat sein Schönes, warf er hin . . .

— Für Sie vielleicht, mein Herr Gemahl . . . mich stimmt er traurig . . .

— In diesem Falle, Madame, bedaure ich, daß es nicht in meiner Macht liegt, decretiren zu können, daß

in meinem, in unserm Reiche, wollte ich sagen, ein ewiger Frühling herrsche . . .

— Fürwahr, Sie sind der galanteste Ehemann . . .

— Ja, ja, Madame, dies bin ich! Ihr Gemahl darf, ohne unbescheiden zu sein, kühn behaupten, daß ihn Niemand an gutem Willen übertrifft, seiner Frau gegenüber ein Musterbild der vollkommensten Aufmerksamkeit zu sein . . . ich darf dreist behaupten, daß Wir jeden Ihrer leisesten Wünsche nicht blos errathen . . .

— Sondern auch erfüllen . . .

— Natürlich! Oder glauben Sie vielleicht das Gegentheil?

— O nein, Sire! Denn eine meiner Tugenden ist Dankbarkeit.

— Das freut mich, Madame, und um Sie zu überzeugen, daß Sie wahrlich keinen Grund haben, mit Ihrem Gatten in irgend einer Beziehung unzufrieden zu sein, erlaubt er sich, Sie zu bitten, Ihnen einen jener errathenen Wünsche, als einen neuen Beweis seiner unergründlichen Aufmerksamkeit überreichen zu dürfen. Statt des Ihnen zugedachten Gräberalbums, mit welchem, wie Sie wissen, jener vermaledeite Schlingel mir durchgegangen ist, bringe ich Ihnen hier eine Kleinigkeit, die Sie vielleicht nicht minder interessiren wird, sagte Jérôme, ziemlich phlegmatisch in seine Rocktasche greifend und langsam ein in rothen Maroquin gebundenes Buch hervorziehend.

— Ah, Sire, Sie bringen mir?

— Einen alten Roman meines Bruders Lucian, betitelt „Marie, ou les peines de l'amour.“*)

— Ich bin Ihnen dafür unendlich dankbar, denn in der That habe ich schon längst gewünscht, Seine Majestät, den König von Holland, den Gemahl der liebenswürdigen Hortense, auch als Schriftsteller kennen zu lernen.

— Das Ding wird Sie amüsiren, Madame. Bruder Louis ist weder so entsetzlich langweilig, wie Bruder Joseph in seinem Roman „Moina ou la villageoise du Mont-Cenis,“**) die Ihnen gleichfalls zu Diensten steht, noch so continental prüde wie Bruder Lucian's „Stellina,“ bei deren Lectüre Unser Einer den Gähnkrampf bekommt . . .

— Wunderbar, Sire, drei Ihrer Brüder haben sich im Gebiete des Romans versucht. Nur Sie, mein liebenswürdiger Herr Gemahl . . .

— Nur ich, meine angebetete Katharina, habe die Legion langweiliger Federhelden nicht vermehren wollen und mich in meiner mir angeborenen Bescheidenheit begnügt, die Romane meiner Brüder lächerlich zu machen, ohne selbst etwas zu schreiben, was geeignet wäre, auch mich dem Fluche der Lächerlichkeit preiszugeben. Ich bin durchaus nicht ehrgeizig, Madame, und gönne den spottbilligen Ruhm, ein gelehrter Schrift-

*) Die erste Auflage erschien zu Paris im Jahre 1800.

**) Erschien im Jahre 1799 ohne Namen des Verfassers.

ſteller zu ſein, herzlich gern jenen armen Teufeln, die davon leben müſſen . . .

— Und doch hat ſelbſt der große Kaiſer ſich herabgelaſſen, ſein Glück auch als Schriftſteller zu verſuchen. Am Hofe meines vielgeliebten Vaters las ich ſein Buch „le Souper de Beaucaire.“ *)

— Das ſchrieb Bruder Napoleon in Nizza, als er noch Premier-Lieutenant im vierten Artillerie-Regimente war . . . jetzt, als Kaiſer der Franzoſen, würde er ſich ſchämen, dieſen ſogenannten „Gens de lettres“ ins Handwerk zu pfuſchen, wie die Könige von Spanien und von Holland und wie jener republikaniſche Duckmäuſer, der ſich mit dem einfachen Titel „Prinz Lucian“ begnügt. Doch um auf etwas Amüſanteres zu kommen. Sind Sie geſtern auf der Löwenburg geweſen?

— Nein, Sire!

Es fiel ihm ein Alp vom Herzen.

— Und was hat Sie davon zurückgehalten? fragte er mit wachſender Sicherheit.

— Eine Fledermaus, Sire, lächelte die Königin.

— Sie reden wie jene vorſündfluthliche Sphynx in unverſtändlichen Räthſeln. Leider bin ich kein Oedipus, der ſie zu löſen vermag. Jene Fledermaus, von der ſie ſo eben zu ſprechen geruht, war vermuthlich . . .

— Eine kleine, ganz allerliebſte, in himmelblauem Jaconnet gehüllte Fledermaus, die ſich vor allen andern

*) Kam 1793 zuerſt in Avignon heraus.

Mäuſen ihres Gleichen durch eine ganz abſcheuliche, ihren hübſchen Mund ganz auffallend entſtellende Zahnlücke auszeichnet . . .

— Ah, Madame, Sie meinen alſo . . . .

— Weiter nichts, als eine Fledermaus, die mir, jenen fehlenden Zahn abgerechnet, paſſabel hübſch und ziemlich unſchuldig vorkam; doch möchte ich, Sire, Letzteres nicht geradezu beſchwören, denn „ſtille Waſſer ſind oft die betrüglichſten“ . . .

— Madame, ſagte der König, der ſich durch die boshafte Anwendung dieſes Sprüchworts an der verwundbarſten Stelle ſeines Herzens getroffen fühlte, ich bürge für die Unſchuld dieſer Jungfrau . . .

— Wie, Majeſtät, Sie kennen dieſe Unſchuld?

— Ja, Madame, vom Sehen, par distance . . .

— Und finden nicht auch Eure Majeſtät, daß dieſe Maus viel niedlicher als manche andere ihrer Gattung iſt?

— Der Geſchmack, Madame, iſt ſehr verſchieden . . .

— Ich will Ihnen den Meinigen durchaus nicht aufdrängen, kann aber nicht unterlaſſen, Ihnen freiwillig zu bekennen, daß die Kleine, namentlich aus der Ferne betrachtet, gar nicht übel iſt und — etwas Heftik abgerechnet — ſtellenweiſe gar nicht unintereſſant ſein mag . . .

— Beſonders dann, entgegnete Jérôme, den die ruhige Malice ſeiner Frau allmählig mehr und mehr aus der Faſſung gebracht hatte, wenn man dieſes arme, unſchuldige und — wie Sie richtig bemerken — leider

etwas hektiſche Geſchöpf mit jenem ſingenden Schwane vergleicht, der ſich dann und wann mit ſüß-frommer Miene, als ob er kein Waſſer trübe, ſich in fremde Gewäſſer verirrt . . .

— Sire, ich finde, daß derlei Anſpielungen . . .

— Hier ganz am rechten Platze ſind. Schlagen Sie meine Dogge, Madame, dann prügle ich Ihren Schooßhund, Ihren Bologneſer, oder noch deutlicher ausgedrückt, Ihren Turiner . . .

— Jérôme, dies iſt mehr als malitiös . . .

— Das iſt grob, ich gebe es zu, aber wahr, ſehr wahr, Madame, eben ſo wahr, als jenes alte Sprüchwort, welches uns den weiſen Rath ertheilt: „Wer ein gläſernes Dach hat, ſoll Andere nicht mit Steinen werfen.“

— Sire, Sie glauben alſo immer noch? fragte die Königin wieder einlenkend.

— Ich glaube Alles und glaube Nichts. Ganz, wie Sie es wünſchen, Madame!

— Am Ende glauben Eure Majeſtät alſo auch an das, was geradezu unglaublich iſt?

— Madame, was im Leben wäre unglaublich?

— Unglaublich, Sire, wäre z. B. der Fall, daß Jemand vier, fünf Monate lang irgend einen andern Jemand auf Reiſen ſchickt mit dem Auftrage, eine Menagerie von wilden Thieren anzukaufen und daß dieſer auf Reiſen geſchickte Jemand ein ſo undankbarer Patron ſein könnte, jene für den zu Hauſe gebliebe-

nen Jemand erſtandene Menagerie einem Andern zu verkaufen.

— Auch dieſer Fall iſt ſchon dageweſen.

— Ich weiß es, Sire, und denke dabei mit gerechtem Schmerze an jenes werthvolle Album, welches urſprünglich für mich beſtimmt, durch unverſchämten Betrug in den Beſitz einer ſchlauen Maitreſſe — Sire, ich meine Lady Emma Hamilton — gerathen iſt.

— Das Geſchehene läßt ſich nicht ändern, Madame. Der König von Weſtphalen kann deshalb jener Lady nicht den Krieg erklären. Sie müſſen denken, Madame, jenes fatale Album habe eine andere Beſtimmung gehabt . . . Sie müſſen darauf Verzicht leiſten und ſich bemühen, es endlich einmal zu vergeſſen.

— Sire, dies iſt auch mein Wille, ſagte die Königin, und zog wie durch Zufall den Schleier von der königlichen Lüge weg.

Als Jérôme auf dem Tiſche das bewußte Album erblickte, war ihm zu Muthe, wie einem Verbrecher, der ſich von der Grauſamkeit eines unmenſchlichen Richters zu der Strafe verurtheilt ſieht, tauſend Stück engliſche Nähnadeln zu verſchlingen, ohne dabei eine Miene zu verziehen. Er huſtete ſo heftig, als ob ihm jene Nadeln bereits in der Kehle ſäßen, und trotz der Qual, die er litt, ſagte ihm ſein Verſtand, daß es klüger ſei, zu thun, als ſähe er das Album nicht, und zu ſchweigen, als den Erſtaunten zu ſpielen und ſich dadurch noch tiefer in das Dickicht der Verlegenheit hineinzureiten.

— Gestatten Sie, theure Katharina, daß ich Sie jetzt verlasse . . . Geschäfte rufen mich in den Staatsrath . . . Mein erhabener Bruder rüstet sich in aller Stille zu einem neuen Kreuzzuge gegen Rußland. Gestern Nacht sind mir allerhöchste und geheime Edicte darüber aus Paris zugekommen. Auch Westphalen muß ein Contingent zu diesem Kriege stellen. Mein Bruder begehrt dreißigtausend Mann von mir. Das kostet Geld, sehr viel Geld!

— Und wo es hernehmen? fragte Katharina.

— Was kümmerts mich. Dies ist die Aufgabe meines Siebenschläfers. Malchus muß es herbeischaffen, denn dafür habe ich diesen Deutschen zum Minister und noch obendrein zum Grafen gemacht. Geld muß er schaffen. Schafft er keins, dann jagen wir ihn fort, car tel est notre bon plaisir! Meine Pflicht ruft mich fort. Auf Wiedersehen, Madame, auf Wiedersehen, sagte Jérôme und warf, als ob durchaus Nichts vorgefallen wäre, seiner Gemahlin einen Kußfinger zu.

— Es ist vorbei! sagte die Königin.

VII.

Noch an demselben Tage sandte Jérômes Gemahlin, nachdem sich die erste Aufwallung ihrer ehelichen Entrüstung gelegt hatte, einen eisgrauen, treuherzigen, aber etwas einfältigen Diener aus ihrer schwäbischen

Heimath nach der Löwenburg, um der „königlichen Fledermaus“ (wie Elisabeth Grün seitdem am neidervüllten Hofe zu Kassel hieß) etwas einzuhändigen.

— Wohnt hier des Königs Fledermaus? fragte der ehrliche Schwabe den vor der Thüre stehenden, seine Pfeife rauchenden Onkel.

— Hier wohnt weiter Niemand als ich und meine Nichte . . .

— Und wie heißt sie?

— Ich heiße Nicodemus . . .

— Ich meine Ihre Nichte . . .

— Meine Nichte heißt Elisabeth Grün . . .

— Die suche ich und wo finde ich sie?

— Die finden Sie in ihrem Bette.

— Schlafen die Fledermäuse auch bei Tage?

— Das weiß ich nicht; so viel aber weiß ich, daß meine Nichte seit gestern Abend krank, sehr krank ist, und daß ich jeden Augenblick den Leibarzt des Königs erwarte . . .

— Vielleicht wird sie gesund, wenn Sie mich zu ihr führen. Ich komme von der Frau Konigin und bringe was . . . .

— Schwabe, was bringen Sie? . . .

— Etwas, das ich keinem Andern, als ihr selbst geben darf.

— Ich will Sie zu ihr führen.

Nicodem ging voran, der Schwabe folgte ihm. Die Kranke lag in ihrer Kammer. Als sie den Diener mit der königlichen Livree eintreten sah, erhob sie sich

mühsam in ihrem Bette und fragte mit schwacher Stimme:

— Was bringen Sie mir.

— Einen Brief von Ihrer Majestät der Königin, sagte der Alte, ihr das Schreiben überreichend.

Mit zitternder Hand erbrach sie das königliche Siegel und las den Inhalt:

„Anbei folgt Ihr hübsches Album zurück. Ich sage Ihnen meinen besten Dank und schicke Ihnen gleichzeitig ein kleines Andenken. Möge dieser Ring mit dem Anfangsbuchstaben meines Namens Sie daran erinnern, daß am Hofe zu Kassel eine Frau lebt, die sich nennt

Katharina von Würtemberg."

Elisabeth sank erschöpft auf ihr Kissen. Das Billet glitt auf den Boden herab. Nicodem hob es auf und las. Dann betrachtete er das königliche Geschenk. Es war eine ziemlich große, blau emaillirte ovale Goldplatte, in deren Mitte ein aus Diamanten gebildetes K prangte.

Onkel Shylock taxirte den Werth der Steine und sagte halblaut zu sich selbst:

→ Dieser Ring ist unter Brüdern hundert Dukaten werth. Danken Sie Ihrer Majestät im Namen meiner kranken Mündel, sprach er zum Diener, der gleich darauf die Kammer verließ.

Eine halbe Stunde später kam Doctor Personne. Er fühlte den Puls der Kranken und fand ihren aufgeregten Zustand ziemlich bedenklich.

— Es iſt ein Nervenfieber im Anzuge, ſagte er zum Onkel. Die Kranke bedarf vor Allem großer Ruhe und keiner neuen Gemüthsaufregung. Niemand darf jetzt bei ihr zugelaſſen werden.

— Auch Seine Majeſtät der König nicht?

— Auch er nicht, erklärte der Arzt, eine Priſe nehmend und alsdann eine Gabe Phosphor verſchreibend.

Und gleich darauf entfernte er ſich.

Eine Stunde ſpäter kam der König.

— Was macht Eliſabeth? fragte er den ſich vor der Thüre ſonnenden Oheim.

— Majeſtät, die Arme ſcheint zu ſchlafen . . .

— Ich muß ſie ſehen, muß ſie ſprechen . . .

— Niemand — ſo lautet der ſtrenge Befehl des Arztes — darf bei ihr zugelaſſen werden . . .

— Der König iſt mehr als Niemand, ſagte Jérôme, ſchob den Onkel bei Seite und eilte in die Kammer der Kranken.

Eliſabeth hörte nicht ſein Kommen. Er rief ſie bei ihrem Namen; ſie aber gab ihm keine Antwort. Ihre Augen waren feſt geſchloſſen, ihre Wangen fieberroth, ihre Lippen bleich und trocken. Er drückte einen glühendheißen Kuß auf ihren Mund . . . ſie fühlte es nicht!

— Erwache, erwache, Eliſabeth! ſchrie der König und drückte dabei ſo heftig ihre Hand, daß der Schmerz dieſes Druckes ſie hätte erwecken müſſen.

Sie aber äußerte nicht das geringſte Lebenszeichen. Jérôme gerieth außer ſich vor Angſt.

— Sie iſt todt, ſie iſt todt! rief er, und ließ ſeinen Kopf auf ihr Kiſſen ſinken und begann laut zu ſchluchzen.

In demſelben Augenblicke bewegte ſie ſich.

— Großer Gott, ſie lebt, ſie lebt! ſchrie Jérôme und bedeckte ihre Stirne, ihre Augen, ihre Lippen, ihren Hals, ihre Hände mit tauſend Küſſen ſeligen Entzückens.

Die Kranke ſchlug die Augen auf. Sie blickte um ſich wie Jemand, der aus der Ohnmacht zu neuem Bewußtſein erwacht. Sie erhob ſich, ſtrich die Haare vom Scheitel weg und hauchte mit gebrochener Stimme . . .

— Sie ſind es, Sire?

— Ja, Eliſabeth, ich bin bei Dir!

— Sire, ich träumte einen böſen Traum.

— Armes Kind, von wem träumteſt Du? . . .

— Sire, ich träumte von Ihrer Frau . . . Mir träumte, ſie habe während meiner Krankheit meinen Onkel beſucht, und ihn gefragt, ob ich noch nicht geſtorben ſei, und als mein Onkel dies verneinte, verlangte ſie mich zu ſehen und zu ſprechen . . . Und gleich darauf ſtand ſie vor meinem Bette und erkundigte ſich voll rührender Theilnahme nach meinem Befinden und ſchenkte mir, als ſie ging, einen Ring mit dem Anfangsbuchſtaben ihres Namens und mit den Worten, die noch jetzt mir in den Ohren klingen:

„Möge dieser Ring Sie daran erinnern, daß am Hofe zu Kassel eine Frau lebt, welche Katharina von Würtemberg heißt!“ —

— Elisabeth, sagte der Onkel, der neben dem Könige stand, dies hast Du nicht geträumt . . . Das ist Wahrheit, liebes Kind. Hier ist das Geschenk der Königin, rief Nicodem, dasselbe ihr und ihm zeigend.

Elisabeth sank von Neuem in Ohnmacht. Onkel Shylock überreichte Seiner Majestät das Handbillet, das Jérôme mit zornflammenden Augen verschlang; doch beherrschte er den Ausbruch seiner Wuth und sagte, während er mit erkünsteltem Lächeln jene Zeilen seiner Frau in hundert Stücke zerriß.

— Die Gute ist eifersüchtig, weiter nichts!

Dann betrachtete er jenen Ring und sagte zu Nicodem:

— Er ist ein Geschenk des Kaisers. Wenn mein Bruder wüßte, welch' überaus hohen Werth meine Frau auf eines seiner Andenken setzt, vielleicht würde er dann anders von ihr denken und mir nicht zumuthen . . .

— Was zumuthen, Majestät? fragte der Neugierige.

— Etwas, was Dich Tölpel nichts angeht! erwiderte der König. Verschwinde, alter Shylock, und lasse mich allein mit Deiner armen Jetska! —

— Sire, Doctor Personne befahl mir, sie vor jeder Aufregung zu hüten . . .

— Und wer ſagt Dir, daß meine Gegenwart ſie aufregt? Ich will verſuchen, ſie zu beruhigen. Geh', geh', guter Onkel!

Der zweifarbige Heuchler verließ das Gemach. Jérôme wachte am Bette der Geliebten.

Nachdem Eliſabeth wieder zu ſich gekommen und etwas ruhiger geworden war, ergriff er ihre beiden Hände und ſuchte ſie zu tröſten.

— Vertraue auf Gott, meine fromme Taube. Gräme Dich nicht, daß Menſchen, welche keine Ahnung von der Reinheit Deiner Liebe haben, Dich verkennen. Die Welt glaubt immer das Schlechteſte. Nur dem Reinen iſt Alles rein. Nur wir allein wiſſen, daß unſere Neigung frei von jedem Makel iſt. Und deshalb haſt Du keinen Grund, Dir Vorwürfe oder gar Gewiſſensbiſſe über Dein Verhältniß zu mir zu machen. Ich liebe Dich wie Jemand eine Blume, deſſen keuſcher Duft ihn entzückt. Und Du, die Blume, Du liebſt in mir den Gärtner, der Dich mit väterlicher Sorgfalt pflegt. Iſt dies Sünde, iſt das Verbrechen?

— Sire, die Königin hat ein Recht mir zu grollen. Bin ich nicht die Urſache ihres Grames?

— Glaube mir, ſie grämt ſich nicht. Das, was ſie für mich empfindet, iſt nicht reine Liebe . . . es iſt verletzte Eitelkeit! —

— Sire, hat dieſe Eitelkeit nicht ein Recht, ſich ſchwer verletzt zu fühlen? Die Königin iſt ſo gut, ſo ſchön . . .

— Das Lob, das Du ihr ertheilſt, beweiſt, daß

Du edler denkst als sie! Ihre Eifersucht ist nichts Anderes, als Neid!

— Welchen Grund hätte Katharina von Würtemberg, die Gemahlin Euer Majestät, mich, die arme unbekannte Waise zu beneiden?

— Sie beneidet Dich um meine Liebe . . .

— Und scheint Ihnen dieser Neid so verdammenswerth. Würde ich in ihrer Stelle nicht denselben Neid empfinden? Würde ich in der Stelle der Königin nicht eben so grollen, als sie. Sire, Sie müssen Ihrer Gemahlin vollständig verzeihen. Und wollen Sie Ihrer kranken Freundin, die jetzt mehr als je die ganze Last ihrer Schuld fühlt, einen Beweis Ihrer Liebe geben, dann erfüllen Sie mir eine Bitte . . . es ist die Erste, die ich wage . . .

— Und wie lautet diese Bitte?

— Geben Sie der Königin in meinem Namen jenes Album, das ihr so sehr gefallen hat. Sagen Sie Ihrer Majestät, daß ich jenes kostbare Geschenk, welches ihre Huld unverdient mir zugedacht, nur in der Voraussetzung angenommen habe, daß sie es nicht verschmähen werde, auch eine Gegengeschenk von mir großherzig anzunehmen. Wollen Sie diese Bitte mir erfüllen?

— Ich will Alles, was Du willst! Morgen früh soll sie es haben . . .

— Und wird sie das Geschenk ihrer Nebenbuhlerin nicht zurückweisen?

— Sie wird, sie muß es annehmen! —

— Ich werde mich glücklich fühlen in dem Gedanken, einen Wunsch Ihrer Gemahlin errathen zu haben . . .

— Du bist so gut, so fromm . . .

— Ich bin krank, sehr krank! Gönnen Sie mir einige Stunden Ruhe!

— Gut, Elisabeth, ich will Dich verlassen, aber dann erst, wenn Du mir erlaubst, morgen und jede Nacht, so lange Du krank bist, einige Stunden an Deinem Lager verweilen zu dürfen.

— Kommen Sie, so oft Sie wollen! Ihre Gegenwart wird mir Beruhigung gewähren, sagte Elisabeth, dem Könige die Hand reichend.

— Nun dann, gute Nacht, liebe Schwester, sagte Jérôme, ihre Hand an seine Lippen pressend. Gott schenke Dir einen ruhigen Schlaf.

— Und Ihnen, Sire, ein fröhliches Erwachen!

Der König schied mit schwerem Herzen.

VIII.

Am folgenden Morgen übersandte Jérôme seiner Gemahlin das Album, begleitet von folgenden Zeilen:

„Elisabeth Grün bittet Ihre Majestät die Königin, beifolgendes Album als einen kleinen Tribut ihrer großen Schuld huldreichst annehmen zu

wollen. Gewähren Sie den Wunsch einer Sterbenden.

Jérôme."

Die Königin geruhte das Gegengeschenk anzunehmen.

Seit jenem Morgen ließ sich Ihre Majestät tagtäglich nach dem Befinden der Kranken erkundigen.

— Die arme Fledermaus dauert mich, sagte Katharina eines Tages zur Gräfin Berlepsch. Es ist ja nicht ihre Schuld, daß ich etwas älter und weniger hübsch bin, als sie es in den Augen meines Gatten ist. Der König liebt sie nun einmal! Wir Frauen müssen schweigen und . . . dulden!

— Dulden und im Stillen sich rächen! fügte die Hofdame hinzu.

IX.

Elisabeth's Krankheit nahm ihren regelmäßigen Verlauf. Jeden Morgen besuchte sie Doctor Personne; allabendlich kam der König, der blos ihretwegen seine Villeggiatura verlängerte, um in ihrer Nähe zu bleiben. Stundenlang saß er an ihrem Bette und pflegte sie mit rührender Sorgfalt. Er trocknete den Fieberschweiß ihrer Stirn und belauschte jeden Athemzug, jeden Pulsschlag, jede Bewegung der Kranken.

Am zwei und zwanzigsten Tage war das Fieber

beseitigt und Elisabeth so weit hergestellt, daß sie auf ein Stündchen das Bett verlassen durfte. Die Freude des Königs kannte keine Grenze. Er küßte ihren Kopf, ihre Hände, ja sogar ihre Füße. Elisabeth, noch viel zu matt, um seinen stürmischen Liebkosungen Widerstand leisten zu können, mußte sich die Ausbrüche seiner Zärtlichkeit ruhig gefallen lassen. Auch gewährte es ihr eine innere Befriedigung, sich mehr und mehr zu überzeugen, daß jener Mann, den alle Welt für den leichtsinnigsten Roué hielt, zu ihren Füßen ganz Liebe, ganz Hingebung war. Dann fühlte sie sich im Besitze dieser unbefleckten Liebe so unbeschreiblich glücklich, daß sie ihn unwillkürlich anlächelte mit einem jener halb verklärten Blicke, die wie elektrische Funken sein Herz durchzuckten.

— Wenn meine fromme Taube, sagte er zu ihr, mich mit solchem Blick betrachtet, dann durchströmt mich ein Gefühl, das ich Dir kaum zu beschreiben vermag. Mir ist dann zu Muthe, als müßte ich lachen und weinen zugleich, lachen, weil das, was ich empfinde, wehmüthige Freude, weinen, weil es freudige Wehmuth ist. Dann möchte ich in das Aetherblau Deiner Augen versinken, wie ein Taucher in die blaue Meeresfluth; ich möchte durch die Augen in Dein Herz hineinkriechen und es fragen: Herz, mein Herz, liebst Du mich wirklich? Bin ich Dir eben so theuer, als Du es mir bist? Hat Dein Herz einen andern Gedanken, als das meinige, oder sind unsere beiden Herzen Ein Herz, Ein Gedanke?

— Sire, zweifeln Sie denn noch immer? fragte Eliſabeth mit matter Stimme.

— Nein, nein, ich zweifle nicht mehr. Solche Augen können niemals täuſchen, denn wo gäbe es ſonſt Wahrheit, wenn das, was ich in Deinen Blicken leſe, Schein, Verſtellung, Lüge wäre? Ja, ja, Eliſabeth, Du liebſt mich; ich weiß es und dennoch höre ich ſo gern aus Deinem ſchönen Munde die Beſtätigung jenes Glaubens, der mich ſtolz und glücklich macht.

— Erinnern Sie ſich der Verſe, die ich Ihnen gab?

— Ich weiß ſie auswendig, Wort für Wort . . .

— Und iſt es möglich, mehr zu ſagen, als ich Ihnen geſagt?

— Du haſt Recht, mein holder Engel! Ja, Liebe, liebe Liebe Deines Gleichen iſt auf der Erde und im Himmel nicht!

— Und dennoch martert mich Ihr Zweifel!

— Eliſabeth, ich habe aufgehört zu zweifeln!

— Dann bin ich auch beruhigt! — — — —

— — — — — — — — — — — —

Einige Tage ſpäter erhielt Eliſabeth die erſte Nachricht von ihrem Bruder. Der Brief kam aus Baltimore. Joſeph ſchrieb ſeiner Schweſter:

„Seit drei Wochen befinde ich mich friſch und wohl auf dem freien Boden Nord-Amerikas. Zürne mir nicht, gute Eliſabeth, daß ich Dir nicht ſchon einige Tage früher Nachricht von meiner Ankunft gegeben und halte es nicht für Saumſeligkeit, daß ich erſt heute meiner Pflicht nachkomme, Dir zu melden, daß Du Dich, theure

Schweſter, meinetwegen nicht länger zu ängſtigen brauchſt. Seit dem Augenblick, in welchem ich zu Hamburg das Schiff beſtieg, lächelt mir das Glück mehr als jemals in meinem Leben. Gleich nach den erſten Stunden unſerer Abfahrt aus dem Hafen machte ich auf dem Schiffe die Bekanntſchaft eines Quäkers, der von Hamburg nach ſeiner Vaterſtadt Baltimore heimkehrte. Ich knüpfte mit dem Anfangs äußerſt wortkargen Mann ein Geſpräch an, welches bald darauf ihn dergeſtalt intereſſirte, daß auch er ſeinerſeits mittheilend wurde. Ich ſprach mit ihm von George Fox und William Penn, dem Gründer jener frommen Sekte, der er angehört, und wußte die Tugenden jener frommen Miſſionäre in ſo günſtiges Licht zu ſtellen, daß ihr nicht minder frommer Anhänger mich, von dieſem Augenblick angefangen, auffallend lieb gewann. Mit großer Theilnahme hörte er die einfache Geſchichte meines bisherigen Lebens und die Gründe, weshalb ich Kaſſel verlaſſen, um mit jenſeits des Oceans, auf dem gaſtfreien Boden der Vereinigten Staaten, mit Gottes Beiſtand und mit meinen freilich nicht ſehr bedeutenden Kenntniſſen eine neue Heimath und eine beſcheidene, anſpruchsloſe Zukunft zu gründen. Er rieth mir, mein Glück zuerſt in Baltimore zu verſuchen. Betrachten Sie mein Haus wie das Ihrige, ſagte er. Meine Frau und meine beiden Töchter, Lea und Rahel, werden erfreut ſein, einen Mann Ihres Wiſſens, Ihrer Bildung kennen zu lernen. Lea iſt ſechszehn, Rahel vierzehn Jahre alt. Dieſe beiden Mädchen ſind meine Freude.

Sie ſpielen Klavier und ſingen wie die Feen und ſind fromm wie die Engel im Himmel und haben ihrer Mutter und ihrem Vater noch niemals den geringſten Kummer verurſacht. Auch Sie werden meine Kinder lieb gewinnen, ſagte der Quäker, und wiſchte ſich Thränen der reinſten Freude aus den Augen. Die Mutter meiner Tochter iſt das bravſte Weib von ganz Baltimore. Die Armen unſerer Stadt nennen meine Eſther ihre Freundin in der Noth. Sie trocknet die Thränen verſchämter Armuth und kennt kein höheres Glück, als Andere glücklich zu machen. Die Vorſehung hat mich mit irdiſchen Gütern reich geſegnet. Mit Freuden theile ich meinen Reichthum mit armen Brüdern, die meiner Hülfe bedürfen; ich frage nicht, weß Glaubens ſie ſind, denn alle Menſchen ſind Brüder und Söhne eines großen, barmherzigen, unerſchöpflich guten Vaters. So ſprach der ſchlichte Mann und drückte mir die Hand mit einer Herzlichkeit, als ob auch ich ein Kind ſeiner braven Eſther wäre. Ich betrachtete es als gute Vorbedeutung, daß der Himmel — Freigeiſter würden ſagen der Zufall — mich mit einem Manne ſolcher Geſinnung zuſammengeführt; ich pries meinen guten Stern und dachte dabei an meine Mutter, an meinen Vater und an Dich, meine heißgeliebte Schweſter, auf die ich alle Liebe meines Herzens übertragen und die ich beſtändig vor Augen habe, wenn mich das unwiderſtehliche Gefühl des Heimwehs beſchleicht. Dann giebt es Augenblicke, wo ich mich frage: War es Recht von Dir, daß Du Deine arme Schweſter ſchutz- und hülflos zu-

rückgelassen hast? Wirst Du sie jemals wiedersehen? Und wird sie Dir nicht zürnen, daß ich sie ihrem eigenen Schicksale und der Obhut eines Onkels überlassen, dessen Eigennutz und Habsucht mich das Schlimmste für sie befürchten läßt! Dies sind Vorwürfe, die ich mir seit meiner Trennung von Dir täglich, stündlich mache, Vorwürfe, die mir manche Stunde meines Schlafes rauben. Diesen Kummer abgerechnet, befinde ich mich hier in der neuen Welt wohler als in der alten. — Im Hause des eben so reichen als allgemein geachteten Master Ebenezar Ogilvy — dies ist der Name jenes Quälers — habe ich eine Aufnahme gefunden, die mich vergessen läßt, daß ich hier ein Fremder bin. Die beiden Mädchen sind wahre Engel. Sie behandeln mich wie einen Bruder und sagen wie zu Jedem, auch zu mir Du. Beide sind Muster aller weiblichen Tugenden und dabei ist namentlich die Aeltere so schön, so bezaubernd schön, wie Du es bist, meine theuere Elisabeth. Lea's blaßblaue Augen blicken mich oft wie ein Paar Vergißmeinnicht-Blumen an, die ich pflücken und ins Knopfloch meines Rockes stecken möchte, um sie beständig vor Augen zu haben. Wärst Du nicht meine Schwester, dann würde ich Dir sagen, daß Lea's Augen fast eben so schön als die Deinigen sind. Ihre Nase ist freilich nicht so regelmäßig als die Deine, dafür aber hat sie ein weit kleineres, feineres Ohr als Du, meine schöne Elisabeth. Ihr Haar spielt ein klein wenig ins Röthliche; dafür aber ist ihre Haut so weiß, daß ihr Glanz, ohne Uebertreibung gesagt, etwas Blendendes

hat. Der größte Reiz ihrer Schönheit aber liegt in dem wahrhaft unbeschreiblichen Zauber ihrer Stimme, die — sei nicht böse, meine liebe Schwester — noch viel sonster, holder, süßer als die Deinige klingt. So oft Lea mit mir spricht, glaube ich eine der Abendglocken des muhamedanischen Paradieses, und so oft sie singt, die Stimme eines Seraphs unsers Christenhimmels zu vernehmen. — Auch die jüngere Schwester ist schön, doch lange nicht so schön wie die ältere. Rahel verhält sich zu Lea wie Kleist's „Frühling" zu Klopstocks „Messias," wie Haydn's „Schöpfung" zu Mozarts „Requiem," wie Lukas Cranach zu Albrecht Dürer. Und wenn diese beiden Kinder Abends eine vierhändige Sonate auf dem Klaviere spielen, dann glaubt man ein Feenconcert, wahre Elfenmusik zu hören; dann bin ich Ohr, ganz Ohr und meine Gedanken fragen sich: Was mag Elisabeth jetzt wohl machen? Wo und bei wem mag sie jetzt sein? Und ob sie in diesem Augenblick an Dich denken mag, wie Du an sie jetzt denkst? — Beiden Mädchen gebe ich auf Wunsch ihres Vaters Unterricht in der deutschen Sprache und Beide haben während der ganzen Zeit meines Hierseins schon so reißende Fortschritte gemacht, daß ich selbst mich darüber wundere. Ich vervollkommene mich durch sie immer mehr und mehr im Englischen, das mir von Tag zu Tag geläufiger wird. Lea spricht außerdem auch französisch und etwas italienisch. Wenn die Stunde des Unterrichts vorüber ist, setzt sich die kleine Familie, zu der ich mich mitzähle, ans lustig prasselnde Kaminfeuer.

Dann muß ich ihnen Neues aus der alten Welt, das Schönste aus den Werken unserer großen deutschen Dichter und fast allabendlich auch etwas von Dir, meiner heißgeliebten Schwester, erzählen. Ich habe Deine Schönheit beiden Kindern so genau beschreiben müssen, daß Lea — mein Liebling — Pinsel und Farbe nahm und auf ein Blatt Papier Deine Züge so überraschend ähnlich hinmalte, als ob Du zu dem Bilde ihr gesessen hättest, denn Lea hat Talent zu Allem! Dann muß ich den Kindern erzählen, wie groß und wie stark Du bist und wie Du die Haare flechtest und welche Kleider Du zu tragen pflegst und welche Farbe Du am meisten liebst. Und als ich ihnen sagte, daß himmelblau Deine Lieblingsfarbe sei, klatschten sich Beide seelensvergnügt in die Hände und riefen wie aus Einem Munde: Blau ist auch unser Geschmack! Die Kinder scheinen überhaupt Alles zu lieben, was Du liebst: Blumen, Bücher, Lieder, und darum wundert es mich nicht, daß Beide auch ein ganz klein wenig Deinen Bruder Joseph lieben. Noch mehr als Rahel scheint mir Lea gut zu sein und fragst Du mich, welcher von beiden Schwestern meine Wenigkeit — unter uns gesagt — den Vorzug giebt, dann gestehe ich Dir offen, daß mir Klopstocks „Messias" höher steht als der Kleist'sche „Frühling". — Auch Mutter Esther scheint mich von Stunde zu Stunde mehr und mehr lieber zu gewinnen und so geschah es, daß sie mich gestern zum ersten Male ihren „lieben Sohn" und der „liebe Sohn" sie seine „liebe Mutter" hieß. Und beide Kinder weinten

vor Freude. — Ach wüßtest Du, wie glücklich ich mich im Kreise dieser einfachen, strengsittlichen und patriarchalischen Familie fühle, dann würdest Du mir sicher verzeihen, daß ich Dich und die Heimath verlassen habe, um auf fremder Erde, unter fremden Menschen mein Glück zu suchen. Und wahrlich, ich glaube — Dank dem Himmel — im Hause des frommen Ebenezar es gefunden zu haben, denn eine Stimme meines Herzens sagt mir, daß Lea mich liebt und daß ihre Eltern mich achten. Es fehlt also nichts mehr zu meinem Glücke, als eine große Kleinigkeit, meine liebe, gute, schöne Schwester Elisabeth! Und siehe da, der Himmel ist mir so hold und gnädig, daß er mich selbst dafür, daß ich Dich entbehren muß, einigermaßen zu entschädigen sucht. Höre, was mir hier passirt ist.

Sonntags vor acht Tagen lustwandelte ich Nachmittags, nach der Kirche, in Gesellschaft der Quäker-Familie, nach dem Hafen hinaus. Ich ging voraus mit dem Vater. Die Mutter in der Mitte ihrer beiden Töchter folgte uns. Wir Männer sprachen von Politik und Religion und den verschiedenen Secten der Quäkerschaft.

— Es giebt nasse und trockene Quäker, begann Ebenezar. Die streng-erthoderen Brüder, deren Zahl sich tagtäglich vermindert, werden trockene. Jene hingegen, welche vielfach von der alten Strenge abgewichen sind und manche Sonderbarkeit abgelegt haben, werden nasse Quäker genannt. Ich, junger Freund, gehöre zu den Nassen. Als solcher gehöre ich, wie Du bemerkt

haben wirst, nicht zu jenen, welche fromm und tugendhaft zu sein glauben, wenn sie sich den Genuß jeglichen Vergnügens versagen, gegen Musik und Tanz, gegen Concerte und Theater eifern, vor Niemandem, selbst vor dem Präsidenten unserer glorreichen Republik, ihr Haupt entblößen, graue Röcke ohne Knöpfe und Hüte mit breiten Rändern tragen und von Frau und Tochter verlangen, daß diese nie anders, als mit grünen Schürzen und schwarzer Kopfbedeckung erscheinen. Dies Alles ist Nebensache, lieber Sohn. Meine Mädchen können Alles tragen, was ihnen gefällt, wenn sie sonst nur gut und gehorsam sind, dann habe ich nichts dagegen, wenn sie, umgekehrt, schwarze Schürzen und blaue Hüte tragen, denn der heilige Geist, das innere Licht, der natürliche Heiland sieht nicht auf die Schürzen und Röcke, sondern auf das Herz und die Handlungsweise der Gemeinde. Meine trockenen Mitbrüder verweigern die Ablegung des Eides, die Leistung von Kriegsdiensten und jeden Beitrag zu den Kriegssteuern. Ich, Freund Joseph, schwöre, wenn ich schwören soll und muß, leiste zwar keine Kriegsdienste, weil ich dazu schon zu alt bin, zahle aber so gut meine Steuern, wie jeder andere Bürger, der nicht so glücklich ist, Mitglied der großen, über 300,000 Köpfe zählenden Quäker-Familie zu sein. Vielleicht hast Du, mein Sohn, auch schon etwas von der Secte der sogenannten freien oder fechtenden Quäker gehört? So werden jene unserer Brüder genannt, welche den Kriegsdienst für erlaubt halten, Brüder, aus deren Reihen so ruhmgekrönte Helden wie Matlock, Green

und Miſſin hervorgegangen ſind. — Willſt Du Geiſt und Weſenheit unſeres einfachen Glaubens kennen und begreifen lernen, dann lies vor Allem Gerhard Gröſe's „Historia Quakeriana“*) und Gatrous „Histoire des Trembleurs.“**) Man nennt uns zwar, „Zitterer,“ doch zittern wir vor Keinem in der Welt, wenn wir nicht vor uns ſelbſt und unſerm böſen Gewiſſen zu zittern Urſache haben. — In demſelben Augenblick, als der fromme Mann alſo zu mir ſprach, kam uns, ganz in der Nähe des Hafens, eine in tiefe Trauer gehüllte Frauengeſtalt entgegen, die einen wunderholden Knaben führte, der Zug für Zug der ſchwarzgekleideten Dame glich, die ohne Zweifel die Mutter dieſes Kindes war. Beim Anblick dieſer trauernden Mutter, die ich nun ſchärfer ins Auge faßte, fing ich mit Händen und Füßen dergeſtalt zu zittern an, daß mein Begleiter es bemerken mußte. Kennſt Du dieſes Weib? fragte Ebenezar. Statt der Antwort ſtürzte ich, unfähig mich länger zurückzuhalten, auf die fremde Dame mit der lauten Frage: Biſt Du Eliſabeth, oder biſt Du es nicht? — Wohl heiße ich Eliſabeth, erwiderte die hochüberraſchte Frau, doch kenne ich Sie nicht, mein Herr, und weiß nicht, was Sie von mir wollen. — Erſt nachdem ich den Ton ihrer Stimme vernommen, überzeugte ich mich von dem Irrthume, in welchem ich mich befunden hatte. — Verzeihen Sie, Madame, ſagte ich abſichtlich ſo laut,

*) Amſterdam, 1694, 8.

**) Paris, 1733, 12.

daß Ebenezar und die Seinigen es deutlich hören mußten, verzeihen Sie den Irrthum eines Bruders, der in Ihnen seine ferne Schwester, die Ihnen täuschend ähnlich ist, erkannt zu haben geträumt hat und sich nun in diesem schönen Traume leider getäuscht sieht. — Ich entschuldige Sie vollkommen, mein Herr, sagte die Dame mit dem Kinde, grüßte mit der freundlichsten Miene mich und meine Begleitung und ging ruhig weiter. — Kennen Sie diese Frau? fragte ich meinen väterlichen Freund. — O ja, antwortete der einfältige Quäker. — Und aus welchem Grunde, mein Sohn, fragte Mistreß Oglivy, interessirt es Dich, wie es scheint, in so hohem Grade, zu erfahren, wer diese schwarzseidene Calypso mit dem blauäugigen Kinde ist? — Ach, liebe Mutter, antwortete ich, diese Unbekannte gleicht meiner Schwester wie ein Veilchen dem Andern und wunderbar genug heißt sie, wie sie mir so eben gesagt, gerade so, wie meine Schwester. Welch ein wunderbares Zusammentreffen! sagte ich halblaut zu mir, denn meine Gedanken waren lebhafter als je mit Deinem Bilde beschäftigt. Sie schien Deine Doppelgängerin zu sein; derselbe Wuchs, dieselbe Figur, dasselbe Gesicht. Zwillingsschwestern können sich nicht ähnlicher sehen, als diese Schönheit von Baltimore und Du, Schwester Elisabeth. — Diese Dame, sagte ich zu meinem grauen Begleiter, muß ich kennen lernen um jeden Preis! Lea schlug betrübt ihre Augen nieder. Ich glaube gar, das arme Kind verspürte zum ersten Male in seinem blutjungen Leben eine Anwandlung jenes neidischen Gefühls

das man beſchönigend Eiferſucht nennt. Lea iſt, wie geſagt, erſt ſechszehn Jahre alt. Kann man in dieſem Alter denn auch ſchon eiferſüchtig ſein? Dies, gute Schweſter, wirſt Du aus eigener Erfahrung am Beſten wiſſen und Du würdeſt mich unendlich verpflichten, wenn Du mit dem nächſten Schiffe, das zu uns herüberſegelte, mich unterrichten wollteſt, ob man mit ſechszehn Jahren ſchon eben ſo eiferſüchtig als ſpäter im zweiundzwanzigſten Jahre zu ſein im Stande iſt. — Wenn Du, mein junger Freund, begann mein Onkel, dieſe Unbekannte kennen zu lernen wünſcheſt, um jeden Preis, wie Du geſtehſt, ſo ſchätze ich mich glücklich, Dir dazu behülflich ſein zu können. — Lea, die dies gehört hatte, biß ſich in ihre Unterlippe ſo tief, daß ſie zu bluten anfing. (Schreibe mir doch, liebe Schweſter, ob ich mich irre, wenn ich auch dies für ein Zeichen von Eiferſucht halte.) — Sie werden mich glücklich machen, erwiderte ich, wenn Sie ſo gütig ſein wollten, mich ſo bald als möglich bei dem Spiegelbilde meiner Schweſter einzuführen, denn ich ſehne mich nach dem leichterklärlichen Genuß ihrer nähern Bekanntſchaft, wie ein Ohr nach der Melodie eines längſt vergeſſenen Wiegenliedes, das in den goldenen Tagen unſerer früheſten Jugend uns in ſüßen Schlaf gelullt hat. Darf ich vielleicht ſchon heute erfahren, wer das Ebenbild meiner Schweſter iſt? — O wie neugierig, mein junger Freund, ſagte Mutter Eſther. Höre, guter Ebenezar, ſpanne die Neugier unſeres lieben Fremdlings nicht allzulange auf die Folter! Sage ihm, wer die Unbe-

kannte ist. — Diese Dame, begann Ebenezar, ist eine Wittwe, die seit einer Reihe von Jahren ihren undankbaren Gatten betrauert, der, jenseits des Oceans, im Herzen von Deutschland, in Saus und Braus, mit einer zweiten Frau und einer handvoll liederlicher Dirnen lebt, die er in Bausch und Bogen seinen „Hühnerhof," seine „Fasanerie," auch wohl dann und wann, wie der fünfzehnte Ludwig, seinen „Hirschpark" nennt. — Und der Name dieser Wittwe? fragte ich unbeschreiblich gespannt. — Elisabeth Patterson, erklärte mein frommer Freund. — Und wie heißt der undankbare Gatte, der sie treulos verlassen hat? Er heißt Hieronymus Bonaparte, nennt sich Jérôme und ist — daß sich Gott seines Volks erbarme! — dermaliger König von einem Landzipfelchen, dem man den Namen „Königreich Westphalen" eingewebt hat. — Diese Frau also, die Dir so ähnlich sieht, wie ein Rosenblatt dem andern, ist die trauernde Wittwe unseres erhabenen Monarchen, der — nicht zufrieden mit der Auswahl seines sogenannten „Hühnerhofes" — seine lüsternen Augen auch auf Dich, meine reine Taube, geworfen und alle Mittel der List und Verführung angewendet hat, um auch Dich, meine Schwester, in sein schmachvolles Garn zu verlocken.

Ich hoffe und erwarte, daß es dem Verführer nicht gelungen sein wird, auch meine Elisabeth in den Schlamm seiner Sünden herabzuziehen. Erführe ich jemals, daß Du Dich so tief erniedrigen könntest, die Maitresse des Königs, das Kebsweib dieses Elenden zu

werden, dann würde meine Liebe zu Dir mich nach Europa zurücktreiben, um Dir einen Dolch ins Herz zu bohren, als stillschweigend zuzugeben, daß Du durch die Erniedrigung Deines eigenen Ichs den reinen Namen unserer im Grabe ruhenden Eltern besudeltest. Onkel Nicodemus sähe dies freilich gern, denn seine Habsucht fände ihren Vortheil dabei; doch beruhigt mich die Ueberzeugung, daß Du eben so wenig den Einflüsterungen Deines Vormundes, als den Liebesseufzern Deines Anbeters Gehör schenken wirst. Nun aber höre weiter, liebe Schwester.

Kennen Sie Mistreß Patterson? fragte ich den Vater meiner Lea. — Ich kenne ihre Mutter, die eine unserer nächsten Nachbarinnen ist, erwiderte Esther's Gemahl. Sie wohnt im Hause ihrer Mutter, führt einen in jeder Beziehung musterhaften Lebenswandel, trägt seit dem Tage, an welchem sie sich von dem treulosen Verräther losgesagt, Trauerkleider und sucht ihren einzigen Trost in dem wunderholden Knaben, den sie mit so vieler Sorgfalt und Liebe erzieht, daß beide in Baltimore sprüchwörtlich geworden sind. — Und wann, guter Vater, wollen Sie mich bei der Mutter dieser ehrenwerthen Wittwe einführen? fragte ich. — Meinetwegen morgen schon, versprach mir Ebenezar. Ich war entzückt; Lea hingegen schien sehr niedergeschlagen und sprach auf dem Heimwege und den ganzen Abend, den ich im Kreise der Ihrigen zubrachte, keine Sylbe mit mir. (Schwester, ist auch dies nicht Eifersucht?)

Am nächstfolgenden Morgen erfüllte mein väter-

licher Freund sein mir gegebenes Versprechen. Er stellte mich der alten ehrwürdigen Mutter Patterson vor, die in einem kleinen Hause wohnt, das nur zwanzig Schritte von dem der Quäker-Familie entfernt liegt. Mistreß Patterson, die seit vier Jahren ebenfalls Wittwe ist, stellte mich ihrer geliebten Tochter, der jungen, bildschönen Königswittwe vor, die ihrerseits hoch erfreut schien, meine Bekanntschaft zu machen, nachdem die Mutter ihr gesagt hatte, daß ich von Kassel herübergekommen sei und ihr Auskunft geben könne über den König, dessen Unterthan ich gewesen bin. Elisabeth bestürmte mich mit tausend Fragen. Die erste lautete, ob ihr früherer Gemahl mit seiner neuen Frau, die eine Königstochter ist, glücklich sei? Nein, sagte ich und glaubte nach meiner innern Ueberzeugung keine Unwahrheit gesagt zu haben. Dies schien ihrem Herzen weh zu thun, denn ich bemerkte, daß sie nur mit Mühe ihre Thränen zurückzudrängen vermochte. Dann mußte ich ihr ein Bild von der Königin entwerfen und ihr bis in die allerkleinsten Einzelheiten erzählen, wie sie aussehe, wie alt sie sei und ob sie Kinder habe. Als ich Letzteres verneinte, schien sich ihr bleiches Antlitz plötzlich zu verklären. O, rief sie aus, dann bin ich doch viel glücklicher als sie, denn ich habe einen wunderlieben Knaben, der seinem Vater auffallend ähnlich sieht und mich beständig an ihn erinnert. Dann holte sie aus dem Nebenzimmer ihren Sohn und stellte ihn mir mit den Worten vor: Hier sehen Sie meinen einzigen Trost. — Und wie heißt das liebe

Kind? fragte ich. — Konnte er wohl anders heißen, als der, der ihm das Leben gab? erwiderte Eliſabeth, den kleinen Jérôme zärtlich in ihre Arme ſchließend. — Und noch immer trauern Sie um ihn? wagte ich ſie zu fragen. — Die arme Wittwe ſeufzte tief auf und erwiderte mit einem Tone, der wie ein zweiſchneidiges Meſſer mir durchs Herz fuhr: „On aime toujours le père de son enfant!“ — Dann küßte ſie den Knaben mit einem Gefühle von Stolz und Wonne, die mich faſt bis zu Thränen rührten, und führte ihn ins andere Zimmer zurück. — Dann mußte ich ihr ausführlich erzählen, wie der Hof ihres Gemahls beſchaffen ſei und aus welchen Leuten ſeine Umgebung beſtehe und mit wem er vertrauten Umgang pflege. Ich malte ihr das Leben an ſeinem Hofe mit Farben reiner Wahrheit. Ich ſchilderte ihr ſeine Günſtlinge, von denen ihr nur der Eine, Le Camus, perſönlich bekannt war, und ſie war nicht wenig erſtaunt, als ſie durch mich erfuhr, daß der König den ehemaligen Commis voyageur in den Grafenſtand und zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten erhoben habe. Inmitten dieſer ſchmerzlichen Rückerinnerungen konnte ſie ſich eines halb mitleidigen, halb ſpöttiſchen Lächelns nicht erwehren. Wer hätte das gedacht, rief ſie aus und dachte dabei an ihren früheren Reiſegefährten, den ſie zu haſſen ſchien, weil ſie ihn — wie ſie mir bald darauf geſtand — für den Urheber jenes herzloſen Verrathes hielt. — Dann ſchilderte ich ihr, um ſie über den Verluſt des Treuloſen zu tröſten, die leichtſinnigen Dirnen und ſcham-

losen Buhlerinnen, in deren Umgange er auf seinem Capri seine Zeit todtschlägt, den goldenen Schweiß seiner Unterthanen verschwendet und die letzte Kraft seiner Jugend vergeudet. Elisabeth folgte meiner Erzählung mit athem- und regungsloser Spannung; oft sah sie sich gezwungen über das, was ich ihr berichtete, bitter zu seufzen oder wehmüthig zu lächeln. — Und was sagt die Königin dazu? fragte Elisabeth. — Sie muß Alles ruhig ertragen, entgegnete ich, weil sie nicht die Macht hat, es ändern zu können. — O, dann bedauere ich sie fast noch mehr, als mich selbst, erklärte das gute Herz, denn ich bin wenigstens nicht gezwungen, Augenzeuge seiner heimlichen Verirrungen zu sein. Drauf war ich unvorsichtig genug, mich jenes Pasquilles zu rühmen, das ich auf ihn abgefeuert hatte. — Sie konnte das durchaus nicht billigen. — Er ist doch immer Ihr König, meinte sie. Doch was that er? fragte sie dann. — Er begnadigte mich, sagte ich beschämt. — Daran erkenne ich sein gutes Herz! rief sie entzückt. Man muß nie Böses mit Bösem vergelten! Glauben Sie mir, was ich Ihnen sage. Ich kenne meinen Gemahl besser, als die ganze Welt. Er ist leichtsinnig, aber niemals schlecht, und ich bin fest überzeugt, daß es Augenblicke giebt, in welchen er voll aufrichtiger Reue an mich zurückdenkt, an mich, die ich ihn noch immer liebe, wie an jenem Tage, wo er mich in Lissabon treulos verließ. — Jetzt kam die Rede auf Dich. — In diesem Punkte irren Sie nicht; der König erinnert sich Ihrer jetzt häufiger als je, ich weiß dies

aus dem Munde meiner Schweſter, die das Glück hat, Ihnen ſo ähnlich zu ſehen, daß ich in Verſuchung gerieth, Sie für ihr Spiegelbild zu halten. Vielleicht verdankt ſie es einzig und allein dieſer frappanten Aehnlichkeit, daß Seine Majeſtät auch auf ſie ein Auge ſeiner königlichen Gunſt geworfen hat. Miſtreß Bona, parte ſchien hoch erfreut darüber. Wie alt iſt Ihre Schweſter? fragte ſie. Ich nannte ihr Dein Alter. — Sie iſt alſo ſechs Jahre jünger als ich! Möge ihr Loos ein glücklicheres ſein, als das Meinige! fügte ſie hinzu und brach in Thränen aus. Ich wollte ihren Schmerz freien Lauf laſſen und verabſchiedete mich bei ihr, nachdem ich ſie und ihre Mutter um die Erlaubniß gebeten hatte, ſie dann und wann beſuchen zu dürfen, um ihnen alles Neue mitzutheilen, was ich durch Dich aus Kaſſel und vom Könige erfahre.

Schließlich komme ich noch einmal auf Lea zurück. Sie geſtand mir, daß ſie eiferſüchtig geweſen ſei, mir aber bald verziehen habe, nachdem ſie eingeſehen, welches Intereſſe mich zu jener Frau hingezogen. Schweſter, ich liebe die junge Quäkerin und ſage, wie jener Aeneas Sylvius Piccolomini, der ſpäter als Pius II. den päpſtlichen Stuhl beſtieg:

„Qui nunquam sensit amoris
Ignem aut lapis est aut bestia!“

Und da ich weiß, daß Du wohl etwas Franzöſiſch, aber gar kein Latein verſtehſt, ſo laſſe ich hier die deutſche Ueberſetzung jenes Satzes folgen. Sie lautet wörtlich: Wer nie der Liebe Feuer hat gefühlt: iſt Stein ent-

weder oder Thier! Ich aber bin weder das Eine, noch das Andere, sondern nichts mehr und nichts weniger, als

Dein Dich ewig liebender Bruder

Joseph.

Nachschrift. Grüße den Onkel und Deinen Kanarienvogel. Denke an mich, so oft er singt. Dann bin ich froh und zufrieden!

Elisabeth küßte den Brief ihres Bruders. Und in demselben Augenblicke schmetterte lauter und lustiger als je, das Lied des gefiederten Sängers im Käfig, gleichsam als wolle er sich herzlich bedanken für den freundlichen Gruß aus Baltimore.

X.

Wir kehren zu unserem Gefangenen zurück.

Der arme Pigault-Lebrun saß nun schon zehn volle Wochen. Während dieser für ihn ewig langen Zeit hatte er, wie der Königin von ihrem Gemahle erzählt worden war, theils aus Spaß, theils aus Verzweiflung eines jener eben so gelehrigen als betriebsamen Thierchen abgerichtet, die er wohl nicht mit Unrecht die Nerone des Unterrocks hieß. Der Meister Fieh, den er mit unglaublicher Geduld und Ausdauer dressirt hatte, war jetzt ein drolliges Wunder von stupender Gelehrigkeit. Der kleine Schlingel kannte aus den Buchstaben

des Alphabets den Namen des Königs zusammensetzen, eine große, aus Papier geschnittene Kanone ziehen und — was unstreitig das non plus ultra seiner Kunststücke war — mit dem Van Aken seines großartigen Talents, mit Steinen, die aus Postpapier geschnitten waren, Domino spielen, besser als mancher zweibeinige Stümper. Der Floh der Flöhe setzte sich auf Commando seines Pestalozzi dorthin, wo dieser es begehrte. Pfiff der Gouverneur seiner gelehrten Studien bloß ein Mal, dann flog der Baccalaureus Floh auf seine rechte, pfiff er zwei Mal, auf die linke Hand. Ein dreifacher Pfiff war für ihn das Signal zu einem Ausfluge auf das Ohr, ein viermaliges Pfeifen das Zeichen zur Besetzung eines der beiden Ohren seines Commandeurs. Lebrun liebte seinen Floh eben so sehr, wie der Anbeter der Mademoiselle de Montpensier die Spinne und als Herr von Charas Picciola die Blume seines Kerkers geliebt haben soll. Er pflegte ihn mit seinem Blute und baute für ihn ein Kartenschloß, in welchem er eben so lustig und geräumig, wie die Elfenkönigin Mab in ihrem auf der Spitze einer Stecknadel erbauten Palaste residirte. Meister Floh, so gelehrig, daß sein Lehrer für ihn um jeden Preis einen Doctorhut von der hochberühmten Universität Göttingen sich verschaffen wollte, fühlte sich in seinem Wigwam, auf der Schaukel eines Strohalms, so ganz à son aise, wie Adrienne de Carvoville auf ihrer indianischen Hängematte, und es schien ihm eine Art innere Befriedigung zu gewähren, aus den Liebkosungen seines großherzigen Pflegevaters

wahrzunehmen, daß er deſſen Liebling und nebenbei deſſen einzige Unterhaltung ſei. Selbſt unvernünftige Flöhe ſind oft dankbarer als Menſchen, welche Mutter Natur mit Einſicht und Verſtand begabt hat und die mit Hülfe ihrer weiſen Intelligenz Alles begreifen bis auf das Eine, daß von allen menſchlichen Laſtern der Undank eins der häßlichſten iſt.

— Dieſer kleine Kerl, meinte Maitre Jovial, macht mich unſterblicher, als mein „Kind des Carnevals". Man wird von dieſem Wunderfloh reden, ſo lange es Flöhe und Unterröcke giebt, welche ſie beherbergen. — Ich werde dieſen Floh meinem erhabenen Monarchen verehren, als einen biſſigen Tribut meiner Dankbarkeit für all das Liebe und Gute, das er mir namentlich während der zehn Wochen meiner Gefangenſchaft erwieſen hat. Undank, Undank, dein Name iſt Jérôme. Ich könnte vor Wuth an meinem Raſirmeſſer bis zum Monde hinaufklettern, um dort aus unerreichbarer Höhe, Steine von der Größe eines Mühlrades auf das geſalbte Haupt dieſes Undankbaren herabzuſchleudern. Mich, den beſten ſeiner Freunde ſo zu vergeſſen, als ob dieſer gar nicht mehr auf der Welt wäre! Ihn in dieſem dumpfen Kerker verſchmachten laſſen bei elender Koſt und ſchlechtem Weine, bei wahrem Rachenputzer, der mir die Kehle zuſchnürt und meine Eingeweide zu wilder Empörung aufreizt. Seit acht Tagen habe ich Bauchgrimmen und wem anders habe ich dieſe Kolik zu verdanken, als dieſem elenden Witzenhauſer, gegen den der nichtswürdigſte Eſſig noch

ſüßer Nektar iſt. Schon dieſes Krätzers wegen ſollte die gute kurfürſtliche Stadt Witzenhauſen an der Werra mit den 2500 Hallunken, die dieſes Rattengift fabriciren, wie Sodom und Gomorrha von Pech- und Schwefelregen heimgeſucht und der Erde gleich gemacht werden! Was ſind alle Qualen vorrevolutionärer Tortur gegen zwei Gläſer dieſes Eſſigs. Meine achtundzwanzig Haare ſträuben ſich zu eben ſo vielen feuerſpeienden Bergen empor, jede Faſer, jede Fiber meiner hölliſch unterwühlten Eingeweide ſchreit um Rache für dieſen Schimpf, den man ihnen tagtäglich in der Form einer halben Flaſche ſogenannten Weines zuzufügen ſich erfrecht! Lieber geköpft, als zu der Strafe verurtheilt werden, ein ganzes Jahr lang nichts Anderes als dieſe Dinte zu trinken! Ich möchte weinen wie ein Kind; ich möchte raſen wie jener Roland, als er in der Schlacht bei Ronceval kurz vor ſeinem Ende ſo gewaltig in ſein Horn blies, daß es ſechszehn Lieues im Umkreiſe gehört wurde. Ihm ſprang das Rohr . . . mir platzt die Geduld!

Da öffnete ſich die Thüre ſeines Kerkers und langſam und bedächtig wie der Perpendikel einer halbverroſteten Wanduhr trat diesmal nicht Madame Durand in Mannskleidern, ſondern der alte ehrliche Schwabe und Kammerdiener der Königin hinein.

— Sie ſind der Herr Pigault-Lebrun?

— Ich habe die Ehre, es zu ſein. Mann Gottes, was bringen Sie mir?

— Ich bringe Eure Wohlgeboren zwei Briefe . . .

— Von wem? von wem? fragte Charles.

— Diesen hier von der Frau Königin . . .

— Und den Andern?

— Von unserem allergnädigsten König und Herrn.

— Gieb her, alter Schwabe! Wir sind begierig zu erfahren, was man uns zu melden hat.

Zuerst erbrach er den Brief der Königin. Sie schrieb eigenhändig:

„Auf eine Fürbitte, die ich für Sie bei meinem erlauchten Gemahle eingelegt, hat Seine Majestät sich entschlossen, Ihnen als Dank für den glückbringenden Fledermauszahn und als Anerkennung Ihrer vielfach andern Verdienste um Seine Allerhöchste Person einen neuen Beweis seiner königlichen Gunst und Gnade zu ertheilen. Gleichzeitig drückt der König durch mich sein aufrichtiges Bedauern aus, daß er, trotz mehrfach wiederholter Bitten bei Seiner Majestät dem Kaiser, leider nicht im Stande ist, auch nur um einen Tag die drei Monate Ihrer Strafzeit abzukürzen. Damit dem treuen, uneigennützigen Freunde meines vielgeliebten Gemahls der Rest seiner strengen Buß- und Fastenzeit wenigstens in einem Punkte erleichtert werde, übersende ich demselben vierundzwanzig Flaschen Cliquot mit dem Wunsche, daß der Inhalt derselben ihm eben so gut munden möge, als die Lectüre Ihres „Onkel Thomas"

Ihrer Ihnen wohlgeneigten Königin
Katharina."

— Ueberbringen Sie der Königin meinen verbindlichſten Dank und die Verſicherung, daß ihr Geſchenk mir gerade in dieſem Augenblicke ſo erwünſcht kommt, wie einem Sohne Israels beim Durchzuge durch die Wüſte die erquickende Labung des Manna-Regens. Wo aber iſt denn mein Manna?

— Was für Manna meinen Sie?

— Guter Lancelot Gobbo, ich meine den Champagner . . .

— Der Korb wird gleich da ſein . . .

— Ich lechze nach dem Blute des ſehr ehrenwerthen Sieur Cliquot, wie ein halbverhungerter Säugling nach der Muttermilch . . .

Der Schwabe, nicht bornirt allein, ſondern nebenbei auch etwas harthörig, hatte das letzte Wort falſch verſtanden.

— Nun, wollen Sie auch noch Buttermilch? fragte er etwas ungehalten über die Ungenügſamkeit des Franzoſen.

— Ich will gar nichts, alter Criſpin, ſagte Lebrun und erbrach nun den andern Brief. Leſen wir unterdeſſen, was unſer guter Mann uns ſchreibt.

Der Inhalt des königlichen Handbillets lautete:

„Glaube ja nicht, guter Charles, daß wir Dich während der zehn Wochen unfreiwilliger Trennung ganz und gar vergeſſen haben. Deine muntere Laune, Deine heitere Unterhaltung, Deine liebenswürdige Geſellſchaft fehlt Keinem mehr als mir, und gerade jetzt, wo ich verſtimmter und trauriger als je,

Dich schmerzlich vermisse. Ich zähle die Stunden und Tage Deiner Strafzeit und kann die Zeit nicht erwarten, Dich wieder auf freiem Fuße bei mir im Schlosse zu Kassel zu sehen und Dich dort mit jener alten Freundschaft und Liebe zu empfangen, die unsere Herzen seit Jahren verbunden hat, wie zwei Sympathievögel, von denen der Eine mißmüthig die Flügel hängen läßt, wenn dem Andern nicht ganz so wohl als ihm selbst zu Muthe ist. Morgen verlasse ich mein schönes Cayri und kehre — ich brauche Dir nicht zu sagen weshalb — mit schwerem Herzen nach meiner deutschprüden kamtschatalig langweiligen Residenz zurück. Mein Herz aber bleibt bei ihr. Sie war drei Wochen bedenklich krank, ist jetzt aber — Dank der Kunst meines Leibarztes — gänzlich hergestellt, bis auf den kurzen Husten, der sie noch immer peinigt. Den Doctor Personne, der sich durch die glückliche Herstellung dieses Engels ein neues Anrecht auf meine Dankbarkeit erworben, habe ich, obgleich ich weiß, daß er nicht zu Deinen Freunden gehört, (Du hassest ihn, weil er ein abgesagter Feind aller Mehlspeisen, diese idyllischen Nachzügler der Fleischschüsseln, geringschätzend in zwei große Sippen — Schwamm und Seife — eingetheilt, ohne zuvor Deine Erlaubniß dazu eingeholt zu haben) zum Baron und gleichzeitig zum Comthur meines Haus-Ordens erhoben. Diese Auszeichnung bin ich weit weniger ihm selbst als Ihr schuldig gewesen, ihr, die noch heute wie damals, als ich das erste Mal

von ihr mit dem Vertrauten aller Geheimniſſe meines Herzens ſprach, der erſte und letzte Buchſtabe jedes meiner Gedanken iſt. —

Um aber auch Dir ein neues Zeichen meiner königlichen Zuneigung und meiner brüderlichen Freundſchaft zu geben und Dich für das rothe Band der Ehrenlegion zu entſchädigen, das man uns für Dich abgeſchlagen hat, überſende ich Dir beiliegend das Ritterkreuz des Kronenordens mit der Bitte, daſſelbe in ein Dir gefälliges Knopfloch Deines Fracks hineinzuſtecken, weniger als eine Art von Auszeichnung, ſondern mehr als das Andenken eines Freundes, das, wie ein Stückchen Papier, das du häufig in Deine Doſe legſt, Dich beſtändig daran erinnern ſoll, daß Du weder jetzt in Deinem Kerker, noch ſpäter auf freiem Fuße den Mann vergeſſen mögeſt, welcher in allen Lagen des Lebens iſt und bleibt

Dein königlicher Freund und Landsmann

Jérôme."

Pigault-Lebrun fühlte ſich durch den Inhalt dieſes Schreibens dergeſtalt gekitzelt, geſchmeichelt und geehrt, daß er mit Einem Male, all' ſeinen frühern Unwillen über Bord werfend, in Ermangelung des Königs, den Diener der Königin umarmte, und ihm dabei ein Paar ſtarke Schläge auf den breiten Rücken verſetzte, daß er gegen dieſe ſonderbare Art franzöſiſcher Liebkoſung auf eine echt-ſchwäbiſche Weiſe laut und unumwunden zu proteſtiren wagte.

— Es war nicht bös gemeint, Schwabe aller

Schwaben, betheuerte der joviale Franzose; setze Dich, mein erhabener Gönner, und schenke mir einige Augenblicke Deiner unbezahlbaren Gegenwart, um mir Gelegenheit zu verschaffen, den Brief meines königlichen Freundes sofort beantworten zu können.

Er nahm das erste beste Blatt Papier, das unter seine Hände gerieth, und schrieb ungenirt und flüchtig wie immer:

„Sire, tausend Dank für die rothe Nelke, die Sie meinem Knopfloche zugedacht. Es hätte dieser Marke für die Dose meines Gedächtnisses nicht bedurft, um mich daran zu erinnern, daß wir „Zwei Seelen und Ein Gedanke" sind. Weit willkommener als Ihr Kronenorden ist mir, ehrlich gestanden, der eben ankommende Korb von 24 Flaschen Cliquot, deren richtigen Empfang ich bescheinige mit der Bitte, der königlichen Geberin dafür meinen tiefgefühlten Dank abstatten zu wollen.

Ihnen, Sire, sende ich als Revanche für die Zierde meines Knopfloches, in beifolgendem Karten-Pavillon einen sechsfüßigen braunrothen Zögling, einen Pulex irritans, einen prachtvoll abgerichteten Floh, dessen Kunststücke Euer Majestät aus der beigeschlossenen Lebensbeschreibung, die ich schon früher für Sie aufgesetzt, kennen und bewundern lernen werden. Ich bitte und beschwöre Sie, meinem Floh einen huldreichen Platz in einem ihrer Ohren einzuräumen, weniger als eine Art von Auszeichnung, sondern mehr als Asyl eines Mannes, welcher

in allen Lagen des Lebens — ja selbst im dumpfen Kerker — ist und bleibt

Ihr dankerfüllter Freund und Landsmann

Vigault-Lebrun,

Legatus in partibus Infidalium, Verfasser unzählig vieler Romane, auf die er wenig, und Mentor eines sechsfüßigen Telemachs, auf dessen Abrichtung er ungemein hohen Werth legt. Bibliothekar ohne Bibliothek, Vorleser ohne Zuhörer und Inhaber eines Verdienstordens ohne Verdienst."

P. S. Ich habe meinen liebenswürdigen Schüler unter Anderem auch dazu abrichten wollen, Regenschirme aufzuspannen; leider aber habe ich früh genug eingesehen, daß mein junger Freund zur Ausübung solcher Kunststückchen noch viel zu schwächlich ist."

Nachdem er das Billet zugesaltet hatte, holte er rasch zwei Weingläser herbei, entkorkte eine der eben angekommenen Champagnerflaschen, und füllte jene zwei Gläser, aus denen er bis dahin nur Wasser oder Werra-Essig getrunken. Dann reichte er das Eine davon dem Kammerdiener.

— Das erste Glas unserer guten Königin! Stoß an mit mir auf das Wohl der edlen Geberin. Es lebe der König, es lebe sein ganzer Hof, es lebe die ganze Welt! rief er und leerte rasch ein Glas nach dem Andern. Höre, grundgütiger Alter, sagte er zum wieder mittrinkenden Schwaben, auch Du kannst leben,

wenn das Leben Dir noch so viel Spaß macht wie mir! und stieß von Neuem mit ihm an.

— Auch Sie sollen leben! sagte der Schwabe, und entfernte sich.

XI.

Und wieder waren alle Staatskassen erschöpft. Und wiederum war große Geldklemme eingetreten.

Der Graf von Marienrode hatte in der letzten Sitzung des Staatsraths vom Könige den Befehl erhalten, neue Geldmittel herbeizuschaffen, neue Hilfsquellen zu eröffnen, neue Creditbrunnen anzubohren. Malchus gestand sich zu seinem eigenen Schrecken, daß eine nochmalige Erhöhung der Grundsteuern, die bereits vierfach erhöht worden waren, große Erbitterung hervorrufen werde; er sagte sich, daß die Einführung einer neuen Steuer ohne Genehmigung des Reichstags geradezu unmöglich sei. — Sein Plan, eine neue freiwillige Anleihe abzuschließen, war an dem Mißtrauen der Bankiers gescheitert, welche unerhörte Bedingungen gemacht hatten, auf die nicht eingegangen werden konnte. Um das Deficit zu decken, hatte der Finanz-Minister eine neue Zwangs-Anleihe in Vorschlag gebracht; dieser Vorschlag aber war im Staatsrathe verworfen worden. Malchus befand sich in rathloser Lage. Die Staatsschuld war zu der enormen Höhe von 112,667,750 Francs aufgelaufen, die Staatspapiere waren auf die

Hälfte ihres Nominalwerthes herabgesunken. Der große Finanzkünstler wälzte sich seit drei Nächten schlaflos auf seinem Lager hin und her, und entwarf hundert kecke abenteuerliche Pläne, die er Morgens, wenn er ruhiger darüber nachdachte, wieder verwarf, weil er sich gestehen mußte, daß die Ausführung derselben auf unbesiegbare Hindernisse stieß.

Das Deficit aber, sagte er sich immer wieder, muß gedeckt und neue Geldmittel müssen herbeigeschafft werden! Aber wie es anfangen, um die leeren Staatskassen und vor Allem die bodenlose Privat-Schatulle des Königs, die der durchlöcherten Danaïdenrede glich, von Neuem zu füllen, wenn auch nur auf kurze Zeit? That is the question! sagte Malchus, der in diesem Augenblicke dem unentschlossenen Hamlet glich.

In dieser peinlichen Rathlosigkeit parodirte er die beiden Verse, welche Schiller in seiner „Jungfrau von Orleans" dem Grafen Dunois in den Mund gelegt:

„Kann ich Dukaten aus der Erde klopfen,
Wächst mir ein Bergwerk auf der flachen Hand."

Der Staatscredit, fuhr er fort, ist schmählich gesunken. Die Frankfurter Juden borgen nichts mehr. Wir haben keine silbernen Apostel, die wir in die Münze schicken können, um diese Juden und Heiden zu bekehren. Wo nun Geld hernehmen, ohne es gerade zu stehlen?

In dieser Unentschlossenheit nahm er Rücksprache mit dem Staatsrathe Leist, den Jérôme kurz vorher in den Freiherrenstand erhoben hatte. Der kleine Nachfolger des großen Johannes von Müller, gab seinem

BIBLIOTHEK MUENCHEN

Freunde und Collegen den verführerischen Rath, ein neues Papiergeld zu creiren. Das war Wasser für die Mühle des Herrn Malchus.

— Daran habe auch ich schon gedacht, sagte er. Aber, meinen Sie nicht, daß wir dazu der Genehmigung unseres sogenannten Reichstags bedürfen...

— Wer viel frägt, erhält viel Antwort, erklärte der ehemalige Professor des Staatsrechts. Ueberdies wird der dritte Reichstag erst in zwei Jahren einberufen, und der Staat, welcher Geld braucht, darf nach meiner unmaßgeblichen Ansicht nicht so lange warten, bis es jenen Herren, welche sich Vertreter des Volkes nennen, gefällig ist, ihm die nothwendigen Mittel zu seiner Erhaltung zu gewähren. Ein Staatsmann, ein der Krone treu ergebener Minister, darf in besonderen Ausnahmefällen, in welchen die eiserne Nothwendigkeit rasche Abhülfe erheischt, vor der Ausführung eines sogenannten Staatsstreichs nicht zurückbeben.

— Aber können wir Minister dafür nicht verantwortlich gemacht und vom nächsten Reichstage bei den Ohren gefaßt und wegen Ueberschreitung unserer constitutionellen Vollmacht in Anklagestand versetzt werden?

— Allerdings, Excellenz. Aber ein Minister, der, gestatten Sie mir diesen vulgären Ausdruck, sein Handwerk versteht, wird sich ob solcher geringfügiger Scrupel keine grauen Haare wachsen lassen (zumal, wenn er, was der Freiherr von Leist sich in der Stille seines staatsrechtlichen Herzens hinzudachte, ohnehin ein Kahlkopf, wie Freund Malchus ist). Ihnen, als Minister,

ſtehen hundert kleine, harmloſe und geſetzlich erlaubte Mittel zu Gebote, die Oppoſition eines ſogenannten Reichstags unſchädlich zu machen und im Nothfalle ganz zum Schweigen zu bringen. Das letzte, aber auch allerſicherſte Mittel beſteht in einfachen, aber höchſt inhaltsſchweren Worten: Man löſt ihn auf! Dies, theurer Herr College, nennt man in einem conſtitutionellen Staate, wie der Unſere, la raison de la haute politique!

— Da wir einmal von Politik reden, ſo bitte ich Sie, als einen der ausgezeichnetſten Lehrer des Staatsrechts, mir zu ſagen, was Sie unter dieſem räthſelhaften, vielfach falſch definirten Begriff „Politik“ verſtehen.

— Politik, Excellenz, iſt, nach meiner unmaßgeblichen Anſicht, der ehrliche Deckmantel eines verſchmitzten Schurken.

— Demnach wäre jeder Politiker ein Schurke?

— Oder mindeſtens etwas ganz Aehnliches. Bei dieſer Gelegenheit erlaube ich mir Sie daran zu erinnern, was einſt Cardinal Dubois, der ſchlaueſte Politiker der Regentſchaft Philipps von Orleans, zu behaupten gewagt hat: „Pour devenir grand homme il faut être un peu coquin!“ Seitdem glaubt jeder Schurke auch ein großer Politicus zu ſein.

— Sie ſind mehr Politiker als ich, lieber Baron!

— Und deſſenungeachtet vielleicht weniger Schurke, beſter Graf, als mancher Andere!

— Wäre ich König von Weſtphalen, ich machte

Sie wegen Ihrer erleuchteten Ansichten über die Grundsätze des Staatsrechts zu einem Herzoge von Göttingen oder zu einem Fürsten von Marburg.

— Wäre ich Regent, ich erhübe Sie zu meinem Cardinal Dubois!

Nachdem sich beide Staatsmänner noch einige dieser schwachverblümten Grobheiten gesagt, schüttelten sie sich gegenseitig mit wahrhaft rührender Biederherzigkeit die Hände und schieden — par nobile fratrum — als die besten Freunde.

Und noch an demselben Tage entwarf Malchus den Plan zur Emittirung eines neuen unverzinslichen Papiergeldes, das unter dem pomphaften Namen von „Schatzscheinen" eine neue Fluth in die Ebbe der Staatskassen hineinzubrechen bestimmt war.

Es sei uns erlaubt, hier abermals einige Maschen unserer Erzählung fallen zu lassen, und diesen kleinen Stillstand zu benützen, um ein Paar flüchtige Seitenblicke auf Erfindung und Geschichte jenes eingebildeten Geldes zu werfen, das Mirabeau mit so großem Rechte als „die circulirende Pest im Bereiche bankerotter Staaten" bezeichnet hat.

Der gelehrte Orientalist Klaproth giebt in seinen „Memoires relatifs à l'Asie" die Bewohner der „himmlischen Mitte", die überaus klugen Herren Chinesen, als Erfinder jener liebenswürdigen Falschmünzerei an, die das gutmüthige Volk als „Papiergeld" hinnimmt. Der glorreiche Onkel der Sonne und Cousin des Mondes, der ruhmgekrönte Kaiser Ktang-Tsyng,

zwang um die Mitte des neunten Jahrhunderts seine reiche Bourgeoisie, ihr baares Geld und ihren ganzen Silber-Vorrath — (einer chinesischen Chronik zu Folge soll er Jedem seiner Unterthanen nur den Besitz eines silbernen Zahnstochers oder dito Fingerhuts eingeräumt haben) — in den leeren Staatsschatz abzuliefern und dafür freiwilliggezwungene Papierwische, Fuh-Tshian, „fliegende Münze" anzunehmen. Die lieben Chinesen murrten zwar ein klein wenig, fügten sich aber „als folgsame Kinder eines guten Vaters" — wie unsere Chronik sagt — ins Unvermeidliche und nahmen für ihr klingendes Silber zierlich getuschtes Papier. — Einhundertfünfzig Jahre später gab eine Gesellschaft von sechszehn privilegirten Schwindlern der guten und getreuen Hauptstadt Pe-king eine Art von Banknoten — Kiao-Thsü genannt — statt baaren Geldes aus. Diese chinesischen Banknoten (welche, einem on dit zu Folge, viel Aehnlichkeit mit den Noten der österreichischen Bank gehabt haben sollen) griffen mit der Schnelligkeit der Kinderblattern und anderer ansteckenden Krankheiten bald dergestalt um sich, daß nach dem Reiseberichte des arabischen Scheikh Ibe Baluta im vierzehnten Jahrhundert in ganz China fast ausschließlich nur Papiergeld und dabei so blutwenig Silber, als etwa heut zu Tage in Oesterreich, zu sehen war. Ein Jahrhundert später sank diese „fliegende Münze," dies „papierne Silber," so sehr, daß sie nur den dreitausendsten Theil ihres ursprünglichen Nennwerthes galt. In Folge dieses ungeheuren Sinkens des Papiergeldes stiegen

die Preise aller Lebensmittel zu so schwindelnder Höhe, daß zu jener silberarmen Zeit — wie unser gut unterrichteter Tourist erzählt — in der Hauptstadt jenes glücklichen Kaiserreichs ein Ping-yang (eine Art Wiener Roßbraten ohne Zwiebeln) 20 Gulden in Kiao-Thsü oder chinesischen Banknoten gekostet haben soll.

Im dreizehnten Jahrhundert wurde diese circulirende Pest von den Chinesen in die Mongolei hineingeschleppt. Im Jahre 1293 schuf der glorreiche Khan-Kai-Katu (ein durch seinen Hang zur Verschwendung fast eben so berühmt gewordener Fürst, wie mancher seiner Nachfolger der Khans durch weise Sparsamkeit, und theils durch sparsame Weisheit auch außerhalb der Mongolei sich unsterblich gemacht) ein Papiergeld, das in Anweisungen auf den Staatsschatz bestand. Da dieser Staatsschatz aber vielleicht ein einzig leerer Raum im ganzen Universum war, wurden jene Anweisungen nicht mehr als manche Andere respectirt. Dies mongolische Staatspapier (Tschao genannt) war ein länglicher Papierstreif, welcher auf beiden Seiten das Zeichen seines (werthlosen) Werthes und noch nebenbei das muhamedanische Glaubensbekenntniß in chinesischen Charakteren enthielt. Dieses sogenannte Geld, diese kostspieligen Fidibus erregten im Volke, als einer seiner Gelehrten ihm die Schuppen von den Augen riß, eine so große allgemeine Unzufriedenheit und Entrüstung, daß eine Empörung ausbrach. An der Spitze dieses activen Widerstandes — nach der Terminologie der Regierungsorgane „Insurrection" genannt — stand der sehr ehren-

werthe und edle Baidu-Khan, der seinen Vorgänger absetzen und im Jahre 1294 als „Falschmünzer" um einen kleinen Kopf kürzer machen ließ.

In unserm überaus glücklichen Europa wurde das Papier zuerst in Spanien eingeführt, woher es wohl auch kommen mag, daß es Manchem unter uns etwas spanisch vorkommt. Der Erfinder dieser kostbaren Mystification war der spanische General Tendilla, der es im Jahre 1484 während der Belagerung der spanischen Festung Allama als Nothmünze ausgab. Es ist für manchen Staat ein großes, in seinen Folgen unberechenbares Unglück, wenn gewisse Leute, die an der Spitze des Heeres oder der Verwaltung stehen, ihre Nasen auch einmal in Geschichtsbücher hineingesteckt und vom Inhalte derselben das nur behalten haben, was sie hätten vergessen sollen, während sie, umgekehrt, noch viel häufiger gerade das vergessen haben, was sie einzig und allein hätten behalten sollen. So war's auch jenem Spanier gegangen. In einer uralten Geschichte Kaiser Friedrichs II. hatte er gelesen, daß Vater Barbarossa während der Belagerung von Januca sogenannte Augustalen ausgab, Nothmünzen, welche er aus Leder schlagen ließ. Don Juan Tendilla war einen Augenblick unentschlossen, ob er Leder- oder Papiergeld fabriciren solle. Abergläubig, wie jeder Spanier, betrachtete er seine Uniform als delphisches Orakel und befragte die Knöpfe derselben, für welche von beiden Nothmünzen er sich entscheiden solle. Er begann mit Leder und entschied sich für Papier.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts tauchte die „Papier-Seuche auch in Oesterreich auf. Bei dem Regierungsantritte Kaiser Karls VI. (17. April 1711) hatte Oesterreich weder Staatsschuld noch Papiergeld. Während seiner Regierung wurden 12 Millionen Gulden zur Dotirung der Wiener Bank contrahirt, welche ins Leben gerufen ward, um dem Staate Vorschüsse zu machen und die indirecten Steuern einzucassiren. Der siebenjährige Krieg vermehrte die Staatsschuld dergestalt, daß dieselbe beim Regierungsantritte Josephs II. sich bereits auf 97 Millionen Gulden belief. Von 1780—1790 wurden in Oesterreich 309 Mönchs- und 104 Nonnen-Klöster aufgehoben und größtentheils an die Meistbietenden verkauft. Joseph sah sich dadurch in den Stand gesetzt, mehr als 70 Millionen von den durch seine Mutter Maria Theresia gemachten Schulden zu tilgen, so daß bis zur Zeit der unglücklichen Invasionskriege gegen Frankreich die Staatsschuld nur noch 26 Millionen Gulden betrug. Das Papiergeld ward nach und nach bis auf 160,798,753 Millionen Gulden vermehrt. In Folge des schmachvollen Staatsbankerotts wurde diese Unsumme auf den achten Theil reducirt.

In Rußland wurde das erste Papiergeld unter der Regierung der Kaiserin Katharina eingeführt. Im Jahre 17 . . betrug die Masse der Assignaten 40, im Jahre 1796 schon 100 und zehn Jahre später schon 150 Millionen Rubel.

Im Jahre 1790 wurde von der Nationalversamm-

lung in Frankreich, zur Tilgung der Nationalschuld die Einführung von Papiergeld decretirte und am 19. April desselben Jahres vom Könige bestätigt. Zuerst wurden nur 100 Millionen Francs solcher Geldzettel creirt. Anfangs hießen sie „Papier municipal“ und bald darauf „Assignaten.“*) Nach und nach wurde immer mehr und mehr Papiergeld in Umlauf gesetzt, so daß im September 1792 schon zwei Milliarden und 700 Millionen und im August 1793 sogar 5 Milliarden Francs in Assignaten circulirten. Im April des Jahres 1793 wurde vom Convente ein Decret erlassen, welches Jeden, der sich weigerte, das gesunkene Papier in seinem vollen Nennwerthe anzunehmen, mit der

*) Es gab deren von 1000 Livres, 500 L., 250 L., 125 L., 100 L., 50 L., 25 L., 10 L., 5 L. 50 Sous, 25 S., 15 S., 10 S. und 5 S. in Octav-, Duodez-, Sedez- und noch kleinerem Formate auf weißes, gelbes, blaues, rothes und grünes Papier, mit mancherlei Devisen und Verzierungen. Die ersten führten die Aufschrift: Domaines nationaux Assignat de . . . payable au porteur, mit der gestochenen Unterschrift „Gamon“ oder „Perein.“ Darunter in der Mitte ein schwarzes Dreieck, in welchem die Summe des Werthes stand. In den drei Ecken las man: „La Nation, La Loi, Le Roi.“ Links daneben das eingepreßte Siegel der Republik, rechts das des Königs. Links unten stand: „La Loi punit de mort le contrefacteur.“ Rechts: „La Nation recompense le denonciateur.“ Die ganze Sippschaft dieser Assignaten findet man in der „Collection de Papiers — Monnayes qui ont eu cours depuis l'epoque de la Revolution française.“ (Paris 1796), in der sie auf einem Folio-Bogen in ein Quartbuch zusammengeschoben sind. (Schmieder's Handwörterbuch der gesammten Münzkunde. Halle 1811, Seite 27—28.)

Todesstrafe bedrohte. Diese Assignaten, die im Juni 1793 bis auf den dritten Theil herabgesunken waren, galten im Monat August, nach dem Sturze Robespierre's, nur noch den sechsten Theil ihres ursprünglichen Werthes. Im März 1795 belief sich die Unmasse der ausgegebenen Assignaten auf 8 Milliarden; im Jahre 1796 auf 45 Milliarden Francs. Allmählig auf 36 und bald darauf auf 24 Milliarden reducirt, wurden letztere auf den dreißigsten Theil ihres Nennwerthes herabgesetzt und gegen 800 Millionen Francs in neuem Papiergelde, „Mandats" genannt, eingetauscht. Am 30. Fluviose des Jahres IV. der Republik (19. Februar 1796) wurde die Assignaten-Presse, die über ganz Frankreich so viel Unglück und so große Theuerung gebracht, daß z. B. ein Pfund Butter, nach Say's Aussage, 600 Francs Papiergeld gekostet hatte, unter großer Feierlichkeit öffentlich zertrümmert. Vor der Einführung der Mandats war in ganz Frankreich das baare Geld und vor Allem das Gold eine so große Seltenheit geworden, daß Benjamin Constant für einen Louisdor 15000, wiederhole fünfzehntausend Francs Assignaten erhielt.*)

Im Jahre 1806 wurde nach der unglücklichen Schlacht bei Jena auch in Preußen ein unverzinsliches

*) In späterer Zeit wurden die gänzlich entwertheten Assignaten zu Papilletten und allerhand anderen Allotria verwendet. Eine französische Schauspielerin ließ sich eines ihrer Zimmer tapezieren mit einem Quodlibet von Assignaten, deren ursprünglicher Gesammtwerth 2 Millionen Francs betrug.

Staatspapier unter dem Namen „Treſorſcheine“ eingeführt. Dieſes Papier, das während der ſpäteren Kriege gegen Frankreich bis auf ein Viertel ſeines Nennwerthes herabgeſunken war, hielt ſich trotzdem bis zum Jahre 1824 und wurde dann durch die noch jetzt gangbaren Kaſſen-Anweiſungen erſetzt.

Dieſe „Erfindung des Teufels“ hat von vielen andern Uebeln, die ſie mit ſich bringt, auch dies, daß ſie dem Betruge und jeglicher Art von Fälſchung Thor und Riegel öffnet. In den Jahren 1818—1821 wurden der engliſchen Bank gegen 92,000 Stück falſcher Banknoten präſentirt und die Verfälſchung griff trotz aller Vorſicht, welche die Bank anwandte, um dieſem Krebsſchaden Einhalt zu thun, dergeſtalt um ſich, daß in England in einem Zeitraume von ſechszehn Jahren nicht weniger als 657 Individuen als Banknotenfälſcher zum Tode verurtheilt und 241 davon wirklich hingerichtet wurden. — Auch in anderen Staaten curſirte ſchon genug falſches Papiergeld und die Urheber deſſelben, natürlich inſoweit man deren habhaftig werden konnte, wurden hart beſtraft.

Wie Recht hat demnach jener berühmte Staats-Oekonom Simonde de Sismondi, wenn er in ſeiner Schrift: „Du papier monnaie et des moyens de le supprimer“ das Ausgeben von Staatspapieren geradezu für „Falſchmünzerei“ erklärt? „Während die Fürſten (ſagt er Seite 8) die Falſchmünzer zu allen Zeiten mit gerechter Strenge beſtraft haben, ließen ſie ſich all-

mählig und ohne die Größe des Uebels, welches sie der Gesellschaft dadurch zufügten, zu ahnen, dazu verleiten, die falscheste und werthloseste aller Münzen, ihr Papiergeld, auszugeben. Das Beispiel der Banken und der von diesen ausgegebenen Noten hat sie dazu verführt. Die Herren Souveräne glauben ohne Gewissensscrupel etwas befehlen zu dürfen, was deren Unterthanen sich vor ihnen erlaubt haben!"

Aus der Fälschung, der jedes Papiergeld ausgesetzt ist, hat diese „Scheinmünze" auch noch den großen Nachtheil, daß die unendliche Vervielfältigung desselben von Seiten des Staates und der Banken sich nur schwer, oder richtiger gesagt, fast gar nicht controliren läßt. Und schon aus diesem Grunde hatte Mirabeau, der die unseligen Folgen dieser staats-ökonomischen Epidemie vorhergesehen, ein vollkommen begründetes Recht, das Papiergeld ein Pestübel zu nennen, das immer weiter um sich greift und zuletzt die ganze Menschheit ruinirt.

Kommt es einmal zu einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland, dann wird eine einzige Presse, welche unsere dreißig Gattungen von Papiergeld und Banknoten nachdruckt, uns mehr Schaden zufügen, als ein ganzer Artillerie-Park; der imaginäre Reichthum unserer Finanziers wird auf Null zusammenschmelzen und statt des Geldes wird unser armes Vaterland zuletzt nichts als „fliegende Münze," „Papierwische" und statt der leichten Noten schwere Noth haben.

Nachdem wir unserem Herzen Luft gemacht, wollen

wir auch unserem Porte-Monnaie eine Erleichterung gewähren, indem wir unsern letzten Hundertthaler-Schein in klingende Münze umsetzen, so lange es noch Zeit dazu ist, und dann, mit dem immer seltener werdenden Silber in der Tasche, getrosten Muthes den Faden unseres unterbrochenen Romans aufnehmen und wie der Bas-bleu weiter zu stricken.

Malchus also beschloß auf den Rath seines würdigen Freundes Leist ein neues Papiergeld ins Leben zu rufen und noch an demselben Tage (drei Stunden später) das Gutachten des Königs einzuholen. Er fuhr ins Schloß und ließ sich anmelden. Jérôme befand sich noch im Bade. Nachdem das Portefeuille der Finanzen dreiviertel Stunden antichambrirt hatte, wurde es endlich in Gnaden vorgelassen.

— Ich weiß, was Sie zu mir führt, sagte Seine Majestät, die sich gewaschen hatte. Sie wollen mir einen Plan zur Creirung eines neuen Papiergeldes mittheilen und sich dazu meine Genehmigung erbitten.

— Eure Majestät sind mehr als König; Sie sind geradezu ein Gott, denn Sie lesen im Herzen Ihrer getreuen Diener und errathen deren geheimste Gedanken.

— Dies ist durchaus nicht schwer, wenn man einen Direktor der hohen Polizei hat, der, wie Herr von Bongars, über zehntausend Spione besoldet und dessen rechte Hand — der unbezahlbare Polizei-Inspektor Würz — ein so überaus feines Gehör hat, daß er, wie jener nordische Halbgott, das Gras der Wiesen und das Vließ der Lämmer wachsen hört. Mit Hülfe dieser

beiden Leute bin ich (wie Gott Odin in der Edda durch seine beiden Raben Hugin und Munin*), die auf dessen Schultern sitzen und ihm Alles, was sie gehört und gesehen haben, brühwarm in seine Ohren träufeln) in den Stand gesetzt, Alles zu erfahren, was in meiner Hauptstadt und in meinem ganzen Reiche vorgeht. Der gute Bongars, einer der würdigsten Apostel des großen Polizeiheilands Fouché, ist für meinen Palast in Kassel ganz dasselbe, was das Ohr des Dionysios in den Steinbrüchen zu Syrakus gewesen. Vermittelst dieses nach allen Seiten hin spionirenden Ohres wird für das Meinige das leiseste Wort, das verschwiegenste Geheimniß hörbar gemacht. Ich weiß, daß vor drei Stunden der Staatsrath Leist bei Ihnen gewesen ist und daß Sie von ihm jene Eingebung erhalten haben, die seinem Scharfsinne sehr viel Ehre macht. Sie sehen, bester Graf, daß Leist nicht, wie jeder andere Schuster, einzig und allein bei seinem Leisten bleibt, sondern auch dann und wann, wenn es die eiserne Nothwendigkeit erheischt, dem Sohne eines Schneiders ins Handwerk pfuscht und dem Finanz-Orakel Rathschläge ertheilt, die, aufrichtig gesagt, gar nicht übel sind. Ich bin nun neugierig zu erfahren, was Sie von seinem Rathe halten.

— Sire, ich finde ihn allerdings etwas gewagt, aber darum nicht minder gut; zwar nichts weniger als

*) Hugin (Geist) ist der weiße und Munin (Gedächtniß) ist der schwarze Rabe Odin's, der deshalb auch der „Rabengott" geheißen wird.

neu und originell, aber deßhalb nicht minder zeitgemäß. Noth iſt eine Gewalt, die nicht blos Eiſen bricht, ſie vollbringt noch größere Wunder; ſchon mehr als ein Mal hat ſie aus Zinn und Blei, aus Glas und Thon, aus Holz und Baumrinde, aus Stein und Korallen, aus Leder und Pappe, aus Kartenblättern und ganz gewöhnlichem Papiere Nothmünzen fabricirt. Es iſt, nach meiner Anſicht, durchaus kein vernünftiger Grund vorhanden, weßhalb das Geld nur aus Kupfer, Silber oder Gold geprägt werden ſoll und es iſt um ſo verzeihlicher, daß der Staat, wenn das Kupfer und die edlen Metalle ihm ausgegangen ſind, in der Noth ſeine Zuflucht zu andern Natur-Produkten nimmt, um das Fehlende zu erſetzen. Die Eingeborenen von Nord-Amerika hatten, als ſie noch nicht von der Seuche der europäiſchen Civiliſation angeſteckt waren, ſtatt des Metallgeldes nur Muſchelgeld, Peack oder Rononck genannt. Sie bedienten ſich im Handel und Wandel jener Muſchelgattung, welche Linné, Venus Mercenaria getauft hat. Sie ſchliffen Ringe daraus und reihten ſie an Schnuren. Es gab deren weiße und dunkelblaue. Jene vertraten die Stelle des Silbers, dieſe, welche viel ſeltener ſind, ſtellten die Goldmünzen vor. Im ſpaniſchen Amerika bedienten ſich die Wilden, bevor die Cultur ſie beleckt hatte, der Cacaobohnen; zu Surate in Oſtindien gab es noch im ſiebzehnten Jahrhundert eine Scheidemünze, Baden genannt, die aus kleinen, äußerſt bittern Mandeln von der Größe eines Kirſchkerns beſtanden. 36 bis 40 Stück machten, je

nachdem dieſe Mandelernte gut oder ſchlecht ausgefallen war, ein Pecha oder 2 Pfennige nach unſerm elenden Kupfergelde.*)

— Schade, Jammerſchade, daß die abſcheuliche Volksaufklärung uns darin hindert, Muſcheln, Cacaobohnen und bittere Mandeln ſtatt des baaren Geldes einzuführen.

— Und darum alſo müſſen wir, faute de mieux, entweder zu Leder oder Papier greifen.

— Aut Caesar aut Malchus, gloſſirte Jérôme.

— Meine Wenigkeit ſtimmt unbedingt für Letzteres aus zwei Gründen, erſtens: weil Papier viel billiger und zweitens weit weniger dauerhaft als Leder iſt. So ein Wiſch Papiergeld verkrümelt ſich wie ein Fidibus; Papier nutzt ſich ab, Leder aber bleibt immer noch Leder.

— Und aus dieſem Grunde würde ich Ledergeld vorziehen, weil ſich ein armer Teufel zuletzt, wenn es ſeinen Geldwerth verliert, doch wenigſtens ſeine offenherzigen Stiefel damit zuflicken kann.

— Majeſtät, ich ſehe durchaus nicht die Nothwendigkeit ein, daß jeder arme Schlucker durchaus Stiefel

*) Ein neuerer Touriſt, Iſidor Löwenſtern, berichtet in ſeinem Reiſewerke über Mexiko, er habe ſich zu Celaya einen Peſo wechſeln laſſen und dafür kleine Stückchen Seife erhalten. Jedes Stückchen Seife betrug 16—18 Pfennige. — Auf der Inſel Unamarch werden die Frauen als Münzfuß betrachtet und manche Zahlung, die ein Kaufmann zu machen hat, wird in Weibern geleiſtet. Mit einer Frau bezahlt man zwanzig Centner Kaffee.

haben muß; er kann ja, wenn er sonst nichts Böses thut und pünktlich seine Steuern bezahlt, auch barfuß umherlaufen wie unsere Vorfahren, oder Sandalen tragen wie die alten Römer, oder Korksohlen wie die wilden Indianer.

— Wie wär's, lieber Graf, wenn ich, wie Carl XII. von Schweden, kupferne Noththaler prägen ließe?

— Sire, ich habe die Ehre, eine ganze Suite dieser Kupferthaler, bestehend aus zehn verschiedenen Geprägen, zu besitzen. Sie wurden von 1715 bis 1719 geprägt und sind nicht größer als unsere Dreipfennigstücke. Carl XII., der Don Quixote des Nordens, hatte durch seine Kriegs- und Eroberungssucht alle Kassen erschöpft. Sein geheimer Staatsminister, Freiherr von Schlitz, genannt von Görtz, ertheilte ihm den Rath, Nothmünze auszugeben. Es wurden 18 Millionen Noththaler geprägt, deren Jeder für einen 1haler Silber angenommen werden mußte, wiewohl er nur den 416sten Theil eines alten Kupferthalers werth war.

— Nun sehen Sie, mein lieber guter Siebenschläfer, dies unschuldige Manöver könnten ja auch wir einmal versuchen!

— Sire, dieser Versuch scheint mir bedenklich ...

— Und weßhalb? fragte Jérôme etwas ungnädig.

— Als die Kunde nach Stockholm kam, daß der zwölfte Carl bei der Belagerung der Festung Friedrichs-

hell am 11. December 1718 durch Meuchelmord gefallen sei, nahm der wüthende Pöbel den ärmsten aller Minister gefangen und schlug ihm ohne weitere Procedur am 2. März 1719 als Falschmünzer den Kopf ab.

— Mein Gott, was schadet das mir? Wir leben im Jahre 1810 und befinden uns in Kassel, wo ein pflichtgetreues Heer von 30,000 Mann, unseres Winks gewärtig, uns unumschränkt zur Verfügung steht. —

— Und wenn der Pöbel wüthend wird?

— Dann lachen wir dazu und befehlen: „Sabrez la Canaille!“

— Und wenn das Lumpengesindel sich so leicht nicht niedersäbeln läßt?

— Dann lassen wir einige Kanonen auffahren. Ein Kartätschenfeuer ist die ultima regis ratio.

— Häufig auch die Ratio ultimi regis.

— Hören Sie, guter Malchus, Sie machten da einen Calembour, der Ihnen, einem Tyrannen gegenüber, den Kopf kosten könnte.

— Heil jedem Fürsten, dessen Minister noch einen Kopf zu verlieren hat!

— Ich verstehe Sie, lieber Graf, und gebe Ihnen vollkommen Recht. Stände das Fußgestell eben so fest als der Kopf dieser dorischen Fleischsäule mit ihrem respectablen Bauchwulste, dann dürften Sie sich Glück wünschen. Aber Ihre Herren Beine, bester Graf, scheinen tagtäglich dünner zu werden, auf Kosten Ihres Unterleibes, dessen Umkreis immer gefahrdrohender wird.

Herr von Bongars, der Chef unserer hohen Polizei, weiß aus ganz sicherer Quelle, der Graf von Marienrode, einer der wackeligsten Caryatiden unseres Thrones, leidet, ohne es zu ahnen, seit drei Wochen an einer höchst bedenklichen Sackbauchwassersucht.

Der Minister wurde bleich wie Kuhkäse. Seine ziemlich ausgesprochene Neigung zur Hypochondrie verleitete ihn sehr häufig zu dem Glauben, daß er an einem tief versteckten, geheimnißvoll verlarvten Uebel leide, das keiner seiner Aerzte — als Hypochonder hatte er deren mehrere — zu durchschauen und noch viel weniger zu beseitigen im Stande sei. Bald lebte er in der Einbildung, an einer Rückenmarkkrankheit zu leiden; bald fühlte er, daß er an der Wassersucht sterben müsse. Im Grunde aber litt er nur an den Folgen der sogenannten „goldenen Ader", die bei ihm noch nicht liquid geworden war und gehörte nach dem ganzen Habitus seines Körpers und seiner Leiden jener zahlreichen Sippe von Hypochondern an, für die eine spätere Zeit den diese Gattung so genau bezeichnenden Ausdruck Staatshämorrhoidarius erfunden hat. Der König kannte diese schwache Seite Seiner Excellenz und es gewährte ihm dann und wann einen wahrhaft unbeschreiblichen Genuß, seinem Finanzminister irgend eine neue Todeskrankheit einzureden. Heute war es die Ascites saccatus oder Sackbauchwassersucht.

— Sire, fragte Malchus tief bestürzt, ist es wirklich wahr, daß ich daran leide?

— Es thut mir äußerst weh, diese äußerst fa-

liche Frage leider bejahen zu müſſen. Bongar's Spione, worunter ſich auch einige Dutzend einſichtsvoller und vielbeſchäftigter Aerzte befinden, erklären faſt einſtimmig, daß Ihr geheimes Bauchübel ſein erſtes Stadium überſchritten hat und bis zu der Reife gediehen iſt, in der das zweite beginnt, von dem die Aerzte kopfſchüttelnd ſagen: die Geſchichte wird immer bedenklicher . . . der arme Kranke gefällt uns nicht!

— Wie, ich gefalle Ihnen nicht mehr? fragte der Staatshämorrhoidar, am ganzen Leibe zitternd wie ein in Glaubensandacht verſunkener Quäker.

— O mir gefallen Sie wohl, aber Bongar's Aerzte, unter welchen es auch Spione giebt, ſchütteln die Köpfe und behaupten ſteif und feſt: Sie ſeien ein Opfer des Todes.

— Jeſus Maria und Joſeph! ſchrie Malchus, die dicken Hände wie zwei Barbierbecken dergeſtalt an einander ſchlagend, daß ſie einen dumpfen Ton, ähnlich dem Geräuſche eines halbgeſprungenen Theekeſſels von ſich gaben. Ich muß alſo wirklich ſterben? fragte er mit thränenerſtickter Stimme.

— Nemo ante mortem beatus! ſagt Solon.

— Ach, Sire, was kümmert mich der? Ich wäre glücklicher, könnte ich ſo alt wie der heilige Methuſalem werden!

— Das glaube ich Ihnen; aber um ſo mehr thut es mir leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Bongar's ſpionirende Aerzte oder ärztliche Spione — mir einerlei, wie Sie es nennen wollen — einſtimmig ausgeſagt

haben: Seine Excellenz, der Herr Finanzminister Carl August Malchus, Graf von Marienrode, Großkreuz des Ordens der westphälischen Krone und einiger andern Halsbänder, stecke in einer so ungesunden Haut, daß er selbst im günstigsten Falle nur noch vier bis fünf Wochen zu leben habe...

— Herr Gott, nur fünf kurze Wochen noch?

— Vielen, die auf den Tod Eurer Excellenz warten, scheint selbst diese kurze Spanne Zeit noch viel zu lang. Fünf Wochen sind indessen bald verüber. Sie werden also begreifen, bester Graf, daß es hohe Zeit ist, mit dem Himmel und Ihrem Fürsten, der Sie mit tiefem Schmerze hinwelken und dem offenen Grabe entgegeneilen sieht, seine Rechnung abzuschließen und wollen Sie vor Ihrem seligen Ende noch wirklich jenen gewagten Finanzcoup aus- und Papiergeld einführen, dann müssen wir uns tummeln, armer Freund, denn im Verzuge liegt, wie Sie am Besten begreifen werden, dreifache Gefahr: Gefahr für das Vaterland, Gefahr für Ihren Herrn und Gebieter und endlich Gefahr für Sie selbst, denn fünf Wochen vergehen, ehe man die Hand umdreht. Ich bitte, bester Graf, denken Sie doch auch gelegentlich über eine Ihrer Stellung würdige Grabschrift nach.

— Ja, Sire, sagte das in Todeskampf aufgelöste Portefeuille, sich über das, was der König ihm soeben gesagt hatte, in finstere Gedanken vertiefend, da liegt der Hund begraben.

— Meinen Sie, daß diese Inschrift passend wäre?

— Für wen? fragte Malchus finster fortbrütend.

— Für wen anders als für Sie?

— Für mich? schrie der Minister, wie aus schwerem Traum erwachend. Nein, Sire, das Epitaph überlasse ich andern, die dessen würdiger sind.

— Fahren Sie nun hübsch nach Hause, Excellenz, legen Sie sich hübsch zu Bette, bester Graf, und denken Sie, während Sie in Schweiß gerathen, noch einmal reiflich und in voller Muße über Ihre papierne Schöpfung nach und finden Sie, wenn Sie gehörig transpirirt haben, auch dann keinen bessern Ausweg als die Einführung Ihrer sogenannten Schatzkammerscheine, dann will ich mich fügen in das, was Sie in Ihrer hohen Finanzweisheit für nothwendig, für unvermeidlich halten. Dann, Freund, geschehe der Wille eines Sterbenden! Unterdessen will auch ich die Sache noch einmal ruhig überdenken und das specielle Gutachten meiner drei andern Räthe und namentlich das des Ministers des Innern — des Grafen von Wolfradt — abwarten, bis ich darüber — natürlich noch vor Ihrem glorreichen Ende — einen definitiven Beschluß fasse. Bis dahin leben oder sterben Sie wohl! sagte Jérôme, ihm mit lachender Miene einen ziemlich ungelinden Schlag auf das krankhaft angespannte Bauchfell versetzend, so zwar, daß dasselbe einen Ton wie den einer durch Flor gedämpften Trauertrommel hören ließ.

Malchus fuhr tief betrübt nach Hause. Dort angelangt, machte er's wie jener Pariser Spißbürger im Quartier Marais, der, nachdem die Gazette de France

die Nachricht gebracht, er habe am vergangenen Abende ein Bein gebrochen, sofort den Wundarzt rufen ließ, um sich sein gesundes Bein pflichtschuldigst verbinden zu lassen. Es ging ihm wie jenem Basilio, dem der verschmitzte Graf Almaviva und die schelmische Rosine, bei ganz gesundem Leibe das gelbe Fieber als Schreckmittel in die lendenlahmen Knochen gejagt hatten, um sich den störenden Schwätzer so rasch als möglich vom Halse zu schaffen. Diesen harmlosen Scherz hatte sich auch Jérôme mit Basilio-Malchus erlaubt. Dieser begab sich schleunig zu Bette und ließ aus übertriebener Angst gleich mehr als einen seiner Hausärzte herbeirufen.

— Wie viel Aerzte soll ich holen, Excellenz? fragte sein vertrauter Diener.

— Vorläufig wünsche ich nicht mehr als 10 . . .

— Wie, 10 Aerzte gleich auf einmal.

— Verstehe mich recht, guter Jacob. Vor allen Andern bestelle Zadig und Personne. Zadig ist 1, Personne ist 0. Und beide zusammen machen zehn. Nun laufe, guter Jacob. Das Vaterland ist in großer Gefahr. Sein Finanzminister hat die Sackbauchwassersucht.

XII.

Eines Nachmittags, als der König von Kassel nach seiner herbstlich verwaisten Sommer-Residenz und

von dort nach der Löwenburg fuhr, um dem Mittelpunkte all' seiner Gedanken zu sagen, daß die Königin jenes Album angenommen habe und sich dafür herzlich bedanken lasse, fand er Elisabeth trauriger als je.

— Schon wieder in Thränen? fragte er. Sprich, holder Engel, was ist vorgefallen?

Elisabeth senkte ihre Augen und schwieg . . .

— Dein geheimnißvolles Schweigen, das Du bis zur Beredtsamkeit zu steigern verstehst, beunruhigt mich in so hohem Grade, daß ich Dich inständigst bitten muß, mir zu sagen, was Dich von Neuem so verstimmt hat. Engel, hat Dich irgend Jemand beleidigt?

Sie schüttelte verneinend ihr niedergebeugtes Haupt.

— Hast Du von mir irgend etwas erfahren, was für Dich kränkend ist.

Schweigend verneinte sie auch diese Frage.

— Elisabeth, Du würdigst mich keiner Antwort. Sprich, hast Du mir die Sonne Deiner Gunst entzogen?

Dasselbe verneinende Kopfschütteln.

— Du bist ein kleiner Eigensinn, Elisabeth. Es ist Zeit, daß Du dies finstere Schweigen brichst und mir die Ursache Deiner Thränen nennst . . .

Sire, ich dachte an ihre Frau . . .

— An Katharina?

— An jene Unglückliche, die meinen Vornamen führt . . .

— Wie, Du weißt? fragte der König.

— Sire, ich weiß mehr als mir lieb ist. Sie ha-

ben vor Jahren in Liſſabon treulos ihre erſte Frau verlaſſen, eine Frau, die Ihrer Liebe und Achtung ſo würdig wie keine Zweite iſt . . .

— Eliſabeth, es geſchah auf Befehl meines Bruders!

— Wie, Sire, kann der Kaiſer Sie zwingen, treue Liebe mit grauſamem Undank zu lohnen?

— Er zwang mich zu einem Schritte, den ich Anfangs weniger bereut habe als ſeit jenem Augenblicke, in welchem ich in Dir gleichſam ihre Doppelgängerin, erblickte. Du gleichſt ihr wie eine Thauperle der andern. Bei dem Anblick Deiner Schönheit die mich an die ihre erinnerte, trat zum erſten Male ſeit unſerer jahrelangen Trennung das Geſpenſt blutiger Reue vor meine Seele. Damals, als ich Dich zum erſten Male im Kuhſtalle zu Montcheri geſehen, hätte ich vor Dir auf meine Kniee ſinken und Dich, ihr vollſtändiges Ebenbild, um Vergebung meiner großen Sünde, meines ſchändlichen Verraths, anflehen mögen. Ich ſah Dich und liebte Dich, weil Du in Allem ihr ſchönes Spiegelbild biſt.

— Und haben Sie keine Nachricht von Ihrer armen Frau?

— Wir haben einander niemals geſchrieben. Sie iſt, wie man mir berichtet hat, nach Amerika, nach ihrer Vaterſtadt Baltimore zurückgekehrt und . . .

— Lebt dort im Hauſe ihrer Mutter . . .

— Wie, Du haſt Nachricht von ihr?

— Miſtreß Eliſabeth Patterſon trauert um ihren

Gatten, den sie mit ungeschwächter Liebe liebt, heute noch eben so aufrichtig wie zu jener Zeit, als Sie sie hilflos auf fremder Erde zurückließen. Damals trug die unglücklichste aller Frauen unter ihrem Herzen ein Pfand Ihrer Liebe . . .

— Sie beschenkte mich mit einem Knaben, was ist aus dem Kinde geworden?

— Sire, es lebt! rief Elisabeth mit einem Stolze, einer Freude, als ob sie selbst jene vaterlose Waise einst unter ihrem Herzen getragen.

— Und durch wen wissen Sie Dies?

— Durch meinen Bruder, der jetzt in Baltimore lebt und durch einen günstigen Zufall die Bekanntschaft der unglücklichen Mutter gemacht hat. Sire, ich werde Ihnen später einen Brief geben, den ich vor Kurzem von Joseph erhalten habe. Dieser Brief wird Ihnen einen Blick gestatten in das schmerzzerrissene Herz einer Frau, die Sie noch immer nicht vergessen kann.

— Fast scheint es mir, als ob jede Frau, welche Elisabeth heißt, ein Engel, ein Muster von Unschuld und Schönheit, ein Vorbild von Liebe und Treue ist.

— Und dennoch haben Sie diesen Engel, dieses Muster, dieses Vorbild lieblos verrathen, hilflos im Stich gelassen . . .

— Nur auf Befehl meines grausamen Bruders!

— O, welch' herrlicher, welch' unbezahlbarer Entschuldigungsgrund! bemerkte Elisabeth mit wehmüthig-bitterem Lächeln. Gestatten mir Eure Majestät eine kleine unbedeutende Frage. Was würden Sie thun,

wenn der Kaiser urplötzlich auf den Einfall geriethe, Ihnen zu befehlen, mich nicht nur zu vergessen, sondern einer Landstreicherin, einer Abenteuerin gleich, aus Kassel nach einer seiner französischen Strafkolonieen zu schicken?

— Ich würde mich diesem lächerlichen Befehle durchaus nicht fügen.

— Ich wußte, daß Sie dies sagen würden, denn nichts Anders blieb Ihnen übrig, als diese Antwort. Aber glauben Sie, daß ich daran glaube?

— Soll ich's Dir beschwören? fragte Jérôme.

— Ich bitte, Sire, schwören Sie nicht; ich wenigstens glaube nicht an Schwüre!

— Wie, Elisabeth hält mich für meineidig?

— Hat die trauernde Wittwe in Baltimore nicht ein ganz gegründetes Recht dazu?

— Bei ihr war dies etwas Anderes. Man giebt viel leichter seine Frau als seine Geliebte auf.

— Ein schöner Grundsatz, mein erhabener Gebieter! Gesetzt also, ich hätte das Glück jemals Ihre Frau zu werden, müßte ich nicht in beständiger Angst und Besorgniß leben, daß Sie die Schwüre Ihrer Liebe brechen und mich viel leichter aufgeben, als Ihre Geliebte?

— Deine Logik bringt mich in Verzweiflung . . .

— Weil Ihr Gewissen Ihnen sagt, daß ich recht habe, daß ich Ihr Inneres durchschaue und mich durch Ihre Worte ebenso wenig blenden, als durch Ihre Be-

theuerungen oder Schwüre — wie Eure Majeſtät es nennen — täuſchen und bethören laſſe!

— Du verwundeſt meine Ehre . . . Du beleidigſt meinen Stolz . . . Alles im Leben hat ſeine Grenzen . . .

— Auch Ihre Liebe . . . ich weiß es . . .

— Du irrſt, Eliſabeth! Meine Liebe zu Dir iſt unbegrenzt . . .

— Redensart, Sire, nichts als hohle Redensart, Euer Majeſtät würden mich eben ſo leicht und wahrſcheinlich noch viel leichter als Eliſabeth Patterſon und ein halbes Dutzend anderer Frauen vergeſſen, die Sie durch die Schwüre Ihrer ewigen Treue, durch die Wonne Ihrer ewigen Liebe allerhuldreichſt beglückt haben . . .

— Eliſabeth, Du wirſt bitter und ungerecht. Erſt ſeitdem ich Dich kennen gelernt, weiß ich, was Liebe iſt . . .

— Liebe? wiederholte Eliſabeth mit ironiſchem Achſelzucken. Mich lieben Sie ebenſo wenig, als Sie jene andere Eliſabeth geliebt haben. Dort, Sire — zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen unumwunden meine Meinung ſage — war es Eigennutz . . . hier iſt es nichts als Sinnlichkeit.

— Dieſe Kränkung habe ich nicht verdient! Durch welchen Schritt meines Benehmens, durch welchen Act meines Betragens habe ich mir von Dir dieſen ungerechten Vorwurf zugezogen? Hat mein Mund ſich je vergeſſen, Dein keuſches Ohr durch eine Bitte zu beleidigen, die Dir ein Recht gegeben, mir den Vorwurf

der Sinnlichkeit zu machen. Ist unsere gegenseitige Liebe nicht so rein und fleckenlos, wie das Licht der Sonne?

— Selbst die Sonne hat ihre Flecken. Wenn unsere Neigung sich bis jetzt frei von den Schlacken des Irdischen gehalten hat, wer hat das Verdienst, oder wer trägt die Schuld. Hätte die arme unbekannte Hospitalwärterstochter sich so leichtfertig wie manche vornehme Dame [illegible] Hofes, wie manche gefeierte Künstlerin Ihres Th[illegible]ers, theils aus Eitelkeit, theils aus Eigennutz der versengenden Flamme Ihrer sinnlichen Liebe hingegeben, wäre sie dann nicht schon längst vergessen, wie Gräfin Siméon, Generalin Decoudras*), Madame Durand, Mademoiselle Héberti, Frau Doctor Personne, Mademoiselle Biangini und zehn andere Liebessonnen Euer Majestät!

— Du bist hart, sehr hart, Elisabeth.

— Sire, ich bin ruhig und gerecht. Ich verkenne durchaus nicht Ihre Vorzüge, ich bin aber darum nicht blind eingenommen für Ihre Fehler. Eure Majestät sind nicht schlechter, aber wahrlich auch nicht viel besser, als der größte Theil jenes stärkern Geschlechts, das sich in seinem Eigendünkel und Hochmuth als „Herren der Schöpfung" betrachtet. Diese „Tyrannen der weiblichen Herzen lieben die Sclavinnen ihrer Lüste" nur

*) Generalin Decoudras, eine der Hofdamen der Königin und Schatzmeisterin des Sternkreuzordens der heiligen Elisabeth, war eine Tochter des Gefängnißwärters Bergerat zu Metz, und gleichfalls eine der unzählig vielen Flammen Seiner Majestät.

so lange rein und echt und innig, als dieſe ihre ſtillen Liebesſeufzer nur theilweiſe und nie ganz erhören. Der Beſitz erzeugt Ueberdruß und Ekel. Nur unglückliche Liebe iſt dauernde Liebe. Glückliche überlebt ſich ſchneller, als ſie ahnt!

— Dich, Engel, werde ich ewig lieben! betheuerte der König mit dem Ausdruck der ganzen Schwärmerei, der ihm zu Gebote ſtand.

— Ewig, erwiderte Eliſabeth, mit einer Ironie, die ihr in Jérômes Augen einen doppelten Reiz lieh, iſt im Wörterbuche der männlichen Liebe faſt gleichlautend mit *niemals*.

— Gut, dann habe ich Dich niemals geliebt.

— Sire, dies glaube ich Ihnen eher. Ihr Großen der Erde ſeid Tyrannen und verlangt als ſolche volle Unterwürfigkeit, uneingeſchränkten Willen, volle Beſitz. Jeder, der ſich Euren maßloſen Anmaßungen widerſetzt, iſt Revolutionär, Inſurgent, Rebell.

— Oui, tu est belle et rebelle!

— Ein Wortſpiel, Sire, und nichts weiter. Sie wiſſen, daß ich Alles haſſe, was auch nur im Entfernteſten wie Schmeichelei und Lüge klingt. Beide ſind ja nur Zwillingsſchweſtern. Doch halt! Wollen Eure Majeſtät mir einen Beweis geben, daß Ihre Neigung zu mir keiner von beiden Schweſtern angehört, wollen Sie mich überzeugen, daß Ihre Liebe zu mir keine Heuchelei, ſondern Wahrheit iſt, dann erfüllen Sie mir einen Wunſch . . .

— Deine Wünſche ſind ſtets die Meinigen.

— Gut, ich will es Ihnen glauben. Hier auf dem Tische steht Schreibzeug und Papier. Geruhen Eure Majestät die Feder zu ergreifen und einige Zeilen niederzuschreiben, die ich Ihnen — vorausgesetzt, daß Sie es mir erlauben, — vorsagen werde.

— Du siehst, Kind, ich sitze bereits!

— Wohlan, dann geruhen Sie zu schreiben.

Der König tauchte die Feder ein.

Und Elisabeth begann Folgendes zu dictiren: „Madame!"

— Wer ist diese Madame? fragte Jérôme mit allen Symptomen gespannter Neugier.

— Sie sollen, wenn Sie mich bis zum Schluß des Schreibens nicht unterbrechen wollen, es früh genug erfahren.

— Ich verspreche Dir, vollständig zu schweigen.

Die Jungfrau dictirte nun ziemlich rasch:

„Madame! Verzeihen Sie mir, daß ich erst nach Jahren eine Pflicht der Dankbarkeit erfülle. Durch die Schwester Joseph Grün's in Kenntniß gesetzt, daß Sie sich in der Güte Ihres Herzens Ihres undankbaren Gattens noch immer mit treuer Liebe erinnern, drängt mich das Gefühl aufrichtiger Reue, Ihnen zu sagen, daß auch Sie nicht ganz vergessen sind. Auch ich erinnere mich, jetzt häufiger als je der schönen Zeit, in der es mir vergönnt war, Sie, die Krone aller Frauen, die Meinige zu nennen. Das Schicksal hat uns vereinigt, der Kaiser hat uns getrennt. Aber dieser Trennung ungeachtet, habe ich

nie aufgehört, Sie zu achten und zu lieben und Ihnen all' jenes Glück zu wünschen, deſſen Sie ſo würdig ſind. Vergeſſen Sie mich auch ferner nicht. Küſſen Sie Ihren, küſſen Sie unſern Sohn und bitten Sie ihn, ein Wort der Fürſprache einzulegen für einen Mann, welcher iſt und bleiben wird

Sein ihn liebender Vater Jérôme."

— Ich unterſchreibe dies mit großer Freude. Aber geſtatten Sie mir wohl eine kleine Nachſchrift.

— Sie ſind ein freier Herr Ihrer Gefühle.

— Dann füge ich noch Folgendes hinzu: „Der Himmel hat mir einen ſchönen Erſatz für Sie geſchenkt. Eliſabeth Grün, die mir die obigen Zeilen dictirt hat, iſt in Allem Ihr Ebenbild. Sie iſt, wie Sie, ein Engel!"

— Sie können nicht das Schmeicheln laſſen. Und dennoch kann ich Ihnen nicht mehr zürnen. Mit Ihrer Genehmigung, Sire, werde ich ſelbſt Ihren Brief der Poſt übergeben und Ihrer trauernden Wittwe dadurch eine Freude bereiten, die ſie — ich hoffe es — mit ihrem Schickſal und Ihrem Verrathe einigermaßen verſöhnen wird.

— Welch' großes, ſchönes, edles Herz! Und ſolches Herz ſollt' ich nicht lieben? Mag Katharina mich immerhin verdammen! Ich kann nicht anders, theure Eliſabeth! Ich muß, ich muß Dich lieben!

Eliſabeth gab ihm den Brief ihres Bruders.

— Sire, nehmen Sie dieſen Brief, leſen Sie dieſe ungeſchminkten Zeilen. Joſeph wird es mir verzeihen, daß ich Sie in die Geheimniſſe ſeines Herzens einweihe,

doppelt gern verzeihen, wenn er erfährt, daß seine Mittheilungen über meine Namensschwester Eure Majestät bewogen haben, einen kleinen Theil Ihrer großen Dankesschuld an sie abzutragen.

Darauf reichte sie ihm ihre Hand; er zog sie an seinen Mund.

— Sie sind besser als Ihr Ruf, rief sie begeistert. Auch Ihre Feinde sollten Sie achten!

— Elisabeth, ich darf wie mein Bruder, der große Kaiser, sagen: „Mes plus grands ennemis sont dans ma famille!“ Meine größte Feindin ist meine Frau . . .

— Sire, Sie thun der Königin Unrecht!

— O, glaube das nicht! Katharinen's Eifersucht verbittert mir manche Stunde meines Lebens! Sehr häufig erlaubt sie sich Anspielungen, die wie glühende Nadeln mein Herz durchbohren! Eine Frau, die ihren Mann nicht achtet, lehrt Andere, ihn zu verachten. Aber laß mich schweigen von ihr! Elisabeth, bevor ich Dich verlasse, erlaube ich mir noch ein Bitte an Dich . . .

— Heute darf ich Ihnen Nichts abschlagen . . .

— Seit ich mein Capri verlassen, kann ich Dich leider nicht mehr so häufig sehen, als früher. Seitdem fehlst Du mir doppelt. Es giebt Augenblicke, in welchen ich mich nach dem Anblick Deiner holden Züge, wie ein sterbender Sünder nach dem heiligen Abendmahle sehne. Dann suche ich Deine lichten Augen wie ein müder Wanderer, der sich in unheimlicher Waldesnacht

verirrt hat, ein Paar lichte Fenſter ſucht. Eliſabeth, da Du nicht bei mir ſein kannſt, ſo biete mir für die große Entbehrung einen kleinen Erſatz. Laſſe Dich malen, malen für mich!

Eliſabeth beobachtete wieder ihr geheimnißvolles Schweigen.

— Sprich Kind, wie ſoll ich dies deuten?

— Ihre Bitte, Sire, macht mich verlegen, doppelt verlegen, weil ich ſie früher, als Sie ſie ausgeſprochen, zu errathen gewagt hatte. Hier iſt das Bild Ihrer Schweſter, ſagte ſie und holte aus ihrem Buſen eine goldene Kapſel hervor, in welcher ſich ihr täuſchend ähnliches Portrait in Miniatur befand.

Der König küßte ihr ſchönes Bild und war ſo bewegt, daß er ihr nur durch Blicke, welche Freude ausſtrahlten, zu danken vermochte.

— In wenigen Wochen feiert die Stadt Kaſſel Ihren Geburtstag. Dies Bild war für den 15. November beſtimmt . . . ich ſchenke es Ihnen ſchon heute, als Dank für jenen Brief, der Ihrer Reue zur vollſten Ehre gereicht. Gereinigt ſtehen Sie jetzt vor Eliſabeth! Sie wird Ihnen vergeben, wie ich Ihnen vergeben habe. Der Himmel ſegne Eure Königliche Majeſtät!

Der König kehrte nach Kaſſel zurück. Am Abende deſſelben Tages ſchrieb er ihr:

Eliſabeth!

Dieſer Name ſagt mehr als alle Schmeichelworte, welche heiße Liebe und reine Anbetung für

Dich zu erſinnen vermögen. Dadurch, daß Du einen meiner ſehnlichſten und geheimſten Wünſche errathen, dadurch, daß Du mir Dein Bild geſchenkt, haſt Du mir einen neuen Beweis Deiner Liebe gegeben, denn nur Liebe kann Wünſche ahnen lange vorher, ehe wir ſie auszuſprechen wagen. Empfange für dieſes liebe Zeichen Deiner Divinationsgabe meinen tiefſinnigſten Dank und gleichzeitig als kleines Gegengeſchenk das Miniaturbild Deines Bruders. Es würde mich namenlos glücklich machen, wenn ich mir ſagen dürfte, auch damit einen Deiner ſtillen Wünſche errathen und erfüllt zu haben. Wenn Du meinem Bilde die Ehre erweiſeſt, ihm einen Platz an Deinem reinen Herzen anzuweiſen, dann weiß ich nicht, wer mehr zu beneiden iſt: der Maler oder der Gemalte? Faſt ſtündlich küſſe ich Dein Bild. Wirſt Du je das meine küſſen? Ich glaube, ich würde es fühlen, wenn Dein keuſcher Mund ſich herabließe, jenes Stückchen Elfenbein zu berühren, das Dir meine Züge vor die Seele führt.

Geſtern Abend erzählte mir Madame Taglioni, daß „die liebenswürdigſte ihrer Schülerinnen“ ſchöne Fortſchritte auf der Harfe macht. Was kann gelehriger als Liebe ſein? Sie begreift ſchneller als das Genie. Aber iſt Liebe nicht das größte Genie? Liebe iſt ein Ausfluß der Göttlichkeit.

Wenn Du Deinem Bruder ſchreibſt, dann grüße ihn von mir und bitte ihn, daß ſein Haß ihn nicht

verleiten möge, mich ſo ganz und gar zu verdammen, wie er dies in ſeinem Briefe gethan, den ich vom Anfange bis zum Ende mit gleich großer Theilnahme geleſen und den ich Dir mit vielem Danke zurückſende. Braucht Joſeph irgend eine Unterſtützung, dann möge er mir den Gefallen erweiſen, ſich an den Freund ſeiner Schweſter zu wenden. Jérôme liebt Jeden, welcher Grün heißt, Deinen Onkel ausgenommen, der ein Sadducäer iſt, den ich haſſe, weil er Dich nicht ſo zu lieben ſcheint, als Du es wegen des Adels Deiner Seele, wegen der Reinheit Deines Herzens verdienſt. Und trotzdem hätte ich große Luſt, ihn zum Caſtellan meines Schloſſes in Kaſſel zu machen, um Dich, den Glückſtern meines Lebens, in meine Nähe zu bannen; doch wünſche ich zuvor Deine Meinung darüber einzuholen, denn Dein Wille iſt mir Befehl!

Ich küſſe Dein ſchönes Herz und bitte Gott, daß er Dich in ſeinen Schutz nehme. Bleibe gut Deinem

Dir treuen Jérôme.

— — — — — — — — — — — — —

Als Eliſabeth am folgenden Morgen dieſen Brief erhielt, küßte ſie das Bild und die Zeilen, die den Ausdruck wahrer Liebe in ſich trugen. Sie dankte ihm ſchriftlich für das theure Geſchenk, das ihrer Seele ein Bedürfniß geweſen ſei, und verſicherte, ſie werde es beſtändig auf ihrem Herzen tragen, und ſich

dadurch in Augenblicken heißer Sehnsucht erleichtert und getröstet fühlen. In der Nachschrift aber hieß es: „Lassen Sie uns auf der Löwenburg!“

XIII.

Eilen wir nun an das Bett des eingebildeten Kranken, um hier Augen- und Ohren-Zeuge der ärztlichen Consultation zu sein, die so eben ihren Anfang nimmt.

Der Staatshämorrhoidar liegt im tiefsten Schweiße. Dr. Personne betastet den rechten, Dr. Zadig den linken Puls Seiner Excellenz. Beide wiegen, schweigsam wie chinesische Pagoden, ihr gelehrtes Haupt hin und her und Einer wartet auf den Ausspruch des Andern.

— Und worüber klagen denn Eure Excellenz, begann der Leibarzt des Königs.

— Ich habe Durst, entsetzlich vielen Durst.

— Das kommt vom Schwitzen, bemerkte der Leibarzt der Königin.

— Und wie finden Sie meinen Zustand? fragte der Finanzminister, in dessen Physiognomie sich wahre Todesangst malte.

— Ihr Puls, erklärte Personne, geht so ruhig ...

— Wie der Meinige, ergänzte Dr. Zadig.

— Sie meinen also, ich sei gesund?

— So gesund wie ein Fisch im Wasser, sagten Beide, wie aus Einem Munde.

— Und dennoch habe ich die Wassersucht, stöhnte der Graf von Marienrode.

— Die Wassersucht? fragte Dr. Personne überrascht.

— Excellenz, fragte Dr. Zadig, wer hat Ihnen diesen Bären aufgebunden?

— Ich weiß es von Seiner Majestät und Seine Majestät weiß es vom Chef der hohen Polizei, vom Herrn von Bongars, der, wie Sie wissen werden, Alles weiß.

— Ja, Excellenz, erklärte Zadig mit etwas jüdischer Ironie, wenn die hohe Polizei erklärt, daß Sie an der Wassersucht leiden, dann freilich bleibt Unsereinem nichts Anderes übrig, als steif und fest daran zu glauben, denn die hohe Polizei irrt nie und wenn der ehrwürdige Chef derselben erklärt, Dr. Personne hat die Gehirnentzündung, dann läßt ihm College Dr. Zadig, ohne Weiteres, 24 Blutegel setzen. Ha, ha, ha! Erlauben Sie, daß wir ein klein wenig lachen.

— Worüber? fragte das in Schweiß gebadete Portefeuille.

— Ueber Ihre Leichtgläubigkeit, erwiderte Dr. Personne. Eure Excellenz leiden ebenso wenig an der Wassersucht, als mein sehr ehrenwerther College Zadig an der Klauenseuche.

— Oder College Personne an der Drehkrankheit!

— Sie glauben also wirklich? fragte Malchus.

— Daß Sie viel klüger thäten, aufzustehen . . .

— Als ſich unnütz in Schweiß aufzulöſen, ergänzte Zadig.

— Sie geben mir das Leben wieder. Ich fühle mich wie neu geboren. Heil jedem Staate, der ſolche Aerzte . . .

— Und Heil jedem Arzte, ſagte Perſonne. . .

— Der ſolche Kranke hat, commentirte Zadig.

Die Conſultation hatte ihr Ende erreicht. Das Aesculapen-Paar verließ den Kranken und der Kranke verließ ſein Bett.

— Dieſer König Jérôme iſt ein Schlingel, ſagte Seine Excellenz, ſich den Schweiß von der Stirne trocknend. Mir ſolch heilloſen Schreck in den Leib zu jagen! Ich wäre vor Angſt beinah' geſtorben!

XIV.

Nachdem Pigault-Lebrun die drei Monate ſeiner harten Kerkerſtrafe überſtanden hatte, eilte er aus dem Gefängniſſe geraden Weges ins Schloß zu ſeinem königlichen Freunde. Sie flogen ſich gerührt in die Arme.

— Was macht mein Zögling, mein Floh! ſo lautete die erſte Frage Meiſters Jovial.

— Ach guter Charles! ſeufzte der König.

— Himmel, was werde ich hören müſſen? fragte Lebrun von paniſchem Aerger erfaßt.

— Denke Dir, lieber Freund, meinen Schreck. Meiſter Floh iſt mir leider entflohen.

— Entflohen? wiederholte der Mentor jenes ſechsfüßigen Telemachs. Und Sie wiſſen nicht wohin, wohin?

— Ich vermuthe, daß dieſer Floh von deutſcher Abkunft geweſen und wahrſcheinlich nur aus Franzoſenhaß ausgewandert iſt.

— Eine Krone für einen ſolchen Floh!

— Tröſte Dich, altes Haus. Es giebt der Flöhe ſo Viele!

— Aber nicht Jeder hat ſolche Anlagen! Sire, ich fürchte, daß ich den Verluſt dieſes Künſtlers nicht lange überleben werde.

— Sei kein Narr und höre, was ich Dir mitzutheilen habe. Der Kaiſer befiehlt auf Deine Rückkehr.

— Wie, ich ſoll Sie wirklich verlaſſen?

— Mir blutet das Herz, alter Junge. Und dennoch kann ich Dir nicht helfen. Innerhalb drei Tagen mußt Du Kaſſel verlaſſen und geraden Weges nach Paris zurückkehren, auf Befehl des Kaiſers!

— Ihr Bruder iſt ein fanatiſcher Schuſter.

— Ein Schuſter? Was ſoll dies heißen?

— In den letzten Tagen meiner Gefangenſchaft habe ich aus Langeweile pſychologiſche Unterſuchungen über das Menſchengeſchlecht angeſtellt, und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß daſſelbe in zwei große Racen zerfällt: Alle Menſchen ſind entweder Schneider oder Schuſter. Wir Beide ſind zum Beiſpiel Schneider.

— Schneider? Und warum, mein großer Pſycholog?

— Schneider ist in meinen Augen Jeder, erklärte Pigault, dessen Habitus dünn wie ein Zwirnsfaden, schlank und gebrechlich wie eine Nähnadel, weich und geschmeidig wie ein Stückchen Wachs ist, womit die ehrenwerthe Raçe der Kleiderkünstler ihren Zwirn und ihre Seide einreiben, denn Wachs ist das Colophonium der Schneider, wie, umgekehrt, Colophonium das Wachs der Geigenspieler ist.

— Charles, Du bist ein kostbarer Narr!

— Ja, Bruder, das bin ich wirklich. Aber höre weiter. Jeder, der nicht Schneider ist, erscheint mir in meinem Auge als Schuster. Schuster ist Jeder, dessen Habitus kurz und gedrängt, wie sein dreibeiniger Schemel, derb und grob wie sein Hammer, zäh und trocken wie Pech ist. Der Schuster hat in seinem ganzen Wesen etwas Männlicheres als der Schneider, dem immer etwas Weibisches anklebt. Dieser ist größtentheils blond, während unter zehn Schustern mindestens neun so schwarz wie ihr Pech sind. Der Schneider ist in der Regel gutmüthig und nachgiebig, der Schuster hingegen jähzornig und halsstarrig. Der Schneider behauptet immer einen gewissen Grad von Nüchternheit, während der Schuster einen ausgesprochenen Hang zur Trunksucht hat. Der Schneider ist meistentheils Freigeist, der Schuster dagegen Mystiker. Aus der Reihe der Schuster ist ein Jacob Böhme, aus dem Phalanx der Schneider ist ein Johann von Leyden hervorgegangen. Der Schneider hat mehr Neigung zum weiblichen Geschlechte als der Schuster. Fast jeder

Schneider ist ein Schürzenjäger, während der Schuster mehr Anlage zum Weiberfeinde hat. Der Schneider prügelt blos seine Kinder; der Schuster prügelt lieber seine Frau. Der Schneider liebt Oper und Ballet, der Schuster liebt Melodrama und Trauerspiel. Der Schneider zieht Mehl-, der Schuster Fleischspeisen vor. Der Schneider schwärmt für Feenmährchen, der Schuster interessirt sich für Räuberromane. Der Schneider ist ein schnellfüßiger Tänzer, der Schuster ein plumper, schwerfälliger, grillenfangender Zuschauer. Der Schneider neigt sich zur Poesie, der Schuster zur Astronomie. Der Schneider ist Skeptiker wie Pierre Brüle, der Schuster glaubt an Träume und Ahnungen, an Hexen und Gespenster wie Pierre Leloyer.*) König Saul, der an die Hexe von Endor, Macbeth, der an Banquo's Geist und Wallenstein, der an die Aussprüche seines Sterndeuters Seni geglaubt, waren mehr oder weniger Schuster. Talleyrand und Fouché, die nur an sich und außerdem an gar nichts glauben, gehören mehr oder weniger zum Geschlechte der Schneider. Werfe ich einen Blick auf Ihre Minister, dann überzeuge ich mich, daß Malchus und Wolfradt ausge-

*) Pierre Leloyer, geb. 1550, gest. 1634, königlicher Rath am Gerichtshofe zu Angers, ist Verfasser des bekannten Werkes: „Discours et Histoire des spectres, visions et apparitions des esprits, anges, démons et ames etc." Paris 1605. 4. Das Buch ist dem lieben Gott „Deo optimo maximo" gewidmet und gehört zu den bibliographischen Seltenheiten. Die zweite Auflage erschien im Jahre 1608

ſprochene Schuſter, Siméon und Le Camus eingefleiſchte Schneider ſind.

— Und wie denkſt Du über die Frauen?

— Auch dieſe theile ich, wie die Männer, in zwei große Sippen: in Schneider und Schuſter oder, was, genau betrachtet, faſt daſſelbe ſagt: in Roſen und Tulpen. Die Roſen ſind Schneider, die Tulpen ſind Schuſter. Die Königin gehört zur Familie der Tulpen, Eliſabeth Grün zum Geſchlechte der Roſen. Die Tulpe hat Farbe, aber keinen Duft. Die ſchöne Roſe hat Beides zugleich. Gräfin Siméon iſt frömmelnder Schuſter, Madame Durand iſt ein höchſt aufgeklärter Schneider. Mademoiſelle Héberti iſt Roſe und . . .

— Felicitas Blangini iſt eine duftloſe Tulpe.

— Vollkommen einverſtanden. Ich ſehe, daß Sie die beiden Unterſcheidungen meines pſychologiſchen Syſtems ſchneller begreifen, als ich anfänglich vermuthet hatte. Wir werden Sie ein wenig examiniren. Doctor Perſonne zum Beiſpiel . . .

— Iſt ein coloſſaler Schuſter, definirte Jérôme.

— Bravo, bravo! Und Doctor Zadig?

— Ein pyramidaler Schneider.

— Ich würde ſagen ein fanatiſcher Schneider! Unſer gemeinſchaftlicher Freund, der Huſaren-Obriſt Müller . . .

— Iſt ein ausgeſprochener Schuſter. Gut, daß Du mich an ihn erinnerſt. Während meines vierzehntägigen Stubenarreſts hat mich dieſer äußerſt gewiſſenhafte Teutone auf Befehl des Kaiſers und deſſen Ab-

geordneten, des Generals Rapp, mehr brutal als martialiſch behandelt. Weißt Du, wie wir uns an ihm gerächt?

— Sie haben ihm den Abſchied gegeben!

— Ich habe ihn zum General gemacht!

— So war es Recht, Freund Jérôme. Man muß ſeinen Feinden goldene Brücken bauen und auf ihren undankbaren Häuptern glühende Kohlen ſammeln. Das hab' auch ich gethan, Sire! Ich habe Ihren Doctor Perſonne, den ich nicht leiden kann, weil er alle Mehlſpeiſen in Schwamm und Seife eintheilt, auf Morgen zu einem Mittagsbrote eingeladen und mir vorgenommen, ihn einzig und allein mit Mehlſpeiſen abzufüttern. Der Schuſter wird Feuer und Flamme ſpeien.

— Ich gönne ihm dieſe raffinirte Strafe, denn denke Dir, guter Charles, was dieſer Menſch mir für einen Poſſen geſpielt. Unſerem dicken Schuſter Malchus, dem ich vor einigen Tagen eine Sackbauchwaſſerſucht angedichtet und dadurch einen koſtbaren Todesſchreck eingejagt hatte, ſind durch ihn die Schuppen von den Augen geriſſen worden. Der Schlingel Perſonne hat ihn für kerngeſund erklärt und der elende ſpindeldürre Schneider Zadig hat Jenem keinen Widerſpruch zu leiſten gewagt.

— So ſind dieſe Heilkünſtler. Kranke erklären ſie für Geſunde und Geſunde für Kranke. Der Arzt des Gefängniſſes, der mich allwöchentlich einmal unterſuchte, wollte mich mit aller Gewalt zu ſeinem Patienten machen; er behauptete, meine Milz ſei krank. Wer ſagt

dem Dummkopf, ob ich überhaupt eine Milz habe. Es giebt Leute, die sich auch ohne Milz behelfen. Und zu diesen gehöre auch ich.

— Nach dem Ausspruche alter Aerzte soll dies bei allen Akephalen oder kopflosen Mißgeburten der Fall sein.

— Sire, ist dies Bonmot von Ihnen?

— Von wem sonst, guter Mehemed Schulze?

— Wie, Elisabeth spielt noch immer die kalte, keusche, unerbittliche Artemisia?

— Hans Narr, Du verkennst diesen Engel. Elisabeth ist ein Muster von Tugend!

— Ich glaube nicht an weiße Raben . . . Engel existiren nur im Gedichte . . . In der Wirklichkeit ist jede Frau, und selbst die allerbeste, ein Himmel für die Augen, ein Fegefeuer für die Börse und eine Hölle für die Ruhe unseres Herzens, denn es ist leichter ein Hemde voll Flöhe als die Treue einer Frau zu hüten. Apropos, was macht mein Freund Blangini.

— Morgens componirt er neue Nocturnen und Abends singt sie die Königin, die er auf dem Klaviere begleitet. Charles, ich gönne ihm diesen Genuß!

— Auch dies ist eine goldene Brücke . . .

— Die zu einem Herzen von Gußeisen führt, ergänzte Jérôme. Doch höre, was ich Dir auftrage. Da Du nach Paris zurück mußt, so kannst Du mir gleich nach Deiner Ankunft einen kleinen Dienst erweisen. Bitte in meinem Namen unsern gemeinschaftlichen Freund Isabey, der den Kaiser und dessen ganze Fa-

milie gemalt, auf einige Monate zu mir nach Kaſſel zu kommen. Ich wünſche eine Galerie aller weiblichen Sterne, die auf meinem Capri geglänzt, vom Abend- bis zum Morgenſtern, von Angioletta Héberti, bis hinauf zu Eliſabeth Grün, durch die Macht ſeines Meiſterpinſels, durch den Zauber ſeiner Farbengebung, zur Verſchönerung meines Luſtſchloſſes ins Daſein zu rufen. Lade auch Ingrés nach Kaſſel ein. Er ſoll die ſchönſten Punkte von Napoleonshöhe und vor Allem meine romantiſche Löwenburg, das Mecca meiner Sehnſucht, malen. Von ihm verfüge Dich zu Desangiers. Beſtelle bei ihm drei einactige Vaudevilles, die wir im Laufe des nächſten Carnevals hier im Schloſſe aufführen wollen. Bringe dem zu Fleiſch gewordenen Liede tauſend herzliche Grüße und einſtweilen, auf Abſchlag, hundert Jérômed'or, die Dir morgen früh der Intendant meiner Privatchatulle einhändigen ſoll. Ferner erſuche ich Dich beim Hoflieferanten der Kaiſerin für meine Rechnung dreißig perſiſche Shawls zu beſtellen, deren Auswahl ich Deinem Geſchmacke überlaſſe. Dieſe Shawls müſſen bis ſpäteſtens 14. November in Kaſſel eintreffen, denn ich habe ſie zu Geſchenken beſtimmt, womit ich am Abend meines Geburtstages die Königin und die Damen ihres Hofſtaats überraſchen will. Ich gebe Dir carte blanche, guter Charles. Du biſt der einzige meiner Freunde, der noch nie um einen Sou mich betrogen, und ſchon aus dieſem Grunde werde ich Dich mehr vermiſſen, als hundert andere meiner Landsleute . . .

— Wie aber, Sire, wenn ich keine Luſt habe, nach dem Kaiſerneſte Paris zurückzukehren?

— Ach, lieber, herzensguter Charles, ſetze mich nicht in die Nothwendigkeit, Zwangsmaßregeln anzuordnen, und dich unter Militär-Escorte nach Paris bringen zu laſſen. Ich muß gehorchen dem großen Napoleon. Sein Wille iſt auch der Meinige. Alſo widerſetze Dich nicht, alter Freund.

— Was mag der Kaiſer mit mir vorhaben?

— Er will Dich anſtellen, edler Tectoſage!

— Der Teufel hole alle ſeine Anſtellungen! Ich brauche ſie nicht im Geringſten. Ich will meine Freiheit, meine Unabhängigkeit behaupten . . .

— Mache was Du willſt, aber gehe nur nach Paris!

— Gut, ich will mich dieſem barbariſchen Befehle fügen nicht aus Furcht vor ihm, ſondern einzig und allein aus Rückſicht für den beſten aller Könige, für den treueſten aller Freunde, für den Jérôme aller Jérôme. Höre, guter Freund, die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich daran denke, daß ich Dich verlaſſen ſoll . . . vielleicht auf lange Zeit . . . vielleicht für immer! Ach! auf Deinem Capri war's doch ſchön! Ich werde es wohl niemals vergeſſen . . .

— Vielleicht geſtattet Dir der Kaiſer, bald zurückzukehren . . .

— Schon der Gedanke macht mich ſchwindelig. Ach, Jérôme, ſagte er mit Thränen im Auge, den König umarmend, es iſt doch Schade, Jammerſchade!

— Was denn, guter Charles, fragte Jérôme, den Rücken ſeines Freundes zärtlich klopfend.

— Ewig Schade, daß jener himmliſche Floh Eure Majeſtät durch die Lappen gegangen iſt. In Paris hätte ich mit dieſem Capitalfloh mehr Aufſehen gemacht, als Madame Catalani mit ihrer Stimme, und Madame Recamier mit der Schönheit ihrer Hüften. Ich hätte meinen Floh für Geld gezeigt und damit mehr verdient, als Horace Vernet mit dem ſchönſten ſeiner unſterblichen Schlachtenbilder!

— Vergiß, was nicht zu ändern iſt! Als Belohnung für die Abrichtung jenes undankbaren Flüchtlings habe ich meinen Intendanten beauftragt, Dir tauſend Napoleons Reiſegeld auszuzahlen. Außerdem beziehſt Du von mir eine jährliche Penſion von 3000 Francs, ſo lange, als es meinem Bruder und der Vorſehung gefällig iſt, mich auf dem Throne von Weſtphalen zu laſſen. Im Uebrigen bleibe ich Dein Freund, wohin das Schickſal mich auch führen mag! Auf Wiederſehen heute Abend im Theater! Zur Feier Deiner Freilaſſung führen meine Schauſpieler heute eines Deiner einactigen Comödien „Il faut croire à la femme“ auf.*) Ich freue mich, Beurdet zu ſehen. Wir werden Dich herausrufen, großer Poet. Du ſollſt einen ſchönen Triumph feiern. Wir haben wohlweislich für Alles geſorgt. Es wird auch nicht an Kränzen fehlen.

*) „Man muß ſeiner Frau Glauben ſchenken.“ Dieſes artige Luſtſpiel in Verſen hatte er im Jahre 1786 geſchrieben.

— Will man Spott mit mir treiben?

— Nein, Charles, man will Dir blos Satisfaction für dreimonatliches Kerkerleiden geben und durch dieſe Demonſtration ſein Müthchen an dem Kaiſer kühlen, denn ganz Kaſſel weiß, daß Du nur auf ſeinen Befehl haſt brummen müſſen. Armer Freund, Du biſt ſo mager wie zwei Schneider. Ich fürchte, daß Du, wenn ich zu blaſen anfange, Dich wie ein Papierdrache in die Lüfte erhebſt und oben zwiſchen den blauen Wolken hängen bleibſt. Nähre Deinen baufälligen Leichnam, edler Thebaner. Laſſe Dich ſchleunig raſiren, würdiger Böotier, denn Du ſiehſt faſt ſo verwildert, wie weiland Diogenes in der Tonne, aus.

— Ich gehe, um meinen Leichnam raſiren zu laſſen und meinem baufälligen Barte neue Nahrungsſtoffe zuzuführen. O Gott, was ſag' ich da! Die Kerkerluft hat mich confus gemacht. Ich ſchnappe nach Trüffeln und Liebe!

— Schnappe zu, mein wackerer Trüffelhund. Der König wünſcht Dir gute Beute.

XV.

Abends wurde Vigault-Lebrun ſtürmiſch hervorgerufen. Als er erſchien, öffnete der König das Gitter der kleinen, aber ſehr bequemen Proſceniums-Loge, in welcher er ſich ſeit langer Zeit zum erſten Male mit

Mademoiselle Héberti eingeschlossen hatte, bog sich über die Brüstung hinaus und warf hastig einen Lorbeerkranz auf die Bühne. Jérôme ahnte nicht, daß an diesem Kranze noch etwas Anderes hing. Es war das Strumpfband seines Abendsterns.

XVI.

Am 2. November 1810 kehrte Pigault-Lebrun mit leichtem Koffer und schwerem Herzen nach Paris zurück. Am 13. desselben Monats überbrachte ein Courier zwei brühheiße Liederspiele von Desaugiers und dreißig kostbare Shawls, begleitet von einer unquittirten Note, laut welcher für alle zusammen das runde Sümmchen von 52,000 Francs zu bezahlen war, ein wahres Lumpengeld für den großen Monarchen eines kleinen, halbzahlungsunfähigen Staats, wie das Königreich Westphalen es zu sein so glücklich war.

Am 15. November feierte die gute und getreue Haupt- und Residenzstadt Kassel den dritten, respective sechsundzwanzigsten Geburtstag ihres allerhuldreichsten Herrn und Gebieters.

Abends war freiwillig-gezwungene, auffallend armselige Illumination. Aus der zahllosen Masse boshafter Transparente, die hier und da, vorzugsweise in abgelegeneren Gassen und Gäßchen sich bewundern ließen, machte sich eine Inschrift bemerkbar, die ein

malitiöser Bäcker über seinem mit bunten Lampen und künstlichen Blumen geschmückten Laden zur Schau ausgestellt hatte: es war die hellschimmernde, augenblendende Devise:

Z. W. A. N. G.

Noch an demselben Abend wurde der Bäcker in Folge einer Denunciation des schwarzen Raben Munin, im offiziellen Leben Polizei-Inspector Würtz genannt, von dem weißen Raben Hugin-Bongars, festgenommen und im Polizeihause darüber verhört, was diese Anspielung zu bedeuten habe. Der Inquisit, der nicht auf den Kopf gefallen war, erwiderte darauf gefaßt:

— Ich achte und liebe meinen König und habe mit den fünf Buchstaben Z. W. A. N. G., welchen nur gallsüchtiges und überall Verrath witterndes Denuncianten-Gesindel, das in jeden Unrath seine Nase steckt, um staatsgefährliche Empörung herauszuschnüffeln, eine andere Bedeutung unterschieben kann, sagen wollen: „Zur Weihe an Napoleons Geburtstag.“ Wenn dies ein Verbrechen ist, dann bin ich allerdings strafbar. Da aber der Dümmste nicht dumm genug ist, um meine Liebe zum Könige als ein Verbrechen auszulegen, so erwarte ich als Bürger eines constitutionellen Staats, augenblicklich auf freien Fuß gesetzt zu werden.

Und das geschah denn auch wirklich und zwar auf speciellen Befehl des Königs, der kein Freund unnützer Verfolgungen, alles zu vermeiden suchte, was neue Erbitterung hervorrufen konnte. Der demokratische Bäcker frohlockte im Stillen. Der schwarze Rabe ber-

ſtete vor Wuth. Herr von Bongars nahm eine Priſe und ſagte zu ſich:

— Wir haben uns den Namen dieſes Volksmannes hinters Ohr geſchrieben. Läßt er ſich noch einmal polizeiwidrigen Spaß zu Schulden kommen, dann legen wir ihm das Handwerk. Wir entziehen ihm den Athem der Conceſſion und machen ihn zum Bettler. Qu'importe! Es iſt ja nur ein Deutſcher! — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Schloſſe ſelbſt war großer Ball. Unter den Tänzen, die in theatraliſchen Coſtümes aufgeführt wurden, gefielen vorzugsweiſe zwei große Quadrillen, die Eine dargeſtellt von Fleurs animées oder lebenden Blumen, die Andere getanzt von Etoiles personnifiées oder menſchgewordenen Sternen. In der erſten tanzte die purpurrothe Klatſchroſe mit dem gefüllten Schneeballen, die goldgelbe Sonnenblume mit dem türkiſchen Flieder, die himmelblaue Kornblume mit dem rothen Mohne, die blendendweiße Nachtviole mit dem violetten Goldlack; in der zweiten tanzte der Glücksſtern mit dem Liebesſtern, der Abendſtern mit dem Schäferſtern, der Morgenſtern mit dem Unglücksſtern und der kleine Bär mit dem großen Bären. Das Orcheſter dirigirte der Maeſtro Blangini.

Während der beiden Quadrillen wurden folgende abgeriſſene Geſpräche geführt:

— Beobachten Sie doch die Königin, ſagte die Klatſchroſe zu ihrem Schneeballen-Cavalier. Warum guckt ſie beſtändig nach dem Orcheſter hinauf? Lieb-

äugelt ſie mit der Baßgeige oder mit der Bratſche, mit der Pickelflöte oder dem Triangel?

— Mit Keinem von allen, liebe Roſe. Sie kokettirt mit dem Kapellmeiſter Felix.

— Sehen Sie doch die Gräfin Berlepſch, liſpelte die Sonnenblume dem Flieder in's Ohr. Sie ſpreizt ſich wie ein Pfau. Können Sie mir ſagen, warum ſie die Einzige iſt, die einen Reifrock trägt?

— Das hat ſeine ſehr guten Gründe, ſagte der Flieder, der die Chronique ſcandaleuſe des ſcandaleuſen Hofes war. Die Gräfin wird ſich wieder einmal Mutter fühlen, ohne genau angeben zu können, wer der rechtmäßige Vater ihres Kindes iſt. Die Mode, Reifröcke (Paniers) zu tragen, wurde von Frauen erfunden, denen viel daran gelegen war, ein, nach den Geſetzen des Anſtandes nicht gerechtfertigtes Starkwerden ihres Leibes zu verbergen. Dieſe Reifröcke, die ein Spottvogel die ſpaniſche Wand der Schwangeren genannt, hätten nach der Verſchiedenheit der Form auch verſchiedene Namen. So gab es unter Andern den „Bout-en-train“ oder Lockvogel, den „Tâtez-y“ oder Rühr-mich-an, den „Culbute“ oder das Steh-Aufchen und den „Vertugadin“ oder Wulſt, die „Poupottes,“ eine Art Sack von Roßhaaren, wurden nur von Bürgerfrauen getragen. Später kamen die „Poches“ oder Hüftenwülſte, dann die „Bétises“ oder Schwachheiten, und endlich die ſogenannten „Culs de Paris“ auf. Letztere haben ſich bis auf den heutigen Tag in der Gunſt der Frauen erhalten. Nach Einigen ſoll Made-

moiſelle Hypolite Mars, nach Anderen Madame Adelaide Recamier die geiſtreiche Erfinderin dieſes „Supplementbandes der Hinterfronte“ ſein.

— Was zum Teufel mag es zu bedeuten haben, fragte der einſchläfernde Mohn die aufgeweckte Cyane, daß Gräfin Siméon, noch vor einem Jahre die unermüdlichſte Tänzerin, jetzt wie eine fromme Betſchweſter in tiefſter Trauer dort im Winkel der Saales kauert wie eine lichtſcheue Nachteule. Um wen trauert die fromme Dame?

— Sie trauert um ihren guten Ruf, erwiderte kichernd die ſchadenfrohe Kornblume.

— Können Sie mir ſagen, fragte die melancholiſche Nachtviole den ſpöttiſchen Goldlack, warum Generalin Decoudras, die Schatzmeiſterin des weiblichen Tugendordens, dort in der Ecke jetzt ſchon zum dritten Male ihren mit Marabouts beſetzten Fächer von ihrem Schooße auf die Erde fallen läßt?

— Sie thut dies, meine holde Viole, um dem neben ihr ſtehenden blutjungen, blonden, milchbärtigen, aber leider noch allzuſchüchternen Jäger-Offizier dazu abzurichten, das, was ſie fallen läßt, gelehrig aufzuheben. Der junge Tölpel thut dies auch; doch fehlt es ihm an Muth, die Generalin anzureden. Madame iſt durchaus nicht blöde und wird dem „Kinde“ bald deutlicher zu verſtehen geben, daß er ihr gegenüber weniger ſchüchtern zu ſein braucht . . .

— Wer hätte das geglaubt! meinte die Viole. Ich hielt die Generalin für ein Muſter von Tugend.

— Frauen, die am wenigsten tugendhaft sind, erwiderte der Goldlack, besitzen die Gaben, es am meisten zu scheinen. Sehr bezeichnend hat Saint-Evremond die Weiber „Comédiennes d'affliction" genannt. Dem Scheine nach sind alle tugendhaft!

— Aus welchem Grunde, fragte der Liebesstern, mag die Königin heute, am Geburtsfeste ihres Gemahls verstimmter als gewöhnlich sein?

— Betrachten Sie Herrn Blangini, der den Beleidigten spielt, und Ihre Majestät, die beständig zu ihm hinaussieht, nur selten eines Gegenblickes würdigt. Die arme Königin . . . ich beklage sie!

— Und weshalb, mein holder Glücksstern?

— Weil einem besiegten Weibe nichts Anderes übrig bleibt als die traurige Reue, einen Undankbaren gemacht zu haben. Blangini schmachtet jetzt für die Gräfin Simeon . . .

— Für die reuezerknirschte, in Trauer gehüllte Magdalena?

— Die Katze läßt das Mausen nicht!

— Was muß vorgefallen sein, sagte der neugierige Abendstern, daß der spindeldürre Graf von Fürstenstein, früher ein abgesagter Feind der Gräfin Berlepsch, mit der täglich dicker werdenden Hofdame der Königin jetzt auf so vertrautem Fuße steht?

— Les extrêmes se touchent, erklärte der Schäferstern.

— Woher mag es kommen, fragte der Morgen-

ſtern, daß der dicke Weiberfeind Malchus jetzt ſo auffallend für Madame Durand ſchwärmt.

— Er vermuthet, entgegnete der Unglücksſtern, daß die gefühlvolle Caroline ſich etwas zurückgelegt hat, was er ihr im Pharo und Lanzknecht abzugewinnen hofft.

— Generalin Decoudras, ſagte der große Bär zum Kleinen, ſchwimmt in ſeligem Entzücken, denn ſo eben hat der junge Milchbart in der Jäger-Uniform ihr zum vierten Male den Fächer apportirt, und ein Herz gefaßt ſie anzureden. Sie ſollen ſehen, meine Liebe, der junge Lieutenant wird in kurzer Zeit Capitän ſein, wenn er anders klug genug iſt, noch länger den Spröden gegen ſie zu ſpielen. Elle aime les enfants qui se revoltent!

Während die Gäſte des Königs ſich dem Vergnügen des Tages und dem unbeſchreiblichen Genuſſe gegenſeitiger Verleumdung hingaben, weilten Jérôme's Gedanken auf der Löwenburg. Es betrübte ihn, daß der Gegenſtand ſeiner aufrichtigen Liebe den Tag, den jeder ſeiner Unterthanen gefeiert, hatte vorübergehen laſſen, ohne ſich daran zu erinnern, daß heute ſein Geburtsfeſt ſei.

— Sie liebt Dich nicht, dachte er bei ſich, wie könnte ſie dies ſonſt vergeſſen haben. Und hätte ſie's nicht vergeſſen, wär's dann nicht Pflicht und Schuldigkeit geweſen, mir mit zwei Zeilen Glück zu wünſchen? Noch immer quält mich der Gedanke, daß ſie am Ende doch nur eine jener herzloſen Koketten iſt, die mit der Ruhe

und dem Frieden unſeres Herzens — Gott weiß aus welchem Grunde — falſches Würfelſpiel treiben. Mein Königreich für einen Blick in dieſes räthſelhafte, in tauſend dichte Schleier eingehüllte Frauenherz! Müßte ich jemals die traurige Erfahrung machen, daß auch ſie mich getäuſcht und betrogen hat, ich wäre im Stande, einen Mord an ihr zu begehen! — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Nach dem Tanze war große Abendtafel. Der König ſaß zwiſchen ſeiner Gemahlin und der Generalin Decoudras. Der Graf von Fürſtenſtein zwiſchen Gräfin Berlepſch und Mademoiſelle Blangini. Graf Siméon zwiſchen Madame La Flèche und der Gräfin von Hoün; ſeine Gemahlin zwiſchen dem Grafen von Hoün*) und Felix Blangini; der Graf von Marienrode zwiſchen den Damen Durand und Aumer, und der kaiſerliche Geſandte am Kaſſeler Hofe, Graf Karl Reinhard zwiſchen Mademoiſelle Héberti und Madame Pothau. Nur der Miniſter des Innern, Graf von Wolfradt, war durch Unwohlſein verhindert, dem Feſte beizuwohnen.

Das Geſpräch war im vollſten Zuge.

— Wie gefällt Ihnen, fragte der König ſeine Nachbarin zur Linken, jener junge Blondin in der knappen Jäger-Uniform, der an der andern Tafel

*) Der König hatte den Kriegsminiſter Ballah zum Grafen von Hoün erhoben, welchen Namen er von einem unweit Kaſſel gelegenen Dorfe erhielt, in welchem er ein Gut beſaß.

uns gerade gegenüber sitzt, und Sie mit seinen Blicken verschlingt?

— So und nicht anders denke ich mir den Grafen von Lauzun, der einst für das Fräulein von Montpensier geschwärmt. Er ist halb Kind, halb Mann, und noch ganz unverdorben, wie es scheint. Seine Schüchternheit macht ihn zwar etwas linkisch, doch bin ich überzeugt . . .

— Daß Generalin Decoudras ihm diese kleine Untugend sehr bald abgewöhnen wird.

— Nun, lieber Graf, fragte die Königin Herrn Le Camus, was meinen Sie zu meiner liebenswürdigen Agnes? Habe ich Ihnen nicht stets gesagt, daß Sie der Gräfin Berlepsch Unrecht gethan, so lange Sie sie für eine Ihrer abgesagtesten Feindinnen gehalten haben?

— Majestät, ich beklage meinen bedauerlichen Irrthum seit jenem Augenblicke, in welchem ich eingesehen, daß Gräfin Agnes so gefühlvoll wie fast jede Deutsche und dabei so geistreich wie fast jede Französin ist.

— Höre, guter Graf, flüsterte Signora Blangini, die sich durch das Lob ihrer Nebenbuhlerin beleidigt fühlte, halblaut ins Ohr ihres Anbeters, Du scheinst mir heute ziemlich langweilig . . .

— Ich scheine es nur, meine Liebe, doch kenne ich mehr als Eine, die es wirklich ist!

Felicitas biß sich ihre Lippen wund.

— Ich sage Ihnen, liebe Freundin, gestand Graf

Siméon der Gemahlin des Kriegsministers, ich glaube an einen Krieg zwischen Frankreich und Rußland jetzt eben so wenig, als ich früher an den Heiland geglaubt. Seitdem aber meine gute Frau fromm geworden ist, hat sie mit ihren christlichen Ansichten mich dergestalt angesteckt, daß ich nun einer seiner eifrigsten Verehrer bin. Früher war die Sonne meine Gottheit. Jetzt schwärme ich für Luna, flüsterte der alte Justizminister und warf dabei einen schmachtenden Blick auf Gräfin Hoün, welche Diana hieß . . .

Der alte Herr benützte diesen Zufall, um seiner jungen Nachbarin einige eben so gelehrte als spottbillige Schmeicheleien einzuträufeln.

— Ja, Gräfin, ich schwärme für Luna. Der alte Pindar hieß sie das „Auge der Nacht"; Horaz nannte sie die „Königin des Schweigens." Luna ist die Isis der Aegypter, die Astarte der Phönizier, die Meni der Hebräer, die Mylitta der Perser, die Alilat der Araber, die Selene der Griechen, die Diana der Römer. Diana ist die Göttin der Keuschheit und darum liebe ich alle Frauen, die diesen Namen führen und mich an den keuschen Glanz des Mondes erinnern. Die Eingebornen von Peru verehrten in Diana die Schwester der Sonne und die Stammmutter ihrer Incas. Die Bewohner der Bretagne beten noch heute beim Eintritt des Neumondes ein Pater noster und ein Ave Maria, und ich kann es weder den Türken noch den Juden verdenken, daß der Anblick dieses süßen Gestirns der Liebe und Schwärmerei sie zum Gebete begeistert.

Gräfin Diana, die ſich durch dieſen Weihrauch nicht wenig geſchmeichelt fühlte, berührte mit der Spitze ihres Atlasſchuhes den Fuß ihres Nachbars, und ſagte mit einem Blicke, in welchem Mondenglanz mit Sonnengold ſich amalgamirt zu haben ſchien . . .

— Ich bewundere Ihre Gelehrſamkeit, lieber Graf.

— Ich begreife Sie nicht, ſchöne Gräfin, ſagte in demſelben Augenblicke der „Schwan von Turin" zur reuigen Magdalena. Sie verſchmähen die Huldigung des treueſten Ihrer Anbeter und peinigen ſich und ihn mit Sprüchen aus Jeſus Sirach. Jener uralte Jude verſteht von der chriſtlichen Myſtik der Liebe nicht mehr als ein Affe von den Geheimniſſen der Muſik. Von der Liebe bis zum Haſſe, ſagt jener ſalbungsvolle Hebräer, giebt's nur Einen Schritt. Das iſt unwahr, meine liebe Gräfin! Zwiſchen Liebe und Haß gähnt eine meilenweite Kluft: „Gleichgiltigkeit" genannt. Dieſe Gleichgiltigkeit iſt ſchlimmer als Haß. Ich weiß dies aus eigener Erfahrung, ſetzte er hinzu, und warf dabei einen eiskalten Blick auf die Königin. Umgekehrt iſt jener Satz eine Wahrheit. Vom Haſſe bis zur Liebe giebt's oft nur Einen Sprung. Früher haßte ich Sie, ſchöne Gräfin.

— Wie, Felix, Sie haßten mich? Und warum?

— Weil Sie die einzige Dame dieſes Hofes waren, die den Muth beſaß, mir, meiner Schweſter, der Königin und aller Welt zu ſagen, daß Sie meinen

Serenaden und Nocturnen keinen Geſchmack abzugewinnen vermögen.

— Das ſagte ich allerdings und ſage es jetzt noch. Ich finde — zürnen Sie mir nicht, lieber Maeſtro, — die meiſten Ihrer Lieder viel zu ſüßlich, viel zu ſchwärmeriſch, viel zu ſentimental.

— Ihre Offenherzigkeit, liebe Gräfin, gefällt mir. Was mich liebt, fügte er hinzu und lancirte dabei einen vielſagenden Blick auf Jérôme's Gemahlin', das verſchmähe ich. Was mich verſchmäht, das liebe ich!

— So ſind alle Männer, erklärte die Gräfin.

Dies hatte ihr anderer Nachbar gehört.

— Wie ſind alle Männer? fragte der Graf von Hoün.

— Eroberungsſüchtig, wie Eure Excellenz, eitel, wie Signor Blangini, veränderlich, wie Seine Majeſtät und falſch, wie mein Herr Gemahl.

— Sie werfen Ihrem Herrn Gemahl Falſchheit vor, ihm, der in den Augen aller übrigen Frauen als Muſterbild eines treuen Ehegatten erſcheint?

— Seine Treue, Excellenz, iſt Heuchelei und Verſtellung, wie bei Ihnen und allen Männern. Mein guter Joſeph ſpielt den Keuſchen. Jeder hält ihn für einen Tugendſpiegel. Ich aber muß es beſſer wiſſen. Er iſt untreu wie jeder Mann. O, ich bitte, beſter Graf, ſehen Sie doch wie eifrig mein Mann Ihrer Frau Gemahlin den Hof macht.

— Ich glaube gar, Sie ſind eiferſüchtig. Gönnen

Sie ihm die unſchuldige Freude. Meine Diana liebt ſeine gelehrte Unterhaltung.

— Rächen Sie ſich für ſeine Untreue, flüſterte ihr Blanginí zu, und wagte dabei mit ſeinem Knie das ihrige zu berühren.

— Ich kann Ihnen nicht ſagen, beſter Graf, begann Madame Durand, wie ſehr ich mich freue, daß Sie von Ihrer Bauchwaſſerſucht wieder hergeſtellt ſind. Sie blühen jetzt wie ein Cactus . . .

— Finden Sie dies wirklich? fragte Malchus, dem als Hypochonder nichts angenehmer war, als das, wenn ihm Jemand ſagte, daß er wohl ausſähe.

— Euer Excellenz ſind jetzt kerngeſund . . .

— Etwas Schwindel abgerechnet, befinde ich mich, namentlich heute Abend, wohler als je. In Ihrer Nähe, Madame, wird es ſelbſt einem Kranken nicht ſchwer, auf ein Paar Stunden ſeine körperlichen Leiden zu vergeſſen. Sie ſpielen, wie ich gehört habe, ſehr gern Carté.

— Noch lieber Vouillote, Pharo und Lanzknecht.

— Ah, wann darf ich Sie beſuchen, ſchöne Durand? fragte der leidenſchaftliche Spieler.

— Der Graf von Marienrode wird mir jederzeit willkommen ſein, erklärte Caroline.

— Iſt es wahr, reizende Héberti, fragte der franzöſiſche Geſandte die ſchmucke Tänzerin, der er ſeit Kurzem ganz im Stillen den Hof machte, iſt es wahr, was ſeit vierzehn Tagen die halbe Einwohner-

ſchaft der Reſidenzſtadt Kaſſel ſich boshaft in die Ohren flüſtert?

— Was flüſtert man? fragte Mademoiſelle Héberti.

— Laut unverbürgtem Couliſſen-Gerede hätte ſich an jenem Abende, an welchem man im Theater Herrn Pigault-Lebrun's Luſtſpiel aufgeführt und am Schluſſe des Stückes den ſcheidenden Dichter hervorgerufen, Seine Majeſtät der König mit Ihnen in der kleinen grillirten Proſceniums-Loge eingeſperrt?

— Graf, weshalb ſollte ich dies läugnen? Ich befand mich allerdings beim König.

— Und welche Bewandniß hatte es mit dem bewußten Strumpfbande, das gleichzeitig mit dem königlichen Lorbeerkranze auf die Bühne geflogen war . . .

— Auch daraus mache ich kein Geheimniß. Seine Majeſtät hatte mich dringend beſtürmt, ihm eines meiner Strumpfbänder zu ſchenken. Ich ſträubte mich dagegen mit aller Macht. Der König, noch mehr gereizt durch den Widerſtand, den ich ihm entgegenſtellte, wagte es nun, mir das, was ich ihm gutwillig verweigert hatte, mit frevelnder Hand zu rauben. In demſelben Augenblicke flog der Vorhang in die Höhe und auf der Bühne erſchien der ſtürmiſch gerufene Dichter. Der König griff haſtig nach dem auf dem Divan bereit liegenden Kranze, und ſchleuderte ihn auf's Theater, ohne zu ahnen, daß er gleichzeitig das geraubte Strumpfband damit auf die Bühne warf.

— Denken Sie ſich, meine theuere Freundin, fuhr Graf Reinhard fort, die unverſchämten Spione des

Kaiſers haben dieſen harmloſen, unſchuldigen Vorfall gleich am andern Morgen nach Paris berichtet, und der große Napoleon war über dieſen öffentlichen, unerhörten Scandal, wie er ſich auszudrücken geruhte, dermaßen empört, daß er noch an demſelben Tage, an welchem er jene Depeſche aus Kaſſel erhalten hatte, einen Courier abſchicken wollte, mit der Ordre, die ſchöne Strumpfband-Beſitzerin innerhalb acht Tagen aus der Reſidenz und dem ganzen Königreiche Weſtphalen zu verbannen.

— Großer Gott, mich trifft der Schlag! rief Mademoiſelle Héberti, die dieſer Schreck ganz entſetzt hatte.

— Beruhigen Sie ſich, meine holde Dame. Die Kaiſerin-Mutter hat für ihren „ungerathenen Benjamin", wie der Kaiſer Ihren Strumpfbandräuber zu nennen pflegt, abermals ein Wort der Fürbitte eingelegt und in Folge deſſen, bin ich heute Morgen mittelſt diplomatiſcher Depeſche beauftragt worden . . .

— Womit, womit? fragte die ſchwergeängſtigte Tänzerin.

— Ihnen, Mademoiſelle, einen kleinen Verweis und Seiner Majeſtät dem Könige den wohlgemeinten Rath zu ertheilen, in ſolchen Augenblicken künftig etwas vorſichtiger zu ſein.

— Sie geben mir das Leben wieder. Wie aber, wenn es dem Kaiſer nachträglich doch noch einfiele, mich aus der Nähe des Königs entfernen zu laſſen?

— Fangen Sie keine Grillen, lieber Schatz! Graf Reinhardt nimmt Sie unter die Flügel seines Schutzes.

— Dann, Excellenz, bin ich vollkommen geborgen!

An der zweiten Tafel saß der bewußte Jäger-Offizier, ein Neffe der Gräfin Berlepsch, zwischen den beiden Tänzerinnen Lacomme und Lavancourt.

— Sehen Sie nur, mein junger Premier, sagte die Erstere zu ihrem jungen, bildhübschen, aber leider noch sehr blöden Nachbar, welch' verliebte Blicke die gute Generalin Decoudras schon seit länger als einer halben Stunde fast ununterbrochen auf Sie abfeuert. Madame scheint es auf Sie abgesehen zu haben! Nehmen Sie sich in Acht, guter Freund. Die Tochter des Gefängnißwärters Bergerat ist eine alte Calypso, die schon m[illegible]en jungen, unerfahrenen Telemach in ihr Netz gelockt und ihn wie eine Citrone ausgepreßt hat. Ich warne Sie vor dieser Presse!

— Ich danke Ihnen, lispelte der Blöde.

— Ei, was haben Sie hier an dem vierten Finger Ihrer linken Hand für einen kostbaren Ring? fragte die andere Nachbarin. Dieser Ring könnte mir sehr gefallen, meinte sie, denselben näher betrachtend. Und was bedeutet dieser von Diamanten gebildete Buchstabe?

— Ich weiß es nicht, erwiderte Jener.

— Sie wissen es nicht? fragte Lacomme.

Der blöde Premier schüttelte den Kopf.

— Von wem erhielten Sie dieses Geschenk? fragte

die Lavancourt, der dieſer Ring nicht minder gut als ihrer Freundin zu gefallen ſchien.

— Ach, Mademoiſelle, das kann ich Ihnen nicht ſagen.

— Und weshalb nicht? fragte die Andere.

— Weil ich es ſelbſt nicht weiß!

— Ah, unſer Einer kennt dieſe Ausreden, entgegnete die Lacomme. Sie wiſſen ganz beſtimmt, wer die Geberin dieſes theueren Andenkens iſt und wollen es uns nur darum nicht ſagen . . .

— Weil Sie glauben, daß wir ſo indiscret ſein könnten, Sie zu verrathen, ergänzte die Lavancourt.

— O nein. Aber ich bitte, meine Damen, dringen Sie nicht länger in mich, Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen, das ich durchaus nicht verrathen darf.

— Und warum nicht? fragten Beide zugleich.

— Weil meine ganze Zukunft davon abhängt . . .

— Sie machen uns neugierig, riefen Beide.

— Mehr kann, mehr darf ich Ihnen nicht ſagen, erklärte der junge Offizier mit mehr Entſchloſſenheit, als ſeine kecken Nachbarinnen dem blöden Premier anfänglich zugetraut hatten. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Während des Deſſerts zog jede der Damen aus einer ihnen dargereichten Silbervaſe ein Lotterie-Loos zu einer Tombola, die bald nachdem die Tafel aufgehoben war, in einem der Nebenſäle ihren Anfang nahm. Es war ein Lottoſpiel, das ſich von allen ſeines Glei-

chen dadurch unterschied, daß es lauter Treffer und keine einzige Niete gab. In der Mitte des Saales standen auf einer Erhöhung zwei durchsichtige Glasräder; in dem Einen lagen die Nummern, in dem Andern die Angaben der ihnen zufallenden großen oder kleinen Geschenke, die des Königs Huld zur Feier seines Geburtstages seinen weiblichen Gästen zugedacht hatte. Er überließ die Vertheilung derselben dem Zufall, um keine der Damen weder zurückzusetzen, noch zu bevorzugen. Nummern und Gewinne wurden von zwei jungen Theatergenien mit verbundenen Augen gezogen.

Während der Ziehung dieser Tombola, welche die Aufmerksamkeit und das Interesse aller Loosinhaberinnen in auffallend hohem Grade in Anspruch nahm, zog die Königin ihren Gemahl in ein Nebenzimmer und sagte in einem Tone aufrichtigen Mitleids, das jedoch nicht frei von Schadenfreude war.

— Es thut mir leid, daß ich heute, gerade an Deinem Geburtstage, Deinem guten, gefühlvollen Herzen, das Niemand besser zu würdigen weiß, als Deine Gattin, einen Schmerz bereiten muß, der Dich — leider weiß ich es im Voraus — tief verwunden und um eine der schönsten Täuschungen Deines Lebens ärmer, oder — wie Du willst — reicher machen wird. Es blutet mir die Seele, wenn ich daran denke, daß ich Dir von Deinem liebegeblendeten Auge unbarmherzig die Schuppen der Illusion wegreißen muß, um jenes Ideal von Unschuld und Keuschheit, das Dir im Traume

Deiner Liebe erſchienen war, ohne Schleier und Schminke in ſeiner häßlichen Nacktheit zu zeigen. Jérôme, noch immer liebſt Du Eliſabeth! Ich weiß es, doch zürne ich Dir nicht mehr. Ich habe mich mit dieſem Gedanken, der mir Anfangs ſo demüthigend, ſo erniedrigend und peinigender als die ſchlimmſte Qual der Hölle vorgekommen war, allmählig mehr und mehr, wenn auch nicht geradezu befreundet, doch mindeſtens in dem Grade vertraut gemacht, daß ich jetzt ruhig darüber nachdenken kann, ohne Zorn, ohne Haß zu fühlen. Es gab Augenblicke, in welchen ich ſogar Kraft und Muth genug beſaß, Deine Liebe zu Eliſabeth zu entſchuldigen. Oft geſtand ich mir im Stillen: Sie iſt jünger, viel ſchöner und vielleicht auch beſſer als Du, Katharina! Warum ſollte Jérôme nicht mehr Achtung, mehr Liebe, mehr Hingebung für das einfach-ſchlichte Bürgerkind, für die tugendhafte Jungfrau als für zehn andere Damen ſeines Hofes empfinden? Das menſchliche Herz, ſagte ich mir, hat zwei Kammern, und warum ſollte die Eine nicht eben ſo gut berechtigt ſein, das Bild der Geliebten, wie die Andere, das Bild ſeiner Frau in ſich aufzunehmen. Iſt es dem Muſelmanne nicht erlaubt, mehr als eine Frau zu lieben und ſo viele Frauen zu heirathen, als er ernähren kann? Und ſollte Jérôme mich, ſein Weib, mich, die Königin, ausſchließlich ganz allein nur darum lieben, weil er zufällig Chriſt und kein Türke, kein Bekenner des Korans iſt? Mag er Eliſabeth lieben und anbeten, ſo lange ſie ſeiner Liebe ſo würdig iſt, als er der ihrigen.

Meines Gatten Herz und Liebe ist zwar getheilt, aber — tröstete ich mich — ist ein getheilter, halber Besitz nicht besser als gar kein Besitz? So und nicht anders dachte ich, so lange ich das glaubte, woran Dein gutes, edles, großes Herz noch jetzt nicht zu zweifeln wagt: daß Elisabeth ein ungetrübtes Spiegelbild der höchsten Unschuld, eine engelreine, von keinem Hauche der Sünde entweihte Jungfrau, mit einem Worte: die Keuschheit selber ist. Sie beneidete ich um Deine Liebe. Dir aber gönnte ich diesen Schatz von Tugend, diesen Juwel von Ehrbarkeit. Jetzt aber, armer Freund, jetzt, wo ich fest überzeugt bin, daß jene von Dir maßlos angebete Elisabeth Grün nicht viel schlechter, aber auch um kein Haar breit besser als jede Andere ihres Gleichen ist, jetzt bedauere ich Dich, jetzt verachte ich sie.

— Und warum, Katharina, verachtest Du sie?

— Weil Elisabeth eine ganz gewöhnliche Kokette ist!

— Und wodurch, Madame, rief Jérôme tief empört, vermögen Sie dies lieblos harte Urtheil zu rechtfertigen?

— Durch eine Thatsache, die so klar am Tage liegt, daß sie keines Beweises bedarf. Jérôme, kehre mit mir in den Ballsaal zurück, da findest Du einen blutjungen, bildschönen, aber ziemlich bornirten Schützenoffizier, der außer seiner Jugend und Schönheit kein anderes Verdienst hat, als der Neffe der Gräfin Ber-

leyſch und ſeit Kurzem der Günſtling der Generalin Decoudras zu ſein.

— Madame, was geht dies mich an?

— Jener Milchbart, Sire, iſt Ihr begünſtigter Nebenbuhler! betheuerte die Königin mit aufflammender Schadenfreude.

— Was ſagſt Du? rief der König, wie vom Donner gerührt.

— Ich ſage das, was ich weiß und was ich mir von Keinem, ja ſelbſt von Deiner unbefleckten Tugendheldin, nicht mehr abläugnen laſſe. Ein Zufall — ich weiß nicht, ob ich ihn günſtig oder ungünſtig nennen ſoll — hat mich erſt vor wenigen Augenblicken in das verſteckte Spiel dieſer verſchmitzten Kokette vollſtändig eingeweiht. Ach, armer Jérôme, Du biſt betrogen!

— Beweiſe es mir, Katharina, beweiſe es!

— Auch ich, Sire, habe meine Spione und Spionninnen. Vor einer Viertelſtunde habe ich durch eine der Letzteren erfahren, daß jener Ring mit den Anfangsbuchſtaben meines Vornamens, jenes Andenken, das ich Deiner reinen Fledermaus geſchenkt habe, ſich — Gott weiß ſeit wie lange ſchon! — am vierten Finger der linken Hand jenes ſchmucken Laffen befindet, der ſich Eugen von Berlepſch nennt und der heimlich- und heißgeliebte Adonis Deiner äußerſt tugendhaften Venus iſt.

— Katharina, ſprichſt Du wirklich die Wahrheit, oder verleitet Dich Dein Neid, Deine Eiferſucht zu Lüge und Verleumdung?

— Ueberzeuge Dich mit Deinen eigenen Augen. Glaube es dann erſt, wenn Du ſelbſt meinen, ihren Ring an ſeinem Finger ſiehſt.

— Der Elende fällt dann von meiner Hand, betheuerte Jérôme.

— Jener mythiſche Adonis fiel durch einen wüthenden Eber, dieſer fällt durch einen eiferſüchtigen Nebenbuhler. Stirbt er heute oder morgen, dann wird die gefühlvolle Venus das Blut des Geliebten ſtatt in eine Anemone in eine Zwiebel verwandeln und dieſe ſich unter die Naſe halten, damit ihre falſchen lügneriſchen Augen deſto leichter in Thränen ausbrechen können, oder verſteht ſie nicht die Kunſt der Verwandlung, dann wird ſie das friſche Blut des gemordeten Geliebten zu rother Dinte verwenden, um damit zärtliche Billet-doux und Gedichte, fromme Liebespſalme an Adonis den Zweiten, Dritten, Vierten oder Gott weiß wievielten zu ſchreiben und damit einen neuen leichtgläubigen Gimpel in ihr kokettes Netz zu locken.

— Wehe ihr, wenn ſie mich betrügt! Komm, komm, ich muß mich überzeugen!

Jérôme rannte in den Saal zurück. Frohlockend folgte die ſchlaue Königin.

Der König ſuchte den Offizier . . . fand ihn nicht.

— Sollte er den Saal bereits verlaſſen haben, fragte er ſich, aus einem Zimmer in das andere eilend, um ihn vielleicht dort aufzufinden. Eugen von Berlepſch aber war verſchwunden.

— Er muß Wind bekommen haben, ſagte Jé-

rome zu ſich ſelbſt und war außer ſich vor Wuth, daß jener grüne Vogel ihm entſchlüpft ſei.

In demſelben Augenblicke erſchien der Geſuchte.

— O Gott, da iſt er! rief der König und ſtürzte ſich wie ein blutdürſtiger Tiger auf ſeine Beute.

— Ich ſuchte Sie, ſagte Jérôme, wo waren Sie?

— Majeſtät, ſtammelte der junge blöde Mann, ich hatte die Säle verlaſſen, um einen Augenblick friſche Luft zu ſchöpfen . . .

— Wo? wo? fragte ihn der Othello.

— Sire . . . ich war . . . an einem Ort . . .

— Ich verſtehe! Warum haben Sie dies nicht gleich geſagt. Herr von Berlepſch, Ich befehle Ihnen bei meiner Ungnade, ſofort Ihren linken Handſchuh auszuziehen . . .

— Der Offizier that es augenblicklich. Der eiferſüchtige Nebenbuhler betrachtete deſſen Hand; das, was er ſuchte, war verſchwunden. Seine Majeſtät der König war verdutzt; bald aber faßte er ſich und befahl dem Offizier, nun auch den rechten Handſchuh zu entfernen. Jetzt fand er das Corpus delicti.

— Wie kamen Sie zu dieſem Ringe? fragte er mit wüthender Miene.

— Sire, ich weiß es ſelber nicht.

— Das wiſſen Sie nicht? Sie haben die Keckheit, mich glauben zu machen, Sie wüßten nicht, von welcher Dame Sie dieſes Zeichen ihrer Liebe zum Geſchenk erhalten haben?

— Majeſtät, er wurde mir anonym zugeſchickt . . .

— Junger Menſch, das kann Jeder ſagen. Wie aber wollen Sie dies beweiſen?

— Durch den Brief, den ich erhielt . . .

— Und wo haben Sie dieſen Brief?

— Majeſtät, ich habe ihn zu Hauſe . . .

Der König überlegte einen kurzen Augenblick.

— Ich muß ihn ſehen, dieſen Brief! Und zwar noch heute, jetzt gleich!

— Ich bin bereit, ihn zu holen, ſagte der Offizier, machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und wollte ſich ſofort entfernen.

— Bleiben Sie, bleiben Sie! Ich befehle Ihnen dieſen Saal erſt dann zu verlaſſen, wenn Sie dazu aufgefordert werden. Vorläufig brauche ich nur Eines zu erfahren. Woher kommt es, daß dieſer Ring, den Sie vorhin an Ihrer linken Hand getragen, jetzt auf der rechten glänzt?

— Auf der linken Hand iſt er mir zu weit . . . ich fürchtete, Sire, ihn zu verlieren . . .

— Welch rührende Vorſicht! rief der Monarch. Auch Ihnen, Herr von Berlepſch, muß daran gelegen ſein, zu erfahren, wer die anonyme Geberin dieſes mir wohlbekannten Ringes iſt. Wir wollen Ihnen dazu behülflich ſein. Gedulden Sie ſich nur einen Augenblick. Bald ſollen Sie dann mehr erfahren!

Der König verließ den jungen Mann. Der Aermſte ſtand wie auf Kohlen. Mit unbeſchreiblicher Angſt harrte er der kommenden Dinge.

— Dieſer verwünſchte Ring, ſagte er zu ſich ſelbſt,

bringt mich, wie es ſcheint, ins Unglück! Der Teufel hole meine unbekannte Verehrerin!

Wenige Minuten ſpäter näherte ſich ihm Herr von Bongars, der bei jedem Hoffeſte zugegen war.

— Lieutenant von Verlepſch, folgen Sie mir in den Vorſaal. Ich habe Ihnen dort etwas mitzutheilen, erklärte der Chef der Polizei.

— Ich ſtehe ganz zu Ihren Dienſten, ſagte der arme Teufel und folgte dieſer Einladung.

— Junger Mann, Sie ſind mein Gefangener, erklärte ihm dort Odins weißer Rabe.

— Himmel, was habe ich denn verbrochen? fragte der geängſtigte Delinquent.

— Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Doch wird ſich dies bald herausſtellen. Vorläufig arretire ich Sie im Namen und Auftrage Seiner Majeſtät des Königs. Ich erſuche Sie, unnützes Aufſehen zu vermeiden und mich ungeſäumt in mein Hotel zu begleiten. Bis morgen ſind Sie mein Gaſt. Später findet ſich dann das Uebrige. Kommen Sie, Herr Lieutenant, ſagte Bongars, ſich in deſſen Arm einhängend und ihn freundſchaftlich hinausführend. Vor dem Schloſſe wartet mein Wagen.

— Nun, Sire, haben Sie ſich überzeugt? fragte die Königin, auf ihren Gemahl zueilend.

— Sie haben Recht, meine theuere Katharina. Eliſabeth Grün iſt eine abgefeimte Kokette. — —

— — — — — — — — — — — —

Erst gegen zwei Uhr Morgens war das Fest zu Ende.

Jérôme begab sich in sein Schlafgemach. Er war nachdenkend, niedergeschlagen, traurig, wüthend. Das, was ihn quälte, war Eifersucht. Eifersucht, sagt Charles de Bernard, gleicht dem Mazeppa-Rosse, das sein Schlachtopfer durch die grauenvollen Steppen der Einbildung, über schauerliche Abgründe und gähnende Schluchten trägt und ihm nirgends Rast und Ruhe gönnt. So gings auch dem armen Könige. Er malte sich Elisabeths Untreue und Verrath an ihm und seiner Liebe mit haarsträubenden Farben. Das Ideal seiner Seele, in dem er noch wenige Stunden früher eine fromme Taube, eine keusche Fee, einen reinen Engel angebetet hatte, sank jetzt zu einer scheußlichen Kokette, zu einer gemeinen Dirne, zu einer Femme perdue herab. In dieser Nacht verwünschte er den Zufall, der ihn mit ihr zusammengeführt; er war wüthend, daß er sich so lange vom Scheine ihrer Unschuld hatte blenden, täuschen und bethören lassen. In dieser Nacht haßte er sie so gründlich und glühendheiß, als er bis dahin sie geliebt hatte. Er fluchte ihr und allen Frauen.

— O, wie Recht hatte mein guter Charles! Er glaubte nicht an weiße Raben, sagte er, und bewies dadurch, daß er das bodenlose, unergründliche, schuftige Frauenherz, diese Kloake von Verstellung, diese Mistpfütze von Falschheit besser kennt, als ich leichtgläubiger Thor, ich hirnverbrannter Narr, ich elender Schwach-

kopf, der sich der schönen Täuschung hingegeben, diese Elisabeth sei ein weißer Rabe. Dafür könnte ich mich jetzt ohrfeigen und dieser falschen Schlange ins Gesicht speien und sie mit Füßen treten wie eine Natter, deren Biß mein Blut vergiftet hat für alle Zeiten. Es ist zum Rasen, zum Wahnsinnigwerden! Einen elenden Milchbart, einen grünen Gelbschnabel, einen einfältigen Laffen zieht sie mir, ihrem Könige, ihrem Sclaven, ihrem Bettler vor, der sie geliebt hat mit allen Kräften seiner Seele, mit der ganzen Gluth fanatischer Schwärmerei; sie, die mir nicht einen einzigen Kuß, nicht eine Locke ihres Haares, nicht das kleinste Zeichen ihrer Gegenliebe geschenkt hat. Und warum liebt sie diesen Laffen? Er kann sie heirathen, ich nicht! Und das genügt dieser schamlosen Heuchlerin. Sie will einen Mann, keinen Geliebten. Ein Schneider, ein Schuster, ein Nachtwächter, der sie zu seiner Frau macht, steht höher in ihren falschen, treulosen, meineidigen Augen als ein König, der dieses Scheusal von Tücke und Verrath zu seiner Geliebten erhoben hat. Ich könnte sie zerreißen, erwürgen, vernichten, wenn sie in meinen Augen nicht so schön, so wunderschön, wie kein zweites Weib auf Erden wäre. Trotz ihrer Falschheit liebe ich sie! Trotz ihres Verrathes bete ich noch jetzt in diesem Augenblicke des Hasses und der Wuth ihre Schönheit an, wie der fanatische Jude in der Wüste seinen Moloch angebetet hat. Und sie, sie liebt einen Andern! Himmel, gieb mir Stolz und Muth, Kraft und Besonnenheit, diesen fressenden Schmerz, diese bren-

nende Wunde, dieſen niederträchtigen Verrath zu bekämpfen, überwinden und zu vergeſſen! Sie vergeſſen? Nein, ich kann es nicht! Und wäre ſie der Auswurf ihres Geſchlechts, und wäre ſie das verworfenſte Geſchöpf, ich könnte ſie haſſen, glühend haſſen, aber vergeſſen kann ich ſie nicht. Und das eben iſt's, was mich zur Verzweiflung treibt und was mich raſend macht, ſo raſend, daß ich ſie ermorden und mit ihrem ſchönen üppigen Leichnam luſtige Hochzeit machen und die Brautnacht feiern könnte. Gott, ich glaube, ich bin wahnſinnig! rief Jérôme und warf ſich unausgekleidet auf ſein Lager.

Es war ſeine erſte ſchlafloſe Nacht!

XVII.

Am andern Morgen dachte er ruhiger. Und während er im Bade lag, überlegte er reiflich, was nun zu thun ſei.

— Bevor Du ſie verurtheilſt, über ſie den Stab brichſt und ſie zu den Todten wirfſt, mußt Du als Richter ihres Frevels aus ihrem eigenen Munde vernehmen, was ſie vielleicht gar zu ihrer Rechtfertigung anzuführen hat. Sie ungehört verdammen, wäre himmelſchreiend, ungerecht. Sogleich will ich hin zu ihr! Welche Freude, welche Wonne, welches Glück für mich, wenn ſie im Stande wäre, ſich reinzuwaſchen von aller

Schuld, und mich zu überzeugen, daß der Verdacht, den die Königin in mir angeregt, falsch und grundlos ist! Elisabeth, wirst Du Dich rechtfertigen können? Und wirst Du, wenn Du dies kannst, Deinem ewigen Zweifler großmüthig verzeihen?

Diese beiden Fragen waren es, welche ihn auf dem ganzen Wege von Kassel nach Napoleonshöhe dergestalt beschäftigten, daß er außerdem keinen andern Gedanken zu fassen vermochte. Er trieb den Kutscher zur Eile an. Der Wagenlenker peitschte die Rosse. Sie jagten, als hätten sie Flügel. Und bald war Jérôme am Ziele. Von seinem Capri eilte er zu Fuß nach der Löwenburg.

— Wo ist Elisabeth? fragte er den Onkel, der nach seiner Gewohnheit auf der Bank vor dem Eingange der Burg saß und seinen kahlen Schädel von den matten Strahlen der Herbstsonne bescheinen ließ.

— Sie befindet sich in ihrer Kammer . . .

— Und was macht, was treibt sie?

— Sie spielt die Harfe und singt.

— Ich will sie belauschen, sagte Jérôme zu sich selbst und eilte ins Innere der Burg.

— Meine gute Nichte ist eine Gans, brummte Nicodemus ärgerlich vor sich hin. Verstände sie ihren Vortheil, dann wäre sie schon längst Gräfin, vielleicht schon Herzogin und so reich, daß sie für ihre Zukunft nicht besorgt zu sein brauchte.

Der König legte, an der Thüre ihrer Kammer angelangt, zuerst sein Auge und dann sein Ohr an's

Schlüsselloch. Er sah, wie sie mit dem Rücken gegen das mit Blumen geschmückte Fenster und mit ihrem licht- und reizumflossenen Gesichte der Thüre zugewendet dasaß, so schön und ruhig, so plastisch und edel, wie eine Bildsäule von Canova. Ihre hektisch weißen, langen, schmalen Finger, rauschten durch die Saiten der Harfe und entlockten dem schönen Instrumente schmerzerfüllte Accorde, die an das gespannte Ohr des königlichen Lauschers schlugen und in seinem tiefbewegten Herzen eine unbeschreibliche Wehmuth wachriefen.

Elisabeth sang dazu die nachfolgende Strophe:

„Wenn ein Aug' sich von uns wendet,
Welches einst von Liebe sprach,
Wenn der schöne Traum geendet,
Wenn der Hoffnung Anker brach,
Wenn die Blumen sich entfärben,
Ach, was bleibt der Armen dann,
Als vergessen oder sterben,
Wenn sie nicht vergessen kann!"

Jérôme konnte sich nicht länger zurückhalten. Er klopfte so plötzlich und so heftig, daß die Aermste tief erschreckt zusammenfuhr.

Der König öffnete hastig die Thüre. Elisabeth schien wie von Ohnmacht angewandelt.

— Mademoiselle, hat mein Kommen Sie erschreckt? fragte Jérôme kühler als je.

Sie gab ihm keine Antwort darauf. Ihr Kanarienvogel aber schmetterte so laut, als wolle er für seine

Herrin antworten und dem Monarchen ſagen, daß er willkommen ſei.

— Schweige, kleiner Schreihals, ſagte der König, Eliſabeth mit mitleidsvoller Theilnahme betrachtend. Mademoiſelle, fragte er, was fehlt Ihnen?

Eliſabeth kam jetzt wieder zu ſich.

— Mir fehlt nichts, gar nichts, hauchte die ſchwache Jungfrau, und ſchlug nur mit Anſtrengung ihre matten Augen zu ihm empor. Ihr unerwarteter Beſuch um dieſe Stunde, Ihr heftiges Anpochen hatte mich ein klein wenig erſchreckt. Jetzt befinde ich mich wieder wohl und heiße Sie willkommen, Majeſtät?

— Mademoiſelle, bin ich Ihnen wirklich willkommen?

— Sire, zweifeln Sie denn ſchon wieder?

— Jetzt mehr als je, mein Fräulein, erwiderte Jérôme mit erkünſtelter Kälte.

— Und was veranlaßt Sie dazu?

— Geſtatten Sie mir eine Frage, Eliſabeth. Erinnern Sie ſich des geſtrigen Tages?

— Kaſſel feierte geſtern Ihren Geburtstag, Sire!

— Sie, Mademoiſelle, waren die einzige meiner Unterthaninnen, die es nicht der Mühe werth hielt, mir zu dieſem Feſte Glück zu wünſchen.

Eliſabeth gefiel es wieder zu ſchweigen.

— Schon wieder dieſes unerklärliche, räthſelhafte Schweigen. Faſt hat es den Anſchein, als ſchwiegen Sie bei gewiſſen Fragen nur darum, um Zeit zu gewinnen, über eine paſſende Antwort nachzudenken.

— Auch diesmal thun Sie mir Unrecht. Ich bin nie verlegen um eine Antwort. Schweige ich dann und wann, so geschieht es blos deshalb, weil es mich kränkt, mich wieder auf's Neue von Ihnen verkannt zu sehen. Sire, glauben Sie, Elisabeth nähme an Ihrem Wohle weniger Antheil, als jede andere Ihrer Unterthaninnen, weil sie absichtlich nicht zu Jenen gehört, die Ihnen Ihren Glückwunsch abgestattet haben?

— Absichtlich, sagen Sie, Mademoiselle, doch weshalb?

— Weil ich es nicht schicklich fand. Statt Ihnen schriftlich zu gratuliren, that ich mündlich das, wozu mich meine Dankbarkeit antrieb. Ich eilte gestern früh nach der Kirche, und dort war es, wo ich meine stillen, aber heißen Wünsche für das Wohl Eurer Majestät zum Könige aller Könige emporsandte.

— Ach, Elisabeth, thaten Sie dies wirklich?

— Ich zwinge Sie nicht, daran zu glauben, aber gestatten Sie mir, Ihnen aufrichtig zu bekennen, daß Ihre ewig wiederkehrenden Zweifel mich auf's Tiefste verletzen müssen.

— Das ist durchaus nicht meine Absicht, aber erlauben Sie mir, Ihnen eben so offen und unumwunden zu erklären, daß ich — wie sehr ich auch dagegen anzukämpfen mich bemühe, den peinigenden Argwohn hege, daß Ihr Herz irgend einem Andern, den ich nicht kenne und nicht kennen möchte, den Vorzug giebt.

— Dies beweist, daß Sie auch mich nicht kennen, denn wäre Jenes wirklich der Fall, so seien Sie über-

zeugt, daß ich aus der Neigung meines Herzens niemals ein Geheimniß machen würde, denn ich bin frei und unabhängig und Niemand — selbst der König nicht! — kann mir wehren, mein Herz dem zu schenken, zu welchem es sich hingezogen fühlt.

— Ach, Elisabeth, eben weil ich Ihnen dies nicht verwehren kann, schwebe ich in der beständigen Angst und Furcht, es könnte früher oder später sich doch wohl irgend Jemand finden, der jünger, schöner und liebenswerther als ich, im Stande wäre, mir den ungetheilten Besitz Ihrer Liebe, die mein höchster Stolz, mein höchstes Glück ist, leicht entziehen könnte.

— Dies ist möglich, aber nicht wahrscheinlich ...

— Das Unwahrscheinlichste ist oft das Wahrscheinlichste ...

— Auch dies will ich Ihnen bekennen. Aber halten Sie mich für so unehrlich, daß ich Ihnen einen solchen Fall, wenn er jemals eintreten könnte, verschweigen würde? Sire, trauen Sie mir nicht so viel Muth und Entschlossenheit zu, um Ihnen alsdann zu gestehen: Sire, es ist mir nicht länger möglich, Sie zu lieben, mein Herz schlägt für einen Andern!

— Dies könnten, dies würden Sie thun?

— Und weshalb nicht? Welche Furcht sollte mich davon zurückhalten? Was könnte mir geschehen, wenn mein Herz später ganz dasselbe für einen Andern empfände, was es jetzt ausschließlich nur für Sie empfindet?

— O, Sie haben mich niemals geliebt.

— Das ist Ihr alter Vorwurf, Sire! Ich aber

bin zu ſtolz, um Eure Majeſtät etwas Anderes darauf zu erwidern, als dies: Glauben Sie, Sire, was Sie wollen.

— Gut, Mademoiſelle, dann glaube ich, daß Ihr Herz ſchon längſt mir untreu iſt . . .

Eliſabeth verſank in ihr gewöhnliches Schweigen.

— Sie ſchweigen; dies dachte ich mir. Schweigen iſt oft die beredteſte Antwort! Aber ſprechen wir nicht mehr davon. Ich werde mich bemühen, mich allmählig mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Ihre Liebe für mich verloren iſt. Vielleicht wird das Herz mir brechen. Doch was liegt daran, wenn Sie nur glücklich ſind, ſo glücklich, als Sie zu ſein es verdienen! Ich, Eliſabeth, ich werde Sie ewig lieben, ſelbſt dann noch, wenn ich Sie untreu weiß, ſprach der König, ihre beiden Hände erfaſſend und Eine nach der Andern an ſeine Lippen preſſend, und ſie mit den Küſſen der zärtlichſten Zuneigung bedeckend. Aber ſagen Sie, angebetete Freundin, weshalb tragen Sie niemals den Ring der Königin?

Eliſabeth ſenkte die Augen und ſchwieg.

— Ihr Schweigen bringt mich in Verzweiflung. Mademoiſelle, ich befehle Ihnen, mir zu antworten.

Die Jungfrau verharrte in ihrem Schweigen.

— So alſo achten Sie meine Befehle? fragte der König in vorwurfsvollem Tone.

— Sire, ich glaubte, Sie geruhen zu ſcherzen.

— Nein, Mademoiſelle! Jener Befehl war mein voller Ernſt!

— Dann iſt es mein Pflicht zu gehorchen. Sire, ich habe den Ring verloren.

— Verloren? Ah, Mademoiſelle, das glaube ich nicht.

— Gut, Sire, dann glauben Sie vielleicht, daß ich ihn verkauft . . .

— Daran, Mademoiſelle, glaube ich noch weniger!

— Oder ſcheint es Eurer Majeſtät vielleicht glaublicher, daß ich ihn verſchenkt habe . . .

— Dies, Mademoiſelle, iſt durchaus nicht unwahrſcheinlich.

— Und das Unwahrſcheinliche geruhten Allerhöchſt Dieſelben vorhin — nicht ganz mit Unrecht — zu bemerken, iſt alſo das Wahrſcheinlichſte! Gut, ich habe den Ring verſchenkt!

— An wen? fragte Jérôme mit Aufregung.

— Da fragen Sie mich zu viel! Sire, ich weiß es ſelber nicht!

— O, ganz ſo ſprach auch Er?

— Wer? fragte die Jungfrau auffallend erſchreckt . . .

— Jener junge, ſchmucke, milchbärtige Laffe, dem Sie das Andenken von der Königin als ein Zeichen Ihrer Liebe zu ihm und als einen Beweis Ihrer Untreue gegen mich zu ſchenken gewagt!

— Sire, dieſer Scherz geht zu weit! rief Eliſabeth in hohem Grade aufgeregt.

— Ich ſage Ihnen, es iſt mein Ernſt!

Eliſabeth fing laut zu weinen an.

— Ich glaube nicht an Ihre Thränen. Wollen Sie mir beweisen, daß ich Ihnen Unrecht thue, so zeigen Sie mir den Ring!

— Sire, wenn ich dies nicht gleich gethan, sagte die Jungfrau, ihre Thränen trocknend, so geschah es einzig und allein nur darum, um Ihre mich tief verwundende Zweifelsucht auf die Probe zu setzen und Sie für Ihr beständiges Mißtrauen zu bestrafen. Jetzt, wo ich erfahre, daß Sie mir in vollem Ernste eine Handlungsweise zutrauen, die mich tief erröthen macht, jetzt bin ich's nicht Ihnen, wohl aber meiner beleidigten Ehre schuldig, Ihnen zu sagen, warum ich jenen fatalen Ring bis jetzt noch nie getragen habe. Sire, der Anblick jenes Ringes stimmt mich traurig.

— Und aus welchem Grunde, Mademoiselle?

— Weil er mich an die größte Sünde meines Lebens und an eine Frau erinnert, welche am Hofe von Kassel lebt und Katharina von Würtemberg heißt. Jetzt, nachdem Eure Majestät den Grund erfahren haben, weshalb jener Ring mir fatal ist, will ich nicht länger zögern, Ihnen zu beweisen, daß ich ihn weder verloren, verkauft noch verschenkt habe, sondern daß ich noch bis zu diesem Augenblick im Besitz dieses unheilbringenden Geschenkes bin.

— Wohlan, zeigen Sie mir den Ring.

Elisabeth öffnete die Schublade ihrer unverschlossenen Kommode und suchte das Saffian-Etui, in welchem jener Ring stak, den sie seit ihrer Krankheit absichtlich nicht mehr getragen hatte.

Ruhig ſuchte ſie das rothe Futteral. Der König befand ſich in einer Spannung, die weniger Hoffnung als Furcht verrieth. Auch die Furcht hat etwas Süßes. Als Eliſabeth das, was ſie ſuchte, nicht fand, öffnete ſie mit lavinenartig anwachſender Unruhe die zweite, und als ſie auch in dieſer es vermißte, die erſte und letzte Schublade. Auch darin ſuchte ſie es vergebens.

— Weh mir, der Ring iſt geſtohlen! rief ſie mit angſterdrückter Stimme und bedeckte ihr leichenblaſſes Angeſicht mit beiden Händen.

— Geſtohlen? Das kann Jeder ſagen, Mademoiſelle! erwiderte Jérôme mit beißender Ironie.

— Wie, Majeſtät, Sie glauben es nicht? fragte Eliſabeth händeringend.

— Ich glaube Ihnen gar nichts mehr! entgegnete der König im Ausbruche ſeines lang zurückgehaltenen Zornes. Mademoiſelle, Sie ſind eine abſcheuliche Lügnerin!

Eliſabeth ſtand plötzlich ohne Regung da. Es ſchien, als hätten die letzten Worte ſie, gleich jener Adith, in eine Salzſäule oder gleich jener Niobe, in einen Marmorblock verwandelt. Sie hörte, ſie ſprach nicht mehr.

— Nun, Mademoiſelle, warum antworten Sie nicht? Warum verſuchen Sie nicht, ſich zu entſchuldigen, ſich zu rechtfertigen? Schweigend ſtarren Sie mich an und Thränen rollen über den Marmor Ihrer Züge. Aber dies ſind falſche Krokodilsthränen, Mademoiſelle. Weiber können weinen, wenn ſie wollen. Aber

nur Narren laſſen ſich rühren! Mich, Mademoiſelle, erweichen Ihre Thränen nicht. Ich habe kein Mitleid mit Ihnen. Und wollen Sie auch hören warum? Mademoiſelle, Sie haben mich ſchmachvoll betrogen. Sie haben die vollendete Unſchuld geſpielt und mir Liebe, wahre, innige, reine Liebe vorgeheuchelt und Ihr Herz, das ich für das treueſte unter Gottes Sonne hielt, einem Andern geſchenkt, einem Gelbſchnabel, vor Kurzem erſt der Kadettenſchule entlaufen; Ihn haben Sie erhört, mich nicht! Und ſoll ich Ihnen ſagen warum? Weil Sie ſich einbilden, Mademoiſelle, daß er Sie heirathen kann und heirathen wird. Ich aber ſage Ihnen: das kann, das darf er nicht; er iſt arm wie eine Kirchenmaus, und ich verweigere ihm den Conſens. Der junge Laffe wird Sie bethören, wie einſt jener Student zu Göttingen Sie bethört hat. Ihre Liebe wird ihm Alles opfern, und er wird zur Belohnung Sie ſitzen laſſen. Von Neuem werden Sie dann verzweifeln und bald von Stufe zu Stufe ſinken, Gott weiß, wie tief! Und ich, der ich Sie fallen ſehe, ich werde, wenn auch das Herz mir bricht, Zeuge Ihrer Schmach ſein, und alles Mitgefühl, das ich noch jetzt für Sie empfinde, gewaltſam zurückdrängen und Sie nicht bedauern, ſondern verhöhnen, nicht bemitleiden, ſondern verachten. Und ſoll ich Ihnen ſagen weshalb? Weil Sie dieſen Hohn, dieſe Verachtung verdienen, denn ich wiederhole Ihnen, Mademoiſelle, Sie ſind eine abſcheuliche Lügnerin, eine herzloſe Heuchlerin, eine ſcheußliche Kokette!

Eliſabeth Grün ſank betäubt zu Boden.

— Dies Alles, Mademoiſelle, iſt nur Gaukelſpiel! Es rührt mich eben ſo wenig, als das überlaute Geſchmetter jenes gelben Schreihalſes dort im Käfig. Kanarienvögel können Sie bedauern . . . ich kann es nicht, denn ich haſſe, ich verabſcheue Sie, mögen Sie es hören oder nicht, mögen Sie ohnmächtig ſcheinen oder es wirklich ſein, mir iſt dies einerlei! Leben Sie wohl, kaltes, treuloſes Herz! Mich, Mademoiſelle, ſehen Sie niemals wieder.

Der König eilte zur Thüre hinaus. Draußen am Thore ſagte er zu Nicodem:

— Höre, alter Gauner, Deine Nichte, die nicht viel mehr als ihr Onkel taugt, iſt vor Schreck auf den Fußboden hingeſunken und ſpielt mit vielem Talente die Bewußtloſe, die in den Banden ſtarrer Ohnmacht liegt. Unſer Einer läßt ſich nicht täuſchen. Geh' hinein zu ihr, guter Onkel. Kitzle ſie, dann wird ſie erwachen. Und iſt ſie erwacht, dann ſage ihr in meinem Namen, daß ſie eine Metze iſt. Haſt Du mich verſtanden, falſcher Spitzbube?

— Vollkommen, Majeſtät! betheuerte der gute Onkel.

— Bald ſollſt Du noch mehr erfahren! rief der König zu und rannte fort, wie ein wüthender Eber, der ſich in ſeinem Schweiße verblutet.

Schon unterweges fühlte er Anwandlungen von Reue.

— Himmel, wenn es denkbar wäre, daß Eliſabeth

trotz des Verdachtes, der auf ihr ruht, dennoch frei von aller Schuld sein könnte; gerechter Gott, wenn ich Unrecht gethan hätte, welch' ein Schmerz, wäre er noch so tief und groß, vermöchte dann wohl sich mit dem Meinigen zu messen? Jetzt, nachdem mein Zorn, meine Wuth, meine Raserei sich Luft gemacht, fühle ich urplötzlich ein so tiefsinniges Bedauern, einen so nagenden Schmerz von Wehmuth und Reue, daß ich augenblicklich umkehren, zu ihren Füßen niedersinken und sie fragen möchte: „Elisabeth, habe ich Dir Unrecht gethan?“ Und spräche sie „Ja!“ dann würde ich es glauben, ihre Kniee umfassen und nicht eher mich erheben, als bis sie mir auch dies Unrecht großherzig verziehen hat. Und dennoch quält mich ewiger Zweifel! Und darum muß ich Gewißheit erhalten. Mein weißer Rabe Bongars erfährt Alles, er wird wohl auch dies erfahren. Stellt es sich dann heraus, daß Elisabeth frei von aller Schuld ist, dann soll ihr die glänzendste Genugthuung zu Theil werden, nicht von mir, nein von der Königin, die den grausamen Verdacht in mir aufgestachelt und großgesäugt hat. Dann soll meine Frau es büßen!

Das beschwor und gelobte er zu halten, so wahr ihm Gott helfen möge!

Wir erlauben uns, ein Amen hinzuzufügen und uns dann eilig zu Herrn von Bongars zu begeben.

XVIII.

— Auch ihn müssen wir kennen lernen.

Herr von Bongars (Viele behaupten, er habe sich den Adel angemaßt) will in seiner Jugend Edelknabe am Hofe Ludwigs XVI. gewesen sein. Beim Ausbruch der französischen Revolution war er mit den Prinzen nach Koblenz ausgewandert und hatte sich von dort nach Stuttgart begeben, wo er als eben so kecker als gewandter Reiter eine kleine unbedeutende Anstellung als Stallmeister bei einem schwäbischen Reichsgrafen gefunden haben soll. Als Napoleon sich die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, war Bongars nach Paris zurückgekehrt und von Fouché zuerst als Spion und später als Polizeikommissär angestellt worden. Unsere Leser werden sich aus dem ersten Bande unserer Erzählung erinnern, daß dieser Bongars es gewesen war, der für den neugebackenen König von Westphalen am Vorabende seiner Abreise nach Kassel beim Wirthe im Palais Royal gut gesagt hatte. Von jenem Zusammentreffen datirt sich dessen Bekanntschaft mit Jérôme, der ihn bald darauf nach seiner Hauptstadt berufen und ihn zum General-Inspektor der Gensdarmerie, zum Chef der hohen Polizei und endlich gar zum Staatsrathe erhoben hatte.

Herr von Bongars, der die Caprice besaß, seinen Ursprung von jenem Jacques Bongars abzuleiten, welcher Calvinist, gelehrter Kritiker, diplomatischer Unter-

händler und Staatsrath unter Heinrich IV. gewesen war und sich auch als Geschichtsforscher durch eine Sammlung werthvoller Quellen zu den Annalen der Kreuzzüge berühmt gemacht hatte, war von allen Franzosen, welche Jérôme nach Westphalen übergepflanzt, der Gefürchtetste und Verhaßteste. Sein Wahlspruch war der des Caligula: „Oderant dum metuant" (Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten). Und dies hatte er vollkommen erreicht. Er war der Schrecken aller Gauner und der Knecht Ruprecht aller ehrlichen Leute. Letztere mieden ihn wie die Pest. Bongars hatte nach dem Muster Fouchés, mit dem er in beständigem Briefwechsel stand, ein eben so kostspieliges als verderbliches Spioniersystem eingeführt. Schon damals gab es in Kassel ein sogenanntes „schwarzes Kabinet", in dem, wie zur Zeit der Marquise von Pompadour und des Herrn von Sartines in Paris, jeder Brief, welcher der hohen Polizei irgendwie verdächtig schien, ohne Scheu erbrochen und Herrn von Bongars zur Durchsicht vorgelegt wurde, der dann zu entscheiden hatte, ob der geöffnete Brief wieder versiegelt werden und abgegeben oder unterschlagen werden sollte. Und gleich wie in Venedig, zur Zeit der Staats-Inquisition und des Raths der Zehn, auf dem Marcusplatze, am Dogen-Palaste und am Eingange aller anderen Staatsgebäude und Kirchen sogenannte Löwenrachen zur Aufnahme geheimer Denunciationen aufgestellt waren, so war am Thore der hohen Polizei zu Kassel eine Maueröffnung angebracht, in welche Jeder,

der ſich ſcheute, bei hell lichtem Tage einen ſeiner Mitbrüder anzuklagen, zur Nachtzeit ſeine verrätheriſchen Anzeigen ohne Namens-Unterſchrift hineinwerfen konnte. Dieſe Oeffnung wurde von Pigault-Lebrun „la boite du diable“ (der Briefkaſten des Teufels) getauft.

Der Meſſergrande, das Oberhaupt der weſtphäliſchen Sbirren, der rechte Arm und das linke Ohr dieſes Fouché von Kaſſel, war ein Deutſcher Namens Würtz, Polizeikommiſſar und Lump erſter Klaſſe mit Eichenlaub, ein Kerl, der im Nothfall ſeine Mutter verrathen und ſeinen Vater an den Pranger gebracht hätte. Mit dieſem Patrone, deſſen ſinniges, vom Weine geröthetes Geſicht eine Muſterkarte aller Laſter zu ſein ſchien, ſtand Bongars auf ſo herzlichem Fuße, wie Jérôme mit Pigault-Lebrun. Bongars ſagte immer Du zu ihm und kniff ihm die dicken [illegible]lappen, wenn er kam, um ſeinem Chef Rapport zu [illegible]ſtatten. —

Beſagter Würtz hatte eine junge, hübſche, üppige Frau, welcher Bongars öffentlich den Hof machte und welche ein Kind von ihm hatte. Dieſes Kind war ein Mädchen, das Bongars ſpäter adoptirte und ſie, im Jahre 1813 mit ſich nach Frankreich nahm, wo ſie achtzehn Jahre ſpäter unter dem Namen Eſther de Bongars als eine der pikanteſten Schauſpielerinnen des Varietés-Theaters und als eine der bekannteſten Löwinnen des großen Saine-Babels viel Aufſehen machte*).

Zu dem zahlloſen Heere der Spione und Spioninnen

---

*) Um das Jahr 1840 ging ſie nach Rußland.

ihres sehr ehrenwerthen Adoptivvaters gehörten sämmtliche Briefträger und Nachtwächter, fast alle Mitglieder der französischen Theater, mehrere Aerzte und Hebammen und sämmtliche Freudenmädchen und Kupplerinnen. Kassel hatte zu jener Zeit eine Masse öffentlicher und geheimer Gelegenheitsmacherinnen.

Jene Chronik, die uns als Führer durch das Labyrinth der geheimen Geschichte des westphälischen Hofes dient, sagt in Bezug auf jene Kupplerinnen (Seite 111):

„Es gab dergleichen schamlose Weiber, die über die unglücklichen Schlachtopfer der Unzucht ein Register hielten, das sie ihren Kunden zur Auswahl vorlegten. Diese fanden darin Aller Farbe des Gesichts und der Haare und sonstige Eigenschaften und besondere Merkmale und Vorzüge verzeichnet! Mehrere Agenten der geheimen Polizei halfen diese Listen vermehren.“ — Das zahllose Heer eingewanderter Franzosen, die der Hunger aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte und die jetzt in Westphalen ihr Glück zu machen versuchten, trug nicht wenig zur Sittenverderbniß des unglücklichen Landes bei, da ihre mitgebrachte Industrie einzig und allein den Luxus und die französischen Moden auszubeuten verstand. Einigen war es gelungen, Stellen in den verschiedenen Büreaux der Administration zu erlangen, Andere machten ihr Glück im Militär. Andere schoren und dressirten Hunde, verkauften Schminken und Parfüms, wuschen und reparirten Hemden und und Strümpfe u. s. w. Die Meisten waren Sbir-

ren der Inquisition.*) — „Unter den Kasseler Polizei-Offizianten (heißt es Seite 112) befanden sich mehrere von Frankreich besoldete Individuen, die über alle Ereignisse am westphälischen Hofe nach Paris Bericht erstatten mußten, und es ist zu vermuthen, daß hierin der Grund der Geringschätzung des Kaisers gegen seinen charakterlosen brüderlichen Proconsul lag."

Der Groß-Inquisitor der hohen Polizei conferirte mit dem Oberhaupte der geheimen Spießgesellen. Bongars gab dem Kommissar einen Brief.

— Lies ihn laut, mein guter Freund!

Und Würtz las mit lauter Stimme:

Mein Herr!

Eine stille Verehrerin Ihrer Jugend und Ihrer wahrhaft rührenden Bescheidenheit übersendet Ihnen den beiliegenden Ring als ein Zeichen des Wohlwollens und mütterlichen Antheils, der sie an Ihrer Zukunft nimmt. Findet Ihre Ihnen unbekannte Freundin, daß Sie eben so verschwiegen sind als schön und liebenswürdig, dann, junger Mann, ist Ihr Glück gemacht. Unter den Flügeln des Schutzes Ihrer mütterlichen Freundin werden Sie im Heere Seiner Majestät rasch von Stufe zu Stufe steigen und schneller, als Sie jemals zu hoffen gewagt, zum Majorsrang emporrücken. Vor allem Andern verlangt man Verschwiegenheit.

*) Derselbe Führer giebt die Zahl der im ganzen Königreich Westphalen besoldeten Polizei-Agenten auf 10,000 an, so daß bei einer Bevölkerung von 2 Millionen Unterthanen sich unter je 200 Einwohner 1 Spion befand!

Das Uebrige ſollen Sie ſpäter erfahren. Aber zeigen Sie irgend Einem dieſe Zeilen oder brüſten Sie ſich irgendwo mit jenem Ringe, dann ſtürzen Sie ſich ſelbſt ins Unglück und ſind verloren für alle Zeiten. Morgen Abend finden Sie Ihre unbekannte Beſchützerin auf dem Hofballe, den der König zur Feier ſeines Geburtsfeſtes veranſtaltet hat. Sie wird, um ſich Ihnen erkennen zu geben, drei Mal raſch hintereinander ihren Fächer fallen laſſen. Werden Sie ihn aufheben, junger Freund?

N . . . N . . .

— Kennſt Du, alter Knabe, dieſe Handſchrift? Errathſt Du, wer dieſes mütterliche N . . . N . . . iſt? —

— Ich kenne dieſe Hand ſo gut als die Meinige. Die Dame, die ſo mütterlichen Antheil an der Zukunft des Jägerlieutenants Eugen von Berlepſch nimmt, iſt keine Andere als die teufelsmäßig verliebte Generalin Katharina Decoudras.

— Getroffen, getroffen, guter Würtz! rief Vongars. Aber weißt Du mir wohl auch zu ſagen, auf welchem Wege und durch welche Perſon die Generalin in den Beſitz dieſes Ringes gelangt iſt?

— Excellenz, ich weiß bereits Alles! betheuerte der rothnaſige Spürhund. Die Generalin erhielt dieſen Ring vor ungefähr vier Wochen von einem ihrer früheren Anbeter, vom Militär-Gouverneur der Stadt Kaſſel . . .

— Und wie und durch wen gelangte General Allix in den Beſitz dieſes Ringes?

— Er erhielt ihn wenige Tag zuvor, ehe er ihn wieder verſchenkte, von einer ſeiner jüngeren Flammen, von der Frau des Hufſchmieds des königlichen Marſtalls . . .

— Von der geilen Madame Victorine Leſage! Und wer gab ihr dieſen Ring?

— Sie erhielt ihn vom Großſtallmeiſter der Krone, vom General Morio, Grafen von Marienborn.

— Wie? die Leſage hatte auch mit Morio ein Verhältniß?

— O ſchon ſeit Jahr und Tag. Der gute Hufſchmied, der trotz ſeines Namens Leſage (der Weiſe) ein alter Eſel iſt, ahnt nicht, daß ſein junges, in jede Generals-Uniform verliebtes Weib, das bereits den halben Generalsſtab durchgeliebt hat, faſt allmonatlich die Beſatzung ihres Herzens ändert und ihm faſt jede vier Wochen neue Hörner aufſetzt.

— Und doch, höre ich, ſoll der Hufſchmied in hohem Grade eiferſüchtig ſein . . .

— Wie der Teufel und ſeine Großmutter. Kommt der alte Mauleſel einmal hinter die Schliche ſeiner jungen Stute, dann giebts, ich ſetze meinen Kopf zum Pfande ein, einen Mord!*)

*) Die Vorausſage dieſes Menſchen hat ſich ſpäter bewahrheitet. Am 24. December 1811 fiel General Morio durch die meuchelmörderiſche Hand des eiferſüchtigen Hufſchmieds Leſage, der auf

— Doch wie kam Morio zum Ring?

— Dies habe ich bis jetzt noch nicht erfahren können.

— Und warum nicht?

— Weil General Morio vorgestern Abend im Auftrage des Königs nach Braunschweig gereist ist und von dort erst in acht Tagen zurückkehrt.

— Höre, Freund, diese Sache hat Eile! Wir müssen ihm sofort einen unserer pfiffigen Spione nachschicken . . .

— O Excellenz, dies ist bereits geschehen!

— Würtz, Du bist ein unbezahlbarer Schatz!

— Ja, Excellenz, das bin ich wirklich. Morgen Abend oder spätestens übermorgen früh wissen wir, von wem Morio diesen Ring erhalten hat.

— Hast Du vielleicht irgend eine Vermuthung?

— Ich habe bereits eine halbe Gewißheit. Ich hätte große Lust zu wetten, daß die Dame, die dem General Morio dies Zeichen Ihrer Gunst geschenkt, keine Andere als die schon ziemlich bejahrte Gemahlin des Hofmarschalls und Generalcontroleurs der Civilliste sein kann.

---

seinen Nebenbuhler ein Pistol abfeuerte. Der Graf von Marienborn starb an den Folgen dieser Schußwunde nach dreistündigem Todeskampfe. Sieben Tage später fand unter großem Gepränge dessen Leichenbegängniß statt. Der Justizminister Simson hielt die Grabrede. Am 4. Januar 1812 war in der katholischen Kirche eine Todtenfeier, bei welcher nach Mozarts „Requiem", Pianginis „Libera" aufgeführt ward.

— Du glaubſt alſo, daß Baroneſſe Boudeporn ...

— Ihrerſeits dieſen Ring von einem ihrer früheren Curmacher, dem Adjutanten des Generals Morio, zum Geſchenk erhalten hat.

— Und wie käme Baron von Heßberg zu dieſem Ringe, der urſprünglich ein Geſchenk des Kaiſers an unſere Königin iſt?

— Dies habe ich leider noch nicht ermitteln können.

— Höre, allerliebſter Freund, wenn Du Deiner Sache ſo gewiß biſt, ſo könnten wir, ohne zuvor die Antwort unſeres nach Braunſchweig geſandten Agenten abzuwarten, lieber gleich den Baron von Heßberg ins Verhör nehmen.

— Hierzu, Excellenz, erwarte ich Ihre Ordre.

— Du haſt vollſte Vollmacht, guter Würtz.

— Dann eile ich gleich zu ihm und bin in längſtens zwei Stunden wieder bei Eurer Excellenz, um Ihnen über Alles, was ich in Erfahrung gebracht, getreulich Bericht zu erſtatten.

— Geh, ſpute Dich, mein herzensguter Freund, denn noch ehe die Sonne untergeht, wünſche ich dieſer verwickelten Intrigue gänzlich auf die Spur zu kommen, weil die Enthüllung dieſes Geheimniſſes dem Könige ſehr am Herzen liegt. Alſo tummle Dich, mein theurer Mitarbeiter. In längſtens zwei Stunden erwarte ich Dich.

Das Oberhaupt der Spione entfernte ſich.

Während der Abweſenheit des edlen Polizei-Commiſſärs ſah ſein ihm vollkommen würdiger Chef in je-

der Stunde zehn bis zwölf Mal mit peinlicher Ungeduld auf die Zeiger seiner goldenen Repetiruhr. Dem Erwartenden scheint jede Minute ein Jahrhundert in verkleinertem Maßstabe. Zwei Stunden waren seitdem vorüber gehinkt. Würtz aber war noch nicht zurückgekehrt.

— Wo der Schlingel nur stecken mag? fragte er sich und sah häufig durch das geöffnete Fenster auf die um die Mittagsstunde ziemlich verwaiste Straße hinaus. Sein unersättlicher Durst hat ihn sicher ins Weinhaus gelockt.

Der Hunger aber trieb Herrn von Vongars endlich zum Mittagsmahle. Er war wie jeder Emporkömmling mehr Vielfraß als Feinschmecker, und als Schuster mehr fleisch- als krautfressendes Thier. Eben, als er den Zipfel seiner ziemlich saubern Serviette in seine ziemlich schmutzige Cravatte und den ersten Löffel in seinen weitgeöffneten Rachen schob, stürzte sein zweites Ich athemlos und unangemeldet wie gewöhnlich in den kleinen Speisesaal mit pythagoräischem Stolze und dem Ausrufe:

— Ich hab's, Excellenz, ich hab's!

— Was hast Du? fragte Vongars gespannt.

— Das Geheimniß, das kostbare, ist entschleiert!

— Nun, dann, so beichte, mein Rabe, befahl der Polizei-Chef, hastig seine Schildkrötensuppe auslöffelnd.

— Baron von Heßberg, den ich, als ich Eure Excellenz verließ, auf der Wachtparade traf, gestand ohne Weiteres, er habe den Ring gekauft.

— Von wem? fragte das freſſende Ungeheuer.

— Das eben iſt das koſtbare Geheimniß! Der verbrecheriſche Verkäufer dieſes Ringes iſt . . . rathen Eure Excellenz einmal, wer?

— Bei Tiſche rathe ich nicht gern . . . Ich befehle Dir, es mir augenblicklich zu ſagen . . .

— Erlauben Eure Excellenz, daß ich zuvor Luft ſchnappe. Ich bin hierher gerannt, in ſolcher Haſt und Eile, daß ich ſchier allen Vorrath meines ohnehin etwas kurzen Athems eingebüßt und dafür infames Seitenſtechen davon getragen habe. Excellenz, ſchenken Sie mir ein Glas Wein.

— Der aufgedunſene Schwamm hat beſtändig Durſt, ſagte Bongars, ein Glas Wein nur bis zur Hälfte füllend.

— Baron von Heßberg, ſagte Würtz, jenen Ringerhut mit einem Zuge leerend, den ich, wie geſagt, auf der Wachtparade traf — ich bitte Eure Excellenz noch um etwas Wein — geſtand alſo ohne Weiteres, daß er — o ſchenken Sie doch etwas mehr ein — er habe dieſen Ring gekauft — ich danke, Excellenz — vom Schloßcaſtellan der Löwenburg.

— Von dem alten Gauner Nicodemus Grün?

— Aufzuwarten, Excellenz, erwiderte der Commiſſär, ſich die erbſendicken Schweißtropfen von der Stirne und vom Kinne wiſchend.

— Und iſt dies Alles, edler Pollux?

— O nein, o nein, erhabener Caſtor! Ich that noch mehr, weit mehr, ſagte Würtz und leerte den

Wein. Ich warf mich auf meinen Gaul und ritt, nein, ich jagte, ich flog nach der Löwenburg. Unterweges begegnete ich dem Könige, der von dort herzukommen schien. Ich nahm den Schurken ins Gebet.

— Du meinst doch nicht den König?.

— Ich meine die kahle Kellerratte Grün.

— Und was sagte der hartgesottene Sünder?

— Als ich ihn fragte, wer ihm den Ring gegeben, nannte er mir seine Nichte Elisabeth, welche, weil sie Geld zu einem neuen Sonntagskleide und zu einem Winterhute gebraucht, ihn beauftragt habe, diesen Ring in ihrem Namen zu verkaufen an den ersten Besten, der an diesem Dinge Gefallen fände. Ich lachte dem Schwindler ins Gesicht, faßte ihn bei seiner lockern Halsbinde und sagte zu ihm im freundschaftlichsten Tone: Höre, Alterchen, Du lügst. Dein Läugnen hilft Dir zu nichts, denn ich weiß, was ich weiß. Du hast den Ring Deiner Nichte gemaust. Das Kerlchen bekam einen so heillosen Schreck, daß sein blaues Auge schwarz und das schwarze blau wurde. Er zitterte und bebte an allen Gliedern.

— Der Spitzbube muß augenblicklich arretirt werden.

— Das ist bereits geschehen, Excellenz. In Ermangelung einer Kette band ich ihn mittelst Bindfadens, den ich zufällig bei mir fand, die Hände auf den Rücken, führte ihn bis zur Wache, ließ dort einen Wagen holen und brachte ihn hierher ins Polizeigefängniß. Wünschen Excellenz ihn vielleicht zu sehen?

— Wozu, alter Freund. Der Gauner verdirbt

mir den Appetit. Ich will ihn gegen Abend vornehmen. Dir, edler Kamerad, ſtatte ich einſtweilen im Namen der ſtrafenden Gerechtigkeit für Deinen Eifer und Deine Pflichttreue den wärmſten Dank ab. Bei der nächſten Ordensvertheilung ſoll auch an Dich, mein ſchwarzer Rabe, gewiſſenhaft gedacht werden.

— Vorläufig habe ich eine andere Bitte . . .

— Womit kann ich Dir dienlich ſein?

— Schenken Sie mir noch einen Tropfen Wein. Ich dürſte wie eine vertrocknete Pomeranze.

— Wie ein Kamel in der Wüſte, willſt Du ſagen, interpretirte Herr von Bongars, ihm nochmals ein halbes Glas einſchenkend.

— Excellenz, es lebe die hohe Polizei!

— Auch Du ſollſt leben, mein Junge! ſagte der Chef, ſich den Mund trocknend. Nun verlaſſe mich, mein würdiger Freund. Grüße mir Dein liebes, braves Weib!

— Eure Excellenz ſind wirklich zu herablaſſend, lächelte der Commiſſär und verzog ſich ſchnell wie ein Regenbogen.

Herr von Bongars vollendete ſeine Mahlzeit. Dann warf er ſich in ſeine Staatsuniform, pflanzte den Orden der weſtphäliſchen Krone auf ſeine Bruſt und betrachtete ſich wohlgefällig im Spiegel.

— Vor drei Jahren war ich Polizeicommiſſar; jetzt bin ich Chef der Polizei, General-Inſpector der Gensdarmerie, Staatsrath, Großkreuz des Ordens der weſtphäliſchen Krone und — was mehr als dies Alles

sagen will — Excellenz und unumschränkter Herr und Gebieter der geheimen Polizeikassen. Und wem verdanke ich dies Alles? Dem Zufall und meinem Freunde Aumer! Der Himmel erhalte mich und ihn!

Dann verfügte er sich zum Könige.

XIX.

Jérôme befand sich in peinlicher Unruhe. Sein Herz sagte ihm, Elisabeth's Charakter könne nicht so verstellungsfähig, falsch und verworfen sein, als die Königin ihn mit so vieler Schadenfreude geschildert hatte. Er betrachtete ihr Bild und gestand sich, daß es nicht möglich sei, daß diese lieben, treuen, blauen Augen so schwarzen Verrathes fähig seien. Ein Vorgefühl bitterer Reue sagte ihm, er habe ihr Unrecht gethan und ihr dadurch, daß er sie so schwer verkannt, eine Kränkung zugefügt, die sie vielleicht verzeihen, aber niemals vergessen werde. Jetzt erst fühlte er, daß ihr ohnmächtiges Zusammensinken keine Verstellung, keine Heuchelei, keine Komödie gewesen sei. Er küßte ihr wunderholdes Bild und bat es um Verzeihung, daß die Ueberredungsgabe seiner Gemahlin und seine Eifersucht ihn verleitet habe, ihr so weh zu thun, daß sie ihm zürnen müsse, selbst dann noch, wenn ihr Edelmuth auch groß genug wäre, dieser unverdienten

Kränkung dem Anſcheine nach Verzeihung angedeihen zu laſſen.

Jetzt wurde Herr von Bongars angemeldet. Der König eilte ihm haſtig entgegen.

— Was bringſt Du Neues, weißer Rabe? fragte er mit laut klopfendem Herzen.

— Ich bringe Eurer Majeſtät frohe Botſchaft, entgegnete der Chef der Polizei, und ſtattete ſeinem Herrn und Gebieter vollſtändigen Rapport ab.

Jérôme war zwar beruhigt, aber vernichtet.

— O, ich ahnte, daß wir dieſem Engel Unrecht gethan. Meine Schuld drückt mich zu Boden. Geh', Bongars und laſſe mich allein. Ich danke Dir und Deinem Freunde Würtz für die außerordentliche Mühe, die Ihr Euch gegeben, die Schleier dieſes finſtern Geheimniſſes zu enthüllen. Ich bleibe Euch dafür ewig dankbar, ſagte Jérôme, reichte ihm die Hand und entließ ihn.

Gleich darauf beſuchte er die Königin.

— Ich komme, Madame, um Ihnen eine Mittheilung zu machen, die Ihrem Ohre vielleicht nicht ganz angenehm ſein wird, und dennoch halte ich es für eine heilige Pflicht, Ihnen keinen Augenblick zu verhehlen, was mein Herz früher geahnt und was ſich jetzt durch den amtlichen Bericht des Herrn von Bongars glänzend bewahrheitet hat: **Eliſabeth iſt frei von aller Schuld!**

Die Königin entfärbte ſich vor Schreck. Jérôme erzählte ihr den ganzen Verlauf.

— Jetzt, Madame, fuhr er fort, ist es Ihre Schuldigkeit, der armen Dulderin für den Argwohn, den Sie in mir geweckt, und für das Unrecht, das Sie ihr in meinen Augen zugefügt, eine ihrer Unschuld und Tugend angemessene Genugthuung zu geben und sie dadurch, wenn auch nicht vollkommen, doch wenigstens einigermaßen für die beispiellose Kränkung zu entschädigen, die ich ihr in Folge jenes von Ihnen angeregten, gänzlich ungegründeten Verdachtes heute Morgen zugefügt hatte.

— Sire, was haben Sie ihr gethan?

— Ich habe sie eine abscheuliche Lügnerin, eine herzlose Heuchlerin, eine scheußliche Kokette genannt.

— Und was that Elisabeth?

— Sie schwieg und hielt es nicht der Mühe werth, sich zu rechtfertigen. Sie sprach kein Wort zu ihrer Vertheidigung und sank, getroffen vom Bannstrahle unverdienter Verachtung ohnmächtig und bewußtlos zu Boden. Und ich, ich ließ sie liegen, denn mein Zorn erniedrigte mich zum Thiere!

— Diese Kränkung müssen wir gut machen! erklärte Katharina, der es keinen Kampf zu kosten schien, die ganze Größe ihres Unrechts einzusehen und dasselbe aufrichtig zu bereuen, denn ihr Herz war gut und edel.

— Gut machen, sagen Sie, aber wie?

— Lassen Sie dies meine Sorge sein! Sire, heute ist es leider schon zu spät, aber morgen früh will ich selbst mit Ihrer Genehmigung nach der Löwenburg,

um der tiefgekränkten Jungfrau eine Satisfaction zu geben, die sie beruhigen und auch Eure Majestät — ich wage es zu hoffen — gänzlich zufrieden stellen soll!

— Katharina, Du bist ein Engel! rief Jérôme, sie zärtlicher als je in seine Arme schließend.

— Sire, ich bin Ihr Weib, Ihr Weib, das — mögen Sie dies glauben oder nicht — keinen sehnlicheren Wunsch kennt als den: Ihre Wünsche zu erfüllen und für die es kein höheres Glück giebt, als das: Sie glücklich zu wissen.

— Ach, Katharina, ich könnte Dich anbeten! rief der König, seine Gemahlin wärmer als gewöhnlich an sein Herz drückend.

— Sire, wer hält Sie davon zurück? fragte die Königin mit harmlosem Lächeln.

— Niemand, Niemand! betheuerte der entzückte Gemahl. So, Katharina, gefällst Du mir! Deine Eifersucht hat Dich kalt, mürrisch, verschlossen, bitter, beißend, mit Einem Worte — verzeihe mir den Ausdruck der Wahrheit — häßlich gemacht. Jetzt, wo Du einsiehst, daß meine reine Neigung zu jener armen Waise keine sinnliche Liebe, keine schmutzbefleckte, leidenschaftliche ist, — jetzt, wo Du weder ihr noch mir darüber zürnst, daß wir uns lieben wie Schwester und Bruder, wie Kind und Vater, jetzt, mein Weib, mein liebes Weib, bist Du in meinen Augen noch einmal so schön, noch einmal so gut als früher, wo wir uns gegenseitig verkannt und härter und liebloser beurtheilt

hatten, als wir Beide es verdienen. Jeder von uns hat seine Schwächen, aber auch Jeder von uns seine guten Eigenschaften. Bemühen wir uns über Letztere die Erstere zu vergessen. Verzeihen wir uns gegenseitig unsere kleinen Schwächen, und gestehen wir uns, daß nichts in der Welt vollkommen ist. Eifersüchtige Ehen können niemals glücklich sein. Ehe hat ein gegenseitiges Recht auf Nachsicht! Auch wir wollen gegenseitig nachsichtig sein.

Die Königin seufzte dazu und schwieg. Jérôme aber war redseliger als je.

— In fünf Monaten, gestandest Du mir vor einigen Tagen, wirst Du das neue, nie gekannte Glück empfinden, zu wissen, was es heißt, Mutter eines Kindes, Mutter meines Kindes zu sein! Dieser Stand gegenseitiger Liebe wird das Band unserer Ehe fester schlingen und Dich und mich stolz und glücklich machen in dem Besitze eines Geschöpfes, dessen Schöpfer wir sind. Du, Katharina, wirst in mir den Vater Deines Kindes, ich werde in Dir die Mutter meines Kindes lieben, und unsere Ehe wird dann viel glücklicher und heiterer sein als jetzt, da das verbindende Mittelglied, die vermittelnde Brücke, die Copula, das Und zwischen Mann und Frau noch fehlt. Hoffe also, Katharina, auf bessere Zukunft! Glaube und vertraue und liebe mich! rief er, und drückte den ersten herzlichen Kuß auf die bebenden Lippen der Königin, die unter ihrem Herzen den Keim einer schönern Zukunft trug . . .

— Willst Du mir jetzt einen Gefallen erweisen? fragte der gewandte Schmeichler.

— Herzlich gern, erwiderte die glückliche Königin.

— Wohlan, dann versäume keine einzige Stunde. Fahre noch heute nach der Löwenburg.

— Die Mutter Deines Kindes gewährt Dir Alles, entgegnete Katharina.

Eine Stunde später befand sie sich auf dem Wege nach der Wohnung ihrer Nebenbuhlerin.

XX.

Als die arme Elisabeth von ihrer langen Ohnmacht wieder nach und nach zum Bewußtsein gelangt war, glaubte sie, jene schauerliche Scene und all' jene gräßlichen Vorwürfe des Königs, die wie Donnerschläge, ihr Ohr und ihre Seele betrübt und niedergeschmettert hatten, nur geträumt zu haben. Nachdenkend starrte sie den Fußboden an. Plötzlich fiel ihr Auge auf eine kleine weiße Reiherfeder, die sich vom Federbusche des königlichen Hutes losgerissen hatte. Sie hob sie auf und preßte sie krampfhaft an ihren Mund.

— Nein, nein, ich habe nicht geträumt! rief sie aus. Der König war wirklich bei mir; er hat mir wirklich jene grausamen Vorwürfe gemacht, die für mein armes, schwer geprüftes Herz doppelt kränkend, doppelt schmerzlich sind, weil ich sie, beim Ewigen! nicht

verdiene, denn hier, wo mich Niemand hört als der große Gott und dieser kleine Vogel, der jetzt sein Köpfchen hängen läßt, gleichsam um zu zeigen, daß er mich besser als der König kennt, hier, wo kein treuloses Ohr das Geheimniß meiner Seele belauscht, hier darf ich mir und dem barmherzigen Vater im Himmel gestehen, daß ich Katharinens Gemahl mit der letzten Kraft meines gebrochenen Herzens liebe, selbst jetzt noch liebe, nachdem er mich so arg verkannt, so tief gekränkt, so lieblos beschimpft hat und weshalb? Weil sein ungerechter Argwohn mir zuzumuthen wagt, ich vermöchte außer ihm und nach ihm, jetzt oder jemals im Leben irgend einen Andern zu lieben, weil dieser Andere jünger, schöner, liebenswerther sein könnte als Er, Er, der mir mein Alles ist. O wie wenig kennt er mich! Was kümmert mich Jugend und Schönheit? Und wäre dieser König ein Landstreicher und wäre dieser Landstreicher alt und häßlich, ich liebte ihn dennoch, wäre er blind und lahm und ein Krüppel obendrein. Liebe ich ihn wegen seiner Schönheit? Wie thöricht wäre dies! Denn was ist vergänglicher als Schönheit. Ich liebe ihn wegen seines Herzens, weil es gefühlvoll, gut und edel, großmüthig, warm und empfänglich auch für fremde Leiden ist. Auch er liebt mich, ich weiß es wohl, und ich gestehe, daß seine Liebe zu mir mich stolz und glücklich, entzückt und selig macht. Doch warum liebt er mich? Nicht weil ich in seinen Augen vielleicht weniger häßlich als manche Andere bin. Er liebt mich, weil ich leide! Sein weiches Herz fühlt tiefes

Mitleid. Er liebt mich, weil ich ein Opfer der Auszehrung, mit Einem Fuße ſchon im Grabe ſtehe. Und dennoch kränkt er mich? Dies iſt es, was mich ſchmerzt! Wie iſt es ihm möglich, mich ſo zu verkennen, ſo zu beſchimpfen? Wie ſchalt er mich in ſeinem Zorne? Abſcheuliche Lügnerin, herzloſe Heuchlerin, ſcheußliche Kokette! Gerechter Gott, habe ich dies verdient? Himmel, werde ich dies überleben können? Nein, Jérôme, nein! Ich fühle in dieſem Augenblicke meines vollen Bewußtſeins deutlicher als heute Morgen in dumpfer Betäubung, daß ſeine bittern Vorwürfe glühende Nägel zu meinem Sarge ſind. Ich werde jene Scene nie vergeſſen; ich werde jene Kränkung nicht überwinden können; ich werde ſterben, bald, ſehr bald. Doch bevor ich ſterbe, will ich ihm vergeben, vollſtändig vergeben, denn meines Herzens Stimme, die mich niemals trügt, tröſtet mich, daß der König, der trotz ſeines ewigen Zweifels mich wahr und innig liebt, jenes grauſame Unrecht, das er im Aufbrauſen ſeiner Eiferſucht mir zugefügt, längſt bereut.

Jetzt betrachtete ſie auch ſein Portrait.

— Dieſes Bild, fuhr ſie fort, und jenes Geſangbuch, das ſeine Liebe mir geſchenkt, nehme ich mit in mein ſtilles Grab. Sein Bild, ſein ſüßes Bild, ſagte ſie, es mit heißen Küſſen bedeckend, ſoll auf meinem treuen Herzen, und mein Kopf, mein armer Kopf, der jetzt ſo fieberhaft glüht und ſchlägt, wird auf ſeinem Geſangbuche ausruhen, bald ausruhen von all' jenen ſchweren Prüfungen, die das Schickſal über mich

verhängt hat und die ich ohne Klage, ohne Murren, geduldig tragen will bis zum letzten Athemzuge meines kurzen Daseins. Ich sterbe im Lenze meines Lebens. Doch auch hierüber murre ich nicht. Denn wozu noch länger hier verweilen? Ihn, denn ich liebe mit tausend Schmerzen, kann ich nie besitzen, er ist der Gemahl einer Glücklicheren als ich es bin. Wozu also noch länger leben? Hab ich nicht lange genug gelebt? Und war dies kurze Leben nicht so schön, so wunderschön? Ich habe geliebt, den König geliebt! Und der König hat mich geliebt! Ich sterbe ruhig wie meine Mutter! sagte Elisabeth und küßte deren Crucifix.

In demselben Augenblicke hörte sie anpochen. Sie schob Bild und Crucifix in ihren Busen und rief ruhig und gefaßt auf Alles:

— Herein!

Katharina und Gräfin Berlepsch traten ein. Die Königin prangte in vollem Staate. An ihrer linken Achsel glänzte der Sternkreuz-Orden der heiligen Elisabeth.*)

— Elisabeth Grün, begann die Königin mit herablassender Güte, der erstaunten Jungfrau die Hand reichend, erschrecken Sie nicht. Ich komme zu Ihnen nicht als beleidigte Nebenbuhlerin, sondern als mütterliche Freundin, getrieben von dem verzeihlichen Wunsche,

*) Die Decoration bestand aus zwei gekreuzten, mit Diamanten eingefaßten Schwertern, die einen Brillantstern in der Schwebe hielten. Der Orden wurde an himmelblauem Bande getragen, denn Blau war die Lieblingsfarbe Elisabeths.

ein himmelſchreiendes Unrecht, das ich Ihnen hinter Ihrem Rücken zugefügt, nach meinen ſchwachen Kräften wieder gut zu machen. Mademoiſelle, Katharina von Würtemberg, die Gemahlin des Königs, war es, die unbedachtſam den Samen des Argwohns in das Herz ihres Gatten geſtreut und den Verdacht in ihm aufkommen ließ, Sie hätten jenen Ring, den Sie von mir zum Andenken erhalten, dem Neffen meiner Freundin als ein Zeichen Ihrer Liebe geſchenkt. Anfangs, Eliſabeth, glaubte ich dies wirklich. Jetzt, nachdem es ſich durch die Unterſuchungen der Polizei klar herausgeſtellt hat, daß Sie frei von aller Schuld ſind, jetzt bin ich, Ihre geheime Anklägerin, die Erſte, welche zu Ihnen eilt, um Ihnen den ganzen Hergang jener verwickelten Geſchichte mitzutheilen.

Eliſabeth reichte der Königin einen Stuhl. Katharina ſetzte ſich und begann ihre Erzählung mit Eugen von Berlepſch und ſtieg herab bis zum Onkel Grün, der ſeiner Nichte den Ring geſtohlen hatte.

— Das ahnte mir! rief die Jungfrau.

— Wie aber kams, fragte Gräfin Berlepſch, daß Sie das Geſchenk Ihrer Majeſtät nicht ſchon früher vermißt hatten?

— Tagtäglich, ſo oft ich die Schublade meines Schrankes öffnete, ſah ich das Etui, ohne zu ahnen, daß der Ring daraus verſchwunden ſei. Doch wo befindet ſich mein Oheim?

— Er ſitzt im Polizeihauſe zu Kaſſel! erklärte die Hofdame.

— Himmel, welche Schmach! ſchluchzte die Aermſte.

— Beruhigen Sie ſich, meine junge Freundin! tröſtete die Königin. Was kann die brave, unbeſcholtene Nichte dafür, daß ihr Onkel ein eigennütziger Gauner iſt? Ihm ſoll die gerechte Strafe, Ihnen eine glänzende Genugthuung zu Theil werden. Eliſabeth Grün, fuhr ſie mit feierlichem Tone fort, die Königin von Weſtphalen, beſeelt von dem Wunſche, Ihre beleidigte Ehre vor den Augen ihres ganzen Hofes herzuſtellen, ernennt Sie hiermit zu ihrer Dame d'atour und gleichzeitig zum Ehrenfräulein!

— Majeſtät, entgegnete Eliſabeth in einem Tone, dem es anzuhören war, daß ſie gegen die Ernennung Einſpruch zu thun beabſichtigte.

— O weigern Sie ſich nicht, dieſe wohlverdiente Auszeichnung anzunehmen. Bedenken Sie, Eliſabeth, daß dies das einzige, aber auch ſicherſte Mittel iſt, grundloſer Verleumdung den Mund zu ſtopfen und Ihren Feinden und denen meines Gemahls zu beweiſen, daß ich nicht den kleinſten Verdacht gegen Sie hege und daß der Neigung des Königs zu Ihnen kein anderes Motiv zu Grunde liegt, als die Achtung, welche er dem Adel Ihres Herzens, der Reinheit Ihres uneigennützigen Charakters zollt. Auch ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu ſagen, daß Sie meine volle Achtung verdienen. Jede Andere in Ihrer Stelle würde den Einfluß, den Sie, ohne es vielleicht zu ahnen, auf den Willen meines Gatten ausüben, frevelhaft mißbraucht und ihn zu Handlungen verleitet haben, die er

ſpäter — ſein gutes Herz bürgt mir dafür — bereut hätte. Sie, Eliſabeth, haben dies nicht gethan und ſich durch Ihre ſeltene Uneigennützigkeit gerechte Anſprüche auf meine volle Dankbarkeit erworben. Darum umarme ich Sie, meine Freundin, ſagte Katharina mit wahrhaft königlichem Stolze und hauchte einen Kuß auf die reine Stirn ihres neuen Ehrenfräuleins.

Eliſabeth küßte die Hand der Königin und ein Strom heißer Thränen perlte aus der klaren Quelle des Spiegels ihrer Seele hervor.

Fräulein Grün, fuhr Katharina fort, ich bin Ihnen noch eine Entſchädigung ſchuldig. Empfangen Sie für jenen Ring, der Ihnen geſtohlen worden und der ſeitdem durch ſo viele Hände gelaufen iſt, daß ich Ihnen nicht zumuthen mag, ihn zurückzunehmen, ein anderes Geſchenk meines aufrichtigen Dankgefühls. Eliſabeth, Deine mütterliche Freundin Katharina, die Deine Tugend von heute an unter die Flügel ihres Schutzes nimmt, ſchmückt zur Erinnerung an dieſe Stunde, Deine jungfräuliche Bruſt mit dem Sternkreuze Deiner heiligen Namensſchweſter, ſchloß die Königin, löſte die Ordensſchleife von ihrer Achſel und heftete die Brillant-Decoration, die ſie bis dahin ſelbſt getragen hatte, an den Buſen ihrer vom Purpur der Schamhaftigkeit angehauchten Nebenbuhlerin, die, um ihr Erröthen vor den Augen der Königin zu verbergen, ſich zu deren Füßen niederließ.

— Erhebe Dich, Eliſabeth! An meinem Herzen iſt Dein Platz! rief Katharina, die neue Ordensritte-

rin zärtlich und frei von aller Falschheit in ihre Arme schließend. Nun, meine liebe Agnes, sagte sie dann zur Gräfin gewendet, wird der König mit mir zufrieden sein?

— Gewiß, Majestät, gewiß, betheuerte die Hofdame, deren Klugheit ihrer königlichen Freundin diesen Weg vorgezeichnet hatte.

— Morgen früh, Elisabeth, wirst Du diese einsame Löwenburg verlassen und als meine Kammerfrau zu mir auf mein Schloß ziehen, wo Du besser aufgehoben sein wirst, als hier, wo Du zumal jetzt, wo Dein Oheim sich im Kerker befindet, ohne Aufsicht, ohne Schutz, ohne Pflege bist. Und Letztere bedarfst Du gerade jetzt, in dieser rauhen, den Brustkranken so gefährlichen Jahreszeit mehr als je, denn Du siehst so leidend aus und Baron von Personne, bei dem ich mich vor wenigen Tagen nach Deiner Gesundheit erkundigt hatte, sagte mir, daß es für Dich und für ihn besser wäre, wenn Du zu uns nach der Stadt zögest, weil er, Doctor Personne (fügte sie absichtlich hinzu), Dich dann häufiger als jetzt besuchen und sich nach Deinem Befinden erkundigen könne. Also auf Wiedersehen im Schlosse zu Kassel. Bis morgen Mittag werden zwei Zimmer — dicht neben den meinigen — für Dich in Bereitschaft gesetzt sein. Deine königliche Freundin erwartet Dich, Elisabeth.

Das Ehrenfräulein küßte noch einmal die Hand ihrer großmüthigen Beschützerin und geleitete die Da-

men bis zum Wagen, der vor dem Eingange der Burg ſtand.

In demſelben Augenblicke, als die ſechsſpännige Caroſſe der Königin links den Abhang des kleinen Hügels, auf dem die Löwenburg ſteht, hinabfuhr, jagte rechts die vierſpännige Equipage des Königs hinauf. Eliſabeth eilte in ihre Kammer zurück und bald darauf ſtürzte Jérôme hinein.

— Eliſabeth, fragte er ſtürmiſch, zürnſt Du mir noch?

— Sire, ich habe Ihnen längſt verziehen.

— So eben verließ Dich die Königin. Sprich, wie beugte ſich die Stolze?

— So ſchön und edel, wie vielleicht kein zweites Weib auf Gottes Erde in ihrer Lage ſich benehmen würde. Ihre Majeſtät ernannte mich zum Ehrenfräulein . . .

— Und Du, Du haſt es angenommen?

— Ihnen mußte, ihr durfte ich das nicht abſchlagen. Die Königin will durch dieſen Schritt ihrem Hofe und der ganzen Reſidenz beweiſen, daß zwiſchen ihr und mir kein Grund zur Eiferſucht vorhanden iſt. Gleichzeitig hat ſie meine Bruſt mit ihrem eigenen Orden geſchmückt.

— Und auch ihn haſt Du nicht zurückgewieſen?

— Eines Ordens, den Ihre Gemahlin getragen, braucht auch deren Kammerfrau ſich nicht zu ſchämen . . .

— Dieſen verteufelt pfiffigen Rath gab ihr die

Verlepſch. O die Schlaue, ich begreife, warum! Doch dulde ich Keines von Beiden!

— Und warum nicht, Sire? Würde ich nicht beſſer aufgehoben ſein unter den Augen und dem Schutze der Königin, als hier, wo ich mir ſelber überlaſſen bin. Die Königin meint es gut mit mir. Sie will mir mütterliche Freundin ſein. Ich bedarf der Pflege, ſagte ſie. Und ich fühle, daß ſie Recht hat, denn meine Krankheit, an die ich Anfangs nie geglaubt, hat in jüngſter Zeit ſo raſche Fortſchritte gemacht, daß ich nicht länger daran zweifeln kann, daß meine Stunden gezählt ſind und daß mein Ende näher iſt, als ich vor wenig Tagen noch zu hoffen gewagt . . .

— Zu hoffen, ſagſt Du, liebe Schweſter?

— Ja, Sire, ich hoffe, ich wünſche mir den Tod! Denn wozu noch länger leben und leiden?

— Du leideſt alſo noch immer?

— Ich leide jetzt mehr als je . . .

— Und darum eben liebe ich Dich!

— Und darum eben bitte ich Sie inſtändigſt, Mitleid zu haben und mir huldreichſt geſtatten zu wollen, jetzt, wo ich anfange für mich zu fürchten, unter die Flügel des mütterlichen Schutzes meiner königlichen Freundin, die Ihre Majeſtät mir ſein will, zu eilen, bevor es zu ſpät iſt. Laſſen Sie mich, Sire, zu Ihrer Gemahlin ins Schloß ziehen. Dort iſt mir wohler als hier!

— Gut, Eliſabeth, gut, Dein Wille geſchehe!

— Auf Wiederſehen im Schloß zu Kaſſel! Doch

bevor Eure Majeſtät mich verlaſſen, wage ich noch eine Bitte auszuſprechen . . . Sire, was wird aus meinem Oheim?

— Der alte Gauner wird geziemend beſtraft . . .

— Sire, ſagte Eliſabeth, zu des Königs Füßen niederfallend, bei Ihrer Liebe zu mir bitte und beſchwöre ich Sie, ihn großmüthig zu begnadigen.

— Ihn begnadigen, ihn, der wie ein alter Kuppler Dich, reine Roſe, an mich verkaufen gewollt, Ihn, der Dich, wie ich durch Andere erfahren, ſo oft verdächtigt und gekränkt, gequält und mißhandelt, ja einmal ſogar im Rauſche geſchlagen hat, ihn begnadigen und weshalb?

— Er iſt der Bruder meines Vaters . . .

— Er iſt ein elender, nichtswürdiger Heuchler . . .

— Er nahm mich, die hilfloſe, von aller Welt verlaſſene Waiſe zu ſich in ſein Haus und erwies mir manches Gute, das ich ihm nie vergelten kann. War's nicht er, dem ich's verdanke, den beſten aller Fürſten, den liebenswürdigſten aller Könige, meinen Bruder Jérôme, kennen gelernt zu haben? Hätte mein Onkel damals, als mein guter Vater ſtarb, mich nicht zu ſich auf dieſe Burg genommen, was wäre dann wohl aus mir geworden? Ich wäre Ihnen unbekannt geblieben . . . Jetzt kennen Sie mich und ich kenne Sie, und kenne Sie ſo gut, daß ich weiß, der König kann ſeiner Schweſter, ſeiner ſterbenden Schweſter etwas, was im Bereiche ſeiner Macht liegt, nicht abſchlagen, und darum habe ich den Muth, Eure Majeſtät ſo lange

zu bitten und nicht eher aufzustehen, als bis Sie meine Bitte erfüllt und meinem Onkel großherzig verziehen haben . . .

— Elisabeth, Du bist zu gut für diese Welt! — Dein Herz ist eine Fundgrube aller weiblichen Tugenden. Du kennst keine Falschheit, keinen Eigennutz, keinen Zorn, keine Rache. Du bist ein lichter Engel, der aus azurblauen Höhen, aus dem Schooße des Himmels auf die sündige Erde herabgestiegen ist, um mit mir, dem größten aller Sünder, Dein reines Herz zu theilen. Engel, wie Du, sie sterben nicht, sie schütteln den irdischen Staub von ihren unsichtbaren Flügeln und kehren in ihre Heimath, in den Himmel zurück, wo sie für uns beten und unsere Schutzgeister, unsere guten Sterne werden. — Stern der Sterne, sei mir gut.

— Sire, begnadigen Sie meinen armen Onkel!

— Du mußt seine Freiheit Dir erkaufen!

— Und wodurch? fragte Elisabeth, die noch immer zu seinen Füßen lag.

— Dadurch, daß Du grausame Fee, auch eine meiner Bitten erfüllst?

— Und wie lautet diese Bitte, Sire?

— Gieb mir, bevor Du für immer aus diesen Mauern scheidest, einen Abschiedskuß.

Sie erhob sich und reichte ihm schweigend ihren blühenden Mund. Jérôme gab ihr den ersten Kuß.

XXI.

Noch an demſelben Tage wurde bald darauf, nachdem der König nach der Reſidenz zurückgekehrt war, der junge Schützenoffizier Eugen von Berleyſch und der alte Gauner Nicodemus Grün in Freiheit geſetzt. Der Erſtere durfte den bewußten Ring, den er von der Generalin Decoudras zum Geſchenk erhalten, behalten und erhielt gleichſam als Entſchädigung für die unverdiente Strafe vom Könige durch Vermittelung des Herrn von Vongars eine mit Jérômes Bildniſſe geſchmückte Tabatière. Der Letztere kam mit gelindem Schreck weg. Nachdem der Chef der hohen Polizei ihm erklärt hatte, daß er in Folge jenes unverantwortlichen Hausdiebſtahls, begangen an ſeiner Nichte, zu neunmonatlicher Zuchthausſtrafe und während dieſer Haft auf ſpeciellen Befehl Seiner Majeſtät zu künſtlicher Abrichtung junger Flöhe verurtheilt ſei, fing der verkruſtete Sünder wie ein altes Weib zu winſeln an.

— Und warum gerade nur Flöhe abrichten? fragte der Spitzbube.

— Der König wünſcht Deine dreſſirten Zöglinge ſeinem Freunde Vigault-Lebrun nach Paris zu ſchicken, um ihm den Beweis zu liefern, daß er nicht der Einzige iſt, welcher im Stande iſt, einen Floh zum Aufſpannen eines Regenſchirmes abzurichten...

— Das iſt ja unmöglich! ſchrie Nicodem.

— Du wirst uns das Gegentheil beweisen, entgegnete Herr von Bongars. Wir werden Dich bei Wasser und Brod so lange gefangen halten, bis Du uns Allen beweisen wirst, daß einem Gauner Deiner Art nichts unmöglich ist.

Nicodem wollte sich die Haare ausraufen. Bald aber besann er sich, daß diese Prozedur der Verzweiflung jetzt zu spät komme. Er legte sich wieder aufs Heulen und heulte dergestalt, daß selbst ein so versteinerter Herzkasten wie der unseres würdigen Polizei-Chefs, endlich gerührt und mürbe wurde.

— Höre auf zu heulen, alter Schakal! Du hast mehr Glück als Verstand. Deine gute Nichte Elisabeth, die, beiläufig erwähnt, heute Nachmittag zum Ehrenfräulein der Königin ernannt worden ist, hat bei Seiner Majestät dem Könige ein Wort der Fürsprache für Dich alten Schurken eingelegt und in Folge ihrer fußfälligen Bitte hat unser erhabener Herr und Gebieter Dich — denke Dir Dein wahrhaft unverschämtes Glück! — vollständig begnadigt und durch seine bei Dir übel angebrachte Großmuth unser schönes, nagelneu erbautes Zuchthaus um einen seiner würdigsten Candidaten gebracht . . .

— Ich bin also wieder gänzlich frei und darf nun wohl auf meinen alten 26jährigen Posten auf der Löwenburg zurückkehren? fragte der begnadigte Schurke.

— Letzteres, lieber Onkel, darfst Du nicht. Seine

Majeſtät hat aus Rückſicht für Deine Nichte, die morgen früh als Kammerdame der Königin zu ihr ins Schloß zieht, Dich von ſeinem Capri nach Seeſen allerhuldreichſt zu verbannen geruht.

— Nach Seeſen? Was ſoll ich dort?

— Der Friedensrichter Vege zu Wolfenbüttel hat dort ein Paar hundert Schritte vor der Stadt eine ſchwefelhaltige Quelle, dort das faule Loch genannt, entdeckt. Dich hat der König dazu auserkoren, der Hüter jenes faulen Lochs, der Inſpektor der neuen Bade-Anſtalt zu werden, die Herr Vege dort im Laufe des nächſten Jahres ins Leben rufen ſoll.

— Und iſt dies Alles, was ich für meine 26jährigen treuen Dienſte zu erhalten habe? fragte der freche Patron.

— Genügt Dir dies nicht, Muſter der Treue und Ehrlichkeit, dann will ich Dich lieber, auf meine eigene Verantwortung, in ein Spinnhaus oder eine Tretmühle ſchicken.

— Dann gehe ich lieber nach Seeſen.

— Unten harrt bereits ein Wagen, der noch heute, und zwar jetzt gleich, Dich an den Ort Deiner neuen Wirkſamkeit bringen ſoll. Grüße von uns das faule Loch und wenn ich Dir zum Abſchiede noch ein Paar gute Rathſchläge ertheilen darf, ſo ſind es die, wenn Du Deine Freiheit liebſt, komme nicht ſo bald nach Kaſſel, und laſſe Dir, wenn Dir Deine Geſundheit am Herzen liegt, erſt im Frühjahr oder

Sommer die Haare ſchneiden, damit Dein ehrwürdiger Scheitel nicht erfriert. Nun reiſe mit Gott, braver Onkel! Mein polizeilicher Segen begleitet Dich überall! —

XXII.

Eliſabeth bezog das Schloß zu Kaſſel. Die Königin nahm ſich, auf Rath ihrer klugen Vertrauten, des neuen Ehrenfräuleins mit ſo viel ungeſchminkter Huld und Güte an, daß ſie durch ihr liebevolles Benehmen gegen ihre Nebenbuhlerin den Verdacht eines Einverſtändniſſes zwiſchen Eliſabeth und Jérôme gänzlich beſeitigte und dadurch tagtäglich mehr und mehr die Zuneigung ihres Gemahls und die innigſte Liebe und Bewunderung ihrer Ehrendame gewann, die ſich mit der ganzen Hingebung ihres treuen Herzens ihrer mütterlichen Freundin anſchloß. Eliſabeth war ruhig, aber keineswegs glücklich. Sie liebte den König und dennoch ſuchte ſie ihn, aus Achtung und Anhänglichkeit für deſſen Gattin, jetzt mehr fern von ſich zu halten als früher, wo ſie der Königin gegenüber keine andere Verpflichtung gehabt hatte, als die, Alles zu vermeiden, was öffentliches Aergerniß erregen konnte. Sie ſah Jérôme jetzt, wo ſie ſich in der nächſten Nähe ſeiner Frau befand, weit ſeltener, als bis dahin auf der Löwenburg. Es verging zwar kein Augenblick,

ohne ſich mit ihm zu beſchäftigen und, eingedenk ſeiner Liebe, ſeiner mit gleicher Liebe zu erinnern; aber ängſtlicher als je vermied ſie ſeine Nähe, um die Wunde ihres Herzens nicht zu vergrößern und ihrer mütterlichen Freundin nicht Anlaß zu neuem Verdachte zu geben. Sie ging, wenn ſie ihn kommen ſah, und zog ſich in die Zimmer der Königin zurück, um dort ihrem Kummer, ihren Thränen ungeſtört freien Lauf zu laſſen. Schlaflos durchweinte ſie manche lange Nacht und rieb durch dieſen heimlichen Gram, der ſie peinigte, die letzten Reſte ihrer durch Hektik gebrochenen Lebenskraft auf. Eliſabeth ſank zum bleichen Schatten herab. Freiherr von Perſonne beſuchte ſie täglich und verſuchte, als er ſie trotz ihrer Schwäche ſo ſtark und gefaßt fand, ſie allmählig mit dem Gedanken an ihr nahes Ende vertraut zu machen.

— Der Tod, ſagte ſie zu ihm, hat nichts Schreckliches für die, welche ſich unglücklich fühlen. Ich ſehe in ihm einen tröſtenden Freund, der mit mildem Lächeln an mein Schmerzenslager tritt, um mit leichtem Kuſſe die rothgeweinten lebensmüden Augen zuzuſchließen und meine ſchmerzzerriſſene Seele hinüberzutragen in eine ſchönere Welt, in der wir aus Lethes Strom den Balſam der Vergeſſenheit ſchlürfen und das verſchmerzen, was wir hier auf Erden, verdient oder unverdient, gelitten haben. Nur dann hätte der Gedanke an ein Jenſeits nichts Tröſtliches für mich, wenn ich wüßte, daß meine unſterbliche Seele die Erinnerung an jene unzähligen Schmerzen, die ich hier bis auf die

Neige durchgekostet habe, mit hinübernähme und daß jene tausend blutigen Wunden, die uns hier das Schicksal geschlagen hat, auch dort nicht vernarben, sondern beim Anblicke gewisser Erscheinungen, beim etwaigen Wiedersehen gewisser uns und unserem Herzen theueren Persönlichkeiten stets von Neuem aufbrechen und auf diese Weise unsere irdische Qual endlos verlängern. Eine Fortdauer mit dem vollkommenen Bewußtsein alles dessen, was unsere Seele hier geduldet und gelitten hat, wäre allerdings schrecklich, doch glaube und hoffe ich, daß der Mensch mit der irdischen Hülle auch die Fülle seiner irdischen Schmerzen abstreift und ohne die Erinnerung an das Diesseits, eintritt in das große unbekannte, ewige Reich, in welchem es Tage ohne Nächte, und Augen ohne Thränen, und Herzen ohne Gewissensbisse giebt.

Doktor Personne glaubte an kein Jenseits.

— Vorbei ist vorbei, sagte er stets. Der Tod heilt alle unsere Wunden.

— Dann ist er mir herzlich willkommen! sagte Elisabeth und schöpfte, wenn sie allein war, Trost aus den rauschenden Harmonien ihrer Harfe, die ein treue Dolmetscherin ihres gramerfüllten Herzens, unter ihren Händen einen unbeschreiblichen Ausdruck wehmüthiger Freude und freudiger Wehmuth ausströmen ließ in die Seele der singenden Jungfrau, die in manchem Augenblicke ihres tiefempfundenen Leides einem Bilde der Mater dolorosa, der schmerzhaften Mutter Gottes, der heiligen Jungfrau Maria glich, deren Brust

von ſieben Schwerdtern, die eben ſo viele Schmerzen bedeuten, durchbohrt iſt.

Aber keiner dieſer ſieben Schmerzen war groß und ſcharf genug, um ſich zu meſſen mit dem einzigen unendlichen Weh, das den Buſen dieſer Dulderin zerfleiſchte, denn welcher Gram, welches Leid wäre ſchmerzlicher als das tauſendfach geſchliffene Stilet hoffnungsloſer Liebe, jener Liebe, die ihr Ziel beſtändig vor Augen hat und es nie, weder hier noch dort, jemals erreichen kann. Eliſabeths Schmerz hatte weder Ufer noch Grenze.

— Der König wird mich lange überleben, ſagte ſie zu ſich. Mein Tod wird ihn tief betrüben, ich weiß es; doch dieſer Schmerz, den ihm mein frühes Hinſcheiden bereiten wird, hat — faſt ſchäme ich mich, es mir ſelbſt einzugeſtehen — etwas Troſtbringendes für mich. Wie lange aber wird er ſich meiner erinnern? Wird er mich vielleicht nicht eben ſo ſchnell und vielleicht viel ſchneller noch vergeſſen, als ich den kurzen Traum meiner erſten Liebe, jenen Hieronymus vergaß? Aber war dies wohl meine Schuld? Betrog, verrieth er mich nicht? Ich aber habe den König nicht betrogen . . . ich habe Jérôme geliebt und werde ihn ewig lieben, ſelbſt jenſeits des Grabes, wenn es dort ein Leben mit Bewußtſein giebt. Und wenn alle Seelen einſt erlöſt werden aus dem Fegefeuer, meine Qual wird, ſo lange mir die Erinnerung an ihn bleibt, ohne Ende ſein, wie Zeit und Raum. Nach Jahrtauſenden wird mein Herz für ihn ganz daſſelbe empfinden, was

es jetzt in diesem Augenblicke für ihn und ausschließlich nur für ihn fühlt: wahre, reine, unendliche Liebe!

Und krampfhaft griff sie in die Saiten ihrer Harfe und sang dazu zitternd wie ein sterbender Schwan:

„Ach, die Liebe giebt uns Leben,
Und das Leben giebt uns Leid,
Aber Leid und Liebe geben
Uns des Lebens Seligkeit!"

Einen Augenblick später kam der Kammerdiener. Er brachte einen Brief aus Baltimore. Und hastig erbrach sie das Siegel. Joseph Grün schrieb seiner vielgeliebten Schwester:

„Ich beeile mich, Dir mit wenigen Zeilen anzuzeigen, daß der gütige Gott das heiße inbrünstige Flehen meines Herzens erhört und mich, Deinen Bruder, der Dich mehr als sich selber liebt, zum Glücklichsten der Sterblichen der alten und neuen Welt gemacht. Lea Oglivy, meine reizende Quäkerin, hat den stillen Seufzern meiner unbegrenzten Liebe zu ihr großmüthig Gehör geschenkt und mich vorgestern — Sonntags Vormittag, als wir aus der Kirche zusammen nach Hause gingen — durch das offene Geständniß ihrer heißinnigen Gegenliebe dergestalt überrascht, daß ich aus Freude darüber fast den Verstand verlor und tausendmal entzückter wie jener Robinson Crusoe war, als er und sein treuer Freund Freitag den unermeßlichen Schatz, den unbezahlbaren Goldklumpen fand. Meine Lea ist mehr als dies: sie ist das größte Juwel der neuen Welt, eine Perle ersten Ranges, um deren Liebe

ganz Baltimore mich armen Teufel mehr beneidet, als den größten Millionär um ſeinen elenden Mammon. Geſtern Abend haben Vater und Mutter ihre Einwilligung zu unſerer Verlobung gegeben. In drei Monaten feiert Dein unbeſchreiblich glücklicher Bruder ſeine Hochzeit. Dabei darfſt Du durchaus nicht fehlen. Ich rechne darauf, theuere Schweſter, daß Du gleich nach Empfang dieſer Zeilen Deine kleinen Angelegenheiten ordneſt und ohne Aufſchub nach Hamburg fährſt, um von dort mit dem erſten Schiffe herüberzueilen in die Arme Deines Joſephs und ſeiner lieben, ſchönen, ſüßen Braut, welche die Ankunft ihrer zukünftigen Schwägerin kaum erwarten kann. Dabei überſendet Dir mein Schwiegervater eine Anweiſung an ein Hamburger Bankierhaus, bei welchem Du gleich bei Deiner Ankunft fünfhundert Dollars zu Deiner Reiſe nach Amerika erheben kannſt. Nicht wahr, liebe Schweſter, Du kommſt? Denn was könnte in Kaſſel Dich zurückhalten? Unſer Onkel Nicodem gefällt mir nicht. Ich halte ihn für einen Heuchler. Ein Anderer, und wärs der König ſelbſt, wird Dich nicht abhalten können, dem Rufe Deines Bruders der Einladung ſeiner engelfrommen Braut und ihrer guten Eltern zu folgen, die Dich in Gedanken umarmen und Dich lieben und pflegen wollen wie ihre eigene Tochter. Meine Lea wird Deine Schweſter ſein. Auch Rahel freut ſich auf Deine Ankunft wie ein Kind auf den heiligen Chriſt. Wir werden eine große Familie bilden. Du, Eliſabeth wirſt unſer Abgott ſein; wir werden Dich auf Händen tragen und uns bemü-

ben, Dich bald vergessen zu machen, daß Du mir zu Liebe Deine Heimath aufgeopfert und unter fremdem Himmel Dir einen neuen Heerd gegründet hast. Also eile, eile, meine angebetete Schwester. Verliere keinen Tag, keine einzige Stunde . . . wir Alle erwarten Dich mit Sehnsucht!

„Eine zweite Anweisung auf dreihundert Thaler, ausgestellt auf ein Kasseler Haus, ist für unsern Onkel bestimmt, dem wir trotz seines etwas mehr als zweideutigen Charakters Verbindlichkeit schuldig sind für alles Gute, was er namentlich Dir erwiesen hat. Grüße ihn herzlich von uns Allen und sage ihm, daß wir durch diese kleine Unterstützung einen geringen Theil unserer Schuld an ihn abtragen. Vater Ebenezar ist ein wahrer Engel. Er liebt Dich, ohne Dich zu kennen. Wie gut wird er dann erst Dir werden, wenn er sich überzeugt, wie würdig Du seiner Liebe bist! Also spute Dich, meine liebe Schwester. Lea zählt die Wochen und Tage. In zwei Monaten kannst Du bei uns sein.

„Tausend Grüße von der Wittwe Bonaparte. Der Brief, den ihr Gemahl, freilich nur auf Deine Anregung, an sie geschrieben, hat den letzten Funken von Groll, wenn ihr edles Herz dessen überhaupt fähig gewesen wäre, erloschen und der trauernden Frau und ihrem Knaben, den sie bis zur Abgötterei liebt, großen Trost und süße Beruhigung gewährt. Sie fühlt sich, indem sie weiß, daß der Mann, den sie noch immer liebt, bisweilen auch an sie zurückdenkt, so glücklich, als

ſie es in ihrer Lage zu ſein vermag. Am letzten Sonntage beſuchte ſie mit uns und dem kleinen Jérôme die Kirche. Sie kniete vor dem Altare des Herrn ... der Kleine faltete andächtig die Hände ... Und Beide baten wie aus Einem Munde: Gott erhalte uns unſern guten Vater!

„Mutter und Sohn laſſen ihn grüßen. Auch ich empfehle mich dem Könige und bitte und beſchwöre ihn, wenn er dieſe Zeilen lieſt, bei Dir für den fernen Bruder ein Wort der Fürbitte einzulegen und Dich, die Du zur Vollſtändigkeit meines Glückes gehörſt, zu bewegen, ihn und Kaſſel je eher je lieber zu verlaſſen und ungeſäumt in die Arme Deiner neuen, Dich ſehnſüchtig erwartenden Familie zu eilen. Hier, Eliſabeth, wirſt Du Ruhe finden. Mein Herz ſagt mir, daß Du in den Armen Deines Bruders, Deiner beiden Schweſtern und Deiner Pflegeeltern ſchneller geſunden wirſt, als dort in der Nähe eines Hofes, deſſen König eine Neigung zu Dir hegt, die zu nichts Gutem führt und Deine ſchwachen, ohnehin angegriffenen Kräfte unfehlbar aufreiben muß. Reiße Deine Liebe zu ihm mit allen Wurzeln und allen Faſern aus; zeige Dich ſtark in der Entſagung. Bedenke, wie namenlos unglücklich Du ſeine Frau und Dich ſelber machſt. Denke, Du hätteſt ihn nie gekannt. Bemühe Dich, Eliſabeth, ihn zu vergeſſen. Der Menſch kann, was er will. Und warum ſoll er nicht auch vergeſſen können, wenn er vergeſſen will? Du mußt ihn vergeſſen, meine Schweſter! Sonſt biſt Du nicht Eliſabeth mehr! Komm, komm,

eile zu uns herüber. Hier wird Dein krankes Herz gesunden!

„Ich küsse Dich, meine fromme Schwester, und wünsche, daß dieser Brief Dich so wohl antreffen möge, als er mich und die Meinigen verlassen hat. Lea ist noch schöner als Du. Der Gedanke an sie macht mich schwindelig. Hand und Feder zittern mir . . . wahrlich, liebe Elisabeth, ich muß schließen. Bald, sehr bald, hofft Dich zu umarmen

Dein Dich ewig liebender Bruder
Joseph Grün.'

„Eine Stunde später. Ich habe meiner Braut diesen Brief vorgelesen und sie hat mich ersucht, einige Zeilen hinzufügen zu dürfen. Ach, ahntest Du, wie gut sie ist, Du würdest sie schon jetzt liebgewinnen. Lebt denn noch unser kleines Kanarienvögelchen? Grüße den lieben kleinen Kerl; vergiß ja nicht, ihn mitzubringen, und gieb ihm von jetzt an tagtäglich ein Stückchen Zucker . . . im Namen des glücklichsten aller Bräutigame."

„Meine liebe Schwester!

Auch ich grüße Dich von ganzem Herzen und wünsche nichts sehnlicher, als Dich so bald als möglich an mein Herz zu drücken, um Dir mündlich zu sagen, wie sehr Du uns allen und namentlich mir willkommen bist. Ich richte bereits ein Stübchen für Dich ein, in welchem Du schlafen sollst. Wir wollen Dich pflegen wie unsern Augapfel und bald wirst Du uns

lieben müſſen, magſt Du es wollen oder nicht. Ich ſchicke Dir eine Locke meines Haares. Schweſter Rahel ſendet Dir ein Immergrün. Vater und Mutter laſſen Dich grüßen. Nun aber komme, meine ſchöne Schweſter, denn drei Monate ſind bald vorüber und ich kann es nicht erwarten, Deinen Bruder meinen Mann zu nennen. Bleibe gut Deiner Dich liebenden Schwägerin

Lea Oglivy.

P. S. Nicht wahr, ich ſchreibe recht ſchlecht?"

XXIII.

Pigault-Lebrun an Seine Majeſtät den König.

„Seit meiner gezwungenen Rückkehr nach Paris habe ich nichts von mir hören laſſen. Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie mein langes Schweigen als Pflichtvergeſſenheit betrachten wollten. Ich bin noch immer der Alte, und es vergeht kein Tag, keine Stunde, ohne mich der ſchönen Zeit zu erinnern, die ich in Kaſſel und auf Ihrem Capri in Ihrer unmittelbaren Nähe zu verleben ſo glücklich war. — Seit meiner Abreiſe von Ihrem Hofe hat ſich hier Vieles geändert. Der Kaiſer hat mich bald nach meiner An-

kunſt in Paris zum Salinen-Inſpector ernannt. Aus langer Weile habe ich in aller Eile eine junge, ziemlich hübſche und nicht unbemittelte Wittwe geheirathet, welche Melanie heißt und ſich bereits in geſegneten Umſtänden befindet. Sie ſehen, daß ich mich ſpute. Wenn meine Frau, die auch Eurer Majeſtät gefallen würde, mich mit einem Sprößlinge männlichen Geſchlechts beſchenkt, dann müſſen Sie Ihrem alten Freunde die kleine Gefälligkeit erweiſen, den jungen Weltbürger aus der Taufe zu heben; der kleine Vigault-Lebrun erhält dann, wie ſich dies von ſelbſt verſteht, den Vornamen „Jérôme“. Wird's ein Mädchen, dann muß es ſchlechterdings „Eliſabeth“ heißen. Apropos, Sire, was macht Mademoiſelle Grün?, Freund Murhard, Redacteur Ihres „Moniteur“, ſchickt mir aus alter Collegialität ſeine Zeitung, und aus einer der letzten Nummern derſelben habe ich mit großer Genugthuung erfahren, daß die Königin ihre Nebenbuhlerin — o, wie ſchlau! — zum Ehren- und Kammer-Fräulein ernannt, und daß Seine Majeſtät Mademoiſelle Grün in die Reihe der Ordensritterinnen des Sternkreuzes der heiligen Eliſabeth aufgenommen hat. Hieraus wage ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß den Schluß zu ziehen, daß Sie nicht mehr berechtigt ſind, mich Hans Narr oder Mehemet Schulze zu nennen, denn ich laſſe mir nicht länger einreden, daß die „Jungfrau von Göttingen“ noch immer die keuſche Artemiſia ſpielt und Ihren königlichen Seufzern kein Gehör ſchenkt. Ein ſolcher Blödſinn wäre in meinen Augen mehr als ſtraf-

bar; er wäre geradezu abgeschmackt und lächerlich. Frauen, welche lieben, scheuen kein Opfer. Nur Kokketten halten uns durch leere, windgefüllte Versprechungen hin, um durch ihre wohlberechnete Kälte unsere Gluth zu verdoppeln; ich, alter Praktikus, ich kenne dies! Sire, wenn diese prüde Deutsche sich — woran ich aber ganz ergebenst zweifle — bis jetzt noch nicht sollte ergeben haben, dann ertheile ich Eurer Majestät den wohlgemeinten Rath, sich von ihr nicht länger bei Ihrer erlauchten Nase herumziehen zu lassen und ihr den Laufpaß zu geben. Meine Melanie gefällt mir darin besser. Sie sah mich und . . . ergab sich.

„Vor einigen Tagen habe ich einen neuen Roman unter dem Titel: „Une Macédonie“ vom Stapel laufen lassen, und gestern Morgen — wieder aus Langeweile — ein neues Werk: „Fanchette et Honorine“ in Angriff genommen. Mein gutes Weib findet Alles, was ich schreibe, wunderschön. Umgekehrten Falles ließe ich mich augenblicklich von ihr scheiden, denn Frauen, welche unsere Talente nicht bewundern, lieben uns nicht, denn nach meiner Ansicht giebt's keine Liebe ohne Bewunderung. Wie denken Sie über diesen Punkt?

„Auch mein jüngerer Bruder, Kaufmann in Calais, hat den lächerlichen Einfall gehabt, sich auf die Schriftstellerei zu werfen und, weil's mit dem Handel nicht gehen will, als homme de lettres sein Glück zu versuchen. Der eitle Schlingel ist mit einem vierbän-

digen Romane „Isaure d'Aubigné," einem schauerlichen Machwerk à la Anne Radcliffe aufgetreten und hat, um ja nicht mit seinem ältern Bruder verwechselt zu werden, den Namen „Pigault-Maubaillarcq" angenommen. Maubaillarcq ist ein „Schiff der Wüste." Die Araber nennen so ihre Kameele. Mein Bruder ist ein kolossales Kameel!

„Der Ihrige — ich meine den ci-devant kleinen Korporal befindet sich wohler, als manchem seiner Feinde lieb ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß seine Freundschaft mit dem Kaiser von Rußland nicht von langer Dauer sein wird. Ein neuer Krieg ist fast unvermeidlich. Napoleon rüstet sich in aller Stille. Im nächsten Jahre giebt es Krieg! Heißen Sie mich Hans Narr, wenn er nicht nach Rußland zieht.

„Seine zweite Frau, die Oesterreicherin Marie Louise, ist beim Volke weit weniger beliebt, als Josephine von Beauharnais, die sein „guter Stern" gewesen war. — Gestern (am 20. März 1811) wurde Erstere von einem Thronerben entbunden, der schon vor seiner Geburt zum „König von Rom" ernannt worden ist. Die gute Stadt Paris hat dem Kleinen eine silberne Wiege geschenkt. Die arme Josephine lebt in Malmaison. Und noch immer liebt sie ihn. Ach, ich begreife nicht diese Weiber! Je mehr wir „Herren der Schöpfung" sie mit Füßen treten, desto mehr lieben sie uns. Melanie ist rasend verliebt in mich. Und warum? Weil ich sie bisweilen etwas maltraitire. Ich bitte, merken Sie sich das!

„Ihr Bruder Louis lebt mit seiner Hortense — wie man hört — sehr unglücklich. Seit dem Augenblicke*), in welchem er zu Gunsten seines Sohnes dem Throne von Holland entsagte, leben sie zusammen wie „Katze und Maus". In Kurzem will er nach Deutschland gehen und sich unter dem Namen eines Grafen von Saint-Leu in Oesterreich — wie man sich hier erzählt — zu Grätz in Stevermark niederlassen. Seine Ehe ist darum eine so unglückliche, weil er gleich von Anfang „gegen den Liebling des Kaisers" viel zu nachsichtig war und allzu sehr durch die Finger sah. Die Frauen wollen gern tyrannisirt werden. Ich bitte, vergessen Sie dies nicht!

„Viel glücklicher lebt Ihr älterer Bruder Joseph mit seiner reichen Kaufmannstochter Julie Clary, die bei den Spaniern beliebter als ihr königlicher Gatte ist, dessen Thron, beiläufig erwähnt, seit der Schlacht von Ocanna**) auf höchst wackeligen Füßen steht.

„Ihr Bruder Lucian lebt seit Dezember vorigen Jahres als Kriegsgefangener in England. Er spielt dem Kaiser gegenüber noch immer den Republikaner und will von einer Aussöhnung mit dem Hofe der Tuilerien durchaus nichts hören. Er liebt seine schöne, liebenswürdige Jouberteau seit sieben Jahren mit wahrhaft fabelhafter Treue.

---

*) 1. Juli 1810.

**) 19. November 1809.

„Von Ihren Schwestern weiß ich Ihnen nur wenig Neues zu berichten.

„Die Prinzessin Borghese, „auch ein Liebling des Kaisers", die weit lieber am Hofe Ihres Bruders, als an dem Duodezhöfchen ihres „langweiligen Camillo" lebt und, wie Ihnen bereits bekannt sein wird, Napoleons Verheirathung mit Marie Louise — Sie werden leicht begreifen warum? — nicht gebilligt, hat sich in den letzten Tagen gegen die Mutter des Königs von Rom dergestalt benommen, daß Napoleon sich gezwungen sah, sie von seinem Hofe zu verbannen. Madame Pauline lebt seitdem in Neuilly.

„Ihre Schwester Elise, Großherzogin von Piombino und Lucca, schwärmt noch immer für den geistreichen Ritter Boufflers und für den gelehrten Marquis de Fontanes, den — vielleicht nur aus diesem Grunde — Ihr kaiserlicher Bruder zum Großmeister der Pariser Universität ernannt hat.

„Ihr Schwager Murat, der ritterliche König beider Sicilien*), der seit einiger Zeit mit dem Kaiser auf etwas gespanntem Fuße lebt, hat in seinem göttlich schönen Neapel eine ziemlich ernste Liebschaft mit einer italienischen Seiltänzerin, Namens Teresa Po, angeknüpft, die er, wie man sich hier allgemein erzählt, zur Fürstin von Capri erheben will, worüber Ihre Schwester Caroline, gelind ausgedrückt, verzweifeln will, da sie

*) Seit dem 1. August 1808.

von Natur eiferſüchtig und heftig wie ein Dragoner ſein ſoll. Beſagte Tereſa iſt dieſelbe, die ſeit Kurzem in Folge einer Barcarole, welche ein Reimſchmied ihr zu Ehren gedichtet hat, nicht blos im Munde von ganz Neapel, ſondern von halb Italien lebt, denn alle Welt ſingt jetzt das reizende Gondellied:

„Addio, Teresa, Teresa, addio
Al mio ritorno ti sposero.“

„Der große „Löwe von Ajaccio“ hat dem überaus eiteln Joachim wegen des theatraliſchen Coſtüms, in welchem er ſich jetzt mehr als je zu gefallen ſcheint, den Spitznamen „Franconi“ beigelegt. Der gute Murat verdient dieſen „Kunſtreiter-Namen“ nicht wegen ſeiner tollkühnen Bravour auf dem Pferde, ſondern mehr wegen ſeines äußerſt ſpaßigen Anzuges, denn er trägt noch immer gelbe Stiefel, ſcharlachrothe, mit handbreiten Goldtreſſen beſetzte Hoſen, einen kurzen, königsblauen, mit Pelz verbrämten Wamms und ein ſchwarzes Sammet-Barret, auf welchem ſich ein Wald bunter Straußfedern hin und herwiegt. Seine neapolitaniſche Majeſtät, empört über den Spotnamen, den ihm der Kaiſer aufgebracht, hat dafür Revanche genommen und Letzterem den Beinamen „Löwe von Ajaccio“ gegeben.

„Ihr guter Onkel Feſch, der — Gott weiß weshalb — das Erzbisthum Paris ausgeſchlagen hat und ſeitdem bei ſeinem kaiſerlichen Schwager in Ungnade gefallen iſt, ennuyirt ſich als „Archevêque de Lyon“

wie ein Nachtwächter im Quartier Marais zu Paris. Zum Zeitvertreibe hält er sich eine halbe Mandel hübscher Maitressen, darunter eine langbeinige streckfüßige Tänzerin, die unlängst von Zwillingen entbunden worden ist, welche seine Eminenz aus der Taufe gehoben hat.

„Fouché lebt mit der Schauspielerin M[illegible] Unser Ex-Minister Chaptal, der außer seinen drei [illegible] frauen (von Zweien hat er sich scheiden lassen), sich fünf Geliebte hält und früher für Mademoiselle Georges geschwärmt hat, will sich, einem on dit zu Folge, jetzt von seiner dritten Frau trennen und die Schauspielerin Bourgoin heirathen. Margaretha Georges, die frühere Flamme des großen Napoleons, gastirt jetzt in Petersburg, wo Kaiser Alexander der Nachtreter des großen Chemikers und kleinen Korporals ist.

„Das Allerwichtigste hätte ich beinah' vergessen. Der Kaiser soll über Sie in hohem Grade aufgebracht sein, daß er trotz seines streng gemessenen Befehles noch immer nichts Bestimmtes über die Leibesbeschaffenheit Ihrer Frau Gemahlin erfährt. Ich bitte, beeilen Sie sich, Sire, denn es ist Gefahr im Verzuge. — Auch rathe ich Ihnen größere Vorsicht an, denn mehr als je sind Seine Majestät gerade jetzt von Mouchards jeder Gattung umringt. Einer Ihrer eifrigsten Angeber ist, wie ich vom Grafen Real weiß, der Chef Ihrer eigenen Polizei und der französische Gesandte an Ihrem Hofe. Letzterer schöpft seine geheimen Mit-

theilungen aus einer ziemlich trüben Quelle, aus der auch Sie noch dann und wann zu schöpfen geruhen; ich meine Ihren Abendstern, Mademoiselle Héberti. Hüten Sie sich vor diesem scrophulösen Balge; sie ist Spionin des Grafen Reinhard und Graf Reinhard ist ein Mouchard Talleyrand's.

„Zum Schlusse eine nagelneue Neuigkeit, die hier großes Aufsehen macht, und auch Eure Majestät interessiren wird. Sie erinnern sich des Journalisten Gabriel Peltier, der beim Ausbruch der Revolution die „Actes des Apôtres", später (von 1794 bis 1802) eine Zeitschrift unter dem Titel „Paris"*) erscheinen ließ und dann, der eingefleischteste Feind Napoleons, nach London floh, wo er seit 1803 den „Ambigu" herausgiebt und nicht müde wird, den Kaiser durch die Hechel seines Witzes zu ziehen! Eh bien, diesen Gegner Ihres Bruders hat der Kaiser von Hayti, der schwarze Christoph, vor Kurzem zu seinem Geschäftsträger am Hofe zu St. James ernannt. Der „boshafte Journalist-Ambassadeur" hat hierauf einen sehr pikanten Vergleich gezogen zwischen dem Empereur jaune (wie er Ihren Bruder nennt) und Sa Majesté noire (wie er seinen Freund Christoph nennt), eine Parallele, die natürlich sehr zu Gunsten des Letzteren ausgefallen ist, der ihm dafür hundert Säcke Kaffee und eben so viele Ballen Zucker geschickt haben soll,

*) Es erschienen davon 250 Nummern, welche zusammen 35 Octavbände bilden.

während die gelbe Majestät darüber Feuer und Flamme speit und mit einem zweiten Preßprozesse droht, den er jedoch gewiß eben so sicher als den ersten verlieren wird, bei welchem Freund Peltier sich von dem berühmten Rechtsanwalt Mackintosh vertheidigen ließ. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß kein Mensch auf Gottes Erdboden Ihrem Bruder so verhaßt ist, wie Freund Gabriel, der seiner kaiserlichen Eitelkeit fortwährend die empfindlichsten Rippenstöße versetzt. Niemand haßt mehr die freie Presse, als der Kaiser, der in ihr die „quatrième puissance de l'état" erblickt, und vor einem einzigen Preßbengel mehr als vor hundert Feuerschlünden zittert. Er ist eitel bis zum Excess. Jeder, der ihm ein Buch dedicirt, wird kaiserlich belohnt. Nach der Aussage Duroc's haben seit vergangenen Weihnachten 96 Deutsche und 71 Italiener und nur 66 Franzosen ihre Werke dem Kaiser zugeeignet. Einem darunter, dem Italiener Ranicetti, der ihm eine genealogische Tabelle überreichte, auf welcher er bewies, daß die Familie Buonaparte vor ihrer Auswanderung von Toscana nach Corsika, die vor vierhundert Jahren erfolgt war, mit dem Hause Medicis verwandt gewesen sei, hat er für diese genealogische Lüge 1000 Stück Napoleons, eine lebenslängliche Pension von 6000 Francs geschenkt, und ihm außerdem das Amt eines Bureauchefs im Departement des Innern, einen Posten verliehen, der jährlich 18,000 Francs einträgt.

Vive Sa Majesté, l'empereur jaune! Der Himmel erhalte auch Eure Majestät. Dies ist der sehn-

lichſte Wunſch des „treueſten der Getreuen“, der ſich zu nennen wagt

Ihr Freund und Duzbruder
Vigault-Lebrun.

P. S. Jetzt richte ich auch Kanarienvögel ab.“

XXIV.

Wir kehren raſch zu Eliſabeth zurück.

An demſelben Tage, an welchem ſie den Brief ihres Bruders empfangen hatte, zeigte ſie jene Zeilen dem Könige und erbat ſich, nachdem er in ihrem Beiſein den Inhalt derſelben haſtig durchflogen hatte, von ihm die Erlaubniß, ſo ſchnell als möglich Kaſſel und Weſtphalen verlaſſen und der brüderlichen Einladung nach Baltimore folgen zu dürfen. Seine Majeſtät war darüber namenlos beſtürzt.

— Sie dürfen uns nicht verlaſſen, ſagte Jérôme.

— Und weshalb nicht? fragte das Ehrenfräulein.

— Aus drei Gründen: denn erſtens iſt Ihre Geſellſchaft der Königin ſo unentbehrlich geworden, daß ſie Ihren Verluſt ſchmerzlich vermiſſen würde. Zweitens iſt Ihre Geſundheit, ſeitdem Sie die Löwenburg verlaſſen haben, dergeſtalt angegriffen, daß ſie Ihren Aerzten, der Königin und dem treueſten Ihrer Freunde, Ihrem Vater, Ihrem Bruder — mit Einem Worte

mir, gerechte Beſorgniſſe einflößt, und drittens ... (der König machte abſichtlich eine Pauſe.)

— Und drittens? wiederholte die arme Dulderin ...

— Würde der Schmerz einer ewigen Trennung von Ihnen mich namenlos unglücklich machen ...

— Ich für meinen Theil, wage zu hoffen, daß gerade dieſe gegenſeitige Entfernung, das übervolle Maß unſerer Leiden allmählig mehr und mehr verringern und uns nach und nach mehr beruhigen wird.

— Entfernung ſchwellt die Segel der Sehnſucht. Und was iſt peinigender als unbefriedigte Sehnſucht? Dieſe Trennung würde unſern Schmerz nur vergrößern. Eliſabeth, ich kann nicht leben ohne Dich!

— Denken Sie ſich, ich wäre todt.

— Das iſt ein Troſt, der mich raſend macht! Schon der Gedanke, Dich verlieren zu müſſen, erfüllt mich mit allen Schrecken der Hölle. Ich kann mir kein Leben denken ohne Dich! Meine Seele gleicht der Schlingpflanze, die ſich um den Marmor Deiner Glieder wie Epheu um ein Muttergottesbild rankt. Dein Auge iſt der Mond, der meines Lebens Nacht erhellt, Dein Mund der murmelnde Quell, der mich in ſüßen Schlummer und in holde Träume wiegt. Seele meiner Seele, bleibe bei uns!

— Mich ruft die Liebe meines Bruders ... Wir brauchen uns nicht zu vergeſſen ... Wir wollen uns ſchreiben, häufig ſchreiben. Und täglich, ſtündlich will ich warten am Hafen und harren auf die Ankunft des

Schiffes, das mir von Ihnen Nachricht bringt, und jeder Tag, an dem ich von dem fernen Freunde einen Brief, und wären es zwei Worte nur, empfangen werde, wird für mich ein Fest ungetrübter Freude sein! Für Seelen, die sich innig lieben, giebt's nur scheinbare Entfernung. Die mächtigen Flügel unserer Sehnsucht tragen uns über Meere und Gebirgsketten, über Klüfte und Abgründe; jede Wolke bringt uns traute Grüße, in jedem Vogel begrüßen wir einen Boten der Liebe. Glauben Eure Majestät, daß Elisabeth in Baltimore weniger an Sie denken würde, als hier in Ihrer nächsten Nähe? So nah und doch so fern! Die Ferne wird uns näher bringen. Unsere Gedanken, unsere Briefe werden sich beständig kreuzen und kein Schiff wird von Amerika nach Europa segeln, ohne Ihnen Grüße mitzubringen von der, die in der neuen Welt Sie eben so wenig als in der alten, weder dies- noch jenseits vergessen wird. Sire, lassen Sie mich fort von hier!

— Nicht um alle Schätze der Welt! Ich bin Fürst und habe als Solcher das Recht, jedem meiner Unterthanen die Erlaubniß zur Auswanderung zu verweigern. Ihr König befiehlt Ihnen, zu bleiben!

Die arme Elisabeth zerfloß in Thränen.

— Deine Thränen brechen mir das Herz! Hast Du kein Mitleid mit mir? Sagt Dir nicht eine Stimme Deines Herzens, daß kein zweiter Mensch unter Gottes Sonne Deiner Liebe und Deines Mitgefühls so würdig ist, als ich? Hab' ich nicht auch Mitleid mit Dir?

Liegt mir Deine Gesundheit nicht mehr am Herzen als die Meinige? Elisabeth, Du bist krank, ach sehr krank! Du würdest die Mühseligkeiten und Anstrengungen einer so großen Reise zur See, ohne männlichen Schutz und ganz allein, nicht überwinden können...

— Ich werde meinen Onkel bitten, mich zu begleiten ...

— Dein Onkel bleibt für immer in Seesen und Du, Du bleibst an meinem Hofe, so wahr ich Jérôme heiße und Dich jetzt, seitdem ich Dich leiden sehe, mehr als jemals liebe.

— Und wohin, Sire, führt diese Liebe?

— Mich führt sie zu dem Bewußtsein, daß ein Leben ohne Dich mir unerträglich ist.

— Mich führt diese Liebe ins Grab! sagte Elisabeth, ihre thränenfeuchten Augen zu Boden niederschlagend.

— Dann stirbst Du wenigstens in Kassel und mir, dem Unglücklichen, dem die Qual beschieden ist, Dich überleben zu müssen, bleibt doch wenigstens der Trost, der treue Pfleger Deines Grabes zu sein.

— Ich werde sterben ... bald ... sehr bald ...

— Um so weniger darfst Du uns verlassen. Komm' an mein treues Herz, Elisabeth! Fühle, wie es für Dich schlägt! sagte der König, ihre zitternde Hand erfassend. Dies Herz verlassen, wäre geradezu Verrath!

— Sire, ich erbitte mir drei Tage Bedenkzeit.

— Die sei Dir gewährt; doch erkläre ich Dir im Voraus, daß keine Macht der Erde mich bewegen wird,

Dich zu verlaſſen. Gehſt Du, dann folge ich Dir; dies iſt mein feſter Entſchluß, Eliſabeth, ſagte der König und verließ ſie.

Gleich darauf ſprach er mit Katharina. Die Königin beſprach ſich mit Perſonne.

— Wie lange kann ſie noch leben?

— Höchſtens noch drei Monate, erklärte der Arzt.

— In dieſem Falle muß ſie bleiben!

Und Jérôme's Gemahlin begab ſich zu ihrer Nebenbuhlerin und vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Gatten.

— Du darfſt uns nicht verlaſſen, Eliſabeth, ſagte die Königin. Ich liebe Dich wie meine Schweſter. Willſt Du Liebe mit Undank lohnen?

— Nein, Majeſtät, das will ich nicht. Und weil es Ihr Wille iſt, werde ich — wenn auch das Herz mir bricht — an Ihrem Hofe bleiben.

Und ſchon am andern Morgen ſchrieb ſie ihrem Bruder:

„Zürne mir nicht, mein guter Joſeph. Ich darf, ich kann nicht kommen. Die Königin, die mich zu ihrem Ehrenfräulein ernannt hat, geſtattet mir nicht, ſie zu verlaſſen, und gäbe ſie mir auch die Erlaubniß, ich wäre nicht im Stande, Deiner Einladung zu folgen, denn ich bin krank, ſehr krank, ich leide unheilbar an der Auszehrung und bin gefaßt auf mein nahes Ende. Ach, Joſeph, wenn dieſe Zeilen — ich fühle, daß es die letzten ſind — in Deine Hände gelangen, ruhe ich — mein Herz ſagt es mir — bereits im

Schooße der Erde. Weine nicht um mich, lieber Bruder. Mir wird dann wohler sein als jetzt, denn ich leide, ich leide fürchterlich! Schelte mich, zürne mir, verachte mich. Deine Elisabeth ist auf Alles gefaßt. Ich liebe . . . ich liebe den König! Wohl mir, wenn bald ich sterbe!

„Grüße mir Deine junge schöne Braut. Auch ich schicke ihr eine Locke meines Haares. Gott segne sie, Gott segne Dich! Im Himmel will ich beten für Euch Alle! Vergeßt auch Ihr mich nicht!

„Die Anweisung auf fünfhundert Dollars sende ich Dir dankbar zurück, weil ich das Geld nicht brauche. Die Andere schicke ich noch heute an den Onkel, den der König als Badeinspector nach Seesen versetzt hat.

„Tausend warme Grüße an Elisabeth Bonaparte. Küsse in meinem Namen ihren Jérôme.

„Auf Wiedersehen in einer schöneren Welt!

Elisabeth."

Wenige Tage nach Abgang dieses Briefes nahm Elisabeth's Krankheit einen so bedenklichen Charakter an, daß sie ihr Zimmer nicht mehr verlassen durfte. Morgens besuchte sie Personne, Abends kam Zadig. Beide Aerzte waren darüber einig, daß Elisabeth in der vollsten Blüthe der Hektik, unrettbar verloren sei. Jérôme wich nicht von ihrem Lager. Er erzählte ihr, um die letzten Tage ihres kurzen Lebens aufzuheitern, mit blutendem Herzen die heitersten Schwänke aus den

Tagen ſeiner früheſten Jugend und aus jener Zeit, wo er Schüler im Collège zu Juilly, Schiffslieutenant bei der Expedition nach St. Domingo unter ſeinem Schwager Leclerc, und kreuzender Fregatten-Capitain zwiſchen Martinique und Tabago geweſen war. Er verheimlichte ihr keinen von all' den leichtſinnigen Streichen, die er zuerſt auf Martinique und ſpäter in Baltimore, in Gemeinſchaft mit dem Taugenichts Auguſt Le Camus ausgeführt hatte. Er beichtete ihr alle ſeine Sünden. Schweigend und wehmüthig lächelnd lauſchte ſie der Erzählung ſeiner galanten Abenteuer, während ihre ſchneeweißen Finger mit den braunen Locken ſeiner Haare ſpielten.

So verſtrichen fünf lange traurige Wochen.

Jeden Morgen und jeden Abend, vor dem Schlafengehen, erſchien die Königin, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen und ihr Troſt zuzuſprechen.

— Ich gebe nicht die Hoffnung auf, ſagte Katharina, ſich an Eliſabeth's Lager niederlaſſend und deren Hand erfaſſend. Mein weiſer Jadig verzweifelt noch nicht. Er hofft viel vom Eintritt der beſſern Jahreszeit. Im kommenden Mai begleiteſt Du mich nach Paris. Dort will ich meine junge, ſchöne Freundin meinem Schwager vorſtellen. Der Kaiſer liebt die deutſchen Frauen. Auch Dich, Kind, wird er liebgewinnen. Denn wer könnte Dich ſehen und Dir nicht gut ſein?

Eliſabeth küßte ſchweigend die Hand der Königin.

— Von Paris, fuhr Katharina fort, eilen wir

nach Aix. Dort, an den Ufern der Rhone, im milden Klima, unter dem blauseidenen Himmel der Provence, wird meine traurige, kleinmüthige, niedergeschlagene Elisabeth neue Kraft, neuen Muth zum Leben einathmen und, so Gott es will, noch lange leben zur Freude Aller, die sie so genau kennen wie ich und der König!

— Es ist zu spät! stöhnte Elisabeth.

— Du bist eine kleine Närrin, Elisabeth. Mein Jadig muß dies besser wissen. Der rauhe Winter lastet auf Dir. Der Frühling wird Dir Genesung bringen.

Die Kranke schüttelte schweigend den Kopf.

— Hast Du Lust zum Wetten, Kind? Ich wette, um was Du willst, daß Dir eine schönere Zukunft lacht.

— Das glaube ich selbst, hauchte Elisabeth.

Katharina drückte ihr zärtlich die Hand und wünschte ihr einen ruhigen Schlaf.

Und dieser Wunsch ging in Erfüllung. Die Kranke hatte eine ruhige Nacht. Sie hustete weit weniger als gewöhnlich. Und als sie erwachte, fühlte sie sich neu gestärkt und so wohl, daß sie ihr Lager verließ und sich an den Spiegel setzte, und sich die Haare flocht und sich putzte, als ob unten im Schloßhofe der Wagen harre, der sie nach der Kirche abhole zur Trauung.

Nie sah sie bleicher, nie schöner aus, als an diesem Morgen. Und festlich geschmückt wie eine Braut des Himmels im blauen Florkleide, eine weiße Rose im

dunklen Haar und eine glühende Granatenblüthe am jungfräulichen Busen, nahm sie ihre Harfe und sang das alte, schöne Lieblingslied:

„Treu bin i, treu bleib' i,
Treu hab' i's im Sinn,
Treu bleib' i mei'm Schatzerl,
Bis nit mehr i bin!
Tralara, tralara, rallala."

In demselben Augenblicke kam der König. Die Harfe entglitt ihrer zitternden Hand. Der König beeilte sich sie aufzufangen.

— Wie hast Du geschlafen? fragte Jérôme.

— Gut, sehr gut, heißgeliebter Freund! Ich hatte einen wunderschönen, erquickend-süßen Traum!

— Erzähle ihn mir, meine holde Taube!

— Mir träumte, ich wäre im Himmel gewesen. Unter den grünen Fächern einer blühenden Palme lag ich halb wachend, halb träumend, als sich vom Gipfel der Palme ein in tausend Farben schillernder Paradiesvogel auf meine Schulter herabließ und mir die Worte in's Ohr flötete: Erwache, erwache, er kommt, er kommt! Wer kommt? fragte ich meinen Vogel; der Engel, der Dich erlösen will! — Wo ist er? fragte ich aufspringend. Er steht vor Dir, erwiderte der Vogel. Und in diesem Augenblicke hatte sich die Königspalme in einen Seraph verwandelt, in welchem ich den Mann erkannte, den ich auf Erden mehr als mich selber geliebt, und den ich angebetet habe mit reiner, heißer, unvergänglicher Gluth. Jérôme! rief ich entzückt und

flog in seine Arme, die er mir entgegenhielt. Er drückte einen Kuß auf meine Stirn, nahm mich auf seine Adlerschwingen und trug mich schneller als der Zickzack des Blitzes, durch Myriaden lichtumflossener Himmel an eine silberhelle Welle, aus der meine Seele die Lethe aller irdischen Leiden und den Nectar endloser Himmelsfreuden mit so hastigen Zügen trank, daß ich berauscht in meines Seraphs Arme sank. Jetzt bin ich Dein für immer! rief mein Erlöser. — Nun bist Du mein auf ewig! jubelte ich laut auf, und unsere beiden Seelen vereinten sich unter den Aeolsklängen unbeschreiblich süßer Sphärenmusik in Eine Flamme. Im Augenblicke seliger Vereinigung erwachte ich.

— Dieser Traum wird einstens Wahrheit werden. Wir werden uns wiedersehen dort oben.

— Dies hoffe, dies wünsche auch ich! Aber bevor ich von dieser Erde scheide, müssen Eure Majestät Ihrer Elisabeth noch eine Bitte, die letzte, erfüllen.

— Sprich, holder Engel, was soll geschehen?

— Sorgen Sie dafür, daß man mir Ihr Bild und jenes Gesangbuch, das Sie mir geschenkt, mit in meinen Sarg lege. Ihr Bild soll auf meinem Herzen, mein Haupt auf jenem Buche ruhen. Wollen Sie mir dies versprechen, Sire?

— Ich gelobe, Deinen Wunsch zu erfüllen.

— Ach, nun sterbe ich ruhig, Sire! Vergießen Sie keine Thräne um mich. Beleidigen Sie nicht die weise Vorsehung. Hier hat sie uns zwar getrennt, dort oben wird sie uns vereinigen, vereinigen für immer

und ewig. Sire, die Stunde meines Todes ſchlägt. Ich fühle, daß wir ſcheiden müſſen. Das Scheiden thut weh, ſehr weh! Aber deſto ſüßer iſt das Wiederſehen. Ruhig ſterbe ich in Ihren Armen! Auf Wiederſehen dort oben im Himmel! Gute Nacht, mein Jérôme, gute Nacht!

Die Sterbende ſank in ſeine Arme.

— Weh mir, weh mir, ſie ſtirbt!

Eliſabeth hauchte ihren letzten Seufzer aus.

Jérôme trug die Entſeelte auf's Lager. Dann kniete er nieder vor ſie und benetzte ihre feſtgeſchloſſenen Augen und ihren halbgeöffneten Mund mit tauſend heißen Thränen und tauſend Küſſen der glühendſten Liebe. Er liebkoſete die ſchöne Leiche wie ein Kind, das mit der lebloſen Puppe ſpielt. Dann löſte er die Roſe aus dem Kranze ihrer Locken, preßte ſie an Herz und Mund und rief mit ſchmerzzerriſſenem Ausdruck:

— Sie ſtarb als keuſche, unentweihte Jungfrau. Ihr Leben war ſo rein, wie dieſe Roſe! Ihr Leib gehört dem Staube an; ihre Seele aber iſt für mich nicht verloren. Denn ihre Liebe macht ſie unſterblich! Verzeihe, ſchlafender Engel, daß meine Liebe zu Dir einen Leichenraub begeht. Zürne ihr nicht, wenn ſie Dir das, was Du im Leben ihr verweigert haſt, im Tode entreißt!

Und darauf nahm Jérôme aus ihrer Toilette eine kleine Scheere und ſchnitt mit bebender Hand eine ihrer

Locken ab; dann küßte er die theure Reliquie und trennte ſich von der geliebten Leiche mit den Worten:

— An dieſer Locke hängt mein Leben!

XXV.

Vier Tage ſpäter wurde Eliſabeth beerdigt. Ihre letzte Bitte ward nicht vergeſſen. Ihr mit veilchenblauem Sammet und mit Brüſſeler Spitzen überzogener Sarg wurde mit blühenden Myrthen geſchmückt. Oben auf weißem Atlaskiſſen ſchimmerte das Sternkreuz der heiligen Eliſabeth. Inwendig lag Jérôme's Bild und Geſangbuch. — Der ganze Hof folgte ihrer Leiche. Im erſten Wagen ſaß der König, allein und in tiefſter Trauer; im zweiten ſeine Gemahlin und Gräfin Berlepſch. Auch die Königin vergoß eine Thräne.

XXVI.

An demſelben Tage und faſt zu derſelben Stunde, an welchem die irdiſche Hülle dieſes reinen Engels dem Schooße der mütterlichen Erde übergeben ward und ihre unſterbliche Seele ſich in ihre himmliſche Heimath zurückbegab, wurde zu Baltimore in der Kirche der Quäker Joſeph Grün mit Lea Oglivy getraut.

Hier eine Hochzeit, dort ein Begräbniß! Hier floſſen Freuden-, dort rannen Trauerthränen. Die Extreme berühren ſich im Leben!

Bald nachher ſtarb auch Eliſabeth's Kanarien-Vogel.

XXVII.

Drei Monate nach dem Ableben Eliſabeth's wurde Ihre Majeſtät die Königin, wie Tags darauf der Weſtphäliſche Moniteur mit großem Jubel zu verkünden ſich beeilte, glücklich von einer Prinzeſſin entbunden.

Die Geburt dieſes Kindes, die Jérôme durch einen Eilboten dem Kaiſer der Franzoſen notificirte, gab zu der Zeit, als daſſelbe getauft werden ſollte, zwiſchen Mutter und Vater Veranlaſſung zu einem ziemlich hartnäckigen Streite über den ihm beizulegenden Namen. Katharina verlangte, daß ihre Tochter nach ihrer Stiefmutter Mathilde*), Jérôme hingegen, daß ſie zu Ehren ſeiner älteſten Schweſter, eigentlich aber zur Erinnerung an jene Jungfrau, die er nicht vergeſſen konnte und deren Andenken ihm ſo theuer war, Eliſabeth getauft werde. Weder ſie, noch er wollte nachgeben. Endlich entſchloſſen ſich die ſtreitenden Par-

*) König Friedrich von Würtemberg hatte ſich (am 18. Mai 1797) mit der engliſchen Prinzeſſin Charlotte Auguſte Mathilde vermählt.

teien, auf den Rath der klugen Vermittlerin, Gräfin Berlepsch, dem Zufalle die Wahl zwischen beiden Namen zu überlassen. Mit gegenseitiger Einwilligung wurden zwei Loose gemacht: auf dem einen Zettel stand „Mathilde", auf dem andern „Elisabeth". Beide wurden in eine Vase gelegt. Der König begehrte den ersten Zug. Die Königin gewährte ihm diese Begünstigung. Der Vater zog den Namen „Mathilde."

So ward die Prinzessin auch getauft.*)

XXVIII.

Seit dem Tode Elisabeth's war im Herzen des Königs eine Leere eingetreten, die er durch keine Art von Zerstreuung auszufüllen vermochte. Im Sommer bezog er zwar wieder sein schönes Capri, aber seinem Geiste fehlte Pigault-Lebrun, seinem Herzen Elisabeth Grün. Während seiner Villeggiatura auf Napoleonshöhe im Juli, August und September des Jahres 1811 gewährte es ihm einen schmerzlichen Genuß, jeden Morgen allein nach der Löwenburg hinaufzugehen und dort all' jene Plätze und Lauben aufzusuchen, wo er im vorigen Sommer an der Seite jenes Engels in den

*) Prinzessin Mathilde, die noch jetzt lebt und am Hofe des Kaisers Louis Napoleon eine große einflußreiche Rolle spielt, ist die geschiedene Gemahlin des russischen Grafen Anatole Demidoff.

ſüßen Träumen unbefleckter Liebe geſchwärmt und geſchwelgt hatte. Sein einziger Troſt war ihr Bildniß. Oft betrachtete er, umſchwärmt von tauſend lieben Erinnerungen, die wie bekannte Lieblingsmelodien ſich ſchmeichelnd in ſein Ohr ſtahlen, ihre wunderholden Züge, und häufig ſchien es ihm, als ob ihre treuen blauen Augen engelsmild ihn anlächelten und als ob ihr ſammetweicher Mund ſich öffne, um jede ſeiner Fragen, die er an ſie richtete, ſo liebevoll wie früher, als ſie noch gelebt hatte, zu beantworten.

— Ob Du auch jenſeits meiner gedenkſt? fragte er oftmals ihr Bild.

— Und ihre todten Züge ſchienen plötzlich neues Leben zu gewinnen und ihre Lippen ihm den Troſt zuzuflüſtern:

— Dein gedenk' ich jetzt und ewig!

Und dann küßte er ihr Bild. Und ſein Gram ſchien wieder beruhigt.

Seit der Abreiſe Pigault-Lebrun's hatte er ſich wieder mehr und mehr ſeinem alten Jugendfreunde Auguſt Le Gamus genähert und ihn, wie früher, jetzt neuerdings zum Vertrauten aller Geheimniſſe ſeines Herzens gemacht.

Eines Tages ſagte er zu ihm:

— Ich kann Eliſabeth durchaus nicht vergeſſen. Ihr Bild ſteht beſtändig vor mir: ich glaube ſie hinter jedem Fenſtervorhange verſteckt und kann mich mit dem Gedanken, daß ihr ſchöner, ſchlanker, keuſcher Leib ſchon ſeit Monden im Schooße der Erde fault, noch immer

nicht vertraut machen. Fast täglich besuche ich ihr Grab. Als sie noch lebte, bat sie mich, einst, wenn sie todt sei, am Johannistag ihre Ruhestätte mit Veilchen und Vergißmeinnicht zu bekränzen. Dies hab' ich denn auch gethan, und es gewährt mir eine süße Beruhigung, einen ihrer bescheidenen Wünsche erfüllt zu haben. — Ich gestehe Dir, Le Camus, daß seit ihrem Tode das Leben für mich fast alle seine Reize verloren hat. Sie fehlt mir hier und überall!

— Sire, es giebt in solchen Fällen nur Ein Mittel, sich zu trösten. Eure Majestät müssen sich neuerdings verlieben . . .

— Verlieben, aber mein Gott in wen?

— In eine Dame, die ihr ähnlich sieht . . .

— Wo aber finde ich eine Solche?

— Suche, Christ, und Du wirst finden!

— Nie werde ich Ihres Gleichen finden. Wohl giebt's der Augen Viele, doch solche Augen nicht! Ach, guter Le Camus, Du hast sie nicht so genau gekannt als ich! Ich liebte sie nicht blos ihrer Schönheit willen; ich liebte und verehrte ihren Charakter. Ach, so schön und so beredtsam zu schweigen, versteht nach ihr kein Weib auf Erden! So uneigennützig konnte sie nur sein! Ihr Stolz hatte nichts Zurückstoßendes. Ihre scheinbare Kälte besaß etwas Hinreißendes!

— Wie gefällt Gräfin Buchholz Eurer Majestät?

— Ich finde sie langweilig und abgeschmackt!

— Und die kleine niedliche Madame Merville?

— Ist, wenigstens für mich, ein Brechpulver!

— Und Mademoiſelle Victoire Couſtou?

— Iſt in meinen Augen abſcheuliche Latwerge!

— Vielleicht ſagt Ihnen die Lavancourt zu?

— Der Teufel hole Deinen verdorbenen Geſchmack! Seitdem ich jene deutſche Jungfrau beweine, behagt mir keine unſerer liederlichen Franzöſinnen mehr!

— Iſt Ihnen mit einer Polin gedient?

— Die Polinnen ſind nur nachgemachte Franzöſinnen!

— Soll ich Ihnen eine Engländerin verſchreiben?

— Ah, dieſe Töchter Albions ſind in der Regel ſchön, aber zäh wie ihre Beafſteaks und langweilig wie ihre Romane.

— Und wie wär's mit einer Italienerin?

— Seit meiner Bekanntſchaft mit Deiner Signora Blangini habe ich an allen Frauen des italieniſchen Halbſtiefels Appetit und Geſchmack verloren.

— Verſuchen wir es mit einer Spanierin . . .

— Sie klimpern Guitarre und freſſen Zwiebel. Mir iſt Eins ſo verhaßt als das Andere!

— Eine Ruſſin wäre gar nicht übel!

— O, damit bleibe mir vom Leibe! Ich haſſe Alles, was ruſſiſch iſt!

— Den Caviar, Sire, bitte ich auszunehmen Sollte vielleicht etwas Außereuropäiſches, etwas Kleinaſiatiſches, im Stande ſein, das Gelüſte Eurer Majeſtät zu befriedigen?

— Die aſiatiſchen Frauen haben keinen Esprit.

— Dann weiß ich Ihnen für den Augenblick

keinen andern Rath, als sich vorläufig, in Ermangelung etwas Besseren, mit Ihrer Frau Gemahlin zu begnügen.

— Höre, guter Le Camus, für diesen malitiösen Rath verdienst Du von Rechtswegen exemplarische Bestrafung, aber da ich heute bei etwas besserer Laune als gewöhnlich bin, will ich in Erwägung Deiner colossalen Dummheit Dich für diesmal großmüthig begnadigen und Dir, da Du einmal hier bist, einen geheimen Auftrag ertheilen.

— Sire, ich bin bereit, ihn auszuführen . . .

— Es handelt sich um Mademoiselle Héberti. Sie ist eine Spionin Reinhards und darum wünsche ich mich ihrer auf gute Manier je eher desto lieber zu entledigen.

— Ah, nichts leichter als dies! Wir verbannen die kleine freche Person.

— Das erregt wieder öffentlichen Skandal und das eben will ich vermeiden. Ich habe es mir anders gedacht. Du, guter Le Camus, mußt Dich dem Scheine nach in sie sterblich verlieben und sie auf diese Weise dem Mouchards Talleyrands abspenstig machen, es koste, Freund, was es wolle!

— Mit Geld setze ich Alles durch.

— Hast Du mit Hülfe Deiner goldgespickten Börse und windgefüllten Liebenswürdigkeit den kleinen, äußerst klugen Satan dahin gebracht, dem französischen Gesandten untreu zu werden, dann wird Reinhard sie fallen lassen und selber kommen, um mich zu bitten, die Treulose, die ihm schweres Geld kostet, aus Kassel

zu verweiſen. Dann ſchicken wir die Kleine unter Gensdarmerie-Begleitung über die Grenze und haben eine Spionin weniger abzufüttern. Du begreifſt alſo, mein guter Le Camus . . .

— Daß ich mich in ſie verlieben muß quand même! Sire, rechnen Sie auf meine Bereitwilligkeit!

— Hier ſind einſtweilen zweihundert Stück Jérôme'or. Brauchſt Du mehr, dann ſage es.

— Ich werde dann gewiß nicht ſäumen, ſagte der Miniſter des Auswärtigen, die zwei Geldrollen ins Innere ſeiner beiden Rocktaſchen verſenkend und ſich ſogleich verabſchiedend.

Einen Augenblick ſpäter erſchien der Kriegs-Miniſter.

— Wir haben Dich rufen laſſen, guter Sallah, begann der König, um Dir zu ſagen, daß es in Folge neuer Depeſchen aus Paris jetzt unumgänglich nothwendig geworden iſt, eine Aushebung von zehntauſend Rekruten auszuſchreiben. Ein Krieg mit Rußland iſt unvermeidlich; er kann vielleicht viel früher ausbrechen, als wir vermuthen; wir müſſen alſo darauf gefaßt ſein.

— Dies iſt auch meine Anſicht, Sire.

— Du wirſt alſo thun, was Deines Amtes iſt.

Graf von Höne wollte ſich entfernen.

— Halt, noch einen Augenblick! Was macht Deine Diana, lieber Höne?

— Sie ſcheint den Verſtand verloren zu haben, denn ſeit dem Balle, der zur Feier des Geburtsfeſtes

Eurer Majestät veranstaltet worden war, schwärmt mein junges Weib für den alten Siméon.

— Und der Chef meiner hohen Gerechtigkeit?

— Ist seitdem verliebt wie ein Kater. Jeden Morgen macht er regelmäßig Fenster-Promenaden, jeden Mittag sendet er meiner Frau einen frischen Blumenstrauß, jeden Abend sucht er sie in der Theaterloge heim und langweilt mich dergestalt durch sein gelehrtes Geschwätz und verliebtes Gesäusel, daß ich schon mehrmals auf dem Punkte stand, die Geduld zu verlieren und den alten Pharisäer zur Loge hinauszuwerfen . . .

— Und was sagt Gräfin Siméon dazu?

— Sie rächt sich dadurch, daß sie Blangini's Seufzer erhört und für seine Nocturnen schwärmt!

Ihm folgte der Minister des Innern.

Gustav Anton Wolfradt*), der von Jérôme gleichfalls in den Grafenstand erhoben und zum Commandeur des Ordens der westphälischen Krone ernannt worden war, hatte sich durch seine pommersche Grobheit, die häufig in Grobheit auszuarten pflegte, viele Feinde gemacht. Er wurde allgemein der „Bauer" genannt und war der einzige Deutsche, der dem Könige zu imponiren verstand. Zu seinem Ressort gehörten die drei Universitäten Göttingen**), Marburg***) und

*) Geboren am 1. September 1761 auf der Insel Rügen.

**) Diese Universität wurde 1734 von Georg II. gegründet.

***) Gestiftet im Jahre 1527 vom Landgrafen Philipp dem Großmüthigen.

Halle*). Auch war er Gründer der Kaſſeler Bürgerſchule.

— Ich komme, ſagte Graf Wolfradt, um Euer Majeſtät Bericht zu erſtatten über den Zuſtand unſerer drei Hochſchulen . . .

— Jetzt habe ich an Anderes zu denken . . .

— Und dennoch werden Eure Majeſtät die Gnade haben, mich ruhig anzuhören. Unſere Univerſitäten ſtehen in voller Blüthe, vor Allem Göttingens weltberühmte Georgia Auguſta. Auch Marburg behauptet ſeinen alten Ruf. Nur Halle's Glanz iſt im Abnehmen. Es muß unſere eifrigſte Sorge ſein, dieſe Univerſität zu heben . . .

— Dies iſt Ihre Sache, Herr Graf!

— Das weiß ich, Sire, doch bedarf ich zu Allem, was ich zu Gunſten der geſunkenen Hochſchule zu unternehmen gedenke, der Genehmigung Eurer Majeſtät.

— Thun Sie, was Ihnen gut dünkt!

— Profeſſor Charles Villers, einer der verdienſtvollſten Lehrer der Univerſität Göttingen, wünſcht Entlaſſung oder Zulage . . .

— Eh bien, geben Sie ihm Zulage!

— Auch die Profeſſoren Vering und Wachler, Vorſteher der Univerſitätsbibliothek zu Marburg, verlangen Zulage . . .

---

*) Gegründet 1694 von dem nachmaligen Könige Friedrich I. von Preußen.

— Entlaſſen Sie den Erſten und behalten Sie den Zweiten, welcher jedenfalls tüchtiger iſt.

— Auch Profeſſor Wenderoth, Vorſtand des botaniſchen Gartens zu Marburg, dringt auf Zulage . . .

— Dieſe deutſchen Gelehrten ſind unerſättlich in ihren Forderungen. Dieſe Hochſchulen koſten dem Staate ein ſchmähliches Geld und bilden mehr Demagogen als Männer der Wiſſenſchaft. Ich hätte große Luſt, zwei von meinen drei Univerſitäten aufzuheben. Göttingen allein wäre hinreichend für uns.

— Sire, ich muß gegen Aufhebung der beiden Andern feierlich Verwahrung einlegen. Marburg iſt der Stolz aller Heſſen . . .

— Und Halle?

— Sänke, wenn man ihm ſeine Univerſität entzöge, zu einem Dorfe herab. Beide Hochſchulen, Sire, müſſen erhalten werden . . .

— Der Graf Wolfradt ſpricht ziemlich kategoriſch . . .

— Er ſpricht, wie ſein Gewiſſen es ihm dictirt.

— Was frage ich nach Ihrem Gewiſſen?

— Ein gewiſſenloſer Diener der Krone iſt in meinen Augen eine Schurke. Ich aber, Sire, bin ein Ehrenmann und muß als ſolcher, wenn Eure Majeſtät auf Aufhebung jener zwei Hochſchulen beharren ſollten, meine Entlaſſung verlangen.

— So ernſt war es nicht gemeint. Ihr Wille iſt auch der Meinige. Sie werden bleiben, mein lieber Graf.

— Der Minister des Innern empfahl sich.

— Dieser pommersche Bauer hat keine Lebensart, sagte der König, als Wolfradt das Kabinet verlassen hatte. Und dennoch achte ich ihn mehr als Le Camus, Sallah und Siméon.

Der Letztere machte jetzt seine Aufwartung

— Was muß ich hören von Ihnen? rief er dem Justizminister entgegen. Bis gestern hatte ich Sie für ein Muster ehrlicher Uneigennützigkeit gehalten. Jetzt habe ich das Gegentheil erfahren . . .

— Sire, welcher Schurke hat mich verleumdet?

— Der allwissende Chef meiner hohen Polizei. Durch Bongars bin ich unterrichtet worden, daß Eure Excellenz, Chef der Gerechtigkeit, sich nicht entblödet haben, sich, wie der Letzte Ihrer Gerichtsboten, durch Geld bestechen zu lassen.

— Von wem, Sire? fragte Graf Siméon, der plötzlich so weiß wie seine Busenkrause geworden war.

— Von dem Buchhändler Levrault in Straßburg, der Ihnen für das Monopol, den Code Napoléon für das Königreich Westphalen nachdrucken zu dürfen, zehntausend Francs geschenkt hat.

— Majestät, stammelte das äußerst verlegene Justiz-Portefeuille.

— O geben Sie sich keine Mühe, es zu läugnen! Ich glaube Bongars mehr als Ihnen. Eure Excellenz brauchen jetzt viel mehr Geld als gewöhnlich, vielleicht schon darum, weil Ihre abenteuerliche Neigung zur Gemahlin des Kriegsministers Sie zu allerhand Aus-

gaben verleitet, von denen Ihr braves Weib durchaus nichts erfahren darf; ich meine unter andern Geschenken auch die prachtvollen Blumenbouquets, die Sie allmorgendlich der keuschen Diana opfern. Alter Seladon, schämen Sie sich nicht? Mit 62 Jahren auf dem Rücken die Rolle eines schwärmerisch verliebten Romeo zu übernehmen, ohne sich vor dem Balkone seiner dreimal jüngern Giulietta lächerlich zu machen, scheint mir eben so schwierig als gewagt. Hüten Sie sich, mein alter Schwärmer! Der alte Hitzkopf Sallah versteht keinen Spaß, und es sollte mir herzlich leid thun, wenn ich hören müßte, meine Minister des Kriegs und der Justiz wären sich gegenseitig in die Haare gefahren, weil Letzterer auch ins Portefeuille des Ersteren hineinzupfuschen sich erkühnt hat. Was würde Gräfin Siméon dazu sagen? Die liebe, gute, höchst beklagenswerthe Frau! Ist sie noch immer so fromm?

— O viel frommer, Sire, als je! Sie hat mehrere Psalmen David's ins Französische übertragen, vermuthlich wohl nur darum, um sie . . .

— Von Blangini in Musik setzen zu lassen?

— Eure Majestät errathen doch auch Alles! Zwei dieser Psalmen hat Signor Felice bereits so meisterhaft componirt, daß meine fromme Katharina, die seit Kurzem eine große Musiknärrin ist, mit dem einen dieser Psalmen sich zu Bette legt und mit dem andern beim ersten Krähen des Hahnes aufsteht.

— Dieser blonde Italiener hat ein unverschämtes Glück!

— Ja, das hat er, denn meine tugendhafte Frau, die er in alle Geheimniſſe ſeiner ſerenadenſchwangeren Seele einweiht, hat mir erſt geſtern verſichert, daß in dieſem Augenblicke die reizende Ehehälfte Ihres Herrn Palaſt-Präfekten, Honoré de Boucheporne für ihn wie Thisbe für weiland Pyramus ſchwärmt.

— Ah, dieſe ſchlaue, ſcheinheilige Magdalena!

— Sire, verſtehen Sie darunter meine Frau?

— O nein, beſter Graf; ich meine damit keine Andere als Madame Boucheporne, die, wenn ich nicht irre, mit demſelben Rechte Maria Magdalena, als die frühere Gouvernante Ihrer Frau Gemahlin, Mademoiſelle Héberti, mit einem ihrer ſieben Vornamen Suſanna heißt. Haben Sie ſonſt noch etwas auf dem Herzen?

— Ich kam einzig und allein in der Abſicht, mich nach dem Befinden Eurer Majeſtät zu erkundigen, weil ich geſtern durch Baron Perſonne, mit dem ich faſt jeden Abend eine Partie Schach zu ſpielen pflege (der gute Doctor verliert faſt immer!), zu meinem größten Bedauern erfahren hatte, Eure Majeſtät geruhen den Schnupfen zu haben.

— Den habe ich allerdings, guter Siméon, doch ſoll er mich nicht abhalten, heute Nachmittag zwei neue Hirſche einzufahren, die zum Wagenziehen abgerichtet ſind. Leben Sie wohl, mein gelehrter Freund! Noch einmal warne ich Sie vor dem Grafen Höne! Er iſt ein ins Weiße überſetzter Othello und nicht ſo nachſichtig als mancher andere Ehemann an meinem Hofe.

— Ich werde seine Diana fallen lassen, versprach der Justizminister, sich ehrfurchtsvoll verneigend und rückwärts zur Thür hinausschlängelnd.

Endlich kam auch der Herr Finanzminister.

— Was führt Dich zu mir, Siebenschläfer? fragte der König.

— Ein Alp, der mir das Herz erdrückt, stöhnte Malchus. Sire, unvermeidlich ist jetzt der Staatsbankerott!

— Wie? Das sagt mir jener große Finanz- und Rechnenkünstler, der blos wegen dieser einzigen guten Eigenschaft von mir gegraft worden ist?

— Seitdem Eure Majestät in Ihrer unfehlbaren Weisheit den von mir entworfenen Plan zur Ausgabe eines neuen Papiergeldes aus Rücksicht für den nächsten Reichstag allerhuldreichst zu verwerfen geruht hatten, steht mein Bischen Finanzverstand wie ein abgelaufener Leierkasten still. Je suis au bout de mon latin! Mir fällt jetzt nicht mehr ein!

— Du schläfst zu lange, guter Malchus! Stündest Du wie Dein armer, schwer geplagter König jeden Tag, statt um Mittag, schon um sechs Uhr Morgens auf und schliefest Du, wie er, keine Nacht länger als vier bis fünf Stunden, dann würdest Du erstens nicht so verteufelt fett, zweitens nicht so anrüchig faul und drittens weit weniger schwachköpfig sein, als jetzt, wo Du, am Ende Deines Lateins angelangt, Dir selber sagen mußt: Hic haeret aqua! Nun stehen die

Ochsen am Berge! Ich, Freund Malchus, bin der Berg!

— Ich verstehe, sagte der Graf von Marienrode, mit der rechten Hand das linke Ohr kratzend. Und ich, Majestät, ich bin Mahomet. Und weil der Berg nicht zum Propheten kommt, naht sich der Prophet dem erhabenen Berge, um sich in dieser verzweifelten Lage etwas Rath bei ihm zu holen.

— Wir müssen eine neue Anleihe ausschreiben . . .

— Kein Jude will uns etwas borgen . . .

— Dann müssen wir einen Theil der Staatsdomainen verkaufen . . .

— Das allein, Majestät, kann uns helfen. Dazu aber bedürfen wir nach der Verfassung des Reiches der Einwilligung der Stände . . .

— Machen Sie mit den Ständen keine Umstände und thun Sie, was Ihr König Ihnen befiehlt. Veräußern Sie einen Theil der Domainen auf meine Verantwortung.

— Sire, Ihr Wille geschehe! sagte Malchus.

— Und wie stehts mit Deinen Finanzen?

— Auch meine Wenigkeit ist nie oder selten bei Kasse . . .

— Das wundert mich, denn, wie ich höre, sollst Du jetzt mehr Glück im Spiele haben, als früher. Ist Madame Durand noch nicht abgerupft?

— Ach, Majestät, das, was ich ihr Abends in Pharo und Lanzknecht abgewinne, schwindelt sie mir Morgens durch ihre Liebenswürdigkeit ab.

— Früher warst Du ein abgesagter Weiberfeind . . .

— Madame Durand hat mich gänzlich bekehrt . . .

— Ja, ja, Karoline versteht ihr Fach! Nun gehe mit Gott, alte Spielratte! Pflege Deinen trägen Leichnam, iß und trinke, spiele und liebe, so viel Dir gefällt, aber schlafe nicht zu lange, denn zu viel schlafen macht dumm!

— Sire, ich werde nun früher aufstehen, versprach der Finanzminister und empfahl sich.*)

Zuletzt erschien auch Herr von Bongars.

— Du bist mir immer der Liebste, sagte der König, denn Du bringst mir stets etwas Neues.

— Heute aber nur wenig Erfreuliches, Sire. Der Staat hat einen großen Verlust erlitten: die Blüthe meiner weiblichen Spione, das brave Weib meines getreuen Würtz, hat sich von ihrem ehelichen Stengel losgerissen und ist gestern, bei Nacht und Nebel, mit einem französischen Handlungsreisenden, welcher Geschäfte in Korkstöpseln macht, durchgebrannt. Würtz ist untröstlich, meine Wenigkeit ebenfalls. Heute, in frühester Frühe, habe ich meinen General-Inspektor Savagner und den Polizei-Inspektor Darlin der Ent-

*) Bald darauf erschien ein Decret, in Folge dessen ein großer Theil der Staatsdomainen verkauft wurde. Nach der Aufhebung des Königreichs Westphalen beeilte sich der Kurfürst von Hessen diese Domainen-Veräußerung für null und nichtig zu erklären.

flohenen nachgeschickt, um sie wo möglich einzuholen und nach Kassel zurückzubringen . . .

— Ich weiß, Bongars, Du liebst sie . . .

— Sire, nur aus sicherheitspolizeilichen Gründen. Madame Würtz, die früher in Berlin gelebt hatte und dort unter dem Namen der „Halle'schen Miene" wie ein bunter Hund bekannt gewesen war, ist unstreitig die raffinirteste Kokette, die mir in meiner ausgebreiteten Praxis jemals vorgekommen. Obgleich nicht mehr jung, verstand sie durch ihre Gefallsucht manchen reichen, vornehmen, angesehenen Gimpel in die Fallstricke ihrer abgeblühten, aber immer noch pikanten Reize zu verlocken und selbst dem Verschwiegensten in traulich-stiller Schäferstunde, in welcher das Herz die Riegel kluger Vorsicht zurückschiebt, Geheimnisse abzuschmeicheln, die sie sodann brühwarm ihrem Manne oder mir direkt verrieth. Sie war der Kanal, der mir alle Neuigkeiten, alle Intriguen, alle Mysterien der guten Stadt Kassel auf dem schnellsten Wege zuführte, und mehr als einmal bediente ich mich dieser Frau auch zu auswärtiger Mission. Diese cidevant „Halle'sche Miene" leistete der hohen Polizei Eurer Majestät größere Dienste, als der Rudel hundert anderer Spione, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß der Verlust dieser Frau für uns unersetzlich ist. Zu ihren Anbetern gehörte in ganz jüngster Zeit auch Graf Reinhard, und das letzte Geheimniß, das sie gestern früh mir anvertraut hatte, wird auch Eure Majestät nicht wenig überraschen, wenn Sie erfahren, daß dieser französirte Schwabe von einer

Ihrer frühern Flammen, Mademoiselle Susanna Hébert, ein langwieriges Andenken davon getragen, welches ihn bewogen hat, der dürren Spinne, die ihm nebenbei auch als Mouchard gedient, den Laufpaß zu geben.

— Wenn die Sache sich wirklich so verhält, überlegte der König bei sich, dann habe ich die 200 Napoléons, die ich vor einer Viertelstunde dem Galgenstrick Le Camus geschenkt, um diese Kleine dem großen Diplomaten abspenstig zu machen, ganz unnütz zum Fenster hinausgeworfen. Unnütz sage ich, doch nicht ganz, denn wenigstens habe ich für mein Geld die Genugthuung, daß er, der mir versprochen hat, sich in sie quand même zu verlieben, zur Belohnung dafür dasselbe Andenken, wie Graf Reinhard, davonträgt. Ich gönne ihm diese kleine Strafe! — Höre, guter Bongars, wir wollen auf die kleine, kecke Fliege ein wachsames Auge haben und sie unter irgend einem Vorwande, der für die Polizei, die keine Gründe anzugeben braucht, gar leicht gefunden ist, so bald als möglich aus Kassel für immer entfernen . . . ebenso Mademoiselle Blangini, deren Contract in einigen Monaten zu Ende geht und die mir gleichfalls so zuwider ist, daß schon der Anblick dieser ausgetrockneten Italienerin hinreichend ist, in mir Magensäure zu erzeugen. Ach, guter Bongars, seit dem Tode jenes deutschen Engels hier auf Erden, Elisabeth Grün genannt, habe ich in dem Umgange mit diesen schamlos-liederlichen Weibern ein Haar gefunden, das in mir Ekel und Abscheu erregt. Mir will keine

Frau mehr gefallen. Selbst die Schönste erscheint mir, wenn ich das Bild der Todten mit ihr vergleiche, reizlos, fad und abgeschmackt. Ich kann, ich mag sie nicht vergessen! Am 25. September ist Elisabeths Geburtstag. Ich will ihn dadurch feiern, daß ich ihr Andenken ehre und den Manen ihrer reinen Seele einen Act wohlverdienter Huldigung zu Theil werden lasse. Der neue Weg, der seit Kurzem nach Marburg führt, soll an ihrem Geburtstage „Elisabethstraße" getauft werden. Sorge dafür, daß dies nicht vergessen wird. Ich selber will an jenem Tage beten an dem Grabe dieser Heiligen, die — mein Herz sagt es mir! — mein guter Stern, mein Engel, mein Schutzgeist ist, der mild lächelnd auf mich herniederblickt.

— Der gute König ist ein Narr! dachte bei sich der Chef der hohen Polizei und machte eine tiefe Verbeugung.

In Jérômes Auge glänzte eine Thräne.

XXIX.

Da kam das ereignißreiche Jahr 1812.

Das, was Jedermann längst vorausgesehen hatte, trat jetzt in die Wirklichkeit. Die Eroberungssucht Napoleons erklärte dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Schweden, der sich geweigert hatte, das Continentalsystem strenger auszuüben, einen Krieg auf

Leben und Tod. Der Kaiser hatte eine furchtbare Macht gesammelt. Mehr als 100,000 Mann Franzosen, Polen, Italiener, Spanier und Deutsche aus Würtemberg, Bayern, Sachsen und Westphalen (Letzteres hatte ein Contingent von 17,000 Mann gestellt) wälzten sich dem Norden zu.

In der Nacht vom 5. auf den 6. April verließ König Jérôme die Residenz, um auf Befehl des Kaisers sein Contingent nach Polen zu führen. Es bildete dort das achte Corps der großen Armee.

Am 24. Juni überschritten die kaiserlichen Heeressäulen den Niemen. Jérôme befehligte den rechten Flügel der großen französischen Armee. Seine Unerfahrenheit in der Leitung eines großen Heeres wurde durch die kriegsgeübte Einsicht des Divisionsgenerals Vandamme unterstützt. Der rechte Flügel operirte gegen die 50,000 Mann starke Westarme unter dem Oberbefehle des Fürsten Peter Bagrathion, der sein Hauptquartier in Slonim aufgeschlagen hatte. Jérôme sollte durch Eilmärsche die Vereinigung Bagrathions mit der ersten Westarmee, befehligt vom Fürsten Michael Barclay de Tolly, verhindern. Auf dem Marsche von Wilna nach Minsk lieferten die unter Jérôme's Befehle stehenden Polen den ersten Russen, die sie sahen, ein Treffen, in welchem Jene geschlagen wurden. Bagrathion entwischte und bald darauf erfolgte die Vereinigung der Russen. Napoleon, der die nachtheiligen Folgen dieses Schlages vorausgesehen hatte, war außer sich, nannte seinen Bruder einen untauglichen Tölpel

und ſchickte ihn zurück nach Weſtphalen. — Während deſſen Abweſenheit hatte das Miniſterium den Staatsbankerott erklärt. Deſſen ungeachtet lebte Jérôme in Kaſſel in alter gewöhnlicher Weiſe fort. Unterdeſſen wüthete in Rußlands Schneeſteppen der blutigſte Krieg. Die Ruſſen, am 17. Auguſt bei Smolensk geſchlagen, lieferten am 7. September dem Feinde von Neuem eine furchtbare Schlacht, in welcher ſie 30,000 Mann, darunter 1700 Offiziere, verloren. Bagrathion, tödtlich verwundet, ſtarb am 24. September zu Sima. Die Franzoſen, welche dabei 10,000 Mann und 20 Generale eingebüßt hatten, rückten in Folge dieſes Sieges am 14. September in Moskau ein. Sie fanden eine menſchenleere Stadt, denn von den 350,000 Einwohnern waren kaum 30,000 zurückgeblieben. Der von einer Handvoll Patrioten fanatiſch vertheidigte Kreml wurde von Murats Vortrapp genommen. Tags darauf, Nachmittags gegen 3 Uhr, hielt Napoleon ſeinen Einzug in die Czarenſtadt und ſchlug ſein Hauptquartier im Kreml auf. Bald darauf brannte es an 500 Stellen zu gleicher Zeit. Das Feuer erreichte auch den Kreml. Der Kaiſer mußte flichen und zog ſich nach dem Luſtſchloſſe Petrowskoi, eine Stunde von Moskau, zurück. Von allen Lebensmitteln abgeſchnitten, mußte ſich Napoleon nach 34tägigem Aufenthalte in Moskau endlich zum Rückzuge entſchließen. Letzterer erfolgte in der Nacht vom 19. zum 20. Oktober. Die große Armee, am 20. November beim Uebergange über die Bereſina und bald darauf bei Wilna geſchlagen, langte zerſtückelt an der Oder an. Napoleon,

der seine Armee unterwegs verlassen hatte, floh am 6. Dezember mit Coulaincourt, Duroc und Mouton und langte am 18. desselben Monats um Mitternacht im Schlosse der Tuilerien an.

— Wenige Tage zuvor war im „Moniteur" das 29ste Bulletin der großen Armee erschienen, jenes Bulletin, das Angst und Schrecken über ganz Frankreich verbreitet und den Ruhmesglanz der französischen Adler mit dichtem Trauerflor umhüllt hatte. In diesem Bulletin kommt eine Stelle vor, welche die herzlose Selbstsucht, den scheußlichen Egoismus Napoleons vollständiger als alles Andere bezeichnet. — Der Bericht von der Zertrümmerung der großen Armee schließt mit der Phrase:

„La santé de Sa Majesté n'a jamais été meilleure." (Die Gesundheit Seiner Majestät war niemals besser als jetzt.)

Diese Phrase bleibt ein ewiger Schandfleck, ein unauslöschliches Brandmal, ein durch nichts zu verwischendes Stigma auf der ruhmgeschmückten Stirn des größten aller Helden und . . . Egoisten.

Napoleons Glücksstern war jetzt im Erbleichen. Er fiel so schnell, als er emporgestiegen war.

Am 29. März 1813 verläßt der Kaiser Paris und überträgt die Regentschaft seiner Gemahlin Marie Louise.

Am 15. April zieht er gegen die Alliirten.

Während dieser Zeit lebt Jérôme an seinem Hofe zu Kassel in Saus und Braus und verläßt sich auf

das Genie ſeines Bruders. Er arrangirt Feſte und Luſtbarkeiten, um ſeinen Unterthanen Sand in die Augen zu ſtreuen und ſie glauben zu machen, daß ſein kaiſerlicher Bruder tagtäglich neue Siege über die Heere der Verbündeten davonträgt. Der König tanzt auf einem Vulkane.

Am Morgen des 29. September verbreitete ſich durch ganz Kaſſel mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers die Kunde, Koſacken ſeien vor dem Leipziger Thore erſchienen. Dieſe Nachricht weckte großen Jubel im Herzen aller Deutſchgeſinnten und die größte Beſtürzung in dem kleinen Häuflein der franzöſiſchen Anhänger. Der Verfaſſer unſerer Chronik, ein Augenzeuge jener Tage, ſchreibt: „Bunt und kraus lief unſer liebes Militär zuſammen und ſchien in der Angſt des Herzens unſchlüſſig zu ſein, ob es dem Feinde entgegenrücken oder dem drohenden Ungewitter entfliehen ſolle. Am lächerlichſten machte ſich das Hofſchranzenheer: Alles lief blaß und ſtumm durcheinander.“

Das Donnern der Kanonen und das unaufhörliche Knattern des Kleingewehrfeuers verkündete die bedrohliche Nähe des Feindes. Eine Batterie von ſechs Kanonen, die man in ruhiger Sorgloſigkeit vor den Thoren ganz ohne Schutz gelaſſen hatte, war unterdeſſen den Ruſſen in die Hände gefallen.

Als Jérôme die Nachricht vom Herannahen der Koſacken erfuhr, war gerade der Chef der hohen Polizei bei ihm.

— Und dieſer Dummkopf, der ſich um alle Ge-

heimnisse der Huren, falschen Spieler und anderer Gauner, zu welchen er selbst gehört, bekümmert, wußte kein Wort davon, daß der Feind vor den Thoren meiner Residenz steht! Kerl, Du verdienst Prügel, rief er dem nicht minder bestürzten Bongars zu und gab ihm mit einer Reitgerte ein Paar Hiebe über den Rücken. Es sind also wirklich die Kosacken da! O mein Bayonner Traum geht in Erfüllung! Die blitzschnell galoppirenden Teufel mit den aufgestülpten Nasen, langen Bärten und spitzen Piken sind die elenden Kosacken! Sie kommen, um mich Aermsten fortzujagen. O wie gut, daß Elisabeth diesen Tag meiner Schmach und Erniedrigung nicht erlebt hat! Sie kannte mich auf dem Gipfel meiner Macht. Meinen Sturz würde sie nicht überlebt haben! Wohl ihr, daß sie todt ist!

Und bald nachher zeigte sich der König zu Pferde dem bestürzten Volke und der vor dem Schlosse versammelten Garnison, um ihnen Muth einzuflößen. Sein Aeußeres verrieth die größte Seelenruhe, denn er machte sich nicht viel aus einem Throne, der auf so wakeligen Füßen als der Seinige stand. Er durchritt die Reihen der winzigen Armee und ermunterte die, welche seine Sprache verstanden, zum Heldenmuthe gegen die Feinde. Dann stieg er vom Pferde und begab sich, gefolgt von den Generalen und Offizieren des Generalstabes, in's alte Schloß. Hier wurde unter dem Donner der feindlichen Geschütze ein kurzer Kriegsrath gehalten. Der französische Gesandte ergriff die Flucht. Unser Chronist berichtet: „Um dem Einmarsche der Feinde ein Hinder-

niß in den Weg zu legen, wurde die über die Fulda führende Brücke theils mit Wagen, theils mit Militär besetzt. Aus dem Frankfurter Thore rollten die Kanonen hinaus und mit möglichster Hast sprengte Jérôme unter Kavallerie-Bedeckung fort. Die Kosacken hatten unterdessen das Leipziger Thor gesprengt, das Kastell erstürmt und die Staatsgefangenen, etwa 130 an der Zahl, auf freien Fuß gesetzt. Dies war das Signal der Freiheit." — Unter dem Befehle des Generals Jandt erschien ein kleines Kavallerie-Korps und das kurz vorher errichtete siebente Linienregiment, das neun Tage zuvor in einem Schreiben an Jérôme den undeutschen Wunsch ausgesprochen hatte: „es möchte sich bald die Gelegenheit finden, Seiner Majestät zu beweisen, daß es noch treue Unterthanen gebe, welche die Ehre des westphälischen Namens unbefleckt zu erhalten wüßten." Auf dem Wege nach Kassel war die Hälfte dieses Regiments davongelaufen. Das Kasseler Militär mußte die Nacht hindurch auf dem Friedrichsplatze bivouakiren.

Am andern Morgen erließ der Divisions-General und Kommandant der Artillerie, General Allix, Militärgouverneur von Kassel und während Jérôme's Abwesenheit zum „Statthalter des Königs" ernannt, folgende Bekanntmachung:

„Einige hundert Kosacken erschienen gestern vor der Stadt, wurden aber dergestalt empfangen, daß ihnen die Lust vergehen wird, wieder zu kommen.

Nach beträchtlichem Verluſte haben ſich dieſe ruſſiſchen Banditen in die Wälder geflüchtet.

„Die Ruhe dieſer Stadt iſt keinen Augenblick unterbrochen worden, und die Einwohner Kaſſels haben, wie die Truppen, ſich vollkommen gut betragen.“

An demſelben Tage, Nachmittags um 1 Uhr, begann ein feindliches, ziemlich beträchtliches Korps ſich der Stadt zu nähern. Angſt und Beſorgniſſe ſtiegen immer höher. General Allix, von vielen Bürgern Kaſſels mündlich und ſchriftlich aufgefordert, der Uebermacht des heranrückenden Feindes keinen unnützen Widerſtand zu leiſten, erklärte kurz und bündig:

— Ich habe Befehl erhalten und ertheilt, Kaſſel bis auf den letzten Mann zu vertheidigen; ich bin gewohnt, Wort zu halten.

Unſere Chronik meldet weiter:

„Der Feind rückte näher und beſchoß aus acht Kanonen die Stadt. Junge Leute durchzogen in dichten Haufen die Straßen und erklärten laut, ſie ſelbſt würden den Ruſſen die Thore öffnen. Es fielen Schlägereien mit dem Militär vor. Endlich erſchien ein ruſſiſcher Parlamentair, der mit unendlichem Jubel begrüßt wurde.“

Am 1. Oktober hielt ein Korps von 3000 Mann Kavallerie, beſtehend aus Koſacken, Dragonern, Huſaren und einiger Artillerie, unter dem Oberbefehle des ruſſiſchen Generals Grafen von Czernitſcheff ſeinen Einzug in die Hauptſtadt des Königs von Weſtphalen.

Der russische Kommandant Raschanowitsch erließ eine Proklamation, von der wir blos den Anfang mittheilen. Dieser lautete:

„Der Allerhöchste hat die Waffen der siegreichen Armee der Verbündeten gesegnet, und mit Gottes Hilfe hoffen wir, bald ganz Deutschland von dem unerträglichen Joche der französischen Zwingherrschaft zu befreien u. s. w."

Am folgenden Morgen erschien die Proklamation Czernitscheffs:

„Das Königreich Westphalen hat von heute an aufgehört, jedoch nicht, um es als erobertes Land zu behandeln, sondern um es von der französischen Herrschaft zu befreien. Um Deutschland vom fremden Joche zu erlösen und der Welt den Frieden wieder zu geben, hat Kaiser Alexander seine Völker zu den Waffen gerufen und nicht eher wird Er gebieten, dieselben niederzulegen, bis das herrliche Ziel erreicht ist.

„Der Allerhöchste hat dies Unternehmen sichtbar gesegnet. Schon hat der Feind seit wenigen Wochen über 300 Kanonen und 100.000 Gefangene verloren. Bayern und Würtemberg sind von ihm abgefallen und der größte Theil von Deutschland steht bereits gegen ihn unter den Waffen.

„Wer von Euch sich diesem großen Bunde anschließen und dadurch beweisen will, daß er des Namens eines Deutschen nicht unwürdig sei, wird von uns mit Freuden aufgenommen werden u. s. w.

„Ich fürchte nicht, daß Einer unter Euch noch fernerhin einer Regierung angehören wolle, welche im Augenblicke der Gefahr Euch feigherzig verlassen hat."

Nach abgeschlossener Kapitulation war General Allix, welcher zwei Tage zuvor erklärt hatte, Kassel bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, mit dem größten Theile der Besatzung abmarschirt.

Am 3. Oktober verließ General Czernitscheff mit seinem ganzen Korps die Stadt, um die Franzosen, die sich gesammelt hatten, auseinander zu jagen. Der Präfekt des Feld-Departements, der Maire der Residenz und der Postdirektor wurden unter russischer Eskorte von Kassel entfernt. Ihnen folgten ein Zug königlicher Equipagen, große Frachtwagen mit Geld und Kunstschätzen (unter Letzteren befanden sich die Kostbarkeiten des Museums und die schönsten Statuen des königlichen Marmorbades.) Den Schluß machten sechs zahme Hirsche, welche, für Jérôme eingefahren, sein Stolz und seine Freude waren.

Am 7. Oktober verbreitete sich die Kunde: die Franzosen seien vor dem Frankfurter Thore. Eine Viertelstunde später rückten 400 Mann Kavallerie ein. Es hieß, General Allix werde mit 10,000 Mann und 30 Kanonen ungesäumt nachfolgen.

Die Französischgesinnten, die sich während der dreitägigen Anwesenheit der russischen Gäste ängstlich verkrochen hatten, verließen jetzt wieder ihr Versteck und warfen sich von Neuem in die Brust; die Franzosen-

freſſer aber, die ein Paar Tage triumphirt und in einer Nacht ihre kindiſche Wuth kleinlich genug an der Bildſäule Napoleons gekühlt und dem „mamornen Götzen“ die Naſe und den rechten Arm abgeſchlagen hatten, ließen nun kleinlaut die Köpfe hängen und wurden wieder eingefleiſchte Anhänger des großen Kaiſers. Die Spione des Herrn von Bongars begannen neuerdings ihr ſchändliches Unweſen zu treiben. Savagner und Darlin denuncirten halb Kaſſel. Eine Unzahl von Verhaftungen wurde vorgenommen; ſämmtliche Wachen wurden von Franzoſen beſetzt. Und Abends war wieder franzöſiſches Schauſpiel.

Am 8. Oktober wurde „Monsieur de Grac, dans son petit castel“*), von Collin d'Harleville, „l'Ami de tout le monde“ von Picard und zum Schluß „le Mariage extravagant“, ein neues Vaudeville von Déſaugiers aufgeführt.

In einer halbdunkeln Gitterloge ſaß Mademoiſelle Héberti, die abgedankte Spionin des franzöſiſchen Geſandten, auf dem Schooße des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten.

— Haben Sie, fragte Le Camus, den neuen Calembour gehört, den ich am Tage des Erſcheinens der ruſſiſchen Proklamation zu machen mir erlaubt habe? Im Namen des Kaiſers von Rußland und des Königs von Schweden hatte der edle Kalmücke Czernitſcheff

*) Auf der deutſchen Bühne unter dem Titel: „Der Lügner und ſein Sohn“ eingebürgert.

die Frechheit gehabt, zu erklären: „Le royaume de Westphalie est dissous.“ — „Voila, encore un royaume de dix sous!“ rief ich aus und packte bereits meinen Koffer, um mein Heil in der Flucht zu suchen. Als aber Tags darauf der Hetman der Kosacken mit seiner Bande wieden abgezogen war, hielt ich mit mir Kriegsrath und dachte mir: Zu fliehen ist ja noch immer Zeit, und begann dann wieder auszupacken. Doch fürchte ich noch immer, meine theure Susanne, daß die windgefüllte Königsblase bald platzen und Jérôme's kleiner, aber höchst niedlicher Hof, so zu sagen ganz aus dem Leime gehen und auseinander fallen wird, wie ein morscher Lehnsessel.

— Und was gedenken Sie, bester Graf, in diesem Falle anzufangen?

— Ich bin dann Willens, mich von den hautes affaires der Politik gänzlich ins Privatleben zurückzuziehen und . . .

— Etwa gar in Kassel zu bleiben?

— Wie ist's möglich, Mademoiselle, mir solche Abgeschmacktheit zuzutrauen? Geht unsere Sache schief, wie's noch immer trotz des blinden Lärms von Siegen, welche der Kaiser über die verbündeten Heere davontragen soll, den Anschein hat, dann flüchte ich nach Nord-Amerika.

— Und was wollen Sie dort unternehmen?

— Wie Buridans gelehrter Esel zwischen zwei Heubündeln schwanke ich unentschlossen zwischen zwei Plänen: ob ich in Baltimore, wo es mir in früherer

Zeit sehr gefallen hat, ein französisches Theater oder eine großartige Spielbank errichten soll.

— Sie müssen mich mitnehmen, liebe Excellenz. Im ersten Fall engagiren Sie mich als erste Solotänzerin; im andern biete ich Ihnen meine Dienste als Croupier an, sagte die keusche Susanne und umhalste die auswärtige Excellenz mit muthcinflößender Zärlichkeit.

— Sie dürfen mich nicht mehr verlassen, entgegnete der hochentzückte Graf und wagte nun auf die Grundsätze der schlauen Sylphide, die bis zu diesem Augenblicke ihm gegenüber die uneinnehmbare Spröde gespielt hatte, einen beherzten Angriff, dem sie nur schwachen Widerstand entgegenstellte.

— Le Camus schwamm im siebenten Himmel.

— In einer andern grillirten Loge saß die fromme Gräfin Siméon an der Seite des glücklichen Felix.

— Was gedenken denn Sie zu unternehmen, wenn die verbündeten Feinde des Kaisers der westphälischen Wirthschaft ein Ende machen?

— Ich kehre dann wieder nach Paris zurück, erklärte der musikalische Anacreon.

— Sehen Sie, das thue auch ich!

— Und Ihr Herr Gemahl? fragte Blangini.

— Bleibt da, wo es ihm gefällt! Der alte Heuchler, der einst, im Rathe der Fünfhundert, die Scheidung das „schreckliche Heilmittel aller schlechten Heirathen" genannt, scheint jetzt große Lust zu haben, sich von mir trennen zu wollen . . .

— Und weßhalb, meine reizende Gräfin?

— Weil ich Ihre Nocturnen lieber als die horaziſchen Oden höre, die mein gelehrtes Kameel ziemlich holperig ins Franzöſiſche überſetzt hat.

— Wiſſen Sie, ſchöne Frau, was die böſe Welt ſich jetzt in die Ohren raunt?

— Ich bitte, was erzählt man ſich?

— Graf Höne, eiferſüchtig auf die Huldigungen, welche Graf Siméon der Gräfin Diana zu Füßen gelegt, ſoll Ihrem Herrn Gemahl eine Herausforderung auf Piſtolen zugeſchickt haben . . . .

— Und hat mein Gemahl ſie angenommen?

— Wie wenig kennen Sie Ihren Gatten! Graf Siméon erklärte dem Cartelträger: das Duell ſei in ſeinen Augen eine Infamie, deren er ſich in ſeiner Eigenſchaft als Miniſter der Juſtiz um keinen Preis ſchuldig machen dürfe.

— Wie glücklich wäre ich geweſen, wenn Graf Höne mir den Gefallen erwieſen hätte, mich zur Wittwe zu machen! . . . Ich glaube, ich wäre im Stande, Sie augenblicklich zu heirathen . . .

— Sie ſind zu gnädig, Frau Gräfin, ſagte der Maeſtro, der in der Stille ſeines Herzens den Himmel zu bitten ſchien, daß er Seine Excellenz noch recht lange erhalten möge, denn Blangini war klug genug, um einzuſehen, daß es klüger und billiger ſei, der Anbeter einer Frau als ihr Mann zu ſein.

— In einer dritten Loge ſaß neben Malchus der Staatsrath Freiherr von Leiſt.

— Der König, erzählte der Finanzminiſter ſeinem

Freunde, befand ſich in dem Augenblicke ſeiner Flucht aus Kaſſel in ſo arger Geldverlegenheit, daß er Leuten aus ſeiner nächſten Umgebung kleine Summen abzuleihen ſich genöthigt ſah. Der reiche Jude Jacobſohn, den er bei Errichtung des jüdiſchen Conſiſtoriums zum Präſidenten und bald darauf zum Ritter der weſtphäliſchen Krone gemacht, hat ſeine Undankbarkeit ſo weit getrieben, dem Monarchen ein lumpiges Handdarlehen von 100,000 Francs, rückzahlbar in vier Wochen, abzuſchlagen mit den Worten: er bedauere, in dieſem Augenblicke nicht bei Kaſſe zu ſein. Dagegen hat ein armer Gelehrter, der um die deutſche Wiſſenſchaft ſo hochverdiente Franzoſe, Profeſſor Charles Villers, der von Göttingen zum Beſuche eines alten Landsmanns nach Kaſſel herübergekommen war, Seiner Majeſtät 3000 Francs, die Hälfte ſeiner kleinen Erſparniſſe, großmüthig vorgeſchoſſen.*)

— Ein wahrhaft rührender Zug von Aufopferung!

— Weit edler noch hat ſich die Sängerin Durand benommen. Wie Adrienne Lecouvreur einſt für den jungen Grafen Moritz von Sachſen ihren Schmuck für 40,000 Francs verſetzt hatte, um ihren Herzog von

*) Ein Factum, das ſich im Notizenbuche dieſes berühmten Gelehrten vorfindet, und das dort wörtlich alſo lautet: „Prêté 3000 francs à Sa Majesté, mon gracieux souverain!“ Die Geſchichte ſchweigt, ob der huldreiche Monarch jenes kleine Darlehn zurückbezahlt hat oder nicht. Letzteres ſcheint viel wahrſcheinlicher als Erſteres, denn kleine Summen vergeſſen ſich leichter als große.

Kurland aus der Geldklemme zu befreien, hat Karoline Durand ihr Silberzeug und ihre Theatergarderobe für 18,000 Francs verkauft, und dieſe Kleinigkeit ihrem ehemaligen Anbeter unaufgefordert und mit ausdrücklicher Verzichtleiſtung auf Zinſen vorgeſchoſſen, bis auf beſſere Zeiten.

— Dieſe gefühlvollen Franzöſinnen ſind verteufelt großmüthig!

— Viele andere Landsleute des Königs, die er verſchwenderiſch mit Wohlthaten aller Art überhäuft hat und die ſich auf Koſten des Staates unmenſchlich bereichert, haben ihn im Augenblicke der größten Noth hilflos im Stiche gelaſſen. La Flèche, den er zum Intendanten der Civilliſte, und Pothau, den er zum Generalpoſtdirektor gemacht, haben ihm keinen Liard geliehen. Der arme Monarch hat in den letzten acht Tagen viel traurige Erfahrungen gemacht. Ich ſprach ihn einen Augenblick vor ſeiner Abreiſe aus Kaſſel. „Ich laſſe hier viele Undankbare zurück", ſagte er zu mir, „aber wenn, wie ich hoffe, der Kaiſer ſeine treuloſen Feinde beſiegt, und wenn ich an der Spitze franzöſiſcher Soldaten nach Kaſſel zurückkehre, will ich Muſterung halten und jenes undankbare Geſindel, das Alles, was es beſitzt, meiner Großmuth verdankt, ohne Schonung fortjagen und alle hohen einträglichen Stellen durch brave biedere Deutſche beſetzen."

— Ich glaube nicht an ſeine Rückkehr, geſtand Baron von Leiſt, und kann ihn, unter uns geſagt, durchaus nicht bedauern, denn während ſeiner fünf Re-

gierungsjahre soll er mehr als sechzig Millionen Francs vergeudet haben.

— Gerechter Gott, was will dies sagen? Eine einzige Maitresse des fünfzehnten Ludwigs, Gräfin Du Barry, hatte in fünf Jahren dem Lande hundertachtzig Millionen Livres gekostet. Und Jérôme ist doch wenigstens König!

— Und Könige sind immer etwas kostspielig! ergänzte der ehemalige Lehrer des Staatsrechts.

— Jérôme hat Feinde, die kein gutes Haar an ihm lassen. Jeder Unparteiische aber muß ihm das Verdienst einräumen, daß Westphalen und vor Allem Kassel ihm auch manches Gute zu verdanken hat.

Im Parterre belauschte der edle Würtz folgendes Zwiegespräch:

— Morgen, sagte Dr. Murhard, Präfecturrath des Fulda-Departements und Redacteur des Westphälischen Moniteur, kehrt Seine Majestät der König in seine getreue Hauptstadt Kassel zurück. Die Polizei hat große Illumination angesagt. Sie werden doch auch illuminiren? fragte er seinen Nachbar, den Dr. Pfeiffer, Substituten des Generalprocurators am Appellationshofe zu Kassel.

— Nein, dies werde ich bleiben lassen!

— Wie, Freund! Auch Sie gehören zu den Gegnern des Königs?

— Allerdings, erklärte der Doktor der Rechte. Die bodenlose Verschwendung dieses hergelaufenen Abenteurers hat großes Uebel über uns gebracht. Die

Grundsteuer, auf den fünften Theil des Reinertrags gesteigert, hat den Grundbesitz ruinirt und uns Alle zu Bettlern gemacht. Trotz der neuen Zwangs-Anleihe von 5 Millionen Francs, trotz der Sistirung der Zinsenzahlung der ungeheuern Staatsschuld und trotzdem, daß man Letztere auf den dritten Theil ihres Werthes herabgesetzt hat, sind alle Staatskassen ausgeplündert und überall fehlt es an Geld. Der Teufel hole diese liederliche Franzosenwirthschaft!

— Nehmen Sie sich in Acht, Doktor, nicht Jeder ist so verschwiegen, wie ich. Wenn das, was Sie so eben gesagt, ein Anderer gehört hätte, dann säßen Sie morgen im Kastell.

— Ich habe es gehört, sagte Würtz dazwischen tretend. Folgen Sie mir, Herr Doktor Pfeiffer, im Namen des Gesetzes arretire ich Sie.

Noch spät in der Nacht wurden viele Verhaftungen vorgenommen. Bongars und seine Spießgesellen hatten vollauf zu thun.

XXX.

Erst am 17. Oktober kehrte Jérôme nach Kassel zurück. Der König sagte zu den Abgeordneten der Stadt:

— Es ist mir ziemlich gleichgültig, meine Herren, ob ich König von Westphalen bin oder nicht. Ich bin

blos zurückgekehrt, um meinen Unterthanen zu beweisen, daß ich nicht gesonnen sei, sie im Augenblicke der Gefahr zu verlassen. Ich rechne auf den Patriotismus der guten Stadt Kassel und auf Ihre Mitwirkung, meine Herren. Betragen Sie sich so, daß ich mich nicht gezwungen sehe, Kassel zum zweiten Male und für immer zu verlassen! C'est vous, qui serez ruiné, quand je vous quitte; moi je reste toujours prince français!

Abends war große Cour bei Hofe. Alle öffentlichen Gebäude hatten sich prachtvoll illuminirt, aber desto schäbiger waren die Privathäuser erleuchtet. Derselbe Bäcker, der schon früher einmal seinem Franzosenhasse Luft gemacht, hatte über seinem Laden das transparente Bildniß des Königs an einem Stricke zur Schau ausgestellt mit der zweideutigen Unterschrift:

„An diesem Strick
Hängt unser Glück."

Eine Stunde später wurde er arretirt. — — —
— — — — — — — — — — —

Jérôme war nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt, um mit seinen Landsleuten, wie unsere Chronik sagt, „seinen Raub sicher nach Frankreich zu schaffen. Die Landstraßen waren mit Frachtwagen bedeckt."

Am 18. Oktober verlor Napoleon die Alles entscheidende Schlacht bei Leipzig. Dessenungeachtet verbreitete die westphälische Polizei, um die Feinde des Königs einzuschüchtern, die falsche Nachricht eines großen

Sieges, den die Franzoſen bei Weißenfels davon getragen haben ſollten. Graf Bertrand, Befehlshaber des vierten Armeecorps, erließ folgendes Bulletin:

„Wir haben den Feind auf allen Punkten geſchlagen. Der Kaiſer befindet ſich wohl.“

Unterdeſſen währte das Einpacken fort. Der König entließ ſämmtliche Hofbedienten. Alles ſchickte ſich zur Abreiſe an.

Am 25. Oktober ſchrieb Jérôme ſeinem Schwager Murat folgende Zeilen:

„Lieber Bruder! Ich erfahre, daß Du heute nach Bach kommſt; dies beunruhigt mich nicht wenig. Seit einem Monat befinde ich mich in einer ſchrecklichen Lage. Schreibe mir, wie die Sachen ſtehen, und ob ich mich zurückziehen muß, ich habe nur 4—5000 Conſcribirte bei mir. Wie befindet ſich der Kaiſer? Du kannſt Dir meine Beſorgniſſe vorſtellen. Laſſe mich nicht auf Antwort warten. Ich umarme und liebe Dich.

Dein treuer Bruder und Schwager
Jérôme.“

Kaſſel, 25. Oktober 1813,
2 Uhr Nachmittags.

Schon am folgenden Morgen machte ſich der König aus dem Staube. Alle deutſche Truppen waren von ihm abgefallen. Nur vierzig Küraſſiere des weſtphäliſchen Gardecorps erboten ſich „aus einem Uebermaße militäriſchen Ehrgefühls“, (wie unſere franzoſen-

feindliche Chronik bemerkt), ihren ehemaligen Herrn und Gebieter bis an den Rhein zu escortiren. Jérôme entfloh über Koblenz nach Köln. In letzterer Stadt entließ er seine Begleitung, ohne Abschied von ihr zu nehmen und ohne irgend eine Belohnung; ja er nahm ihr sogar, wie unsere Quelle angiebt, Uniform, Waffen und Pferde ab.

Einen Augenblick vor seiner Abreise aus Köln warf er einen wehmüthigen Blick auf Elisabeth's Bild und sagte zu sich:

— Meine Krone ist für mich verloren! Mir bleibt nur ein einziger Trost. Und dieser Trost ist Deine Liebe!

Dann küßte er ihr schönes Bild und reiste weiter.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Am Abende jenes Tages, an welchem er zum zweiten Male die Flucht aus Kassel ergriffen hatte, um nie wieder dorthin zurückzukehren, erschien im „Moniteur" und Tags darauf an allen Straßenecken der Hauptstadt folgende Bekanntmachung:

„Seine Majestät der König haben sich durch den Drang der Umstände veranlaßt gesehen, sich heute früh aus Ihren Staaten zu entfernen u. s. w., u. s. w.

Der Minister des Innern,
Gustav Anton Graf von Wolfradt.
Der Minister der Finanzen,
Karl August Malchus Graf von Marienrode."

— Der Teufel hole die deutsche Nation! schrie Tags darauf der Graf von Fürstenstein und ergriff nun gleichfalls die Flucht in Begleitung der Mademoiselle Susanne Héberti.

In Düsseldorf machte er eine höchst unangenehme Entdeckung, die ihn veranlaßte, seine Begleiterin dort ihrem eigenen Schicksale zu überlassen.

— Der Teufel hole die Franzosen! schrie Kassel.

— Wir sind gerettet, wir sind frei! jubelten die blinden Hessen.

— Möge nie ein Fremdling uns wieder ein Sklavenjoch aufbürden! Lieber Tod als Leben unter solcher Regierung!

Mit diesen Worten schließt unsere Chronik.

XXXI.

Auch unser Roman naht seinem Ende.

König Jérôme, ein neuer Johann ohne Land, floh nach der Hauptstadt seines kaiserlichen Bruders. Nach dem Pariser Frieden (30. Mai 1814) behielt er den Titel eines französischen Prinzen und sein ziemlich bedeutendes Privatvermögen. Bald darauf verließ er Frankreich. Seine Gemahlin wurde auf der Reise in der Nähe von Fontainebleau durch einen räuberischen Ueberfall ihres ehemaligen Stallmeisters, Marquis de

Maubreuil, aller ihrer Diamanten und übrigen Kostbarkeiten beraubt.

Im Jahre 1815 eilte Jérôme, nachdem er sich abwechselnd in Lausanne, Grätz und Triest aufgehalten hatte, und nachdem der Kaiser von Elba zurückgekehrt war, nach Paris, wurde Pair von Frankreich und führte in der Schlacht bei Belle-Alliance (18. Juni 1815) eine Division mit mehr Tapferkeit, als der Kaiser ihm zugetraut hatte. Jérôme erhielt am rechten Arme eine Wunde. Dies war die Erste und . . . Letzte.

Fünf Tage nach der zweiten Abdankung Napoleons, die am 22. Juni 1815 erfolgt war, verließ Jérôme sein vielgeliebtes Paris und lebte als Graf von Montfort unter dem Schutze seines Schwiegervaters zu Ellwangen in Würtemberg. Nach dem plötzlich erfolgten Tode König Friedrichs (30. October 1816), begab sich der Graf von Montfort mit seiner Gemahlin nach Oesterreich. Hier kaufte er die Herrschaften Wald bei Sanct-Pölten, Krainburg und Schönau bei Wien. — Im Jahre 1822 befand sich der Ex-König von Westphalen in so peinlicher Geldverlegenheit, daß seine Gemahlin Katharina sich in einem Bittgesuche an den Kaiser von Rußland wendete. Der ritterliche Alexander machte ihr ein Geschenk von 150,000 Gulden Conventionsmünze und verlieh ihr außerdem einen Jahrgehalt von 25,000 Papierrubeln. —

Katharina von Würtemberg (geboren am 21. Februar 1782), starb in einem Alter von 52 Jahren, im 28. ihrer später ziemlich glücklichen Ehe, am 28. Octo-

der 1835 zu Lausanne. — Ihre Leiche ward in Gegenwart ihres Gemahles zu Ludwigsburg (bei Stuttgart) beigesetzt. Außer ihrer Tochter Mathilde hatte sie ihrem Gatten noch zwei Söhne geschenkt, Hieronymus und Napoleon.

Dreizehn Jahre nach Katharinens Tode, bald nach der in ihren Folgen so sehr verunglückten Februar-Revolution, erhielten durch Decret der provisorischen Regierung vom 11. October 1848 sämmtliche Napoleoniden (von der Dynastie Bourbon und Orleans durch die Decrete vom 12. Januar 1816 und 10. April 1832 aus Frankreich verbannt), die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich.

Am 10. December 1848 wurde der Neffe König Jérôme's, Louis Napoleon Bonaparte, der Sohn der ehemaligen Königin Hortense von Holland, zum Präsidenten der Republik ernannt.

Der Neffe erhob seinen Onkel am 23. December 1848 als Divisionsgeneral zum Gouverneur der Invaliden und am 1. Januar 1850 zum Marschall von Frankreich.

Nach dem Gelingen des überkecken Staatsstreichs vom 2. December 1851, der aus dem Bürger-Präsidenten auf vier einen Prinz-Präsidenten auf zehn Jahre gemacht hatte, wurde der Marschall Jérôme Bonaparte zum Präsidenten des neu creirten Senats gemacht. Als Solcher eröffnete er am 30. März 1852 die Sitzungen dieses Senats mit einer Rede, in welcher er den Sieg seines Neffen dem Zauber, der dem Namen

Napoleon innewohne, zuſchrieb und ſich, den jüngſten und letzten Bruder des unſterblichen Kaiſers, als den „vermittelnden Ring“ bezeichnete, der von der Vorſehung auserkoren ſei, die glorreiche Vergangenheit mit der nicht minder ruhmwürdigen Gegenwart Frankreichs zu verbinden.

Jérôme hat ſeine vier Brüder, ſeine drei Schweſtern und, außer dieſen, auch ſämmtliche Perſonen unſeres Romans überlebt.

Der Kaiſer ſtarb am 5. Mai 1821, 52 Jahre alt, auf Sanct Helena.

Ihm folgte Lucian Bonaparte, Prinz von Canino, der am 28. Juni 1840, im 68. Jahre zu Viterbo ſtarb.

Am 28. Juli 1844 ſtarb Joſeph Graf von Survilliers, 77 Jahre alt, auf ſeinem Landgute bei Florenz.

Ihm folgte Louis Graf von Saint-Leu, der Vater des nunmehrigen Kaiſers Napoleon III., der am 25. Juli 1846 im 67. Jahre zu Livorno ſtarb.

Von den drei Schweſtern Jérôme's ſtarb Eliſe Fürſtin Baciocchi als Gräfin von Compignano am 5. Auguſt 1820 zu Bologna; Marie Pauline, Fürſtin Borgheſe am 9. Juni 1825 zu Rom, und Caroline Annonciade, die Gemahlin Joachim Murats, als Gräfin von Lipano, im Jahre 1838 zu Florenz.

Von Jérôme's ſieben Geſchwiſtern ſtarben drei am Magenkrebs: Napoleon, Lucian und Caroline.

Von den Miniſtern des Ex-Königs von Weſtphalen ſtarb zuerſt Auguſt Le Camus, Graf von Fürſtenſtein. Nach der Ausſage der Einen ſoll er als Croupier einer franzöſiſchen Spielbank, nach dem Berichte Anderer als Unternehmer eines Affentheaters in einer kleinen Stadt Nordamerika's am Erie-See zu ſeinen Vätern heimgegangen ſein.

Ihm folgte der Graf von Wolfradt. Der ehemalige Miniſter des Innern, der dem Ex-Könige nach Paris gefolgt war, zog ſich nach dem Sturze des Kaiſerreichs nach ſeinem heimathlichen Rügen zurück und ſtarb dort 1833 im Alter von 72 Jahren.

Malchus, Graf von Marienrode, begab ſich nach Auflöſung des Königreichs, zu deſſen Ruin er redlich das Seinige beigetragen hatte, nach Heidelberg, wo er bis zum Jahre 1817 vom Spiel und vom Schriftſtellern gelebt haben ſoll; dann folgte er einem Rufe nach Würtemberg, wo er als Chef des Finanz-Departements eintrat, doch ſchon nach Verlauf eines Jahres wieder entlaſſen wurde und ſich darauf nach Heidelberg zurückzog. Hier ſtarb er am 24. Oktober 1840, 70 Jahr alt, als königlich würtembergiſcher Finanz-Präſident außer Dienſten.*)

Graf Siméon, bald nach der Flucht Jérôme's nach

*) Als Schriftſteller hat er ſich vorzugsweiſe durch zwei Werke: „Darſtellung des Organismus der innern Staatsverwaltungen", (Heidelberg, 1820) und durch ſeine „Statiſtik der Staatskunde", (Stuttgart, 1826) einen nicht ganz unbedeutenden Ruf erworben.

Paris zurückgekehrt, wurde nach Napoleons Fall zum Präsidenten des Departements du Nord und zum Groß-Offizier der Ehrenlegion ernannt. Nach der zweiten Restauration ward er vom Departement du Var in die Deputirtenkammer gewählt. Vom 21. Februar 1820 bis zum 13. Dezember war er, als Nachfolger des Herzogs Decazes, Minister-Staatssekretär des Innern. Am 25. Oktober 1820 wurde er Pair von Frankreich und später Präsident des Rechnungshofes. Er starb am 19. Januar 1842, 92 Jahr alt.*)

Jérôme's Freund und Duzbruder Pigault-Lebrun starb am 21. Juli 1835 als lebensfroher, ziemlich rüstiger, auf seine alten Tage aber etwas geizig gewordener Greis, der vielleicht noch heute leben könnte, wäre er nicht so unvorsichtig gewesen, in der größten Mittagshitze mehr als drei französische Meilen einem uralten, abgeschabten, elenden, weißen Filzhute nachzulaufen, den er schon vor 25 Jahren am Hofe des Königs zu Kassel getragen und den am 19. Juli ein heftiger Windstoß seinem erhitzten Schädel entführt hatte. Freund Charles starb zu Celle in der Nähe von Saint-Cloud, wo er sich ein kleines Landhaus gekauft hatte. Seine Frau Melanie, die ihn einige Jahre überlebte, war die Schwester des Schauspielers Michot vom théâtre français. Sein vieljähriger Freund und

*) Mignet gab im Jahre 1844 eine „Notice historique sur la vie et les travaux de Monsieur le comte Joseph Jérôme Siméon" heraus. Der Verstorbene war auch Mitglied der fünften Klasse der französischen Akademie.

Verleger Barba gab eine ziemlich anziehende Lebensbeschreibung des Verstorbenen heraus.*)

Felix Blangini starb 1841 in Paris.

Jérôme's Flammen nahmen ein klägliches Ende. Madame Caroline Durand starb als Hebamme. Gräfin Siméon endete in einem Kloster. Mademoiselle Héberti verfaulte in einem Bordell. Felicitas Blangini soll sich vergiftet haben. Um Keine von Allen floß eine Thräne.

Jérome aber starb erst im Jahre des Heils 1860, nachdem er noch das Glück genossen, eine hohe Stelle am glanzvollen Hofe des kleinen Neffen vom großen Onkel einzunehmen, und er wird sicher noch häufig an die schönen Tage von Aranjuez und an die glücklichen Zeiten von 1808 bis 1812 zurückgedacht haben, wo er König von Westphalen und Unterthan der „Jungfrau von Göttingen" gewesen war. Sein Capri hat er nie vergessen.

Elisabeth's Bildniß ruhte stets an seinem Herzen!

---

*) Sie erschien unter dem Titel: „Vie et aventures de Figault-Lebrun", (Paris, 1836).

Ende.

Druck von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Auf dem Hradschin,

oder

Kaiser Rudolph II. und seine Zeit.

Historisch-romantisches Gemälde

von

Eduard Maria Oettinger.

A. D. S. J. T.
Devise Kaiser Rudolphs II.

Erster Band.

1856.

Prag,
Expedition des Albums.

Leipzig,
Heinrich Hübner.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Erstes Capitel.

Der Vice-Kanzler Curtius und sein Haus.

Wir befinden uns auf dem Hradschin.

Auf dem Platze, auf welchem sich der seit 1850 in eine Caserne umgestaltete Majorats-Palast der Grafen von Sternin erhebt, stand noch zu Anfange des siebzehnten Jahrhundertes das ziemlich stattliche Haus des kaiserlichen Vice-Kanzlers Jacob Khurtz von Senfftenau.

Von diesem Manne, der zur Zeit Kaiser Rudolph's II eine der einflußreichsten Größen des Hofes, eine der mächtigsten Stützen des Thrones, einer der thätigsten Hebel der Staatsmaschine gewesen war, ist, wie von so vielen Staatsmännern früherer und selbst späterer Zeiten, wenig mehr übrig geblieben, als sein Name, und der Grabstein, der dessen irdische

Ueberreste deckt, welche im Kreuzgange der Augustinerkirche in der Nähe einer seiner Zeitgenossinnen, der lateinischen Dichterin Elisabeth Weston dem Tage der allgemeinen Auferstehung entgegenharren.

Vergebens sucht man den Namen des Kanzlers in den Asbestblättern der Geschichte, in den papiernen Nischen der biographischen Wörterbücher. Von tausend Böhmen weiß vielleicht nicht Einer, daß einst, vor mehr als zweihundertfünfzig Jahren, ein Mann jenes Namens gelebt, vor welchem ganz Prag gezittert haben soll. Der Ruhm der meisten Staatsmänner ist vergänglicher als jeder Andere. Der Tod, der ihre Laufbahn schließt, löscht auch die Erinnerung an sie. Die Engländerin, deren Asche neben jener des böhmischen Kanzlers ruht, ist nicht so schnell verschollen wie er. Ihre Briefe und Gedichte, gesammelt unter dem Titel „Parthenicon" sichern ihr für immer einen ehrenvollen Platz im Pantheon der Unsterblichkeit.

Jacob Khurtz, oder auch Curtius von Senfftenau geb. 1554, stammte aus einer freiherrlichen Familie in Graubündten. Frühzeitig mit Anna Maria Weber von Biesenberg verheirathet, soll er mit seiner Frau nicht sehr glücklich gelebt haben, da er im Grunde seines Herzens ein eingefleischter Weiberfeind

gewesen war und sich gerühmt haben soll, vor und während seiner Ehe nie ein anderes weibliches Wesen, als seine, keineswegs schöne Frau berührt zu haben.

Der Kanzler war ein frommer Herr.

Ein Blick in das ziemlich geräumige, in beständiges Halbdunkel getauchte und schon darum etwas unheimliche Arbeitsgemach des böhmischen Staatsmannes wird uns gleichzeitig eine Einsicht in die dichten Falten seines Herzens gestatten; wir sagen Herz, ob die Wenigen gleich, die mit ihm in Berührung kamen, zu behaupten wagten, er habe gar kein Herz und sei schon aus diesem Grunde ein geborener Staatsmann.

Ueber seinem alten, äußerst schwerfälligen und mit ewigem Staube bedeckten Arbeitstische prangte das leichenbleiche Bild des heiligen Ignaz von Loyola, des Gründers der Gesellschaft Jesu, gemalt von Bartholomäus Spranger, dem Antwerpener Kammermaler und Lieblinge Kaiser Rudolphs.

Zur Rechten Loyola's hing das Gürtelbild seines Landsmanns und Nachfolgers, Diego Laynez, dessen fuchsröthliches Haar, glatt geschoren wie Utrechter Sammet, seiner echtspanischen Physiognomie jenen hohen Grad von Verschmitztheit verlieh, durch welchen er auf dem Concilium zu Trient dem neuen

Orden so viel Einfluß zu verschaffen gewußt hatte. Unter seinem Bilde stand sein Todestag der 19. Januar 1565.

Zur Linken Loyola's starrte uns das Conterfei des (später gleichfalls heilig gesprochenen) Francisco de Borgia, Herzogs von Gandia, des dritten spanischen Generals der Jesuiten an. Jener verewigt durch den Pinsel Johanns von Aachen, dieser (gestorben am 30. September 1572) durch die Macht der Farbe Pentoja's de la Cruz.

An der jenseitigen Wand der Trias des Jesuitenordens gegenüber, prangte, in Lebensgröße, der in andächtiges Gebet versunkene Schutzheilige Böhmens, Wenzel, gemalt von Roland Savery. Zur Rechten und Linken erblickte man die beiden Miniaturbilder Eberhard Mercurians und Claudio Aquiviva's, des vierten und fünften Generals der Gesellschaft Jesu. Der Erstere dieser Beiden, ein Luxemburger starb im Jahre 1580. Der Zweite, ein Neapolitaner und Abkömmling der Herzoge von Atri, lebte noch zur Zeit, in der unser Roman beginnt.

An der dritten Wand, die dem einzigen, nicht sehr großen Fenster gegenüber lag, durch das dieses Gemach sein spärliches, durch einen dunkelrothen Damastvorhang gedämpftes Licht vom freien Platze erhielt,

schaute aus prächtig vergoldetem meisterhaft geschnitztem, aber gleichfalls dick bestaubten Rahmen eine der lieblichsten Madonnen, welche Rudolph vom Hofe seines Oheims, des zweiten Philipps von Spanien aus Madrid mitgebracht und vor zehn Jahren seinem treuen Diener, dem Kanzler Khurtz von Senfftenau, zum Geschenke gemacht hatte.

In der Gesellschaft dieser sieben Heiligenbilder, umgeben von einem Trupp fauler, feister, zudringlicher Katzen (der Herr Kanzler haßte die Hunde) pflegte das Alterego des Kaisers, der die Sorge des Regierens seinem treubewährten Diener überließ, nicht selten neue Verhaftsbefehle und Todesurtheile gegen die Feinde der Kirche (er verstand darunter die Gegner der Jesuiten) zu vollziehen und jedesmal, so oft er durch die Unterschrift seines latinisirten und bis zur Unlesbarkeit verzerrten Namens „Curtius" den Kopf eines heimlichen Piccarden oder böhmischen Bruders dem Beile des Henkers überliefert hatte, mit einem augenverdrehenden Blicke auf das Bild Ignazs von Loyola halblaut die Worte, ‚In majorem Dei et Caesaris gloriam' vor sich hin zu murmeln und dann gleich darauf zur Stärkung seiner von gewissenhafter Ausübung trauriger Pflicht angegriffenen Lebensgeister einige Verse seines Lieblingsdichters Anacreon zu

ſtudiren, weil — wunderbar genug — gerade dieſe Poeſie den Weiberfeind dergeſtalt anregte und begeiſterte, daß er ſeit Jahren ſchon ſich mit dem Gedanken trug, die fröhlichen Lieder des griechiſchen Sängers ins Böhmiſche zu übertragen.

Nebenbei war der Kanzler ein Sonderling. Vor Allem gefiel er ſich in Aufſtellung höchſt gewagter Hypotheſen, zu denen auch die gehörte, daß ſein von ihm gefeierter Liebling Anacreon nicht zu Teos in Jonien, ſondern in der Umgegend von Leitomiſchl das Licht der Welt erblickt und ſeine Lieder urſprünglich in ſlawiſcher Sprache geſchrieben, aber nicht an einer Weinbeere, ſondern an einer Krebsſcheere erſtickt ſei. Seine zweite Lieblingslectüre war das berühmte Werk ‚von der Nachfolge Chriſti.‘ Nach des Kanzlers Anſicht aber ſollte weder der Deutſche Thomas von Kempis noch der Franzoſe Jean Gerſon, ſondern ein Slawe, deſſen Name uns entfallen iſt, der Verfaſſer dieſes berühmten Andachtsbuches geweſen ſein. — Alle Erfindungen, die dem menſchlichen Geiſte zu ewigem Ruhme gereichen, waren nach ſeiner hartnäckig verfochtenen Anſicht aus ſlawiſchem Hirne hervorgegangen. Die Buchdruckerkunſt — dieſe edelſte und erhabenſte aller Erfindungen, welche die Feſſeln des Geiſtes für alle Zeiten geſprengt — war

nicht vom Mainzer Patrizier Johannes Guttenberg, sondern von einem Slawen aus Kuttenberg erfunden. Er behauptete, wie Anaragoras, daß der Schnee schwarz und die Dinte — natürlich gleichfalls Erfindung eines Slawen — weiß sei.

Dieß Alles wagte er mit so großem Ernste und mit so unbeugsamer Consequenz zu vertheidigen, daß Niemand daran zu zweifeln sich erkühnte, aus Furcht, durch Widerspruch, den er durchaus nicht ertragen konnte, sich den Zorn dieser ‚ernsten Bestie,' wie ihn einst Georg Popel von Lobkowic genannt hatte, zuzuziehen. Diese Bezeichnung war allerdings etwas hart, aber sicher nicht ganz unverdient, wenn man erwägt, daß der Vice-Kanzler selbst mehr als einmal erklärt haben soll, das Lachen — die einzige Tugend des Narren, wie er sie zu nennen geruht — bloß vom Hörensagen zu kennen und auch die Wohlthat der Thräne nur einmal in seinem selbstsüchtigen Leben empfunden zu haben, an jenem Tage, an welchem eine seiner Lieblingskatzen — sie hatte auf den Namen Wlasta gehört — von dem heimtückischen Hunde Georg Popels von Lobkowic todtgebissen worden war. Seit dem haßte er diesen ‚gottlosen' Mann.

Hinter dem Arbeitszimmer des Kanzlers lag dessen Schlafkammer, die alle Spuren der Unreinlich-

keit eines griesgrämigen Sonderlings, der nie erlauben wollte, daß irgend ein weibliches Wesen die Schwelle seiner Zimmer übertrete — (jene seiner Frau lagen auf dem entgegengesetzten Flügel und bildeten gegen die Aermlichkeit der seinigen einen schneidenden Gegensatz) — auffallend zur Schau trug. — In dieser Kammer befand sich seine sogenannte Bibliothek, die, außer seinem Anacreon, der in prosaisches Schweinsleder gebunden, den ganzen Tag auf seinem Arbeitstische und Nachts unter seinem Kopfkissen lag, aus dreizehn verschiedenen Uebersezzungen und Ausgaben der ‚Nachfolge Christi' und einigen dreißig uralten hochnothpeinlichen Scharteken bestand, auf welchen fingerdicker Staub lag, — die Ecke, in der sein ärmliches Nachtlager stand, das er sich selber herzurichten gewöhnt, war der Schlupfwinkel mancher Spinne, die sich hier ungestört ihr Netz gesponnen hatte.

Unfern dem Curtius'schen Hause befand sich der ‚weite Hof,' ein stattliches Besitzthum der reichen und mächtigen Trčka von Lipa, von welchen Einer dieses Geschlechts, Graf Adam, in späterer Zeit, während der Greuel des dreißigjährigen Krieges, unter Waldstein eine Rolle gespielt, aus welcher Schiller seinen „Terzky" gemacht.

Neben dem Hause des Kanzlers, der, beiläufig erwähnt, nur zwei Freunde, seinen Leibarzt und den Beichtvater des Kaisers, besaß und trotzdem, daß er verheirathet war, so einsam und zurückgezogen — selbst von seiner Frau und seinen Kindern — wie eine kalte, unempfindliche Schildkröte unter ihrem Panzerdache zu leben gewohnt war, also neben dem Hause dieses mürrischen, menschenfeindlichen Einsiedlers, stand die kleine, seit den Hussitenkriegen in Verfall gerathene Sanct Matthiaskirche, von welcher der Aberglaube des Volkes sich tausend, oft eben so närrische als unheimliche Märchen in's Ohr flüsterte. Mehr als ein ‚Gevatter Schneider und Handschuhmacher' von der Kleinseite will damals vor dem Eingange dieses Kirchleins alljährlich in der Walpurgisnacht mit dem Glockenschlage Zwölf den ‚Gott sei bei uns' in einem zinnoberrothen Wamms und einer grauen Filzkappe, mit einem ellenlangen Ziegenbarte und einem scheinheilig zwischen den Beinen eingeklemmten Schweife, ähnlich jenem eines auf der Lauer liegenden Fuchses, mit einer Zither in der Hand mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört haben, wie der Böse, alljährlich in derselben Nacht, ein verliebtes Ständchen gebracht einer gottlosen und für alle Zeiten verwünschten Heidin, der

Herzogin Drahomira, einer Fürſtentochter von Stodor, der ehebrecheriſchen Gemalin des Herzogs Wratislaw, der tyranniſchen Mutter des heiligen Wenzeslaus, die bei dieſer Kirche von der erzürnten Erde ſoll verſchlungen worden ſein, weil ſie mehr Sünden und Mißethaten begangen, als Haare auf dem heidniſchen Haupte gehabt haben ſoll. — In dieſer Kirche ruhte auch die von Tetin herübergebrachte irdiſche Hülle der böhmiſchen Herzogin und ſpäteren Landespatronin Ludmila, die, als Gegenſatz zu jener halb fabelhaften Drahomira, ein Muſterbild aller gottgefälligen Tugenden war und deren ehrwürdige Gebeine, weil ſie in der Nähe jener gottloſen Heidin durch des Teufels unkeuſche Serenaden raſtlos beunruhigt worden waren, in ſpäterer Zeit ausgegraben und in der Sanct Georgskirche beigeſetzt wurden. — Außerdem erzählte man ſich, daß am Altare der Matthiaskirche ein ſchwarzes Muttergottesbild aus dem Kloſter Emaus ſich befinde, das jedes Mal, ſo oft dem Kaiſer oder einem der treuen, gottesfürchtigen Räthe ſeiner Krone irgend wie Gefahr drohe, im Voraus blutige Thränen vergieße, um dem Hofe und der Geiſtlichkeit einen Wink zu geben, auf der Hut zu ſein. Seit acht Tagen war ganz Prag ſehr beunruhigt, weil es ruchbar geworden, daß das

wunderthätige Bild nach Jahren wieder Blut geweint habe.

An der andern Seite des Curtius'schen Hauses stand die ‚goldene Kugel', ein zu jener Zeit von allen Ständen der drei Städte Prag*) vielbesuchtes freies Schenkhaus, dessen Wirth, Zdenko, einer der größten Schwätzer des ganzen Böhmerlandes und nebenbei der erbittertste Feind jedes Menschen war, der das Unglück hatte, kein Slawe zu sein.

Bei ihm wollen wir nun eintreten.

Zweites Capitel.

Die goldene Kugel.

Im Innern dieser Schenke hatten sich an theils großen und theils kleinen Tischen von Eichenholz die bunten Gruppen der Stammgäste niedergelassen, um sich hier bei vollen Bierkrügen die Länge eines Novemberabends des Jahres 1594 abzukürzen.

Draußen auf dem Platze wirbelten dichte Schneeflocken, die den ganzen, ehrwürdigen Hradschin in

*) Kleinseite, Altstadt und Neustadt.

ein großes, unabsehbares Leichentuch einzuspinnen schienen; in der Schenke prasselte ein gemüthliches Kaminfeuer. Draußen war Alles öd und todt; drinnen aber pulste lautlärmendes Leben.

An einem der kleinen Tische, die in einer der obern Ecken des geräumigen, aber nur karg beleuchteten Saales standen, unterhielt sich Alexander Colin, ein Bildhauer aus Mecheln (der sich durch das prachtvolle Grabmal Kaiser Maximilians I. in der Franciskanerkirche zu Innsbruck ein unvergängliches Denkmal gesetzt) mit einem seiner Landsleute, dem nicht minder bekannten Edelsteinschleifer Jobst von Brüssel. Beide sprachen flämisch und leerten einen Krug nach dem Andern. Jobst war traurig und niedergeschlagen.

— Du fängst wieder Grillen, sagte Colin.

— Und hab' ich nicht ein Recht dazu? fragte Jobst.

— Geh, Landsmann, was fehlt Dir hier?

— Mich plagt das Heimweh. Ich möchte gern wieder nach meinem schönen Brabant zurück.

— Also gefällt's Dir wirklich nicht am Hofe Rudolphs?

— Nein, sag' ich Dir offen und ehrlich.

— Und was mißfällt Dir an ihm?

— Er ist gut, recht gut gegen mich wie gegen jeden Künstler, den er gastfrei bei sich aufnimmt.

— Und dennoch, Jobst, bist Du unzufrieden?

— Ich will Dir sagen, woher das kommt, erwiderte der Steinschleifer näher rückend. Der Kaiser hat viele gute, herrliche Eigenschaften, eine schlechte aber, die, wenigstens in meinen Augen, alle guten stark verdunkelt: er ist eine unerträglich melancholische Fledermaus.

— Sprich leiser, viel leiser, Landsmann, damit es keiner der vielen Zuträger unseres gestrengen Herrn Nachbars hört . . . .

— Wen meinst Du? fragte Jobst um sich blickend.

— Ich meine den Gevatter Dreibein, den Jesuitenfreund, den Vicekanzler Curtius, der im Nebenhause wohnt.

— Der Teufel hole diesen kalten Frosch, schrie der Brüsseler, indem er mit dem Bierkruge auf den Tisch schlug.

— Also auch Du hassest diesen Heuchler?

— Wer haßte ihn wohl nicht? Er ist der böse Geist Rudolphs. Er ist's, der des Kaisers gutes Herz zu Härte und Unduldsamkeit antreibt.

— So denkt ganz Prag, ganz Böhmen. Niemand

aber wagt es so laut auszusprechen als Du.

— Es thut mir weh, herzlich weh, wenn ich sehe und höre, wie Kaiser Rudolph, der doch immer nur das Beste seiner Unterthanen will, durch die bösen Einflüsterungen jenes herzlosen Rathgebers von Tag zu Tage unbeliebter wird bei seinem Volke, das ihn früher mit vollem Rechte so sehr vergöttert hat. Leider giebt es keinen einzigen Menschen in der ganzen Burg, der den Muth besitzt, den Kaiser zu warnen vor den unheilbringenden Rathschlägen dieses Mannes, der um sich selbst unentbehrlich zu machen, die treuesten Diener der Krone verdächtigt, und bei Hofe verhaßt macht.

— Auf dem erst unlängst geschlossenen Reichstage zu Regensburg, auf welchem der Kaiser neue Kriegsvölker gegen die heidnischen Türken, die, wie die Bestien, das schöne Ungarland zerfleischen, verlangt hat, sind harte Worte gefallen gegen den Kanzler, dessen ganzes Streben dahin geht, aus dem zweiten Rudolph einen eilften Ludwig zu machen. Dieß empörte vor allen Andern den guten, ehrlichen, menschenfreundlichen Obristlandhofmeister und Geheimen Rath Georg Popel von Lobkowic, der auf dem Reichstage zuerst das Wort ergriff und gegen die krebsartig um sich greifende Partei sprach, deren Leit-

hammel unser bewußter Nachbar, dieser blutdürstige Wolf im zahmen Schafspelze ist.

— Der kaiserliche Herr sollte diesen Wolf, der seine Heerde zerreißt und ihm das Vertrauen und die Liebe seines Volkes entzieht, lieber heut' als morgen fortjagen, dann würden die aufgeregten Gemüther der Böhmen sich wieder beruhigen; dann würde das Volk seinen gesalbten Herrn und Gebieter wieder liebgewinnen und ihm von Neuem zugethan sein mit Leib und Seele, wie es früher war, so lange der milde und gerechte Sohn des zweiten Maximilians noch mit eigenen Augen sah und nicht so blindlings, wie jetzt, den blutdürstigen Rathschlägen dieses böhmischen Olivier le Diable Folge zu leisten gewohnt war. Siehst Du, Freund, nur darum gefällt's mir an diesem finstern, mürrischen, freudeleeren Hofe nicht mehr; nur darum sehnt sich mein Herz, mein armes, langsam verblutendes, schwer geprüftes Herz wieder nach der fernen, trauten Heimath, zu den freien, frohen Männern von Brabant, zu den schönen, tugendsamen Mädchen und Frauen von Flandern hin.

— Du ließest dort Deine Jugendliebe zurück in den Armen eines Andern, der Deine arme Margarethe lieblos mißhandelt für die Treue, die sie

ihm am Altare gelobt, und die sie trotz ihrer unaussprechlichen Liebe zu Dir, nicht gebrochen hat. O Freund, ich weiß Alles, Alles!

— Schweigen wir davon, Meister Colin, bat der Edelsteinschleifer Jobst und zerdrückte in seinem treuen Auge eine Thräne herzzerreißender Wehmuth. Aber auch Du, Alexander, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, bist nicht glücklich. Auch Dich drückt ein schwerer Kummer.

— Wie, Jobst, fragte der Bildhauer tief erschreckt, Du ahnst?

— Mehr noch, ich weiß, daß Du liebst....

— Und weißt Du auch wen? fragte Colin mit zitternder Stimme.

— Soll ich Dir ihren Namen nennen?

— Nein, nein, schweige um Gotteswillen!

— Ich bin Dein Landsmann, Dein Freund, Alexander, und werde schweigen, wie das Grab. Ich bin unglücklich, Du aber bist es zehnfach mehr. Ich bin doch wenigstens frei, Dich aber fesseln alte heilige Bande. Du hast daheim ein liebes, braves und wie ich aus Deinem eigenen Munde weiß, ein noch immer schmuckes Weib ...

— Zwanzig Jahre lang liebte ich sie treu und innig mit allen Kräften meiner dankerfüllten Seele...

— Und jetzt, jetzt, mein armer Freund?....

— Jetzt lebe und athme, jetzt glühe und ſchwärme ich für einen Engel an Unſchuld und Liebreiz ...

— Für einen Engel, der, kaum halb ſo alt als Du, Deine Tochter könnte ſein ...

— Bemitleide, aber verurtheile mich nicht, Jobſt. Ich hatte ſie am Hofe des Kaiſers kennen gelernt. Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr Geiſt, glänzend wie ihre ganze Erſcheinung, hatten mein Herz mit magiſcher Gewalt zu ihren Füßen hingeriſſen. Ich geſtand ihr meine glühende Leidenſchaft und ſie ...

— Und ſie? wiederholte der Edelſteinſchneider.

— Sie wies mich in die Schranken der Pflicht zurück.

— Und Du? Und Du? fragte Jobſt.

— Ich kämpfte, eingedenk meiner Pflicht, mit allen Kräften des kalten Verſtandes gegen das blitzſchnelle Auflodern dieſer heftigen Leidenſchaft an ...

— Und das Reſultat dieſes Kampfes iſt ...

— Daß ich unſäglich, namenlos unglücklich bin, erwiderte der Bildhauer, tief aufſeufzend. Nun weißt auch Du Alles, Alles!

— Armer, unglücklicher Freund! entgegnete Jobſt und drückte mit flämiſcher Biederkeit die eiskalte

Hand seines Landsmannes, der in dumpfes Hinbrüten versank.

Wir überlassen ihn seinem tiefgefühlten Schmerze und den ehrlichen Tröstungen seines theilnahmsvollen Freundes, um uns einem Tische zu nähern, der in der entgegengesetzten Ecke der Schenke stand.

Drittes Capitel.

Eine Spukgeschichte.

In dieser Ecke hatten drei ziemlich alltägliche Gestalten aus dem Spießbürgerstande Platz genommen: der spindeldürre Schneider Matthias, der ewig durstige Schuster Wenzel und der corpulente Bader Procop, äußerst gemüthliche, aber höchst abergläubische Nachbarn aus der ‚Ostruhová ulice' oder ‚Sporengasse,' die durch einen Hohlweg zum Strahower Thore, zur damaligen Zeit ‚Černá branka' oder die ‚schwarze Pforte' genannt und von dort zum Hradschin, der ehrwürdigen Kaiserburg hinaufführte.

Der beherzteste und vernünftigste dieses Kleeblattes war Meister Procop, der in seiner Jugend

durchaus studirt haben wollte und ein gutes Mundwerk zum Vortrage abenteuerlicher Geschichten besaß.

— Sperrt Eure langen Ohren auf, Gevattern, begann der dicke, glatzköpfige, pausbackige Bader mit der krebsrothen Nase und dem zeisiggrünen Tuchwammse; ich will Euch heute eine ziemlich lange, aber höchst seltsame und wunderbare Geschichte erzählen, bei deren aufmerksamer Anhörung Eurem ehrwürdigen Schädel, wie einem alten Koffer von Büffelleder, die Haare ausfallen sollen.

— Ich fürchte mich nicht, Meister Procop, entgegnete der ausgetrocknete Schneider, der eine flachsgelbe Perücke trug, die ihm das Aussehen einer schwindsüchtigen Sphynx verlieh.

— Und ich, erklärte der baumstarke Schuster, ich fürchte mich nur vor dem Teufel und —

— Eurer Frau, die wie einige Eurer Kunden behaupten wollen, seine Großmutter sein soll, fiel ihm der lustige Bartscheerer in's Wort. Hört zu und unterbrecht mich nicht. — Vor vier Jahren saß hier an demselben Tische, an dem ich Euch dieß jetzt erzähle, ein gar wunderlicher Fremder, der mit zwei übernatürlich großen, pechrabenschwarzen Bullenbeißern eingetreten war, mit welchen er sich in einer Sprache, von der ich nur zwei Worte verstand, so vertraulich

unterhielt, wie ich mich eben jetzt mit Euch unterhalte. Zu dem einen dieser Hunde sagte er ‚Prinz,' zu dem Andern ‚Prinzessin.' Das war Alles, was ich verstand.

— Der Mann war gewiß ein Hexenmeister, bemerkte der furchtsame Nadelheld.

— Errathen, Gevatter Matthias. Aber hört nun weiter! Jener Fremde (ich sehe ihn noch heute wie damals vor mir) hatte einen ungeheuern lasterhaften Durst. Nachdem er in einer halben Stunde acht bis zehn Pinten Bier vertilgt und seinen ausländischen Durst einigermaßen, wie es schien, gelöscht hatte, sagte er zu dem einen seiner vierfüßigen Begleiter, dessen Vorderfüße auf seinen Knien lagen, im reinsten Böhmisch: „Prinz, bezahlen Sie gefälligst meine Zeche!"

Schneider und Schuster rissen Ohren und Mäuler auf, wagten es aber nicht, den Bader zu unterbrechen.

— Der schwarze Bullenbeißer, fuhr Meister Procop fort, ließ sich Jenes nicht zweimal sagen: er wedelte mit dem Schweife, griff mit dem rechten Hinterfuße unter sein weißledernes, mit Perlen und Korallen besetztes Halsband, holte eine venetianische Zechine hervor und bezahlte unsern Wirth, der

erſtaunt das große Maul und die kleine Lederkappe von ſeinem Strohſchädel riß und freundlich grinzend an ſeinen Schenktiſch eilte, um dort das blanke funkelnagelneue Goldſtück zu wechſeln. Meiſter Zdenko (dort ſitzt das Großmaul und kann es Euch beſtätigen) gab dem Fremden das übrige Geld zurück, und begleitete ihn unter tauſend Kratzfüßen mit der ehrfurchtvollen Bitte, recht bald wieder zu kommen, bis zum Platze hinaus, wo der Fremde mit ſeinem weißen Mantel und ſeinen ſchwarzen Trabanten vor den Augen des Wirthes wie ein Geſpenſt verſchwand. Seine beiden Hunde aber hörte er ganz deutlich bellen, ohne etwas anderes als ihre feurigen Schwänze zu ſehen, die wie brennende Pechfackeln das Dunkel der Nacht erhellten.

— I das iſt ja ein wahrer Höllenſpuk, liſpelte der Schneider, dem bernſteingelber Angſtſchweiß auf die Stirne trat.

— Das Schlimmſte kommt erſt! Als Zdenko zurückgekehrt wieder an den Schrank trat, um ſich in der Freude ſeines wurmſtichigen Herzens noch einmal die hübſche Zechine zu beſehen und ſie dann ſeiner Alten zu zeigen, da hatte ſie ſich — denkt Euch, Gevattern, ſeinen Schreck! — in nichtsnutziges Kupfer verwandelt.

— Seine Alte? fragte der perplexe Schneider.

— Dummkopf, die Zecchine, sagte Procop. Das Stück Kupfer war eine Art Spottmünze mit einem distelkauenden Esel und der moralischen Nutzanwendung:

‚Nicht Alles ist Gold, was glänzt!‘

— Das gönne ich dem faulen Böhmen! flüsterte leise vor sich hin der Schneider, der ein Eingewanderter aus dem sächsischen Erzgebirge war.

— Es war nun erwiesen, fuhr Meister Procop fort, daß der Fremde mit seinem cannibalischen Durste ein Hexenmeister, ein Zauberer, ein Sohn der Hölle war.

— Ich fange an mich zu fürchten, lispelte der Schneider, den ein unheimliches Frösteln durchrieselte.

— Das ist noch lange nicht Alles! Hört nur weiter. Am andern Abend wußte jeder Gimpel auf dem Dache, daß der Fremde sich für einen Sohn des im Jahre 1571 beim Fall von Famagusta von den Türken gefangenen und niedergemetzelten venezianischen Gouverneurs der eben genannten Stadt in Cypern ausgab und sich unter dem Namen ‚Marco Bragadino‘ vom Kanzler Curtius bei dem Kaiser vorstellen ließ. Am zweiten Abend wußte ganz Prag, der Teufel Bragadino habe beim Kaiser gespeist und bei der Tafel

in Gegenwart des ganzen Hofes Brodkrumen — hört, Gevattern, und staunt — in blankes, gutes, echtes Gold verwandelt.

— Und was geschah darauf? fragte der Schuster.

— Der Kaiser umarmte den Goldmacher und erhob ihn in den böhmischen Ritterstand. Er räumte dem Herenmeister und seinen beiden schwarzen Mitarbeitern, von welchen er den Prinzen für einen in seine Gefangenschaft gerathenen Zauberer und die ‚Prinzessin' für eine verwunschene Königstochter aus dem Mohrenlande ausgab, drei der prächtigsten Zimmer in der Burg ein, Ritter Bragadino versprach dafür, ihn längstens binnen Jahresfrist in alle Geheimnisse der Kunst, Gold zu machen, einzuweihen.

— Und hielt er Wort? fragte ungeduldig Meister Matthias.

— Das sollt Ihr gleich erfahren, sagte der Bader und schickte sich an einen langen, herzhaften Zug aus dem Bierkruge zu thun, um seine trocken gewordene Kehle anzufeuchten.

— Der Kaiser, fuhr Meister Procop fort und der ganze Hof schwamm in Entzücken. Man träumte von goldenen Bergen. Der Ritter und seine verfüßigen Spießgesellen wurden die Lieblinge des Kaisers, der sie alle Drei in Lebensgröße von dem Nieder-

länder Raphael Sadeler malen und in seinem Schlafzimmer aufhängen ließ. Der ganze Hof lag zu den Füßen des mächtigen Zauberers. Nur Einer wagte es, die goldenen Verheißungen des Ritters Bragadino in Zweifel zu ziehen.

— Und dieser Eine? fragten beide Zuhörer.

— War unser feiner, kluger, aufgeklärter Obristhofmeister und Geheimrath Ritter Georg Popel von Lobkowic.

— Mein gnädigster Beschützer, der mir die unverdiente Ehre erweist, seit zwei und zwanzig Jahren der treuste und pünctlichst bezahlende meiner Kunden zu sein, erklärte mit ziemlich gerechtfertigtem Stolze der Schneider Matthias.

— Ich weiß es, entgegnete der Bader. Der Obristhofmeister erklärte den hergelaufenen Fremden für einen unverschämten Gaukler, dem er keinen Glauben schenkte und ihn, wie Unser Einer zu sagen pflegt, ‚links‘ liegen ließ. Das verdroß den Ritter Bragadino, der seitdem der abgesagteste Feind und Gegner des edeln Obristhofmeisters war. — Um diese Zeit, fügte Procop mit vierundzwanzigpfündigem Seufzer hinaus, machte auch meine Wenigkeit die Bekanntschaft jenes cyprischen Ungeheuers.

— Und wie so? fragten Beide zugleich.

— Ich hatte, wie Ihr Euch erinnern werdet, eine Mündel.

Des Baders Stimme begann weich und sein Auge flüßig zu werden.

— Ja, ja, ich kannte sie, sagte Matthias.

— Ich nicht, erklärte trocken der Schuster.

— Sie hieß Libuša, fuhr Procop fort, und war die schönste und tugendhafteste Jungfrau der ganzen Sporengasse, eine eben aufgeplatzte Knospe, kaum siebzehn Jahre alt, ein Engel an Liebreiz und Unschuld.

Am Nebentische fing ein Soldat zu niesen an.

— Prosit, rief ihm der Bader zu und fuhr dann fort:

Der Geierblick des Fremden hatte meine kleine, fromme, unschuldsvolle Taube leider früh genug ergattert. Um Gelegenheit zu haben, mit meiner Mündel bekannt zu werden, besuchte er mich fast täglich, um sich von mir seinen langen, schwarzen mähnenartigen Bart, der ihm das Ansehen eines wilden Löwen gab, bald so und bald so stutzen zu lassen. Eines Nachts rief mich meine Kunst an das Bett eines Kranken, der mich holen ließ, um ihm auf Befehl seines Arztes eine Ader zu öffnen. Als ich mit dem anbrechenden Tage nach meiner Wohnung

heimgekehrt war, fand ich ſie leer. Libuša, der Ritter Bragadino und ſeine beiden Bullenbeißer waren auf und davon; Niemand wußte wohin. Der betrogene Kaiſer war außer ſich. Er ſetzte zehntauſend Schock Groſchen auf den Kopf des entflohenen Betrügers und ſchändlichen Mädchenräubers, der aus den Armen ihres Vormunds den reinſten Engel der Unſchuld entführt hatte.

Der Soldat nieſte zum zweiten Male.

— Helf' Gott! ſchrie ihm Procop zu. Aber Alles, fuhr er fort, war vergebens. Der Teufel blieb ſpurlos verſchwunden.

Meiſter Procop hielt inne, um von Neuem ſeinen Gaumen anzufeuchten.

— Ein Jahr ſpäter, begann er von Neuem, verbreitete ſich die Zeitung, Ritter Bragadino habe am Hofe des Kurfürſten Maximilians I. von Bayern dieſelbe Komödie, wie hier zu ſpielen verſucht, ſei aber in München bald durchſchaut, noch zu rechter Zeit erwiſcht und gebührendermaßen auf offenem Markte zwiſchen ſeinen zwei nichtswürdigen Bullenbeißern durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht worden.*) Aus den Papieren, die ſich

*) Bragadino ward in einem mit Flittergolde beklebten Kleide an einem falſch vergoldeten Galgen aufgehängt. Seine beiden Hunde aber wurden unter dem Galgen erſchoſſen.

bei dem Erzhallunken vorgefunden, kam's an den Tag, daß Marco Bragadino eigentlich Mamugna hieß, und ein griechischer Gauner war.

— Aber sagt mir doch, Gevatter Procop, wie kommt Ihr dazu, diese schauerliche Geschichte, die sich schon vor mehreren Jahren zugetragen hat, uns erst heute zu erzählen?

— Das will ich Euch sagen. Ihr wollt niemals an meine Träume glauben und seid dumm genug, mich auszulachen, wenn ich Euch oft Monate lang voraussage: An diesem oder jenem Tage wird Dieses oder Jenes geschehen...

— Wir lachen darüber, Gevatter Procop, sagte der Schuster, weil keiner Eurer Träume und keine Eurer Prophezeihungen, durch die Ihr uns bloß Angst und Schreck in die Knochen jagen wollt, sich bis jetzt erfüllt hat.

— Habt Ihr Lust zu wetten, daß mein Traum von gestern Nacht in Erfüllung geht.

— Ihr habt schon wieder einmal geträumt? fragte der Schneider, seine Perücke, die sich verschoben hatte, zurechtsetzend.

— Und was für einen schauderhaften Traum! sagte der Bader und that einen neuen Zug aus dem Kruge.

— Ich bitt' Euch, Gevatter, erzählt, bat der Schuſter.

— Rückt näher, Nachbarn, damit uns Niemand beborchen kann, denn die Geſchichte, die ich jetzt erzähle, iſt verdammt ätzlich, ſchickte Procop voraus und zerkratzte ſich mit dem ſchmutzigen Nagel ſeines linken Zeigefingers die große Warze, die wie ein Glühwurm die Kuppel ſeiner Naſe illuminirte.

Schneider und Schuſter rückten ängſtlich näher.

— Geſtern Nacht, erzählte Procop, träumte ich von dem gottverfluchten Ritter Bragadino, ſeinen zwei ſchwarzen Beſtien und meiner tugendhaften Mündel.

Der Soldat nieſte zum dritten Male und zwar ſo laut, daß dießmal die ganze Schenke Proſit ſchrie.

— Dieſer Kriegsknecht hat einen impertinenten Schnupfen, ſagte der Bader, der ſich darüber zu ärgern ſchien. Ich träumte alſo, wie geſagt, von meiner Mündel, den zwei ſchwarzen Hunden und der Beſtie Bragadino. Die letzten Drei ſah ich — erſchreckt nicht, Nachbarn — an einem feurigen Galgen baumeln. Schneide uns ab! flehte der gehenkte Spitzbube und zum Lohne für den Dienſt, den Du mir, dem Prinzen und der Prinzeſſin leiſteſt, will ich Dich in ein hochwichtiges Geheimniß einweihen, das Dich und einen Deiner beſten Freunde

angesehen, reich und glücklich machen wird für alle Zeiten. Schurke, schrie ich, wo ist Libuša? Auch das sollst Du erfahren, fuhr der Gehenkte fort, sobald Du mich und meine treuen Diener aus den Banden dieses schmachvollen Todes befreit hast.

— Die Geschichte wird recht schauerlich, stöhnte der Schneider.

— Ungeheuer schauerlich! sagte der Schuster, den vierten Krug leerend.

— Die Neugier, zu erfahren, was nach vier Jahren aus meiner armen Mündel geworden war, spornte mich an, dem Wunsche des Gehenkten Gehör zu schenken. Zuerst schnitt ich die Hunde und dann ihren Herrn ab. Nun heraus mit dem Geheimniß! schrie ich, ihn bei der Gurgel festhaltend. — Eile zum Obristlandhofmeister, erwiderte das abgeschnittene Gespenst, und bringe ihm einen Gruß vom Ritter Bragadino. — Das werde ich bleiben lassen, sagte ich, denn hast Du mir nicht selbst erzählt, Elender, daß der Freiherr Georg von Lobkowic, der einzige Mann am ganzen Hofe war, der Dich und Deine sogenannte Zaubermacht verlacht hat. Wahr gesprochen, Meister Procop, sagte das Gespenst, und eben darum hatte ich auf diesen Mann einen tödtlichen Haß geworfen und Alles versucht, um ihn zu stürzen. Ich war's

der meinem Freunde, dem Kanzler Curtius, den Floh in's Ohr gesetzt, daß mein Feind, der Obristhofmeister, nicht bloß ihn, den Kanzler, sondern auch seinen Herrn und Gebieter, den Kaiser Rudolph stürzen und dessen ältesten Bruder, den Erzherzog Matthias, auf den Thron Oesterreichs, Ungarns und Böhmens erheben will.

— Der Spitzbube! kreischte der empörte Schneider.

— Das Maul halten! schrie der Bader, sonst werde ich confus. In Folge seiner falschen Anklagen, die ich erst jetzt bereue, weil sie selbst im Tode noch mein Gewissen mit allen Martern bitterer Reue foltern, wird mein ehemaliger Feind, der arme, unschuldige Obristhofmeister, in längstens vier Tagen eingekerkert, des Hochverrathes angeklagt und erst nach jahrelanger grausamer Gefangenschaft, — erschreckt nicht, Gevattern! — geköpft werden.

— Unerhört, Unerhört! schrieen die beiden Zuhörer.

— Dafür nun, — fuhr der Sünder fort, — daß ich, was ich nun gleichfalls bitter bereue, Deine arme Mündel verführt und entehrt, habe ich Dich und Deinen Freund Matthias, den Schneider des Obristhofmeisters, zu dessen Rettung auserkoren. Eilet hin zu ihm, meine Freunde, bringt ihm einen Gruß

von dem seine Missethaten bereuenden Ritter Bragadino und sagt ihm, Männer ohne Furcht und Tadel, daß er verloren, rettungslos verloren ist, wenn er nicht in längstens drei Tagen die Flucht ergreift; denn seitdem er von dem Reichstage zu Regensburg, auf welchem er gegen die Gesellschaft Jesu aufgetreten war, zurückgekehrt ist, arbeitet der Kanzler Curtius eifriger als je an dem Sturze seines Gegners. Rathet ihm, unter fremdem Namen nach Sachsen zu fliehen. Erfüllet meinen Auftrag und seid versichert, Meister Procop, daß der Obristhofmeister und seine Tochter Euch Zeitlebens dafür dankbar bleiben werden. Sprich, willst Du dieß thun? fragte der zerknirschte Sünder. Sage mir zuvor, was aus meiner Mündel geworden? Statt der Antwort schlug der Elende ein höllisches Hohngelächter aus, schwang sich auf einen seiner Hunde und ritt pfeilschnell davon, während die ‚Prinzessin' ihm keuchend nachtrabte. Als ich erwachte, roch es nach Pech und Schwefel.

— Ein gräßlicher Traum! stöhnte der Schneider.

— Und was wollt Ihr thun? fragte der Schuster.

— Ihr könnt noch fragen? Der Obristhofmeister muß gewarnt und gerettet werden! erklärte der Bader.

— Ja, Meiſter Procop, rettet den Edeln!

— Wie? Ich allein? Auch Ihr müßt hin zu ihm! Mich kennt er nicht! Mir traut er nicht!

— Ich, Gevatter Procop, habe keine Courage, bekannte der Schneider. Mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen.

— Pfui, feige Memme!

— Der Kanzler kann uns Alle vernichten. Er kann uns einſperren und auf die Folter werfen laſſen.

— Ja, das kann er! ſagte der Schuſter, der zu ſeinem höchſten Schreck bemerkte, daß ſein Bierkrug leer war.

— Schämt Euch, Meiſter Matthias. Ihr ſeid eine undankbare Schneiderſeele.

— Nein, undankbar bin ich wahrhaftig nicht! Auch ſollt Ihr ſehen, daß ich, wenn's ſein muß, auch Courage habe. Ja, unſer edler Obriſthofmeiſter, der mir ſeit zweiundzwanzig Jahren ſtets pünctlich ſeine Rechnung bezahlt und mir niemals einen Groſchen abgezogen hat, muß gerettet werden!

— Ja, das muß er, ſagte der Schuſter.

Die Männer vom Grütli bezahlten ihre Zeche und verließen die Schenke.

Viertes Capitel.

Zwei Besuche.

Wir kehren zum Kanzler Curtius zurück.

In derselben Nacht, in welcher wir in der Schenke zur ‚goldenen Kugel' das Gespräch der drei Spießbürger aus der Sporengasse belauscht hatten, erwartete Jacob Khurtz von Senfftenau, der, seit einigen Tagen unwohl, mehr als jemals Furcht vor dem Sterben empfand, zwei wichtige Besuche: seinen Hausarzt und einen andern Freund.

Eilf Uhr war vorüber, als der Erstere in das von uns früher beschriebene, ärmlich erhellte Arbeitsgemach des Kanzlers eintrat, der leichenblaß auf einem harten, von den Würmern halb zernagten Lehnsessel saß.

Doctor Christoph Guarinonius, von Geburt ein Veronese und früher Leibarzt des Herzogs von Urbino, hatte sich als solcher schon durch glückliche Curen aller Art selbst außerhalb der Grenzen seiner Heimath einen so ausgebreiteten Ruf erworben, daß er von Rudolph II. als kaiserlicher Rath und Leibmedicus mit einem für die damalige Zeit höchst bedeutenden Gehalte nach Prag berufen worden war.

Hier hatte Guarinonius, bald nach seiner Uebersiedelung, in seiner Behausung eine medicinische Akademie gegründet, zu deren Mitgliedern die beiden andern Leibärzte des Kaisers, Thaddäus von Hájek, lateinisch Hagecius genannt, ein Böhme von Geburt*), und Michael Mayer, geboren zu Rendsburg im Holstein'schen, gehörten. Letzterer war gleichzeitig Rudolphs Cabinetsschreiber und — worauf er nicht wenig eingebildet zu sein schien — kaiserlicher Pfalzgraf. Einige seiner mystischen Schriften, die in späterer Zeit in's Französische übersetzt, ohne Namen des Verfassers unter dem geheimnißvollen Titel ‚Chevalier imperial' erschienen waren,

*) Geb. 1525 zu Prag, hatte er in Wien unter Franz Emerich und Wolfgang Lazius Medicin studirt und in Bologna den Doctorhut erhalten. Freund des berühmten Arztes Geronimo Cardano, dessen Bekanntschaft er in Mailand gemacht, beschäftigte er sich, wie dieser, auch mit Mathematik und Astrologie. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, ließ er seine „Aphorismi metoposcopici, (Prag 1561, gewidmet dem Kaiser Ferdinand I.) und ein Jahr darauf eine böhmische Uebersetzung des Matthioli'schen Kräuterbuchs erscheinen. Thaddäus von Hajek starb als Protomedicus des Königreichs Böhmens am 1. September 1600.

erregten in der gelehrten Welt, und namentlich unter den Rosenkreuzern (zu welchen auch er gehörte) ungewöhnlich großes, wenn auch nur wenig verdientes Aufsehen. — Ein weit verdienstlicheres Mitglied der Guarinoutschen Akademie war Ritter Adam Zaluzansky von Zaluzan, ein böhmischer Arzt und Naturforscher, der in einem seiner Werke*) als ursprünglicher Begründer des erst in späterer Zeit von Carl Linné mehr entwickelten Sexualsystems der Pflanzenwelt sich bekannt gemacht. Außerdem war Ritter Zaluzan Professor an der Prager Universität und vom Herbste 1593 bis zum July 1594 Rector magnificus. Nach jener Zeit aber mußte er letztere Stelle niederlegen, weil er sich mit Ludmilla Porcia verehelicht hatte und weil, nach einem alten Statute der Universität, jeder Dignitär derselben ledig sein mußte.**)

---

*) Methodi rei herbariae libri III. Prag. 1592.

**) Zaluzan starb zu Prag am 8. December 1613 und ward in der Bethlehemskirche begraben. Das Rectorenbuch der Universität sagt von ihm: ‚Fuit talis philosophus, qualem sua aetas et nostra natio alterum non tulit.' — Seine Nachfolger von 1594 bis 1597 waren Marcus Vidjovinus a Florentino, dessen Bio-

Guarinonius war wie der größte Theil der Aerzte und Gelehrten der damaligen Zeit, ein eifriger Anhänger der sogenannten ‚Geheimen Philosophie,' die in der Person des Kölner fahrenden Ritters Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (gestorben 1535 zu Grenoble) einen ihrer ersten Vorkämpfer und Hauptverfechter eingebüßt hatte. Gua-

---

graphie in Pelzel's Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten zu finden ist; von 1597 bis 1598 Trojan Nigellus von Oskorin, ein mittelmäßiger lateinischer Dichter; von 1598—1600 Martin Bachaček, ein Bauerssohn aus Nouměřic; von 1600 bis 1602 Johann Adam Bystricky von Bochov; von 1602 bis 1603 Marcus Bidžovsky (zum sechsten Male Rector), vom 1604 bis 1612 in neun Wahlen immer wieder Martin Bachaček. Letzterer starb als Rector am 16. Februar 1612. Ihm folgte Johann Campanus von Wodnian, dessen Lebensbeschreibung G. J. Dlabač (Prag 1819.) herausgegeben hat. Sein Nachfolger war Johannes Jessenius von Jessen, ein ungarischer Slowak, früher Professor zu Wittenberg, der gleichfalls eine Rolle in unserm Romane spielt. — Alle Rectoren, wie überhaupt die meisten Professoren der Carolinischen Universität, waren Utraquisten; die Mehrzahl der katholischen Studenten promovirte in Theologie und Philosophie bei den Jesuiten im Clementinum.

rinonius beschäftigte sich, wie Jener, nicht bloß ausschließlich mit der Arzeneikunde, sondern auch mit Magie und Astrologie und war, trotz seiner vielseitigen Kenntnisse, ein nicht minder großer Marktschreier als sein Schweizer Vorbild Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus, der ungeachtet seines Wunder-Elixirs, mittelst welchen er Methusalems Alter erreichen gewollt, schon 1541, kaum achtundvierzig Jahre alt, sich in einer Schenke zu Salzburg todtgetrunken hatte.

Auch Guarinonius (er war kein Säufer) glaubte an die Unfehlbarkeit gewisser von ihm erfundener Panaceen, Elixire und Tincturen, deren Wirkungen auf magischen Geheimmitteln beruhte, mit so fester Zuversicht, daß er sich einbildete, ein Kranker, den er behandle, könne unmöglich so schnell und unerwartet als der irgend eines Andern an's Jenseits glauben lernen. Er selbst war in seinem Leben niemals krank gewesen und glaubte dieß weniger seiner unverschämt gesunden Natur als jenen sympathetischen Mitteln, die er sich bei jedem ab- und zunehmenden Monde selbst verschrieb (die einzigen Recepte, die sein fast unerhörter Geldgeiz unentgeldlich verordnete) einzig und allein verdanken zu müßen. Er gehörte zu den glücklichen Ausnahme-Menschen, die

gar nicht wußten, was u. A. Kopfschmerz sei. Dem Rendsburger Mayer, der ganz entgegengesetzt, sehr häufig und sehr heftig daran zu leiden pflegte, hatte das einst zu dem spottbilligen Witze Veranlassung gegeben, seinem Collegen, mit dem er in beständigem Streite lag, zu sagen: Kopfschmerz wäre nur bei Solchen anzunehmen, bei denen vorauszusetzen sei, daß sie überhaupt nicht ganz kopflos sind — eine Anspielung auf den Gründer der medicinischen Akademie, die dieser ihm niemals verzeihen konnte; woher es kam, daß beide Aerzte sich fortwährend in den Haaren lagen.

Als Doctor Guarinonius in's Gemach des Kanzlers trat, erhob sich dieser nur mit einiger Anstrengung, ging hüstelnd ihm drei Schritte entgegen, reichte ihm die knochige, abgemagerte, auffallend behaarte Hand und sagte zu ihm:

— Seid herzlich gegrüßt, mein würdiger Aesculap.

— Seid ebenfalls gegrüßt, Herr Vice-Kanzler. Ihr habt mich vor einer halben Stunde rufen lassen . . .

— Weil ich seit heute Morgen, wo Ihr Eurem treuesten Verehrer die unschätzbare Wohlthat Eures trost- und hilfebringenden Besuchs geschenkt hattet,

mich — der heiligen Mutter Gottes sei's geklagt — durchaus nicht wohl fühle.

— Worüber klagt Ihr? fragte der Doctor.

— Seit einigen Stunden fühle ich mich nicht ganz fieberfrei.

Guarinonius betastete mit der Rechten den Puls des Kanzlers, während er mit der Linken aus dem tiefen Abgrunde einer der Taschen seines weit über den Bauch reichenden schwarzen Seidenwammses ein Nürnberger Ei aus der Werkstatt eines Prager Uhrmachers, eine dicke, plumpe Taschenuhr hervorzog, um, seine Augen starr auf das Zifferblatt heftend, die Pulsschläge seines ewigen Patienten mit dem Secundenlaufe des Uhrzeigers zu vergleichen.

Es trat eine drei Minuten lange Pause ein, während welcher das ängstlich forschende Auge des bleichen Mannes der unaufhörlichen Todesfurcht an dem starren Blicke seines Arztes hing.

— Nun, Freund? wagte er endlich zu fragen. Nicht wahr, ich habe starkes Fieber?

— Ihr habt jetzt gar kein Fieber, entgegnete Guarinonius, das Nürnberger Ei in den Wammstaschenabgrund versenkend.

Das Gesicht des Kanzlers verklärte sich, aber

nur auf einen Augenblick, dann ſagte er von Neuem ängſtlich:

— Aber ich leide wieder an Kopfſchmerz . . .

— Den Schmerz kenne ich nicht, betheuerte der Arzt.

— Wohl Euch, mein treuer, würdiger Aesculap . . . ich aber leide wieder ſeit mehreren Stunden daran . . .

— An der linken oder rechten Schläfe?

— An der rechten!

— Gut, ſagte der große Heilkünſtler und zog aus ſeiner weiten Wammstaſche ein Fläſchchen mit einer dunkelblauen Tinctur hervor, die er unter das linke Naſenloch ſeines Kranken hielt. Riecht daran... Euer Kopfſchmerz wird augenblicklich verſchwinden.

Der Kanzler roch daran und rief eine Minute ſpäter:

— Beim ewigen Gott, er iſt verſchwunden!

— Ich wußte das, ſagte der Arzt. Ihr ſeid fieberfrei, aber etwas aufgeregt. Sagt, Herr Kanzler, was beunruhigt Euch?

— Eine Hiobspoſt, die ich heute Abend von einem meiner treueſten Zuträger erhielt ...

— Vor dem Arzte kein Geheimniß ... erzählt!

— Das wunderthätige Muttergottesbild in der

Sanct-Matthiaskirche hat heute beim Vesperläuten schon zum dritten Male seit acht Tagen die Augen verdreht und eine blutige Thräne geweint; dieß ist ein böses Vorzeichen, wie Ihr wißt.

— Allerdings! Allerdings! Wer aber sagt Euch, ob dieß gerade für Euch eine schlimme Vorbedeutung hat?

— Mir sagt's die Stimme meines Herzens ...

— Sie trügt bisweilen. Beruhigt Euch ... ich finde Euch jetzt eben so wohl, als heute Morgen, nur, wie gesagt, ein wenig aufgeregt ....

— Wollt Ihr mir eine Kleinigkeit verordnen?

— Ja! erwiderte der Arzt mit herzloser Ruhe.

— Ich werde Euch sehr dankbar sein. Dort auf dem Tische findet Ihr Alles, Meister Guarinon!

Der Doctor setzte sich und schrieb.

— Und soll das, was Ihr mir zu verordnen so gütig seid, sogleich gemacht werden?

— Sogleich! erwiderte der Arzt, aufstehend und ihm das Recept hinreichend.

Der Kanzler las die lakonische Verordnung:

Gebt schlafen und ängstigt Euch nicht!

Dr. C. G.

— Ihr seid doch immer voller Scherze, sagte

der Kanzler und zwang sein bleiches Gesicht zu einem süßsauern Lächeln.

— Und Ihr seid unnütz ewig besorgt. Geht bald zu Bette, Herr Kanzler.

— Ach, Meister Guarinon, ich erwarte jeden Augenblick noch einen hochwichtigen Besuch, der sich vor drei Stunden bei mir anmelden ließ.

— Jetzt um Mitternacht? Hat die Geschichte so große Eile?

— Ach leider ja! Ich erwarte den Beichtvater des Kaisers. Die Staatssorgen bringen mich in's Grab . . .

— Ich rathe Euch Schonung an, Herr!

— Dieß Wort fehlt im Wörterbuch meiner heiligen Amtspflichten . . .

— Auch Eure Gegner sagen dieß.

— Ihr werdet spitz, mein gelehrter Freund!

— Als Arzt warne ich Euch nur! Thut übrigens, was thun zu müssen Eure Staatsweisheit für nöthig hält. Morgen früh besuche ich Euch.

— Geht mit Jesus Christus und allen Heiligen. Der Segen des Heilands umlagere Euch.

— Euch gleichfalls, sagte Guarinonius und ging.

Beim Heruntersteigen der ärmlich erleuchteten Treppe sprach er zu sich selbst:

— Der Herr Vicekanzler iſt ein Narr! Seine übertriebene Aengſtlichkeit, ſeine unbeſiegbare Todesfurcht reißen mich hundertmal im Jahre aus den Armen ſüßen Schlafes. Und worin beſteht die große Dankbarkeit, die er beſtändig im Munde führt. Fünfzig lumpige Ducaten für's ganze Jahr!

Die taube Haushälterin öffnete das Thor. Guarinon kehrte nach ſeiner Wohnung heim.

— Dieſe Aerzte, ſagte der Kanzler, als er wieder mit ſich allein war, ſind ausgemachte Dummköpfe. Alle zuſammen können die Uhr unſeres ablaufenden Lebens auch nicht um Eine Stunde verlängern. Und doch brauchen wir ſie!

Dann ſetzte er ſich wieder an ſeinen Arbeitstiſch und nahm ſeinen Liebling, den Slaven Anacreon, zur Hand. — Erklärt uns die Widerſprüche der menſchlichen Natur, daß ein Mann, der ſich rühmte, in ſeinem ganzen Leben außer ſeinem Weibe, das er niemals ſehr geliebt, kein weibliches Weſen berührt zu haben, daß dieſer eisſtarre Weiberfeind, der in der Regel nichts als Waſſer und nur bei höchſt ſeltenen Veranlaſſungen etwas Anderes trank, für den fröhlichen Sänger der Liebe und des Weins erglühte und für deſſen Oden ſchwärmte.

Der Kanzler las heute Nacht vielleicht zum

tausendsten Male die beiden letzten Strophen der vierten Ode:

Bekränzt mein Haupt mit Rosen
Und ruft die holde Maid;
Will trinken, singen, kosen,
Bis mir's der Tod verbeut.
So lang' ich athme, lebe,
Sei dieß mein Lebenslauf,
Und alle Sorgen hebe
Ich für den Orcus auf.

Dann kehrte er ein Paar Blätter um und vertiefte sich in die neunzehnte Ode, die ihm vor Allen am meisten gefiel. In's Deutsche übersetzt lautet sie:

Es trinkt die Erde, trinkt der Baum,
Das Meer trinkt Stromesfluthen,
Die Sonne trinkt des Meeres Schaum,
Der Mond der Sonne Gluthen.
Wenn Mutter Erde, Wald und Meer,
Wenn Mond und Sonne trinken,
Ihr Freunde sagt, was wollt Ihr mehr?
Warum soll ich nicht trinken?

— Welche hohe, erhabene und herrliche Poesie! rief hoch begeistert der Mann der verknöcherten Prosa und nippte an einem auf seinem Arbeitstische stehenden Glase abgestandenen Wassers.

Bald darauf erschien der zweite Besuch.

Der Beichtvater des Kaisers, der ehrwürdige

Pater Adrian von Baren war ein dicker Herr mit einem winzigkleinen Kopfe und einem unförmlich aufgeschwollenen Bauche, dem es anzuſehen war, welche harte Arbeit er dem ſchwachen Piedeſtal auferlegte, dieſe Fleiſchmaſſe zu tragen und ſicher fortzubewegen. Der kahle Kopf ſaß ſo tief in den Schultern, daß vom Halſe nicht viel zu bemerken war.

— Friede mit Euch, mein erhabener Freund! ſagte der Prieſter, ſo tief, als es die Fülle ſeines Körpers geſtatten wollte, vor dem Kanzler ſich verneigend.

— Ich habe Euch mit Sehnſucht erwartet. Nehmt Platz, mein frommer ehrwürdiger Vater, ſagte Curtius auf einen Lehnſeſſel zeigend, der Jenem, auf welchem er ſich ſelber niederließ, gegenüber ſtand. Was bringt Ihr Neues aus Rom?

— Einen ehrfurchtsvollen Gruß vom General unſeres Ordens Claudio Aquaviva, Herzoge von Atri.

— Er hat Euch geſchrieben? fragte der Kanzler.

— Und mich huldreichſt beauftragt, Euch in ſeinem Namen dieß zu überreichen, ſagte der Beichtvater, aus dem weiten Aermel ſeiner ſchwarzen Kutte eine kleine Kapſel von rothem Leder hervorziehend und ſie in die Hand des Kanzlers legend.

— Ei, das ist? fragte Curtius, der voll Neugier sie öffnete.

— Eine von dem heiligen Vater Clemens VIII. eigenhändig und ausschließlich für Euch geweihte güldene Rose, begleitet von dem Wunsche, daß sie Euch in Euren alten, schwachen Tagen Heil und Segen bringe . . .

— Amen, fügte der Kanzler hinzu, indem er das päbstliche Geschenk voll heißen, inbrünstigen Dankes an seine blutlosen Lippen preßte und es alsdann auf seinen Arbeitstisch niederlegte. — Pfui, pfui, Zizka, rief er seinem fuchsrothen einäugigen Kater zu, der in demselben Augenblick vom Tisch auf den Fußboden herabgesprungen war, um mit auffallender Abneigung den Saum der Kutte des Priesters zu beschnuppern, geh, geh, sei nicht zudringlich.

— Gönnt ihm diese unschuldige Freude, sagte der Beichtvater und fuhr dann fort: Seine Heiligkeit, dem das Wohl und Gedeihen unseres erhabenen Ordens ganz besonders am Herzen liegt und unser hochwürdigster General, der für die immer größere Ausbreitung der Gesellschaft Jesu rastlos bemüht ist, haben mit tiefem Schmerze vernommen, wie einer der Diener unseres allergnädigsten Kaisers und Herrn, der Oberstthofmeister von Böhmen, Georg Popel von

Lobkowic ſich erkühnt hat, auf dem erſt unlängſt auseinander gegangenen Reichstage zu Regensburg mit harten Anklagen und ungerechten Verdächtigungen gegen die Väter der Geſellſchaft Jeſu aufzutreten und unter andern ſchmählich erfundenen Miſſethaten und Schändlichkeiten auch die Ermordung König Heinrichs III. von Frankreich unſerem Orden aufzubürden, nicht bedenkend, daß Jacques Clement nicht Jeſuit ſondern, wie jedes Kind weiß oder von Rechtswegen doch wohl wiſſen ſollte, Dominikaner geweſen war.

— Willſt du gleich hinunter, Elende! rief der Kanzler einer ſeiner Katzen zu, die vom Fußboden auf den Tiſch geſprungen war, um die Kapſel mit der goldenen Roſe zu beſchnüffeln. Verzeiht, daß ich Euch unterbrochen, aber dieſe Katzen ſind, wie Ihr ſeht . . .

— Ein klein wenig zudringlich, ergänzte der Beichtvater und fuhr dann fort: Jene ſchamloſen Verläumdungen, ausgegangen von dem Oberſthofmeiſter und ſeinem weitverzweigten Anhange, haben den heiligen Vater, den ehemaligen Freund und Gönner jenes Heuchlers, und den General unſeres Ordens bewogen, Euch die dringende Bitte an's Herz zu legen, in Eurem gottgefälligen Eifer für den Flor unſeres Ordens nicht zu erkalten und Euere warme

Theilnahme für das Fortbeſtehen desſelben dadurch zu bethätigen — zerreiße meine Kutte nicht, guter Zizka, interpellirte er den Kater — Euern Eifer, ſage ich, dadurch zu bethätigen, ſothanen Oberſthofmeiſter als einen unſerer gefährlichſten Feinde ſo raſch als möglich verhaften und bei Gelegenheit! — vor Gericht ſtellen zu laſſen als Aufwiegler gegen die heiligen Satzungen der Kirche und ihn gleichzeitig des Crimen laesae Majestatis, des mit dem Tode zu beſtrafenden Hoch- und Staatsverrathes, anzuklagen . . .

— Aber die Gründe dazu, die Beweiſe dafür . . . unterbrach ihn der Eifer des Kanzlers.

— Haben ſich in authentiſchen Papieren vorgefunden, die aus dem Nachlaſſe des vor drei Jahren in München aus bedauernswürdigem Mißverſtändniß hingerichteten Ritters Marco Bragadino leider erſt unlängſt in die Hände unſeres erlauchten Ordensgenerals gelangt . . .

— Und wo ſind dieſe wichtigen Papiere?

— Ich bin beauftragt, ſie hiermit in Euere Hände zu legen, ſagte der Jeſuit, und zog aus ſeiner Kutte einen Bund Papiere hervor . . .

— Gebt ſie, gebt ſie mir, frommer Vater, ſagte

Curtius, sie mit Ungeduld aus dessen Händen reißend. Durch diese Papiere also, sagt Ihr . . .

— Ist jetzt sonnenklar erwiesen, daß sothaner Georg Popel von Lobkowic im Einverständnisse mit seinem ältern Bruder Ladislaus, dem königlichen Kammerpräsidenten und obersten Landrichter von Böhmen, wie mit mehreren mißvergnügten Großen, welche böhmische Brüder sind, schon seit Jahren im Geheimen darauf hinarbeiten (er gab dem zudringlichen Zizka, der nicht müde geworden war, an seiner Kutte zu zerren, einen heimlich wüthenden Tritt mit dem Fuße) unsern allergnädigsten Kaiser und Herrn beim ersten besten Anlaß zu stürzen . . .

— Zu stürzen? wiederholte der freudetrunkene Kanzler.

— Und dessen ältesten Bruder, den Erzherzog Matthias . . .

— Sprecht, frommer Vater, sprecht!

— Auf Oesterreichs, Ungarns und Böhmens Thron zu setzen.

— Unerhört, unerhört! schrie der Kanzler, dessen Gesicht sich vor Freude verklärte. Beide Brüder müßen schleunigst verhaftet werden!

— So denkt auch unser erhabenes Oberhaupt!

— Doch ist dieß nicht so leicht, als Ihr glaubt.

Der Kaiſer wird, wie ich ihn kenne, nur äußerſt ſchwer zu bewegen ſein, den Anklageact und Verhaftsbefehl ſeines Lieblings, dem er bis jetzt noch immer volles Vertrauen geſchenkt, zu unterzeichnen. Und dennoch muß er fallen!

— Gebietet über mich und meinen Einfluß!

— Ihr, frommer Vater, müßt Ohr und Herz des Kaiſers bearbeiten und ihn durch alle Mittel, mittelſt welchen Ihr ſein Gewiſſen zu rühren verſteht, bewegen, ſich dem Verhaftsbefehle und der Einleitung des Hochverraths-Proceſſes, die ich ihm vorlegen werde, nicht zu widerſetzen . . . .

— Rechnet auf meine ganze Beredtſamkeit . . .

— Dann iſt unſer Spiel gewonnen und . . .

— Popel Lobkowic für alle Zeiten verloren!

— Amen! frommer Vater, ſagte der Kanzler, dem Beichtvater zärtlich die Hand drückend. Morgen trage ich die Sache dem Kaiſer vor . . .

— Uebermorgen unterſtütze ich ſie und . . .

— Triumph, Triumph, die gute Sache ſiegt.

Die Uhr ſchlug eben Zwölf. Die mitternächtliche Audienz war zu Ende. Der Beichtvater kehrte nach der Hofburg zurück. Der Kanzler begab ſich, nachdem er noch einmal die päbſtliche Roſe geküßt und ſie dann in ein geheimes Fach ſeines Arbeits-

tiſches eingeſchloſſen hatte, in der einen Hand das Licht, in der andern Anacreon und die gegen ſeinen Feind zeugenden Papiere, begleitet von ſeinen Katzen, zur Ruhe.

Fünftes Capitel.

Die Warnungs-Deputation.

Es war am folgenden Morgen.

Der anbrechende Tag hatte die dichten Nebel der langen Winternacht erſt theilweiſe bezwungen, als die Gevattern Matthias und Wenzel ſich verabredetermaßen in ihrer Sonntagskleidung einfanden in der Wohnung des Baders Procop, um den Traumkünder abzuholen und ſich mit ihm in die Behauſung des Obriſthofmeiſters zu begeben.

Dieſer war ſeit einer Stunde wach. Seine raſtloſe Thätigkeit für das Wohl des Staates und der drei Städte Prag hatte ihn frühzeitiger als jeden andern Diener der Krone aus dem Schlafe an die Arbeit getrieben.

Georg Popel von Lobkowic, Herr auf Haſſenſtein, Libochovic, Lickau, Kommotau, Rothenhaus,

Sydlitz und Graupen gehörte einem der edelsten Adelsgeschlechter Böhmens an. Seine Familie hatte sich in zwei Hauptlinien getheilt, von denen die Eine ihren Namen vom Schlosse Hassenstein, unweit Cadan in Böhmen, die andere ihren Ursprung von Nikolaus Popel von Lobkowic herleitete.

Georg Popel, der zweite Sohn Ladislavs und der eben so schönen als frommen Benigna Catharina von Krajiř war erst Oberst-Stallmeister gewesen, bevor er zu dem hohen Amte emporstieg, das er seit dem am 31. August 1592 erfolgten Tode seines Vorgängers Wilhelm von Rosenberg bekleidete. Im ganzen Böhmerlande galt er für einen der strengrechtlichsten Räthe des Kaisers, für einen Mann, bei dem selbst der Aermste und Niedrigste, der sich in seinem Rechte gekränkt fühlte, Zutritt und Abhilfe seiner Beschwerde fand. Und darum war er in allen Schichten des Volkes gleich beliebt und angesehen. Er wußte nicht, was Stolz hieß, und war herablassend gegen Jeden, der sich ihm näherte. Der letzte Bürger Prags wußte es eben so gut als der erste Diener des Staates, daß es in ganz Böhmen keinen abgesagtern Feind der Lüge und Heuchelei gab, als den Obristhofmeister und Geheimenrath Georg Popel von Lobkowic.

Witwer seit einer Reihe von Jahren beschäftigte ihn, außer den Pflichten seines Amtes, nichts so eifrig als die Sorgfalt für die geistige Ausbildung seiner einzigen Tochter Eva, die nach dem Zeugnisse Aller, welche so glücklich waren, sie zu kennen, eben so gut als schön, eben so klug als bescheiden und anspruchlos war. Kein Wunder also, daß sie der Augapfel, das Herzblatt, das größte Kleinod ihres Vaters war, der an ihr mit wahrhaft abgöttischer Liebe hing, die sie ihm durch kindlich-fromme Verehrung und Ergebenheit in so reichem Maße vergalt, daß es in ganz Prag keine glücklichere Tochter und keinen beneidenswerthern Vater gab. Eva war das Paradies seiner Seele.

Seit einer Stunde arbeitete der Obristhofmeister bei dem Lichte der Kerzen, die er auslöschte, als die röthlichen Strahlen der aufgegangenen Sonne durch die hohen Fenster seines Arbeits- und Empfangszimmers eindrangen.

Bald darauf wurden drei Männer aus dem Volke angemeldet.

— Laß sie eintreten, sagte er zum Diener, welcher seit Jahren gewohnt war, Keinen, der seinen Herrn zu sprechen begehrte, abzuweisen, mochte es

früh oder spät sein, aus Furcht, sich dadurch einen Verweis seines Gebieters zuzuziehen.

Als die Angemeldeten an der Schwelle des Eingangs erschienen waren, erkannte der Obristhofmeister seinen Schneider.

— Was führt Dich heute schon so früh zu mir, Meister Matthias? fragte der Geheimrath.

— Gestrenger Herr Oberstthofmeister, stotterte der Schneider, sich zehnmal verneigend.

— Tritt näher, alter Freund, und sage mir dreist und unumwunden, womit ich Dir und Deinen beiden Begleitern dienen kann.

— Gnädigster Herr, stammelte Matthias, noch immer sehr verlegen, wir Alle Drei kommen, um Euch mit Eurer gütigen Erlaubniß unterthänigst zu warnen . . .

— Mich zu warnen, Alter, und wofür?

— Jetzt sprecht Ihr, Meister Procop, sagte er zum Bader, der sich wie der Schuster fortwährend verbeugte.

— Ew. Gnaden, begann der Bader, meine beiden Nachbarn haben mich zum Sprecher erwählt, um Euch, gnädigster Herr, eine höchstwichtige Mittheilung zu machen . . . .

— Macht also keine Umschweife und erzählt!

— Es handelt ſich um einen Traum . . .

— Um einen kitzlichen, ganz curioſen Traum! ergänzte Wenzel, der endlich auch ein Herz gefaßt hatte.

— Wenn Ihr reden wollt, ſagte der Bader, dem Schuſter einen zornigen Blick zuwerfend, dann ſchweige ich.

— Nein nein, Gevatter, redet Ihr, bat Wenzel, der ſein Unrecht, ihn unterbrochen zu haben, ſchnell begriff.

— Es handelt ſich, wie geſagt, um einen Traum, den ich in vorvoriger Nacht geträumt, um einen Traum, der nicht uns, ſondern den geſtrengen Herrn Oberſthofmeiſter betrifft.

— Nun gut, erzähle mir Deinen Traum; aber faſſe Dich kurz, guter Freund, denn meine Zeit iſt ſehr gemeſſen . . . ich habe heute viel zu thun.

— Wenn ich nur erſt wüßte, wie und wo ich anfangen ſollte.

— Fangt gleich beim Ende an, rieth der Schneider.

— Wenn Ihr reden wollt, dann höre ich zu, ſagte der empfindliche Bader.

— Nein, nein, wir wollen lieber zuhören, bat der Schneider.

— Zur Sache, Meiſter Procop, zur Sache! drängte Lobkowic.

— Nun wohlan, ſprach der Bader, ich werde von hinten anfangen, mit der Thür ſo zu ſagen in's Haus fallen und Ew. Gnaden in tiefſter Unterthänigkeit den guten Rath ertheilen, ſo bald als möglich zu entfliehen.

— Ich entfliehen? Und warum, Meiſter Procop?

— Weil Euch, gnädigſter Herr, Gefahr droht ...

— Ja, große Gefahr, fügten Schneider und Schuſter hinzu.

— Unterbrecht mich nicht, ſage ich Euch.

— Mir ſoll Gefahr drohen, ſagtet Ihr. Und darf ich wiſſen, von welcher Seite her.

— Von Seiten des Herrn Vicekanzlers Curtius!

— Was ſagtet Ihr da? fragte der Oberſthofmeiſter etwas betroffen.

— Die Wahrheit! betheuerten alle Drei zugleich.

— Sprecht, Meiſter Procop, Ihr erregt meine Neugier.

Der Bader erzählte nun ſo kurz, als es ſeine Vorliebe, ſich ſprechen zu hören, ihm erlaubte, den unſerm Leſer bereits bekannten Traum, faſt ganz ſo ausgeſchmückt, wie am geſtrigen Abende, ohne

irgend etwas zu vergessen, was ihm nothwendig erschien, seinen Traume Wahrscheinlichkeit zu verschaffen.

Der Oberſthofmeiſter, welcher der Erzählung Procops mit wachsender Theilnahme gefolgt war, fragte, als dieſer endlich damit zu Ende war:

— Das Alles habt Ihr wirklich geträumt?

— Ich kann es beſchwören! bekräftigte der Schuſter.

— Ich auch, ich auch! bethen erte der Schneider.

— Und Ihr rathet mir?

— Zur Flucht! erwiderten alle Drei zugleich.

— Ich danke Euch, meine treuen Freunde, für Euern gutgemeinten Rath, ſagte der Oberſthofmeiſter mit herzgewinnender Herablaſſung ſeine Hand auf die Schulter des mit ſich vollkommen zufriedenen Sprechers legend; doch geſtehe ich Euch, daß ich weit davon entfernt bin, ihn zu befolgen. Ich will Euch auch ſagen, warum. So urplötzlich die Flucht ergreifen, hieße meinen Feinden, die mich ſtürzen und verderben wollen, ihr hölliſches Spiel erleichtern, und ihnen freien Spielraum laſſen, mich hinter meinem Rücken anzuklagen und bei meinem kaiſerlichen Herrn und Gebieter, dem ich immer treu gedient, deſto wirkſamer zu verdächtigen. Ich habe ein reines Gewiſſen, bin mir keines böſen Anſchlages gegen Kaiſer

Rudolph bewußt und kann daher der mir drohenden Gefahr guten Muths in's Auge sehen und dem hinterlistig angelegten Plane meiner Gegner ritterlich die Stirne bieten und, wenn's Noth thun sollte, mich gegen ihre falschen Anklagen mit allen Waffen der Wahrheit und meines guten Rechtes vertheidigen. Ueberdieß kann und will ich noch immer nicht recht daran glauben. Träume sind ja nur Schäume und nicht jeder dieser Träume, die uns im Schlafe geäfft und geängstigt haben, geht, wenn wir erwacht sind, in Erfüllung. Ich danke Euch nochmals für Eure treue Gesinnung und Euere ehrliche Warnung und verspreche Euch, um Euch meinetwegen vollkommen zu beruhigen, daß ich, von diesem Augenblicke angefangen, auf meiner Hut sein und mit verzehnfachter Vorsicht Alles vermeiden will, um meinen im Finstern schleichenden, das Licht scheuenden Feinden, die mir wohl bekannt sind, keine Waffe gegen mich in die Hand zu geben, damit ihr elendes Vorhaben an dem unerschütterlichen Fels meines Gerechtigkeitssinnes, der für meinen Kaiser wie für sein gutes, braves, ehrliches Volk stets nur das Beste im Auge hat, zerschellen und zu Grunde gehen soll. Noch, Freunde, lebt der alte, große, ewiggerechte Gott, der mit väterlicher Huld und Güte über dem Haupte

jedes Unschuldigen wacht, gleichviel ob dieser Bettler oder Fürst ist. Geht nun mit Gott, meine lieben Bürger von Prag, und gebabt Euch wohl, schloß Popel von Lobkowic, Jedem von ihnen herzlich-bieder die Hand drückend.

Die Warnungs-Deputation war auf's Tiefste gerührt. Man sieht, daß damals, wie noch jetzt und gewiß auch zu allen Zeiten, der herablassende Händedruck, womit ein sogenannter Großer die Kleinen aus dem Volke beglückt, von magischer Wirkung war, ist und es immer sein wird, und daß ein solcher Händedruck ihn oft zehnmal populärer macht als eine große, edle That. Das Volk ist zu allen Zeiten genügsam und fühlt sich für seine uneigennützige Liebe fast immer befriedigt, wenn man sie ihm durch ein Wort gütiger Anerkennung belohnt.

Die drei Männer, die ihre Mission erfüllt hatten, entfernten sich mit namenloser Befriedigung und begaben sich von hier geraden Weges in die Schenke zur goldenen Kugel, um dort nach vollbrachtem guten Werke, eine kleine Herz- und Magen-Stärkung, einen frugalen Morgen-Imbiß, einzunehmen.

Georg Popel von Lobkowic aber warf, als er allein war, nicht ohne Absicht einen Blick auf seiner Ahnen Wappen, das über dem Eingange seines

Arbeitzimmers prangte, umgeben von dem Sinnspruche seines uralten Geschlechtes:

Popel jsem, popel budu! (Asche bin ich, Asche werde ich.)

Sechstes Capitel.

Popel jsem, popel budu.

Vier Tage waren seitdem ruhig vorübergegangen.

Am Abende des fünften Tages saß der Obersthofmeister, ausruhend von der Last seiner Amtsgeschäfte, ruhig und sorgenlos in einem der großen Säle, in welchem seine in allen Fächern des Wissens und vorzugsweise in der böhmischen Geschichte und Litteratur reich ausgestattete Bibliothek aufgestellt war. Ueber den Bücherschränken von braunem, mit goldenen Arabesken verzierten Eichenholz hing die bunte Reihe seiner erlauchten Ahnen, gemalt von größtentheils böhmischen Künstlern, unter welchen Matthias Hutsky, Hofmaler des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, und Daniel Alerius von Kwětna, der Restaurator der Sanct-Wenzelscapelle zu Prag, die bekanntesten waren.

Bei Tage ward dieſer impoſante Bücherſaal durch vier hohe, mit prachtvollen Glasmalereien geſchmückte Bogenfenſter, Abends aber, wo der Oberſthofmeiſter am häufigſten und liebſten im Kreiſe ſeiner ‚treueſten Freunde‘ (ſo hieß er ſeine Bücher) zu verweilen pflegte, durch drei große, mit zwölf Wachskerzen verſehene Cryſtall-Kronenleuchter, die vom getäfelten Plafond herabhingen, dergeſtalt erhellt, daß man ſelbſt im entfernteſten Winkel der Bibliothek ſo bequem zu leſen vermochte, wie bei hellem Tageslicht.

Inmitten der Wand, die der hohen, mit grünem Damaſt überhangenen Eingangsthür gegenüber lag, erhob ſich zwiſchen zwei Bücherſchränken eine großmächtige Uhr, ein unbezahlbares Meiſterwerk mönchiſchen Kunſtfleißes, eine Uhr, die nicht bloß die Secunden, Minuten und Stunden des Tages und die Tage der Woche, ſondern auch die vier Mondesphaſen, den Anfang der vier Jahreszeiten, jede eintretende Sonnen- und Mondes-Finſterniß anzeigte. — Im Innern des gewaltigen Gehäuſes von blanker Schildkrötenſchaale befand ſich ein dem profanen Auge unſichtbares Glockenſpiel, an das ſich eine uralte, etwas unheimliche Sage knüpfte, die, unter Andern, auch der bekannte Jeſuit und Geſchichtsſchreiber

Bohuslaw Balbinus erzählt. Dieſes Glockenſpiel ſoll wie durch geheimnißvollen Zauber nur in ſolchen Augenblicken erklingen, wenn einem Mitgliede des Hauſes Popel-Lobkowic Gefahr oder Tod drohe. In ſolch' verhängnißvollen Momenten ſollte ſich, wie die Sage erzählt, jenes Glockenſpiel, das ſonſt immer ſchweige, als Stimme der Warnung vernehmen laſſen. Dieſes geiſterhafte Kunſtwerk war eine Reliquie, die ſeit länger als hundert Jahren ſich in dieſer Familie von Vater auf Sohn fortgeerbt hatte.

Zu beiden Seiten der Uhr, die nur Einmal im Jahre aufgezogen ward, ſtanden zwei große, bequeme, mit grünem Utrechter Sammet überzogene Lehnſtühle.

Auf einem dieſer beiden Ruheſeſſel ſaß der Herr des Hauſes, eine hohe, ſchlanke, mächtig imponirende Geſtalt in einem ſchwarzen Sammetkleide, und auf ſeine Kniee ſtützte ſich, leicht und anmuthsvoll, der Arm ſeiner auf dem grünen Teppich ihm maleriſch zu Füßen ruhenden Tochter.

Eva zählte kaum zwanzig Frühlinge. Sie war eine der holdeſten Blüthen im üppig-ſchönen Kranze der Prager Frauenwelt. Die Fülle ihres blonden, leiſe in's Röthliche hinüberſpielenden Haares umrahmte ein vom Heiligenſcheine der Unſchuld verklärtes Geſicht, deſſen blendendweiße Hautfarbe durch die

lachende Himmelsbläue ihres krystallhellen durchsichtigen Augenpaars und durch die Purpurfrische ihres kleinen Rosenmundes, in welchem jeder Zahn eine makellose Perle zeigte, erhöht und zauberhaft-süß belebt ward. Der lange schwanengleiche Hals schien wie aus Alabaster geformt, der unter dem schönheitsberauschten Griffel eines neuen Phidias die Weiche und Geschmeidigkeit des Sammets angenommen hatte. Um die blendende Weiße dieses Sammets zog sich ein schwarzes Seidenband, an dem ein kleines, goldenes mit Perlen besetztes Medaillon befestigt war, in welchem sie Tag und Nacht das heißgeliebte Bild ihrer verstorbenen Mutter trug, deren höchster Stolz, deren reinste Freude, deren Abgott sie gewesen. Der Arm, mit welchem sie sich auf das Knie ihres Vaters gestützt, erschien nicht minder schön als ihre Hand, deren Bau, wie jener ihrer Finger, das sicherste Merkmal ihrer hoch aristokratischen Herkunft war. Eva's ganze Erscheinung, in den blendenden Nimbus seelischer Reinheit, in die berauschende Atmosphäre engelfrommer Jungfräulichkeit gehüllt, strahlte einen unnennbaren Zauber aus.

Wer kann es dem Vater einer solchen Tochter verargen, daß sie Anfang und Ende all' seiner Hoff-

nungen, Gipfelpunct seiner Liebe und Gegenstand seiner zärtlichsten Sorgfalt war?

Mit derselben Vorliebe, mit welcher die mit ihren Gaben oft so wunderbar verschwenderische Natur diesen Engel an Schönheit und Liebreiz ausgestattet, hatte der in ihrem Besitze überschwänglich-glückliche Vater die geistigen Anlagen seiner einzigen Tochter zu entwickeln und immer mehr und mehr auszubilden sich angelegen sein lassen, und so war denn Eva unter der liebevollen Aufsicht ihres Vaters allmälig zu einem weiblichen Wesen so vollkommener Art herangereift, daß sie jetzt eben so geistreich als schön, eben so unschuldig als gut in sich Alles vereinte, was das schwächliche, gebrechliche Weib zur Höhe einer fast überirdischen Erscheinung, zur Stufe einer antiken Halbgottheit erhebt.

Vater und Tochter pflegten sich in einsamen und doch traulichen Abendstunden von der glorreichen Vergangenheit ihres großen, schönen, inniggeliebten Vaterlandes zu unterhalten und sich oft in Vergleichung der großen Helden Böhmens mit jenen anderer Nationen zu vertiefen. Eva's Lieblingsschriftsteller war der Grieche Plutarch, dessen unvergleichliche Lebensbeschreibungen sie in der Ursprache eben so geläufig als den Römer Tacitus und Dalemils

Chronik von Böhmen*) las. Sie hatte aber nicht nur Geschichte, sondern auch Poesie getrieben und sie fühlte sich eben so heimisch in Homers „Odyssee," als in Virgils „Aeneide." Außer ihrer Muttersprache, für die sie eben so leidenschaftlich als für die

*) Dalemils „Reimchronik" ist eine der ältesten und zugleich interessantesten Quellen der böhmischen Geschichte. Ueber hundertfünfzig Jahre war diese böhmische Chronik dergestalt verboten, daß ein gedrucktes Exemplar derselben zu den größten Seltenheiten gehörte. Von zwei Auflagen war die erste durch ein Mißverständniß nach der Schlacht am weißen Berge (1620) bis auf sieben Exemplare vertilgt worden. Die zweite Auflage wurde von Faustin Prochaska unter dem Schutze der freieren Presse zu Kaiser Josephs II. Zeiten veranstaltet, doch muß diese Auflage nur sehr schwach gewesen oder von Leuten, denen an der Verdrängung dieser kräftigen Chronik gelegen war, aufgekauft worden sein, denn heutzutage ist davon wenig mehr zu sehen. Zwei neue Auflagen derselben hat der berühmte Slawist Wenzel Hanka veranstaltet. — Dalemil, Verfasser dieser Chronik, abstammend aus dem Geschlechte der Ritter von Lomnic, war ein Zeitgenosse der letzten Premysliden, der noch zu Anfang der Regierung Johannes von Luxemburg gelebt. Auch Dalemils Name findet sich in keinem unserer vielen biographischen Wörterbücher und schon aus diesem Grunde schien uns diese Anmerkung hier am rechten Platze.

Erinnerung an ihre Mutter ſelbſt zu ſchwärmen gewohnt war, und außer Griechiſch und Latein, war ſie auch im Italieniſchen und Franzöſiſchen bewandert und liebte es eben ſo gern, ihren Geiſt in den Gefilden der romantiſchen Poeſie von Taſſo's befreitem Jeruſalem, als in dem ſatiriſchen Labyrinth von Meiſter Rabelais „Gargantuve und Pantagruel" ausruhen zu laſſen von der Anſtrengung ernſterer Studien. Nur das Deutſche liebte ſie nicht. Dieß kam davon her, weil ſie mit Leib und Seele Slawin, Böhmin vom reinſten Waſſer war.

An dieſem Abende, an dem wir ſie, in Gedanken vertieft, zu den Füßen ihres Vaters finden, erzählte ihr dieſer von einigen ſeiner ruhmgeſchmückten Vorfahren und unter dieſen auch von Jenem, deſſen ehrwürdiges Bild der geheimnißvollen Wanduhr gegenüberhing.

Dort prangte einer der hervorragendſten Koriphäen der älteren Linie ſeines Hauſes: Bohuslaw Lobkowic zu Haſſenſtein, jener hochgelehrte Böhme, welcher Philolog, Dichter, Rechtsgelehrter und Krieger in Einer Perſon, zum Biſchof von Olmütz erwählt und auserkoren war, Cardinal und ſpäter vielleicht ſogar Papſt zu werden. Der damalige Papſt aber, neidiſch auf den wachſenden Ruf des großen

Slawen, weigerte ſich, deſſen Erwählung zum Bisthume zu beſtätigen.

— Und was that der große Slawe? fragte Eva, das Bild ihres berühmten Vorfahren voll Ehrfurcht anſtaunend.

— Er zog ſich tief verletzt über den Undank der Welt, der er immer nur Gutes erwieſen, auf ſeine Güter zurück, ſammelte auf ſeinem Schloſſe bei Kadan eine große herrliche Bibliothek, ſchrieb Gedichte, die, erſt ſechszig Jahre nach ſeinem Tode, Thomas Mitis herausgab und ſtarb als Weiſer, der viel über das menſchliche Elend nachgedacht und darüber zum Troſte Anderer geſchrieben hatte, am 11. November 1510 . . .

— Heute alſo, Vater, wäre ſein Todestag?

— Und darum eben, holdes Kind, ſagte der Oberſthofmeiſter zärtlich ihre Locken ſtreichelnd, lenkte ich das Geſpräch auf ihn hin.

— Du ſagteſt mir ſchon früher einmal, guter Vater, daß der Sterbetag Bohuslaws von Haſſenſteins für unſer Haus ſtets ein Tag des Unglücks ſei.

— Wohl ſagte ich dieß, doch ängſtige Dich darum nicht, liebe Tochter. Für Deinen Vater, Eva, iſt jeder Tag, den er für Dich leben darf, ein Tag des reinſten, ungewölkten Glückes.

— Am 11. November ſtarb auch meine gute, fromme Mutter, ſeufzte Eva, einen thränenfeuchten Blick heftend auf eines der beiden Frauenbilder, die neben der, jedes Unheil, das ihre Familie bedroht, wunderbar vorausſagenden Wanduhr angebracht waren.

— Laſſen wir die Todten ruhen! bat der Vater, der es zu bereuen ſchien, das Geſpräch auf einen ſo trauererfüllten unglückbringenden Tag hingeleitet zu haben.

— Glaubſt Du, Vater, an ein Wiederſehen? fragte Eva, deren Seele in das unergründliche Meer trauriger Zweifel verſank.

— Welche Frage! Ich glaube ſo feſt an die Hoffnung des Wiederſehens, wie an die Gewißheit Deiner Liebe zu mir.

— O dann wünſchte ich bald, recht bald zu ſterben, um meine liebe, ſüße Mutter und die Deinige, Vater, die dort oben neben der Meinigen ſo zärtlich auf mich herniederblickt, im Jenſeits wiederzuſehen.

— Kind, gottloſes Kind! Du verſündigſt Dich, Du wünſcheſt Dir in der Blüthe Deines Lebens zu ſterben, um Deine Mutter wiederzuſehen, und vergiſſeſt, daß Du dadurch das Herz Deines armen Vaters brichſt, der, wärſt Du todt, auch nicht mehr leben möchte.

— O, verzeihe, mein Vater, daß ich, ohne es zu wollen, Dich gekränkt habe. In meiner kindischen Selbstsucht dachte ich in jenem Augenblicke nur an mich.

— Und Du wünschtest Dir den Tod?

— Weil ich mir, aufrichtig gesagt, mein Vater, von meiner Zukunft nichts Gutes erwarte.

— Du ängstigst mich, mein armes Kind.

— Höre mich an, mein lieber Vater. Ein banges, dunkles Vorgefühl sagt mir im Wachen und im Träumen, daß die schönen, glücklichen Tage meiner sorglosen Jugend bald vorüber sein werden und daß meiner lange Jahre schweren Mißgeschickes und hoffnungsloser Trauer harren . . .

— Du bist ein abergläubisches Kind, das Niemanden auf der Welt als sich selber quält durch trübe Zweifel und bange Sorgen, die selbst die zärtlichste Liebe Deines Vaters leider nicht verbannen kann. Sprich, süße Selbstquälerin, was beunruhigt Dich? fragte der Oberstthofmeister, den Lockenkopf seines Kindes voll Vaterliebe an sein Herz drückend.

— Mich beunruhigt das Benehmen des Kaisers, gestand Eva nach einem kurzen, aber schweren Kampfe, dessen Ueberwindung ihr unbeschreiblich schwer geworden war.

— Das Benehmen des Kaisers? wiederholte

mehr erſtaunt als erſchreckt der zärtlichſte der Väter. Sprich, was willſt Du damit ſagen?

— Etwas, das ich vielleicht ſchon zu lange Dir verſchwiegen habe, ſtöhnte Eva, erröthend vor ſich ſelbſt die Augen niederſchlagend. Der Kaiſer, fürchte ich, liebt mich . . .

— Närriſches Kind, was fällt Dir ein! entgegnete der Oberſthofmeiſter, um ſeine Tochter zu beruhigen. Der ganze Hof, ganz Prag, halb Böhmen wiſſen, daß unſer kaiſerlicher Herr und Gebieter für eine leider nur allzuſehr bekannte Schönheit ſeines Hofſtaats glüht . . . Brauche ich ſie Dir zu nennen?

— Ich weiß, Vater, wen Du meinſt, und dennoch, dennoch, herzlieber, guter Vater, kann ich mich nicht der Angſt erwehren, daß der Kaiſer, trotz dem, daß ſein Geiſt für eine Andere ſchwärmt, ſein Auge — weh mir daß ich's geſtehen muß! — auch auf Dein Kind, auf Dein einziges Kind, auf Deine arme, unglückliche und tauſendmal beklagenswerthe Eva geworfen hat.

— Und woraus, Kind, folgerſt Du dieß?

— Aus Blicken und Worten, die er mir bei dem letzten Hoffeſte, das er zu Ehren der perſiſchen Geſandtſchaft im Wladiſlaw'ſchen Saale veranſtaltet, ſo unverholen kühn zugeworfen hatte, daß ich —

Aermſte der Armen — zum erſten Male in meinem Leben unwillkürlich erröthen mußte . . .

— Und warum ſagt mir mein Kind das Alles erſt heute? fragte der Oberſthofmeiſter, ihr Kinn ſanft emporhebend und einen forſchenden Blick in den reinen Spiegel ihrer Seele tauchend.

— Ich verſchwieg es Dir ſo lange, weil falſche Scham mich zurückhielt, Dich in das Geheimniß meines erſten Kummers einzuweihen . . .

— Das war nicht recht von Dir! Bin ich nicht Dein Freund, dem Du Alles, ſelbſt das Schlimmſte, anvertrauen darfſt?

— Und eben, weil ich es nicht gethan, fühle ich mich jetzt doppelt ſtrafbar!

— Was ſagte der Kaiſer zu Dir?

— „Fräulein Eva wird jeden Tag ſchöner“ ...

— Iſt dieß nicht wahr, mein Kind?

— Weh' mir, wenn es wahr iſt! ſagte das unſchuldvolle Mädchen, leiſe zuſammenſchauernd wie eine keuſche Lilie, die von dem erſten Kuß eines buhleriſchen Nachtfalters angehaucht wird.

— Und was ſprach er weiter zu Dir?

— „Heil dem beneidenswerthen Sterblichen, dem vom Himmel das Glück beſchieden iſt, ſolch' einen Engel

sein nennen und ihn anbeten zu dürfen mit der ganzen Gluth seiner liebestrunkenen Seele" . . .

— Du hast seine Worte Dir gut gemerkt ...

— Sie haben sich wie glühende Nadeln in's Mark meines Gedächtnisses gebohrt.

— Und Du? Was erwidertest Du darauf?

— Ich schwieg und glaubte vor Scham in die Erde versinken zu müssen. Der Kaiser bemerkte meine grenzenlose Verwirrung. Seine glühende Hand drückte die meinige, die kalt und starr wie die des Todes war. „Auf baldiges Wiedersehen, meine holde Paradiesbewohnerin," sagte er zu mir und verließ mich.

— Gut, daß Du mir Alles gebeichtet hast. Morgen werde ich Dich zu Deiner Tante nach Bilin und von dort nach Doran in das Kloster der Prämonstratenserinnen bringen, in deren abgeschiedenen Mauern Du ruhiger und besser aufgehoben sein wirst als im Hause Deines armen kurzsichtigen Vaters, der keine Ahnung hatte von dem Abgrunde, an welchem Du standst.

— Vater, willst Du dieß wirklich thun? fragte Eva freudig überrascht.

— Ich verspreche es Dir mit Hand und Mund,

sagte der Oberſthofmeiſter, einen Kuß der Verzeihung auf ihre ſchamgeröthete Stirn hauchend.

In demſelben Augenblicke ertönte im Innern des Uhrgehäuſes die warnende Stimme des unglückverkündenden Glockenſpiels.

Beide hielten tief erſchreckt den Athem an und ſtarrten nach der Uhr.

— Was war das? fragten Beide zugleich, während Eva ängſtlich ihre Arme um die Hüften ihres Vaters ſchlang, ſich wie eine Schiffsbrüchige anklammernd an den letzten Rettungsmaſt, der dem verheerenden Orkane Widerſtand zu leiſten wagt.

Der Oberſthofmeiſter erhob ſich, ſchloß mit einem vertrauensvollen Blicke zum Lenker aller irdiſchen Geſchicke das zitternde Mädchen in ſeine nervigen Arme, preßte ſie ſegnend an ſein Herz und ſprach dann mit der ganzen Zuverſicht eines unbefleckten Gewiſſens:

— Beruhige Dich, meine fromme, unſchuldsvolle Taube! Unſer Schickſal liegt in Gottes Hand. Gott, der Gerechte, verläßt uns nicht!

In derſelben Secunde eilte beſtürzt und verwirrt ein alter, eisgrauer Diener herein, die Worte ſtammelnd:

— Gnädigſter Herr, gnädigſter Herr . . .

— Was giebt's? fragte gefaßt Lobkowic.

— Draußen im Vorſaale harrt eine Wache...
— Eine Wache? ſchrie Eva tief erſchreckt...
— Die Einlaß begehrt im Namen des Kaiſers!
— Dann laßt ſie ungeſäumt eintreten.
Der Diener entfernte ſich raſch.

— Faſſung! Faſſung! ſagte der Vater, ſein Kind ermuthigend. Laß uns hören, was ſie bringt...

— Was ſie bringt? wiederholte Eva mit ſchneidender Ironie. Sie kommt, um Dich zu holen.

— Die Angſt verwirrt die Sinne Dir! Was kann Deinem alten Vater geſchehen? Iſt er nicht Oberſthofmeiſter von Böhmen? Iſt er nicht Liebling des Kaiſers?

— Er war es! ſagte der Anführer der Leibwache, die, ſo eben eingetreten, ihre Hellebarden mit abſichtlichem Geräuſch auf die Schwelle des Eingangs niedergleiten ließ.

Der Hauptmann der Leibgarde überreichte dem geſtürzten Lieblinge ein vom Kaiſer Rudolph eigenhändig unterzeichnetes Document mit den Worten:

— Im Namen des Kaiſers verhafte ich Euch!

— Heilige Jungfrau! ſchrie Eva und ſtürzte wie vom Blitze erſchlagen, beſinnungslos nieder

— Weh mir! rief der Gefangene, mein Kind, mein armes Kind! Helft mir, rettet ſie!

— Dieß iſt nicht unſere Sache, ſprach der barſche Vollſtrecker des kaiſerlichen Befehles.

— Hauptmann! flehte der unglückliche Vater, der bemüht war, ſein Kind in's Leben zurückzurufen, kennt Ihr kein Mitleid?

— Der Soldat kennt nur ſeine Pflicht!

— Erbarmt Euch meines Kindes, ſtrenger Freund.

— Ich bin nicht Freund eines Hochverräthers! entgegnete der Hauptmann mit der Miene tiefer Verachtung.

— Das Haus Lobkowic hat keine Verräther! betheuerte der Unſchuldige.

— Sagt's Euern Richtern, aber nicht mir. Nun aber fügt Euch dem Befehle Seiner Majeſtät, ſonſt brauchen meine Leute Gewalt.

— Wer wagt's, mich von der Seite meines ſterbenden Kindes wegzureißen?

— Ich, ſagte der Hauptmann, ihn fortziehend.

— Der Himmel verzeihe Euch Eure Liebloſigkeit, ſprach der Oberſtburgmeiſter, und warf, dem Befehle Folge leiſtend, noch einen thränenfeuchten Blick auf ſein lebloſes Kind, das wie eine von frevelnder Hand zerſchmetterte Statue, wie eine vom Sturme gebrochene Knoſpe auf der Erde lag. Nun folge ich Euch im Namen meines Kaiſers und Herrn,

dem ich seit achtzehn Jahren mit Leib und Seele treu gedient und den ich selbst jetzt, in der Stunde harter Prüfung, nicht verläugne. Gott segne, Gott erhalte den Kaiser!

Zwei zitternde Diener schritten leuchtend voran. Popel Lobkowic ward durch die lange Reihe seiner Zimmer hinweggeführt.

Als sein Blick, wie vier Tage zuvor, auf das über der Thür seines Arbeitszimmers prangende Familienwappen fiel, erinnerte er sich lebhaft des ganzen Traumes, welchen der Bader Procop ihm verkündet und dem er — das Schicksal wollte es so! — keinen Glauben geschenkt hatte.

— Der böse Traum! stöhnte der Gefangene. So geht er also doch in Erfüllung! Heute ist der 11. November! Eine dunkle Vorahnung sagt mir, daß ich diese Zimmer niemals wiedersehe. Die Stunde meines Unterganges hat geschlagen! Wie jener Traum wird auch meine Devise sich bewahrheiten: Asche bin ich, Asche werde ich!

Siebentes Capitel.

In der Schenke.

Am Abende des folgenden Tages war es in der ‚goldenen Kugel' voller als jemals; bei aufgeregten Stimmungen des Volkes sind die Schenken, in denen es sich beim Bierkruge erhitzt, stets überfüllt und daher kommt es, daß fast jeder Bierwirth, wie der Schwätzer Zdenko, ein Anhänger all' jener Zustände ist, die das traurige Gepräge der Unzufriedenheit und des Aufruhrs an sich tragen.

Alle Bänke, alle Tische waren besetzt. Es wimmelte von Leuten aller Stände.

— Bier her! schrie man hier.

— Wein her! schrie man dort.

Einer verlangte Meth, der andere Branntwein. Alle lechzten nach Rache und Flüssigkeit. Aber noch weit größer als die Erbitterung war der Durst. Und dessen freute sich dieser Zdenko.

— Hab ich's nicht immer gesagt, sprach er zu einem Fleischhauer, der mit aufgekrempten Hemdsärmeln sich neben ihm auf den Schenktisch lümmelte, daß es so und nicht anders kommen wird? Wieder ist ein Freund des Volkes und seiner heiligen unan-

taſtbaren Freiheiten geſtürzt! Und durch wen und durch wen? Durch die nichtsnutzigen Verläumder, die überall Unzufriedenheit ausſäen und die Gott dafür verdammen möge!

— Der Oberſthofmeiſter iſt alſo wirklich geſtürzt? fragte der Fleiſcher Iwan, mit großer Gemüthsruhe ſein Schnapsglas mit Einem Zuge leerend.

— In den tiefſten Abgrund geſtürzt!

— Na, beruhigt Euch nur. Es wird ihm nicht viel geſchehen! Ja wenn's Unſer Einer wäre! — Gebt mir noch einen kleinen Kümmel! Mit uns armen Bürgern macht man kurzen Proceß. Der aber iſt von altem Adel! Der, Gevatter, wird ſich ſchon durchbeißen! — den Inhalt des zweiten Glaſes hinabſtürzend.

— Ich ſag' Euch, er iſt verloren!

— Dann kann ich ihm freilich nicht helfen! ſagte der Fleiſcher, ſeine zwei Schnäpſe bezahlend, um je eher je lieber die aufrühreriſche Schenke zu verlaſſen, weil der Kanzler, der den Oberſthofmeiſter geſtürzt, ſeit vielen Jahren ſein Kunde war.

— Dieſe Fleiſcherſeele hat kein Herz im Leibe, ſagte Zdenko, ſich unwillig die Ohren kratzend, hauptſächlich darum, weil Meiſter Iwan an dieſem Abende, ganz gegen ſeine Gewohnheit, nur zwei Schnäpſe

vertilgt und aus Furcht vor dem Kanzler das Hasenpanier ergriffen.

Am bewußten Tische saß die Warnungs-Deputation.

— Glaubt Ihr jetzt an meine Träume? fragte Procop, sich aufblasend wie ein Puterhahn.

— Ja, ja, ich glaube d'ran, betheuerte der Schneider, der seit heute Morgen aus Schreck und Angst noch mehr abgefallen war.

— Ich bitt' Euch, Gevatter, sprach der Schuster, träumt nicht mehr, denn Eure Träume bringen nur Unglück.

— Und ist dieß meine Schuld? Kann denn ich dafür, daß der Oberstbofmeister, unser hohe Gönner auf Befehl des Kaisers wie ein Verbrecher festgenommen, fortgeschleppt und eingekerkert worden ist?

— Und wo hat man ihn hingebracht? fragte Matthias.

— Das weiß bis jetzt noch Niemand, erklärte Procop. Die Einen sagen, man habe mit ihm kurzen Proceß gemacht und ihn gleich nach seiner Verhaftung im Hofe des Burggrafenamtes ohne Weiteres hinrichten lassen. Andere wollen behaupten, man habe ihn in den schwarzen Thurm gesteckt und ihn dort in die Arme der ‚eisernen Jungfrau' gestürzt.

— Was ist diese Jungfrau? fragte Matthias.

— Heiliger Wenzel! rief der Bader, entrüstet seine rothen Hände über seinen Glatzkopf zusammenschlagend. Man sieht doch gleich, daß Ihr ein Mann der Einwanderung seid, sonst müßtet Ihr wissen, daß die ‚eiserne Jungfrau' eine schauerliche Folter- und Hinrichtungs-Maschine ist, die jedes unglückliche Opfer, das sie umarmt, wie ein Schwein, das zu Würsten zerhackt wird, in tausend kleine Stücke zerfleischt, welche mit einer höllischen Vorrichtung wie bei einem Ziehbrunnen in's unterirdische Burgverließ hinabgeschleudert werden.

— Das muß sehr unangenehm sein, bemerkte der Schuster.

— Der Himmel bewahre Jeden von uns vor solchen Umarmungen! setzte der Schneider hinzu, den eine Gänsehaut überlief. Was aber, fuhr er fort, ist aus der Tochter des armen Obersthofmeisters geworden?

— Sie ist aus Schreck über die Verhaftung ihres Vaters in ein tödtliches Fieber verfallen. Der Kaiser hat, um sie aus den Banden des Todes zu befreien, drei seiner Leibärzte zu ihr geschickt...

— Es muß ihm also doch wohl leid thun, meinte der Schneider.

— Schwachkopf! rief der Bader, wenn es ihm wirklich Leid thäte, so könnte er ja Alles gleich wieder gutmachen, dadurch, daß er Ihren Vater sofort wieder in Freiheit setzen ließe . . .

— Wir glaubten, er sei ja schon hingerichtet, entgegnete Matthias.

— Ja, das sagt man; aber wer weiß denn, ob es wahr ist?

— Andere wollen gehört haben, man habe den Gefangenen aus Furcht vor einem Aufstande, der ihn vielleicht befreien könnte, einstweilen nach irgend einem königlichen Schlosse — nach Pardubic, Pürglitz oder Elbogen — geschleppt, um ihm dort ‚bei Gelegenheit' — wie ein gut unterrichteter Geheimschreiber des Kanzlers ausgeschwatzt haben soll — den Proceß zu machen.

— Und sein Bruder, der oberste Landrichter? fragte der Schneider.

— Dieser hat, zu seinem größten Glücke, noch frühzeitig genug von der Verhaftung, die auch über ihn verhängt war, Wind bekommen und — gescheidt genug — die Flucht ergriffen.

— Na, Gott sei gedankt, daß doch wenigstens Einer gerettet ist, rief der Schuster, dem ein Mühlstein vom Herzen fiel, denn Ladislav Popel von

Lobkowic gehörte (jeder Handwerker iſt immer etwas eigennützig) zur Zahl ſeiner Kunden.

— Die Güter beider Brüder ſind confiscirt, fuhr der Bader fort.

— Was heißt das confiscirt? fragte Matthias.

— Da ſieht man doch gleich wieder, daß dieſer Dummkopf ein Eingewanderter iſt, und nicht — wie unſer Einer — ſtudirt hat. Confiscirt heißt: gerichtlich mit Beſchlag belegt und von Rechtswegen bei Seite geſchafft . . .

— Ei, iſt denn das auch erlaubt? fragte der Schneider.

— Erlaubt, Mann der Einwanderung, iſt Alles, was Keiner verbieten kann.

— Ich verſtehe Euch, Gevatter, ſagte Wenzel, der nicht ſo ſehr als Matthias auf den Kopf gefallen war.

— Vorläufig, fuhr der Bader fort, hat man der armen kranken im Sterben liegenden Tochter nichts als das Haus ihres Vaters gelaſſen. Alle ehemaligen Freunde der Familie haben ſich von ihr zurückgezogen. Keine Seele bekümmert ſich um ſie. Man meidet die Tochter eines Hochverräthers . . . .

— Das iſt ſchlecht von den Leuten, commentirte

der Schneider, denn was kann die Tochter für ihres Vaters Schuld . . .

— Die zudem noch gar nicht erwiesen ist. So denke auch ich und jeder rechtliche Bürger von Prag, erklärte der Bader.

— Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf, tröstete sich der friedliebende Schneider. Die Unschuld des Oberſthofmeiſters muß früher oder ſpäter an den Tag kommen. Der Kaiſer iſt ein gerechter Herr, der Niemanden ungehört wird verurtheilen laſſen . . .

— Denn Recht muß doch Recht bleiben! meinte der Schuſter, der, weniger loyal als der Schneider, im Stillen darüber empört zu ſein ſchien.

— Das gebe Gott! ſagte der Bader. Hätte der Oberſthofmeiſter meinen guten Rath befolgt, dann ſäße er jetzt nicht, Gott weiß wo? gefangen. Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, ſagte mein ſeliger Vater, der, wie meine Wenigkeit, ſtudirt hatte und . . .

— Wurſtmacher war, fügte der Schneider hinzu.

— Das erinnert mich, daß ich Hunger habe und etwas eſſen will. Ein Paar Würſte her! rief Procop. Nun laßt uns eſſen und trinken!

— Gott ſchütze den Kaiſer! rief Matthias.

— Und den Oberſthofmeiſter! ſetzte der Schuſter hinzu.

Und Alle Drei ſprachen einſtimmig: Amen!

Achtes Capitel.

Eva von Lobkowic auf dem Krankenlager.

Die Tochter des Oberſthofmeiſters, gleich nach deſſen Verhaftung von ihrer ehemaligen Amme und zwei andern Dienerinnen des Hauſes zu Bett gebracht, war, wie wir aus dem Munde des von Allem nur oberflächlich unterrichteten Babers Procop bereits erfahren haben, einem hitzigen Fieber erlegen, in deſſen ununterbrochenen Delirien ſie über ſechs Wochen gefangen lag und an deſſen Beſiegung alle Kunſt der drei kaiſerlichen Leibärzte, wie die emſigſten Bemühungen und die liebevollſte Pflege des Hausarztes ihres Vaters lange zu ſcheitern ſchienen.

Jene drei Leibärzte ſind uns bekannt. Sie waren mehr oder weniger Charlatans.

Der Vierte, Johannes Jeſſenius, kaum vierunddreißig Jahre alt, galt trotz ſeiner Jugend und trotz des häufig ſo wahren Sprichwortes: ‚Der Prophet

gilt nichts in seinem Vaterlande,' schon damals für einen der gründlich gelehrtesten und wissenschaftlich aufgeklärtesten Aerzte Prags und des ganzen Böhmerlandes. Er hatte nach und nach eine Abhandlung über die Eigenschaft und Zusammensetzung des menschlichen Blutes, ein tiefgedachtes Werk über die Zeugung, ein ‚Speculum urinarum,' in spätern Jahren eine noch heut zu Tage nicht unverdienstliche ‚Geschichte der Anatomie' geschrieben und sich dadurch einen so festen Ruf gegründet, daß er (freilich erst sechsundzwanzig Jahre später, zur Zeit der bekannten Directorialunruhen) zum Rector der Prager Hochschule ernannt ward.

Jessenius kannte, wie nur wenige Heilkünstler jener Tage, das Innere des menschlichen Körpers wie alle Functionen der einzelnen Theile der eben so wunderbar als geheimnißvoll zusammengefügten Lebensmaschine und verstand sich, besser als mancher seiner quacksalbernden Zeitgenossen, auf den Herd und die Erkennung, auf die ‚causa causans' der verschiedenartigen Krankheiten, die, bei strengem Lichte betrachtet, im Grunde genommen sich eigentlich doch nur auf zwei große Sippen beschränken: auf Krankheiten, die nach der rationalistischen Ansicht des Professors Jessenius unheilbar, und auf solche,

welche ihrer Anlage nach zu heilen sind: An den Erstern stirbt der Mensch, trotz aller künstlichen Versuche seiner Aerzte; von den Zweiten kann er durch geschickte Behandlung allerdings befreit werden. Die Zahl der unheilbaren Krankheiten verhält sich zu jener der heilbaren, wie 3 zu 10, und darum geschieht's wiederum nach Ansicht des böhmischen Aesculaps — daß nicht Jeder stirbt, der durch einen ungeschickten Quacksalber von einer Krankheit geheilt wird, die sich mit der Zeit von selbst heilt.

Doctor Jessenius hatte einen hellsehenden Blick. Seine beiden Vorbilder waren die alten, bis heute noch unübertroffenen Apostel der Heillehre: Hyppokrat und Galen. Der Dritte im Bunde seiner unermüdlichen, dem leiblichen Wohle der kränkelnden Menschheit gewidmeten Nachtwachen war der Niederländer Andre Vesale, der Leibarzt Kaiser Carls V. und König Philipps II. von Spanien, Vesale, der Gründer der neuern Anatomie.

— Ohne gründliche Kenntniß der Zergliederung des menschlichen Körpers, pflegte Meister Jessenius zu sagen, ist jeder sogenannte Heilkünstler ein Diogenes ohne Laterne.

Des Kaisers Aerzte hatten die kranke Eva von Lobkowic ohne Hoffnung aufgegeben und zu

behaupten gewagt, daß nur ein Wunder des Himmels oder die Wirkung irgend eines vom Doctor Guarinonius bis dahin leider noch nicht entdeckten Zauberkräutleins gegen den Tod sie zu retten im Stande sei.

Nur Johannes Jessenius verzweifelte noch nicht. Er liebte Eva, als wäre sie seit der grausamen Einkerkerung ihres Vaters sein eigenes Kind; er liebte sie nicht wegen ihrer noch vor Kurzem in frühlingsfrischer Blüthe prangenden Schönheit, sondern einzig und allein wegen der Reinheit ihrer Seele, wegen der Engelsmilde ihres kindlichen Herzens, wegen der Kraft ihres männlichen Geistes und vor Allem wegen der diese schönen Gaben der Natur niederdrückenden Schwere ihres gerechten Kummers, der auch sein edles Herz zerriß. — Er wachte Nächtelang an ihrem Lager. Er beobachtete mit ängstlicher Vatersorge jeden ihrer wild aufgeregten Pulsschläge, jeden ihrer sieberglühenden Athemzüge, jede leise Zuckung.

— Der Himmel schenke mir das Glück, die Gesundheit dieses kranken Engels herzustellen, flehte er eines Nachts zu Häupten ihres Krankenlagers so leise, daß es keine der Frauen ihrer Umgebung zu hören vermochte, dann will auch ich, wie mein hellleuchtendes Vorbild Vesale, ein frommes Gelübde

thun und, sobald diese Blume genesen ist, eine Wallfahrt zu dem wunderthätigen Vesperbilde der schmerzhaften Mutter Gottes zu Mariaschein, der gebenedeiten Trösterin aller Leiden, der segenspendenden Schließerin aller Wunden des menschlichen Herzens unternehmen und ihr danken dafür, daß sie meinen Geist erleuchtet, meinen Wunsch erhört und diese Sterbende hier zu neuem Leben erweckt hat.

Darauf verordnete er seiner Kranken eine neue Arzenei, die in der Hausapotheke unter seiner Aufsicht sofort zubereitet ward und die er, wenig Minuten später, mit eigener Hand, in den vor Fiebergluth verschmachtenden Mund einträufelte.

Und Doctor Guarinon hatte doch Recht. Diese Sterbende, die, nach seiner für ihn unfehlbaren Ansicht, nur durch ein Wunder des Himmels oder durch die Wirkung eines ihm wenigstens noch gänzlich unbekannten Zaubermittels vom Tode gerettet werden konnte, sie war's, die von diesem Augenblick an durch die Magie inbrünstigen Gebetes, durch die Zaubermacht eines frommen Gelübdes, durch innigheiße Anrufung der schmerzhaften Mutter Gottes, die sein uneigennütziges Flehen zu ihr erhört und durch ein neues Heilmittel, das sie ihm eingegeben zu haben schien, von Stunde zu Stunde mehr und mehr aus den

folternden Träumen eines bis dahin fast ununterbrochenen Deliriums (in welchem man sie stets nur von ihrem Vater und der Todesgefahr, die ihn bedrohe, phantasiren hörte) zu neuem Leben und einzelnen lichten Momenten zu erwachen begann.

Und seitdem war Jessenius namenlos glücklich.

Die Leibärzte des Kaisers aber, die rathlos sie aufgegeben hatten und jetzt, von Tag zu Tage erstauntere Zeugen der sich rascher und immer rascher entwickelnden Fortschritte ihrer wunderbaren Wiedergenesung, über die sie ihrem kaiserlichen Herrn und Gebieter tagtäglich und nachtnächtlich ausführlichen Bericht abzustatten sich gezwungen sahen, diese alten, stolzen Pedanten fingen an, den jungen Nebenbuhler in ihrer Kunst um die glücklichste seiner Curen gründlich zu beneiden.

— Es ist zum Erstaunen, sagte Thaddäus von Hájek, der unter diesen Dreien der Ehrlichste war.

— Es ist zum Bersten! brummte Mayer.

Es ist zum Tollwerden! wüthete Guarinonius.

Alle Drei aber waren vollkommen einig in dem Einen Punete:

— Nicht seine Kunst, nur ein Wunder des Himmels hat sie gerettet.

Gönnen wir einem Jeden seine Freude! Beweist

ſie doch klar und deutlich, daß unter den Vertretern gelehrter Zünfte wie unter den Pfahlbürgern ſchachernder Gilden der Alles verkleinernde Neid, die elende, ſelbſtſüchtige Mißgunſt damals ſchon eben ſo wüthend graſſirt haben, wie noch heut zu Tage. Die Menſchen bleiben, was ſie waren: ſich und Andere neidiſch zerfleiſchende Raubthiere. —

Als drei Wochen nach dem frommen Gelübde des Doctor Jeſſenius und ſeit dem Beginn der Wiedergeneſung Eva's, Letztere, zum erſten Male völlig fieberfrei, ihre himmelblauen, azurklaren Augen aufſchlug, erblickte ſie zu den Füßen ihres Lagers ihren glücklichen Arzt, ihren beneidenswerthen Lebensretter.

— Was iſt, fragte ſie wie aus einem mondenlangen, alpſchweren Traume erwachend und ſich ihr goldſonniges, wirres und theilweiſe ausfallendes Haar mit beiden Händen aus den eingefallenen Schläfen ſtreichend, was iſt aus meinem Vater gewordn?

Der Arzt erlaubte ſich, um ſie nicht von Neuem zu erſchrecken, eine Nothlüge.

— Er lebt, lebt und — iſt frei!

— Und wenn er frei, wirklich frei iſt, warum eilt er nicht an das Bett ſeines kranken Mädchens?

Eine Lüge erzeugt ſtets die Andere.

— Euer Vater, Fräulein befindet sich auf der Flucht.

— Und wenn dieß wirklich so ist, sagte Eva ihren Arzt ungläubig anblickend, warum schreibt er nicht wenigstens an sein Kind, das jetzt mehr als je, seines Rathes, seines Trostes, seines Beistandes bedarf?

Die zweite Lüge machte eine Dritte nothwendig.

— Man wird seine Briefe an Euch aufgefangen und sie wahrscheinlich dem Kaiser ausgeliefert haben.

— O sprecht mir nicht von Ihm! bat Eva, ihr marmorbleiches Antlitz in beide Hände bergend.

—Beruhigt Euch, Fräulein, bat der Arzt. Hütet Euch vor jeder neuen Aufregung. Ihr seid erst seit wenig Tagen dem Tode entronnen.

— Und wozu habt Ihr mich gerettet? fragte sie mit einem Blicke, aus dem sich, seit langer Zeit, wieder die erste Thräne stahl.

— Zur Freude, zum Stolze, zur Rettung Eures Vaters.

— Es droht ihm also doch Gefahr? fragte Eva, sich von Neuem heftig aufrichtend.

— Nein, nein, Fräulein Eva, Fassung, Fassung!

— Fassung, Fassung! das waren auch die Worte

meines armen, unglücklichen Vaters, als seine Schergen kamen, um ihn aus den Armen seines Kindes, seines einzigen Kindes fortzureißen. O mein guter, edler, großer Vater! schluchzte Eva und ließ nun dem hervorbrechenden Strom ihrer lang zurückgehaltenen Thränen freien Lauf.

Der Arzt ließ sie ruhig ausweinen. Denn er kannte den Balsam der Thränen und wußte, daß Gott diese Perlen des Trostes in's menschliche Auge gelegt, um durch sie den starren Kummer der Sterblichen zu erweichen und ihre Schmerzen allmälig zu mildern.

Als sie sich herzlich ausgeweint und ihre Thränen getrocknet hatte, erfaßte sie dankerfüllt die Hand ihres Arztes und sprach mit tief bewegter Stimme:

— Ich danke Euch für die treue Pflege, die Ihr während der langen Zeit meiner Krankheit mir mit so unermüdlicher Sorgfalt habet angedeihen lassen. Selbst im schwersten Todeskampf gereichte es mir zum Troste, zu ahnen, daß Einer an meinem Schmerzenslager gewacht, der mich und mein Herz und die Riesengröße meines Schmerzes kennt. Ja, Freund meines Vaters, ich will mich fassen, mich zu neuem Leben und zu neuem Kampfe wappnen, um Ihn zu retten, Ihn, dem ich Alles, was ich bin,

Alles, was ich weiß, zu danken habe! sagte Eva und drückte einen Kuß kindlich-frommen Dankes auf die Hand ihres biedern Freundes. Nun aber laßt mich wieder schlafen, denn ich fühle mich sehr ermattet . . .

— Der Himmel schenke Euch einen süßen Schlummer und ein ruhiges Erwachen, sagte Jessenius, zog ihre Hand an seine Lippen und ging, beglückt durch das schöne Bewußtsein, das Leben dieses Engels dem Kuße des Todes entrückt zu haben.

Eva versank in wunderbar stärkenden Schlummer. — — — — — — — — — — — —

Während der ganzen, langen, bangen Zeit ihrer neunwöchentlichen Krankheit hatte tagtäglich, jeden Morgen zu derselben Stunde, ein schlichter, fremder, unbekannter Mann bei der alten Pförtnerin des Hauses mit rührend-schmuckloser Theilnahme Erkundigung eingezogen mit den einfachen Worten:

— Wie geht's heute mit der Gesundheit des edlen Fräuleins?

— Noch immer nicht gut! hieß es wochen- und mondenlang.

Dann schüttelte der Fremde tief betrübt das sorgenschwere Haupt und ging schweigend von dannen.

Als er eines Morgens wieder kam, um sich,

wie gewöhnlich, nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen, sagte die Pförtnerin zu ihm:

— Ihr kommt nun schon sechs Wochen tagtäglich und immer habe ich, in der Bestürzung meines Herzens, vergessen, Euch nach Euerm Namen zu fragen.

— Was thut der Name zur Sache? fragte der Fremde bis zum Tode betrübt. Ich bin hier fremd in Prag. Nennt mich, wie es Euch beliebt!

— Doch warum wollt Ihr aus Eurem Namen ein Geheimniß machen? Ihr seid der Einzige, der nach der lieben Tochter unseres Hauses Erkundigung einzuholen kommt, Ihr braucht Euch dieser Theilnahme nicht zu schämen, Herr, denn unsere Eva ist ein Engel, den Jeder von uns liebt und die Gott der Allmächtige uns erhalten möge . . . dieß ist unser Aller tägliches Gebet! Warum also wollt Ihr Euern Namen mir verschweigen?

— Weil ich tausend Gründe dazu habe . . .

— Ihr macht mich neugierig, lieber Herr . . .

— O seid es nicht, gute Frau! Mein Name bleibe Euch — vorläufig! — ein Geheimniß, sagte der Unbekannte und ging so ernst und traurig, als er gekommen war.

— Ein ſonderbarer Mann! brummte die Pförtnerin, das Fenſter ihrer Loge ſchließend.

Als am folgenden Morgen derſelbe Unbekannte wieder bei ihr anfragte, hatte ſich während der vergangenen Nacht — Dank dem Wunder des Himmels oder dem Heilmittel des Arztes! — der Zuſtand des Fräuleins von Lobkowic ſo auffallend gebeſſert, daß die ehrliche Alte, als ſie den Fremden kommen ſah, voll Freude das kleine Fenſter aufriß, ihr runzeliges Matronengeſicht mit der zu Ehren dieſes freudigen Ereigniſſes neubebänderten Sonntagshaube hinausſtreckte und ihm jubelnd entgegenſchrie:

— Es geht beſſer, o viel beſſer!

— Gott ſei gelobt, Gott ſei gedankt, ſprach der Fremde, dem die hellen Freudenthränen über die gebräunten Wangen liefen und der ſich eilig entfernte, weil er dieſe Thränen nicht wollte ſehen laſſen.

— Ein curioſer Freund, murmelte die Alte, die, nicht klug daraus werdend, ſich unwillig zurückzog.

Am andern Morgen brachte er ein für die rauhe Winterjahreszeit ſeltenes Bouquet von koſtbaren, dem künſtlichen Frühlinge abgebettelten Treibhauspflanzen. Er überreichte das junge Sträußchen der

alten Pförtnerin mit der bescheidenen Bitte, es zu Füßen der Genesenden niederzulegen als Tribut der Freude eines dankerfüllten Herzens.

Und allmorgendlich zu derselben Stunde brachte er, drei Wochen durch, wieder ein Bouquet, Eines so schön wie das Andere, und die Pförtnerin nahm sie Alle und versprach, sie pflichtschuldigst ‚niederzulegen zu Füßen der Genesenden.'

— Habt Ihr auch Wort gehalten? fragte der Fremde eines Morgens wiederkehrend mit einem neuen, noch viel schöneren Sträußchen, als alle früheren.

— Unser Arzt, gestand die Alte, hat nicht erlauben wollen, Euere Blumen an's Bett der Kranken zu tragen, weil ihr Duft sie betäuben könnte. Ich habe deßhalb einen Strauß nach dem Andern in die Blumenvasen des gnädigen Fräuleins gestellt . . .

— Und weiß sie's wohl auch? . .

— Ja, aber leider seit gestern Morgen erst, wo es mir, nach neun Wochen, zum ersten Male vergönnt war, sie wieder zu sehen und ihre Hand an mein Herz zu drücken.

— Und fragte sie Euch um nichts?

— Sie wollte durchaus Euern Namen wissen.

Jetzt müßt Ihr Euch nennen, Herr, sonst macht Ihr mich wirklich böse . . .

— Nun gut, meine herzliebe, ehrliche Alte. Nun sollt Ihr mein Geheimniß erfahren. Sagt ihr, sagt ihr . . .

— Nun, Herrgott, was soll ich ihr sagen?

— Sagt ihr . . . sie kämen . . . von Ihm! erklärte ihr der geheimnißvolle Fremde und entfernte sich.

— Daraus kann ich nicht klug werden! sagte unwirsch gemacht die alte Neugierige und trug unbefriedigt, kopfschüttelnd und nachgrübelnd das Bouquet zu den übrigen, in die überfüllten Blumenvaseni hres Fräuleins, hinauf. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Eva's Genesung war in den letzten acht Tagen so weit vorgeschritten, daß sie mit Erlaubniß der Aerzte, zehn volle Wochen nach der Verhaftung des Oberstthofmeisters, ihr Schmerzenslager verlassen durfte.

Ihr erster Ausgang war zum Altare des Herrn, ihr zweiter zum Throne des Kaisers.

Neuntes Capitel.

Intermezzo.

Unterdessen aber hatte sich Manches geändert.

Bevor wir eine der Heldinnen unserer Erzählung, die halb Roman, halb Geschichte ist, auf ihrem schweren, kreuzbeladenen Gange zum Golgatha hinauf, bis zu den Stufen des Thrones geleiten, sind wir Denen, die uns bis hierher gefolgt, verpflichtet, sie, wenn auch nur kurz und flüchtig, in eine Reihe von Begebenheiten einzuweihen, die sich während der Krankheit der jungfräulichen Dulderin zugetragen hatten.

Kaum sieben Wochen nach der Gefangennehmung ihres Vaters, war sein erbitterter Feind, der Alles vermögende Vicekanzler Jacob Khurtz von Senftenau, plötzlich auffallend und unheimlich schnell, von schwindelnden Gipfel seiner fast unbeschränkten Macht jählings hinabgeschleudert worden durch jene, alle religiösen Glaubensbekenntnisse und politischen Parteien gleichmachende, alle Hindernisse siegreich hinwegräumende und einzig unüberwindliche Allgewalt, welche einer der sieben Weisen Griechenlands bemäntelnd und beschönigend den ‚Zwillingsbruder des Schlafes' genannt, den wir Andere

aber, die wir — Gottlob leider! — nicht zu jenem griechiſchen Siebengeſtirne gehören, in der Sprache unſeres unweiſen Lebens — unverblümt, aber allgemein verſtändlich, Tod zu heißen uns gewöhnt haben.

Der Kanzler ſtarb kurz vor Weihnachten. Für ſich und ſeinen Arzt, Dr. Chriſtoph Guarinonius, trotz der geweihten Roſe des Papſtes, trotz aller geheimen Heil- und Zaubermittel ſeines ‚würdigen Aesculap' ſo unerwartet raſch, daß der Aberglaube des Volkes, welches ihn mit ſeinen Flüchen und Verwünſchungen (ob gerecht oder ungerecht mag ein Anderer entſcheiden!) gleichſam überladen hatte, in ſeinem Zorne zu behaupten ſich erkühnte: der Teufel habe ihn geholt.

Sein Leichnam, erzählte man ſich nach ſeinem Tode, habe ungefähr eben ſo ſchwarz und verkohlt ausgeſehen wie, achtundzwanzig Jahre vor ihm, der einſt ſo blühend-weiße, blendend-ſchöne, üppigholde Leib jener Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois, welche, zuerſt Geliebte König Franz des Erſten und ſpäter die ſeines Sohnes, Heinrichs des Zweiten von Frankreich, wie das gute Volk geglaubt, der Teufel gleichfalls geholt haben ſoll.

Das gute Volk aber hatte Unrecht. Wenn der Teufel alle ſchlechten Frauen und Männer, die es —

gleich viel aus welchen Gründen haßt, zu holen verpflichtet wäre, dann hätte der Aermste vielleicht mehr zu thun, als ihm von Rechtswegen aufgebürdet werden darf.

Der Vicekanzler starb am Schlage. Einer seiner zwei besten Freunde, sein Leibarzt Dr. Christoph Guarinonius, war der Meinung, daß dieß das einzige sei, was ihn in der unerbittlichen Strenge seiner Amtspflicht gerührt habe. — Er starb unbeweint und — war verschollen. Letzteres ist immer härterer als Ersteres!*)

*) Sein Leichnam ward im Kreuzgange der Thomaskirche beigesetzt. Dort findet man noch heut zu Tage seinen horizontalen Leichenstein, den ihm seine Witwe setzen ließ mit einer von Lobqualm überfließenden lateinischen Inschrift, die zu lang ist, um sie hier zu wiederholen. Fast jede Grabschrift enthält eine Lüge. Warum sollte nur die des Kanzlers Curtius frei davon sein?! — Die Leute erzählten sich hundert Märchen, unter Anderen Curtius habe verordnet, man solle ihm sein Lieblingserbauungsbuch „von der Nachfolge Christi" und die Editio princeps seines Lieblingsdichters, des Heiden Arakreon, in den Sarg legen. — Außer seiner (bald getrösteten) Witwe überlebte ihn ein Sohn Johann Baptist Jacob, der unter Kaiser Matthias Internuntius bei der

Der Oberſthofmeiſter war gleich nach ſeiner Verhaftung weder im Burggrafenamte geköpft, noch im ſchwarzen Thurme von der eiſernen Jungfrau zerſägt, ſondern vorläufig — (wie der Befehl des Kanzlers gelautet) in einem ziemlich großen und bequemen Staatswagen, von dem uns bekannten Hauptmann und zehn Leibgarden zu Pferde nach Elbogen abgeführt, leider aber bis zum Tode des Kanzlers und ſogar bis zu dieſer Stunde noch immer nicht verhört worden.

Dort hatte man ihm — bis auf Weiteres, wie es hieß — ein kleines, auf der höchſten Spitze der Veſte gelegenes Zimmer eingeräumt, durch deſſen einziges, mit eben ſo feſten als dicht aneinander gedrängten Eiſenſtäben vergittertes Fenſter dem Blicke des Staatsgefangenen die Ausſicht auf eine troſtlos-einförmige Landſchaft und auf den melancholiſch vorüberſchleichenden Fluß geſtattet war.

Pforte war und im Jahre 1624 in den Orden der Jeſuiten eintrat, und eine Tochter, Eliſabeth, welche ſich ſpäter mit Chriſtoph Popel von Lobkowic, einem Anverwandten des Feindes ihres Vaters vermählte.

Jacob's Nachfolger im Vicekanzler-Amte war Leopold, Freiherr von Strahlendorff

Die einzige Tortur, die ihn bis jetzt gemartert hatte, war seine völlige Abgeschiedenheit von allen menschlichen Wesen, die trostlose, einzig und allein auf sich selbst angewiesene Einsamkeit und die schreckenerregende, ihn geisterhaft angähnende und seine Haare zu Bergen emporsträubende Langweile.

Man hatte ihm keine Bücher gegeben. Man war so streng, ihm eben so wenig das Schreiben, wie das Lesen zu gestatten. Er besaß weder Papier noch Dinte. Er hatte sich eine Bibel gewünscht. Auch diese war ihm verweigert worden.

Sein Zimmer war ohne alle Möbel. Man gönnte ihm nur ein Bett. Dicht daneben stand ein eingemauertes Gefäß. Zu welchem Gebrauche errathet leicht Jeder.

Man ließ ihm nicht einmal seine Uhr. Auch dieses letzten Trostes, dieser letzten Unterhaltung des Isolirten von der ganzen Welt war er beraubt. So wußte er nie, wie früh oder wie spät es sei.

Begann es zu dunkeln, bekam er kein Licht. Und so war er gezwungen, wenn in den kurzen December-, Januar- und Februar-Tagen schon um vier Uhr Nachmittags die Finsterniß der endlos-langen Nächte hereinbrach, sich auf sein Lager zu werfen und sich alle erdenkliche Mühe zu geben, so

frühzeitig als möglich einzuschlafen, um nicht wahnsinnig zu werden aus — Langweile.

Sein Ohr sehnte sich nach dem Tiktak einer Uhr, sein Auge lechzte nach dem Strahle einer ärmlichen Kerze, wie die Seele des Erhungernden und Erdurstenden in der langen, endlosen öden Wüste nach dem Manna der Bibel.

Stundenlang sprach er mit sich. Fragt Ihr wovon? Von Eva, seinem einzigen, abgöttisch angebeteten Kinde. Ihre ungewisse traurige, jeder Gefahr preisgegebene Zukunft quälte ihn tausendfach mehr als seine der kleinsten Abwechslung beraubte Gegenwart, millionenmal mehr als seine nicht ruhmlose und doch so ganz und gar in Vergessenheit gesunkene Vergangenheit.

Tausendmal im Tage wiederholte er sich, um eine menschliche Stimme zu hören, den keineswegs tröstlichen Sinnspruch seines Hauses:

— Popel jsem, popel budu! Er übersetzte ihn, um seinen Geist zu zerstreuen, in alle Sprachen, die ihm geläufig waren. Der Sinn aber blieb stets derselbe:

— Asche bin ich, Asche werd' ich!

Trostlosigkeit macht manchen Menschen zum Gotteslästerer. Ihn nicht! Er versuchte zu beten

und vermochte es nicht. Sein Herz war erstarrt, sein Muth gebrochen. Und dennoch glaubte er an Gott. Und trotz alledem, was bis jetzt mit ihm geschehen war, verzweifelte er noch immer nicht an der Gerechtigkeit seiner Richter und seines Kaisers, der ihm einst so sehr vertraut.

— Wenn meine Richter mich nur erst gehört haben! rief er häufig aus.

Dann erwachte von Neuem sein Muth, dann sammelte er in sich neue Kraft zum Gebete jenes Schlußes, des „Vater Unser“:

— Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel, denn Dein ist das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen!

Und dann war er wieder ruhig. Doch leider so lange nur, bis der Gedanke an Eva seine schwer gefolterte Seele in die alte Trostlosigkeit zurückfallen ließ.

An der Thür war ein eiserner Schieber angebracht. Jeden Morgen, jeden Mittag und jeden Abend erschien an diesem sich knarrend öffnenden Fenster ein ewig schweigsamer Mann, von dem er nie etwas Anderes zu sehen bekam, als die rohe, schwielige, schmutzige Hand und den Trank und die Speisen, die er ihm hineinschob. Letztere waren tagtäglich

dieſelben. Zuerſt verlernte er aus Ekel den Hunger, dann aus Uebermüdung den Schlaf und zuletzt den Glauben an die menſchliche Gerechtigkeit.

Hier habt Ihr ein Bild, ein ſchwaches Bild, einen matten Abklatſch von der heutzutage hochgeprieſenen Penſylvaniſchen Straf- und Beſſerungs-Theorie, mit dem einzigen traurigen Unterſchiede, daß unſerem Staatsgefangenen in ſeiner einſamen Zelle ſelbſt der Troſt der Arbeit entzogen blieb! — — —

An die Stelle des geſtürzten Oberſthofmeiſters war einſtweilen Adam von Sternberg getreten.*).

— — — — — — — — — — — — — — —

Während dieſer Zeit war auch dem Bader Procop eine große Ueberraſchung zu Theil geworden. Seine Mündel Libuša, die ‚ſchönſte und tugendhafteſte Jungfrau der Sporengaſſe,‘ die ſich von Ritter Marco Bragadino hatte entführen laſſen, war nach vierjähriger Abweſenheit mit einem andern Hexenmeiſter, Taſchenſpieler und Schwindler zurückgekehrt, der ſie

*) Adam von Sternberg und nach ihm Wenzel Kaſka von Ričan bekleideten dieſe Würde proviſoriſch. Der erſte definitive Obriſtlandhofmeiſter nach Georg Popel war wieder ein Lobkowic, Chriſtoph Popel, Herr auf Bäte! und Diviſkow, welcher am 24. Mai 1609 ſtarb.

— wie dieß ſo häufig unter Leuten ſeines Gepräges zu geſchehen pflegt, — für ſeine ihm kirchlich angetraute Frau ausgab.

Dieſer Mann hieß Girolamo Scotto und war aus Parma gebürtig. Die Antecedentien oder Voracten ſeines überall herumſchweifenden, abenteuerlichen und ränkeſüchtigen Lebens hatten durchaus nichts aufzuweiſen, was ſeinem Auftreten in Prag zur Empfehlung dienen konnte. Scotto war es, der im Jahre 1583 dem bekannten Cölner Churfürſten Gebhard Truchſeß von Waldburg durch phantasmagoriſches Gaukelſpiel in einem von ihm conſtruirten Zauberſpiegel das Bild der ſchönen Gräfin Agnes von Mansfeld gezeigt und ſie an ihn verkuppelt hatte. Dieß hatte die Folgen gehabt, daß der liebberauſchte Churfürſt, der ihretwegen zur proteſtantiſchen Religion übergetreten und die Gräfin geheirathet, ein Jahr darauf durch Kaiſer Rudolphs Einwirkung abgeſetzt worden war. Von Cöln aus hatte ſich der Parmeſaniſche Schwindler an einige kleine Höfe Deutſchlands, zum Markgrafen Johann Friedrich nach Ansbach, von hier nach Weimar, Eiſenach und Coburg begeben. Er war's, der 1592 in letzterer Stadt, Anna, Tochter des Churfürſten Auguſt's von Sachſen und Gemahlin des Herzogs

Johann Caſimir von Coburg, verführt und ſie durch Verletzung der ehelichen Treue in's Unglück geſtürzt hatte.*) — Im folgenden Jahre war Scotto in Dresden geweſen und hatte dort in einem geheimen Hauſe der Proſtitution die Bekanntſchaft mit einem Mädchen gemacht, welches — was bis dahin Niemand gewußt — Procops Mündel Libuša, jener ‚Engel an Liebreiz und Unſchuld' war, deren Anpreiſung, wie man ſich wohl noch erinnern wird, einen in des Baders Nähe geſeſſenen Kriegsknecht zu ſo impertinentem Rieſen herausgefordert hatte. — Von Dresden war Girolamo Scotto mit ſeiner ſogenannten Frau, die ſich trotz ihrer Ausſchweifungen noch immer auffallend friſch erhalten, mit einer einflußreichen Empfehlung und einer geheimen Miſſion von Seiten des Großherzogs von Toscana, des zweiten Franz von Medicis, nach Prag gekommen.

In Folge jener Empfehlung hatte er, und bald darauf auch ‚ſeine Frau', die er überall als Clelia,

---

*) Anna von Coburg, des Ehebruchs mit Ulrich von Lichtenſtein, Kammerjunker am Hofe ihres Gemahls überführt, ſtarb nach zwanzigjähriger Gefängnißhaft am 27. Jänner 1613, im ſechsundvierzigſten Jahre ihres abenteuervollen Lebens auf der Veſte bei Coburg.

Gräfin Buoncompagni und Nichte des vor zweiundzwanzig Jahren gestorbenen Cardinals Ippolito I. von Cibo eingeführt, freien Zutritt bei Hofe erhalten.

Kaiser Rudolph, der trotz der kostspieligen Erfahrungen, die er mit dem Engländer Edward Kelley, und mit dem Griechen Marco Mamugna, genannt Bragadino, gemacht, noch immer mit unabtrünniger Ueberzeugung an seinem Glauben an die Alchemie festhielt und an der Möglichkeit, den Stein der Weisen, das Aurum potabile und die Tinctura margaritarum (Goldtrank und Perlentinctur) zu entdekken, noch keineswegs verzweifelte, hatte sich geneigt finden lassen, auch den Versprechungen des Parmesanischen Goldkochs huldreichst Gehör zu schenken, um so leichter und lieber, da er an der Frau desselben heimlich Gefallen fand und weil es seinem Kennerblicke nicht entgangen war, daß die ‚Nichte des seligen Cardinals von Cibo' nicht minder üppig als gefallsüchtig zu sein schien.

Der einzige Mensch, für den die wahre Abkunft dieser ‚Frau' kein Geheimniß sein konnte, war der Bader Procop, der seine ehemalige Mündel eines Morgens, als sie allein aus der Thomaskirche heimkehrend, trotz ihres Schleiers und prächtigen Anzugs

sofort erkannt, festgehalten und dann erst wieder frei gelassen, nachdem sie ihn — was war ihr Anderes übrig geblieben? — in das Geheimniß ihrer jetzigen Stellung eingeweiht und ihm dafür das heilige Versprechen abgenöthigt hatte ‚stumm zu sein wie das Grab.‘ — Procop, der, wie man leicht begreifen wird, seitdem nicht wenig eitel auf die Ehre war, ihr Vormund gewesen zu sein, hatte ihr bei allen Heiligen seines böhmischen Kalenders gelobt, ewig zu schweigen wie ein ‚Fisch.‘ Sie ihrer Seits hatte ihm dafür versprochen, bei Hofe seine geheime Schutzpatronin zu werden und — zum Lohne seiner unverbrüchlichen Verschwiegenheit — ‚sorgen zu wollen für sein Fortkommen.‘ Und nur durch diese Aussicht, die sie seinem Eigennutze, seinem Ehrgeize eröffnet hatte, war es der verschmitzten Dirne gelungen, ihn ganz für sich einzunehmen.

So standen die Sachen, als Eva von Lobkowic, ihrer eigenen Eingebung und dem Rathe ihres Lebensretters Jessenius folgend, sich zu dem schweren Gange nach dem Hradschin entschlossen hatte.

Zehntes Capitel.

Die Hofburg und ihre Umgebungen.

Wir steigen die alte Schloßstiege hinan. Im Innern des Zwingers, den wir jetzt betreten, erblicken wir die Bildsäule der heiligen Barbara, in welcher die katholische Kirche und deren rechtgläubige Anhänger die sogenannte ‚Sterbepatronin' verehren. In der Nähe dieser (seit jener Zeit vielfach renovirten und noch heutigen Tags dort zu sehenden) Statue pflegten damals jene Verbrecher hingerichtet zu werden, welche des Vorzugs genossen, dem adeligen Stande anzugehören.

Das eigentliche (rückwärtige) Burgthor befand sich zu jener Zeit unterhalb des sogenannten ‚schwarzen Thurmes,' welcher viereckig und aus regelmäßig behauenen Quadersteinen aufgeführt, für den ältesten Bestandtheil der Prager Königsburg angenommen und als der letzte Ueberrest der Wenzelsburg betrachtet wird.

Die oberen Gelasse des ‚schwarzen Thurmes' wurden in der rudolphinischen Zeit als Schuldgefängniß und Kerker vornehmerer Verbrecher benutzt; im unteren Geschosse befand sich die ‚eiserne

Jungfrau," deren schauerliche Bekanntschaft unser Leser schon früher gemacht hat. Die übrigen, längs des sogenannten Hirschgrabens fortlaufenden runden Gefängniß- und Befestigungsthürme: ‚Die Daliborka' der weiße Thurm, und die ‚Mihulka' sind zwar nicht so alt, als der ‚schwarze Thurm,' standen aber gleichfalls schon lange vor Rudolphs Zeit.

Wir treten jetzt durch das rückwärtige Burgthor. Zur Rechten liegt das Oberstburggrafenamt, zur Linken das alte Pernstein'sche jetzt Lobkowic'sche Haus, in welchem (zehn Jahre später) einer der bekanntesten Staatsmänner Böhmens, Zdenko Adalbert Popel von Lobkowic auf Raudnic mit seiner eben so gottesfürchtigen als heldenmüthigen Gemahlin Polirena, geborenen von Pernstein und verwitweten von Rosenberg wohnte.

Dicht neben dem Pernstein-Hause erhebt sich ein alterthümlicher imposanter Bau, der Palast der mächtigen Familie Rosenberg, in welchem, zwei Jahre zuvor, ein Gegner Georg Popel's von Lobkowic, der berühmte Oberstburggraf, Wilhem von Rosenberg, gestorben war*). — Aus diesem Hause führte

*) Wilhelm von Rosenberg, der reichste und mächtigste Magnat Böhmens, Ritter des goldenen Vließes, Mäcen,

ein verdeckter Verbindungsgang in die königliche Burg, theils zur Bequemlichkeit der Besitzer, welche hohe Hofämter bekleideten, theils wegen des königlichen Buchhalterei-Amtes, das nach dem großen Schloßbrande 1541 im Rosenberg'schen Palast untergebracht worden war und worin es bis zum Jahre 1608 blieb.

Das Palais der Rosenberge, damals noch mit vier schlanken Kuppelthürmchen geziert, welche erst in späterer Zeit abgetragen wurden, ist das heutige Damenstift.

Links daneben erblicken wir die Allerheiligenkirche (die ehemalige Schloßkapelle). Gegründet von König Ottokar II., erweitert von Kaiser Karl IV. und verwüstet durch den Schloßbrand des Jahres 1541, ward diese Kirche, vierzig Jahre später durch Elisabeth, Tochter Kaiser Maximilians II., Witwe König

---

und leidenschaftlicher Freund der Jagd, eine Zeit lang Gesandter in Polen, dessen Königskrone man ihm angetragen hatte, bekleidete das Oberstburggrafen-Amt seit dem Jahre 1570 und starb am 31. August 1592. — Im Jahre 1606 wohnte in demselben Hause Peter Wok, der letzte männliche Sprosse der Familie Rosenberg, nach dessen Tode dieser Palast an Georg von Schwamberg kam.

Carls IX. von Frankreich und Schweſter Kaiſer Rudolphs II. ſo hergeſtellt, wie dieſe Kirche ſich noch jetzt unſern Blicken zeigt.

Gegenüber dem Roſenberg'ſchen Palaſt ragte das uralte Thurmpaar der Sanct Georgskirche (ganz in ſeiner jetzigen Geſtalt) empor. Die Kirche ſelbſt, deren Inneres in rein byzantiniſchem Style erbaut iſt, zeigte, gleich wie das anſtoßende Kloſter, noch ganz dasſelbe Aeußere, welches ihr die unter Wladislaw II. und Kaiſer Ferdinand I. vorgenommenen Reſtaurationen gegeben hatten. — Das Benedictiner-Nonnenſtift zu Sanct Georg ſtand damals in hohem Anſehen: die gefürſteten Aebtiſſinnen dieſes Kloſters beſaßen das uralte Recht, Krone und Biſchofsſtab zu tragen und die Königinnen von Böhmen zu krönen. Die letzte Fürſtin, die ihre Krone aus den Händen dieſer Aebtiſſinnen entgegengenommen hatte, war Maria, die Tochter Carl's V., die Gemahlin Maximilians II., die Mutter unſeres Rudolphs.

In der Nähe des Sanct Georgkloſters befanden ſich die Wohnungen der Alchymiſten und Adepten des rudolphiniſchen Hofſtaates. Aus dieſem Grunde hieß das ſteilhin aufſteigende, äußerſt ſchmale und nicht ſehr reinliche Gäßchen, das ſie bewohnten, ſchon damals,

wie noch heutzutage, das ‚goldene Gäßchen.‘ Diese unansehnliche Straße en miniature bestand (wie noch jetzt) größtentheils aus ebenerdigen, meist zweifensterigen Häuschen. In einzelnen nur befindet sich dicht neben dem schmalen Eingang noch ein drittes Fenster.

Es giebt keine zweite Straße in ganz Prag, ja sogar in der ganzen Welt, in welcher nach und nach so viel Künstler und Abenteurer, so eng zusammengedrängt und eingepfercht, dicht neben einander gewohnt als in diesem (jetzt ziemlich in Verfall gerathenen, fast ausschließlich dem Proletariate eingeräumten) Goldgäßchen.

Hier hatten zur Zeit Rudolph's, zu verschiedenen Epochen seiner künstebeschützenden Regierung nachfolgende mehr oder minder berühmte und theils auch sehr berüchtigte Koriphäen gewohnt:

John Dee, ein englischer Gelehrter, der, Mathematiker, Pysiker, Chemiker und Astrolog, sich Jahre lang sein Gehirn mit Auffindung des ‚Lapis philosophorum‘, des Steines der Weisen zergrübelt und auch in seinen Mußestunden noch Zeit gefunden hatte, ein ziemlich umfangreiches Wörterbuch jener uns Allen unbekannten Sprache, welche Adam und Eva im Paradiese gesprochen, auszuarbeiten und es seinem ‚erhabenen Gönner,‘ dem Kaiser Rudolph

zuzueignen, der indeß klug und weiſe genug war, die ihm angetragene Dedication in ‚Hulden‘ abzulehnen, weßhalb der Druck dieſes Werkes, wie der ſo manches Andern dieſer Art, glücklicher Weiſe unterblieben war. Außerdem hatte er auch im Geruche der Magie geſtanden und ſich mehr als einmal gerühmt: er habe häufig ſeinen Genius geſehen, der während ſeiner Abweſenheit vom Hauſe für ihn ſtudirt und ihm dann erſt Platz gemacht, wenn er ihm auf die Schulter geklopft und geſagt habe, daß er gehen könne. Früher Profeſſor der Mathematik zu Cambridge und Paris, war er 1584, damals achtundfünfzig Jahre alt, von Krakau nach Prag gekommen und erſt ſechs Jahre ſpäter, nachdem er einige Monate lang Mitarbeiter ſeines nach ihm genannten Landsmanns in der Goldkochkunſt geweſen, nach ſeiner Vaterſtadt London zurückgekehrt, wo Königin Eliſabeth, die gleichfalls an dieſe Künſte geglaubt, dem alten Herrn eine Penſion verlieh, die er bis zu deren Tode genoß*)

Ferner hatte hier gewohnt Eduard Talbot, ein Aben-

*) Fünf Jahre nach dem Tode der Königin Eliſabeth ſtarb er (1608) zu Mortlake im Alter von zweiundachtzig Jahren.

teuer aus Worcester, ein ehemaliger Notar zu Lancaster, der überwiesen, allerhand ihm anvertraute Urkunden theils verfälscht, theils ganz unterschlagen zu haben, mit abgeschnittenen Ohren fortgejagt worden und von dort nach Wales geflüchtet war, wo er im Grabe eines alten katholischen Bischofs eine Handschrift gefunden zu haben vorgab, die das Geheimniß der Goldmacherkunst enthielt. Unter dem angenommenen Namen Kelley und mit dem geheimnißvollen Recepte war er 1589 nach Prag geeilt, von Rudolph in den böhmischen Ritterstand erhoben, dann aber in Ungnade gefallen, weil es sich — wunderbar genug — erst zwei Jahre später herausgestellt, daß er den Kaiser schmählich betrogen habe, wofür dieser ihn nach Pürglitz abführen ließ.

Ein nicht minder interessanter Schwindler dieser Straße war der Schlesier Georg Kretzschmar, der dem Kaiser ein angeblich unverwüstliches Papier überreicht hatte. Kretzschmar gab vor, bei Reinertz in Schlesien eine Quelle entdeckt zu haben, deren Wasser sein Papier vor Moder, Schaben und Mottenfraß schützen sollte. Rudolph war über dieß sogenannte ‚unsterbliche' Papier so hoch erfreut, daß er dem Erfinder desselben einen Adelsbrief und das Prädicat ‚von Schenkendorf' verlieh.

Hier endlich hatte noch vor wenigen Monaten der Ritter Bragadino in Gesellschaft seines vierfüßigen Prinzen und der schwarzen Prinzessin gehaust.

Doch nicht bloß Magier, Goldköche und andere Abenteurer, auch ehrenwerthe Künstler, wie die berühmten Edelstein-, Gemmen- und Cameenschleifer Jobst von Brüssel, die drei Brüder Miseron, von welchen Octavio der bekannteste war, Kaspar Lehmann und Schweiger, die kunstreichen Goldschmiede und Ciseliere Pablo de Vianez, Juan de Vogos und Hans Conrad Greitter; die Bildhauer und Gießer Alexander Colin, Adrian van Fries, Alessandro Aboudio und Giovanni da Monte, ja sogar viele Maler und Kupferstecher des Hofes, wie Roland Savery, Peter von Mecheln, Gilles und Raphael Sadeler, Jeremias Günther, Hufnagel Vater und Sohn (nur die ganz besonders begünstigten Lieblinge und Vertrauten des Kaisers, der Maler Bartholomäus Spranger und Johann von Aachen wohnten in der Burg selbst) hatten in dem stillen, einsamen Gäßchen abwechselnd ihr bescheidenes Atelier oder ihre anspruchslose Wohnung aufgeschlagen.

Nennt uns eine große Straße, die so vielen Kunstfleiß, so vielen Künstlerruhm und so viel abenteuerlichen Alchemistenruf in sich aufgenommen und

so gastfrei beherbergt hat, wie das kleine goldene Gäßchen auf der Rückseite des Hradschins zu Prag.

Kehren wir jetzt zur Vorderfronte zurück.

Erst neben der Allerheiligen Kirche beginnt die eigentliche Königsburg, die im Jahre 1333 von Kaiser Karl IV. nach dem Vorbilde des Pariser Louvre angelegt und von dessen Nachfolgern Wenzel IV., Wladislav II., Ferdinand I. und Marmilian II. nach verschiedenartigen Planen erweitert. Auf der Seite, deren zahllose Fenster auf die ihr zu Füßen liegende, majestätisch-imponirende Königsstadt herabsehen, erblickt man auch jene Fenster, aus welchen (1618) aus bekannter Ursache zwei Statthalter Jaroslav Bořita von Martinic, Wilhelm Slawäta von Chlum und der Geheimschreiber Fabricius Platter in den Schloßgraben hinabgestürzt wurden. Diese That war der Prolog zu jenem schauerlichen Drama, das unter dem Titel ‚der dreißigjährige Krieg' sattsam bekannt ist. — In dem etwas höheren Mittelgebäude desselben Flügels befindet sich jener noch jetzt mit vollem Rechte, durch Benesch von Laun erbaute, herrlich gothische Rittersaal, der, aus der Zeit des prunkliebenden Königs Wladislaw II., noch heute diesen glanzumstrahlten Namen trägt.

Dieser ‚Wladislaw'sche Saal', damals des Königs

Pfalz (palác, palatium) genannt, war zur rudolphiniſchen Zeit noch viel höher und großartiger als jetzt. Vor hundert Jahren hatte man den überflüſſigen Act ausgeführt, den untern Theil dieſes Rieſenſaales abzuſchneiden, um daraus ein geräumiges Gelaß zu einer neuen Hofküche herzuſtellen.

In dieſem ungeheuren (jetzt verſtümmelten) Saale wurden in früheren Zeiten Turniere und andere Ritterſpiele zu Fuß und zu Pferde abgehalten, beſonders während der Regierung König Ferdinands I. und während der Statthalterſchaft des eben ſo ritterlichen als zärtlichen Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, des Gemahls der wunderlieblichen Philippine Welſer. Eines der großartigſten Turniere ließ hier Ferdinand I. zu Ehren des im Jahre 1549 am Prager Hoflager verweilenden Churfürſten Moritz von Sachſen abhalten; es wurden bei dieſer Gelegenheit auch einige kleine Reitermanoeuver mit mehr als hundert Pferden in dieſem Prunkſaale ausgeführt. — Die Wände desſelben waren mit ſchwerem Goldbrokat und koſtbaren Teppichen überkleidet und unter den zahlreichen Armleuchtern und Hängluſtern nahm vorzugsweiſe ein rieſiger Bronzekronleuchter, welchen die freie Reichsſtadt Nürnberg dem Feſtgeber zum Geſchenk

gemacht, die Bewunderung vielgereifter Fremder in Anſpruch nahm.*)

Die eigentliche Königsburg war zu Rudolphs Zeit noch nicht ganz ſo groß und umfangreich wie jetzt.

Ein von Rudolph nach dem Schloßbrande hergeſtellter Burgflügel, war der ſogenannten ‚Staubbrücke' zugekehrt, welche Ferdinand I. im Jahre 1535 aus Holz erbaut hatte. — In dieſem Theile der Burg befand ſich eine Reihe von Sälen und Zimmern, angefüllt mit Kunſtſchätzen, Alterthümern, Raritäten und Koſtbarkeiten aller Art, welche Rudolph mit großer Mühe und bedeutenden Geldopfern aus aller Herren Länder aufgehäuft hatte. Der Reichthum dieſer (nach ſeinem Tode zerſplitterten und in alle Weltgegenden zerſtreuten) Sammlungen, muß ein unermeßlicher geweſen ſein, wenn man erwägt, daß nach der Schätzung des berühmten Jeſuiten und Archäologen Jules Ceſar Boulenger, (geſtorben am 3 Auguſt 1628 zu Cahors) der Werth am Perlen, Edelſteinen, Gold- und Silberſachen, welche der

*) Im Jahre 1607 ließ der Antwerpener Künſtler Gilles Sadeler eine meiſterhaft ausgeführte Abbildung des Wladislaw'ſchen Saales, in Kupfer geſtochen, an's Licht treten.

Kaiser während seiner Regierung aufgesammelt, über siebzehn Millionen Goldgulden betragen haben soll.*)

Im sogenannten ‚spanischen Saale' waren eben so seltene als kostbare astronomische und mechanische Instrumente, Geigen und Orgelwerke, tanzende und spielende Automaten, riesige Erdkugeln aus Messing und unter tausend andern Kunstwerken auch ein großer venezianischer Spiegel aus hellpolirtem Stahl aufgestellt.

Im neuen oder ‚deutschen Saale' prangten antike und moderne Statuen von Erz und Marmor, Büsten aus Erz und Wachs, Gypsabgüße, Reliefs und mehr dergleichen. Hier befand sich (in spätern Jahren) auch jene prachtvolle Statue, deren Erwerbung, Verstümmelung und Wanderung wir im späteren Verlaufe unseres Romanes zu erzählen uns vorbehalten.

In den übrigen Sälen und Gängen desselben Burgflügels waren siebenhundert und vierundsechzig und in den sogenannten Kaiserzimmern achtzig Bilder auf-

---

*) Die Rudolphinische Kaiserkrone (noch jetzt in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien aufbewahrt) enthielt unter andern kostbaren Edelsteinen eine sogenannte Riesenperle, für welche Rudolph 30,000 Dukaten bezahlt haben soll.

gehängt, lauter Meisterwerke ersten Ranges von so großer Seltenheit und so hohem Werthe, daß damals mit der Prager Gallerie keine zweite (außerhalb Italiens) zu wetteifern im Stande war. Hier prangten mehrere Raphael, die schönsten Correggio, die besten Bilder von Paolo Veroneſe, Leonardo da Vinci, Guido Reni, Giulio Romano, Jacopo Robuſti, genannt Tintoretto nnd Tizian, außerdem viele prachtvolle Gemälde ſpaniſcher und niederländiſcher Meiſter, welche Rudolphs Vater, Marmilian II., aus Madrid und Brüſſel nach Prag gebracht hatte.

Ein höchſt werthvoller Beſtandtheil der rudolphiniſchen Kunſtſammlungen war die außerordentlich reiche Rüſtkammer, ausgeſtattet mit den ſchönſten böhmiſchen, ungariſchen, niederländiſchen, ſpaniſchen und mailändiſchen Waffen, ganzen und halben Rüſtungen, Stechzeugen, Tartſchen, Helmen und Schilden, ſpäter auch mit prächtigen türkiſchen Trophäen, welche die königlichen Feldhauptleute Niklas Zrinv, Rädern, Trčka, Kinský, Hardegg, Paradis, Roßwurm, Adolph von Schwarzenberg, Georg Baſta und andere von Jahr zu Jahr vermehrten.

In den Erdgeſchoſſen dieſes Theiles, unterhalb der Arbeitszimmer und Kunſtſammlungen des Kaiſers, befanden ſich die äußerſt geräumigen, ungemein ſauber

und zierlich eingerichteten Marſtälle, bevölkert von den koſtbarſten Pferden der ſeltenſten Raçe, wahre Prachtroſſe, welchen Rudolph zärtliche Vorliebe, außerordentliche Sorgfalt und in ſpäteren Jahren ſogar allerhöchſteigenhändige Pflege angedeihen ließ, denn — ſchreibt der gelehrte Hradſchinkenner, deſſen Beſchreibung wir faſt Wort für Wort gefolgt ſind — Rudolph liebte ſeine ſchmucken Pferde faſt im gleichen Maße wie die Künſte und die Wiſſenſchaften.

Das aber hatte er vergeſſen zu erzählen, daß der Kaiſer ſeinen vierfüßigen Lieblingen die Namen mancher ſeiner zweibeinigen Günſtlinge beizulegen geruht hatte. Und ſo kam's, daß es im Hofſtaate ſeiner Marſtälle einen arabiſchen Goldfuchs gab, welcher zuerſt ‚Kelley' und ſpäter ‚Sendivoj' hieß, ein wallachiſcher rabenſchwarzer Hengſt, welcher den Namen eines ſeiner vertrauteſten Günſtlinge, des Hofmalers ‚Johann von Aachen' trug, zwei ſpaniſche Falben, welche nach ſeinem Maler und Kupferſtecher, ‚Raphael und Gilles Sadeler' genannt worden waren und endlich drei blendendweiße Schimmelſtuten, die, aus nur ihm bekannten Grunde auf die Namen ‚Magdalena' ‚Eva' und ‚Clelia' — wenn auch ſeit Kurzem erſt — zu hören ſich allmählig gewöhnten, denn früher hatten

dieſelben Stuten die Namen der drei mythiſchen Parzen ‚Clotho‘ ‚Lacheſis‘ und ‚Atropos‘ geführt.

Links über der ‚Staubbrücke‘ befand ſich das geräumige Turnierhaus*) mit einem Rennplatze und ringsum mit Gallerien und Logen für die Zuſchauer umgeben. Rechts an der Staubbrücke lag das große Ballhaus, in welchem ſich Kaiſer Rudolph in früheren Jahren, als er noch mehr Lebemann und weniger Grillenfänger und Menſchenfeind wie ſpäterhin geworden war, oft im Kreiſe ſeiner Hofcavaliere mit dem damals bei Reich und Arm gleich beliebten Ballſchlagen allerhuldreichſt zu amüſiren geruhte. Neben dem großen Ballhauſe ſtand ein kleineres, in welchem zu allen Stunden des Tages das, wie überall auch hier müßiggehende Faulenzervolk der Pagen gleichfalls mit dem Ballſpiele die edle Zeit todtſchlug. — Zur Beſorgung des Dienſtes in den beiden Ballhäuſern, zur Anfertigung der Bälle und Pritſchen war ein ausſchließlich nur damit beſchäftigtes, ziemlich zahlreiches Perſonal angeſtellt, welches unter der Oberaufſicht zweier kaiſerlichen Ballonmeiſter, Alfonſo Paſetti, von Ferrara, und Giulio Anfoſſo aus dem Mailändiſchen, ſtand.

*) Gegenwärtig ein k. k. Artillerie-Repoſitorium, das über ſeinem Eingangsthor die Nummer 53 trägt.

An die Ballhäuser gränzte die Reitschule.

Hier wollen wir einen Augenblick ausruhen, um von da aus, im nächsten Capitel unserer Erzählung, die übrigen Sehenswürdigkeiten der Königsburg in Augenschein zu nehmen.

Eilftes Capitel.

Der kaiserliche Lustgarten.

Eine der größten Sehenswürdigkeiten damaliger Zeit war der kaiserliche Lustgarten auf dem Hradschin.

Unter der Regierung Ferdinands I., der ihn mit ganz besonderer Vorliebe gepflegt hatte, waren die ehrwürdigen Benedictinerinnen des Sanct-Georgklosters genöthiget worden, zur Erweiterung dieses Gartens einige ihnen zugehörige Grundstücke abzutreten. Die gefürsteten Äbtissinnen dieses Stiftes, die sich Anfangs dieser Abtretung wiedersetzt hatten, waren, als man ihnen mit Entziehung ihrer alten Prärogative, die Krone und den Bischofsstab zu führen, gedroht, bald anderer Meinung geworden und hatten sich endlich in das, was unvermeidlich erschienen war,

gefügt. — Marmilian II., ein leidenschaftlicher Blumenfreund, hatte diesen Garten bedeutend verschönert, und Rudolph denselben auf die höchste Stufe der Cultur erhoben. Es gab zur Zeit des Letzteren (außerhalb Frankreich und Italien) nur wenige Schloßgärten, die sich mit der Pracht und dem Luxus jenes auf dem Hradschin hätten messen können. Hier war's, wo die ersten Tulpen, welche der kaiserliche Gesandte, der flamländische Diplomat Augier Ghislain de Busbeq aus dem Orient nach Prag gebracht, unter Rudolph's Augen ihre farbenprangenden Kelche erschloßen. Damals kostete manche Tulpe fast eben so viel als jetzt mancher Garten. Von hier aus verbreiteten sich diese bunten Schmetterlinge der Blumenwelt durch das ganze übrige Europa. Die erste Tulpe, die auf dem Hradschin zur Blüthe gelangt war, hatte der Kaiser in poetischer Anwandlung — wie sie ihn manchmal überkam — zu Ehren seiner vielgeliebten Mutter ‚Maria' getauft.

Rudolph's Lieblingsplätzchen lag in der Nähe des Löwenhauses.

Gegen Niedergang am Garten — sagt eine gleichzeitige Beschreibung — wurden in sonderlichen Gebäuden mit hölzernem Gitter Löwen, Leoparden, auch andere wunderbarliche Thiere aufgehalten.

Der größte dieser Thierkäfige war das Löwenhaus. Es existirte ein solches auf dem Prager Schlosse schon seit dem vierzehnten Jahrhundert, so daß es — wie unser neuerer Cicerone bemerkt — uns scheinen will, man habe die Löwen auf dem Hradschin als lebende Wappensymbole des Landesschildes gehegt, gleich wie die Stadtgemeinde zu Bern noch heutzutage ein Paar Bären auf Communalkosten im Wallgraben füttert: Schon unter Wenzel IV. war ein Löwenwärter (Custos leonum) in Prag besoldet worden. — Rudolph hielt neben den Löwen auch Tiger, Panther, Leoparden und andere damals ungemein seltene Thiere. Mehrere derselben hatte er vom Großsultan und einer persischen Gesandtschaft zum Geschenk erhalten, die übrigen für schweres Geld verschrieben. Aber nicht nur im Lustgarten, selbst in seinem Arbeitsgemache hatte der Kaiser einen stattlichen Löwen, den er selbst von Jugend auf dergestalt gezähmt und abgerichtet hatte, daß er mit der Willigkeit eines Pudels jedem Winke seines Herrn zu gehorchen gewohnt war. Dieser Löwe — sein Liebling — hieß ‚Ottokar'.

Nicht fern vom Löwenhause stand ein großes Papageienhaus und eine Reihe geräumiger Drahtkäfige, in welchen buntfarbige Vögel aller Zonen ein

fortwährendes Concert von Gezwitscher und Gesang executirten.

Dem schwarzen Thurme gegenüber befand sich das zum Erziehen von Orangen-, Granat- und Feigen-Bäumen bestimmte Wärmhaus, in welchem auch majestätische Palmen und riesige Farrenkräuter aus der Tropenwelt ihre stolzen Fächer und feingezackten Blätter in die mit balsamischem Wohlgeruch geschwängerte Atmosphäre erhoben. Der niederländische Botaniker Matthieu de L' Obel*) hatte ihm die schönsten und seltensten Blumen aus Spanien und den beiden Indien zugesandt.

Kreuz und quer durchschnitten den ganzen Garten symmetrisch angelegte Gänge mit duftenden Blumenrabatten, niedrigem Gesträuch oder Taxushecken eingefriedet. Einige Partien waren mit höherm Buschwerk und pyramidenartig zugestutzten Baumgängen besetzt.

Ein ganz eigenthümlicher Zauber des Kaisergartens war (zu Rudolph's Zeit) das Blumen-Paternoster, welches die Reisenden Georg Braun und

---

*) Es ist derselbe, dem zu Ehren, mehr als hundert Jahre später, Linné eine der schönsten Blumen Lobelia getauft.

Franz Hogenberg in ihrem gemeinschaftlich herausgegebenen ‚Theatrum urbium' beschreiben, wie folgt: ‚Büsche und Blumen waren an Gestellen aus Eisenstäben, welche die Form riesiggroßer lateinischer Buchstaben hatten, künstlich gezügelt und so geordnet, daß sie den ganzen Text des Gebetes des Herrn bildlich veranschaulichten.'

In einem andern Bosquet prangte, gleichfalls aus künstlich gezügelten Blumen geformt, die Devise Rudolph's, bestehend aus den fünf Buchstaben:

A. D. S. I. T.*)

Viele große Wasserbecken von Marmor und Granit, geziert mit Bronze- und Marmor-Figuren aus den Werkstätten der kaiserlichen Hofkünstler, waren in abgemessenen Zwischenräumen angebracht; sie spritzten und sprudelten durch künstliche Druckwerke in kühnen abenteuerlichen Strahlen das Wasser hoch in die Luft; in den Bassins selbst schwamm und plätscherte, angelockt von den Strahlen der sich im Wasser abspiegelnden Sonne, ein buntschillerndes

*) Von dieser geheimnißvollen Devise sind uns zwei verschiedene Auslegungen bekannt. Die Eine lautet A Domino Salus In Tribulatione; die Andere: Auxiliante Deo Sum Inimicis Terror.

Heer großer und kleiner Gold- und Silber-Fische. Einer der schönsten Brunnen hat sich bis auf unsere Zeit erhalten. Er ward nach einem classischen Modell im Jahre 1568 auf Befehl Maximilians II. aus Kanonenmetall gegossen durch Thomas Jaroš, einen Brünner, königlichen Stück- und Glockengießer auf dem Hradschin. Dieser Brunnen enthält 91 Centner 36 Pfund Kanonenmetall, dessen Guß 3322 Gulden gekostet hat.*)

Der ganze Garten war von einer Unzahl von Bildsäulen aus Stein oder Metall bevölkert. Die meisten derselben stellten mythologische Figuren, wie die zwei Dioscuren, die drei Grazien, die vier Jahreszeiten und mehr dergleichen dar. Von all' diesen Statuen hat sich nur ein Herkules, in dem (leider jetzt etwas vernachläßigten) Schloßgarten erhalten. — Wäre diesem steinernen Epigonen durch Zaubermacht die Gabe verliehen, die Denkwürdigkeiten seiner Zeit

---

*) Von demselben Meister ward die Glocke des Prager Sanct Veitdoms mit Wappen und Reliefbildern Kaiser Ferdinands I. und seiner Gemahlin Anna von Böhmen im Jahre 1549 gegossen. Sie wiegt 270 Centner und ist eine der größten Glocken in ganz Europa.

zu schreiben, sie würden zweifelsohne anziehender als die so mancher unserer modernen Memoirenschreiber sein, denn dieser alte, ehrliche Herkules hat während der Zeit seines Lebens so Manche und Manches an sich vorüberkommen und gehen, steigen und fallen sehen, während er selbst noch immer auf seiner alten Stelle steht, unbewegt und unbeweglich, als Symbol des zu Stein gewordenen Status quo der altrömischen Götterlehre.*)

Die Hauptzierde des ganzen Garten war das herrliche, noch jetzt bestehende Ferdinandeische Lust-

---

*) Die anderen Statuen wurden in späterer Zeit ein Opfer wiederholter feindlicher Einfälle. Großen Vandalismus verübten hier die im Jahre 1631 auf dem Hradschin einquartirten Regimenter des sächsischen Generals Hans Georg Grafen von Arnim auf Boitzenburg. Im Jahre 1648 entführten die Schweden unter Königsmark die schönsten Metallstatuen in ihre nordische Heimath. Die ärgste Verwüstung richteten im Jahre 1742 vier Französische Regimenter ein, welche während der bekannten Occupation im Kaisergarten campirten. Mehrere französische Generale hatten sich damals im Belvedere eingenistet. Die letzten Ueberreste rudolphinischer Pracht im Kaisergarten verstümmelten und zerstörten die Bomben und Granaten Friedrichs II. im Jahre 1757.

ſchloß — Belvedere genannt. — Eine großartige Treppe führt zu einem, durch ſeinen antiken Styl imponirenden Rieſenſaal empor, in welchem Bilder und Bildſäulen, Reliefs und Gipsabgüſſe ſich befanden. Der Boden war mit dem Holze libanon'ſcher Cedern getäfelt.*)

Kaiſer Rudolph, der ſich ſchon im Jahre 1572 einen verdeckten Gang aus ſeinen Wohnzimmern über den Hirſchgraben in den Luſtgarten hatte anlegen laſſen, pflegte am häufigſten im Ferdinandei'ſchen Luſtſchloſſe zu verweilen. In dieſem Saale war's, wo er ſich abwechſelnd mit dem Schleifen von Edelſteinen, mit aſtronomiſchen und aſtrologiſchen Studien zu beſchäftigen pflegte.

Der Hirſchgraben war parkartig eingerichtet und diente als Thiergarten, woher auch ſein Name kommt. Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhundertes wurden dort Hirſche unterhalten.

Jetzt iſt die ganze alte Königsburg nur ein bleiches Schattenbild von dem, was ſie zur Zeit

---

*) Seit drei Jahren werden die Wände dieſes jetzt ganz leeren Prachtſaales mit geſchichtlichen Frescomalereien von Carl Swoboda und Trenkwald neu geſchmückt.

Rudolph's gewesen war. Die Poesie jenes Jahrhundertes, wenn auch mitunter bizarr und abenteuerlich, ist aus den Räumen dieses Schlosses verschwunden und hat einem klösterlich ruhigen, im Stillen nichts als Gutes thuenden Einsiedlerleben Platz gemacht. Jetzt residirt hier Ferdinand der Gütige. —

— — — — — — — — — — — — — —

Wir können den Balcon des Belvedere nicht verlassen, ohne zuvor noch einen wehmüthigen Abschiedsblick herniederzuwerfen auf das stolze, ehrwürdige, hunderttürmige Prag, das wie eine steinerne Sphynx zu den Füßen seiner alten ruhmgeschmückten Königsburg liegt und fragend hinaufzublicken scheint, wann die Zeiten des alten Ruhmes wiederkehren. Prag hat eine große glorreiche Vergangenheit. Auf jeder Straße liegt ein Stück Geschichte, aus jedem seiner vielen Paläste schaut ein Stück mittelalterlicher Romantik heraus. Es giebt nach Paris vielleicht keine zweite Stadt, die so überreich an geschichtlichen Rückerinnerungen, an steggekrönten Reminiscenzen ist als die uralte Königstadt Prag. Sie war's, die nach Frankreich die erste Universität (gegründet 1348 von Kaiser Carl IV.) zum Ruhme der Wissenschaften, zur Ehre des Vaterlandes empor-

blühen sah.*) Ihrem Beispiele folgten dann andere Städte. Prag schritt zu allen Zeiten voran. Es wird auch jetzt nicht zurückbleiben! —

Kehren wir jetzt aus der Sonnenhelle der Gegenwart in das mystische Halbdunkel der Vergangenheit zurück. Hier giebt's noch manchen Schleier zu lüften und manche Thatsache in's rechte Licht zu stellen.

Zwölftes Capitel.

Kaiser Rudolph II. und sein Hofstaat.

Rudolph II. (geboren am 18. Juli 1552 zu Wien) war der erstgeborne Sohn Maximilians II. und Mariens, der Lieblingstochter Carls V. Maximilian hatte, außer Rudolph, noch fünf Söhne: Matthias, Ernst, Maximilian, Albrecht und Wenzel

---

*) Zu Anfange des fünfzehnten Jahrhundertes war die Prager Universität so berühmt, daß anno 1409 über 20,000 Studenten hier studirten.

und — falls wir nicht irren, nur Eine Tochter, Elisabeth.*)

Rudolph, eilf Jahre alt, war in Begleitung seines zweiten Bruders Ernst nach Madrid an den Hof seines bigotten, finstern, menschenfeindlichen Oheims Philipps II., geschickt und dort unter der Aufsicht seines Obristhofmeisters, Adam von Dietrichstein, (gleichzeitig kaiserlicher Botschafter) und jener seines Gouverneurs, des Obersten Wolf Freiherrn von Rumpf, großentheils von spanischen Jesuiten erzogen worden. Zu Letztern hatte, wenn auch nur kurze Zeit, der eben so berühmte als berüchtigte Verfasser des Werkes ‚De rege et regis institutione,' Pater Juan Mariana**) gehört.

---

*) Geboren am 5. Juni 1545, vermählt am 26. November 1570 mit König Carl IX. von Frankreich, Witwe seit dem 21. Mai 1574, starb sie am 22. Januar 1592 in einem Kloster bei Wien im Rufe großer Frömmigkeit. Der berühmte Cardinal Melchior Klehsl hielt ihre Leichenrede.

**) Geboren zu Toledo im Jahre 1537, war der Lehrer nur fünfzehn Jahre älter als sein kaiserlicher Schüler. Das ebengenannte Werk, das viel später (1599) zu Toledo erschien, ward durch Beschluß des Pariser Parlaments am 29. Mai 1610 vor der Notre Dame-

Rudolph, der am Hofe seines Oheims acht volle Jahre geblieben war, hatte dort die ganze Düsterkeit des Characters Philipps II. und die starre Devotion seines ganzen Hofes angenommen und auf diese Weise schon dort den Keim zu seiner in den spätern Jahren seines Lebens mehr und mehr überhandnehmenden Melancholie, Menschenscheu und Menschenfeindlichkeit gelegt. Es ist bekannt, daß die Eindrücke, die man in zarter Jugend in sich aufnimmt, in der Regel die dauernsten und nachwirkendsten sind. So war es auch bei Rudolph. — Er, der am bigotten Hofe seines Onkels erzogen, matt, mürrisch, hart und düster geworden war, hätte — an jedem andern Hofe herangebildet — vielleicht die ganz entgegengesetzten Eigenschaften angenommen und dadurch sich selbst wie seinem Volke manchen Kummer erspart.

Sein Oheim war frühzeitig mit dem Plane umgegangen, ihn selbst mit seiner Tochter Donna Isabella und dessen Bruder Ernst mit ihrer Schwester, Donna

---

Kirche durch den Scharfrichter verbrannt, weil das Parlament überzeugt war, Francois Ravaillac, der Mörder Heinrichs IV. habe aus diesem Werke Principien vom Königsmord geschöpft.

Catharina, zu vermählen. Mais l'homme propose et Dieu dispose. Der Menſch — gleichwie ob er König oder Bettler iſt — macht ſich tauſend Pläne für die Zukunft, die der König aller Könige — der Allvater Gott — vereitelt und wie Seifenblaſenſpiel in ein Nichts auflöſt. So war es auch bei Philipp!

Neunzehn Jahre alt, hatte Prinz Rudolph urplötzlich ſo unendliches Heimweh nach ſeinem lieben, ſchönen Wien und nach dem freien, fröhlichen Hofe ſeines in jeder Hinſicht äußerſt toleranten Vaters empfunden, daß keine Macht im Stande geweſen war, ihn länger noch am Hofe von Madrid zurückzuhalten.

Das hier und dort wiederholte Gerücht, ‚Don Rodolfo' habe während ſeines Aufenthalts in Spaniens Hauptſtadt ein Paar flüchtige Liebesverhältniſſe mit einem der ſchönſten Ehrenfräulein des Hofes und gleichzeitig mit einer der lieblichſten Elevinen im Erziehungshauſe eines Stiftes gehabt und Erſtere oder, wie Andere erzählen, Letztere zur Mutter ſeines erſten natürlichen Sohnes gemacht, iſt eben ſo wahrſcheinlich als geſchichtlich bis jetzt noch nicht erwieſen.

Im Herbſte des Jahres 1571 war er von Madrid nach Wien zurückgekehrt, ein Jahr darauf

als König von Ungarn und drei Jahre später (1575) als König von Böhmen gekrönt worden.

Nach dem am 12. October 1576 erfolgten Tode seines Vaters war ihm endlich auch die römisch-deutsche Kaiserkrone anheim gefallen und so war er, vier und zwanzig Jahre alt, unumschränkter Herr über Oesterreich, Steiermark, Tyrol, Ungarn und Böhmen.

Aber gleichzeitig mit seiner Macht hatte auch seine Melancholie zugenommen. Seit dem Tage, an welchem er den Kaiserthron bestiegen, war er Hypochonder und fast träger noch als Friedrich III. geworden.

Aus Hypochondrie hatte er beschlossen, seine Residenz für immer in Prag aufzuschlagen, weil die Lage der Königsburg auf dem Hradschin seiner Gesundheit, für die er schon damals ängstlich besorgt gewesen war, viel zuträglicher als die alte Kaiserburg in Wien zu sein schien.

Die Böhmen freuten sich dieser Wahl. Sie liebten ihren jungen Herrscher mit einer Begeisterung, die beiden Theilen zu gleich großer Ehre gereichte.

Und wahrlich, Rudolph hatte diese Liebe verdient. Er war zu Anfange seiner Regierung gegen Jederman gleich mild, als gerecht gewesen, und hatte

ſich gegen Jene, die anders glaubten als er, nicht die kleinſte Härte zu Schulden kommen laſſen. Es ſchien, als habe er dieſe ſchöne, weiſe Toleranz in Fragen der Religion von ſeinem Vater geerbt, der ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen faſt ganz dieſelben Rechte und Freiheiten als den Katholiken einräumte.

Kein Glaubensbekenntniß war irgendwie beunruhigt worden. Selbſt die armen Juden, die zu allen Zeiten und faſt in allen Ländern der Spiel- und Fangball eben ſo ungerechter als grauſamer Verfolgungen geweſen, lebten unter Rudolph's mildem Scepter in Prag vielleicht eben ſo ruhig als vor Jahrtauſenden in ihrem ſtolzen, mächtigen Jeruſalem. Sie bezahlten willig den vom Kaiſer 1594 auf dem Regensburger Reichstage ihnen auferlegten Leibzoll, laut welchem jeder unverheirathete Jude 45 Groſchen und jeder verheirathete 3 Schock Groſchen jährlich entrichten mußte. Dafür konnten ſie ruhig und unangefochten in ihrem Ghetto (in der ſogenannten Judenſtadt) wohnen und dort ihren Handel treiben nach Belieben. Der Oberrabbi Bezalel Löw, ein eben ſo frommer als gelehrter und vor Allem in den heiligen Geheimniſſen der Kabbala gründlich eingeweihter Mann, war ein perſönlicher Freund des Kaiſers und hatte ſtets freien Zutritt bei ihm.

Auch dieſer Mann wird im ſpätern Verlaufe unſeres Romanes eine Rolle ſpielen.

Kaiſer Rudolph war trotz ſeiner jungen Jahren ein in vielen Zweigen des menſchlichen Wiſſens wohl unterrichteter Herr. Vor Allem liebte er die Naturwiſſenſchaften. Erſt in ſpäterer Zeit verlegte er ſich, verleitet durch ſeinen vertrauten Umgang mit Tycho de Brahe und deſſen Landsmann Chriſtian Longomontanus, wie mit Johannes Kepler, erſt auf Aſtronomie und ſpäter auch auf Aſtrologie. — Seine vielſeitigen Kenntniſſe verſchafften ihm von Seiten der Leute ſeines Hofes den Beinamen des böhmiſchen Salomo. Erſt in ſpätern Jahren, als er ſich, müde des Regierens, auf Magie, Aſtrologie und Alchemie warf, erhielt er ein zweites Prädicat. Man hieß ihn den deutſchen Hermes Trismegiſtos.

Kaiſer Rudolph war, wie faſt jeder Fürſt des Hauſes Habsburg, in vielen Sprachen bewandert: er ſprach deutſch, böhmiſch, ſpaniſch, italieniſch, franzöſiſch und lateiniſch, eine dieſer Sprache faſt eben ſo geläufig als die Andere.

Sein Aeußeres hatte durchaus nichts Impoſantes. Seine Geſtalt war klein und dick. Sein Geſicht bleich und eingefallen. Sein Haar, das früh-

zeitig in's Graue hinüberſpielen begann, war dünn und ſpärlich. Das Schönſte und Einnehmendſte in ſeiner ganzen Erſcheinung waren ſeine klaren Augen, in welchen eben ſo viel Scharfblick als Herzensgüte lag.

Selbſt in ſeiner Jugend hielt er nicht viel auf Luxus in der Kleidung. Seine Tracht war ſauber, aber einfach. Nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten pflegte er auch darin ſeine ihm angeborene Liebe zur Pracht zur Schau zu tragen. Letzteres geſchah aber nur höchſt ſelten.

Um ſo glänzender war ſein Hofſtaat.

Der Oberſtkämmerer war ſein ehemaliger Gouverneur, der Geheimerath Wolf Freiherr von Rumpf, mit Leib und Seele ein Soldat.

Sein Oberhofmarſchall war (ſeit 1584) Paul Sixtus von Trautſon, ſeit 1589 von ihm in den Grafenſtand erhoben, reichbegütert und vor Allem — Lebemann, ein wahrhafter Lucull, über Alles Pracht und Aufwand liebend. Während des Reichstages zu Regensburg hatte er einmal drei Chur- und ſieben andere Fürſten an ſeiner unter der Laſt der Speiſen ſchier zuſammenbrechenden Tafel bewirthet.

Sein Unterkämmerer und vertrauter Rathgeber war der kaiſerliche Rath Wenzel Kinský von Wchynic und Tettau.

Das Amt des Oberſilberkämmerers bekleidete Adam von Waldſtein (Oheim des ſpäter ſo mächtig und berühmt gewordenen Herzogs von Friedland), das des Unterſilberkämmerers Anton Freiherr von Spaur.

Der Oberſtabelmeiſter, (ſo genannt von dem Stabe, mit welchem er bei Auftragung der für die kaiſerliche Tafel beſtimmten Speiſen voranſchritt) war Anton Graf von Arco aus einem altbayer'ſchen Geſchlechte.

Unter ihm ſtanden nicht weniger als fünfzehn kaiſerliche Mundſchenken (darunter Graf Pietro Collalto, aus dem Venezianiſchen, und Graf Alfonſo Montecuculi aus dem Modeneſiſchen — Letzterer ein Vorfahr des ſpäter ſo berühmt gewordenen Feldherrn Raimondo Montecuculi.)

Außerdem ſtanden unter dem Befehle des Oberſtabelmeiſters noch 25 kaiſerliche Vorſchneider und 50 Panatiers und Truchſeſſe, darunter Albrecht, Graf von Oettingen, Hans Reuß von Plauen und Chriſtoph Burggraf von Dohna.

Als Eleemoſynarius des Kaiſers fungirte Jacob Chymarhäus, Probſt von Leitmeric und Sanct Severin in Cöln. Zu den fünfzehn Hofcaplänen

gehörte Michel Olivier, Maltheser-Commandeur von Mecheln.

Die kaiserlichen Leibärzte waren, nach und nach, Pietro Andrea Matthioli (geb. 1500 zu Sienna, gest. 1577 zu Prag), dann Adam Huber von Riesenbach.*) An deren Stelle traten die uns bereits bekannten Aerzte Thaddäus von Hájek, Christoph Guarinonius und Michael Mayer. In späteren Jahren trat noch ein vierter und fünfter hinzu: Anselmus Boethius (de Boodt) aus Brügge in Flandern, nebenbei auch Alchemist und Verfasser eines im Jahre 1609 erschienenen Tractats ‚de gemmis et lapidibus' und Martin Ruland geb. 1569 zu Lauingen, im achtzehnten Jahre in Basel zum Doctor promovirt, 1594 Physicus zu Regensburg, (wo der Kaiser ihn kennen gelernt hatte, und (1607) am Hofe Rudolph's.

Noch zahlreicher war der Troß seiner Dienerschaft. Von Letzterer nennen wir nur vier seiner vertrautesten Kammerdiener; Hans Marquard, genannt Dürbach, Martin Rutzke, Johannes Frank

*) Er ists, dem die slawische Litteratur eine böhmische Uebersetzung der ‚Schola Salernitana' und auch einige medicinische Originale zu verdanken hat.

und Mardochäus de Delle aus Vitri im Mailändischen. Letzterer war zugleich auch etwas Hofpoet. Er brachte die Geschichten der rudolphinischen Adepten, zur Belustigung ihres kaiserlichen Beschützers, in deutsche Reime, zu welchen mehrere Hofmaler prachtvoll illuminirte Bilder anzufertigen vom Kaiser beauftragt wurden.

Zu der Zahl der eigentlichen Hofpoeten gehörte auch Simon Lomnický von Budeč, ein vom Kaiser Rudolph allerhöchst eigenhändig gekrönter Dichter Böhmens.

Unter den kaiserlichen Hofcomponisten befand sich der Hofcapellmeister Filippo da Monte und Andrea Mosto aus Venedig*), dann Johann Leonhard Haster aus Nürnberg. Letzterer, der später von Rudolph's Hofe in die Dienste Christians II., Churfürsten von Sachsen übertrat, hat sich als Tondichter vieler vier- fünf- und sechsstimmigen Kirchenfest- und anderer Gesänge bekannt gemacht.

Die Zahl der übrigen Hofkünstler aus den Niederlanden Spanien, Italien und Deutschland, die

*) Seine irdische Hülle ruht gleichfalls in den Kreuzgängen des Augustinerklosters St. Thomas.

am Hofe des Kaisers ein sorgenfreies Asyl und ein gastfreies Obdach auf dem Hradschin gefunden hatten, ist dem Leser aus der Beschreibung des goldenen Gäßchens theilweise bekannt.

Außer diesen Allen war auch noch Bartholomäus Reisacher, als Mathematicus, Kalendermacher und Münzsammler bei Hofe angestellt.

Nachdem wir Denen, die uns weiter zu folgen geneigt sind, einen schwachen Umriß von der Burg, von dem Kaiser und von seinem Hofstaate zum nothwendigen Verständnisse der nachfolgenden Scenen unserer Erzählung gegeben, eröffnen wir von Neuem die Belagerung, das Interesse unserer Leser und lassen nun neue Batterien der Wahrheit und Dichtung spielen, um ihn, wenn auch nicht für uns, doch für eine unserer Heldinnen — Eva von Lobkowic — einzunehmen. Möge das Letztere uns nicht mißlingen!

Dreizehntes Capitel.

Der Gang nach dem Hradschin.

Es war ein kalter, heller Februartag.
Der Schnee lag höher als gewöhnlich auf den

Dächern und Straßen der Dreistadt Prag, als gegen zehn Uhr Morgens aus den Thorflügeln eines in der Nähe der Thomaskirche gelegenen Herrschaftshauses ein Staatswagen langsamen Schrittes auf die wie mit einem schimmernd-weißen Leichentuche überspannte Straße hinaus in der Richtung nach dem Rathhausplatze fuhr.

In diesem Wagen saß allein und in tiefes Nachdenken versunken, eine vom Haupte bis zu den Füßen in Trauerkleidung gehüllte Dame.

Diese Dame war Eva von Lobkowic. Sie trug eine schwarze Sammetrobe.*) Ihre ganze hochpoetische und tragische Erscheinung gewährte den betrübenden Anblick einer vom Sturme zerknickten Lilie, die nach ewiglangen Wochen heute zum ersten Male ihre bis

*) In früheren Jahren war es in Böhmen üblich gewesen, die weiße Farbe als Zeichen der Trauer zu gebrauchen. Erst nach dem am 27. Januar 1547 erfolgten Tode der von den Böhmen wahrhaft vergötterten Landesmutter Anna, der Tochter Wladislaws II., Gemahlin Kaiser Ferdinands I., erschien, um deren Andenken auf ganz besondere Weise zu feiern, der lange unabsehbare Leichenzug zum ersten Male in schwarzer Kleidung. Seit dieser Zeit (1547) war die schwarze Farbe auch in Böhmen die Farbe der Trauer geworden.

dahin von tiefem Schmerze niedergebeugte Blüthenkrone erhob und mit einem Blicke unendlicher Wehmuth auf die in ſtarrem Winterſchlafe gefangenliegende Natur hinausſah.

Auch in ihrem Herzen war es Winter. Es ſproßte darin kein grüner Zweig. Jede Hoffnung, jede Freude ſchien darin erſtarrt zu ſein. Es ſchlug wohl, aber lebte nicht. Es litt, aber es murrte nicht. Ihr Herz war eine Transſcription eines alten Liedes, das in dieſem Augenblick wie ein leiſe verhallender Schmerzensaccord unſer eigenes Herz durchzittert und alſo lautet:

Mein Herz, du gleichſt der Trauerweide,
Die einſam und verlaſſen weint,
In nächtlich öder Winterheide,
Die nie ein Sonenſtrahl beſcheint.

Kein Vöglein ſingt in deinen Zweigen,
Die ewig duſter, bang und ſchwer,
Wehmüthig ſich herniederneigen
In meiner Thränen ſtilles Meer.

Kein neuer Frühling kann verjüngen
Die raſch verwelkte Jugendkraft,
Kein Zauber kann die Macht bezwingen,
Die deinen Lebensmuth erſchlafft.

Du armes Herz kannſt nie geſunden,
Dein tiefer Gram iſt uferlos.

Du blutest still aus tausend Wunden,
Dein Schmerz, mein Herz ist riesengroß.

Du krankes Herz, hör auf zu klagen,
Ertrage muthig deine Qual.
Nur Einem, Einem darfst du sagen,
Was Ruhe dir und Frieden stahl.

Das war die Stimmung, in welcher die heldenmüthige Tochter des auf Elbogen gefangenen Oberſthofmeiſters zu dem Urheber ihrer Qual, zum Kaiſer Rudolph fuhr.

Es ſchien ihr, als zöge ſie freiwillig nach dem Richtplatze. Ihre Ohren hörten mit Einem Male alle Glocken Prags ſchlagen, ihr in waches Träumen verſunkenen Augen erblickten zu beiden Seiten des auf dem eiserſtarren Boden knarrenden Wagens lange von neugierigen Zuſchauern gebildete Spaliere, Kopf an Kopf Menſchen zuſammengedrängt, die ſich aufgeſtellt hatten, um eine unſchuldige Verbrecherin, welche hingerichtet werden ſoll, zu ſehen und ihr, trotz des rauhen Winters, friſche Frühlingsblumen als ſtumme Dolmetſcher ihres tiefgefühlten Mitleids zuzuwerfen und ihr dadurch den letzten ſchweren Weg nach dem Schaffote zu erleichtern.

In demſelben Augenblick langte der Wagen auf dem Kleinſeitner Ring an.

Dort erhob ſich einer jener drei, in Form eines griechiſchen Γ conſtruirten Galgen, welche Kaiſer Rudolph hier, auf dem Altſtädter Ringe und auf dem Roßmarkte hatte aufrichten laſſen als abſchreckende Warnungszeichen für die in Prag bedroblich um ſich greifenden Italieniſchen und Spaniſchen Meuchler-Banden.

Der Anblick dieſes Galgens erſchreckte ſie. Sie, die ſo rein wie der erſte Cherub zur Rechten Gottes war, ſie fühlte ihr unſchuldiges Blut erſtarren vor dieſem Zeichen menſchlicher Juſtiz, die weder Mitleid noch Erbarmen, ſondern das nur kennt, was ſie Recht nennt.

— Giebt's denn noch Gerechtigkeit hier auf Erden, fragte ſie ſich und erbebte, weil ſie fortwährend an jenen Act der Uebereilung zurückdachte, der das Haupt ihres edlen Vaters getroffen hatte. Bald werd' ich Gewißheit davon haben. Giebt Er meinem Vater die Freiheit wieder, dann ſoll mein ganzes Leben fortan ein Gebet für Sein Wohl ſein; gewährt er mir aber nicht die erſte und auch letzte Bitte, die ich Ihm an's Herz lege, dann, großer Gott, dann — — —

Sie hielt inne und verſank in neues Schweigen.

Auf dem ‚Wälſchen Platze' angelangt, ließ ſie ihre von Thränen gerötheten Augen auf die Sanct

Nicolaus-Kirche ruhen. Sie war zu jener Zeit die Hauptkirche der kleinſeit'ner Utraquiſten; im Innern derſelben befand ſich damals ein Altar, geweiht dem Andenken des Magiſter Johannes Hus.

— Auch Er war ein Märtyrer! ſchluchzte Eva, der Wagen erreichte jetzt die Sporengaſſe.

Der Bader Procop ſtand vor dem Eingange ſeines Ladens und erkannte den Wagen des ehemaligen Oberſthofmeiſters an dem an beiden Seiten befindlichen Wappen.

— Da fährt ſeine arme Tochter hin! ſprach er gerührt zu ſich ſelbſt und wiſchte ſich mit dem Rükken der Hand eine Thräne aufrichtigen Mitleids aus dem Auge. Was aber wird es ihr nützen? ſetzte er betrübt hinzu und ſah dem Wagen ſo lange nach, bis er aus ſeinem Geſichtskreiſe verſchwand.

Und je näher Eva ihrem Ziele kam, deſto beengter wurde ihr Athem, deſto ſchwerer ward es ihr um's arme Herz, das aus Angſt und Erwartung ſo laut zu ſchlagen begann, daß ſie ſtatt Eines Herzens zwei zu hören wähnte. Die Gefühle, die ſie beſtürmten, waren ſo peinlicher Art, daß es Augenblicke gab, in welchen ſie einer Ohnmacht nahe war. Aber muthiger als je raffte ſie ſich raſch wieder empor, ſich ſelber ermuthigend mit den Worten:

— Nein, nein, nur jetzt, nur jetzt nicht! Ich will, ich muß ſtark ſein, ſonſt iſt ja Alles verloren!

Da hielt der Wagen vor dem Eingange des Burgthors. Zitternd an allen Gliedern ſtieg ſie aus, ſchritt mit zur Erde geſenktem Antlitz, ſcheu und ſchüchtern wie ein junges Reh, das in der Nacht des Waldes ſich verirrt hat, über den Burghof und trat, mit der ganzen Macht ihres Willens neue Faſſung ſammelnd, in die Burg ein.

— Ich wünſche den Kaiſer zu ſprechen! ſagte ſie zu einem Officiere, der ihr entgegen trat.

Der Mann hatte ſie ſofort erkannt.

— Folgt mir gefälligſt, mein gnädigſtes Fräulein, bat er und ſchritt ihr voraus die breite Treppe hinan, ſich häufig umblickend, um zu ſehen, ob er nicht zu ſchnell für ſie hinaneile und ob ſie ihm ſo raſch nachzufolgen im Stande ſei. Er hielt einige Secunden, um ihr Zeit zu gönnen, ihn einzuholen.

Oben angekommen ſprach er, ohne daß Eva es hören konnte, mit einem der dienſthabenden Kammerherren und einige Augenblicke kehrte er zu Eva zurück mit den Worten:

— Tretet dort ein, mein gnädiges Fräulein.

— Ich danke Euch, mein Herr, entgegente Eva und folgte ſeinem Fingerzeige.

Eine Viertelstunde mußte sie dort harren. Dann ward die große Thür geöffnet . . . dann stand sie vor dem Kaiser.

— Ich grüße Euch, Eva von Lobkowic! sprach Rudolph, der stehend, sie in seinem Arbeitsgemach empfing.

Sie verbeugte sich ehrfurchtsvoll und wagte nicht, ihr Auge aufzuschlagen.

— Tretet getrosten Muthes näher heran. Ihr seid noch schwach und angegriffen. Ich bitte Euch, sprach der Kaiser auf einen vergoldeten Armsessel zeigend, der ganz in seiner Nähe stand, hier Platz zu nehmen.

Eva folgte schweigend der huldvollen Einladung.

— Sagt nun, Fräulein, was Euch zu mir führt.

— Euer großes edles Herz, mein Kaiser und Herr, wird dieß längst errathen haben: die heilige Pflicht dankbarer Kindes-Liebe . . .

Ihr wollt von Eurem Vater sprechen. Es thut mir weh, sehr weh, Euch sagen zu müssen, daß ich von ihm nichts hören mag . . .

— Und warum nicht, mein kaiserlicher Herr?

— Weil die Erinnerung an ihn mich — wider meinen Willen — zu neuem Zorne reizt . . .

— Was hat mein armer Vater denn verbrochen?

— Wie, Eva, könnt Ihr so mich fragen? Soll ich Euch denn ewig kränken?

— Ihr kränkt mich nicht, wenn Ihr die Wahrheit mir erzählt.

— Wohlan, dann hört mich. Euer Vater, den ich — wie Ihr selber wissen werdet, mit vielfachen Beweisen meiner Gunst und meines vollen Vertrauens überhäuft, hat Letzteres — zu meinem tiefsten Schmerze — leider nicht gerechtfertigt . . .

— Ihr thut meinem Vater himmelschreiendes Unrecht! rief Eva aufbrausend in edler Erbitterung.

— Unterbrecht mich nicht, mein holdes Kind, und geruht, mich ruhig anzuhören . . . Ich hatte Euren Vater sowohl als dessen Bruder zu den höchsten Würden des Königreichs emporgehoben, in der Voraussetzung, daß sie, treue Diener ihres kaiserlichen Herrn und Gebieters, seine Vorliebe für sie wenigstens nicht durch Undank und Verrath belohnen würden . . .

— Ihr sprecht von Undank, von Verrath? — unterbrach ihn Eva.

— Laßt mich vollenden, bitte ich Euch. Kennt Ihr es anders nennen als Undank und Verrath, wenn ich Euch ins Gedächtniß zurückführe, daß Euer Oheim, der ehemalige Oberstlandrichter von Böhmen,

auf dem letzten Landtage auf Abschaffung einer Reihe größentheils eingebildeter Beschwerden drang, bevor er und sein Anhang sich entschließen könne, in die Contribution zu Unserem Kriege mit dem Türken einzuwilligen. Nun, frage ich Euch selbst, Eva, wenn der Präsident der königlichen Kammern den übrigen Mitgliedern eines ewig unzufriedenen Landtags mit solchem Beispiel der Perfidie und Felonie voranzugehen sich erkühnt, ob Ich, der Kaiser, dann nicht berechtigt bin, solch einen Mann des gröbsten Undanks für meinen Feind zu halten?

— Das that mein Oheim, kaiserlicher Herr. Was aber hat mein armer Vater gegen Euch verbrochen?

— Noch viel Schlimmeres! Noch weit Härteres! Auf dem Reichstage zu Regensburg hat er im Angesichte der drei Chur- und sieben anderer Fürsten die nächsten treuen Räthe meiner Krone fälschlich angeklagt, die frommen Väter Jesu auf Kosten aller übrigen Orden der Kirche begünstigt, ihnen ausschließlich alle Lehrstühle der Prager Hochschule, deren Flor und Gedeihen Uns so nah am Herzen liegt, eingeräumt und Einen aus ihrer Reihe zu meinem Beichtvater erwählt zu haben. — Was würdet Ihr von mir denken, Eva von Lobkowic, wenn es

mir eingefallen wäre, Euch einen Vorwurf daraus zu machen, daß, ſtatt einem Jeſuiten Ihr einem Auguſtiner oder Dominikaner die Beichte Eures frommen Herzens anvertraut? Bin ich denn nicht Kaiſer und als Solcher nicht mindeſtens eben ſo frei als jeder meiner Unterthanen? Was alſo berechtigte Euern und gerade Euern Vater, den Oberſthofmeiſter meines Königreichs, mir daraus einen ſo bitterhämiſchen Vorwurf zu machen? Beantwortet mir, Fräulein Eva, dieſe Frage.

— Er meinte es ehrlich mit Euch: Er ſchenkte der Stimme des Volkes Gehör und überzeugte ſich von jedem Tage mehr und mehr, daß der lawinenartig anwachſende fremde Einfluß es allmälig dahin gebracht hatte, daß an die Stelle wahrhaft chriſtlicher Duldung bald Unduldſamkeit, an die Stelle der zum Wohle des Volkes nothwendigen Aufklärung arg verblendetes, engherziges Hindrängen zum Rückſchritt getreten und daß durch die böſen Rathſchläge mancher der ſogenannten treuen Räthe Eurer Krone Ihr, mein erlauchter Kaiſer und Herr, Ihr — noch vor Kurzem der abgöttiſch verehrte Hort des Volks — erlaubt mir, es Euch zu geſtehen — ein Gegenſtand unverdienten Haſſes geworden ſeid. Das war's, was meinen Vater angetrieben

hatte, den Räthen Eurer Krone, die jene unheilvolle Umwandlung im Herzen Eurer Unterthanen hervorgerufen, die Augen zu öffnen und ihnen den tiefen Abgrund zu zeigen, in welchen ihr blinder Eifer Euch hineinzustürzen droht.

— Ihr sprecht sehr weise, schönes Kind. Aber während Ihr das schwere Unrecht Eures undankbaren Vaters beschönigt, verkleinert Ihr ohne Grund die Verdienste jener Männer, die, das Wohl der Kirche wie des Staates als ein untheilbares Ganzes vor Augen habend, der sogenannten Aufklärung, die ungezügelt sehr leicht in Atheisterei auszuarten pflegt, den offenen Kampf erklären. — Wollte ich trotz dem Eurem Vater seinen allzuheißen Eifer für diese sogenannte Aufklärung vergeben, kann ich ihm — urtheilet selbst! — auch das vergeben, daß er sich gegen mich — seinen Herrn, seinen Wohlthäter — einläßt in hochverrätherische Verschwörungen?

— Das, schwöre ich, ist eine Unwahrheit!

— O schwöret nicht, mein holdes Kind! Ihr könntet, ohne zu wollen, einen Meineid begehen. Aus unverfälschten Acten, die uns aus Rom eingeschickt, habe ich mit eigenen Augen die sonnenklare Ueberzeugung gewonnen, daß er seit Jahren im Verein mit seinem Bruder, der aus bösem Gewissen die

Flucht ergriffen, langsam, heimlich, aber desto sicherer darauf hingearbeitet hat, mich — den Kaiser! — vom Throne zu stürzen.

— Man hat, so wahr ein Gott über uns lebt, Euch bethört, arg bethört, Euer sonst so klares Auge mit Blindheit geschlagen, um meinen armen unschuldigen Vater zu vernichten.

— Er unschuldig? wiederholte Rudolph mit Bitterkeit. Ich bin fest vom Gegentheile überzeugt.

— Nun, wenn Ihr dieß wirklich seid, mein kaiserlicher Herr, warum laßt Ihr den Schuldigen, der nun schon zehn volle Wochen unverhört in seinem Kerker schmachtet, nicht vor seine Richter stellen?

— Das soll geschehen, mein holdes Kind!

— Aber wann, wann? fragte Eva gereizt.

— Sobald die nothwendige Voruntersuchung geschlossen ist . . .

— Das kann also noch lange währen?

Rudolph zuckte die Achseln und schwieg.

— Habt Erbarmen, Herr, flehte Eva vom Stuhle sich zu des Kaisers Füßen niederlassend.

— Steht auf, steht auf, schöne Eva. Ich kann solchen Engel nicht vor mir knieen sehen, sprach der Kaiser und versuchte, sie emporzurichten.

— Nicht eher, Majestät, bis Ihr meinen Vater begnadigt habt . . .

— Wie, Ihr wollt mir Zwang auflegen? Wie gefiele es wohl Euch, wenn ich Euch eine Gunst, um die sich seit Jahren schon vergebens buhle und die Ihr mir bis jetzt hartnäckig verweigert habt, mit Gewalt abzuzwingen mich erkühnte?

— Ich verstehe Euch nicht, sagte Eva, noch immer auf ihren Knieen liegend und ihm fest in's Auge schauend.

— Soll ich mich deutlicher erklären? fragte der Kaiser, sie mit zärtlichen Blicken betrachtend.

— Nein, nein, um Gotteswillen nein! bat Eva, tief erschreckt aufspringend.

— Ihr wollt mein Flehen also nicht erhören?

— Nie und nimmer mehr! schwur Eva tief empört.

— Dann bleibt Euer Vater mein Gefangener.

— O seid nicht grausam!

— O so flehe auch ich zu Euch!

— Ich bitte und beschwöre Euch bei der Liebe zu Eurer Mutter, bei der Asche Eures großen Vaters, bei Allem, was Eurem kaiserlichen Herzen lieb und heilig ist, die Bitte einer von aller Welt lieblos verlassenen Tochter zu erhören und ihrem Vater

als Act der Gnade, für die ſie Euch ewig, ewig dankbar zu ſein gelobt, die Freiheit zu ſchenken!

— Eva, ſagte Rudolph tiefgerührten Tones, ich bitte und beſchwöre Euch bei der Liebe zu Eurer Mutter, bei der Rettung Eures Vaters, bei Allem, was Eurem großen, edlen Herzen lieb und heilig iſt, die Bitte Eures Kaiſers, Eures väterlichen Freundes zu erhören und den Mann, der Euch ſeit Jahren mit der ganzen Gluth einer erſten Liebe liebt, als Act der Gnade, für die er Euch ewig, ewig dankbar zu ſein gelobt, das Glück Eurer Knechtſchaft zu ſchenken!

— Großer Gott, was muß ich anhören? rief Eva verzweifelnd die Hände ringend.

— Eva, betrachtet dort jenes große Bild. Es iſt von einem der erſten Meiſter der franzöſiſchen Schule, ein großes, unvergleichlich edel gedachtes und ausgeführtes Kunſtwerk. Schaut wie in einen Spiegel hinein. Dort jenes bleiche, zitternde, engelreine Weſen iſt Diana von Breze, Gräfin von Mauleyrier.

— Tochter des zum Tode verurtheilten Grafen von Saint-Vallier.

— Ihr kennt alſo dieſe Geſchichte?

— Leider kenne ich ſie! ſtöhnte Eva.

— Dann wißt Ihr auch, welchen Opfers ſie fähig geweſen war, um ſich von Franz dem Erſten, der ſie geliebt, wie ich Euch liebe, die Begnadigung ihres greiſen, unglücklichen Vaters, deſſen Kopf dem Beile des Henkers verfallen war, zu erkaufen.

— Um ſolchen Preis, Sire, erkauft Eva von Lobkowic nimmermehr die Freiheit ihres Vaters, rief ſie voll edeln Stolzes, ihren Blick von jenem Bilde mit Verachtung abwendend.

— Dann, Eva, iſt Euer Vater verloren!

— Nein, nein, ich kann, ich mag's nicht glauben, daß Ihr für die Ehre und das Leben eines Vaters die Schmach und den Tod ſeiner Tochter begehren könnt. Ihr habt ein größeres Herz als jener erſte Franz von Frankreich, deſſen Anblick mich mit tiefem Abſcheu gegen ihn und das Opfer ſeiner Liebe erfüllt. Er war der Sohn Carls von Orleans und Louiſens von Savoyen, Ihr, mein Herr und Kaiſer, ſeid der Sohn Maximilians II. und Mariens von Spanien. Ihr werdet das geheiligte Andenken an Euern glorreichen Vater nicht durch eine That ſolcher Art beflecken. Ihr werdet, ein weit größerer Sieger als jener Franz, Euch ſelbſt beſiegen und meinem Vater auch ohne jenes Opfer,

das Ihr begehrt, dem Leben und der Freiheit wiedergeben.

— Nimmermehr! Nimmermehr! gelobte sich Rudolph im Auflodern seiner glühenden Leidenschaft, in der Aufwallung seines Zornes gegen ihren Vater.

— Dann hab' ich nichts mehr hier zu suchen! sagte Eva und wollte gehen.

Der Kaiser hielt flehend sie zurück.

— Eva, scheidet nicht so von mir. Laßt mir wenigstens *den* Trost, daß es dem treuesten Eurer Sclaven, der sich mit magischer, unzerreißbarer Gewalt an dem Siegeswagen Eurer Schönheit, Eurer Tugend, Eurer Engelreinheit festgeschmiedet fühlt, wenn auch nach Jahren erst, gelingen werde, sich Eure Verzeihung zu erwerben, sich Euer Mitleid zu gewinnen, sich Eure Liebe zu erringen!

— Nimmermehr! Nimmermehr! gelobte sich nun auch Eva ihrerseits.

— Gebt mir Ein Wort des Trostes! flehte der Kaiser.

— Und welchen Trost gebet Ihr mir? fragte Eva.

— Den, daß ich Euch Alles verzeihe!

— Ich habe *nichts* verbrochen! entgegnete die Tochter des Oberſthofmeisters, dem Kaiser stolz den Rücken kehrend und ohne Gruß, ohne Wort des

Abschieds, ihn verlassend. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Rudolph versank in dumpfes, starres Hinbrüten. Nach einer Weile sprang er auf, eilte an's Fenster und riß es heftig auf, um ihr nachzusehen.

Zu spät! Sie war bereits aus dem Schlosse. Da schlug er ergrimmt das Fenster zu und sagte, um seine Härte vor sich selbst zu entschuldigen:

— Sie ist so hochmüthig wie Er! Kalte, stolze, herz- und liebloſe Eva! Undankbarer Hochverräther! Dich rettet jetzt keine Macht mehr. Fort, fort mit dieser traurigen Geschichte. Rasch hin zu meinem Löwen Ottokar!

Vierzehntes Capitel.

Der Arzt und der Künstler.

Erst einige Zeit nach jener fruchtlosen Audienz, aus welcher Eva, zerschmettert an Leib und Seele, in ihre einsam-verlassene Wohnung heimgekehrt und vor einem Crucifixe auf ihren Betschemel niedergesunken war, um dem Heiland inbrünstig zu danken für die Seelenstärke, die nur der Glaube an Ihn,

der unſchuldig für die ganze Menſchheit gelitten, ihr verliehen hatte, einige Zeit alſo nach jenem Geſpräche mit dem Kaiſer war Doctor Johannes Jeſſenius von ſeiner frommen Wallfahrt und einer Reiſe nach Wittenberg zurückgekehrt und bald nach ſeiner Ankunft zu dem Fräulein von Lobkowic geeilt, um nach ihrem Befinden und nach dem Reſultate ihrer Zuſammenkunft mit Rudolph Erkundigung einzuholen.

— Ich habe Euch lange, ſehr lange, ſchmerzlich vermißt, ſagte Eva traurig ihm entgegeneilend und mit warmer Dankespflicht ihre krankhaft weiße Hand entgegenſtreckend. Ich glaubte, Ihr hättet die Tochter Eures Freundes ganz und gar vergeſſen. Sagt mir, wo wart Ihr ſo lange?

— Ich war verreiſt, mein gnädiges Fräulein.

— Nennt mich lieber Euer folgſames Kind. Ich habe genau an jeder Eurer Anordnungen feſtgehalten und befinde mich jetzt ziemlich wohl.

— Das freut Keinen mehr als mich . . .

— Und wo wart Ihr, lieber Doctor?

— Ich war in Mariaſchein.

— Und was hatte Euch dorthin geführt?

— Ein heiliges Gelübde, mein folgſames Kind!

— Ein Gelübde? Darf ich's wiſſen?

— Erlaubt, daß es mein Geheimniß bleibe ...

— Ich mag es Euch nicht entreißen, mein theurer Freund, mein Lebensretter! sagte Eva, ihm innig beide Hände drückend.

— Ach, edles Fräulein, beschämt mich nicht. Nicht meine eitle Kunst, nur ein Wunder des Himmels konnte Euch retten ...

— So spricht auch der Neid Guarinon's ...

— O er hat Recht, vollkommen Recht!

— Ihr seid bescheiden, wie jedes wahre, große Talent!

— Verkennt mich nicht, mein liebes Fräulein. Ich bin nur ein Arzt, wie's deren wohl noch Viele in Eurer gelehrten Vaterstadt giebt.

— Ihr seid auch ein edler Mann ...

— Wie's deren Tausend giebt, mein Kind!

— O sagt dieß nicht, wenn Ihr wollt, daß ich Euch nicht zürnen soll. Wo fände sich so viel tiefes Wissen mit so viel edler Uneigennützigkeit vereint wie bei Euch. Ihr habt einen hellen Blick und was mehr als dieser sagen will, ein helles Herz.

— Was hattet Ihr ausgerichtet beim Kaiser? fragte Jessenius, um auf die Hauptsache seines Besuches zu kommen.

— Nichts!

— Was ſagte er Euch? fragte er verwundert.

— Viel, ſehr viel!

— Erzählt, wenn ich bitten darf . . .

— Doctor, erſpart mir dieſe Qual!

— Vermuthlich ſagte er . . .

— Dinge, die ich Euch nicht zu wiederholen wage, aus Furcht, zu erröthen und Euern edlen Ingrimm wachzurufen.

— Jetzt weiß ich Alles!

Es trat eine kurze Pauſe ein.

— Und was habt Ihr nun beſchloſſen? fragte der Arzt, ſie wehmüthig anblickend.

— Auf Gottes Hilfe zu hoffen . . .

— Hilf Dir, ſagt ein Weiſer, und der Himmel wird Dir helfen. Wir dürfen die Hände nicht ruhig in den Schooß legen und Alles einzig und allein von des Himmels Hilfe erwarten. Wir müſſen arbeiten an unſerm Wohl!

— Was rathet Ihr mir zu thun? fragte Eva beſchämt.

— Ich muthe Euch ein neues, noch viel härteres Opfer zu.

— Sprecht! Aus Eurem Munde darf ich Alles hören . . .

— Ihr kennt Gräfin Maria Magdalena . . .

— Bis jetzt nur dem Namen nach . . .

— Desto beſſer für Euch! Ihr wißt, daß ſie bei dem Kaiſer in ganz beſonderer Huld und Gnade ſteht und mehr Einfluß hat auf ſein Herz, als ſein ganzer Hofſtaat . . .

— Das weiß ich!

— Ihr müßt hin zu ihr!

— Zu ihr? wiederholte Eva, ſich abwendend.

— Es bleibt Euch nichts anderes übrig . . .

— Himmel, was ſoll ich bei Ihr?

— Ihre Verwendung anflehen für die Befreiung Eures Vaters . . .

— Sie wird mich abweiſen laſſen . . .

— Das wird ſie nicht, verlaßt Euch darauf! Die Neugier, Euch kennen zu lernen, wird ſie antreiben, Euch vorzulaſſen.

— Und was ſoll ich ihr ſagen?

— Was Euer Herz Euch eingeben wird.

— Ihr habt Recht, mein väterlicher Freund. Noch heute will ich hin zu ihr!

— Das wäre vergeblich, denn geſtern Abend iſt ſie nach der Erkundigung, die ich eingezogen, dem Kaiſer nach Carlſtein gefolgt . . .

— Doch wann kehrt ſie zurück?

— Das ſei, hieß es, noch unbeſtimmt. Der

Kaiſer zeigt ihr die dortigen Sehenswürdigkeiten und fährt dann mit ihr und einigen ſeiner vertrauteſten Diener, zu welchen der Maler Johann von Aachen gehört, der ſie malen ſoll, nach Brandeis, dann geht der Hof, ſagt man, nach Pilſen.

— Und die Gräfin? fragte Eva geſpannt.

— Vermuthlich folgt ſie ihm dorthin . . .

— Sie iſt die Sorel dieſes Carls . . .

— Er iſt der Heinrich dieſer Gabriele d' Eſtrees . . .

— Sie iſt gefürchtet und verhaßt . . .

— Und dennoch beſſer ihr Ruf!

— Ihr flößt mir Vertrauen zu ihr ein . . .

— Gott gebe, daß es Euch nicht täuſchte! Und dennoch müßen wir Alles verſuchen. Ich ſage Euch, wenn die Gräfin zurückgekehrt . . .

— Dann fliege ich hin zu ihr!

— Ich kam, um Euch dieß zu rathen, ſagte der Arzt und ging.

Eva von Lobkowic war wieder allein.

Erſt jetzt, nach ſo langer Zeit, erinnerte ſie ſich endlich des Blumenbouquets, die während der letzten Zeit ihrer Wiedergeneſung allmorgentlich ein der Pförtnerin unbekannter Mann ihr hatte überreichen laſſen und die ſeit dem ſchon lange verwelkt waren.

Jetzt erſt fingen jene Zeichen rührender Theilnahme ſie von Neuem zu intereſſiren an.

— Wer mag der Unbekannte geweſen ſein? fragte ſie ſich, nachdem ſie, in der tiefen Trauer ihres Herzens, ſeit jener Zeit nicht mehr an ihn gedacht hatte.

Darauf ließ ſie die Pförtnerin rufen.

— Hat jener fremde Mann mit den Blumen ſich ſeit dem wieder bei Dir ſehen laſſen?

— Nein, liebes Fräulein.

— Und wie lauteten ſeine Worte, als er das letzte Mal zu Dir gekommen war und Du ihn um ſeinen Namen gefragt hatteſt?

— Sagt Ihr, dieſe Blumen kämen von Ihm!

— Ich danke Dir, ſagte Eva und entließ ſie. Weh mir, welche Ahnung! rief ſie aus, als Jene ſie verlaſſen hatte. Dieſe rührende Aufmerkſamkeit, die mir während der letzten Tage meiner Krankheit oft einen augenblicklichen Troſt in meinen ſchweren Leiden gewährt, alle jene Bouquets kamen . . . von Ihm!

Sie wagte den Namen Deſſen, den ſie meinte, niemals auszuſprechen, um ſich nicht ſtets auf's Neue der Schmach zu erinnern, die Er ihr zugemuthet.

Jetzt hatten jene Blumen, jene ſtumme und doch ſo beredſame Theilnahme aufrichtiger Anhäng-

lichkeit keinen Werth mehr für ſie, nicht weil ſie ſeitdem längſt verwelkt waren, ſondern darum, weil Er ſie geſchickt hatte. Sie wollte in's Vorzimmer hinauseilen und jene Bouquets, die ſeitdem noch immer in der Vaſe ſtanden, hinwegnehmen laſſen, um durch deren Anblick, der ihr früher ſo lieb und werth geweſen war, nicht mehr erinnert zu werden an Ihn!

In demſelben Augenblick ward ein Mann angemeldet.

— Sein Name? fragte Eva von Lobkowic.

— Der Fremde nennt ſich Alexander Colin.

Bei dieſem Namen erbebte ſie leiſe. Bald aber faßte ſie ſich und ſagte zur Dienerin:

— Laß ihn in die Bibliothek eintreten. Dort mag der ‚Fremde' mich erwarten.

Die Dienerin ging und Eva blieb. Sie bedurfte eines Augenblicks, um ſich zu ſammeln.

— Was mag er von mir wollen? fragte ſie ſich ängſtlich und beklommen. Hatte ich ihm nicht auf dem letzten Hoffeſte, bei dem Jener mich mit ſeinen Blicken verſchlang, rund heraus erklärt, daß ich ihn nicht lieben kann, nicht lieben darf, nicht darum, weil er bürgerlicher Abkunft, nicht darum, weil er ein armer Künſtler, ſondern weil er — was ich leider zu ſpät

für meine Ruhe und die Seinige erfahren hatte, der Gemahl einer Andern iſt. Wäre er frei dieſer Mann, ich würde ihn lieben mit allen Kräften meiner Seele, eben weil er Künſtler iſt, und welch' ein Künſtler! fügte ſie mit einem edeln Stolze hinzu, der ihre bleichen Wagen mit lichtem Incarnat angehaucht. Ich würde mich glücklich ſchätzen in ſeinem Beſitze, gleichviel ob er nur der Sohn eines Bürgers iſt und keinen andern Reichthum hat als ſein ſchönes, ſeltenes, großartiges Talent. Er iſt ja ein gefeierter Künſtler! Und ſind nicht Kunſt und Liebe ein holdes Zwillingsſchweſterpaar? Aber Alexander Colin iſt nicht mehr frei, und nie wird die einzige Tochter des Oberſthofmeiſters, Eva von Lobkowic, ſich ſo weit vergeſſen, einen Mann zu lieben, der, wäre er ſelbſt König oder Kaiſer, einer Andern — einer Glücklicheren, als ich es bin! — Treue geſchworen hat bis zum Tod. Nun iſt mein Herz gepanzert und geſtählt. Jetzt kann ich hören, was er will.

Sie trat unbefangen in die Bibliothek.

— Ich grüße Euch, mein wackerer Künſtler, ſagte ſie zu dem Bildhauer, der ſchweigend ſich vor ihr wie ein gläubiger Katholik vor der Statue ſeiner Schutzheiligen verneigte. Verzeiht, daß ich Euch ſo lange warten ließ. Sagt mir nun, Meiſter Colin,

was führt Euch zum erſten Male in die Wohnung meines Vaters?

— Der verzeihliche Wunſch, mich zuerſt nach Eurem Befinden (denn Ihr wart lange krank geweſen) und dann nach dem Eures unglücklichen Vaters zu erkundigen.

— Mein armer Vater iſt rettungslos verloren.

— Gnädiges Fräulein, Ihr erſchreckt mich?

— Es gewährt mir Troſt zu erfahren, daß Ihr Antheil an ſeinem Schickſale nehmt.

— Und wer würde dieß wohl nicht? fragte Colin mit rührendem Schmelze in der Stimme, die vom Herzen kam.

— Ich kenne Einen, der nicht ſo ſprach!

— Das war der Kaiſer!

— Ihr wißt es alſo? . .

— Daß Ihr bei ihm geweſen ſeid. Dieß weiß jetzt die ganze Stadt.

— Und was ſagt das große Prag?

— Es ſtaunt, es grollt und . . . ſchweigt!

— Und iſt das Schweigen oft nicht viel beredter als alles Reden der Welt?

— Wohl habt Ihr Recht, doch nützt es nichts! Und darum bin ich gekommen, Fräulein, um Euch,

wenn Ihr's erlaubt, in ein Geheimniß einzuweihen, das uns Allen helfen ſoll . . .

— Sprecht, Meiſter, was iſt Euer Vorhaben?

— Sind wir allein? fragte der Bildhauer ängſtlich um ſich blickend.

— Im Hauſe Georg Popels von Lobkowic hat noch niemals das Ohr eines Verräthers gelauſcht, erwiderte Eva mit einem antiken Stolze, der ſelbſt einer Heldin Plutarchs imponirt hätte.

— Wohlan, Fräulein, dann vernehmt unſern Plan! Euer Vater, der nun ſchon faſt ſechs Monate lang, noch immer nicht verhört, in ſeinem Kerker ſchmachtet, muß jetzt gewaltſam gerettet werden.

— O nun erſchreckt Ihr mich, ſagte Eva. Sprecht nicht von Gewalt! Sie bringt mehr Verderben als Heil!

— Gewalt muß durch Gewalt bezwungen werden. Das iſt das uralte Recht der Wiedervergeltung.

— Es giebt kein traurigeres Recht, als Jenes, das Ihr ſo eben genannt habt . . .

— Aber ſelbſt die Bibel gebietet es!

— Und dadurch eben unterſcheidet ſich das alte Teſtament vom neuen. Das Letztere kennt keine Rache . . . es kennt nur Vergebung.

— Und wollt auch Ihr Eurem Feinde, der

Euch das Beſte, das Theuerſte, das Höchſte — Euren edlen Vater — geraubt, gewaltſam geraubt, großmüthig vergeben?

— Eure Frage ſetzt mich in Verlegenheit. Ich möchte Euch um keinen Preis belügen. Und darum vernehmt die bittere Wahrheit: E i n e m kann ich nie vergeben!

— Und wie wollt Ihr Euch rächen?

— Ich bin eine Chriſtin, Herr, und räche mich nicht wie eine Judith! Meine Rache beſteht in . . . O laßt mich dieſes harte Wort verſchweigen!

— Euer Vater aber muß gerettet werden . . .

— Und durch welches Mittel?

— Durch liſtige Gewalt oder — wenn Ihr dieß lieber hört — durch gewaltſame Liſt. Ich und mein Landsmann, der Edelſteinſchleifer Jobſt von Brüſſel, haben einen gemeinſchaftlichen Plan zur Befreiung Eures Vaters ausgedacht und drei grundehrliche Bürgersleute, eben ſo empört als wir ſelber, in unſer Geheimniß eingeweiht.

— Und wer ſind jene drei Männer?

— Der Bader Procop, der Schuſter Wenzel, der Schneider Matthias.

— Ich kenne nur den Letzteren. Er iſt eine

gute, ehrliche Seele. Aber könnt Ihr Euch auch auf die Treue der beiden Andern verlassen?

— Jobst bürgt für den Bader; ich bürge für meinen treuherzigen Schuster.

— Und haben diese drei Männer Muth?

— Freilich nicht so viel als jene im feurigen Ofen, aber hoffentlich doch immer genug, um uns Beiden behilflich zu sein . .

— Und was habt Ihr weiter beschlossen?

— Wir wollen Euren Vater listig entführen.

— Aber wie und auf welche Weise?

— Das darf ich selbst Euch nicht verrathen.

— Wie aber, wenn Euer Plan mißlingt?

— Dann sind wir alle Fünf verloren!

— Das wäre schrecklich für mich und meinen armen Vater! Ich bitte Euch, Meister Colin, opfert Euer Leben nicht einem gewagten Plane, der so leicht mißglücken und selbst verrathen werden kann, noch bevor er ausgeführt wird. Ich bitte Euch, unterlaßt Euer Vorhaben. Der Himmel wird meinen Vater retten. Erhaltet Euer Leben Eurer Kunst . . .

— Mein Leben, meine Kunst . . . sie machen mir keine Freude mehr . . .

— Und seit wann, mein armer Künstler?

— Seit . . . seit . . dem ich meine Heimath verlaſſen . . . ſagte Meiſter Colin vorſichtig wieder einlenkend.

— Bald werdet Ihr dorthin wieder zurückkehren . . . denkt an Euer liebes, braves Weib . . .

Die Worte erſtarben auf ſeiner Zunge, die Seufzer verwelkten auf ſeinen Lippen, die Thränen vereinten ſich in ſeinem Auge.

— Denkt, fuhr Eva fort, an Eueren jungen, ſchmucken Burſchen . . .

— Und wer ſagte Euch, fragte Meiſter Colin hoch erſtaunt, daß ich daheim nicht bloß ein Weib, ein gutes braves Weib, ſondern auch einen drallen, herzigen Jungen habe?

— Mir ſagte es Eurer Freund und Landsmann. . . .

— Jobſt von Brüſſel? fragte Colin aufgeregt . . .

— Nicht er, ſondern Peter von Mecheln, den ich eigens darum gefragt . . . ich ließ mir Euer Weib und Euern Knaben ausführlich beſchreiben von ihm.

— Und warum thatet Ihr dieß?

— Weil ich an den Euren nicht minder warmen Antheil nehme, als an Euch ſelbſt . . .

— Sprecht Ihr die Wahrheit, Fräulein? fragte der Bildhauer mit gebrochener Stimme.

— Was berechtigt Euch, fragte sie mit leisem Vorwurf, daran zu zweifeln?

— O verzeiht mir, mein gnädiges Fräulein, ein so schönes Herz wie das Eure ist keiner Lüge fähig.

— Und darum, Meister Colin, dürft Ihr mir glauben, daß ich die stille verschwiegene Liebe, die in Eurem Herzen brennt, frühzeitig erkannt und gewürdigt habe, ja, daß ich sie mit tausend Freuden und mit stolzerfülltem Herzen erwidert hätte, wäre das Eure noch frei, ganz frei, gewesen.

— Das eben ist ja mein Unglück! stöhnte Alexander.

— O nennt es nicht so! Ihr kränkt dadurch ein edles Weib, das daheim mit den bangen Schmerzen jahrelanger Sehnsucht Eurer Rückkehr harrt.

— Ach, Fräulein, foltert nicht mein Herz! Sprecht nicht mehr von heiliger Pflicht. Auch die Liebe hat ihr Recht.

— Sprecht nicht mehr von Liebe zu Der, die sich mit Eurer edlen Freundschaft begnügt, welche sie Euch redlich vergelten will für's ganze Leben. Nun aber laßt uns schweigen davon und sagt mir jetzt, was Ihr für meinen Vater durchzusetzen hofft?

— Mit Gottes Hilfe Alles!

— Braucht Ihr Geld zur Ausführung Eures Planes? Nehmt hier meine Armſpange, meine Halskette. Braucht Ihr mehr, ſo ſagt es mir! Ich habe ja noch ſo viel Geſchmeide, ſo viel Perlen und Juwelen, womit mich die Liebe meiner Mutter, die Zärtlichkeit meines Vaters, ſo überreich beſchenkt hatten. Nehmt Alles, was ich mein nenne; aber rettet, rettet ihn!

— Das eben wollen wir verſuchen. Doch brauchen wir dazu kein Geld, das haben wir bereits ...

— Und woher habt Ihr dieſes Geld? fragte Eva, tief gerührt durch die edle Abſicht des Künſtlers.

— Ich habe eine meiner Statuen verkauft und mein Landsmann Jobſt hat — auf einige Zeit! — koſtbare Edelſteine, die er für den Kaiſer ſchleifen ſoll, bei einem Juden verſetzt.

— Und wenn Jener dieß zufällig erführe?

— Dann wäre der arme Jobſt compromittirt; doch bald erhalten wir Geld und können das fremde Pfand wieder einlöſen.

— Nehmt doch Hilfe von mir an! bat Eva.

— Nein, nein, das kann, das darf nicht ſein; das erlaubt die Ehre und der Stolz unſeres Künſtlerſtandes nicht.

— Ich bewundere Euch, ihr ſtolzen Niederländer!

— Ein deutſcher Künſtler handelte ebenſo! erwiderte Colin, den von Eva gerühmten Vorzug der Nation, welcher Jobſt und er ſelber angehörten, beſcheiden ablehnend.

— Ich liebe dieſe Deutſchen nicht! geſtand Eva. Und ich will Euch auch ſagen, warum. Wohl verdanken wir ihnen einen kleinen Theil unſerer Bildung, aber auch einen um ſo größeren Theil unſerer Abhängigkeit. Doch zurück zu Euerm edlen Vorhaben. Wann gedenkt Ihr dasſelbe auszuführen? —

— Uebermorgen werden wir unſere Reiſe antreten . . .

— Und wann hofft Ihr zurückzukehren? . . .

— Das ſteht in Gottes Hand! Betet, betet, daß unſer Befreiungsplan gelinge. Und bis dahin, edles Fräulein, lebet wohl!

Die Mutter Gottes nehme Euch in ihren Schutz! Gebt und vollbringt, wozu Euer edles Herz, Euer erhabenes Mitgefühl Euch antreibt, ſagte Eva ihm die Hand reichend, die er mit noch nie gefühlter Seligkeit an ſeine Lippen zog.

Eva begleitete den Künſtler durch die lange Reihe von Zimmern, durch welche man ihren Vater fortgeführt, bis in's Vorgemach.

Dort fiel ihr Blick auf die Blumenvase.

Der blitzschnellen Eingebung ihres dankgerührten Herzens folgend, nahm sie eine dieser Blumen und schenkte sie ihm mit den Worten:

— Sie hat geblüht und ist verwelkt. Verwelkt wie alles Irdische im Leben. Aber meine Freundschaft, meine Dankbarkeit für Euch wird ewig fortblühen in diesem Herzen, das Euch nie vergessen mag. Nehmt diese arme bleiche Rose und bewahrt sie als Erinnerung an mich!

— Ach, Fräulein, Fräulein, schluchzte der Bildhauer.

— Sprecht, was bewegt Euch so mächtig?

Colin vermochte das Geheimniß nicht länger zurückzuhalten. In überströmendem Gefühle gestand er:

— Diese Blumen, Fräulein, kamen von mir!

— Von Euch und nicht von Ihm? O dann haben sie wieder neuen Werth, neuen Zauber für mich! Ihr gabet mir tausend blühende; ich, Aermste, schenkte Euch (sie wiederholte absichtlich seine eigenen Worte) als ‚Tribut der Freude eines dankerfüllten Herzens' eine dafür, die eben so verwelkt als der Frühling dieses Herzens ist. Verschmäht nicht diesen unscheinbaren Talisman; er wird Euch Glück und Segen bringen.

Colin küßte die Rose und ging.

Und als Eva wieder allein war, küßte auch sie die verwelkten Blumen und drückte ein Bouquet nach dem Andern an ihr lautklopfendes Herz und sagte zu ihnen:

— Ich will Euch wie Reliquien bewahren. Ihr sollt mich stets daran erinnern, daß für mich arme, von aller Welt verlassene, mutter- und vaterlose Waise ein großes, edles, uneigennütziges Künstlerherz schlägt. Selbst verwelkt will ich Euch pflegen und lieben, denn Ihr kommt ja von Ihm!

Fünfzehntes Capitel.

Elbogen und der Gefangene.

Doch vor Allem wieder etwas Topographie! Man verarge uns dieß nicht! Hat doch ein großer, unerreichbarer Meister, dessen Namen wir unserm Leser nicht zu nennen brauchen, oft viele, lange und dennoch kurze Seiten über eine Kirche und deren Thurmspitzen geschrieben! Warum also sollte es einem bescheidenen Jünger jenes bekannten ‚Unbekannten' nicht vergönnt sein, eine Handvoll Zeilen über eine

(nicht Jedem bekannte) Feſtung zu ſchreiben, deren Inneres gleichſam der zweite Mittelpunct der Handlung dieſer Erzählung iſt?

Elbogen (böhmiſch loket, lateiniſch Cubitus genannt) ſechszehn Meilen von Prag, liegt am linken Ufer der Eger und führt jenen Namen, weil es ſich längs dieſes Flußes in Form eines Ellenbogens hinzieht. Die Eger entſpringt in Franken, geht durch das Bayreuth'ſche nach Böhmen, fließt vor Elbogen, Saaz, Laun und Budin vorüber, nimmt unterweges vier andere Flüßchen auf und mündet bei Thereſienſtadt in die Elbe.

Elbogen, mit einem ziemlich ſtarken Mauergürtel umgeben, hat nur ein einziges Thor, weßhalb man nicht durchpaſſiren kann und, wenn man weiter will, wieder umkehren und zu demſelben Thore, durch das man hineingekommen, auch hinaus muß. — Die Stadt hat ein feſtes Schloß, das auf einem jähen Felſen liegt, der finſter und drohend auf die kleine, harmloſe Eger hinabſchaut, die ziemlich ſchüchtern an ihm vorüberfließt.

Die Stadt ſelbſt iſt ziemlich alt. Kaiſer Sigismund geruhte, bald nach dem Concilium zu Trient, ſie an ſeinen Kanzler Caſpar von Schlick zu verpfänden und ihn ſelbſt in den Grafenſtand zu

erheben. Ein Nachfolger dieſes Kanzlers, Hieronymus von Schlick, müde der ewigen Fehden mit den zu jener Zeit weniger geduldigen Bürgern, die ſich beſtändig gegen ihn empörten, fand es rathſam, Elbogen dem Kaiſer Ferdinand I. abzutreten; bald aber kaufte es ſich von der k. Kammer los und ward dann königliche Freiſtadt, was ſie noch heute iſt.

Die Feſtung galt für ſehr feſt. Elbogen war eine der wenigen Städte Böhmens, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege nicht erobern konnten ‚ob ſie gleich viel Volk davor verloren.' Die Bayern aber hatten ſie 1621 eingenommen, und zehn Jahre ſpäter ward ſie auch von den Sachſen erobert.

Zu der Zeit aber, wo Georg Popel von Lobkowic auf dieſer Veſte gefangen ſaß, war ſie noch eine ‚Jungfrau,' die Jeder für uneinnehmbar hielt.

Und darum glaubte Kaiſer Rudolph, daß ſein Feind dort beſſer als anderswo aufgehoben ſei.

Georg Popel von Lobkowic ſaß hier bereits ſechs Monate, ohne verhört worden zu ſein. Der Unglückliche war der Verzweiflung nahe.

Eines Tages aber hatte ſich ſeine traurige, troſtloſe Lage urplötzlich wie durch ein Wunder des Himmels geändert. Er fühlte ſich nicht mehr allein.

Eines Morgens, als er, zum erſten Male während

seiner Gefangenschaft, aus einem süßen Traume (er hatte von seiner Tochter geträumt) erwacht war, flatterte in seiner Zelle eine muntere Taube umher.

Sie war weiß, wie frischgefallener Schnee.

Der Oberſthofmeiſter glaubte noch immer zu träumen, denn er konnte nicht begreifen, wie dieſer Bote des Friedens zu ihm hineingeflogen ſei. Allerdings hatte er, bevor er ermattet auf ſein Lager hingeſunken war, vergeſſen, das Fenſter zu ſchließen; doch ſchien es ihm unbegreiflich, daß dieſe ſchmucke Taube auf dieſem Wege zu ihm gelangt ſei, weil (wie wir ſchon früher berichtet haben) die Eiſenſtäbe dieſes Gitterfenſters viel zu eng aneinander gereiht ſchienen, um einer Taube Platz zu freiem Durchzuge zu vergönnen. Er konnte ſich alſo durchaus nicht erklären, wo und wie ſie zu ihm hineingeflattert ſei.

Aber ſie war nun einmal da, und Georg Popel von Lobkowic hatte an der räthſelhaften Erſcheinung dieſer Taube eine ſolche Freude, daß er, hochbeglückt, ſeine abgemagerten Hände zuſammenſchlug und jubelnd ausrief:

— Gott ſei Dank! Nun bin ich nicht mehr allein!

Die Taube ließ ſich nicht ſtören. Sie flatterte mit pfeilſchneller Geſchwindigkeit von einer Ecke der

Zelle zur andern. Der Oberſthofmeiſter verſuchte, ſie zu haſchen. Sie aber wollte ſich nicht fangen laſſen, denn ſie liebte ihre Freiheit eben ſo gut wie er ſelbſt und ſchien allmälig ſcheu und ängſtlich zu werden in dieſem ‚lebendigen Grabe‘. Endlich ließ ſie ermattet die Flügel ſinken und ſetzte ſich auf die Lehne ſeines Lagers nieder. Und dort endlich fing er ſie.

Aber wie groß war jetzt ſein Erſtaunen, als er gewahrte, daß am Halſe derſelben ein grünes Seidenbändchen und an dieſem ein goldener Reif hing in Form einer antiken Schlange, aus deren Augenhöhlen ihm zwei kleine Diamanten entgegen leuchteten.

— Gott im Himmel, fragte er ſich, wer hat mir dieſe Taube, wer hat mir dieſen Ring geſchickt? Soll ich glauben, daß ſie ſich nur durch Zufall — ich weiß noch immer nicht, wie? — in meine einſame Zelle verirrt, oder daß ſie irgend Jemand, der an meinem Schickſale, vielleicht gar an meiner Befreiung, Theil nimmt, ſie mir als Boten des Troſtes, als Vorläufer glücklicherer Zeiten, geſandt hat?

— Wie erkläre ich mir Dein Kommen? fragte der Gefangene ſeine Gefangene, ſie küſſend an ſeinen Mund, ſie liebkoſend an ſein Herz preſſend. O

könnteſt Du reden, meine holde Taube mit dem Oelzweige, um mir Dein Geheimniß anzuvertrauen, wer Dich an mich abgeſchickt hat, um mit mir die öde Einſamkeit meines Kerkers zu theilen und mir die Qual meiner troſtloſen Abgeſchiedenheit von Allem, was rings um mich lebt, zu mildern und, ſo gut Du es vermagſt, zu erheitern! Jetzt, ſeitdem ich Dich habe, fühle ich mich nicht mehr ſo allein, ſo ganz verlaſſen, wie bisher. Jetzt habe ich wenigſtens Eine Zerſtreuung. Jetzt weiß ich ein Weſen um mich, das mir Geſellſchaft leiſtet. Sprich, meine Taube, wer ſandte Dich? fragte er, ihr zärtlich in's treue Auge blickend, gleich als wollte er die Beantwortung ſeiner Frage aus ihren ſtummen aber klugen Blicken herausleſen. Und wer, wer ſandte mir durch Dich dieſes grüne Band, und dieſen Ring, die Du als Symbole der Hoffnung und Liebe an Deinem ſchneeweißen Halſe trägſt? — O ich Thor, ich alter Thor! — rief er nach kurzer Pauſe. Wie konnte ich nur fragen? Wer anders kann Dich geſchickt haben, als Eva, mein liebes, ſüßes, frommes Kind, das daheim um ſeinen Vater trauert und ſich Deine Flügel wünſcht, um in den Kerker deſſen zu eilen, der hier lebendig begraben iſt! Wie aber kam Eva zu dieſem Ringe? fragte er den Schlangenreif loslöſend und ihn nach

Außen und Innen nachdenklich betrachtend. Nein, nein. Dieſer Ring kommt nicht von ihr . . . ſonſt müßte ich ihn kennen! — Aber wer Dich auch geſchickt haben mag, wär's ſelbſt mein unerbittlichſter Feind, er ſei geſegnet dafür! — Nur der, ſo da weiß, was es heißt, ſechs Monden ſo mutterſeelen allein bei lebendigem Leibe eingeſcharrt zu ſein in öder Grabesſtille, nur der und kein Anderer wird die Freude, den Jubel, die Seligkeit, die mich bei Deinem Anblick immer wieder auf's Neue durchpulſt und belebt, begreifen können. Sei mir gegrüßt, meine ſchmucke Botin! Sei hundert-, ſei tauſendfach gegrüßt von Dem, der für den holden Troſt, den Dein Hierſein ihm gewährt, Dich liebreich pflegen will! — Pflegen, wiederholte er tiefaufſeufzend, doch womit? Mit ekler Gefangenkoſt? Doch warum murre, warum verſündige ich mich? Fleht nicht der fromme, gottergebene Chriſt: ‚Vater Unſer, der Du biſt im Himmel, gieb uns unſer täglich Brod!‘ Und erhalte ich nicht täglich Brod und Speiſe in Ueberfluß? Du, fromme Taube, biſt genügſamer als der ewig unzufriedene Menſch. Du, Du wirſt zufrieden ſein mit dem Brode des Gefangenen, der es tagtäglich mit ſeinen Thränen benetzt.

So ſprach er noch lange mit ſeiner Taube und

herzte und küßte ſie immer wieder auf's Neue und wurde nicht müde, darüber nachzuſinnen, nachzugrübeln, auf welche ihm unerklärliche, räthſelhafte, ja faſt wunderbare Weiſe dieſes ſchöne, kluge, treuherzige Thier in den enggezogenen Kreis ſeines traurigen Daſeins eingedrungen ſei.

So waren raſch einige Stunden vergangen. Wie ein Kind hatte er bald mit der Taube, bald mit dem Ringe geſpielt, bald ihn, bald ſie geküßt und zum erſten Male ſeit ſeiner für ihn ſchon ſo undenklich langen Zeit ſeiner Einzelhaft keinen einzigen Augenblick der Langeweile verſpürt.

Die arme Kleine aber ſchien von Hunger gequält zu werden, denn ſie ſuchte mit dem ſpitzen Roſenſchnabel umher, um irgend etwas aufzupicken, womit ſie ihre Eßluſt ſtillen konnte.

Der arme Gefangene war darüber untröſtlich, denn er wußte nicht, wie ſpät es ſei und wie lange er noch zu warten habe, bis dahin, wo der unſichtbare Kerkermeiſter ihm ſeine tägliche Atzung durch den Thüreinſchnitt hinein zu ſchieben angewieſen war.

Unterdeſſen aber war es Mittag geworden.

In dem Augenblick, als er die hungernde Taube von Neuem gehaſcht hatte, um ſie gleichſam zu tröſten

über seine hilflose Gastlichkeit, vernahm er den plumpen Tritt des Schließers.

Besorgt, daß dieser beim Oeffnen des Schiebers seinen heimlichen Gast gewahren und ihn — was dann sicher geschehen wäre — den Liebkosungen des Gefangenen entreißen würde, versteckte er, aufgeschreckt wie ein Wilddieb, die Taube in seinen Busen und horchte angsterfüllt so lange, bis der Schieber wieder herabgelassen ward.

Jetzt erst wagte er wieder aufzuathmen.

— Gottlob, die Gefahr ist vorüber! rief er aus und fütterte nun seine Taube, die sich das Brod des Gefangenen so gut schmecken ließ, daß, durch das Beispiel ihrer Genügsamkeit belehrt, auch er — zum ersten Male nach langer Zeit — wieder Eßlust verspürte und die alltägliche Kost mit weit weniger Widerwillen als bisher verzehrte.

So kann sehr oft im Leben der sich weise dünkende Mensch von einem ‚dummen' Thiere lernen zufrieden zu sein mit dem, was ihm das Schicksal zu Theil werden läßt. Das ungenügsamste Thier ist der — Mensch. Und trotz all seiner tausend Schwächen und Laster nennt er sich im stolzen Uebermuthe seiner eingebildeten Größe das Ebenbild Gottes! —

— — — — — — — — — — — — — —

Nach Verlauf von acht Tagen hatte er seine Anfangs etwas scheue Gesellschafterin schon so gekirrt, daß sie aus seiner Hand aß und seinen Worten so willig gehorchte, als ob sie jedes derselben zu verstehen fähig sei. Kein Wunder also, daß er sie von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde, mehr und mehr liebgewann, so daß er sie endlich seine Trösterin, sein Kind, seine Eva hieß und nicht müde ward, sie zu streicheln, herzen und abzuküssen, als ob sie wirklich das Fleisch seines Fleisches, das Blut seines Blutes wäre. Er pflegte sie mit väterlicher Liebe und mit banger Sorge, daß der Wärter seines Gefängnisses sie endlich doch erspähen und ihm entreißen könnte. Und dieses dunkle Vorgefühl peinigte ihn jetzt schon dergestalt, daß er in Zorn gerieth, wenn er dem Gedanken nachhing, man könne so grausam sein, ihn auch dieses Trostes zu berauben.

Die Taube aber schien ihm dankbar zu sein für die zärtliche Pflege, die er ihr angedeihen ließ. Sie küßte ihn, so gut sie es vermochte: sie theilte sein Brot, sie theilte sein Lager und schien Alles zu versuchen, um seine Gedanken zu beschäftigen und ihn aufzuheitern. Ein Gefangener tröstet so gern den Andern!

Auch der Ring war ihm lieb geworden. Er trug ihn seit dem Tage, an welchem sie auf so räthselhafte Weise zu ihm gelangt war, an dem Goldfinger seiner linken Hand, als habe er sich gleichsam mit ihr verlobt, denn sie war ihm Kind und Braut zugleich. Selbst das grüne Band verwahrte er. Es trug ja die Farbe der Hoffnung, und Hoffnung ist ja der letzte Strohhalm, an welchem der Mensch in seiner Verzweiflung sich festklammert, als wäre der gebrechliche Halm der letzte Mast des im Sturme berstenden Lebensschiffs.

Seitdem sein Schutzgeist ihm diese weiße Taube zugeführt, schienen ihm die Tage seiner Gefangenschaft nur halb so lang und die Nächte weit ruhiger und erquickender als vor ihrer Ankunft. Er hieß sie die ‚Gesandtin seiner Zukunft' und pries den ‚guten Stern,' der über seinem Haupte von Neuem zu leuchten begann.

Das menschliche Herz ist so unerschöpflich reich und erfinderisch an Trostgründen, daß es selbst aus den durch einen Windhauch zerreißbaren Fäden eines Spinnengewebes sich goldene Kettenbrücken über das stille, unergründliche Meer der Leiden bis hinüber zum blauen Hafen seiner Ruhe baut, die an der Wiege seiner Geburt aufhört und erst jenseits der

dunkeln Pforten ſeines Grabes beginnt. Der Polarſtern, der unſerem Lebensnachen von einer Küſte zu der andern voranleuchtet und wie ein Zaubermond die dunkle Nacht des irdiſchen Lebens erhellt, iſt ein Auge Gottes und heißet — Troſt!

Sechszehntes Capitel.

Liſt um Liſt.

Am Morgen desſelben Tages, an welchem die Fünfmännerſchaar in einem dicht verdeckten Wagen gegen Elbogen aufbrach, um dort ihren liſtig angelegten Befreiungsplan in Ausführung zu bringen, am Morgen desſelben Tages ſah man, gleich nach Sonnen-Aufgang, einen Reiter in geſtrecktem Galopp durch das Spitteltbor hinausſprengen auf die Straße, die nach Braudeis und Altbunzlau führt.

Die Männer, die in dem engen, von einem einzigen Gaule gezogenen Wagen ſo zuſammengepreßt wie Bücklinge in der Tonne waren, ſchienen trotz dieſer Unbequemlichkeit frohen Muthes und guter Laune zu ſein; nur der dicke Bader, im Hintergrunde des Fuhrwerks zwiſchen Schneider und Schuſter, wie

ein fetter Schinkenschnitt zwischen zwei ungleichen Butterbemmen eingeklemmt, war trotz der scharfen Morgenkühle schon in Transpiration gerathen und fing bereits so zu dünsten an, daß sein kahler Schädel mehr und mehr zu rauchen begann. Die beiden Künstler, die mit großen Reisetaschen versehen, im Vordergrunde saßen, holten, als sie die Thore Prags hinter sich hatten, ein höchst appetitliches Frühstück, begleitet von zwei Fläschchen Černoseker Landweines hervor, das sie brüderlich mit dem spießbürgerlichen Vis – à – vis theilten, welches sozusagen tüchtig einhieb. Meister Procop aß mindestens für Zwei; nur der Schneider schien, vermuthlich aus Angst über die Dinge, die im Werke waren, die Blüthe seines Appetits eingebüßt zu haben: desto besser schmeckte es dem Schuster.

— Trinkt, Gevatter Matthias, sagte Alexander Colin, dem Schneider die kurz vorher entstöpselte Flasche hinhaltend. Ein tüchtiger Schluck guten Weines wird Euch erwärmen, denn Ihr friert, wie ich sehe, und zittert an allen Gliedern Eures gebrechlichen Leichnams wie ein Hase, dem es an Muth fehlt.

— Ich dagegen schwitze wie ein Lammsbraten, entgegnete der Bader sich mit dem Rockärmel den Schweis von der Stirn wischend.

— Mir iſt nicht ganz wohl! betheuerte Matthias.

— Du haſt das Manchettenfieber, heldenmüthiges Schneiderlein! ſcherzte Jobſt von Brüſſel, die zweite Flaſche an ſeinen Mund ſetzend, um einen kräftigen Zug daraus zu thun.

— Aengſtigt Euch nicht, Meiſter Matthias, ermuthigte ihn der Bildhauer. Ihr werdet ſehen, daß unſer Plan gelingen und Alles gut ablaufen wird.

— Das gebe Gott und der heilige Wenzel! flehte der Nadelheld.

— Da bin ich doch ein ganz anderer Kerl! brüſtete ſich der Schuſter. Wenn ich etwas getrunken habe, fehlt's mir auch an Muth nicht.

Und alle Vier frühſtückten weiter.

Während das einſpännige Fuhrwerk mit der Laſt ſeiner fünf Inſaſſen ſich langſam wie eine Schnecke fortbewegte, hatte auf dem entgegengeſetzten Wege der Reiter einen bedeutenden Vorſprung gewonnen und nach Verlauf eines halben Stündchens ſchon beinahe eine ganze Meile zurückgelegt.

An einem Scheidewege angelangt gönnte er, des Weges unkundig, ſeinem Pferde (es war ein herrlicher engliſcher Renner) den erſten Augenblick der Ruhe, um einen Bauer, der auf dem benachbarten

Felde den Acker pflügte, in gebrochenem Deutsch zu fragen:

— Welches ist der Weg nach Brandeis?

Der Landbebauer, der ein Böhme vom reinsten Wasser war, sah den Ausländer mit glotzenden Augen an und schwieg, weil er kein Wort davon verstanden hatte.

Jetzt versuchte der Reiter, die Mähnen seines ungeduldigen Rosses streichelnd, sich, so gut es ging, Böhmisch verständlich zu machen.

Der Bauer zeigte ihm pantomimisch, der Reiter müsse von den drei Wegen, die vor ihm lagen, den rechten einschlagen.

Der Fremde gab seinem Pferde beide Sporen und sprengte eilig weiter, um die verlorenen Minuten wieder einzuholen.

Jetzt hatte auf entgegengesetzter Seite auch der Wagen Halt machen müssen, weil Meister Matthias sich genöthigt sah auszusteigen, um ein unabweisbares Bedürfniß zu befriedigen.

— Tummelt Euch! rief ihm Colin zu.

Der Schneider, gewohnt, diese Nothwendigkeit mit großer Ruhe und Bequemlichkeit abzuthun, blieb sitzen, ohne sich durch die wiederholten Zurufe und Stichelreden seiner Reisegefährten beunruhigen zu lassen.

— Wir haben dadurch fünf Minuten verloren! brummte Jobst.

— Ich bitte um Verzeihung, meine Herren, sagte der unpäßliche Reisegefährte, nachdem er endlich wieder eingestiegen war, aber was sein muß, muß sein!

— Er hat Recht, sagte der Bader, und darum verzeiht, meine Herren, daß auch ich auf einen Augenblick aussteige . . .

— Aber warum, zum Teufel, fluchte Colin, habt Ihr dieß nicht gleichzeitig gethan?

— Das war freilich Unrecht von mir, bekannte Procop.

— Jetzt will auch ich die Gelegenheit benutzen, sagte der Schuster eilig aus dem Wagen springend, um dem Bader Gesellschaft zu leisten.

Die beiden Künstler betrachteten sich, uneinig, ob sie darüber lachen oder wüthend werden sollten.

Endlich schleppte sich der Wagen weiter.

Der Reiter aber hatte unterdessen keinen Augenblick Zeit verloren und bereits die Hälfte seines Zieles erreicht.

— Komme ich eine Stunde später an, dann treffe ich ihn vielleicht nicht mehr und dann wäre Alles verloren, sprach er zu sich selbst und spornte seinen Renner zu verdoppelter Schnelligkeit an.

Unterdeſſen war die Sonne immer geſtiegen und die Hitze im engen und verdeckten Wagen für die Corpulenz des Baders immer unerträglicher geworden.

— Ich habe keinen trockenen Faden mehr auf dem ganzen Leibe, betheuerte Procop. Gebt mir, ich bitte Euch, einen Schluck friſchen Weines, ſonſt verſchmachte ich wie der heilige Laurentius auf dem Roſte.

— Auch ich fange zu ſchwitzen an, ſagte Wenzel, der nun ebenfalls die Anwandlung eines alten Uebels, mit welchem er auf die Welt gekommen, ungeheuern Durſt, verſpürte.

— Nur ich friere, webklagte der Schneider, der vom Augenblick blaſſer und blaſſer zu werden begann.

Colin entkorkte eine dritte Flaſche, die jetzt von Mund zu Munde ging, denn Alle tranken, nur Matthias nicht.

— Was fehlt Euch, Gevatter? fragte Procop, Ihr ſeht ja recht elend aus!

— Ach, mir iſt auch gar nicht wohl. Ich muß, mit Eurer gütigen Erlaubniß, noch einmal ausſteigen.

— Schon wieder? grollte der Bildhauer.

— Ich glaube gar, sagte der Edelsteinschleifer, diese furchtsame Schneiderseele hat aus lauter Angst...

— Ein Fieberchen bekommen! ergänzte Matthias aussteigend.

Und das Fuhrwerk mußte abermals stillstehen.

Fast um dieselbe Zeit hielt der Reiter vor einem niedergelassenen Schlagbaume, der ihm den freien Durchritt versperrte.

Er rief, er tobte und fluchte. Aber Niemand erschien, der ihn hörte. Da drängte er sein muthigfeuriges Roß einige zwanzig Schritte zurück, drückte ihm von Neuem die Sporen in die Hüfte und sprang dann in Einem Nu über die ellenhohe Barriere hinweg.

Jetzt erst zeigte sich der Aufseher, der, wüthend darüber, daß ihm Einer ‚durch die Lappen gegangen' war, ihm gleichsam, als ob er ihn gekannt hätte, mit gellender Stimme nachschrie:

— Spitzbube, infamer Spitzbube!

Dieser aber hörte es nicht mehr, denn sein edles Roß hatte ihn mit Blitzesschnelle weiter getragen.

Nachdem der Schneider, etwas erleichtert, wieder eingestiegen war, setzte sich die Schnecke (still und bewegt, wie Hyperion sagt) wieder in Bewegung.

Die beiden Künstler aber verwünschten im Stillen

den unglücklichen Einfall, den Meister Hasenfuß, dessen Unwohlsein sie nun schon zum zweiten Male aufgehalten, in ihren Plan eingeweiht und zur Ausführung desselben mitgenommen zu haben; denn leider begannen sie jetzt erst einzusehen, daß er ‚ein überflüssiges Möbel' war.

— Hätten wir ahnen können, begann Colin, daß Ihr unwohl seid, dann . . .

— Würden wir Euch zu Hause gelassen haben, setzte Jobst hinzu.

— Das wäre mir allerdings lieber gewesen, gestand der Schneider, denn ich mache kein Geheimniß daraus, daß . . .

— Ihr doch nicht schon wieder aussteigen müßt? fragten alle Vier wie aus Einem Munde.

— Das eben nicht, stöhnte Gevatter Matthias, aber ich kann Euch durchaus nicht verschweigen, daß ich mich sehr matt und angegriffen fühle . . .

— Das macht die Angst! lachte Colin.

— Mag sein! bekannte der Schneider. Wer aber kann für seine Natur?

— Er hat Recht, sagte der Bader. Nicht Jeder hat so viel Muth als Unser Einer!

— Wenn wir nur schon an Ort und Stelle wären! sagte Wenzel, denn ich habe Durst, viel Durst!

Colin reichte dem Säufer frischen Wein.

— Nehmt, Gevatter Schwamm, und stärkt Euch!

— Dieser Trank ist nicht zu verachten! erklärte der Schuster und leerte in zwei Zügen die vierte Flasche bis zur Hälfte.

Und unterdessen war es Mittag geworden.

Der Wagen hatte kaum ein Vierzehntheil Weges zurückgelegt, als der Reiter und sein Roß, staubbedeckt und schweißtriefend, schon am Ende ihres Zieles angelangt waren.

Der Mann sprang vom Pferde, dessen prächtigen Zügel er einem der vielen vor dem Schlosse faulenzend auf- und abgehenden Trabanten zuwarf, dann wandte er sich an einen dicht daneben stehenden Hoflakaien mit der Frage: Ist der Kaiser noch in Brandeis?

— Ja, lautete die träge, einsilbige Antwort.

— Ich muß Seine Majestät augenblicklich sprechen . . .

— Das geht nicht, erwiderte der Lakai. Der Kaiser hat befohlen Keinen vorzulassen, weil er hier allein und durchaus ungestört sein will.

— Ich aber muß ihn sprechen, denn es ist Gefahr im Verzuge.

— Und Euer Name? fragte Martin Rutzke, der kaiſerliche Kammerdiener.

Der Reiter nannte ihm ſeinen Namen.

— Da Ihr es ſeid, will ich Euch anmelden, ſagte der Diener, der in alle Geheimniſſe ſeines kaiſerlichen Herrn eingeweiht, zu wiſſen ſchien, daß dieſer Fremde ſeit Kurzem zu den Vertrauten Seiner Majeſtät gehörte.

Kaum angemeldet, ward er ſogleich vorgelaſſen.

— Was bringt Ihr? fragte der Kaiſer.

— Eine eben ſo wichtige als unaufſchiebbare Nachricht, ſagte er, aus ſeiner ſchwarzen Sammet-Suba einen Brief hervorholend, den er Seiner Majeſtät überreichte.

— Von wem? fragte Rudolph, auffallend unwirſch, daß er in ſeinem Alleinſein mit der Gräfin Magdalena zu unrechter Zeit geſtört worden war.

— Der Abſender hat ſich darin genannt! entgegnete der Ueberreicher, der ſich durch die üble Laune des Kaiſers nicht aus der Faſſung bringen ließ.

Rudolph erbrach das Schreiben, warf einen Blick auf die Unterſchrift und erwiderte dann, plötzlich umgewandelt, mit huldvoller Herablaſſenheit:

— Warum habt Ihr uns dieß nicht gleich geſagt?

Dann durchflog er den Inhalt der ziemlich unleserlich gekrizelten Zeilen und sprach, nachdem er sie noch einmal gelesen:

— Empfangt für diesen wichtigen Dienst, den Ihr uns dadurch geleistet, unsern besten Dank und zum Beweise unserer Allerhöchsten Huld und Zufriedenheit unser kaiserliches Wort, daß wir Euch und dem Schreiber dieser Zeilen dafür immer dankbar verpflichtet bleiben. Wartet einen Augenblick! fuhr der Kaiser fort, setzte sich an ein Pult und fertigte, um keinen Augenblick Zeit zu verlieren, eigenhändig und mit großer Hast eine Ordre aus, die er mit seinem kaiserlichen Wappen versiegelt und mit dem Namen dessen versehen, an welchen sie gerichtet war, dem Ueberreicher jener Depesche übergab mit den Worten:

— Beeilt Euch, diesen Befehl sofort an den Ort der Adresse gelangen zu lassen. Es ist keine Zeit zu verlieren. Ihr bürgt mir mit Eurem Kopfe dafür, daß die von mir ertheilte Ordre in allen Puncten von Ihm und Euch ganz so, wie ich sie vorgeschrieben, vollzogen werde. Morgen erwarte ich Nachricht von Euch. Um aber schon heute die treue Anhänglichkeit des Absenders jener Kunde und Euern Eifer für die gute Sache zu belohnen, ernenne ich

Euch hiermit zum Ritter von Brandeis, setzte Rudolph hinzu.

Jener küßte die Hand des Monarchen und verneigte sich tiefgerührt.

— Wir brechen morgen nach Pilsen auf und kehren, so Gott will, in längstens vierzehn Tagen nach unserm lieben Prag zurück. Und bis dahin gehabt Euch wohl! schloß der Kaiser, ihn allerhuldreichst entlassend.

Unten angekommen warf sich der neu creirte Ritter auf sein noch immer in Schweis gebadetes Roß und sprengte in fast ununterbrochenem Galopp, oft ventre à terre nach dem Orte der Bestimmung.

Nachdem wir den ziemlich räthselhaften Boten jenes geheimnißvollen Befehles mehr und mehr aus unserm Gesichtskreise haben verschwinden gesehen, langte (freilich erst am vierten Morgen) das Fuhrwerk der Fünfmännerschaar am Fuße des Felsens an, auf welchem sich die Veste Elbogen erhebt.

— Wir sind am Ziele! rief Procop.

— Gottlob! stöhnte der arg mitgenommene Schneider.

— Jetzt, meine Freunde und Brüder, rief ihnen der Bildhauer zu, nehmt Euch zusammen. Schlüpfet

rasch in die schwarzen Kutten und benehmt Euch, wie es so frommen Vätern geziemt.

— Ach, wenn dieser gefährliche Mummenschanz nur schon vorüber wäre, stöhnte Meister Hasenherz und verwandelte sich, so rasch als es ging.

Seinem Beispiele folgten die übrigen Vier.

— Ihr werdet doch nichts von Allem, was wir Euch während der letzten acht Tage hundertfach eingebüffelt, vergessen haben? fragte Jobst.

— Nein! Nein! schrieen Bader und Schuster.

— Und Du? Du? Wie heißest Du? fragte Colin den Schneider.

— Ich heiße Matthias! antwortete er.

— Jesus, Maria und Joseph! schrie Jobst, jetzt hat dieser elende Schneider — dieser fromme Vater wollte ich sagen — seinen Namen vergessen. Ihr heißet ja . .

— O ich Schwachkopf . . . nun fällt's mir ein . . . ich bin der Pater Pancratius Schmidt.

— Und Ihr frommer Vater? fragte Colin den Schuster.

— Ich bin der Pater Servatius Sturm.

— Und Ihr? fragte Colin den Bader.

— Ich bin der fromme Vater Medardus Trost, erwiderte Procop

— Also hübsch aufgepaßt, meine frommen Väter. Vergeßt nicht, daß dieser Spaß — falls er mißlingt — uns Allen den Kopf kosten kann, ermahnte sie Jobst von Brüssel.

— Mir wird angst und bang, betheuerte der Pseudo-Pater Pancratius . . . ich möchte zuvor noch einmal aussteigen und . . .

— Lieber gar nicht mehr einsteigen? fiel ihm Medardus in's Wort. Jetzt ist das Alles zu spät. Wir sind nun schon am Thore.

Dort angelangt, trat eine Wache auf den Wagen zu und fragte Jeden der Insassen nach seinem Namen.

Die fünf frommen Väter nannten sich.

— Und Euere Absicht? fragte die Wache.

— Wir sind von dem hochehrwürdigsten Erzbischof Zbynĕk Berka von Duba und Lipa*; abgeschickt, entgegnete Pater Gualbertus Roth (so nannte sich Alexander Colin), um die Beichte der Schloß-

*) Zbynĕk Berka war Nachfolger des am 2. Februar 1590 gestorbenen Erzbischofs und Generalgroßmeisters der Kreuzherren, Martin Medek aus Müglitz. Berka, 1592 ernannt, ward am 10. October vom päpstlichen Nuntius Cesare Speciano consecrirt.

gefangenen entgegenzunehmen und ihnen das heilige Abendmahl zu reichen.

— Und die Erlaubniß dazu? fragte der Soldat.

— Hier ist sie! sagte Pater Pamphilius Weiß (so hieß sich Jobst von Brüssel) beherzt einen alten, längst abgelaufenen Consens dieser Art vorzeigend.

— Das Ding ist in einer Sprache geschrieben, die Unser Einer nicht verstehen kann.

— Das ist nicht unsere Schuld, mein Sohn! sagte Pater Gualbertus Roth. Diese Erlaubniß ist in lateinischer Sprache abgefaßt.

— Das mag ein Anderer lesen, meinte die Wache. Einstweilen aber behalte ich den Schein...

— Das geht nicht, mein frommer Sohn! Wir müssen ihn dem Schloßburggrafen vorzeigen, sonst werden wir dort, wie Euer Verstand wohl leicht begreifen wird, nicht eingelassen.

— Nun, da habt Ihr Euer Papier. Fahr zu! sagte er zum Kutscher.

Die erste Angst war glücklich überstanden. Dem frommen Pater Pancratius Schmidt fiel ein Mühlstein von der Brust.

Der Wagen fuhr in die Stadt. Am ersten Einkehrhause, beschildet zur heiligen Ludmila, machte er Halt. Die fünf frommen Väter stiegen aus.

Der Kutscher war nicht wenig erstaunt, als er anstatt der fünf gewöhnlichen Bürgersleute, die in Prag eingestiegen waren, fünf fromme Väter der Gesellschaft Jesu, Einen nach dem Andern, mit salbungsreicher Miene und gottgefälliger Geberde, aussteigen und in's Gasthaus einkehren sah. — Er glaubte an Hexerei und fing an, sich zu fürchten.

— Schweige, drohte ihm der zuletzt Ausgestiegene, Alexander Colin, sonst bist Du ein Kind des Todes.

Dann verschwand auch er in's Haus. Dem Kutscher war der Schreck in die Glieder gefahren.

— Ich werde mich hüten zu reden! sagte er zu sich, sein Pferd ausspannend und es durch den Hof in den Stall führend.

Siebzehntes Capitel.

Die Hiobspost.

Vierzehn Tage waren seitdem dahingegangen. Während dieser für Eva's Ungeduld und Herzensangst unerträglich langen Zeit hatte sie weder irgend etwas von dem ungewissen Schicksale ihres

Vaters, noch von dem Kaiser und dessen Hofstaate, der noch immer in Pilsen verweilte, eben so wenig aber von ihrem Arzte Jessenius als von dem Befreiungsversuche ihres großherzigen Freundes und seiner treuen Gehilfen vernommen.

Das Einzige, was durch das allgemeine Stadtgespräch zu ihrer Kenntniß gelangt, war das Nähere über die unterdessen decretirte und gleich darauf in Vollzug gesetzte Confiscation der Güter ihres Vaters. Es war darüber Folgendes bekannt geworden: Der größte Theil der auf kaiserlichen Befehl eingezogenen Herrschaften (wie Hasenburg, Libochowic, Kommotau, Eydlitz und Graupen*) war versetzt, der andere kleinere Theil sogar verkauft worden. Die Herrschaft Rothenhaus hatte Adam Hkan von Harasowa, der damalige Burggraf von Königgrätz, käuflich an sich gebracht. Melnik, berühmt durch seinen böhmischen Burgunderwein, war vorläufig auf drei Jahre, für 50,000 Schock böhmischer Groschen an Joachim Nowohradsky von Kolowrat, den Karlsteiner Burggrafen und königlich böhmischen Kammerpräsidenten, verpachtet worden. Mehrere um

*) In der Nähe des letzgenannten Ortes hatte er die Probstei Mariaschein gestiftet.

Kommotau gelegene Ortschaften, wie Görkau und Lickau*) hatte Leonhard von Steinbach, gleichfalls pachtweise, an sich gebracht.

So war der Tochter von den ehemaligen reichen Besitzthümern ihres Vaters nur das in der Nähe der Thomaskirche gelegene Haus und das Vermögen von Seiten ihrer Mutter (das der Kaiser aus Schonung für Eva nicht miteonfiscirt hatte) übriggeblieben. Letzteres hatte der kaiserlichen Gnade hinreichend geschienen zu dem bescheidenen Unterhalte jenes frommen Engels, den er liebte und dessen Stolz und Härte ihn fast eben so empörte, als dessen Schönheit und Leibreiz ihn entzückte. Vielleicht lag es im Plane Rudolphs, Liebloſigkeit durch Liebloſigkeit vergeltend, Eva gerade durch diese seinem Herzen bis dahin fremd gebliebene Härte und Tyrannei endlich doch noch zur Nachgiebigkeit und Unterwerfung zu bewegen.

Irren aber ist nicht nur menschlich, sondern oft auch fürstlich, denn Eva's ganzes zukünftiges Leben bewies, daß Rudolph ihr Herz nicht gekannt und

*) In der Gesindestube des letztgenannten Schlosses war Georg Popel von Lobkowic vor seiner Abführung nach Elbogen ein Paar Tage lang gefangen gehalten worden.

sich schon darum in all' seinen Berechnungen arg getäuscht haben müßte.

Eva hatte vor dem Bilde ihrer frommen, unvergeßlichen Mutter dieser und sich selbst gelobt, unerschütterlich-fest in den Grundsätzen der Ehre und Tugend ihres Hauses zu beharren. Sie hatte sich und ihrer Mutter geschworen an diesem Gelübde der Ehre und Keuschheit festzuhalten bis zum letzten Hauche ihres Lebens, und der Verlauf unserer Erzählung wird uns zeigen, ob sie diesem Schwur treu geblieben ist.

Seit ihrer Wiedergenesung hatte sie ihren einzigen Trost, ihre einzige Zerstreuung, ihre einzige Aufheiterung im Schooße der Bibliothek ihres Vaters gefunden. Die Werke, in welchen sie Tag und Nacht studirte, um den Kreis ihrer Kenntnisse zu erweitern, waren ihr allmälig so lieb und werth geworden, daß sie in ihnen bald nicht mehr todte Bücher, sondern lebende Freunde erblickte, in deren Umgang sie eine Quelle des Trostes, unerschöpflich wie der gütige Schooß der Mutter Erde, fand.

Wenn alle andern Freunde beim Untergange der Sonne unseres Glücks lieblos uns verlassen, dann sind die Bücher die einzigen, welche uns treu bleiben

und in den Stunden trüben Ungemachs tröstend zur Seite stehen.

Dieß fühlte auch Eva von Lobkowic. Sie vertiefte sich stundenlang in die Gedanken Anderer, um, wenn auch nur auf kurze Zeit, die eigenen zu vergessen, die sie auf das Prokrustesbett grausamen Kummers spannten. Wenn ihr schwer gefolterter Geist dann auf Augenblicke in völlige Trostlosigkeit versank, dann war sie so namenlos unglücklich, daß sie verzweifelnd selbst ihren letzten Freunden den Rükken kehrte und niedergesenkten Hauptes einer Trauerweide glich, die ihre langen grünen Thränen auf das Grab ihrer eingesargten Hoffnungen herniederfallen ließ.

— Wo finde ich einen Philosophen, rief sie eines Abends, als sie von den Strahlen der untergehenden Sonne verklärt, inmitten ihrer Bücher saß, wo finde ich einen Autor, der wie jener griechische Weise Antiphon, welcher zu Korinth die edle Kunst, Traurige zu trösten, gelehrt haben soll, mir Aermsten, auf dem Gipfel meiner Hoffnungslosigkeit den letzten Strahl von Trost in die endlose Nacht meiner Seele zu gießen vermag?

Da fiel ihr Blick auf den Römer Severinus Boethius, der, eines heimlichen Einverständnisses mit

dem Kaiser Justinus angeklagt und von Theodorich, König der Ostgothen, gefangen genommen, in seinem Kerker ein Werk vom ‚Troste der Philosophie' geschrieben, das seinen Namen für alle Zeiten unsterblich und für Jeden, der in schweren Leiden des Trostes bedarf, unvergeßlich gemacht.*)

Eva, die dieses Buch bis dahin noch nicht gekannt hatte, begann jetzt aus diesem unerschöpflichen Borne echt christlicher Entsagung den Lethe neuen Trostes für die ewigwache Erinnerung ihres kindlichen Kummers zu schöpfen.

So war denn der neue Antiphon, den sie gesucht, für sie gefunden, und dieser Tröster war es, der sie fortan durch die öde Wüstenei ihrer freiwilligen Gefangenschaft begleitete und sie die Riesengröße ihres Schmerzes mit heldenmüthiger Resignation ertragen lehrte.

Eines Morgens, als sie — Dank jenem Buche — hoffnungslos, doch auf das Schlimmste christlich gefaßt und vorbereitet der Kunde harrend, ob der Befreiungsplan ihrer Freunde gelungen sei, wieder in jenes Werk vertieft, in der Bibliothek ihres Vaters

*) Am 23. October 526 ward Boethius in seinem Gefängnisse zu Pavia enthauptet.

saß, wurde ihr durch die Dienerin ein Besuch angemeldet.

— Ein Fremder wünscht Euch zu sprechen, sagte die Dienerin.

— Sein Name? fragte Eva.

— Er wollte sich durchaus nicht nennen.

— Eine Ahnung sagt mir, daß er Kunde von meinem unglücklichen Vater bringt. Und darum lasse ihn augenblicklich eintreten.

Und gleich darauf erschien der Fremde.

— Und wer seid Ihr? fragte Eva bestürzt.

— Ich bin ein Edelsteinschleifer des Kaisers und heiße Jobst von Brüssel.

— Ihr seid der Freund Alexander Colins . . .

— Ich bin stolz darauf, diesen Ehrennamen zu verdienen . . .

— Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht! Welche Nachricht bringt Ihr mir von meinem Vater?

Jobst von Brüssel schwieg tief bewegt.

— Sprecht, sprecht, lieber Herr. Ihr findet mich auf's Schlimmste gefaßt.

— O dann vernehmt, mein edles Fräulein, was ich mit blutendem Herzen Euch zu verkündigen habe. Unser gemeinschaftlicher Befreiungsplan ist — leider! — mißglückt.

— Und mein Vater? fragte sie gefaßt.

— Ist — weh mir, daß ich Euch dieses sagen muß! — verschwunden.

— Verschwunden! wiederholte Eva, ihre Fassung verlierend.

— Man hat ihn von Elbogen hinweggeführt ....

— Großer Gott, wohin?

— Dieß ist bis jetzt ein Geheimniß, unerklärlich, unerforschlich wie so vieles Andere, was seit Kurzem an diesem Hofe sich ereignet . . .

— Man wird ihn heimlich getödtet haben! rief Eva angsterfüllt.

— O glaubt dieß nicht, Fräulein! Ich schwöre Euch, Euer Vater lebt! sagte Jobst, um sie zu beruhigen.

— Und was berechtigt Euch zu diesem Schwure?

— Die Stimme meines Herzens und mein noch immer unerschütterlicher Glaube an die Gerechtigkeit des Kaisers!

— O redet nicht von Ihm! Ihr baut auf Sand, mein Freund!

— Nein, Fräulein, ich baue auf Gott! Und mein Vertrauen zu Gott sagt mir: er, der Richter aller Richter, werde nicht zugeben, daß Euer Vater ungehört verurtheilt werden darf.

— Gott iſt gerecht! Doch Euer edler Freund, Meiſter Colin? fragte Eva.

Jobſt von Brüſſel ſchwieg von Neuem!

— Sprecht, ſprecht, Euer Schweigen und die Ungewißheit, in die es mich verſetzt, foltert mich mehr als die traurigſte Gewißheit. Faßet Muth wie Eva, erzählt ihr Alles, verſchweigt ihr nicht das Kleinſte; denn ich muß Alles, Alles wiſſen!

— Als Jeſuiten verkleidet begaben wir uns in den Kerker Eures Vaters, unter dem liſtigen Vorwande, ſeine Beichte zu vernehmen und ihm das Abendmahl zu reichen. Wir frohlockten, als wir die gewagte Liſt ohne den leiſeſten Verdacht gelingen ſahen und ohne die kleinſte Schwierigkeit Zutritt zu der Zelle des Oberſthofmeiſters erhielten. Colin und ich hatten den Plan verabredet, den Gefangenen aus ſeinem Kerker zu befreien dadurch, daß wir Euren Vater bewegen wollten, in Alexanders Kutte zu entſchlüpfen. Er ſelber hatte darauf beſtanden, als Geißel zurückbleiben zu wollen.

— O welche Aufopferung! ſtöhnte Eva von Lobkowic.

Beherzt und des Gelingens unſeres Sieges gewiß, betraten wir das Gefängniß Eures Vaters. An ſeiner Stelle fanden wir einen Andern. — Wer ſeid

Ihr? fragt Alexander Colin. — Der Fremde richtete sich mit satanischem Stolze empor und entgegnete mit boshafter Schadenfreude: „Ich bin Girolamo Scotto, Ritter von Brandeis. Wer aber seid Ihr, mein frommer Vater?“ fragte er meinen tief bestürzten Landsmann. — „Ich bin der Pater Gualbertus Weiß!“ wagte dieser zu erwidern. — „Ihr seid ein Betrüger!“ schrie Scotto. „Ich kenne Euch und diese da, fuhr er fort, triumphirend auf uns hinzeigend. Ihr seid Alexander Colin aus Mecheln, ein listiger Betrüger, durch Vorzeigung einer falschen vom Erzbischofe ausgestellten Erlaubniß eingedrungen in den Kerker des Hochverräthers Georg Popel von Lobkowic, um ihn daraus in der Verkleidung eines Jesuiten zu entführen.“ — Es sank uns Allen der Muth. Wir fühlten, daß wir verrathen waren. „Ich weiß Alles!“ sagte der Elende. „Eure teuflische List ist entdeckt. Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und Herr, hatte allerhuldreichst geruht, seinem treuesten Diener, mir, Girolamo Scotto Ritter von Brandeis — wiederholte er mit lächerlichem Stolze — den allerhöchst eigenhändig ausgefertigten Befehl zu ertheilen, den Staatsgefangenen, den Ihr zu befreien kommt, sofort nach einer andern Veste (nach welcher sollt Ihr nie erfahren) abführen und

an ſeiner Stelle mich einſchließen zu laſſen, um Euch, Elende hier zu erwarten. Nur darum, weil dem Kaiſer und mir Euer ganzes Gaukelſpiel bekannt geworden war, nur darum ließen wir Eurem nichtswürdigen Befreiungsplane nicht die kleinſte Schwierigkeit in den Weg treten, um Euch Eures Sieges gewiß zu machen und Euch deſto leichter und ſicherer in die von mir gelegte Falle hineinzulocken!

— Der Schändliche! rief Eva tief erbittert.

— Ihr ſeid jetzt Alle in meiner Gewalt, fuhr der Elende fort. Euer Haupt iſt dem Henker verfallen. Ein Federzug des Kaiſers kann Euch alle Fünf mit Einem Schlage vernichten. Seine Majeſtät aber iſt eben ſo mild als gerecht. Euch Vieren, die Ihr von Jenem (ſagte er auf meinen armen Landsmann weiſend) zu dieſem ſchändlichen Bubenſtreiche verleitet worden ſeid, Euch ſchenkt er großmüthig die Freiheit; dieſer aber, fuhr er mit teufliſchem Frohlocken fort, der alleinige Urheber dieſer verruchten Verrätherei —

— Weh mir, was werde ich hören! ſchrie Eva qualvoll die Hände ringend.

— Er, der das Wohlwollen ſeines kaiſerlichen Herrn und Beſchützers mit Undank belohnt, er bleibt an Stelle des Gefangenen, den er mit frevelnder

List zu befreien ſich erkühnen gewollt, zur Strafe ſeines Frevels in dieſem Kerker zurück.

— Himmel! ſchrie Eva, außer ſich gerathend. Colin, Euer Landsmann, mein edelmüthiger Freund!

— Iſt, wie es ſcheint, rettungslos verloren.

— Allmächtiger Gott, wo iſt Deine Gerechtigkeit! ſchrie die ſchwer geprüfte Dulderin. Wo ſind die Blitze Deines Zornes, der die menſchliche Ungerechtigkeit zu Boden ſchlägt? Er, der im Beſitze ungetheilter Macht mir den Vater gewaltſam aus meinen Armen reißen ließ, hat, um das Maaß meiner Leiden überfließen zu laſſen, mir jetzt auch den theuerſten, edelſten, aufopferndſten meiner Freunde geraubt!

— Gebt darum nicht alle Hoffnung auf. Scheidend von meinem armen Landsmann, der aus dem Munde des verdammten Italieners das Urtheil ſeiner lebenslänglichen Gefangenſchaft mit bewundernswürdiger Ruhe und mit dem ganzen Stolze eines gottvertrauenden Märtyrers vernahm, ſcheidend aus dem Kerker meines Freundes, deſſen Strafe ich zu theilen bereit war, gab ich ihm, als ich mich dieſer Ehre und Gunſt grauſam beraubt ſah, gab ich ihm den Rath, ſich an den Kaiſer zu wenden, und deſſen Gnade zu erflehen.

— Er weiß nicht, was Gnade iſt! ſagte Eva, ihre Augen, aus denen ein Strom heißer Thränen hervorbrach, mit ihren Händen bedeckend.

— Ich, ſelber Theilnehmer ſeiner Schuld, will mich, ſobald der Kaiſer von Pilſen zurückgekehrt iſt, zu den Stufen ſeines Thrones niederwerfen und fußfällig ihn anflehen: „Herr, vergieb Deinen Schuldnern, ſo wie wir Denen vergeben, die unſere Schuldner ſind.“!

— Und glaubt Ihr, daß Euer frommes Flehen Euern Freund, unſern Freund, aus den Banden ſeiner Gefangenſchaft befreien wird?

Jobſt von Brüſſel verſank in Schweigen.

— Euer Schweigen ſagt nur zu klar und deutlich, wie wenig Ihr von jenem Schritt erwartet.

— Und dennoch werde ich ihn thun, ſagte Jobſt, zum Himmel aufblickend.

— Das vergelte Euch Gott, Meiſter Jobſt. Auch ich will meine Hände, wie ein Anderer meiner Freunde mich gewarnt, nicht müßig in den Schooß legen und Alles einzig und allein von des Himmels Hilfe erwarten . . .

— Was wollt Ihr thun, edles Fräulein?

— Mich ſchriftlich an Jenen wenden, deſſen Namen ich nie auszuſprechen wage . . .

— Und hofft Ihr? fragte Jobſt zweifelnd.

— Ich hoffe nichts mehr auf dieſer Welt und dennoch — ich ſchwöre es Euch! — werde ich nichts unterlaſſen und Alles, Alles wagen, um meinen Vater und Euern Landsmann zu befreien.

— O könnten ſie Euch jetzt hören!

— Dann würden ſie es glauben, daß ſie für mich die Theuerſten auf Erden ſind!

— Ach, holdes Fräulein, faſt beneide ich meinen gefangenen Freund um das ſchöne ſtolze Glück, für Euch leiden zu dürfen und ſich von Euch bemitleidet zu wiſſen . . .

— Er iſt, wie Jobſt, ein gefeierter Künſtler. Ihr Beide bedürft des Mitleids nicht! Das was Euch fehlt . . .

— Iſt die Liebe eines ſolchen Engels! unterbrach ſie der Mitwiſſer ihres einzigen Geheimniſſes.

— Lebt wohl, Meiſter Jobſt von Brüſſel, ſprach Eva, welche ihre ſtille Neigung, die ſie einer köſtlichen Perle gleich tief verborgen in der Muſchel ihres Herzens trug, urplötzlich verrathen fühlte und darum nichts weiter davon zu hören wünſchte. Schreibet Ihr in Eure Heimath, dann grüßt von mir Colins Weib und Kind viel tauſend-tauſendmal und ſaget Ihr . . . . .

— Was, Fräulein, soll ich sagen?

— Nichts, nichts! unterbrach sich Eva, das Aufschäumen ihres Gefühles siegreich niederkämpfend.

— Thränen blitzen in Euren holden Augen.

— Sie gelten nur meinem unglücklichen Vater, sagte Eva sich beherrschend. Geht mit Gott und allen Heiligen!

Und Jobst von Brüssel entfernte sich. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Als Eva mit sich und ihrem Schmerze allein war, trat sie an's Fenster und schnitt in eine der unbemalten Scheiben mit dem Demantringe, den sie am kleinen Finger ihrer Linken trug, wie halb und halb in Traum versinkend, zwei Buchstaben A. E. und gleich darunter den Sinnspruch eines ihrer tapfersten Landsleute, Wenzel Wratislaw von Mitrowic, ein:

Per aspera ad prospera!

Dann rief sie wie aus süßem Morgentraume erwachend:

— Nur E i n e kann sie B e i d e retten!

Ende des ersten Bandes.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerjabek.

Auf dem Hradschin,

oder

Kaiser Rudolph II. und seine Zeit.

Historisch-romantisches Gemälde

von

Eduard Maria Oettinger.

A. D. S. I. T.
Devise Kaiser Rudolphs II.

Zweiter Band.

1856.

Prag & Leipzig,
Expedition
des Albums.

New-York,
B. Westermann & Comp.
290, Broadway.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Erſtes Capitel.

Die Gräfin Maria Magdalena.

Die Eine, welche, wie Eva von Lobkowic zu hoffen wagte, Beide (Vater und Freund) durch den Einfluß ihrer faſt zauberiſchen Allgewalt zu retten im Stande ſei, war keine Andere, als — Gräfin Maria Magdalena.

Die Lebensverhältniſſe dieſer am glanzgeſchmückten Hofe Rudolphs II. faſt eben ſo vielfach genannten, als vielfach falſch beurtheilten Dame ſind noch bis zu dieſer Stunde in ſo dichte, undurchdringliche Schleier eines ſo ſchwer zu lüftenden Geheimniſſes gehüllt, daß weder ein Geſchichtsſchreiber jener Tage noch irgend ein hiſtoriſcher Forſcher der Neuzeit mit Gewißheit anzugeben weiß, wer ihre Eltern geweſen ſind.

So viel aber iſt erwieſen, daß Maria Magdalena

von gutem böhmiſchen Adel war und für eine der verführeriſchſten und geiſtreichſten Damen des rudolphiniſchen Hofes galt.

Sie glich der egyptiſchen Cleopatra, wie ſie aus der farbenſatten Palette Guido Reni's auf jenes Stück Leinwand übertragen worden, das jetzt eine der ſchönſten Zierden des Jupiter-Saales in der florentiniſchen Bildergallerie degli Ufficj iſt. Der Biß der Schlange, mit welcher die Geliebte des Triumvir Antonius auf jenem Bilde mit eigener Hand ihr Herz vergiftet, dünkt uns ein Symbol der Reue, die ſie über die Sünden ihrer Jugend zu empfinden ſcheint. Magdalenens liebeträumendes Geſicht, ein zartes Gewebe von Milch und Blut; ihre dunkelſchwarzen, langgewimperten, tief nachdenkenden Augen, erhellt von den blitzenden Abſpiegelungen ihrer von ewiger Reue beunruhigten Seele; ihr purpurfriſcher Mund, von einem faſt beſtändigen Lächeln bitterer Wehmuth umſpielt; ihr dunkelbraunes Haar, das in ungekünſtelten Ringellocken theilweiſe auf ihre üppig gewölbte Bruſt und auf den blendendweißen Marmor ihres Nackens herniederfiel; ihre impoſante Geſtalt und ihre ſtolze Haltung verliehen ihrer ganzen äußeren Erſcheinung eine Aehnlichkeit mit jener Cleopatra, wie ſie ſich jener italieniſche Meiſter

gedacht. Bei aller Gluth der Sinnlichkeit, die jeden ihrer Züge, jede ihrer Mienen, jeden ihrer Blicke elektrisch durchzuckte, machte sich ein scharf ausgesprochenes, all' jene sinnlichen Linien milderndes Gefühl banger Reue bemerkbar, die alles Unschöne, Unedle in diesem Antlitz gleichsam versöhnte, verschönte und verklärte. Ihre Seele schien es gleichsam zu bereuen, daß sie in einem so schönen und zur Sünde sich hinneigenden Körper wohne. Die Luft, die er ausathmete, mahnte weniger an den Duft betäubender Blumen, als an den einschmeichelnden Geruch kaum gepflückten, frischen Obstes, das nur Eine Hand berührt zu haben schien.

Weniger schön als pikant, weniger gut als geistreich, mehr berechnend als natürlich, war Gräfin Maria Magdalena mehr kokett als liebenswürdig, mehr eroberungssüchtig als eroberungswerth, aber trotz aller dieser Schatten- und Lichtseiten ihrer Persönlichkeit wie ihres Charakters, gefährlich für jeden Mann, der mit dieser Circe des prager Hofes in Berührung kam.

Kein Wunder also, daß ein für Frauenschönheit so rasch empfängliches Herz, wie das des zweiten Rudolphs, sich von dem Zauber der geheimnißvollen

Sirene gefangen nehmen und mehr und mehr in's goldene Netz ihres verführerischen Reizes hineinlocken ließ.

Genug, Rudolph schwärmte für sie. Und nach und nach hatte sie durch die Anziehungskraft ihres blendenden Geistes, wie durch den Nimbus ihres zurückhaltenden Wesens so viel Herrschaft über ihn gewonnen, daß er — ohne es kaum zu ahnen ja viel weniger es zu wissen, — der Sclave ihres ihm oft unerklärlichen Willens, der Spielball ihrer sich häufig widersprechenden Launen geworden war.

Was sie mit diesem räthselhaften Wechsel von Anziehung und Abstoßung ihres kaiserlichen Anbeters bezweckte, wußte Niemand außer ihr selbst.

Die Gräfin war — wie fast jede Andere in derselben Lage und Stellung zuerst ein Gegenstand des Neides, dann ein Mittelpunct der höfischen Medisance und endlich — Letzteres wahrlich unverdient — eine Zielscheibe des allgemeinen Hasses geworden.

Maria Magdalena ließ sich dadurch nicht einschüchtern und verfolgte, wenn auch dann und wann von innerer Reue gequält, doch fest und beharrlich das weit entfernte Ziel ihres stillverschwiegenen Ehrgeizes.

Die Gräfin war mit dem Kaiser auf Brandeis,

in Iwan und vierzehn Tage in Pilsen gewesen. Hier hatte sie auf ausdrücklichen und lebhaft wiederholten Wunsch Rudolphs sich — ganz wider ihren Willen — endlich doch entschließen müßen, einem Vertrauten Seiner Majestät, dem berühmten Künstler Johann von Aachen, zu sitzen, der sie in Lebensgröße malen mußte für die Privatgalerie seines kaiserlichen Herrn und Gebieters.

Nachdem dieß angefangen war, hatte sich die Gräfin auf einem Umwege — wohl absichtlich, um nicht Prag zu berühren, (wohin der Kaiser gleich nach ihrer Abreise zurückgekehrt war) — zur Herstellung ihrer angegriffenen Gesundheit — wie es bei Hofe hieß — nach Teplitz begeben.

Da Johann von Aachen mit dem Bilde in Pilsen — vielleicht ebenfalls absichtlich — nur halb fertig geworden war, so hatte er, um das Bild zu vollenden, auf Befehl des Kaisers und auf Wunsch der Gräfin, Letztere auf ihrem Ausfluge nach Teplitz begleitet.

Und dort befand sie sich jetzt.

Bevor wir in der Entwickelung unserer Erzählung fortfahren, gestatte man uns, hier einen Augenblick anzuhalten, um der Phantasie unseres Lesers

oder der Unſern ſelbſt — ganz wie man dieß will — einen kurzen Ruhepunct zu gönnen.

Teplitz war ſchon damals ſo ſchön als jetzt, ja, vielleicht noch ſchöner, lieblicher, romantiſcherer und gewiß weniger geräuſchvoll als in unſern Tagen.

Teplitz iſt die Krone der böhmiſchen Bäder. Mutter Natur, die liebenswürdigſte, großmüthigſte und unerſchöpflichſte aller Verſchwenderinnen, hat hier die ganze Pracht ihrer unnachahmlichen Decorationen aufgerollt, den ganzen Schacht ihrer maleriſchen Schönheiten ausgebreitet und ein Wunder-Panorama hingezaubert, das, ein Duodez-Eden, ein Mignon-Paradies, uns noch heute ganz ſo anlächelt, wie damals, und uns heimlich und heimiſch in's Ohr flüſtert: „Dulce est desipere in loco!“ Die Luft, die hier weht, iſt keine kaiſerlich öſterreichiſche, auch keine königlich böhmiſche, auch keine hochfürſtlich-Claryſche, ſondern eine göttlich-reine, himmliſch-milde, paradieſiſch-ſüße Luft, die wie erquickender Balſam, wie kühlender Sylphen-Flügelſchlag, wie märchenſchwangerer Clerodendron-Duft auf uns herniederträufelt und ſtille Sabbath-Ruhe und arkadiſchen Hirtenfrieden in die blaſirte Seele gießt und die erſchlafften Fühlhörner derſelben von Neuem empfänglich macht für die geheimnißvollen Reize der Natur, die eine Ninon

de Lenclos, ewig jung, ewig schön, ewig anziehend und verführerisch bleibt.

Aber auch vom geschichtlichen Standpuncte betrachtet ist dieses kleine, schmucke, liebenswürdige Teplitz durchaus nicht uninteressant.

Dieser Badeort, schon zur Zeit Kaiser Carls IV. berühmt, liegt im Leitmeritzer Kreise, zwölf Meilen von Böhmens Hauptstadt, in einem durch das Erz- und Mittelgebirge gebildeten Thale, das sich 674 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Einer alten Tradition nach sollen seine heißen Heilquellen schon im Jahre 762 durch einen böhmischen Wládyken Namens Kolustug, endeckt worden sein. Die eigentliche Geschichte Teplitzs beginnt erst im Jahre 1173, in welchem Königin Judith (Gemahlin Wladislaws IV.) am Fuße der Doubrawská Hora, dem jetzigen Schloßberge, ein Benedictinerkloster für Nonnen gestiftet hatte. Hundert Jahre später von Kaiser Rudolph I. vertrieben, flohen sie nach Teplitz. Im fünfzehnten Jahrhundert war diese Stadt von Hussiten erobert und niedergebrannt. Bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhundertes blieb Teplitz im Besitze der Herren von Wřesowic, die hier das erste Schloß gegründet hatten. Durch Heirath kam Teplitz mit Schloß an die Kinský. Radislaw von Wáynic (Kinský) der Gelehrte, legte die

Bäder an. Zu jener Zeit, in welcher die Handlung unſeres Romanes ſpielt, gehörte das ganze teplitzer Gebiet mit der Doubrawská Hora, auf der ſich an Stelle der alten eingeäſcherten, in romantiſche Sagen eingehüllten Burg ein neues Schloß aus den Trümmern des alten erhob, dem Radiſlaw und Wilhelm Kinský, (dem nachmaligen Generale des Friedländers), der 1634 zu Eger getödtet ward. Seine Güter wurden verſchenkt und Teplitz gelangte, als Belohnung treuer Kriegsdienſte, in den Beſitz Johannes von Aldringen. 1639 ward das Schloß von den Schweden erobert und 1635 von Kaiſer Ferdinand III. zerſtört. Als 1664 das Geſchlecht der Aldeinger mit Johann Mar erloſch, fiel Teplitz an ſeinen Schweſterſohn, Max Georg von Clary-Aldringen, in deſſen Nachkommen es ſich bis zu unſern Tagen fortgeerbt hat. Kehren wir nun zur Gräfin zurück.

Maria Magdalena, begleitet von ihrer zahlreichen Dienerſchaft, von ihrem Beichtvater, ihrem Arzte und dem kaiſerlichen Hofmaler, hatte ihr fliegendes Zelt auf dem Schloßberge in der (damals noch nicht zur Ruine herabgeſunkenen) Burg aufgeſchlagen und von hier aus faſt ſchon ſechs Wochen lang die zu ihren Füßen liegenden Bäder benutzt und während der Zeit des Ausruhens dem Künſtler Johann von

Aachen die huldreiche Erlaubniß gewährt, ihr für den Kaiser bestimmtes Bild hier mit Muße vollenden zu dürfen.

Sie saß ihm oft tagelang nicht. Eine leidenschaftliche Verehrerin der Jagd, pflegte sie es vorzuziehen, jedes Mal, so oft ihr Arzt und die Witterung es ihr gestatteten, in Begleitung einiger Diener nach dem Eichwalde hinauszureiten und sich dort mit dem ganzen Ungestüme ihrer sanguinischen Gemüthsart allen Genüßen und Gefahren der Jagd hinzugeben. An Luxus gewöhnt, liebte sie es auf diesen Ausflügen stets in reichem, fast theatralischem Costume, am häufigsten und liebsten in grüner Atlasrobe und schwarzem mit Goldschnüren besetzten Sammetmieder, einem weißen mit langen Reiherfedern geschmückten Filzhute, rothen Halbstiefeln und einer mit Brillanten besetzten Reitgerte zu erscheinen. Letztere war ein Geschenk des Kaisers.

Eines Nachmittags, als die Gräfin weit früher als gewöhnlich von der Jagd heimgekehrt war, verspürte sie endlich einmal wieder Lust, dem Maler eine halbe Stunde ihrer müßigen Zeit zu schenken. Er setzte sich an die Staffelei. Die Gräfin, noch immer in ihrem Jagdcostume, stellte sich mit verschränkten

Armen vor das Bild, betrachtete es einen Augenblick und ſagte dann mit empörender Ruhe:

— Aufrichtig geſagt, es gefällt mir nicht!

— Das Bild? fragte der Maler betroffen.

— O nein, ich habe Euch ja ſchon oft geſagt, daß ich es ſchön, ſehr ſchön, wenn auch nicht ganz ähnlich finde . . .

— Was alſo mißfällt Euch daran?

— Das Coſtume, Meiſter Johann von Aachen! Ich würde es vorgezogen haben, mich durch Euch in einer viel kleidſamern Tracht verewigt zu ſehen, zum Beiſpiel als Diana . . .

— Als Göttin der Keuſchheit? fragte der Schmeichler.

— Sagt lieber als Königin der Jagd! Dann kommt Ihr der Wahrheit viel näher und erſpart uns Beiden das läſtige Gefühl des Erröthens.

Der Maler ſchwieg, weil er nicht wußte, was er auf die ziemlich harte Selbſtanklage der Gräfin erwidern ſollte.

— Ich haſſe die Schmeichelei, fuhr ſie fort, ſich niederſetzend, denn Schmeichelei iſt eine Zwillingsſchweſter der Lüge, und aus dieſem Grunde ſeid Ihr, Söhne Raphaels, mehr oder minder Alle arge Lügner.

— Mein Bild, Gräfin, ſpricht die Wahrheit.

— Damit belügt Ihr Euch, nicht mich. Ich weiß die Feinheiten Eures Pinſels, die Reinheit Eurer Zeichnung, die Lebendigkeit Eurer Farben wohl zu ſchätzen, doch bin ich deßhalb nicht blind gegen die Mängel Eures Bildes. Verleitet, wie mir ſcheint, durch meine Vornamen, habt Ihr aus mir eine Büßende, ihre Sünden bitter bereuende Maria Magdalena gemacht . . . dieß aber bin ich keineswegs . . . denn zugegeben, daß ich in meinem Leben vielleicht ſchon manche Sünde beging, ſo hab' ich ſie doch wenigſtens bis jetzt, ſo aufrichtig als auf Eurem Bilde, noch nicht bereut . . .

— Ihr gefällt Euch, gnädigſte Gräfin, wieder einmal in der unzufriedenen Laune, Euch ſelber Euern Nimbus zu zerſtören . . . Nur darum, weil Euer gutes, edles Herz Euch ſagt, daß Ihr Euch keiner Sünden anzuklagen habt, eben darum habt Ihr keinen Grund, ſie bereuen zu müßen, ſagte Johann von Aachen, ohne von ſeinem Bilde wegzublicken und emſig weiter malend.

— Ihr ſeid ein unverbeſſerlicher Schmeichler! entgegnete die Gräfin in lautes Lachen brechend. Fühltet Ihr das, was Ihr ſo eben ausgeſprochen, dann hätten ſich die Züge meines Geſichts unter

Eurem geiſtreichen Pinſel wieder ernſt, weniger ſchwermüthig geſtaltet . . .

— Ihr ſeid alſo unzufrieden mit meiner Arbeit? fragte Johann von Aachen aufrichtig betrübt.

— Nein, Meiſter, das bin ich nicht. Ich finde nur, daß Ihr, wie faſt Jeder Eures Gleichen, ſehr geſchmeichelt habt.

— Und doch ſagt der ganze Hof und ſelbſt der Kaiſer, daß das lebendige Original viel ſchöner als die todte Leinwand iſt . . .

— Der ganze Hof, mein Freund, iſt immer nur ein gefälliges Echo der Ausſprüche Seiner Majeſtät . . .

— Und Seine Majeſtät . . .

— Geruhen allerdings mich allerhuldreichſt ſchön zu finden, unterbrach ihn die Gräfin. Darum aber bin ich es noch nicht. Ich verhehle mir nicht, daß es viel ſchönere Frauen an ſeinem Hofe und in ſeiner Hauptſtadt giebt . . .

— O nennt mir Eine nur! bat der Maler.

— Kennt Ihr Fräulein Eva von Lobkowic? fragte die Gräfin mit anſcheinend großer Ruhe.

— Ich habe ſie nur einmal geſehen . . .

— Und wie fandet Ihr ſie? fragte Magdalena mit ſchlecht verhüllter Neugier.

— Passable! erwiderte der schlaue Hofkünstler.

— Alle Welt schwärmt für ihre Reize . . .

— Und Ihr, Ihr kennt sie nicht?

— Es war mir bis jetzt noch nicht das hohe Glück beschieden, die vielgepriesene Schönheit zu sehen, sagte die Gräfin mit einem leisen Anflnge von Ironie.

— Sie hat etwas auffallend röthliches Haar!

— Und doch soll es Leute geben, welche dieß hübsch, ja sogar schön finden, warf Magdalena mit einem leichten Seufzer hin.

— Ich zum Beispiel finde es abscheulich!

— Nicht Alle, Meister, denken wie Ihr. Ich habe mir sagen lassen, daß diese rothhaarige Dame einen mächtigen Eindruck auf das leicht entzündbare Herz eines uns Allen wohlbekannten Jupiters gemacht . . .

— Dieß ist nur eine vorübergehende Laune.

— Glaubt Ihr das wirklich? fragte Magdalena mit fast unverholener Freude.

— Gräfin, ich bin davon fest überzeugt.

— Eure Ueberzeugung beruhigt mich ein wenig . . .

— Ihr habt keinen Grund zum Fürchten, tröstete sie der Maler.

— Ihr seid ein Mann und kennt doch so wenig die Schwäche Eures Geschlechtes! Was ist räthsel- und launenhafter, was ist flüchtiger und veränderlicher als der Geschmack eines dieser sogenannten Herren der Schöpfung. Heute vergöttern, morgen vergessen sie uns!

— Nicht Alle sind so wankelmüthig in ihrer Neigung! Es giebt Männer, welche treu und beständig sind . . .

— O nennt mir Einen nur, bat die Gräfin.

— Ich nenne Euch nur den Kaiser.

— Den Kaiser? wiederholte Magdalena bitter lächelnd. So wäre es Eurem Scharfblick also wirklich entgangen, daß er jetzt für die Frau Girolamo Scotto's, Ritters von Brandeis, für die sogenannte Gräfin Clelia Buoncompagni schwärmt?

— Dieß ist nur eine augenblickliche Caprice beruhigte sie der Maler.

— Er hat viele solcher augenblicklichen Capricen! erwiderte die Gräfin mit gereizter Bitterkeit.

— Er ist ein Verehrer des schönen Geschlechts . .

— O sagt lieber des schwachen Geschlechts! Jede, die sich leichten Kaufes ihm hingiebt, ist ihm willkommen.

— Aber bald auch wieder zum Ueberdruß! Jede aber, die seinen Sieg zum zu erschweren weiß . . .

— Ist eigensinnig, trotzig in seinen Augen, setzte die Gräfin hinzu. O ich kenne dieses wetterwendische Herz, sprach sie zu sich selbst und versank von diesem Augenblick in düsteres Schweigen.

Johann von Aachen wagte nicht, es zu unterbrechen. Er malte weiter, schweigend abwartend, bis es der Gräfin gefallen würde, das plötzlich abgerissene Gespräch von Neuem anzuknüpfen.

— Was haltet Ihr von jenem Scotto? fragte sie nach ziemlich langer Pause.

— Ich halte ihn für einen Abenteurer; kühn und verschmitzt, wie jeder dieser Leute, scheint er bei Hofe irgend ein Ziel erreichen zu wollen. Es hieß, er sei vom Großherzoge von Toskana mit einer geheimen Sendung betraut.

— Ich kenne die geheime Mission, sagte die Gräfin schwer aufseufzend. Dieser Abenteurer soll, wie ich mir sagen ließ, beauftragt sein, eine gewisse Unterhandlung anzuknüpfen zwischen dem Hofe von Florenz und jenem zu Prag.

— Seid Ihr auch wirklich genau unterrichtet? fragte der Maler, dieß Geheimniß schlau erforschend.

— Es handelt sich um eine Heirath . .

— Um welche Heirath? fragte der Vertraute, der sich die Miene gab, nichts von Allem zu wissen.

— Um jene zwischen Kaiser Rudolph und des Großherzogs Tochter Maria von Medicis . . .

— Die paßt nicht für ihn . . .

— Sie ist jung, sie ist schön! bemerkte die Gräfin nicht ohne Neid.

— Ich glaube nicht, daß Kaiser Rudolph jemals heirathen wird . . .

— Und weßhalb glaubt Ihr dieß? fragte Magdalena gespannt auf des Malers Antwort.

— Aus einem erst vor Kurzem mir bekannt gewordenen Vorurtheil, sagte der Maler, seinen Pinsel bald in diese, bald in jene Farbe tauchend.

— Ich bitte Euch, mein Freund, erzählt.

— Auf dem letzten Reichstage zu Regensburg hatte Kaiser Rudolph die Bekanntschaft des dänischen Sternkundigen Tycho de Brahe gemacht . . . .

— Diese Thatsache ist auch mir bekannt . .

— Etwas aber, was Euch, schöne Gräfin, bis jetzt noch unbekannt geblieben sein mag, ist das Horoskop, das jener ihm gestellt, sagte der Maler, seinen Pinsel auswischend.

— Und worin bestand dieses Horoskop? fragte die Gräfin ungeduldig.

— Der Kaiſer möge ſich hüten, jemals zu heirathen . . .

— Und weßhalb? fragte Magdalena, deren Neugier ſich verurtheilt ſah, dieß Geheimniß dem Eingeweihten gleichſam gliedweiſe zu entreißen.

— Weil jede Heirath ihm Gefahr brächte, ſprach Johann von Aachen, einen andern Pinſel ſuchend.

— Und welche Gefahr? fragte die Gräfin von Ungeduld gefoltert.

— Die Gefahr, daß einer der vom Kaiſer erzeugten Söhne . . . merkt es wohl . . . . nach des Vaters Leben trachten würde.

— Und Rudolph glaubt an jene Prophezeihung?

— Man ſagt's, ſprach der Maler, den neu hervorgeholten Pinſel prüfend.

— In dieſem Falle wäre die Sendung jenes parmeſaniſchen Abenteurers ganz und gar vergeblich.

— Mir ſcheint's!

— Meiſter! rief die Gräfin hoch erfreut, Ihr habt mir einen Alp von meinem Herzen weggewälzt.

— Das iſt mir lieb, ſchöne Gräfin. Habt nun die Huld, Euch zu erheben und meine Arbeit noch einmal Eures Kennerblickes zu würdigen, bat

der Künſtler, ſeine Palette bei Seite legend und aufſtehend, um ſeinen Platz der Gräfin einzuräumen.

Sie betrachtete das Bild einige Minuten. Dann ſagte ſie mit dem einſchmeichelndſten Zauber, der ihrer Stimme zur Verfügung ſtand:

— Jetzt, Meiſter, gefällt mir Euer Bild. Je länger mein ſtolzer Blick auf Eurer ſchönen Schöpfung verweilt, deſto lauter fühlt mein Herz, daß ich Euch vorhin durch unverdienten Tadel ſchwer gekränkt haben muß. Vergebt es mir, großer Meiſter! Die Schatten meiner trüben Stimmung hatten ſich vorhin auf die Lichter Eurer Kunſt geſenkt und Euer unläugbares Verdienſt ungerecht verdunkelt. Noch einmal, Meiſter, verzeiht es mir!

— Ihr macht mich ſtolz, holde Gräfin.

— Wer hat ein Recht es mehr zu ſein als Johann von Aachen, der von aller Welt gefeierte Künſtler, der Liebling und Vertraute ſeines großen Kaiſers!

— Der Himmel erhalte Seine kaiſerliche Majeſtät!

— Dieß iſt auch m e i n tagtägliches Gebet. — Ihr habt nun Euer Bild vollendet. Rudolph wird Euch kaiſerlich dafür belohnen. Bald kehren wir nach Prag zurück, ſchloß die Gräfin und entließ den durch ihre Anerkennung beglückten Künſtler mit

dem huldreichſten und ungetrübteſten Lächeln, das ihr Mund ſeit langer Zeit heraufzuzaubern verſtand.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nach einer Minute ſprach ſie zu ſich ſelbſt, mit der koſtbaren Jagdgerte ſpielend:

— Nun erſt bin ich wieder beruhigt!

Zweites Capitel.

Die Rückkehr der Gräfin.

Eine volle Woche war ſeitdem vergangen.

Vier Tage vor dem Fronleichnamsfeſte des Jahres 1595 kehrte die Gräfin nach dem Hoflager Kaiſer Rudolphs zurück.

Die Nachricht von ihrer Ankunft hatte ſich mit Blitzesſchnelle vom Hradſchin herab durch die drei Städte Prag verbreitet. Der Kaiſer ſelbſt war ihr entgegengefahren. Er hatte ſie wie im Triumphe eingeholt und ſchien hoch beglückt, ſie nach ſo langer Abweſenheit wieder ganz in ſeiner Nähe zu wiſſen.

Ihre Rückkehr nach Prag war Tagesgeſpräch.

Bald wußte es Doctor Jeſſenius und durch ihn auch Eva von Lobkowic.

Drittes Capitel.

Zwei Frauen.

Es war am Tage des Fronleichnamsfeſtes.*) Unter dem andachtweckenden Geläute ſämmt-

*) Für jeden nicht-katholiſchen Leſer wird eine Skizze über die Entſtehung dieſes Hauptfeſtes (lateiniſch Festum Theophoriae, franzöſiſch Fête-Dieu und deutſch Fronleichnam (fron=heilig und Leichnam=Leib) hier nicht am unrechten Platze ſein. Es leitet ſeinen Urſprung aus Lüttich. Nach der Legende ſoll dort zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Heiland einer frommen Nonne Namens Eva, im Traume erſchienen ſein und ihr geſagt haben: Die katholiſche Chriſtenheit feiert zwar viele herrliche Feſte; das Allerbeſte aber hat ſie vergeſſen: Das Feſt der Verwandlung der Hoſtie in mein Fleiſch und Blut. Fortan ſollt Ihr auch Dieſes feiern! Einer der Lütticher Archidiaconen hielt gleich darauf beim Papſte um die Erlaubniß an dieſes Feſt feiern zu dürfen und als jener Archidiacon Jacques Pantaleon von Troyes, eines Schuhflickers Sohn, 1261 unter dem Namen Urban IV. den päpſtlichen Stuhl beſtieg,

licher Glocken der neunzig Kirchen Prags*), unter den feierlichen Klängen herzerhebender Kirchenmusik, unter wechselweiser Absingung der aquinischen Lieder und frommer Gebete, stieg gegen zehn Uhr Morgens ein stundenlanger, unabsehbarer Zug der heiligen Procession, in ein Meer von Kerzenglanz und Weihrauchdüfte gehüllt, über Blumen und Blätter, womit

---

bestätigte er die Erlaubniß seines Vorgängers. Das Fest ward am eilften Juni 1264 zum ersten Male in Lüttich gefeiert. Von dort verbreitete es sich, nachdem es 1311 von Papst Clemens V. auf dem Concile zu Vienne (in der Dauphine) nochmals sanctionirt und angeordnet worden war, über die ganze katholische Christenheit. — Fast gleichzeitig dichtete der berühmte Thomas von Aquino, von den Scholastikern doctor angelicus genannt, (derselbe, welchen Dante in seiner ‚Göttlichen Komödie' und Goethe im zweiten Theile seines ‚Faust' als den größten Kirchenlehrer feiern) die beiden großartigen Sequenzen: Lauda Sion Salvatorem und Pange lingua gloriosi corporis mysterium, in welchem sich die ganze mittelalterliche, tiefmystische Anschauung der heiligen Abendmahlslehre abspiegelt, ausschließlich für das Fronleichnamsfest. Beide Gedichte werden seitdem bei der Feier desselben abwechselnd angestimmt. An vier eigens hierzu errichteten Altären auf freien Plätzen wird vom Haupte der Kirchengemeinde der Segen ausgetheilt.

*) Jetzt zählt es deren nur halb so viel (46.)

die Straßen gleichsam überfluthet waren, langsam und feierlich aus dem Sanct-Veitsdome über den Hradschiner Platz, an der Matthiaskirche vorüber, die mit Guirlanden und Teppichen geschmückten Häuserreihen der Sporengasse hernieder, um von hier durch die halbe Kleinseite zu ziehen.

An der Spitze dieser Procession zog klingenden Spieles eine Abtheilung Kriegsvolkes voran, das seine im blendenden Lichte der Morgensonne funkelnden Metallhelme mit grünen Reiserbüscheln geziert hatte. Ihm folgte ein wandelndes Doppelspalier weißgekleideter, grünbekränzter Mädchen mit brennenden Wachskerzen und Gebetbüchern, aus welchen sie ihre Gesänge ablasen. In der Mitte des Zuges, unter Vortritt der niedern, hohen und höchsten Geistlichkeit, an deren Spitze der prager Erzbischof Zbynĕk Berka von Duba im reichen Kirchenornate, die heilige Hostie in der tausendfarbig funkelnden Monstranz trug, gefolgt von mehrern Bischöfen Böhmens und dem Abte des Prämonstratenser-Stiftes Strahow, erschien unter einem goldbrokatenen mit dem kaiserlichen Doppeladler geschmückten, von acht seiner Hofcapläne getragenen Baldachine der, damals drei und vierzigjährige Kaiser Rudolph II., zu Fuße und entblößten Hauptes, in der Rechten eine große brennende

Wachskerze, gefolgt von dem zahlreichen Schwarme seines Hofstaats und den Feldhauptleuten seines Heeres. Den Schluß bildete eine zehnfache Reihe riesiger Kaiser-Garden, die Einzigen, die stolz zu Pferde saßen und in deren blankgeschliffenen Brustpanzern sich die Pfeile der Morgensonne spiegelten.

Während dieser fast endlose Zug sich durch die Sporengasse auf den großen Marktplatz der Kleinseite langsam fortbewegte, stand die Gräfin Maria Magdalena in strahlender Toilette, auf dem mit Blumenkränzen und Gobelinteppichen geschmückten Balcone ihrer auf eben dem kleinseitner Markte gelegenen Wohnung, mit Ungeduld die Procession erwartend, die an den Fenstern ihres Hauses vorüberziehen und dort Halt machen mußte, weil sich dicht vor dem Hause der Gräfin einer jener vier öffentlichen Altäre zur Ausspendung des kirchlichen Segens erhob.

In der ungeduldigen Erwartung des für die Gräfin peinlich langsam herannahenden Zuges ward ihr plötzlich und gänzlich unerwartet der sie in hohem Grade überraschende, ja fast erschreckende Besuch einer ihr bis zu dieser Stunde nur dem Rufe nach bekannten Dame angemeldet. Es war Fräulein Eva von Lobkowic.

Bei Nennung dieses Namens entfärbten sich die von durchsichtigem Carmin angehauchten Wangen der Gräfin. Ein Paar Secunden lang unentschlossen, ob sie Eva abweisen oder vorlassen sollte, fragte sie sich in Gedanken:

— Warum nicht gestern oder morgen erst? Warum gerade heute, warum gerade jetzt? In diesem Augenblick ist der Besuch dieser Dame mir doppelt lästig und unangenehm. Und dennoch brenne ich seit Monden schon vor Neugier, diese vielgepriesene Schönheit von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Was mag sie von mir wollen? Und ich, was soll ich thun? Sie jetzt, gerade jetzt vorlassen oder sie abweisen und ihr sagen lassen, ein ander Mal wiederzukommen? Nein, nein, das Letztere wäre hart. Ich will meiner Neugier ein Opfer bringen, meine Ungeduld bekämpfen und ihr erlauben, mich jetzt zu sprechen. — Laßt sie eintreten, sagte sie endlich.

Bald fanden sich beide Frauen — die Gräfin im höchsten Staate, das Fräulein in tiefster Trauer — schweigend gegenüber und Jede von ihnen schien, sich gegenseitig betrachtend, erst Fassung gewinnen zu wollen, um sich anzureden. Eva gewann die Kraft über sich, dieses Schweigen, in dem sich ein

wechſelſeitiges Erſtaunen abzuſpiegeln ſchien, zuerſt zu brechen.

— Ich habe das Glück, begann ſie mit zitternder Stimme, die Gräfin Maria Magdalena vor mir zu ſehen.

— Warum nennt Ihr dieß Glück, was, genau betrachtet, nur eine Pflicht der Höflichkeit von meiner Seite iſt. Ich geſtehe Euch, Fräulein, offen und ehrlich, daß Euer Beſuch, wie ſchätzenswerth er auch immer für mich iſt, mir gerade in dieſer Stunde etwas ungelegen kam . . .

— O dann erlaubt, Gräfin, daß ich augenblicklich Euch verlaſſe . . .

— Ich bitt' Euch, Fräulein, bleibt. Aber verzeihet mir, wenn ich Euch erſuche, Euch — für heute! — möglichſt kurz zu faſſen, weil ich auf ſpitzen Nadeln der Ungeduld ſtehe, indem ich von Augenblick zu Augenblick dem Herannahen des Zuges entgegenharre, der — ich bin nicht wenig ſtolz darauf! — gerade unter meinem Balcone Halt machen will, um unten am Altare den Segen der Kirche zu ſpenden!

— Dann will ich lieber morgen kommen!

— Ich bitte Euch nochmals zu bleiben und mir

— so kurz als möglich — sagen zu wollen, was mir die Huld Eures Besuches verschafft?

— Warum, Gräfin, nennt ihr dieß Huld, was aufrichtig gesagt, nur ein Act des Eigennutzes von meiner Seite ist?

— Womit kann ich Euch dienen, Fräulein? fragte die Gräfin mit drängender Eile.

— Ihr könnt einer Unglücklichen einen Dienst erweisen, der Euch ihre ewige Dankbarkeit erwerben und Euern Namen für alle Zeiten unsterblich machen kann.

— O warum kommt Ihr gerade heute? fragte Magdalena mit allen Zeichen peinlicher Ungeduld.

— Ich kam absichtlich gerade an dem Tage, an welchem vor Jahrhunderten der Heiland Welterlöser einer Nonne meines Vornamens erschienen war, um ihr die Feier des heutigen Festes — des schönsten und glänzendsten der katholischen Kirche — einzugeben. Heute erscheint eine andere Eva vor den Stufen Maria Magdalenens, um sie um ihren mächtigen Schutz und Beistand, um ihre huld- und gnadenreiche Fürbitte anzuflehen . . .

— Für wen, für wen? fragte die Gräfin.

— Für meinen unglücklichen, seit fast acht Monaten gefangenen und ungehört verurtheilten Vater . . .

— Eures Vaters Schickſal iſt mir bekannt . . .

— O dann bitte und beſchwöre ich Euch zu Euern Füßen, Gräfin, ſprach Eva, ſich auf ihre Kniee niederlaſſend, mir zu ſagen, ob er noch am Leben iſt.

— Er lebt, dieß ſchwöre ich Euch! betheuerte die Gräfin, mehr geſchmeichelt als gerührt durch den demüthigen Fußfall ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin. Erhebt Euch, Fräulein von Lobkowic.

— O geſtattet mir, huldreiche Gräfin, ſo lange zu Euern Füßen zu verweilen, bis Ihr geruhen werdet, mir zu ſagen, wo man meinen armen Vater ſeit jenem Tage, an welchem man ihn von Elbogen hinweggeführt, gefangen hält.

— Das, Fräulein, weiß ich ſelber nicht, verſicherte Magdalena.

— Ihr müßt es wiſſen, hohe Frau.

— Beim Ewigen, ich weiß es nicht. Nur Einer am ganzen Hofe weiß, wohin man Euern Vater auf Befehl des Kaiſers abgeführt. Doch verſpreche ich Euch gern, mir Mühe zu geben, dieß Geheimniß zu erfahren und es Euch, ſo bald ich's weiß, anzuvertrauen.

— Ihr wollt dieß wirklich thun? fragte Eva tief gerührt.

— Ich verſpreche, ich gelobe es Euch!

— Dank, tausendfachen Dank, rief Eva, den Saum ihres Kleides küssend.

— Nun aber stehet auf, wenn Ihr nicht haben wollt, daß ich mein, Euch leider nur allzu voreilig gegebenes Versprechen nicht bereuen soll.

Eva von Lobkowic erhob sich rasch.

— Unser Aller Heiland segne Euch dafür! sagte Eva der Gräfin Hand erfassend, um sie dankerfüllt an ihren Mund zu ziehen.

Die Gräfin aber erlaubte dieß nicht. Sie entzog ihr ihre Hand mit den Worten:

— Laßt dieß, wenn Ihr mich nicht beschämen wollt. Habt Ihr sonst noch eine Bitte? fragte sie mit einer Hingebung, die ihrem Mitgefühle zur höchsten Ehre gereichte.

— Ach ja, Gräfin, eine Bitte, durch deren Gewährung, die nur Euch möglich ist, Ihr die Hälfte meines schweren Kummers mir großmüthig zu erleichtern vermögt . . .

— Mein Einfluß, Fräulein, vermag nicht Alles . .

— Aber weit mehr als jeder Andere, unterbrach sie Eva.

— Ihr täuscht Euch, Eva von Lobkowic. Der allgemeine Ruf schildert mich mächtiger, als ich es wirklich bin. Vermöchte ich A l l e s, wie Ihr zu glauben

wähnt, dann wäre Vieles unterblieben, was Euch schwer betrübt, und Manches geschehen, was mich — vielleicht nicht weniger als Euch — mit Recht beunruhigt. Doch verzeiht mir, Fräulein, wenn ich jetzt an's Fenster eile, denn so eben naht der Zug, dessen Ruhepunct vor meinem Hause ich um keinen Preis der Welt versäumen möchte, sagte die Gräfin, ungeduldig auf den Balcon hinauseilend und Eva sich selbst und ihren Gedanken überlassend.

Während Eva wie mit zum Gebet gefalteten Händen ihr Haupt nachdenkend zur Erde niederschlug und sich dem Troste eines stillen Gebetes hingab, hielt jetzt, dicht unter den Fenstern der Gräfin, an den Stufen des mit grünem Laube geschmückten Altares, das mit den böhmischen Landesfarben, mit weißer und rother Seide ausgeschlagene Thronzelt des Erzbischofs, der den Segen ausgießt auf die in stilles Gebet niedergesunkene Schaar der Gläubigen, und wenig Schritte hinter ihm der glanzgeschmückte Baldachin, unter welchem Kaiser Rudolph unbedeckten Hauptes, die brennende Kerze in der Hand, stehen blieb und einen scheu-verstohlenen Blick zum Balcone hinaufwarf, auf welchem die Gräfin stand, die seinen stummen Gruß selig-still erwiderte.

Und als die Procession sich von Neuem unter

Sang und Klang in Bewegung ſetzte, als der Kaiſer an ihren Fenſtern vorüberzog und mehr und mehr dem ihm nachſchauenden Auge der Gräfin entſchwand, eilte ſie vom Balcone in's Zimmer zurück, in welchem Eva wie eine in ſchwarzen Marmor verwandelte Bildſäule einer heiligen Märtyrerin, in lautloſes Gebet verſunken, in die Erde feſtgewurzelt zu ſein ſchien.

Die Gräfin erweckte die Statue zu neuem Leben dadurch, daß ſie ihr liebevoll die Worte zurief:

— Nun ſtört Ihr mich nicht mehr. Nun ſetzt Euch zu mir, an meine Seite, und ſagt mir, was ich für Euch thun kann, thun ſoll, um — wie Ihr mir vorhin erklärt habt — die Hälfte Eures Kummers von Euch abzuwälzen.

Eva von Lobkowic aber blieb ſtehen.

— Der Bittenden, ſprach ſie mit herzgewinnender Beſcheidenheit, geziemt es nicht, ſich zu ſetzen an die Seite Jener, in deren Hand, in deren Herz, ſie die zweite, doch darum nicht minder theuere Bitte als die erſte legt. Geruht alſo, mich ſtehen zu laſſen und huldreich anzuhören, was ich von Euch erflehe . . .

— Jetzt dränge ich Euch nicht mehr . . . jetzt höre ich Euch gerne zu . . . Sprecht, Fräulein, ohne Zagen, ohne Bangen . . .

Gräfin, begann Eva gefaßt, man hat mir nicht nur meinen Vater, sondern auch einen großherzigen, edelmüthigen, mit uneigennütziger Liebe sich für ihn und mich aufopfernden Freund geraubt . . .

— Und der Name Eures Freundes?

— Alexander Colin.

— Nun weiß ich Alles, was Ihr mir zu sagen habt. Ich weiß, daß sein hochherziger Befreiungsplan an dem Verrathe eines elenden Baders gescheitert ist, welcher Procop heißt und mit jenem italienischen Abenteurer, der sich seit Kurzem Ritter von Brandeis nennt — noch habe ich nicht ergründen können, warum? — unter Einer Decke steckt. Ich weiß, daß man jenen großen Künstler zur Bestrafung seines edeln Verrathes auf Elbogen noch immer gefangen hält . . .

— Euch, Gräfin, flehe ich aus der tiefsten Tiefe meines Herzens an, seine Zukunft unter die Flügel Eures Schutzes zu nehmen, die ganze Macht, den ganzen Zauber Eures Geistes, Eurer Schönheit aufzubieten, um Alexander Colin, den Gatten eines daheim zurückgebliebenen Frauenengels, den Vater eines hilflosen Kindes, den unsterblichen Schöpfer des berühmten Kaisermonuments zu Innsbruck der Freiheit und seiner edeln Kunst, die in ihm einen

ihrer kühnsten Träger verlöre, großmüthig zurückzugeben. Ein Wort aus Eurem Munde kann die Riegel seines Kerkers viel leichter noch als jene meines Vaters sprengen; ein Wort von Euch kann so Vieles wieder aussöhnen, was sich jetzt feindlich gegenübersteht; ein Wort von Euch kann Alles, was Andere verbrochen haben, wie mit einem Zauberschlage wieder gut machen ... Sprecht, Gräfin, wollt Ihr dieß thun? fragte Eva, ängstlich forschend in Magdalenens nachdenkliches Auge blickend.

Es trat eine kurze Pause ein; die Gräfin schien unentschlossen, wie und was sie auf jene Frage der Bittenden erwidern sollte.

— Erbarmt Euch meiner Qual! flehte Eva.

— Wohlan, entgegnete die Gräfin, aus ihrem Nachdenken erwachend, ich will Euch versprechen, mich für die Begnadigung des Freundes Eures Vaters zu bewerben, wenn Ihr geneigt sein wollt, mir zu versprechen ... sagte die Gräfin ängstlich einhaltend.

— Alles, Alles, was Ihr immer wollt! ermuthigte sie Eva, jenen halbausgesprochenen Gedanken, der die Gräfin zu beunruhigen schien, ganz auszusprechen.

— Seid nicht zu voreilig, Fräulein Eva. Das

Opfer, das ich von Euch begehre, ist größer, als Ihr zu ahnen vermögt.

— Ist doch auch die Huld, die Ihr mir gewährt, viel größer als ich jemals zu hoffen gewagt. Was also soll ich Euch versprechen?

— Ihr sollt nie mehr bei Hofe erscheinen!

— Und dieß nennt Ihr ein Opfer?

— Ihr sollt, so lange Ihr lebt, und was auch immerhin geschehen möge, nie mehr Audienz begehren beim Kaiser . . . ohne meine Zustimmung! fügte sie hinzu.

— Das gelobe ich Euch mit Freuden! betheuerte Eva.

— Unter dieser Bedingung — der einzigen, um die Euch zu bitten mir erlaube — verspreche ich Euch, daß, so lange ich lebe, Eurem Vater kein härteres Leid zugefügt werden soll, als jenes, das, leider schon hart genug, jetzt auf ihm lastet. Unter dieser Voraussetzung verspreche ich Euch meinen Schutz, wenn auch nicht für die Freiheit, wohl aber für das Leben Eures Vaters, so weit Letzteres in der Hand des Kaisers ruht; unter dieser Bedingung endlich sage ich Euch meine ganze Verwendung für die Befreiung Eures Freundes zu. Eva von Lobkowic, seid Ihr damit zufrieden?

— Ihr gebt mich dem Leben, der Hoffnung, dem Glauben zurück und macht mich auf ewig zu Eurer Schuldnerin. Meinem Vater also . .?

— Soll — ich wiederhole es Euch — kein Haar gekrümmt werden . . .

— Und sein edler Freund, Alexander Colin?

— In Kurzem wird er frei sein!

— Ihr seid ein Engel an Güte!

— Ich bin nur ein schwaches Weib, gern aber helfe ich, so oft ich es vermag!

— O, so hatte er doch Recht! rief Eva, die sich vom Strome ihrer Begeisterung fortreißen ließ.

— Wer hatte Recht? fragte die Gräfin.

— Der Hausarzt meines Vaters, Dr. Jessenius.

— Und was sagte dieser Mann?

— Gräfin Maria Magdalena ist besser als ihr Ruf.

— Was frage ich nach dem Rufe? Ich nur weiß, was ich will! Und unbekümmert um des Pöbels neidisches Geschrei, verfolge ich entschlossen meine Bahn und zertrümmere — sagt dieß Eurem Arzte — nur das, was mir hemmend in den Weg zu treten wagt. Geht mit Gott, Eva von Lobkowic! Unternehmt keinen Schritt zur Befreiung Eures Freun-

des. Ich bürge Euch dafür! rief die Gräfin, ihre Hand wie zum Schwure erhebend.

— Gott lohne Euch dieſe edle Bürgſchaft! ſagte Eva, die Gräfin verlaſſend.

Die Gräfin trat auf den Balcon hinaus, um der Scheidenden nachzuſehen.

— Die Tochter jenes unglücklichen Vaters iſt ſchöner noch, als ich gefürchtet hatte. Wäre ich Kaiſer, ich ſelber ſchwärmte für ſie; ich ſelber ließe mich von den leidenden Zügen dieſer Dulderin hinreißen zum Gefühle reiner Anbetung! —

Und plötzlich verſtummten alle Glocken Prags. Der Kaiſer und ſein ganzer Hofſtaat war nach dem Hradſchin zurückgekehrt. Die Fronleichnamsproceſſion hatte ihr Ende erreicht.

Viertes Capitel.

Ein Brief aus der Fremde.

Zehn lange bange Wochen waren vorüber.

Während dieſer ganzen Zeit hatte Eva von Lobkowic nichts mehr von ihrem Vater, nichts mehr

von ihrem Freunde, nichts mehr von ihrer Beschützerin gehört. Mit jedem Tage fühlte sie mehr und mehr, daß auch der letzte Strahl von Hoffnung in ihrem schwer geprüften Herzen zu erlöschen und ihr Glaube an die Verheißung der Gräfin tiefer und tiefer zu sinken begann.

— Sie hat nichts für uns gethan, wehklagte die Verzweifelnde und überließ sich von Neuem den wild auflodernden Flammen ihres unheilbaren Grames, ihres unauslöschlichen Leides, ihrer in sich selbst zusammenbrechenden Trostlosigkeit.

Stunden- und Tagelang verschloß sie sich in ihren Zimmern und brachte ihr trauriges Dasein in dem letzten Troste, der jedem Kummer treu bleibt, im Gebete zu Gott, daß er der maaßlosen Qual ihres Kummers gnädig ein Ende machen und ihre lebensmüde Seele zu sich rufen möge in's Reich des ewigen Friedens, nach welchem sie sich wie ein im Flammentode sich verzehrender Phönix nach dem Troste neuen Auflebens aus irdischer Asche zu den Freuden des himmlischen Lebens zu sehnen begann.

Aber inmitten ihres tiefsten Schmerzes zog aus der Nacht ihrer Seele der erste Stern eines neu anbrechenden Morgens herauf.

Eines Tages kam — unerwartet wie so manches

Glück, auf deſſen Ankunft der kurzſichtige, kleinmüthige Menſch ſchon längſt Verzicht geleiſtet hat — ein Brief aus fernem Lande an.

Eva von Lobkowic erbrach das Schreiben. Es war von ihrem Freunde Colin.

Beim Anblick dieſes Namens ſtieß ſie einen Schrei der Freude aus und ſank halb ohnmächtig in die Kiſſen ihres Lehnſtuhles zurück. Bald aber raffte ſie ſich wie aus einem Fiebertraume empor, warf noch einmal einen Blick auf die Unterſchrift und rief hocherzückt:

— Gott ſei gelobt! Ich hatte nicht geträumt!

Dann verſchloß ſie, um von Keinem geſtört zu werden, den Eingang zur Bibliothek und beeilte ſich, den Inhalt der Zeilen zu leſen.

„Mecheln am 18. September 1595.

„Mein edles Fräulein!

„Der Ort, aus welchem Ihr — will's Gott! — dieſe Zeilen erhaltet, wird Euch vor Allem Kunde geben, daß ich — Dank dem Himmel — auf freiem Fuße bin.“

— Gottlob, er iſt gerettet! rief Eva, den Brief an ihre Lippen preſſend.

„Fragt Ihr Euer theilnahmvolles Herz, wem

ich meine Freiheit zu verdanken habe, so wird es Euch eine Antwort geben, die Euch nicht täuscht.' —

— Himmel, hätte ich ihr Unrecht gethan? fragte sich Eva und las weiter:

‚Als jener elende Girolamo Scotto, — es war am 15. August — nach Elbogen gekommen war, um im Namen des Kaisers die Riegel meines Kerkers zu öffnen, sagte er zu mir: Eure unverdiente Begnadigung verdankt Ihr nicht Eurer Kunst, die der Kaiser hoch verehrt, nicht der fußfälligen Bitte Eures Landsmanns Jobst, dem er großmüthig verziehen hat, nicht der Verwendung Eurer Freunde und Kunstgenossen, sondern einzig und allein — merkt es Euch wohl! — dem huldreichen Schutze einer hohen Frau, die, von den Thränen einer Andern bestürmt und gerührt, für Euch gesprochen hat. Die Flehende war Eva von Lobkowic. Jene, die deren Gesuch an die Stufen des Thrones hochherzig befürwortet, ist die Gräfin Maria Magdalena . . .'

— Ich danke ihr! jauchzte Eva's Herz.

‚Ihr seid nun — Dank jener Dame! — wieder frei, fuhr Scotto fort; doch bin ich vom Kaiser beauftragt, Euch gleichzeitig mit dem Gnadenacte Eurer Befreiung den schriftlichen Befehl Eurer ewigen

Verbannung aus Prag und Böhmen und dem ganzen deutschen Reiche einzuhändigen . . .'

— Armer, beklagenswerther Freund! stöhnte Eva's Seele.

„Ich las das harte Verbannungsdecret. Es war von Johannes Barvitius, dem geheimen Staatssecretär des Kaisers, unterzeichnet'.

— Auch dieser Mann ist kein Böhme *)! rief halb stolz und halb empört die patriotische Tochter Georg Popels von Lobkowic.

„Ich bin beauftragt, fuhr der herzlose Scherge seines Auftraggebers fort, Euch ungesäumt von hier unter sicherer Bedeckung bis an die Grenze des deutschen Reiches fortzuschicken . . .'

— Wie einen Dieb, wie einen Missethäter, ergänzte Eva, aus edlem Zorn erröthend. Ihn, den Künstler, der die Asche Seines Vaters durch ein unvergängliches Denkmal verewigt hat!

„Kaiser Rudolph hat in seiner angestammten Huld und Milde mich fernerweit beauftragt, Euch hundert Ducaten Reisegeld auszuzahlen, sagte der

*) Johann Barvitius war Italiener von Geburt und hieß ursprünglich Giovanni Barbice.

Ritter von Brandeis. Ich aber wies jenes Almosen zurück . . .'

— Ich liebe diesen Stolz der Künstler! rief Eva hochbegeistert

‚Und erbat mir dafür die Huld, vor meinem Scheiden aus Böhmen noch einen Act der Dankbarkeit erfüllen und der Gräfin und Euch für meine Befreiung aus dem Kerker persönlich danken zu dürfen. Man hat mir diese Huld verweigert!'

— Und ihm und mir dadurch den Schmerz eines Lebewohls auf Ewig erspart! schluchzte Eva in Thränen ausbrechend.

‚Seit vorgestern bin ich in Mecheln, in meiner Vaterstadt, in meiner Heimath, bei meinem einzigen Kinde, bei meinem treuen Weibe.'

— Wie gönne ich ihr dieß Glück! sagte sie, beruhigt ihren Thränen freien Lauf gönnend.

‚Zu den Füßen meines edeln Weibes gestand ich ihr meine Liebe zu Euch.'

— Weh mir, was that der Unglückliche! Sie wird ihn und mich verwünschen . . .

‚Mit Thränen blutigen Schmerzes vernahm sie die wahre, ungeschminkte Schilderung meines Seelenkampfes zwischen Pflicht und Liebe.'

— Himmel, welche ſchreckenvolle Prüfung! rief Eva.

‚Und liebſt Du ſie noch immer? fragte mein großes heldenmüthiges Weib in Thränen zerfließend.‘

— Wie wird ſeine Antwort lauten? fragte ſich Eva angſterfüllt.

‚Nein! ſagte ich, mein Weib umarmend, ich liebe ſie nicht mehr!‘

— Gott ſei geprieſen! Er iſt geheilt, geheilt von einer Leidenſchaft, ſtark und unbändig genug, um ihn und ſein Weib und ſein Kind und auch mich in den Abgrund ewiger Reue, in den Bann ewigen Fluchs, in den Pfuhl der Sünde hinabzureißen!

‚Und warum liebſt Du ſie nicht mehr? fragte mein heroiſches Weib.‘

— Wo giebt es eine Zweite, die den Muth beſäße, dieß zu fragen? rief Eva, die Seelenſtärke dieſes Characters laut bewundernd.

‚Weil Eva ſelbſt groß und edel genug war, geſtand ich meinem Weibe, mich von meiner Leidenſchaft zu heilen.‘

— Ja, bei Gott, das that ich! rief Eva, hoch beglückt im Bewußtſein dieſer edlen That.

‚Und wodurch heilte sie Dein Herz?‘ fragte mein Weib, mir treu in's Auge blickend.

‚Dadurch, gestand ich ihr, daß sie voll Huld und frommer Güte meine Leidenschaft auf die Bahn der heiligen Gatten- und Vaterpflicht zurückgelenkt und meinen Verstand gelehrt hat, mich mit dem weit köstlichern Juwele reiner, von keinem Hauche der Sinnlichkeit getrübter Freundschaft zu begnügen. — Da brach mein Weib, mein edles Weib, in wonnigsüße Freudenthränen aus und legte ihre Hände auf mein Haupt und ihre reinen Lippen auf meine Stirn und segnete mich und segnete Euch!‘

— Welch ein Weib! Welch ein Charakter! Wie klein und nichtig sind alle Heldinnen Plutarchs gegen den guten Stern Alexander Colins!

‚Seit diesem Geständnisse, das wie siedendes Oel auf meinem Herzen gebrannt, fühle ich mich wie neu geboren, neu gestärkt und ruhig. Ich lebe, wie früher, wieder meinem Weibe, meinem Kinde, meiner Kunst, die mich über manches Ungemach meines Lebens, über manche Stunde der Entmuthigung, die selbst das Herz des größten Künstlers nicht selten überschleicht, beruhigt und erhebt!‘

— Welch' ein Mann! Welch' ein Herz! rief Eva, stolz auf die Freundschaft eines solchen Charakters.

‚Der Gedanke an Euch ist nicht mehr, wie früher, ein Quell ununterbrochener Qual und Aufregung, sondern ein unerschöpflicher Bronnen heitern Trostes für mich. Die Erinnerung an Euch spinnt sich wie ein lichter Faden durch das dunkle Gewebe mancher bangen Künstlersorge. Ich liebe jetzt wieder mein liebes, schmuckes, treues Weib, ich spiele wieder mit meinem Kinde und schwärme wieder für meine Kunst. Wem anders aber verdanke ich dieß Alles als Euch und Eurer Freundschaft zu mir und den Meinigen? — Mein Weib grüßt Euch viel tausend Mal. Sie segnet Euch, wie ich Euch segne. Und nun, edles Fräulein, lebet wohl!‘

— Lebt wohl! Lebt wohl, Alexander Colin!

‚Dieß ist der erste und zugleich der letzte Brief, den ich an Euch zu schreiben mich erkühne. Tiefe Wunden, kaum vernarbt, soll man, wenn sie heilen sollen, nicht von Neuem auseinanderreißen! Und nur darum rechne ich auf keine Antwort von Euch. Ich werd' Euch nie mehr schreiben und doch immer an Euch denken mit jener von den Schlacken des Irdischen geläuterten Flamme ewiger Freundschaft, ewiger Dankbarkeit.

‚Noch einmal, lebt wohl, lebt wohl! Auf Wiedersehen in einem schönern Stern! Alexander Colin.‘

Und als Eva's Blick wieder auf seinen Namen fiel, schlug ihr Herz beruhigter als je. Wehmüthige Freude durchrieselte ihre großmüthige Seele. Freudige Wehmuth durchglühte ihren starken Geist. Und noch einmal betrachtete sie die Unterschrift ihres großen unsterblichen Freundes, und während ihre Gedanken einen Scheidegruß hinüberwarfen nach Mecheln zu ihm und seinem Weibe und seinem Kinde, glitten, ohne daß sie es zu ahnen schien, zwei große, glühendheiße Thränen auf seinen Namenszug herab.

Dann küßte sie noch einmal den Brief und legte ihn zu der grauen Silberlocke ihrer frommen, heißgeliebten, unvergeßlichen Mutter. — — — —

Am Abende desselben Tages sah man, eingehüllt in die mystischen Schleier der Dämmerung, eine in andächtiges Gebet versunkene Gestalt vor dem schwarzen Muttergottes-Bilde der Sanct-Matthiaskirche auf dem Hradschin knieen. Sie betete nicht allein für sich: sie betete für einen Vater, den sie verloren, und für einen Freund, den sie gewonnen hatte: sie flehte den Segen des Himmels herab auf zwei Frauen, die sie seit jenem Tage lieben mußte: sie betete für das Weib Colins und für die Gräfin Maria Magdalena, die ihr Versprechen und die Bande seiner Gefangenschaft gelöst hatte.

Dann kehrte ſie beruhigt nach Hauſe: ſie hatte die Pflichten der frommen Tochter, die Pflichten der dankbaren Freundin erfüllt.

Fünftes Capitel.

Gräfin Clelia Buoncompagni und ihr Gemahl.

Die ehemalige Mündel des Vaters Procop, die frühere Geliebte des Griechen Mamugna, des ſogenannten Grafen Marco Bragadino, die nunmehrige Pſeudo-Gemahlin des großartigen Schwindlers und Taſchenſpielers Girolamo Scotto, Ritters von Brandeis, der ſeine ‚Gattin' dem Kaiſer Rudolph (welchem er durch den Großherzog Francesco de Medicis empfohlen war,) als jüngſte Nichte des am 2. December 1572 zu Rom verſtorbenen Cardinals Hippolyt von Cibo und als Univerſalerbin der ‚unermeßlichen' Reichthümer ihres in Gott ruhenden Oheims vorgeſtellt hatte, dieſe ſogenannte Gräfin Clelia Buoncompagni war eine Dirne, die ſeit fünf Jahren alle Claſſen der Liebe, alle Myſterien der Schamloſigkeit, mit Einem Wort die ganze Schule der Proſtitution durchgemacht und ſich einen hohen Grad von Leichtſinn, Liederlichkeit, Gewandtheit, Verſchmitztheit und Unverſchämtheit angeeignet hatte, der

ihr in ihrer neuen Stellung vortheilhaft zu Statten kam.

Durch ihren mehrjährigen Umgang mit Bragadino, der ihr beständig die Ehe versprochen, doch, als er ihrer Reize überdrüßig war, sie in Nürnberg in den Armen eines französischen Abenteurers zurückgelassen, welcher sie wieder von Nürnberg nach Augsburg geführt und sie dort an einen jungen Spanier abgetreten, hatte sie sich große Geläufigkeit in der italienischen, französischen und spanischen Sprache erworben und galt schon aus diesem Grunde für eine Dame, über deren hohe Geburt, edle Abstammung und glänzende Erziehung sämmtliche Hofleute, um sich dem Kaiser, welcher an dem kecken Wesen der „edeln Römerin" Wohlgefallen fand, gefällig zu bezeigen, vollkommen einig waren.

Außer Procop wußte Niemand (ja nicht einmal ihr Pseudo-Gemahl), daß Libussa, dieß leichtsinnige Geschöpf, das sich unter zehn verschiedenen Vor- und Zunamen in fast eben so vielen Städten Deutschlands und zuletzt in Dresden (wo Scotto, wie bereits erwähnt, sie kennen gelernt) einen höchst abenteuerlichen Ruf erworben, die Mündel des Baders aus der Sporengasse war; denn bis dahin hatte Letzterer das Schweigen, welches er ihr gelobt, nicht gebrochen.

Die Einzige, welche die kecke Abenteurerin zuerst zu durchschauen begann, war Gräfin Maria Magdalena.

Beide haßten sich aus angebornem Instincte.

Für Gräfin Clelia war Gräfin Magdalena weiter nichts als eine listige Kokette, die ausging, irgend einen hohen Herrn durch hartnäckige Nichterfüllung seiner heißen Liebeswünsche zu bewegen, von seinem Throne herabzusteigen oder sie zu sich zu erheben, das heißt mit Einem Worte, sie zu heirathen und mit ihrem unersättlichen Ehrgeize Krone und Reich zu theilen. In Magdalenens Augen war dagegen diese ‚soi disant comtesse', wie Gräfin Maria sie stets zu nennen sich erlaubte, eine schamlose Buhlerin, die sich damit begnügte, der Sinnlichkeit Rudolphs ein schnell vorübergehendes Gefallen einzuflößen, ihm — wie Gräfin Maria sich auszudrücken pflegte — ‚plebejischen Spaß', sich selber aber viel Geld zu machen und, sobald sie diesen einzigen Zweck erreicht habe, so schnell wieder zu verschwinden, als sie aufgetaucht sei!

Für Clelia war Gräfin Maria ein Gegenstand des Neides, wie umgekehrt für Gräfin Maria diese Clelia die fortwährende Zielscheibe ihres Geistes, ihres Witzes, ihres Spottes blieb.

Ein ungünstiger Zufall hatte es gefügt, daß die Gemahlin des neu creirten Ritters von Brandeis auf einem — allem Anschein nach nur ihr zu Ehren veranstalteten — Hoffest im ‚Wladislawschen Saale' sich verschnappt und mit Peter Wok von Rosenberg, der ihr gleichfalls den Hof zu machen schien, ein Paar Worte Böhmisch gesprochen; die Gräfin Maria, die zufällig in ihrer Nähe stand, hatte dieß gehört und diesen Anlaß benützt, ihr wieder eine jener zweideutigen Artigkeiten zu sagen, in welchen Gräfin Magdalena ihre Stärke und Ueberlegenheit zu suchen gewohnt war.

— Gräfin Clelia, sagte sie zu ihr, je länger man Sie kennt, desto mehr muß man sie bewundern.

— Warum? fragte Scotto's Maitresse.

— Sie sind die erste Römerin, die so geläufig Böhmisch spricht . . .

— Ich habe es erst an diesem Hofe gelernt, sagte Clelia.

— Und doch sprechen Sie es so mit bewunderungswürdiger Reinheit, als hätten Sie in Ihrer Jugend nie etwas Anderes als Böhmisch gesprochen. Sie sind eine wahre leibhafte Polyglotte.

Libussa, für deren Begriffsvermögen manche Worte so zu sagen ‚spanische Dörfer' zu sein schienen,

hielt jenes Wort, das sie nicht verstanden hatte, für eine Beleidigung und erwiderte, um sich dafür zu rächen:

— Und Sie, Gräfin, sind eine Spinne!

Magdalena brach in spöttisches Gelächter aus.

— O glauben sie dieß nicht, Gräfin, sagte sie zur Mündel des Vaters. Wäre ich in der That das, was Sie in ihrer herablassenden Huld mich zu nennen geruhen, ich hätte gewisse unverschämte Fliegen, die sich hier — Gott weiß durch welche List, — eingenistet haben, schon lange weggeschnappt. — Aber sagen sie mir, verehrte Frau, fuhr die Gräfin mit blutritzender Ironie fort, kannten sie Ihren seligen Onkel, den ‚in Gott ruhenden' Cardinal von Cibo?

— Ja, warum soll ich ihn nicht gekannt haben? fragte Libussa mit allen Symptomen bitterer Gereiztheit.

— Eh bien, schöne Gräfin, dann können Sie uns erwünschte Auskunft geben über eine Streitfrage, die sich erst gestern zwischen mir und einem Ihrer größten Verehrer — Sie werden errathen, wen ich meine — angesponnen und Ihre aufrichtige Bewundererin zu einer kleinen, ganz allerliebsten, lustigen Wette verleitet hat.

— Was wünschen Sie zu wissen? fragte Libussa ziemlich kalt und stolz.

— Ich wage, Sie inständigst zu bitten, mir eine kleine, unschuldige Frage mit gewohnter Huld beantworten zu wollen. Hatte Ihr ‚in Gott ruhender' Onkel-Cardinal oder Cardinal-Onkel, der Ihnen, Niemand weiß wie viele Millionen Scudi oder Zecchinen huldreichst zu hinterlassen geruhte, hatte Seine stein- und glorreiche Eminenz blaue oder schwarze Augen?

— Schwarze! erwiderte Clelia kurz und barsch.

— Sonderbar! Höchst sonderbar! sagte Gräfin Maria, mit der Spitze ihres gemalten Elfenbeinfächers das durch ein pikantes Grübchen gespaltene Kinn ihrer verhaßten Nebenbuhlerin berührend.

— Was finden Sie daran so sonderbar? fragte Libuša, die ihren Aerger nur schwer beherrschen konnte.

— Ich sage sonderbar, fuhr die Gräfin fort, weil auf einem reizenden Miniaturbild, in dessen Besitz mich ein äußerst glücklicher Zufall gesetzt, Ihr erlauchter Oheim — Gott schenke ihm eine ungestörte Ruhe! — gerade umgekehrt, mit einem blauen Auge davon gekommen ist.

— Mein Onkel, erwiderte Libuša, um sich aus dieser schlau gelegten Falle herauszuziehen, hatte — mit Ihrer gütigen Erlaubniß — setzte sie mehr

plump als spitz hinzu — ein schwarzes und ein blaues Auge . . .

— Ganz wie jener Anastasius, der aus diesem Grunde Dicorus hieß.

— Den kannte ich nicht! sagte unwirsch die Cardinalsnichte.

— Sonderbar, höchst sonderbar! erwiderte die Gräfin, das Opfer, das ihren Fragen zu entschlüpfen versuchte, an einer Spitze ihres Fingers zurückhaltend.

— Und warum finden Sie auch dieses sonderbar? fragte Libuša wie auf glühenden Kohlen stehend.

— Weil ich mit Recht annehmen darf, Sie müßten jenen Dicorus eben so genau als Ihren unsterblichen Oheim selber kennen, da jener Blau- und Schwarzäugige einer seiner Capläne war . . .

— Ich kannte nur den Andern! sagte Clelia, sich ungeduldig in die Lippen beißend.

— Und finden Sie ihn gut getroffen? fragte die Gräfin, aus ihrem Busen eine goldene Kapsel hervorziehend, in welcher sich ein Miniaturbild befand, das sie der Nichte Seiner Eminenz ziemlich nah vor Augen hielt.

Libuša befand sich in peinlicher Lage. Sie wußte nicht, ob Magdalenens Frage sich auf den

Cardinal oder auf deſſen Caplan beziehen ſollte. Sie betrachtete das ihr ganz unbekannte Geſicht mit den ſchneeweißen Haaren und dem krebsrothen Hute, zu deſſen beiden Seiten lange Quaſten herabhingen, und wußte ſich bei all' ihrer Unverſchämtheit keinen Rath, ob und wie ſie fragen, ob und was ſie darauf antworten ſollte.

— Nun Liebſte, finden Sie es ähnlich? fragte die Gräfin, ihr mit dem Fächer leiſe auf den vollen Arm klopfend.

— Aehnlich mit wem? fragte Libuſſa verblüfft.

— Das eben, Beſte, frage ich Sie, erwiderte die boshafte Gräfin, die ſich an der peinlichen Verlegenheit ihrer Feindin koſtbar zu weiden ſchien. Für wen halten Sie dieſen Mann? fragte die Peinigerin.

— Leider ſehe ich nicht gut, entgegnete die Geſolterte zu ihrer Entſchuldigung.

— O dann bedauere ich Sie herzlich! Eine millionerbende Nichte muß in der That mehr als kurzſichtig, mit heilloſer Blindheit geſchlagen ſein, wenn ſie in dieſem äußerſt getroffenen Bilde nicht gleich auf den erſten Blick die Züge ihres angebeteten Oheims erkennt.

— In der That, ſagte Libuſſa, das Innere

der Kapsel näher betrachtend, es ist ihm allerdings nicht ganz unähnlich . . .

— Wem? fragte die Folternde von Neuem.

— Nun wem anders als meinem Oheim? fragte die Arme, die sich trotz aller Schlauheit im Netze der Schlauern fing.

Die Gräfin brach in neues Lachen aus.

— Sie irren, meine liebste, beste Gräfin! Dieser Mann da hat das unaussprechliche Glück, nicht Ihr Onkel, sondern — mit Ihrer huldreichen Erlaubniß! — der Meinige zu sein.

— Auch der Ihrige also ist Cardinal?

— Noch nicht ganz, meine reizende Ignorantin! Doch kann er es noch werden, ganz wie der Ihrige. Nun aber Gräfin Clelia Buoncompagni, will ich Sie nicht länger stören und Ihnen zum Abschiede nur noch ein winzig-kleines Geheimniß anvertrauen: Ihr erlauchter Oheim, sagte sie, ihren spöttischen Mund an das aus Angst purpurroth gewordene Ohr Libussa's legend, war eben so wenig Cardinal, als der Meinige Erzbischof. — Adieu, schöne Gräfin, auf baldiges Wiedersehen! schloß Maria Magdalena, mischte sich lachend in die Gruppen der Tanzenden und ließ ihre Nebenbuhlerin beschämt und vernichtet zurück.

Seit jenem Feste, das schon längst vorüber

war, hatte Libuša der Gräfin Maria einen ewigen unversöhnlichen Haß gelobt und sich geschworen, Alles aufzubieten, um die ihr in Allem weit überlegenere Feindin in der Gunst des Kaisers zu stürzen . . . um jeden Preis und die weitere Entwickelung unseres Romanes wird uns zeigen, ob und wie sie ihr Gelübde zu erfüllen entschlossen war.

Eine Beschreibung ihrer Persönlichkeit wird hier an rechter Stelle sein.

Der hervorstechendste Zug ihrer großen und trotz aller Fülle noch immer schlanken bieg- und schmiegsamen Gestalt war jener ungewöhnlich hohe Grad von Ueppigkeit, der ganz und gar geeignet schien, selbst den letzten Funken absterbender Sinnlichkeit zu neuer Flamme anzufachen. Sie war, Alles in Allem, ganz jene Art gemeiner Schönheit, die der Franzose sich unter dem Bilde einer sogenannten Beauté du diable vorzustellen gewohnt ist. Libuša hatte große kohlschwarze, flammensprühende Satanella-Augen, mit welchen sie Jeden, dem sie sich bis dahin aus sinnlicher Neigung oder bloß aus Eigennutz hingegeben hatte, gleichsam zu verschlingen und ganz und gar in ihr eigenes Ich aufzunehmen drohte. Ihr von feinen, nur in nächster Nähe bemerkbar werdenden Pockennarben angegriffenes Gesicht hatte manchen

angenehmen, ja ſogar intereſſanten Zug und eine Hautfarbe, die, ob ſie gleich mehr bräunlich als weiß zu nennen war, doch viel Friſche, Lebendigkeit und Geſundheit verrieth. Die Oberlippe ihres roſigfriſchen Mundes zeigte die leiſen Spuren eines in's Schwärzliche ſpielenden Flaums, das Phyſiognomieen ihrer Art ſo gut zu kleiden pflegt und dieſen in den Augen gewiſſer Männer eine Art erhöhten Reizes verleiht. Ihr Mund zeigte zwei Reihen großer, kerngeſunder, perlweißer Zähne, die ſtark und feſt genug ſchienen, um damit Stein und Eiſen zu zermalmen. Ihr rabenſchwarzes Haar, barock und abenteuerlich geflochten, verlieh ihrer zigeunerartigen Geſichtsbildung einen gewiſſen Ausdruck von Originalität und Keckheit, der bei aller Herausforderung, die ſich darin bemerkbar machte, doch viel Einſchmeichelndes beſaß. — Das Kleinſte an ihr war das Ohr; das Größte und das, was ihre hübſche Geſtalt am meiſten entſtellte, war ihre etwas plumpe Hand und ihr etwas ſtarker Fuß, welche hinzureichen ſchienen, ſie, trotzdem ſie Beide klug zu verbergen verſtand, dem nur zu wohl begründeten Verdachte preiszugeben, daß ſie von niederer Herkunft war; denn nichts verräth ſo ſehr die hohe oder niedere Abſtammung, als Hand und Fuß.

Rudolph, der mehr und mehr zur Melancholie ſich hinzuneigen begann, hatte in kurzer Zeit ſo viel Geſchmack an ihrer guten Laune und ungebundenen Heiterkeit gefunden, daß der Umgang mit ihr ſeiner Hypochondrie nach und nach zu einem ihn zerſtreuenden Bedürfniß geworden war.

Ihr Quaſi-Gemahl hatte dieß vorausgeſehen und auf dieſe Ausſicht den ganzen Plan ſeiner abenteuerlichen Zukunft, das Belvedere ſeiner kühnſten Hoffnungen, das Buen-Retiro ſeiner ſchlauſten Berechnungen gebaut.

— Beißt er an (— ſo war ſein Plan —) dann iſt ſie ihm unentbehrlich. Und iſt ſie's, dann bin auch ich's! ſagte Scotto und triumphirte, als er ſich in ſeiner Schlußfolgerung nicht getäuſcht fand.

Girolamo war verſchmitzt wie jeder Italiener. Er kannte die Menſchen und wußte beſſer als mancher Andere, daß, je größer der Mann ſelbſt, deſto größer auch die Zahl ſeiner kleinen Schwächen ſei, und auf dieſen Schwächen eben fußte ſeine eigene Stärke.

Im Uebrigen war Scotto ganz jener vollendete Taugenichts, wie Meiſter Rabelais — man ſagt ſich

ſelbſt — in der Perſon ſeines unvergleichlichen Panurge abgebildet hat, ein Abenteurer, der, ganz wie jener Franzoſe leichtſinnig, kühn und verwegen, nur um das Heute beſorgt, ſich wenig oder gar keinen Gram um das ungewiſſe Morgen zu machen ſchien. Er war ganz das Spiegelbild jenes Panurge, der, wie Rabelais erzählt, dreiundſechszig Arten kennt, Gold aufzutreiben und zweihundert achtundvierzig Arten, es ‚con amore‘, wie er als Italiener zu ſagen pflegte, wieder todtzuſchlagen.

So war Clelia, ſo war Girolamo! Ein Paar, das ſeiner vollkommen würdig geſchaffen zu ſein ſchien.

Sechsſtes Capitel.

Die Audienzen im Marſtall.

Seit jenem Hoffeſte waren Monate vergangen. Während dieſer Zeit hatte der reizende, abwechslungsvolle Herbſt von Tag zu Tag dem mit Sturmſchritten näher rückenden einförmig melancholiſchen Winter mehr und mehr das Feld geräumt. An die Stelle des ſeptembergelben und octoberrothen Laubes war ein dichter Novembernebel getreten, der den Hradſchin

und die zu seinen Füßen liegende Stadt in fast undurchdringliche Schleier zu hüllen begann. Die unheimliche Nässe verwandelte sich nach und nach in höchst empfindliche Kälte.

Rudolph, der sehr häufig selbst an heißen Sommertagen ein fröstelndes Gefühl empfand, weil er, wie fast jeder Hypochonder beständig an kalten Füßen litt, hatte sich aus dem Garten und dem großen Saale des Belvedere mehr und mehr in die innern Gemächer der Burg und von hier in die laue Atmosphäre seiner prachtvollen Pferdeställe zurückgezogen. Es ist eine geschichtlich erwiesene Thatsache, daß der Kaiser, namentlich während der rauhen Jahreszeit, mit großer Vorliebe oft stundenlang in seinem Marstalle zu verweilte und nicht selten seine stolzen Prachtrosse mit eigenen Händen bürstete, striegelte, pflegte und fütterte.

Hier pflegte er auch seinen Vertrauten und Günstlingen am häufigsten Privat-Audienzen zu ertheilen, und jeder seiner Lieblinge schätzte sich glücklich, zu denselben Zutritt zu erhalten, weil es unter den Dienern seines Hofes wie unter den Pferdewärtern

seines Marstalls frühzeitig genug ruchbar geworden war, daß Seine Majestät nirgends so huldreich und herablassend, nirgends so heiter und gemüthlich, nirgends so herzlich und ungenirt als in Gesellschaft seiner Pferde sei.

Am Vormittage eines unfreundlichen Decembertages befand sich Rudolph in seinem großartigen Marstalle in so einfacher, schlichter, unscheinbarer Tracht, daß ein Fremder, uneingeweiht in die Gewohnheiten des Kaisers, sehr leicht hätte in die Gefahr gerathen können, ihn weit eher für einen Hofdiener als für den gekrönten Sohn Marmilians II. zu halten.

Mit sichtbarer Vorliebe verweilte er bei jenen von uns früher schon flüchtig angedeuteten drei Schimmelstuten, die, ein kostbares Geschenk das Schach von Persien, makellos weiß wie frisch gefallener Schnee, der haut parage des kaiserlichen Marstalls, die bevorzugten Lieblinge Seiner Majestät zu sein schienen. Der Leser kennt bereits ihre Namen.

Die persischen Stuten hatten, ähnlich der arabischen Race, einen geraden Kopf, schlanken Hals, schmale Brust, spitze Croupe, edel getragenen Schweif, längliche Hüften und kleine, äußerst zarte Füße. Nur Eine darunter, auf den Namen Eva hörend, hatte

ein sogenanntes Pfirsichblüthenhaar; sie war weiß mit röthlichem Schimmer. — Magdalena schien dem Aeußern nach eher ein edles Araberroß, ein Vollblut aus der hocharistokratischen Race Koheyl, das bekanntlich zehnmal mehr kostet als das Pferd irgend eines andern Stammbaums. Es war wie das Roß aus der Nedschder Familie, von außerordentlicher Schlauheit und hatte einen verständigen, durchdringenden Blick, wie man ihn bei keinem andern Pferde findet, viel stolzer und ehrgeiziger als Eva. — Die stille Clelia hatte größere und viel schwärzere Augen und stärker hervortretende Ganachen (Kniebackenbiegungen) als die beiden Andern; im Uebrigen war sie, um in der Terminologie der Pferdekenner fortzufahren, leicht, von gutem Athem, zu Strapazen geeignet und ward auch als Zuchtpferd gebraucht.

Nachdem der Kaiser Clelia sanft gestriegelt und Magdalenen zärtlich die langen Mähnen gekämmt, näherte er sich der dritten Stute und sprach liebevoll ihren langen Hals streichelnd:

— Wie geht's uns, meine schöne Eva? haben wir heute Nachts besser als in der vorigen geruht? fragte er, seine beiden Hände um ihren Hals schlingend, sich an ihre Hüfte anschmiegend, die Spitze seines rechten Fußes über den linken stellend und ihr

einen Augenblick lang besorgt in's Auge schauend. Du bist noch immer nicht ganz wohl, meine arme Eva! Werde uns nicht wieder krank, sonst gräme ich mich um Dich! fuhr er fort und reichte ihr ein Stück Zucker, das er aus seiner Gürteltasche hervorgeholt hatte.

Eva aber wandte den Kopf ab und wollte durchaus nicht anbeißen.

— Du bist eigensinnig, Eva, sagte er und wandte sich unwillig von ihr zu der Nachbarin. Da ist Clelia doch viel folgsamer! Die macht mir nicht den kleinsten Kummer! Die thut Alles, was ich will, fuhr er fort und zeigte ihr den Zucker, den Eva aus seiner Hand verschmäht hatte. Bald wirst Du Mutter sein und dann wollen wir zur Feier Deines Erstgeborenen hier im Marstalle ein heiteres Fest feiern, sprach der kaiserliche Pferdefreund, der ihm aus der Hand fressenden Stute mit der Rechten einen herzlichen, aber ziemlich unsanften Schlag auf die Croupe oder das Kreuz versetzend.

Clelia ließ sich diese starke Liebkosung ruhig gefallen. Der Kaiser wandte sich nun zu seiner Magdalena und schob auch ihr ein Stück Zucker in den Mund mit den Worten:

— Auch Du machst mir keinen Kummer. Du

haſt zwar viele ſtolze Launen und Mucken; doch ertrage ich ſie gern, weil ich weiß, daß Du mich liebſt, mehr liebſt, als die kalte, trotzige Eva, die meinen Zucker, meine Liebe verſchmäht, mehr als Clelia, die zu feurig iſt und mich aufzufreſſen droht. — Ich liebe Euch alle Drei, aber jede von Euch auf andere Weiſe.

In demſelben Augenblick ward Rudolph in ſeinem zärtlichen Monologe durch den Eintritt Johanns von Aachen unterbrochen, welcher Liebling und Vertrauter Seiner Majeſtät, bei den ſo huldreichen Audienzen im Marſtall die Stelle des Oberceremonienmeiſters vertretend, die Audienzſuchenden anzumelden beauftragt war.

— Majeſtät, begann der Maler, der Oberſtkämmerer und Geheimrath, Freiherr Wolf von Rumpf, wagt um die hohe Gunſt zu bitten, ihn auf ein Paar Augenblicke allerhuldreichſt vorzulaſſen, weil er, wie er tiefergebenſt anzudeuten ſich erlaubt, Seiner Majeſtät einige Sachen von nicht geringer Wichtigkeit vorzutragen hat.

— Weiſe ihn ab, mein guter Sohn! Zu Staatsgeſchäften bin ich heute, bei 17 Grad Kälte, durchaus nicht aufgelegt. Der langweilige Schwätzer mag morgen wiederkommen.

— Morgen, Majestät wird es schwerlich wärmer sein als heut. Drum darf ich ihn wohl einlassen?

— Nein, sage ich Dir! rief der Kaiser, der, wie jeder Große dieser Erde, eben kein allzugroßer Freund des Widerspruches war. Heute mag ich durchaus nichts hören, was meine trübe Laune mir vollends verderben könnte. Geh hinaus und sag ihm dieß!

Johann von Aachen beeilte sich zu gehorchen, kehrte aber sofort zurück mit der neuen Meldung:

— Simon Lomnický von Budeč wünscht Euer Majestät zu sprechen.

— Mein gekrönter Dichter und gefeierter Musenliebling!*) Ich bitte Dich, Johann, laß ihn nicht lange warten.

Gleich darauf erschien der kaiserliche Hofpoet.

---

*) Dieser Dichter, der seinen Namen von seiner Vaterstadt Lomnic angenommen hatte, war von Kaiser Rudolph, der einige Proben seiner böhmischen Gedichte kennen gelernt, an den Hof berufen, feierlich gekrönt, zum Hofpoeten ernannt und in den Adelstand erhoben worden, mit dem Prädicate von Budeč, einem Orte, an welchem schon zur Zeit der heidnischen Böhmen der Sitz der Gelehrten jener Zeit gewesen war.

— Guten Morgen, mein alter Freund Simon. Was bringt Deine Muſe mir Neues?

— Den Anfang eines unlängſt begonnenen Gedichtes!

— Betitelt? fragte der muſenholde Monarch.

— Kupidowa Střela.

— Cupido's Pfeile! überſetzte Rudolph. Der Titel gefällt mir, alter Junge! Und iſt erlaubt zu fragen, welche Schönheit Dich dazu angefeuert hat?

— Darf ich meinem kaiſerlichen Herrn und Beſchützer die Wahrheit geſtehen? fragte der Poet.

— Simon, ich verlange ſie von Dir.

— Wohlan! die holde Muſe, die mich dazu begeiſtert hat, iſt Eva von Lobkowic.

— Die Tochter des Hochverräthers, meines ſchlimmſten Feindes? fragte der Kaiſer, finſter die Augenbrauen zuſammenziehend.

— Herr, er iſt nicht Euer Feind! Man hat ihn nur verläumdet!

— Und wer ſagt Dir das?

— Des Herzens Stimme, die den Dichter niemals trügt.

— Geh, altes Kind, ſei kein Thor! Höre nicht immer auf die Stimme Deines Herzens! ſie könnte leicht Dich irre führen! Beſinge Liebe, Frohſinn und

Wein aber miſche Dich nie in Politik. Dein Hang dazu, die Fragen der Zeit in's Gewand der Poeſie einzukleiden, könnte Dich — wenn ich nicht mehr lebe! — in Gefahr bringen. Höre auf den Rath Deines Freundes und miſche Dich — ich warne Dich — niemals in Politik. — Laſſe mir ‚Cupido's Pfeile', ich will ſie, wenn ich mich ſchlafen lege, leſen und falls der Inhalt ſo anſprechend als der Titel iſt, Dich kaiſerlich dafür belohnen. Geh nun mit Apoll, mein ehrlicher Simon und höre auf den wiederholten Rath: Miſche Dich niemals in die Politik.*)

---

*) Der Kaiſer ſchien gleichſam eine Ahnung zu haben, daß die Politik ſeinem Schützlinge, dem er bald nach Durchleſung jenes Gedichts einen Jahresgehalt ausgeſetzt hatte, Gefahr bringen würde. Fünfundzwanzig Jahre ſpäter beſtätigte ſich ſeine Ahnung. Als nach dem Tode des Kaiſers Matthias die böhmiſchen Stände den Pfalzgrafen Friedrich V. zu ihrem Könige erwählten, ergriff Lomnicky deſſen Partei und ſtreute unter das Volk kleine böhmiſche Geſänge aus, die, weil ihr ſatiriſcher Stachel gegen Kaiſer Ferdinand II. gerichtet war, bald von Mund zu Munde gingen und ihm eine ungeheure Popularität verſchafften. Aber 1620, nach der Schlacht am weißen Berge, die den Anhang des Winterkönigs mit Einem Schlage zu Boden warf, drangen die Sieger auf Beſtrafung des armen Dichters, deſſen Poeſie Oel in's

Der väterlich gewarnte Poet entfernte sich. Johann von Aachen meldete die Ankunft des kaiserlichen Oberstbofmarschalls Paul Sirt von Trautson. — Auch er ist ein unerträglicher Schwätzer, ein Schlemmer und Prasser, dessen ganzes Thun und Lassen mir nach und nach zuwider wird. Auch ihn weise ab, mein Sohn! Heut will ich mich nicht ärgern! Der Vielfraß soll morgen nachfragen.

Der Ceremonienmeister des Marstalls überbrachte ziemlich wortgetreu die ungnädige Antwort

---

Feuer gegossen und nicht wenig zur Aufregung der Volksmassen beigetragen hatte. Lomnicky, in Verhör genommen, entschuldigte sich damit, er habe mit den Wölfen mitgeheult. Ohne Rücksicht auf sein sechszigjähriges Alter ward er zu hundert Stockschlägen verurtheilt und nachdem er diese schmachvolle Strafe überstanden, halb todt nach Hause geschleppt. Man entzog ihm seinen Gehalt, er gerieth in die drückendste Armuth und sah, der gräßlichsten Noth preisgegeben, sich endlich genöthiget, sich auf der Moldaubrücke bis an's Ende seines Daseins sein tägliches Brod erbetteln zu müssen. Diese Armuth war der Grund, weßhalb er sich in manchen seiner Gedichte Plochaeus (der Bettler) unterzeichnete. Von neueren Forschern aber wird die Bestrafung Lomnicky's geläugnet und nur dessen Verarmung zugestanden. Sein Wahlspruch war: Sincere et libere.

dem vor dem Eingange harrenden Großwürdenträger, der mit seinem großen Schnurbart und seiner noch größeren Nase niedergeschlagen seinen Rückzug antrat.

— Anselm de Boodt! meldete der Maler.

— Der Mann ist mir stets willkommen! sagte Rudolph.

Der flandrische Leibarzt, ein höchst aufgeklärter Kopf, der lange Zeit ein hartnäckiger Gegner der Alchemie gewesen war, schien urplötzlich von der Wahrheit derselben überzeugt worden zu sein. Und diese Entdeckung eben führte ihn zum Kaiser.

— Was bringt mir Anselmus Boethius?

— Eine merkwürdige aber höchst frohe Kunde ...

— Ist die Gemahlin des Ritters von Brandeis vielleicht schon glücklich entbunden?

— Noch nicht, Sire! Gräfin Clelia erwartet ihre Niederkunft erst um Weihnachten!

— Desto besser! Wie lautet also Eure frohe Kunde?

— Majestät, ich bin bekehrt, gänzlich bekehrt ...

— Wovon bekehrt? fragte der Kaiser.

— Von meinem Unglauben gegen die Auffindung des Steines der Weisen ...

— Habt Ihr ihn vielleicht gefunden?

— Fast glaube ich es, betheuerte Anſelm.

— Wie? Ihr, der Ihr ſeit Jahren wie Cardinal Jacques Davy Duperron mir hundertmal geſagt: ‚Deploranda sunt ingenia quae in quadratura circuli, perpetuo mobili et lapide philosophorum occupantur*)‘ Ihr ewiger Zweifler glaubt jetzt d'ran?

— Ich ſage jetzt mit dem älteſten Technologen Tommaſo Garzoni: Non omnibus datur adire Corinthum**)‘

— Und Ihr, Ihr wollt es jetzt endlich erreicht haben? fragte der Kaiſer mit allen Zeichen der höchſten Ueberraſchung.

— Ich hoffe es wenigſtens!

— Doch auf welchem Wege?

— Auf dem dunkeln Pfade des blinden Ungefähr, auf dem Schleichwege eines überaus glücklichen Zufalls . . .

— Ich bitte Euch, Meiſter Anſelm, erzählt!

— In der verfloſſenen Nacht, als ich allein in

*) Beklagenswerth ſind jene Geiſter, die ſich mit Auffindung der Quadratur des Zirkels, des ewig Beweglichen und des Steins der Weiſen beſchäftigen.

**) Nicht Jedem iſt es beſchieden, das geträumte Eldorado wirklich zu erreichen.

meinem Studirzimmer bei dem traulichen Scheine meiner Lampe unter den ſchier zuſammenbrechenden Mauern meiner Bücher und Handſchriften vergraben lag, ſpielte mir der günſtige Zufall, der Schöpfer mancher koſtbaren Entdeckung, ein Buch in die Hand, das ich bis dahin noch nie berührt hatte.

— Und der Titel des Buches? fragte Rudolph mit brennender Wißbegier.

— Nomenclator insignium scriptorum, von Robert Conſtantin, einem noch lebenden Arzte zu Caen in Frankreich. Er erzählt darin, Raimundus Lullus, der große Adept aus Majorca, habe dem Könige Eduard III. von England ſechs Millionen Roſenobles in Gold, welche Raimundus ſelbſt in der Sanct Katharinenkirche unweit des Towers zu London gemacht, zur Fortführung des Krieges gegen die Ungläubigen geſchenkt.

— Ich ſelber, Meiſter Anſelm, beſitze zwei dieſer ſogenannten Raimund-Nobel, erklärte der Kaiſer.

— Lullus war in der Weſtminſter-Abtei, die er ſpäter bewohnte, kein undankbarer Gaſt, denn viele Jahre nach ſeinem Ableben (bekanntlich ward er zu Tod geſteinigt) fand ſich, wie mein Gewährsmann erzählt, bei Wiederherſtellung eines uralten Zimmers, in welchem der Adept gearbeitet, ein

krystallenes Käſtchen mit jenem geheimnißvollen Pulver, durch welches er Queckſilber und unedle Metalle in echtes Gold verwandelt hatte.

— Dieſe Thatſache war mir längſt bekannt; doch das goldmachende Pulver?

— Hat ein blindes Ungefähr mich finden laſſen ...

— Wo? Wo? fragte der Kaiſer ungeduldig.

— In dem Deckel des genannten Buches*).

— Und wo habt Ihr das bewußte Pulver?

— Ich gab es zu prüfen meinem Collegen Thaddäus von Hájek.

— Und Hájek? fragte der Kaiſer hochgeſpannt.

— Hat heute Morgen in meiner Gegenwart den erſten Verſuch damit angeſtellt . . .

— Und wie iſt dieſer Verſuch ausgefallen?

— Ueber alle Erwartung glänzend und überzeugend. Mit einer ganz geringen Doſis dieſes

---

*) Ungefähr dasſelbe erzählt Siegmund Heinrich Güldenfalk, Heſſen-Darmſtädtiſcher Oberlandcommiſſair in ſeiner „Sammlung von mehr als hundert Transmutationsgeſchichten oder Beiſpielen von Verwandlung unedler Metalle in Gold oder Silber," Frankfurt und Leipzig 1784. 8. (Seite 117) und nach ihm auch Dr. Carl Chriſtoph Schmieder in ſeiner „Geſchichte der Alchemie," Halle 1832. 8. (Seite 360.)

allem Anſcheine nach Lulliſchen Pulvers haben wir zwei Loth Queckſilber in echtes Gold verwandelt...

— Nun, Meiſter Anſelm de Boodt, habe ich Euch nicht immer geſagt, daß die edle, heilige, göttliche Kunſt, das ägyptiſche, hermetiſche oder ſpagyriſche Geheimniß kein Hirngeſpenſt, keine Chimäre, keine Unmöglichkeit iſt?

— Nun habe ich mich ſelbſt davon überzeugt, betheuerte der ehrliche Vlamländer.

— Und habt Ihr viel ſolchen Pulvers?

— Leider nur einige Priſen noch; doch werden ſie hinreichen, auch Ew. Majeſtät zu zeigen, daß der Jahrhunderte lang geſuchte Stein endlich wiedergefunden iſt.

— Ach, Meiſter Anſelm, was nützt uns das Lulliſche Pulver, wenn wir's nicht zu machen verſtehen?

— So ſprach auch Thaddäus von Hájek. Mir aber, Sire, genügt dieſe Probe, weil mir durch ſie die Ueberzeugung geworden, daß die Goldmacherkunſt keine eitle Lüge, ſondern eine Wahrheit iſt, die, wenn auch noch ſo dicht verhüllt, endlich doch entſchleiert werden kann.

— Ganz ſo denke auch ich darüber! Nichts in der Welt iſt unmöglich. Schon das Wollen iſt ein

halbes Können. Wollt Ihr mir ein Pröbchen Eurer kostbaren Entdeckung überlassen?

— Mit tausend Freuden, mein kaiserlicher Herr.

— Dann will ich selbst einen Versuch damit anstellen und sehen, ob es mir nicht gelingt, dieses Pulver chemisch zu zersetzen, um die geheimnißvollen Bestandtheile desselben zu erforschen. Wann bringt Ihr mir das Arcanum?

— Wenn Ew. Majestät es befiehlt, noch heute.

— Ich bitte Euch darum, Meister Anselm.

— Auf Wiedersehen, mein kaiserlicher Hermes Trismegistos.

— Gott schütze Euch, mein gelehrter Freund! sagte der Kaiser zu seinem flandrischen Arzte und entließ ihn mit allen Zeichen seiner Huld und Wohlgewogenheit.

Boethius hatte sich kaum entfernt, als Johann von Aachen eintrat, um den Edelsteinschleifer Jobst von Brüssel anzumelden.

— Auch ihn weise nicht ab! befahl Rudolph.

Der Eintretende verneigte sich voll Ehrfurcht.

— Wir haben Dich lange nicht gesehen, sagte der Kaiser mit einem Tone, in welchem ein leiser Vorwurf lag.

— Sire, ich wagte nicht vor Euren Augen zu erſcheinen . . .

— Und warum? Weißt Du nicht, daß ich Dein Unrecht Dir längſt verziehen habe? Du wollteſt, verführt durch das Beiſpiel Deines Landsmanns, einen ſeiner Gönner retten. Wer weiß, ob ich in Deiner Stelle nicht eben ſo gehandelt hätte!

— Kaiſer Rudolph hat ein goldenes Herz . . .

— Bisweilen aber auch einen eiſernen Kopf.

— Sagt lieber einen feſten, unbeugſamen Willen!

— Nenne es ganz wie Du willſt, aber ſchmeichle mir nicht, denn dieß liebe ich nicht. Was führt Dich heute zu mir?

— Ich bringe die edlen Steine, die Ihr vor Monden mir zum Schleifen gabt.

— Und warum bringſt Du ſie erſt ſo ſpät zurück?

— Sire, ſtammelte der ehrliche Künſtler, verlegen ſeine Augen niederſchlagend.

— Sage Deinem Freunde unverholen die Wahrheit!

— Majeſtät, ich hatte dieſe Steine verſetzt . . .

— Um mit dem Gelde Ihn zu befreien! Du ſiehſt, Jobſt, ich weiß Alles. Und trotzdem verzeihe ich Dir.

— Euere Huld und Gnade beſchämt mich tief...

— Ich wünſche, daß ſie Dich gebeſſert habe...

— Hier ſind die Steine, mein Kaiſer . . .

— Behalte ſie für Dich und Deinen Freund, den ich aus meinen Reichen verbannt. Schicke ihm die eine Hälfte davon, grüße ihn von mir und ſchreibe, daß ich auch ihm verziehen habe.

Jobſt küßte die Hand des Kaiſers.

— Lebt wohl und bleibt mein Freund, wie ich der Eure! ſagte Rudolph ihm die Hand drückend.

Jobſt von Brüſſel entfernte ſich tiefgerührt.

— Johann Leo Haſter, meldete der Maler.

— Auch er iſt mir willkommen! ſagte Seine Majeſtät.

— Ich grüße meinen Herrn und Kaiſer, ſprach der junge Muſicus.

— Sei herzlich gegrüßt, mein Nürnberger Amphion!

— Ich bringe Ew. Majeſtät den neuen vierſtimmigen Pſalm, den ich in allerhöchſtem Auftrag aus Lomnicky's geiſtlichen Geſängen*) für das nächſte Weihnachtsfeſt in Muſik geſetzt.

---

*) Dieſe in böhmiſcher Sprache geſchriebenen Geſänge Simons waren unter dem Titel: Kancional Nedelni ſchon im Jahre 1580 zu Prag herausgekommen.

— Und ist das Lied Dir gelungen?

— Ich hoffe, daß es meinem erhabenen Herrn und Gebieter gefallen wird.

— Was Herr? Was Gebieter? Ihr deutschen Reichsstädter seid zu bescheiden! Ueber Kunst läßt sich nicht gebieten. Sie ist ein Kind freier Eingebung. Gieb her Dein neues Werk. Es soll, ich verspreche es Dir, in der heiligen Sylvesternacht im Dome Sanct-Veit gesungen werden.

— Dank, tausend Dank, mein kaiserlicher Herr. Doch werde ich es wohl schwerlich hören . . .

— Und warum?

— Weil ich mit Eurer allergnädigsten Erlaubniß gesonnen bin, die Hauptstadt Eures schönen Reiches in Kurzem zu verlassen und einem Rufe nach Dresden an den Hof des Churfürsten Christians II. zu folgen.

— Gefällt's Dir nicht mehr an dem Hofe zu Prag?

— Ich wünsche Reisen zu machen, um die Welt kennen zu lernen.

— Ihr Künstler seid ein wanderndes Volk, das nirgends Rast und Ruhe findet. Ich will Dich hier nicht zurückhalten. Nimm dieß Geschenk als Andenken an Kaiser Rudolph, der Dir Glück für

Deine Zukunft wünscht, sagte er, die goldene Kette, die er bis dahin selber trug, abnehmend und sie um den Hals des jungen Künstlers hängend. Reise mit Apoll und den Musen, fuhr er fort. Geht's Dir wohl, dann denke auch an Prag, und mißfällt es Dir in Deiner neuen Stellung, dann kehre getrost an Rudolphs Hof zurück, der, so lange Gott mir das Leben schenkt, für jede Kunst, die sich in seine Arme flüchtet, ein sonniges Asyl bleiben soll.

— Gott segne jeden Eurer Tage! sagte der Künstler, küßte dankerfüllt die Hand seines großherzigen Beschützers und schied wehmüthig bewegt.*)

— Jacob Horčický! meldete Johann von Aachen.

— Willkommen, Meister Sinapius **), rief Rudolph ihm entgegen.

— Voll Ehrfurcht grüße ich meinen erlauchten Kaiser sagte, der schlichte Mann, der sich als Autodidakt vom Küchenjungen im Jesuitenkloster zu

---

*) Haster starb zu Dresden am 8. Juni 1612 im Alter von 48 Jahren.

**) Sinapius war der lateinische Name, den er von hořčice, was in böhmischer Sprache Senf und im Lateinischen Sinapis heißt, abgeleitet hatte.

Krummau zu einem der kenntnißreichsten Kräuterkenner und Chemiker Böhmens emporgearbeitet hatte*).

— Wie gehen die Geschäfte? fragte der Kaiser.

— Besser als ich es je mir träumen ließ. Das Sinapische Wasser findet reißenden Abgang im ganzen Böhmerlande.

— Und findest Du Deine Rechnung dabei?

— Herr, ich werde ein steinreicher Mann! Ich sammle mir Reichthümer . . .

— Das freut mich, wenn Dein Fleiß und Deine Thätigkeit, Dein Wissen und Deine Redlichkeit belohnt werden.

— Und doch bin ich nicht zufrieden! seufzte Jacob.

---

*) Die Jesuiten, erzählt Pelzel, hatten ihm die Erlaubniß ertheilt, in dem ihnen zugehörigen Garten, nahe an der Moldau unterhalb der Brücke, Kräuter von verschiedener Gattung anzubauen, hier sein Laboratorium aufzurichten und die gezogenen Wasser öffentlich zu verkaufen. Letztere wurden bald so berühmt, daß er derselben nicht genug anfertigen konnte. Man nannte sie (nach seinem latinisirten Namen) die Sinapischen Wasser. — Sie waren die Eaux de Cologne der damaligen Zeit — Arzenei und Wohlgeruch, Gesundheits- und Modesache zugleich

— Was fehlt Dir? fragte der theilnehmende Monarch.

— Nichts fehlt mir. Ich leide im Gegentheil an Ueberfluß. Ich scharre mit meinen Wassern mehr Geld zusammen als ich für mich gebrauchen kann und bin unzufrieden, weil ich nicht weiß, was ich mit meinem Ueberflusse anfangen soll. Und darum komm' ich zu Euch, Herr! Ihr sollt mir eine Bitte gewähren.

— Sprich sie aus, mein ehrlicher Jacob!

— Herr, laßt Euch herab, mit einem treuen Diener seinen Ueberfluß an Geld zu theilen . . .

— Kaiser Rudolph ist gewohnt zu schenken; doch nimmt er keine Geschenke an . . .

— Ich wage nicht zu sagen, daß ich mein Geld Euch schenken will; ich wage nur Euch zu bitten, es huldreich als ein Darlehn von mir anzunehmen. Herr, Ihr braucht Geld zum Türkenkriege. Er verschlingt große Summen und viel Menschenleben. Weis't wenigstens Ersteres als Tribut treuer Vaterlandsliebe nicht zurück. Hier ist ein Sack mit tausend schmucken Dukaten. Nehmt vorläufig diese kleine Beisteuer an, und kommt Ihr in die Lage, mehr zu brauchen, dann wendet Euch an Euern treuen Anhänger Jacob Horčický.

Dieser edle Zug rührte den Kaiser. Nach einer kurzen Pause sagte er:

— Gut, ich will Deinen Beitrag nicht verschmähen. Doch machst Du mich durch Annahme dieses Darlehns zwiefach zu Deinem Schuldner. Als ich vor Jahren erkrankt und von meinen Aerzten aufgegeben war, gelang es Dir, mich durch Deine tiefe Einsicht in die geheimnißvolle Heilkraft einfacher Kräuter herzustellen. Kaiser Rudolph hat dieß nicht vergessen.

— Ich fühlte mich hoch beglückt, meinen Herrn und Kaiser durch ein einfaches Hausmittel von seiner Krankheit befreit zu haben . . .

— Erlaube mir heute, bei diesem neuen Anlaß treuer Anhänglichkeit, einen Theil meines Dankes an Dich abzutragen. Dein doppelter Schuldner erhebt Dich hiermit in die Reihen des böhmischen Adels. Nach jenem Berge, auf welchem Du, wie ich weiß, manch heilsames Kraut für mich und Andere gepflückt, sollst Du fortan Jacob Horčický Ritter von Tepenec heißen *).

*) Seine Erhebung in den Adelstand geschah erst 1608. Doch ist es dem Roman wohl erlaubt, eine Thatsache so unwichtiger Art einige Jahre früher geschehen zu

— Herr, Ihr beschämt Euren niedrigen Diener.

— Wer sich erniedrigt, sagt die heilige Schrift, soll erhöht werden und darum bleibt's bei dem was ich gesagt habe. Gott nehme Euch auch ferner in seinen heiligen Schutz, Ritter von Tepenec, sprach der Kaiser und legte segnend seine Rechte auf das Haupt seines ehrfurchtvoll niedergebeugten Dieners.

Der schlichte Mann verließ den Kaiser. Rudolph schob den Sack mit den tausend Dukaten mit der Spitze seines Fußes zu den mit Silber beschlagenen Hufen der beiden Schimmelstuten Magdalena und Clelia hin.

In demselben Augenblick meldete der Ceremonienmeister:

— Gräfin Clelia von Buoncompagni!

— Sie kommt wie gerufen, sagte Rudolph zu sich selbst. Lasse sie eintreten, mein treuer Freund! Alle Andern aber weise ab. Heute will ich Keinen mehr empfangen.

Der Maler erfüllte den erhaltenen Auftrag.

---

lassen. In späterer Zeit war dem Ritter von Tepenec für neue und weit größere Summen, die er dem Kaiser geliehen, die dem Obersthofmeister von Lobkowic confiscirte Herrschaft Melnik verpfändet.

Siebentes Capitel.

Schluß der kaiſerlichen Audienz.

Die Frau Girolamo Scotto's trat ein. Sie trug eine ſo weitbauſchige Sammtrobe, daß nur der Blick des Eingeweihten zu erkennen vermochte, daß ſie ihrer baldigen Niederkunft entgegen ging. Ihr Geſicht war mit einem ſchwarzen Spitzenſchleier verhüllt.

— Warum hat meine Sonne ſich verſchleiert? fragte Rudolph, ihr huldreich entgegeneilend.

— Weil mein guter Stern zu erbleichen beginnt, erwiderte die ränkeſüchtige Gefährtin des Ritters von Brandeis.

— Wer ſagt Euch dieß, Gräfin Clelia?

— Eine dunkle Ahnung ſagt es mir, ſtöhnte die ſchlaue Libuša.

— Glaubt nicht an Ahnungen, meine Liebe. Sie quälen und täuſchen uns nur allzuoft. Doch, Ernſt bei Seite, weßhalb trauert meine ſüße Taube?

So pflegte der Kaiſer, wenn er bei zärtlicher Laune war, ſie vorzugsweiſe gern zu nennen.

— Ich trauere um den Verluſt Eurer Liebe! erwiderte die Intrigantin mit erheuchelter Schwermuth.

— Welcher dumme Teufel macht Dich glauben, daß Du sie verloren hast? fragte Rudolph, ihre Hand zärtlich an seine Lippen ziehend.

— Alles, Alles sagt mir, daß ich nicht mehr das bin, was ich bis vor Kurzem noch für Euch gewesen war . . .

— Du närrisches Kind! Du bist noch immer mein einziger Zeitvertreib, sprach der Kaiser, ihre Hüfte umschlingend.

— Zeitvertreib? wiederholte sie mit geschminkter Bitterkeit. Aber eben weiter nichts als Zeitvertreib!

— Und seit wann genügt Dir das nicht mehr? fragte Rudolph, während er versuchte, den Schleier, der ihre Züge verbarg, zu lüften.

— Seit dem Augenblicke, entgegnete sie den Kaiser zurückhaltend, seit dem ich leider nur allzuklar überzeugt bin, daß ich die ganze Gluth meiner Liebe, den bis dahin fleckenlosen Glanz meiner Ehre und ehelichen Pflicht mit frevelhaftem Leichtsinn einem Undankbaren zum Opfer gebracht.

— Wie, Clelia, Du klagst über Undank? Thue ich nicht Alles, um Dich tagtäglich von Neuem zu überzeugen, daß der Umgang mit Dir eine mir liebgewordene Gewohnheit geworden ist?

— Gewohnheit! wiederholte Libussa, und weiter

nichts als Gewohnheit! Das, wonach ich gerungen, und das, was monden lang Ihr mir vorgeheuchelt, war Liebe, Liebe und nichts als Liebe?

— Und liebe ich Dich nicht mehr?

— O ja, Ihr liebt mich allerdings. Wie aber? frage ich Euch. Wie jenes Pferd dort, das meinen Namen trägt. Ich bin das Werkzeug Eurer Zerstreuung.

— Höre, meine gute Clelia. Ich bin gewohnt, Dich immer heiter und lustig zu finden. Deine Traurigkeit, liebes Kind, langweilt mich!

— Das weiß ich, sagte Libuša, ihren Schleier beleidigt zurückschlagend.

— Wie reizend, wie üppig Du bist? rief Rudolph neu entzückt.

— O spottet Eures armen Opfers nicht! Ich weiß, daß eine Andere mich aus der Sonne Eurer Huld gedrängt.

— Wen meinst Du, mein närrischer Schatz?

— Ich meine jene kalte, herzlose, selbstsüchtige Ehrgeizige, die in Euch nicht den Menschen — wie ich! — sondern einzig und allein den Kaiser liebt.

— Erkläre Dich deutlicher, mein liebes Kind. Du meinst . . .

— Wen sonst als Gräfin Maria Magdalena.

— Schweig, ſchweig! Nur ſie, nur ſie verläumde nicht!

— Verläumdet man, wenn man die Wahrheit ſpricht? fragte Libuša mit meiſterhaft eingeübtem Hohne

— Wie, Du zweifelſt an ihrer Ehrenhaftigkeit?

— Ich zweifle nicht, ich behaupte es! erwiderte Scotto's Creatur mit frechem Muthe.

— Wie, Gräfin Clelia, Ihr wagt es? fragte Rudolph tief empört.

— Ich wage es, die ſcheinheilige Heuchlerin, deren gleißneriſche Tugend Euch arg bethört, laut und unumwunden ſchaamloſer Lüge anzuklagen!

— Was ſprichſt Du da? fragte Rudolph, ſie mit zornigen Blicken durchbohrend.

— Die entlarvte, nackte, ungeſchminkte Wahrheit!

— Sprich, Clelia, was weißt Du von Magdalenen?

— Ich weiß, daß ſie Euch verlacht, verhöhnt, verrathet!

— Sie mich verrathet und an wen?

— An den gefährlichſten aller Eurer Gegner.

— An Popel von Lobkowic? fragte der Kaiſer bleich aus Zorn.

— An keinen Andern als an ihn! bekräftigte

Libuša, indem sie wie zu einem Eide zwei Finger ihrer Rechten erhob.

— Beweise! Beweise! schrie Rudolph zitternd vor Wuth.

— Erkennt Ihr diesen Ring? fragte Libuša, hohnlächelnd einen goldenen Reif von ihrem Finger ziehend und ihn frohlockend in die Hand des Kaisers legend.

— Dieß ist der Schlangenreif, den ich der Gräfin Magdalena vor zwei Jahren zu ihrem Namensfeste geschenkt. Wie kommst Du zu diesem Ringe?

— Sogleich sollt Ihr Alles erfahren! Doch vergönnt zuvor, daß ich mich setze; denn diese Aufregung hat mich ganz und gar erschöpft, sprach Libuša sich auf ein Sopha niederlassend, das in einer Ecke des Marstalls stand.

— Setze Dich zu mir und erzähle! sprach der Kaiser, sie ziemlich unsanft an seine rechte Seite niederziehend.

— Als Ihr, begann die Mündel des Baders, dem Ritter von Brandeis, meinem Gemahl, der seit dem Augenblicke, wo Kaiser Rudolph mir die Sonne seiner Gunst zugewendet, mich — wie ich Euch heilig gelobt — nicht mehr berührt hat, als Ihr, sage ich, meinem sogenannten Gemahl den Befehl

ertheilt hattet, von Brandeis nach Elbogen zu eilen, um den Staatsgefangenen nach einer andern Veste fortschleppen und sich selbst an dessen Stelle einkerkern zu lassen, um jenen Mechelner Verräther in seiner eigenen Schlinge zu fangen; als der treueste Eurer Diener, Girolamo Scotto, Euern Befehl vollziehend, in den Kerker des Hochverräthers eingetreten war, fand er bei ihm . . .

— Die Gräfin Maria? unterbrach sie Rudolph zornsprühend.

— Sie nicht, wohl aber eine Taube — die keine Andere als eben sie an ihn abgeschickt hatte, denn diese Taube trug in seine Zelle . . .

— Einen Liebesbrief? fragte der Kaiser.

— Das nicht, wohl aber dieses grüne, hoffnungskündende Seidenband, an welchem jener Schlangenreif, den ich in Eure Hand gelegt, als Symbol ewiger Liebe und Treue befestigt war.

— Himmel! welch ein unerhörter Verrath! rief Rudolph, dessen Gesicht immer bleicher und bleicher ward.

— Von meinem Gemahle befragt, auf welchem Wege jene Taube in seinen Kerker gelangt, läugnete der Gefangene hartnäckig, es nicht zu wissen, wie und wann dieser Bote ihm zugeflogen

sei. Befragt, wie er zu jenem Ringe, den mein Gemahl an dessen Finger glänzen sah und der ihm bekannt war, weil er ihn noch wenige Tage zuvor an der Hand der Gräfin Maria bemerkt hatte, gestand der Hochverräther, die Taube habe ihm diesen Ring gebracht. Befragt, ob er wisse, wer diesen Ring ihm geschickt, legte er sich wieder auf's Läugnen und behauptete mit unverschämter Hartnäckigkeit: ‚Ich weiß es nicht!'

— Schändlich! Schändlich! schrie Rudolph, der es kaum vermochte, das Aufbäumen seines ungezähmten Jähzornes zu zügeln. Und was that nun Euer Gemahl!

— Er entriß ihm, weil die schwache Maus dem starken Löwen Widerstand zu leisten versuchte, mit Gewalt und einem Schlage, den mein Gemahl ihm versetzte, zuerst die Taube — und als er in Folge jenes Schlages ohnmächtig auf die Erde hingesunken war, den Ring, das unläugbare Zeichen *seines* Verraths und *ihres* Verraths!

— Weh mir! schrie der Kaiser, dessen Zorn urplötzlich in wehmüthige Erbitterung umgeschlagen war. So ist also auch jenes Weib, das ich rein und keusch geglaubt, eben so falsch und treulos, eben so scheinheilig und verrätherisch wie jede Andere!

— Rudolph! — sagte die schlaue Libuša aus dem

Töne der herzlosen Anklägerin in den einer mitleidsvollen Trösterin übergehend und zärtlich ihre beiden Arme um seinen Hals schlingend — Geliebter meines Herzens, Abgott meiner Seele, lasse Dich durch den Verrath einer ehrgeizigen und doch ehrlosen Kokette nicht zu dem ungerechten Zorne verleiten, auch die zu verdammen, welche in Dir — nicht wie Jene — nur den Menschen und nicht den Kaiser liebt!

— Du also bist mir wirklich treu? fragte Rudolph in ihr Auge blickend.

— Ich schwör' es bei diesem Kinde, welches ich — damit es Niemand ahne — wie einen Deiner Liebe geraubten Schatz verstohlen unter meinem Herzen trage.

— Ja, ja, Clelia, Du bist mein liebes, süßes, treues Kind! sagte der Kaiser, ihren Kopf mit heftig aufsprühender Leidenschaft an seinen Busen pressend. Nun aber sprich, was soll geschehen, was soll ich thun, um Deine Treue an ihrem Verrathe glänzend zu rächen?

— Verbanne sie von Deinem Hofe, Rudolph.

— Diese Strafe dünkt mir zu klein für die Größe ihres Frevels!

— Für ihren Ehrgeiz giebt es keine härtere!

— Nun erst wird mir Alles klar! Jetzt erst

begreife ich, warum ſie, ganz gegen ihre Gewohnheit, ſich ſo unerklärlich warm für die Begnadigung Colins und für die Befreiung meines heimlichen Nebenbuhlers verwendet, warum ſie mich zum erſten Male in ihrem falſchen heuchleriſchen Leben angefleht und beſchworen hat, Gnade für Recht ergehen zu laſſen und Beiden die Freiheit zu ſchenken! O eben ſo ſchlaue als verlockende Schlange! Dein gleißneriſcher Name iſt Maria Magdalena! Aber nicht ungeſtraft ſollſt Du mich hintergangen haben. Ich laſſe Dir den ſchönen Kopf abſchlagen.

— Wollt Ihr aus ihr wie aus Eva von Lobkowic in den Augen der verblendeten Böhmen eine Märtyrerin machen?

— Nein, nein, das will ich nicht! Doch fällt mir etwas Beſſeres ein!

— Darf ich es wiſſen? fragte Libuša, die immer zärtlicher zu werden begann.

— Und weßhalb nicht, meine gute Clelia? Du ſagteſt mir, die ſtolze Böhmin habe Dich oft beleidigt und gekränkt. Du ſollſt gerächt werden, ſüßes Kind. Sende mir noch heute Deinen Gemahl!

— Und was ſoll er? lauſchte Libuša, ihn überzärtlich mit ihren großen, weitgeöffneten Augen verſchlingend.

— Er ſoll die böſe Schlange fangen . . .

— Und was mit ihr beginnen?

— Sie behutſam in einen ſtill verſchwiegenen, etwas abgelegenen, ſchwer zugänglichen Kaſten ſperren, aus welchem uns dieſe ſtolze Boa constrictor eben ſo wenig als jene elende Blindſchleiche entſchlüpfen ſoll.

— Ich rede Euch weder ab noch zu!

— Doch weiß ich, daß Du es gerne ſiehſt, denn ſie hat Dich ja ſo oft ganz unverdient gekränkt . . .

— Längſt habe ich ihr Alles vergeben . . .

— Nur Eines nicht, meine ſüße Clelia! Es empört Dich zu wiſſen, daß dieſe übermüthige Böhmin noch immer, wie ſie erſt unlängſt mir ſelbſt geſagt, daran zu zweifeln ſich erkühnt, daß meine Clelia eine Römerin von edler Abkunft iſt. Aber wer Du auch immerhin ſein mögeſt, von heute an, wo Du mir die Augen geöffnet und mir Magdalenens elenden Verrath in ſeiner ganzen Nacktheit offenbart haſt, liebe ich Dich doppelt, dreifach, als mein folgſames Kind, als das lichte Geſtirn meiner trüben Stunden. Doch nun geh, meine gute Clelia, und ſchicke mir Deinen braven Mann, fügte er mit einer Miſchung matt verſilberter Ironie hinzu. Geh, geh, und laſſe mich allein!

— Wie? Kaiſer Rudolph ſendet mich heute ſo früh ſchon wieder fort?

— Ich bin müde, mein ſchmuckes Kind, und wünſche ein klein wenig auszuruhen, denn dieſe langen Audienzen haben mich etwas angeſtrengt . . !

— Ich wünſche Euch einen erquickenden Schlaf. ſagte ſie, ſeine Hand erfaſſend und ſie an ihr Herz drückend.

— Danke, danke! erwiderte gähnend der Kaiſer.

Sie ging. Die Audienz war zu Ende.

Achtes Capitel.

Der Ritter von Brandeis.

Noch an demſelben Tage erſchien Scotto. Der Kaiſer, der ſich in's Innere ſeiner Burg zurückgezogen hatte, war in Folge der anſtrengenden Audienzen und der damit verbundenen Enthüllung jenes heimlichen Verrathes mißmuthiger, niedergeſchlagener und mürriſcher als ſeit langer Zeit. Nur in ſolchen Augenblicken pflegte er jähzornig, heftig und oft ſogar deſpotiſch zu ſein.

Rudolph empfing den Ritter mit der gänzlich unerwarteten Frage:

— Wie lange lebt Ihr nun schon an Unserm Hofe?

— Ich glaube, es wird bald ein Jahr, erwiderte Girolamo, der durch den Eingang dieses Gesprächs etwas entmuthigt zu sein schien.

— Irren wir uns, wenn wir behaupten, daß Ihr gleich in den ersten Tagen Eurer Ankunft uns zu versichern geruhtet, Ihr verständet die Kunst, mittelst eines nur Euch bekannten Pulvers echtes Gold zu machen?

— Sire, stammelte der Schwindler etwas kleinlaut, ich wagte dieß allerdings zu behaupten, den Beweis aber . . .

— Seid Ihr uns bis zu dieser Stunde in Gnaden schuldig geblieben!

— Die Schuld, Majestät, liegt nicht an mir . . .

— An wem wohl sonst? fragte Rudolph.

— An meiner Frau! erwiderte der Abenteurer, der sich schnell zu helfen verstand.

— An Gräfin Clelia Buoncompagni?

— An der rechtmäßigen Gemahlin Girolamo Scotto's!

— Erklärt Euch, bester Ritter, etwas deutlicher.

— Sire, so lange meine Frau, welche thätige Mitarbeiterin an meinem geheimnißvollen Werke ist, sich in den nur Ew. Majestät und Allerhöchstihrem Leibarzte, Doctor Anselm de Boodt, bekannten Umständen befindet, ist es uns Beiden nicht möglich, Hand an die Erfüllung unseres Euch gegebenen Versprechens anzulegen . . .

— Und wann wird Eure Frau entbunden?

— Eure Gnade muß dieß besser wissen, als meine dabei ganz aus dem Spiele gebliebene Wenigkeit, entgegnete der Italiener mit einer Dreistigkeit, die seiner Unverschämtheit zur Ehre gereichte.

— Bester Ritter, Ihr sprecht sehr keck.

— Aber nur das, was wahr ist.

— Und sprecht Ihr in der That die reine Wahrheit?

— Ich schwör's bei meinem Schwerte! betheuerte der Ritter, die behandschuhte Rechte auf den Korb seines Degens legend.

— Laßt diese Narrenpossen, mein schmucker Ritter, sprach der Kaiser mit schlecht verhehltem Hohn, und geruht uns lieber offen und ehrlich zu sagen, was Ihr Eurem geheimen Auftraggeber zu Florenz in Folge der neuerdings an Euch ergangenen Mahnung erwidert habt?

— Ich ſchrieb nur das, wozu ich mich durch einen Ausſpruch Eurer Gnade berechtigt hielt . . .

— Und wie lautete jener Ausſpruch? . .

— Schreibt ihm, daß ich entſchloſſen ſei, mich niemals zu verheirathen.

— Und ſagtet Ihr auch weßhalb?

— Euere Gnade ertheilte mir die Erlaubniß dazu. Ich ſchrieb, die bekannte Prophezeihung Tycho de Brahe's ſei der einzige Grund, von der Bewerbung um Hand und Herz der Prinzeſſin Maria von Medicis, die Ew. Majeſtät ſonſt gar wohl gefiele, vorläufig abzuziehen . . .

— Und glaubt Ihr an derlei Prophezeihungen?

— Wie an das Amen in der Kirche, betheuerte der Schlaukopf.

— Und habt Ihr Beweiſe für Euern Aberglauben?

— Ich erlaube mir Ew. Majeſtät an eine uralte, weltbekannte, unläugbare Thatſache zu erinnern. Der berühmte Tragöde Äſchylos, von einem Sternkundigen gewarnt, ſich vor einer Schildkröte zu hüten, weil ſie ihm den Tod bringen würde, verlachte jene Weiſſagung. Doch was darauf geſchah . . .

— Ist mir allerdings bekannt*). Und folglich rathet auch Ihr mir, nicht zu heirathen?

— Ich theile die Ansicht des hochgelehrten Dänen, erklärte Scotto.

— Und dennoch, Ritter von Brandeis, verspüre ich seit jüngster Zeit einen geheimen Trieb, jener Warnung gleichsam zum Trotze, mich in Kurzem zu vermählen . . .

— Mit wem? wagte Scotto zu fragen.

— Das ist vorläufig noch mein Geheimniß, erwiderte Rudolph mit lächelnder Miene, Girolamos Neugier auf die Folter spannend. Wir sind gesonnen, uns ganz besonders auf den Wunsch unserer vielgeliebten Kaiserin-Mutter zu verheirathen, um unsern Reichen noch bei Zeiten einen Thronerben zu schenken.

— Ew. Majestät hat einen heldenmüthigen Bruder, der sich für den Ruhm der kaiserlichen Adler mit dem untergehenden Halbmond schlägt . . .

— Wer sagt Euch, daß er untergeht? Ist er

---

*) Äschylos soll der Sage nach durch eine Schildkröte, die ein in der Luft schwebender Adler auf dessen Haupt herniederfallen ließ, wirklich getödtet worden sein.

nicht ganz im Gegentheil leider allzusehr im Zunehmen begriffen?

— Erzherzog Matthias wird die Türken besiegen!

— Niemand wünscht dieß mehr als Wir. Und dennoch . . .

— Und dennoch? wagte Scotto zu wiederholen.

— Sind wir gesonnen, uns zu verehelichen! sagte der Kaiser, auf halbem Wege äußerst gewandt umkehrend.

— Liebt Ihr so wenig Eure Freiheit?

— Ist denn die Ehe ein Sklavenjoch? fragte Rudolph.

Der Abenteurer begnügte sich statt der Antwort mit einem laut hörbaren Seufzer.

— Ihr seufzet? Und warum?

— Geruht um Euch zu blicken, Majestät. Das Glück der Ehe wohnt in stillen Hütten und nur selten auf den Thronen. Ist Heinrich IV. von Frankreich glücklich mit Margarethe von Valois? Es heißt schon lange: er lasse sich von ihr scheiden*) und suche

*) Clemens VIII., der sich lange geweigert, das Band dieser Ehe zu lösen, sprach am 24. September 1599 endlich die Scheidung aus.

Erſatz und Troſt für ihre Untreue in den Armen der eben ſo ſchönen als treuen Gabriele d'Eſtrees?

— Zum Glücke iſt nicht jede Fürſtentochter eine Margaretha von Valois.

— War der achte Heinrich von England glücklicher als dieſer vierte Heinrich von Frankreich? Sechsmal verheirathet, ließ er nur von Einer ſich nicht ſcheiden und zwei ſogar enthaupten.

— Zum Glücke für die armen Frauen iſt nicht jeder Monarch ein achter Heinrich.

— Iſt König Chriſtian IV. von Dänemark glücklicher als Heinrich VIII. von England? Vermählt mit der kalten gleichgiltigen Anna Catharina von Brandenburg, ſucht er Zerſtreuung in den Armen einer liebeglühenden Bürgerstochter Chriſtine Munck. Blickt zurück nach dem Hofe Eures Oheims. Dort liebte Philipp II. ſeines Sohnes Buhlerin, die Prinzeſſin Eboli; dort liebte der Sohn die Gemahlin ſeines in Eiferſucht erglühten Vaters, Eliſabeth von Frankreich.

— Nicht jeder Sohn iſt ein Don Carlos! ſagte Rudolph.

— Faſt jede Frau aber iſt eine Eboli. Da lob' ich mir Eliſabeth von England! Sie hat's verſchmäht, ihren ſtolzen Nacken unter das Joch der Ehe zu

bengen. Sie hat ihre Freier und Günſtlinge faſt eben ſo oft als ihre Ballſchuhe und Miniſter gewechſelt; ſie hat Eſſer und Leiceſter und auf ihre alten Tage den blutjungen Dichter John Lilly geliebt und . . .

— Und? widerholte Rudolph neugierig auf das Ende der Phraſe.

— Stirbt im Rufe einer jungfräulichen Königin.

— Zum Unglück iſt nicht jede jungfräuliche Fürſtin eine Eliſabeth von England, ſagte Rudolph.

— Blickt auf den Hof von Florenz zurück. Franz I. von Medicis, unglücklich vermählt mit der Herzogin Johanna, lebte erſt heimlich und dann öffentlich mit Bianca Capello, die ihm einen Sohn, Don Antonio, gebar, der nicht der Seine war.

— Haltet ein, haltet ein, ich heirathe nicht! rief der Kaiſer, von Neuem abgeſchreckt durch ſo viele Beiſpiele unglücklicher Fürſtenehen.

— Sire, hört auf die Warnung Eures großen Sternkundigen! Verzichtet auf das Glück der Ehe!

— Ihr denkt wie Meiſter François Rabelais...
— Ich denke wie ein jeder vernünftige Mann...
— Und dennoch habt auch Ihr geheirathet?..

— Um mich bald wieder zu trennen, geſtand er mit kecker Offenherzigkeit.

— Eure Aufrichtigkeit, Ritter Scotto, gefällt mir! Und ob ich gleich einen Augenblick lang, eingedenk Eures Verſprechens, das Ihr bis jetzt nicht erfüllt habt, nicht gut auf Euch zu ſprechen war, will ich nun, da ich den Grund weiß, der Euch bisher daran verhindert hat, Euch wieder in Huld und Gnaden gewogen ſein und Euch als einen Beweis meiner Verzeihung einen neuen, wichtigen Auftrag ertheilen. Wißt Ihr den Grund, weßhalb ich Euch rufen ließ?

— Nein, Sire, betheuerte der verſchmitzte Lügner.
— Wie? Eure Frau hat Euch nichts geſagt?
— Gräfin Clelia iſt verſchwiegen wie ein Grab.

— Ich liebe dieſe ſeltene Frauentugend. Schweigen iſt der höchſte Reiz des Weibes, ſagt ja ſchon Sophokles. Wohlan, ſo vernehmt aus meinem Munde, was der ihrige wohlweislich Euch verſchwiegen hat. Ihr kennt die Wohnung der Gräfin Maria?

— Faſt ſo gut als die Meinige! erwiderte

Girolamo, der ſich in der Freude ſeines neu aufathmenden Ehrgeizes übereilt hatte.

— Und woher? fragte der Kaiſer erſtaunt über dieſe Antwort.

— Ich kenne ſie aus der Beſchreibung eines ihrer täglichen Beſucher . . .

— Sein Name? fragte der eiferſüchtige Anbeter.

— Johann von Aachen.

— Dem Mann habe ich es ſelbſt erlaubt!

— O, ich beneide ihn nicht darum . . .

— Und warum nicht, mein ſtolzer Ritter?

— Weil ich ihre Liebe nicht mit einem Hochverräther, wie Georg Popel von Lobkowic, theilen möchte!

Der Name dieſes Mannes ſtachelte den Kaiſer zu neuer Wuth an.

— Alſo auch Ihr glaubt feſt daran?

— So feſt wie Jenſeits an die Vergebung unſerer Sünden.

— Nur keine Moral aus Eurem Munde! Ihr werdet ſonſt langweilig wie Eure brave Frau, wenn ſie, wie heute Morgen, ernſthaft zu ſein ſich bemüht. Ich verachte in Euch den Heuchler, ich liebe in Euch den Schelm!

— Und was ſoll dieſer Schelm für Euch thun, glorreiche Majeſtät? fragte der gewandte Heuchler.

— Heute um Mitternacht, wenn die gute Stadt Prag sich im tiefsten Schlafe wälzt, sollt Ihr und vier Mann meiner treuen Kammerdiener Euch, um alles Aufsehen zu vermeiden, so geräuschlos als nur irgend möglich, in die Wohnung der Gräfin Maria Magdalena begeben, in ihr Schlafcabinet eindringen und die falsche heuchlerische Schlange, sagte Rudolph zähneknirschend einhaltend . . .

— Mit einem Dolchstich tödten? ergänzte Scotto.

— Hirnverbrannter Thor, was fällt Euch ein? Glaubt Ihr, Kaiser Rudolph sei von Eifersucht so tief geblendet, daß er zu einem Meuchelmörder seine Zuflucht nimmt? Wie wenig kennt Ihr Euern Herrn!

— Verzeiht, Majestät, wenn das aufschäumende Gefühl meiner Rache mich verleitet hat, Euch einen Gedanken einzugeben, an den Euer großes, edles und gerechtes Herz nicht gedacht hat. Was aber soll ich thun?

— Ihr sollt sie im Namen des Kaisers, im Namen der beleidigten Majestät, als Eure Gefangene erklären und sie — so geräuschlos, wiederhole ich, als möglich — in die vor ihrer Thür harrende Kutsche setzen und sie — bis auf weitern Befehl — — nach Schloß Pürglitz bringen . . .

— Wie aber, wenn ſie ſich weigert, dem nur mündlich gegebenen Verhaftsbefehle Folge zu leiſten?

— Dann? — ſagte Rudolph einen Augenblick überlegend.

— Brauche ich Gewalt! ergänzte der Scherge.

— Grauſamer Dummkopf, was fällt Euch ein? Gewalt brauchen gegen ein ſchwaches, wehrloſes Weib?

— Sie iſt ſtolz und kühn genug, nur der Gewalt zu weichen.

— Ich kenne ſie beſſer, als Ihr! Sie wird ſich meinem Befehle ruhig fügen . . .

— Doch wenn ſie ſich nicht fügt?

— Dann drohet mit Gewalt, aber erkühnt Euch nicht, Eure Drohung wahr zu machen, bei Eures Kaiſers höchſter Ungnade!

— Sire, dieß iſt ein ſchwieriger Auftrag.

— Und darum wähle ich gerade Euch! Ihr ſeid dazu der rechte Mann!

Der Ritter von Brandeis verneigte ſich.

— Ihr ſelbſt bringt ſie nach Pürglitz. Dort angekommen, übergebt Ihr dieſe Ordre, die ich bereits ausgefertigt, an den Commandanten des Schloſſes, und dieſe Zeilen hier — (der Kaiſer gab ihm ein zweites Billet) an die Gefangene ſelbſt erſt wenn ſie in ihrer Zelle iſt, und kehrt dann ungeſäumt —

ohne einen Augenblick zu verlieren — nach Prag zurück. Habt Ihr dieß Alles wohl verstanden?

— Vollkommen, Sire!

— Nun wohlan, so erfüllet Euern Auftrag. Morgen in früheſter Frühe erwarte ich Euch.

Der Ritter von Brandeis entfernte ſich.

— Ich bin begierig, was ſie thun wird! ſagte der Kaiſer und kehrte an den Käfig ſeines Lieblingslöwen Ottakar zurück.

Neuntes Capitel.

Eine Verhaftung.

Es war kurz vor Mitternacht. Die Gräfin Maria Magdalena, erſt wenige Minuten zuvor von einem heitern Winterfeſte Peter Woks von Roſenberg heimgekehrt, ſaß in vollem Ballſtaate, vertieft in Gedanken an ihre ehrgeizige Liebe, die Harfe in der Hand, vor dem von Gilles Sadeler in Lebensgröße gemalten Bilde des Kaiſers und ſang mit dem ganzen Zauber ihrer wehmuthvollen, ſehnſüchtig träumeriſchen Stimme das von Kaiſer Rudolph an ſie gedichtete und von ihr ſelbſt in Muſik geſetzte Lied:

Du bist und bleibst ein Räthsel,
Ich kann Dich nicht versteh'n,
Bald will Dein Herz vor Wonne,
Bald will's vor Schmerz vergeh'n.

Bald glühest Du wie Feuer,
Bald bist Du kalt wie Stein,
Bald willst Du angebetet
Und bald vergessen sein.

Du marterst meine Seele
Mit namenloser Pein,
Du siehst, wie sehr ich leide,
Und kannst doch ruhig sein.

Du stiehlst mit kaltem Lacheln
Den Frieden meiner Brust,
Mein Schmerz ist Deine Freude,
Mein Leid ist Deine Lust.

Ich wollt', ich wär' gestorben,
Bevor ich Dich gesehen,
Du hast mich nie verstanden
Und wirst mich nie versteh'n.

Der letzte Vers dieses Liedes war kaum verklungen, als sich geräuschlos die Thür ihres matt erleuchteten Boudoirs aufthat und gespensterhaft wie ein Schatten der Unterwelt, unheimlich wie ein auf Meuchelmord ausgehender Bandit, in einen scharlachrothen Mantel eingehüllt, mit einem schwarzen, tief in's Gesicht gedrückten, breitkrempigen Hute ein Unbekannter urplötzlich vor ihr stand. Tief erschreckt

ließ ſie die Harfe ihrer zitternden Hand entgleiten. Die Harfe ſank nachklingend auf den grünen Teppich nieder.

— Verzeiht, Gräfin, wenn ich ſtöre! ſagte der Verlarvte.

— Wer ſeid Ihr? fragte Magdalena angſterfüllt.

Der Mann nahm ſeine ſchwarze Maske ab und ſprach, ſeinen Hut auf dem Kopfe behaltend:

— Ich bin der Ritter von Brandeis.

Die Gräfin griff haſtig nach einer der beiden Bronze-Glocken, die dicht neben ihr auf dem mit Büchern und Muſikalien überfüllten Tiſch ſtanden. Sie verſuchte, um den Schutz ihrer Dienerin, die neben dem Zimmer der Gräfin eingeſchlummert war, herbeizurufen, die Glocke in Bewegung zu ſetzen. Dieſe aber verſagte ihr die Pflicht. Haſtig griff ſie nach der Zweiten. Auch ſie war ſtumm; auch ſie ſchien, wie die Gräfin ſelbſt, gleichſam aus Schreck, ihre metallene Stimme verloren zu haben.

— Gebt Euch keine vergebliche Mühe, Gräfin. Die Klöppel Eurer Glocken ſind verſtummt; ihre Zungen habe ich vorſichtig ausgeriſſen, ſagte Scotto, um, wie mein Befehl lautet, alles unnütze Geräuſch zu vermeiden.

— Was wollt Ihr? fragte die Gräfin, die ihre Geiſtesgegenwart nur auf einen Augenblick verloren

hatte, beherzt emporſpringend und ihm muthig entgegentretend.

— Ich komme, um einen Auftrag zu erfüllen.

— In weſſen Namen? fragte die Gräfin.

— Im Namen des Kaiſers, im Namen der beleidigten Majeſtät!

— Ihr macht mich lachen, mein Herr!

— Wie's Euch gefällt, gnädige Frau! Nur um Eines bitte ich Euch. Habt die Güte, mir zu folgen!

— Euch zu folgen und wohin? fragte Maria Magdalena, dem Vermummten muthig in's Geſicht lachend.

— In die Burg zum Kaiſer Rudolph!

— Was will Seine Majeſtät von mir? fragte die Gräfin mit dem ganzen ſchönen Stolze, der ihr eigen war.

— Nichts, Gräfin, als eine kleine Erklärung...

— Und worüber ſoll ich mich erklären?

— Das, Gräfin, weiß ich ſelber nicht.

— Und warum ſchickt man gerade Euch?

— Fragt dieß Seine Majeſtät den Kaiſer.

— Ja, ja, da habt Ihr Recht. Ich will ihn ſelber darum fragen. Kommt, kommt, edler Diener. Es gelüſtet mich, mit Eurem Herrn zu reden.

— Das eben, Gräfin, wünscht er ja!

— Zum Glück bin ich noch angekleidet. Ich will dort in jenem Zimmer meine Haare ordnen. Ich folge Euch sogleich! sagte die Gräfin und wollte in's Nebenzimmer eilen, um ihre Dienerin zu wecken.

— Ihr dürft dieses Zimmer nicht verlassen, sagte Scotto, ihr den Ausgang wehrend.

— Bin ich nicht Herrin mehr in meinem Hause? fragte Magdalena, empört über die Frechheit des kaiserlichen Abgesandten.

— Für diese Nacht seid Ihr es nicht, erwiderte Scotto mit dämonischer Ruhe. Ich bitte Euch, folgt mir sogleich. Der Kaiser erwartet Euch mit schmerzlicher Ungeduld. Unten am Hausthore harrt seine Kutsche!

— Ich fahre nicht mit einem Fremden!

— Dann folgt mir gefälligst zu Fuße.

— Ich gehe Nachts nicht über die Straße mit Euch!

— Dann habt die Huld Euch des kaiserlichen Wagens zu bedienen.

— Ja, ja, das will ich; desto eher bin ich bei Ihm!

— So denke auch ich, gnädige Frau! sagte Scotto mit satanischer List.

— Wohlan, ich folge Euch, sagte die Gräfin, um ihre weiße, mit goldenen Rosen gestickte Atlasrobe einen langen schwarzen Spitzenschleier werfend, der fast bis zur Erde niederfiel.

— Geruhet, Gräfin, voranzugehen; Euer Diener folget Euch.

— Ich bin bereit, sagte die Gräfin, den Anfang eines Liedes trällernd, um zu zeigen, daß sie sich vor ihm nicht fürchte.

Singend flog sie die erleuchtete Treppe hinab. Am Ausgange des halb geöffneten Thores angelangt, fragte der bestürzte Pförtner:

— Wann dürfen wir die gnädigste Gräfin zurückerwarten?

— In einer Stunde bin ich wieder hier! sagte Magdalena und schwang sich mit der Behendigkeit einer Gazelle in den von Johannes Frank und Martin Rutzke, den zwei vertrauten Dienern des Kaisers, welche die Gräfin trotz der Finsterniß der Nacht an ihrer glänzenden Livree sogleich erkannt hatte, bereits geöffneten Wagen. Scotto setzte sich dicht zu ihr.

— Hat man auch dieß Euch befohlen?

— Allerdings! sagte Scotto, die Wagenthür schließend.

— Man weiß, daß Ihr ungefährlich seid!

ſagte die Gräfin mit heiterm Spott, der ſeine Eitelkeit um ſo tiefer verletzte, weil er glaubte trotz ſeiner acht und vierzig Jahre noch jedes Weiberherz im Sturme erobern zu können.

Die Diener ſprangen auf den Bock. Die beiden Andern aber, Hans Marquard, genannt Dürbach und Mardochäus de Delle, die fünfzig Schritte hinter der Kutſche, in ſchwarze Mäntel gehüllt zu Pferde ſaßen und gleichſam die Escorte bildeten, hatte die Gräfin nicht ſehen können.

— Ihr ſchlagt die unrechte Straße ein, ſagte die Gräfin, ungeduldig durch die Scheibe blickend.

— Wir machen einen kleinen Umweg, Gräfin, lachte Scotto.

— Und warum?

— Weil die Nacht gar ſo ſchön iſt und der keuſche Mond neugierig-verliebt in die Wagenfenſter hineinlugt, als wollte er ein Zeuge dieſes nächtlichen Tête-à-tête ſein! lachte Scotto.

— Unverſchämter Geck! Ich werde es dem Kaiſer berichten . . .

— Ich bitte Euch, vergeßt es nicht! bat Scotto mit Ironie . . .

— Und man wird Euch augenblicklich fortjagen...

— Ich danke für Eure gütige Fürſprache.

— Ihr seid ein höchst schamloser Patron.

— Ihr seid eine höchst reizende Schelmin! sagte der Ritter von Brandeis und wagte wie durch Zufall mit seinem Knie das ihrige zu berühren.

— Ich werde laut um Hilfe schreien! drohte die empörte Gräfin.

— Aber Niemand wird Euch hören, lachte Girolamo.

— Mein Gott, wohin fahren wir jetzt?

— Wir machen eine kleine, amusante Nacht-Promenade.

— Ich glaube gar, Ihr entführt mich?

— Fast scheint es mir selber so!

— Ihr seid ein elender Betrüger, Herr!

— Ihr seid eine himmlische Träumerin, Madame.

— Räuber! Räuber! Hilfe! Hilfe! schrie die Gräfin zum Wagenfenster in die lautlose Nacht, auf die todtenstille Fahrstraße hinaus.

— Ihr sangt vorhin so rührend schön! Verderbt nicht Eure magisch süße Stimme.

— Unverschämter, ich verbitte mir jede Schmeichelei!

— Ihr seid so grausam, hart und ungnädig! persiflirte Scotto.

— Schweigt, elender, eingebildeter Geck.

— Ich gehorche, sagte Scotto und schwieg. —

— Das ist eine höchst lustige Entführungsgeschichte, sprach Mardochäus de Delle (der zugleich, wie man sich erinnern wird, etwas Hofpoet war) zu dem bis dahin schweigend neben ihm hertrabenden Hans Marquard, genannt Dürbach. Sobald ich wieder daheim bin, werde ich ein Gedicht in Knittelversen darauf machen . . .

— Die arme Gräfin thut mir Leid, sagte Marquard.

— Mir nicht, Kamerad! Denn sie ist eine stolze Böhmin, die ihre Nase höher als der Altstädter Rathhausthurm trägt.

— Und doch verdient sie solche Behandlung nicht! meinte Hans.

— Was der Kaiser thut, ist wohlgethan! sagte Mardochäus und scandirte an seinen Fingern den Anfang zu einem neuen Spottliede, das ihm durch's Gehirn lief! —

— Mensch, wohin führt Ihr mich? fragte die Gräfin in Angst und Schrecken.

Scotto aber verharrte in seinem Schweigen.

— Gebt mir Antwort, befehle ich Euch!

— Sonderbar! sagte höhnisch der Ritter Scotto. Ihr gebietet mir zu schweigen und befehlt mir —

wunderbar genug! — Euch Eure Frage zu beantworten. Was ſoll ich Aermſter nun wohl thun?

— Ihr ſollt mir augenblicklich Rede ſtehen. Ich frage Euch, wohin Ihr mich führt?

— Seid Ihr gefaßt, es zu erfahren?

— Sprecht, ich bin kein furchtſames Kind.

— Der Kaiſer hat es nicht erlaubt . . .

— Ich aber, ich befehle es Euch!

— Ich bin gewohnt nur Seinen Befehlen zu gehorchen . . .

— Habt wenigſtens Mitleid mit meiner Neugier, bat die Gräfin.

— Nun, weil Ihr ſo ſchön bitten könnt, will ich's Euch ſagen. Ich bin von Seiner Majeſtät beauftragt . . .

Der Schurke fing zu huſten an.

— Vollendet, Menſch, oder ich erwürge Euch!

— Wenn Eure holden Hände mir die Gurgel zuſchnüren, vermag ich Euch nicht zu antworten.

— Sprecht, ſprach die Gräfin ihn loslaſſend.

— Ich bin vom Kaiſer beauftragt, — ſagte er ſich räuſpernd, — Corpo di Bacco! Ihr hattet mich beinah' erwürgt! Ich bin alſo beauftragt, Euch im Namen des Kaiſers und der beleidigten Majeſtät in Euern Kerker abzuführen.

— Mich in den Kerker? Und wohin?

— Dieß werdet Ihr früh genug erfahren.

— Ich aber will ſogleich es wiſſen!

— Die Gräfin befiehlt und ich gehorche. Dieſe Kutſche bringt Euch nach Pürglitz.

— Ihr ſcherzt!

— Bisweilen, aber leider nur nicht jetzt.

— Ihr ſprecht alſo wirklich die Wahrheit?

— Ritter Scotto hat noch nie gelogen!

Die Gräfin ſchlug ein höhniſches Gelächter auf.

— Und das iſt Euer Dank? fragte er beleidigt.

— Jetzt weiß ich, was ich gewollt. Nun befehle ich Euch zu ſchweigen.

— Wie aber, wenn's gerade jetzt mich gelüſtet zu reden?

— Dann werde ich ſchweigen, unverſchämter Menſch!

— Thut, ſchöne Gräfin, was Euch gefällt. Aber laßt Euch ja nicht von Langeweile quälen, denn wir haben noch ſtundenlang zu fahren, eh' wir an unſerm Ziele ſind.

Die Gräfin drückte ſich in eine Ecke der Kutſche und beharrte von dieſem Augenblick in ununterbrochenem Schweigen.

Mardochäus de Delle aber recitirte ſeinem

Kameraden den so eben fertig gewordenen Anfang eines neuen Spottgedichtes:

Ein Engelländer Kellen zu Praz,
Von dem ich Euch wahrhaftig sag',
Kam zu dem Herrn von Rosenberg
Und gab da vor ein großes Werk.
Tingirt in lauter Gold, ganz hoch,
Kaiser Rudolph erfuhr es doch,
Ließ vor sich kommen diesen Held,
Gab ihm groß Gut und vieles Geld.
Der Kaiser mit seinen Augen sah
Was die Natur und Kunst vermag,
Das thät dem Kaiser baß behagen,
Ließ öffentlich ihn zum Ritter schlagen.

— Nur weiter, weiter, ermunterte ihn Hans Marquard, dem die Knittelverse zu gefallen schienen.

— Weiter geht's noch nicht, erwiderte Mardochäus.

— Schade, Jammerschade! bedauerte Marquard, genannt Dürbach.

— Warum Schade? Der Schluß wird mir wohl später noch einfallen.

— Na dichte zu, ich pfeife unterdessen. —

— Es ist heute Nacht hundsföttisch kalt! sagte Martin Rutzke zu seinem Nachbar auf dem Bocke und zog über seine Pelzhandschuhe ein zweites Paar, das er, gleich wie das Erste, von einem ihm

befreundeten Handschuhmacher, Namens Jaromir, beim goldenen Kreuz in der Kleinseite, zum Geschenk erhalten hatte.

— Du frierst beständig, wie unser Herr! spottete Johannes Frank.

— Was kann denn ich dafür. Nicht Jeder hat ein so hartes Fell, wie Du, alter Eisbär. Die Gräfin mag drin auch nicht schlecht frieren. Sie hat nur einen leichten Schleier . . .

— Und noch dazu ein böses Gewissen, meinte Frank.

— Geh, halte Dein Maul, grimmiger Waschbär. Sie ist so unschuldig wie ich!

— Das glaube ich, sagte der Andere.

— Ich glaube gar, Seehund, Du stichelst?

— Du machst eine ganze Thierbude aus mir.

— Schade nur, daß ich Dich nicht für Geld zeigen kann, bedauerte Martin Rutzke.

— Und warum denn nicht, Du Stachelschwein.

— Heiliger Wenzel! Weil Dich selbst umsonst Niemand sehen mag! lachte die Stechfliege.

Während dieses gemüthlichen Schimpfduetts auf dem kaiserlichen Bocke und während hinter ihrem Rücken der Eine scandirte und der Andere musicirte, schien die Gräfin eingeschlafen zu sein.

Scotto verſuchte ihren Schlaf durch unaufhörliches Huſten und Räuſpern zu unterbrechen. Magdalena aber ließ ſich nicht ſtören.

Der Ritter von Brandeis langweilte ſich. Und in Folge deſſen bequemte auch er ſich endlich, die Augen zu ſchließen und gleichfalls einzuſchlafen.

Und unterdeſſen war es Morgen geworden. Die langſame Kutſche nahte ſich mehr und mehr ihrem Ziele. Magdalena und Scotto erwachten faſt gleichzeitig.

— Wie habt Ihr zu ſchlafen geruht? fragte der Elende.

Die Gräfin gab ihm keine Antwort. Sie hüllte ſich dichter in die Falten ihres Schleiers, denn ſie fror wie eine Fieberkranke und ihre ſchönen Zähne klapperten krampfhaft.

— Darf ich Euch meinen Mantel anbieten? fragte Scotto.

Magdalena warf ihm einen Blick ſouveräner Verachtung zu und beharrte in ihrem unverbrüchlichen Schweigen.

— Dort iſt Pürglitz! ſprach Johannes Frank.

— Gottlob! ſchrie jubelnd der frierende Rutzke.

— Wir ſind am Ziele! ſagte Dürbach.

— Ich habe Hunger wie ein Wolf, behauptete Mardochäus de Delle und sprang vom Pferde. Die Kutsche hielt vor dem Schlosse.

Zehntes Capitel.

Schloß Pürglitz.

Schloß Pürglitz liegt in einem schön bewaldeten Thale des ehemaligen Rakonitzer jetzt Prager Kreises; vor Alters war Pürglitz selbst der Sitz eines Župan. Zu den Füßen dieser uralten Burg fließt die Mies.

Die Umgegend von Pürglitz ist die ursprüngliche Wiege einer romantischen Sage, die seit Jahrhunderten auf Böhmens Boden im Munde des Volkes fortlebt und dem größten unserer deutschen Dichter den Stoff zu einer seiner schönsten Balladen, zum Gang nach dem Eisenhammer, geliefert hat. Jene uralte Sage wird noch heutzutage von den Bewohnern der Herrschaften Pürglitz und Nischburg ziemlich übereinstimmend mit Schillers Ballade erzählt; der strenge Graf von Savern ist in der böhmischen Sage König Wenzel IV., der oft und gern auf der Veste

Pürglitz gebaust; an die Stelle der Gräfin tritt die Königin Johanna, Tochter des Herzogs Albrecht I. von Bayern und erste Gemahlin Wenzels*); der fromme Knecht Fridolin heißt hier Jan und der Jäger Wok. Als Ziel des Ganges wird Stará Huť oder Althütten, Böhmens urältestes Eisenwerk, das schon seit dem neunten Jahrhundert in ununterbrochenem Gang ist, bezeichnet. Die kleine Kirche, in welcher der fromme Knecht der Messe gedient, ist die uralte Capelle zu Stradonic, am Wege von Pürglitz nach Althütten.

Zu jener Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, war die Königsveste Pürglitz ein unheimliches Staatsgefängniß, in welchem sich die schauerlichsten Kerker befanden, der von ganz Böhmen gefürchtete Ort der heimlich vollzogenen Hinrichtungen.

Das war auch der Gräfin bekannt. Und dennoch sprang sie so leicht und heiter, als folge sie dem Rufe eines Ballfestes, aus der Kutsche und folgte ihrem Begleiter in's Innere der Burg.

Dort übergab ihr Begleiter in Gegenwart der

*) Sie starb 1385 und fünfzehn Jahre später vermählte sich Wenzel IV. mit Sophia, der Tochter Herzog Stephans von Bayern.

Gefangenen dem Schloßhauptmann das versiegelte Handbillet des Kaisers. Dieser erbrach es und las den Inhalt. Rudolph hatte ihm darin befohlen, die Gräfin mit aller Rücksicht, die man ihrer Geburt, und mit aller Schonung, die man ihrem Geschlechte schuldig sei, zu behandeln.

— Seid gegrüßt, Gräfin! sprach der ergraute Ritter, seinen Hut abnehmend.

— Euere Gefangene hatte einen andern Empfang erwartet, gestand die Gräfin freudig überrascht.

— Ihr habt Euch geirrt, Gräfin! Wenn zwar nur ein rauher Soldat und armer Ritter, der zu dem Wenigen, was er jetzt ist, nicht durch fremde Gunst, sondern durch eigenes Verdienst emporgestiegen ist, weiß ich doch recht wohl die Strenge meiner Pflicht mit jeder Rücksicht, die ich Eurem Namen und Eurer Familie schuldig bin, möglichst gut zu vereinbaren.

— Das freut mich doppelt, alter Herr, sagte die Gefangene mit herzgewinnender Freundlichkeit zum Hauptmann.

— Wenn's Euch nun gefällig ist, Gräfin, mir zu folgen, fuhr der ehrliche Graubart fort, so werde ich die schönste Zelle dieses freilich nicht allzuheitern Schlosses einräumen mit dem herzlichsten Wunsche,

daß es Euch darin so gut gefallen möge, als man in irgend einem Gefängnisse — und wäre es noch so bequem! — sich gefallen kann. Das Zimmer, das ich Euch anzuweisen mir erlaube, ist wenigstens das hellste, geräumigste und gesündeste in der ganzen Gefängnißabtheilung.

— Empfangt im Voraus meinen besten Dank! erwiderte die Gräfin ihn zärtlich anblickend.

— Und lautet so Euer Befehl, Hauptmann? fragte Scotto, welcher durch die zarte Schonung, die der rauhe Krieger ihr angedeihen ließ, sich mehr verletzt als überrascht zu fühlen schien.

— Wie jener Befehl lautet, kümmert nur mich! Ich bin hier keinem Andern Rechenschaft schuldig, als meiner Pflicht, meinem Gewissen und . . .

— Seiner Majestät, Eurem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Kaiser! unterbrach ihn der Ritter von Brandeis.

— Das eben wollte auch ich sagen, entgegnete der Hauptmann, ihn keines Blickes würdigend. Seid so gütig, mir zu folgen, sagte er, der Gräfin mit soldatischer Steifheit seinen Arm reichend.

— Ich nehme ihn dankbar an, Hauptmann. Doch hab' ich eine kleine Bitte an Euch: entfernt erst Diesen da! bat sie auf Girolamo weisend.

— Ich habe Auftrag, Euch zu begleiten, sagte dieser.

— Und bis wie weit? fragte der Hauptmann.

— Bis in das Innere ihres Kerkers.

— Was will er dort? sagte die Gräfin, nicht ihn selbst, sondern ihren alten ritterlichen Beschützer anblickend.

— Er ist beauftragt, der Gefangenen dort unter vier Augen etwas einzuhändigen . . .

— Von wem? fragte der Hauptmann.

— Von Eurem erlauchten Herrn und Gebieter.

— Warum that er dieß nicht hier? sagte Magdalena, ihn gleichfalls keines Blickes würdigend.

— Weil der Ritter von Brandeis, gewohnt, die Befehle seines großen Kaisers pünctlich zu erfüllen, den Auftrag hat, es ihr ohne lästige Zeugen einzuhändigen.

— Fügt Euch, Gräfin, in das Unvermeidliche, bat der alte Haudegen. Aber fürchtet Euch nicht, schöne Frau. Ich werde dicht vor Eurer Thüre so lange harren, bis Jener seinen Auftrag an Euch erfüllt hat.

Und nun stiegen alle Drei, geführt von einem barfüßigen, buckeligen, engbrüstig-keuchenden Schließer, der mit einer Laterne voranschritt, durch ein Labyrinth feuchter Gemächer, dunkler Gänge und steiler Treppen

langsam fast bis zur höchsten Spitze des hohen Thurmes ‚Lidomorna,‘ die ‚Menschenwürgerin‘ genannt, hinan. Die Leuchte des Schließers warf ihre bleichen zitternden Strahlen auf die sickernden Wände und zeichnete auf den dunkeln Hintergrund phantasmagorische Gestalten, die an dem von Furcht geblendeten Auge der Gräfin wie Todtengerippe und bewegliche Schatten aus den tiefsten Verließen des Lidomornathurmes vorüberglitten. Magdalenens erhitzte Phantasie sah den ganzen Reigen der Holbein'schen Todtentänze an sich vorüberhuschen und war in kalten Angstschweiß gebadet, als sie sich endlich nach langem Steigen am Ziele ihrer unfreiwilligen Himmelfahrt angekommen sah.

Der Schließer öffnete ein freundliches Gemach.

— Habt die Güte einzutreten, sprach der Hauptmann zur Gefangenen.

Magdalena schritt voran, Girolamo folgte ihr.

— Ich warte draußen, sagte der Graubart, die Thür hinter ihnen zumachend.

Scotto überreichte der Gräfin das Billet.

— Von wem kommt dieses Schreiben? fragte Magdalena, bevor sie es annahm.

— Von Eurem schwer betrogenen Gönner!

— Ich verstehe Euch nicht! sagte die Gräfin, das Billet zurückweisend.

— Ihr müßt es annehmen, denn es ist von Eurem Kaiser.

— Dann gebt es mir, entgegnete die Gefangene, riß ihm das Schreiben empört aus der Hand und warf es unerbrochen auf den Tisch. Euer Auftrag ist erfüllt, nun geht!

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür. An der Schwelle stand der Hauptmann.

— Befreit mich vom Anblick dieses Verhaßten! rief sie dem alten Krieger zu.

— Verlaßt diese Zelle! befahl der Hauptmann.

Girolamo Scotto schied wüthend ohne Gruß. Hinter ihm schloß sich die Thür. Magdalena war allein.

— Ich bin befreit! rief die Gefangene.

Dann nahm sie das Billet und las:

‚Gräfin, Ihr habt mich schwer hintergangen. Gott vergebe Euch Eure Schuld! Ich vermag es nicht, denn aus tausend tiefen Wunden blutet das Herz Dessen, den Ihr getäuscht und verrathen habt.

Rudolph.‘

Die arme Gräfin gerieth außer sich. Sie warf sich auf einen der zwei hölzernen Stühle, aus welchen

nebſt einer leeren Bettſtelle und einem Tiſche die ganze Geräthſchaft ihres Zimmers beſtand, und brach zuerſt in lautes Schluchzen und dann in ſtilles Weinen aus. Aus ihren großen, träumeriſch weitgeöffneten Augen brach ein Quell blutigheißer Thränen hervor, die langſam wie eine Schnur von Perlen auf das Roſenbeet ihrer Wangen berniederfloß.

Als ſie ihren Schmerz ausgeweint und ihre Thränen getrocknet hatte, zog Beherrſchung und Ruhe in ihrer Seele herauf. Dann nahm ſie die Zeilen des Kaiſers und las ſie noch ein, noch zwei, noch zehn Mal und ſprach dann getröſtet zu ſich ſelbſt:

— Arme Magdalena! Schwer gekränktes Herz! Jene elenden Abenteurer haben Dich verläumdet. Was aber ſoll ich thun? Ich bin zu ſtolz, um mich über einen Verrath, der meine Ehre kränkt, zu rechtfertigen. Nur der Schuldbewußte mag ſich vertheidigen; der aber, der ſich rein weiß, ſoll ſich nicht erniedrigen, da um Gnade zu flehen, wo das tief beleidigte Recht freiſprechend ihm zur Seite ſteht. Ich will das Ende von dieſem traurigen Liede ruhig abwarten und mich fügen in Alles, was dieſer Rudolph über mich beſchließen wird.

Dann trat ſie an's offene Fenſter. Ihr in Thränen eingehülltes Auge blickte auf die öde

Winterlandschaft und auf das in der Nähe liegende Eisenwerk, und beim Anblick dieser Schmiede zog wie eine aus schönerer Zeit zu ihr herüberklingende Reminiscenz durch ihre bange Seele ein Lied, das erst wenige Monate zuvor derselbe Mann, der sie jetzt gefangen hielt, zu ihren Füßen niedergelegt hatte. Und jenes Lied lautete wie folgt:

Ich weiß eine Schmiede,
Wo's hämmert und ziscbt;
Drin glühet ein Feuer,
Das niemals erlischt.
Der Schmied und sein Jammer
Hat Rast nicht, noch Ruh:
Sein Herz ist der Hammer,
Der Ambos bist Du!

Er schmiedet und hämmert
Jahr aus und Jahr ein,
Kann Alles, kann Alles,
Nur fröhlich nicht sein'
Er liebt eine Kohle,
Die lächelt dazu:
Sein Herz glüht voll Feuer,
Die Kohle bist Du!

Er hämmert und schmiedet
Nur Pfeile für sich,
Er wachet und träumet
Und betet für Dich.
Dann drückt er die Pfeile
In's Herz sich hinein:

Sein Herz ist verwundet,
Dein Herz ist von Stein.

Dann schloß sie traurig das Fenster und brach von Neuem in einen Strom von Thränen aus. Erschöpft warf sie sich auf's Bett, und mit dem einzigen Gedanken an Den, der ihr Herz so schwer verkannt hatte, überließ sie sich dem leise zu ihr hernieder steigenden Tröster, Schlaf genannt.

Eilftes Capitel.

Der Bader Procop und seine Mündel.

Und unterdessen frohlockte die listige Verläumderin. Und während sich Gräfin Magdalena stunden- und tagelang dem stillen, wehmüthigen Schmerze das Verkannt- und Verbanntseins hingab, überließ sich ihre schlaue Nebenbuhlerin ‚Gräfin Clelia' der Freude ihres um den Preis der Verläumdung erkauften Sieges, der süßen Wonne befriedigten Rachgefühls und triumphirte laut über die Gefangenschaft der gestürzten ‚Kaisersbraut.'

Von Tag zu Tage sah Libuša ihrer Entbindung entgegen. Ihre Schlauheit berechnete alle

Wechselfälle dieſes glücklichen Zufalls, der ſie, die in Niedrigkeit geborene Mündel eines Baders, zur Mutter eines fürſtlichen Baſtards erheben und ſie, eben als ſolche, in der wetterwendiſchen Gunſt Rudolphs unvermeidlich mehr und mehr befeſtigen und jeden andern weiblichen Einfluß auf das Herz des Kaiſers mehr und mehr verdrängen mußte. Sie ſagte ſich, daß dieſe Liebſchaft, die Rudolph nur aus Langeweile und bloß zum Zeitvertreibe mit ihr angeknüpft hatte, durch jenen ihrerſeits im Voraus berechneten Vortheil ſich nach und nach zu einem Verhältniß ernſterer Art umgeſtalten und ſie dann, wenn ſie erſt Mutter eines Kindes ſei, ſehr leicht aus dem dunkeln Alkoven eines unſichern und glanzloſen Concubinats zur lichtern Höhe einer Heirath zu linker Hand, zum Gipfel einer morganatiſchen Ehe emporheben konnte. Libuša, die noch kurz vorher nichts als leichtſinnige Befriedigung ihres Hangs zum Wohlleben und elenden Eigennutz gekannt, ſie fühlte ſich, ſeitdem ſie ſich in jenem glücklichen Zuſtande befand, zum erſten Male vom Stachel des Ehrgeizes angeſpornt, aus der Niedrigkeit einer ihr ſelbſt unbekannten Herkunft zum Rang einer in den Fürſtenſtand erhobenen Prinzenmutter emporzuſteigen. Dieſen Ehrgeiz hatte Scotto in ihr geweckt und allmählig mehr und mehr

zu einer Art von Manie ausgebildet. Der Abenteurer kitzelte ihren Stolz und ihren Hochmuth durch Aufzählung einer endlos langen Reihe fürstlicher Geliebten wach, die sich zu den höchsten Stufen der menschlichen Gesellschaft heraufgeliebt. Er erzählte ihr blaue Wunderdinge von Agnes Bernauer, der Gattin Herzogs Albrecht von Bayern, Barbara Blomberg, der Geliebten Kaiser Carls V., von Philippine Welser, der Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich und vielen Andern und erhitzte dadurch ihre Einbildungskraft und spornte sie dadurch zur Nacheiferung jener glänzenden Vorbilder an. Libuša sah sich schon als Herzogin, sie triumphirte laut und verlachte im Stillen die stolze, hochnäsige, eingebildete Grafentochter, die jene Kränkungen, welche sie der zukünftigen Fürstin — zuletzt auf dem bewußten Feste! — zugefügt, schon jetzt in ihrem einsamen Gefängniß auf Schloß Pürglitz abzubüßen verurtheilt war. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage nach Verhaftung der Gräfin Maria Magdalena wagte der Bader Procop zum ersten Male, sich bei seiner ehemaligen Mündel anmelden zu lassen.

Aus Furcht, ihn zu beleidigen, geruhte Libuša,

wenn auch nur höchſt ungern, ihrem ehemaligen Vormunde die Erlaubniß zu ertheilen, ſie unter vier Augen ſprechen zu dürfen, da ihr ‚Gemahl‘ ſich zufällig gerade an dieſem Tage mit Johann von Aachen und einigen andern Vertrauten des Kaiſers ſchon ſeit frühem Morgen auf der Jagd befand und erſt ſpät in der Nacht heimzukehren gewohnt war.

Und darum ward Procop gnädig vorgelaſſen.

— Was bringt Ihr uns? fragte ſie den Eintretenden mit einem Hochmuth, der ihn augenblicklich gegen ſie einnahm.

— Ich bringe nichts! erwiderte er keck; ich komme, um mir im Gegentheile etwas zu holen.

— Braucht Ihr Geld? Dort auf dem Tiſche liegen ein Paar ſchmucke Dukaten. Nehmt ſie und gehabt Euch wohl!

Procop warf einen Blick auf den Tiſch, ſah dort drei lumpige Goldſtücke und ſchlug eine rohe, charakteriſtiſch pöbelhafte Lache auf.

— Und glaubſt Du wirklich, mich mit jenen drei elenden Goldfiſchen zu kirren, mich wie einen hungerigen Hund mit einigen armſeligen Biſſen, die Du ihm als Almoſen vor die Füße wirfſt, abzuſpeiſen?

— Vergeßt nicht, mit wem Ihr ſprecht! warnte ihn die Gräfin mit einem Stolze, der ihn empörte.

— Ich spreche mit meiner Mündel Libuša! sagte der Bader, mit der geballten Faust so heftig auf die Ecke des Tisches schlagend, daß Jene erschreckt zusammenfuhr!

Bald aber faßte sie sich wieder und erwiderte ruhig:

— Ich bin nicht mehr Eure Mündel!

— Wer wagt dieß zu behaupten? schrie Procop mit dem ganzen Aufwande seiner Stentorstimme.

— Ich bitt' Euch, schreit nicht so, denn meine schwachen Nerven vertragen dieß nicht mehr.

— Und seit wann hat mein starkes Mädchen schwache Nerven? fragte der ironisch grinzende Bader so leise als ihm möglich war.

— Seitdem ich die kirchlich angetraute Gemahlin Girolamo Scotto's, Ritters von Brandeis, bin.

— Lügnerin, schrie Procop, das bist Du nicht! Ich weiß mehr, als Dir lieb ist, mein dickes Püppchen. Du bist eben so wenig das Weib jenes berüchtigten Abenteurers, als die Nichte des in Gott ruhenden ‚Cardinals Hippolytus von Cibo.' Du bist eben so wenig Frau Girolamo Scotto, als Clelia, Gräfin Buoncompagni. Du siehst, Dirne, ich weiß Alles!

— Sprecht nicht so keck, es könnte Euch leicht gereuen! warnte Libuša mit gravitätischer Ruhe.

— Thue nicht so vornehm, Libuša, Dein Hochmuth könnte Dir theuer zu stehen kommen.

— Glaubt Ihr, ich fürchte mich vor Euch? fragte die Dirne mit höhnischem Lächeln. Libuša ist nicht mehr Eure Mündel. Die Gunst des Kaisers hat sie großjährig gemacht und sie Eurem ohnmächtigen Zorne entrückt.

— Glaubst Du das wirklich, stolze Närrin? fragte der Vormund, hohnlachend seine beiden Fäuste an die Hüften stemmend.

— Meister Procop, ich werde es Euch früh genug beweisen, drohte seine hochfahrende Mündel.

— Du irrst, mein zuckersüßes, dickes Püppchen. Ein Wort von mir kann Dich ohnmächtig zu Boden werfen und auf ewig vernichten.

— Ich bitte Euch, Meister Procop, bringt mich nicht zum Lachen; mir thun ohnehin meine Hüften weh. Ihr werdet wissen ...

— Daß Gräfin Clelia Buoncompagni schwanger ist! Ihr Mann hat frühzeitig dafür gesorgt, daß ganz Prag dieß lächerliche Staatsgeheimniß weiß!

— Hüthet Euch, Meister Procop, Ihr redet Euch um den Kopf!

— Glaubst Du, ich fürchte mich vor Dir? fragte höhnisch der Bader, ganz so, wie kurz vorher Libuša. Dein Leben liegt in meiner Hand!

— Ich bitt Euch, schont das Eure!

— Deine Ruhe versetzt mich in Raserei!

— Sprecht gelassen, dann will ich hören, was Ihr wollt, dann will ich sehen, was sich für Euch thun läßt, sagte Libuša vorsichtig umlenkend, um seinen Zorn nicht noch mehr zu reizen.

— Warum sprachst Du nicht gleich so vernünftig, wie jetzt? Höre mich ruhig an und frage Dich dann selbst, ob Dein alter Vormund nicht in seinem vollen Rechte ist, Dir, seiner undankbaren Mündel, schwer zu zürnen. Seit Jahr und Tag spielst Du unter falschem Namen eine Rolle an diesem Hofe. Ich habe Dir mein Versprechen erfüllt und die ganze Zeit geschwiegen wie das Grab. Was hast Du während dieser langen Zeit für den einzigen Mitwisser Deiner Geheimnisse gethan? Nichts! Dir, nur Dir zu Liebe habe ich den edeln Oberstthofmeister und Colins Befreiungsplan an Dich verrathen. Was hast Du, trotz all' Deiner glänzenden Versprechungen, dafür mir gethan? Nichts, nichts und nichts als nichts! Du bist und bleibst meine Mündel! Dieß aber ist — Dank der Vorsehung! —

nicht das einzige Geheimniß zwiſchen mir und Dir! ich will Dir — heute zum erſten Male — mehr noch ſagen, als Du bis jetzt kaum geahnt, geſchweige gar gewußt, haſt. Libuša, Du biſt das in der Sünde erzeugte Kind eines Vater und einer Mutter, die außer mir kein Zweiter in ganz Böhmen kennt.

— Weh mir! Sprichſt Du die Wahrheit? fragte Libuša zuſammenſchauernd.

— So wahr der oben, der mich jetzt hört, mir helfen möge! ſchwur Procop.

— Nennt mir meinen Vater, nennt mir meine Mutter.

— Das kann, das darf ich nicht! Mich binden heilige Schwüre an ein gegebenes Wort, das, wenn ich's bräche, mir und Dir den unvermeidlichen Tod brächte.

— Meiſter Procop, fürwahr, Ihr erſchreckt mich!

— Du fürchteſt Dich alſo doch, meine Puppe?

— Ihr foltert, Vormund, meine Neugier. Sagt mir, wer meine Aeltern ſind! Brecht, ich beſchwöre Euch, Euern Schwur.

— Nicht um alle Schätze dieſer Welt.

— Und warum?

— Sagte ich Dir nicht, daß der Verrath dieſes

finſtern Geheimniſſes mir und Dir die Folter und den Tod brächte?

— Ihr erzählt mir ein altes Ammenmärchen, womit man leichtgläubige Kinder ſchreckt . . .

— Nein, Libuša, nein! Ich verſchweige Dir eine grauenvolle Thatſache, die mir das Haar zu Berge treibt.

Libuša betrachtete ſeine Glatze und ſchwieg.

— Du biſt in tiefes Nachdenken verſunken, unterbrach Procop das Schweigen. Gieb's auf, meine Mündel, darüber nachzugrübeln. Es führt zu nichts als Tod!

— Wohlan, dann mag ich es nicht wiſſen! Nun aber ſagt mir, Vormund, was Euch gerade heute zu mir führt?

— Du hatteſt mir gelobt, Sorge zu tragen für mein Fortkommen. Bis jetzt iſt nichts für mich geſchehen.

— Doch warum mahnt Ihr mich gerade heute an mein Wort?

— Weil ich glaube, daß jetzt, wo meine Mündel Mutter eines Liebespfands des Kaiſers, die Stunde gekommen iſt, in der Du Deine Schuld an mich bezahlen kannſt.

— Und wodurch, beſter Vormund? fragte Libuša,

deren ganzer Stolz und Hochmuth mit Einem Schlage gebrochen ſchien.

— Dadurch, daß Du Dich für mich beim Kaiſer verwendeſt . . .

— Was kann er für Dich thun?

— Er ſoll mich zu ſeinem Leibchirurgen und wie jenen Apotheker Jacob Horčický in den Adelſtand erheben; denn meine Familie iſt ſo alt wie die Seinige und ich habe ſtudirt, und bin nur ein armer elender Bader, der nichts zu beißen und zu nagen hat, während meine Mündel in Reichthum und Ueberfluß ſchwelgt und ihren alten Vormund darben und zum Bettler herabſinken läßt, heulte Procop, der ſich Mühe gab ſeinem Auge eine Thräne abzukitzeln. Hilf mir, rief er, ſich eben ſo ſchnell wieder ermannend. Hilf mir, ſonſt biſt Du verloren!

— Ja, beſter Vormund, ich ſehe mein Unrecht ein und will von dieſem Augenblick an ernſtlicher als je für unſer Fortkommen ſorgen.

— Wann aber ſoll etwas für mich geſchehen?

— Vielleicht ſchon morgen, lieber guter Vormund.

— Schwöre es mir bei Deinem Kinde!

— Ich ſchwöre! wiederholte Libuša, ihre Hand emporhebend.

— Dann bleiben wir die alten Freunde.

— Und Ihr gelobet mir auf's Neue.
— Stumm zu bleiben wie das Grab!
— Geht mit Gott und meinem Segen.
Der Vormund der Mündel entfernte sich. — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Zwölftes Capitel.

In der Schenke zur goldenen Kugel.

Drinnen wimmelte es wieder von Gästen. An dem uns bekannten Ecktische saßen, wie allabendlich, so auch an diesem Tage, zwei der getreusten Stammgäste dieser Bierschenke. Meister Matthias mit einer neuen stattlichen Krause und Meister Wenzel mit seinem alten unverwüstlichen Durste. Ersterer hatte sich seit der verunglückten Befreiungs-Expedition nach Elbogen und in Folge des unheilbaren Schrecks, der seit jenem Augenblick in den 493 Knochen seines äußerst gebrechlichen Leichnams saß, noch immer nicht erholen können und war in Folge eines chronischen Abweichens mehr und mehr abgemagert und an Muth wie an Kräften heruntergekommen. Wenzel hingegen schien noch ganz der Alte, der er

vor Jahr und Tag geweſen war. Mehr als den Teufel und deſſen Großmutter fürchtete er noch immer ſein kleines, mageres, aber durchaus nicht übles Frauchen Jutta, das den äußerſt ſtämmigen Trunkenbold, wenn er ſich in Folge eines coloſſalen Rauſches oder in der Anwandlung eines moraliſchen Katzenjammers auf die faule Haut zu legen geruhte, mittelſt eines Talismans in Geſtalt eines Knieriemens raſch wieder auf die Beine und zur Arbeit zu bringen verſtand.

Zu dieſen zwei Pfahlbürgern hatte ſich heute ein dritter zugeſellt. Er hieß Jaromir und war Handſchuhmacher. Der hervorſtechendſte Zug ſeines Charakters war eine pyramidaliſche Aufſchneiderei, die ſich in maaßloſer Uebertreibung gefiel. Seiner phyſiſchen Erſcheinung nach war er eine endlos lange, verknöcherte Hopfenſtange mit glatt geſchorenem Haar und dürftigem Bart, der in Form eines Hufeiſens ſein ziemlich verwittertes, juchtenartig gebräuntes Geſicht umrahmte. Im Uebrigen hatte er die äußerſt liebenswürdige Angewohnheit, im Frühling über Staupe, im Sommer über Hühneraugen, im Herbſte über Rheumatismus und im Winter fortwährend über Froſtbeulen zu klagen. Seine Stimme war ſo tonlos wie ein verſtopftes Clarinet. Im Uebrigen galt

er ziemlich allgemein für einen ‚guten Kerl', der weder irgend einer Katze, noch irgend einer Maus etwas zu Leide that.

— Wißt Ihr was Neues? fragte Matthias, als Jaromir ſich zwiſchen Schneider und Schuſter niedergeſetzt hatte.

— Ich bringe Euch hundert tauſend Schock funkelnagelneuer Neuigkeiten! ſchrie der dürre Handſchuhmacher, die Augen aufreißend.

— Hunderttauſend Schock? wiederholte Wenzel. Heraus mit dem erſten Schock!

— Das Neueſte des Allerneueſten iſt, daß unſer unſterblich großer Kaiſer Rudolph — der heilige Wenzel erhalte ihn noch neunmalhunderttauſend Jahre! — ſeit kurzer Zeit auf Freierfüßen geht.

— Von wem wißt Ihr das? fragte der Schneider.

— Aus der allerbeſten und allerſicherſten Quelle, aus dem Munde eines meiner größten und unſterblichen Kunden, aus dem Munde des kaiſerlichen Kammerdieners Martin Rutzke, der ewig friert und ſelbſt im Sommer Pelzhandſchuhe trägt.

— Und was erzählte Euch der ewige Frierer? fragte Wenzel.

— Er erzählte mir unter dem Siegel der

allergrößten Verſchwiegenheit, der Kaiſer habe zu geruhen geruht, im nächſten Jahre zu heirathen...

— Und wen denn? fragten Beide zugleich.

— Die Prinzeſſin Iſabella von Spanien und die Prinzeſſin Maria von Medicis!

— Wie, gleich zweie auf einmal? fragte Matthias.

— Verſteht mich recht! Entweder heirathet er die Eine oder die Andere.

— Wer iſt denn dieſe Prinzeſſin Iſabella? wünſchte Wenzel zu erfahren.

— Prinzeſſin Iſabella — ſagte mir mein Freund Martin Rutzke, der jährlich fünfzig Stück Pelzhandſchuhe bei mir kauft — Prinzeſſin Iſabella, ſagte er, iſt die Tochter König Philipps II. von Spanien, den die grundgütige Vorſehung noch neunmalhundert tauſend Jahr erhalten möge.

— Warum denn gar ſo lange? fragte Matthias.

— Weil ſo ein großer Monarch, ſagt Martin Rutzke, in hundert Millionen Jahren nicht wieder kommt.

— Meinetwegen braucht er gar nicht da zu ſein, meinte Wenzel.

— Wer iſt denn aber die Andere? fragte der Schneider.

— Welche Andere? wiederholte der Handſchuhmacher, der nebenbei auch ſehr vergeßlich war.

— Ich meine die andere Braut des Kaiſers, ſprach Matthias.

— Ach die! Dieſe Andere, Maria von Medicis, iſt — wie mir mein erhabener Gönner und Kunde, Martin Rutzke geſagt, — die allerſchönſte Prinzeſſin auf Gottes Erdboden!

— Und der Vater der Prinzeſſin? fragte der Schuſter.

— Soll ſo unvernünftig reich ſein, daß er — wie mein Freund Martin Rutzke ſagt, jede — Stunde tauſend Schock ſächſiſche Groſchen zu verzehren hat.

— Iſt er denn ein Sachſe? wünſchte der Schneider zu erfahren.

— Wer? fragte Jaromir, ſich ſeinen Bart ſtreichend.

— Wer anders als der Vater jener ſchönen Prinzeſſin.

— Ach der! Nein, Meiſter Matthias, der logirt in Florenz.

— Das iſt wohl ſehr weit von hier? warf der Schuſter hin.

— Ueber tauſend böhmiſche Meilen — ſagt mein Gönner Martin Rutzke.

— Und welche von diesen Beiden wird unser Kaiser wohl heirathen? fragte Matthias.

— Das weiß er selbst noch nicht, sagt Martin Rutzke.

— Meinetwegen mag er sich alle Beide nehmen! erklärte Wenzel. Ich für meine Person habe nichts dagegen. Aber wär' ich Kaiser Rudolph ...

— Na, was thätet Ihr? horchte der Schneider.

— Ich bliebe ledig! sagte der Schuster, der sich bedeutungsvoll den Buckel rieb.

— Ist das Alles, was Ihr uns zu erzählen habt? fragte Matthias.

— Das Allerwichtigste kommt erst. Wißt Ihr, Kinder, sagte Jaromir näher rückend und mit tonloser Stimme heimlich fragend, was aus dem armen Oberstlandhofmeister Georg Popel von Lobkowic geworden ist?

— Na was denn, was denn? fragte Wenzel.

— Man soll ihn, sagt Martin Rutzke, von Elbogen heimlich fortgeschleppt und nach Prag zurückgebracht haben.

— Und was hat man hier mit ihm gemacht? fragte Matthias.

— Vorgestern Nacht — sagt Martin Rutzke — hat man ihn heimlich — im Löwenzwinger auf

dem Hradschin! — dem Lieblingslöwen des Kaisers vorgeworfen, der ihn mit Stiefel und Sporen aufgefressen hat.

— Der Kaiser? fragte der Schneider ganz verduzt.

— Dummkopf, der Löwe hat ihn verschlungen!

— Ach der! sagte Matthias, der vor Schreck schon wieder eine leise Anwandlung seines chronischen Uebels zu verspüren schien.

— Und gleich darauf — sagt Martin Rutzke — hat der Kaiser ihn ausstopfen lassen.

— Den Löwen? fragte der Schneider, welcher Bauchgrimmen bekam.

— Schwachkopf, nicht der Löwe ist ausgestopft worden, sondern der arme, edle Obersthofmeister.

— Aber wenn der Löwe den Oberstlandhofmeister mit Stiefel und Sporen aufgefressen hat, fragte Wenzel, wie ist's dann möglich, daß man ihn — ich meine den Obersthofmeister — ausgestopft hat?

— Ja, Gevatter Jaromir, das begreife ich auch nicht, gestand der Schneider.

— Ich auch! Aber 's ist nun mal so! sagt Martin Rutzke.

— Meinetwegen soll man ihn ausgestopft haben

oder nicht, erklärte Wenzel; ich kann die Geschichte einmal nicht ändern und...

— Der Kaiser wird wohl wissen, warum er das Alles gethan hat, fügte der Schneider hinzu.

— Er soll's gethan haben, sagt Martin Rutzke, weil er eifersüchtig ist...

— Rutzke? fragte Matthias, der aus lauter Leibkneifen wie auf glühenden Kohlen saß.

— Nein, der Kaiser!

— Aber wie um Gottes Willen kann denn der Kaiser, meinte Wenzel, auf Einen eifersüchtig sein, der vom Löwen mit Haut und Haaren gefressen und dann ausgestopft worden ist?

— Er ist nicht mehr eifersüchtig, erklärte der Handschuhmacher, er war's. Der ausgestopfte Popel von Lobkowic soll — als er noch nicht gefressen war! — ein ungeheuer geheim gehaltenes Techtelmechtel mit der dritten Braut des Kaisers — sagt Martin Rutzke — gehabt haben.

— Und wie heißt denn diese dritte Braut? fragte Matthias, der trotz seiner Leibschmerzen die Geschichte gern bis zu Ende anzuhören geneigt schien.

— Diese Dritte ist die Gräfin Maria Magdalena, sagt Martin Rutzke.

— Aber will denn der Kaiſer alle Drei heirathen? meinte Wenzel.

— Das weiß ich nicht, erwiderte Jaromir. So viel aber iſt gewiß, fuhr er fort, daß die Gräfin ſeit acht Tagen, ſagt Martin Rutzke, in einem thurmhohen, fünfzig Klafter tiefen Burgverließe ſitzt, aus dem kein Gott — ſagt Martin Rutzke — ſie befreien kann...

— Na, ich befreie ſie ganz beſtimmt nicht, denn mit Angſt und Schrecken denke ich noch heute an die bewußte Fahrt nach Elbogen zurück und ſeit jenem unglückſeligen Tage bin ich ſo matt und nervenſchwach, daß, wenn Jemand hinter mir mit der Peitſche knallt, der Schreck mir gleich in die Eingeweide fährt!

— Winſelt nicht immer, guter Matthias. Auch mich ſchmerzen meine Froſtbeulen und doch habe ich Durſt, wie Ihr ſeht, ſagte Jaromir, mit Heroismus ſeinen Bierkrug mit Einem Zuge leerend.

— Was ſoll denn aber mit der Gräfin geſchehen? fragte Wenzel, nachdem er den leeren Krug gegen einen vollen umgetauſcht hatte.

— Was aus ihr werden ſoll? Darüber ſchweigt Martin Rutzke; ſo viel aber iſt gewiß, daß auch ſie ein böſes Ende nimmt, denn unſer großer Kaiſer

verſteht nicht den kleinſten Spaß und macht nicht viel Umſtände mit Leuten, die ihn beleidigt oder gar gekränkt haben, ſagt Martin Rutzke, ſein Kammerdiener, der ihn hunderttauſendmal beſſer als ſich ſelber kennt und Millionen Geheimniſſe des Hofes weiß.

— Ich möchte nur wiſſen, was aus unſerm Nachbar Procop geworden iſt, ſagte Wenzel. Seit acht Tagen iſt ſeine Bude geſchloſſen und . . .

— Niemand weiß, was aus ihm geworden iſt, ergänzte Matthias.

— Wißt Ihr vielleicht was Näheres? fragte der Schuſter.

— Der Freund Martin Rutzke's weiß Alles, prahlte Jaromir.

— Ich bitte Euch, Gevatter, erzählt, bat Matthias, deſſen Kolik aus lauter Neugier ein Paar Augenblicke zu ſchweigen ſchien.

— Eine hohe Dame, die bei Hofe ſehr gut angeſchrieben iſt, erzählte der Handſchuhmacher, ſoll ihm lange Zeit verſprochen haben, Sorge zu tragen für ſein Fortkommen. Neulich ſoll er ſie daran gemahnt haben — ſagt Martin Rutzke, dem nichts von Allem, was bei Hofe geſchieht, verborgen bleibt.

— Und was geſchah darauf? fragte Wenzel.

— Die hohe Dame erfüllte ihr Verſprechen:

ſie ſorgte wirklich für ſein Fortkommen. Noch in derſelben Nacht verſchwand er und kein Menſch — ſelbſt nicht mein Freund Martin Rutzke — weiß, wo unſer Bader hingekommen.

— Das iſt ja ſchauerlich! ſtöhnte Matthias, der ſich von Neuem den Bauch hielt.

— Schauerlich hin, ſchauerlich her, aber 's iſt einmal ſo, ſagt Martin Rutzke.

— Und was denkt Ihr? meinte der Schuſter.

— Ich denke gar nichts, erwiderte Jaromir. Das Denken überlaſſe ich Euch, Matthias!

— Ich denke — ſagte der Schneider nachſinnend.

— Du denkſt? unterbrach ihn der Schuſter.

— Er denkt, errieth der Handſchuhmacher.

— Wir denken — ſtammelte der denkende Schneider.

— Ihr denkt ganz ſo wie ich! ergänzte Jaromir. Mit großen Herren, ſagt Martin Rutzke, iſt nicht gut Kirſchen eſſen. Genug der Bader iſt verſchwunden und Niemand weiß, was mit ihm geſchehen iſt.

— Der Schreck iſt mir in den Leib gefahren. Erlaubt, daß ich Euch auf einen Augenblick verlaſſe; gleich bin ich wieder bei Euch!

— Ich wette um hunderttauſend blanke Dukaten, die ich nicht beſitze, daß der arme Matthias wieder ſeine alte Kolik hat!

— Hat Euch das Martin Rutzke gesagt? hänselte ihn der Schuster.

— O weh, meine Frostbeulen! schrie Jaromir. Glaubt's oder glaubt es nicht. Rutzke weiß Alles!

— Nu, da weiß er wohl auch, ob es wahr ist, daß der Ritter von Brandeis ebenso leicht Gold, wie Unser Einer ein Paar Stiefel machen kann?

— Er ist ein Schwerenöther, sagt Martin Rutzke. In fünf Minuten hat er aus einem Loth Queckſilber ein Pfund echtes Gold gemacht.

— Und die Frau des Goldmachers? fragte Wenzel.

— Von der, Gevatter, schweigt Martin Rutzke.

— Das ist klug von Eurem Freunde, sagte der Schuster.

Und jetzt kehrte der Schneider zurück.

— Wenn das so fortgeht, klagte Matthias, dann trägt man mich bald auf den Kirchhof hinaus.

— Ich will Euch einen Rath geben, sprach der Handschuhmacher. Geht zum Doctor Guarinon; der ist gescheidt, sagt Martin Rutzke. Mit einem einzigen Tropfen seines Lebenselixirs hat er in Verona hunderttausend Menschen von der Pest geheilt . . .

— Meister, ich bin ja nicht pestkrank!

— Seine Tropfen aber helfen für Alles, ſagt Martin Rutzke.

— Na wenn der das ſagt, rieth Wenzel, dann würde ich noch heute Nacht hin zu ihm.

— Zu Martin Rutzke? fragte der Schneider.

— Tölpel, zum Doctor Guarinon, ſagte der Schuſter.

— Sie macht mich ganz dumm, dieſe Kolik!

— Ihr müßt damit zur Welt gekommen ſein, ſpottete Jaromir.

— O ſpottet nur zu! Ihr ſollt es ſehen, ich lebe nicht acht Tage mehr, jammerte das Haſenherz.

In demſelben Augenblick knallte ein Fuhrmann, der eben eingetreten war, mit der Peitſche.

— Der Schneider fuhr eine Elle hoch von ſeinem Stuhle auf, hielt ſich den Leib und ſagte bis zu Thränen gerührt:

— Nun muß ich Aermſter ſchon wieder hinaus!

Die Andern fingen zu lachen an.

Dreizehntes Capitel.

Ein Ereigniß.

Wenige Tage nach jenem Gespräche in der ‚goldenen Kugel' wußte ganz Prag, daß von den Aufschneidereien des Handschuhmachers Jaromir, die sich durch Mitwirkung des Schneiders und Schusters wie Lauffeuer von Haus zu Haus verbreitet hatten, außer der schon früher ruchbar gewordenen Gefangennehmung der Gräfin Maria Magdalena nur noch Eines wahr sei: das spurlose Verschwinden des Baders Procop, von welchem Keiner wußte, was aus ihm geworden war. Es hieß ziemlich allgemein, man habe aus den Fluthen der Moldau einen halb verfaulten Leichnam herausgefischt und in dessen arg entstellten Zügen Libuša's ehemaligen Vormund erkannt, der, wie die Einen behaupteten, zufällig ertrunken sei, oder wie Andere überzeugt zu sein schienen, sich absichtlich hineingestürzt habe, um seinem eben so armseligen als verruchten Dasein, das ihm endlich zur Last geworden sei, freiwillig ein Ende zu machen. Noch Andere, welche besser als Jene unterrichtet zu sein glaubten, raunten sich heimlich in die Ohren, man habe ihn — nur die Wenigsten ahnten weßhalb — in den schwatzen Thurm gesteckt und ihn dort den Umarmungen

der ‚eisernen Jungfrau' überliefert. Andere wieder wollten in Erfahrung gebracht haben, er sei in Folge eines gebrochenen Eidschwures nach der schlesischen Festung Glatz fortgeführt und dort, um ihm gewisse Geheimnisse, deren er sich vorlaut gerühmt, auf dem Wege des damaligen Rechts zu erpressen, ganz einfach der Tortur überantwortet worden. Kurz es kreisten zwanzig sich gegenseitig widersprechende Gerüchte, von welchen kein Einziges sich thatsächlich erweisen ließ. Nur so viel war gewiß, daß ihn seit dem Augenblicke seines räthselhaften Verschwindens Niemand wiedersah.

Bald darauf vergaß halb Prag die ganze Geschichte und sprach nun von weiter nichts als einem seit Monden vorausgesehenen Ereigniß, welches von der einen Seite eben so dreist und unverschämt ausposaunt, als von der andern streng geheimgehalten und hartnäckig geläugnet ward. Am 18. December 1595 hatte Gräfin Clelia Buoncompagni, Gemahlin des Signor Girolamo Scotto, Ritters von Brandeis, ein Kind zur Welt gebracht.

Rudolph erhielt die erste Kunde von Libušens zwischen 8 und 9 Uhr Morgens erfolgter Niederkunft durch den Leibarzt Anselm de Boodt, welcher der Entbindung beigewohnt hatte.

— Wie iſt die Geſchichte ausgefallen? fragte der Kaiſer auffallend gleichgiltig.

— Den Umſtänden nach über alle Erwartung glücklich. Es war eine ziemlich ſchwere Geburt. Einen Augenblick ſchwebte das Leben der Mutter in Todesgefahr.

— Sie iſt alſo gerettet? fragte Rudolph.

— Ja, Majeſtät, erklärte der kaiſerliche Leibarzt.

— Und das Kind?

— Hat eine ſehr ſtarke Quetſchung erhalten.

— Iſt's ein Mädchen oder Knabe?

— Ein Knabe!

— Der Dritte alſo! ſagte der Kaiſer, in Gedanken vertieft, halblaut mehr zu ſich ſelbſt als zum Arzte. Und die Mutter? fragte er weiter.

— Iſt zwar angegriffen, aber tapfer!

— Und glaubt Ihr, daß der Knabe trotz jener Quetſchung am Leben bleiben wird?

— Ich hoffe es, ſagte der Arzt.

— Verlaßt mich nun, Anſelm de Boodt, und ſchickt mir den Mann herein, der ſeit einer Viertelſtunde im Vorzimmer harrt. Sagt ihm, er möge ſogleich eintreten.

Der Harrende war Wenceslaw Budowec von Budowa.

Geboren 1547 zu Prag, abstammend aus einem der ältesten Geschlechter des böhmischen Adels, war Wenzel, achtzehn Jahre alt und nachdem er in seiner Vaterstadt den Grund zu seiner Bildung gelegt, nach Paris gegangen, hatte dann England, Dänemark, Deutschland, die Niederlande, endlich auch Italien bereist, die berühmtesten Hochschulen Padua, Bologna und zuletzt auch Rom besucht, und war dann nach zwölfjähriger Abwesenheit mit Kenntnissen aller Art bereichert, 1577 nach Prag zurückgekehrt. Sodann hatte ihm Rudolph den Auftrag ertheilt, den kaiserlichen Gesandten Joachim von Sinzendorf nach Constantinopel zu begleiten. Am 1. Januar 1578 dort angelangt und dem Sultan Murad III. vorgestellt, war er nach vierjährigem Aufenthalt in der türkischen Hauptstadt an den Hof Rudolphs heimgekehrt und erst zum Hof-, dann zum Appellationsrath ernannt worden. Seit jener Zeit stand Wenzeslaw Budowec von Budowa, der Vielgereiste und Vielbewanderte, im Rufe eines der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten Prags und des ganzen Böhmerlandes.

Der Kaiser hatte den Appellationsrath rufen lassen, um dessen Meinung über gewisse Punkte zu erfahren, an deren Beantwortung ihm ungemein viel

zu liegen ſchien. Gleich beim Eintritte empfing er ihn ohne lange Umſchweife mit der Frage ad rem:

— Wenn eine verheirathete Frau ein Kind zur Welt bringt, wer iſt der Vater dieſes Kindes?

— Pater est, quem justae nuptiae demonstrant, ſagt ſchon ein uralter Rechtſpruch.

— Wenn aber dieſer Mann beſchwört? fragte Rudolph.

— Das hilft ihm nichts, ſagte Budowec, den Schluß der Frage errathend. Er bleibt doch immer Mann ſeiner Frau und als ſolcher Vater ihres, wenn auch nicht ſeines Kindes.

— Das iſt ein höchſt weiſes Geſetz! bemerkte Rudolph. Wie aber, wenn es ſich herausſtellt, daß dieſer Mann nicht ihr Mann, ſondern nur ihr Geliebter iſt?

— Dann iſt, erwiderte der Juriſt, nur derjenige Vater ihres Kindes, den ſie dafür anſieht oder ausgiebt.

— Das finde ich unweiſe und hart, commentirte der Kaiſer. Doch welche Strafe ſteht darauf, wenn ein Mann das Weib, das bloß ſeine Beiſchläferin iſt, für ſeine kirchlich angetraute Frau und dieſe, umgekehrt, ihren Beiſchläfer für ihren rechtmäßig angetrauten Mann auszugeben ſich erlaubt?

— Zur Erforschung der Wahrheit ist's dem Richter gestattet, gegen beide Theile die Folter in Anwendung zu bringen.

— Das läßt sich hören! sagte Rudolph.

— Ich aber halte die Ergründung der Wahrheit durch Anwendung der Tortur für eine so himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß mein richterliches Gewissen tief erröthend davor zurückbebt.

— Gesetz bleibt aber immer Gesetz!

— Doch möcht ich, selbst um alle Kronen der Welt, manches unserer Gesetze und am allerwenigsten die Carolina Eures glorreichen Großonkels nicht auf meinem Gewissen haben.

— Ihr sprecht wie ein Mann von Ehre! sagte der Kaiser, der mit dem Geiste dieser Antwort einverstanden schien.

— Sire, ich spreche wie Jeder, der nach der gesunden Vernunft sich Rechenschaft zu geben weiß, daß von je zehn Gesetzen neun eine wächserne Nase haben, die ganz nach Belieben des Richters nach rechts oder nach links, noch oben oder unten zu drehen ist. Ich weiß, daß unter je zehn Gesetzen fünf auf schwachen Füßen, vier auf den Händen, drei auf dem Kopfe stehen und daß Keines von allen Zehn unfehlbar wahr und vollkommen gerecht ist.

— Das klingt traurig aus dem Munde eines Richters!

— Aber unparteiisch aus dem Munde eines Philosophen!

— Was haltet Ihr von unehelichen Kindern? Gehört Ihr zu jenen Philosophen, die ihnen eben so viel Rechte als den ehelichen zugestehen? —

— Allerdings! erwiderte der Rath. Denn was kann, frage ich, das arme Kind dafür, daß es außer der Ehe erzeugt ist? Trägt das Kind oder der Vater die Schuld dieser außerehelichen Erzeugung? Wer die Schuld trägt, soll auch die Strafe tragen.

— Aus so weisem Munde höre ich gern ein Wort der Wahrheit, wenn's auch nicht so süß wie das der Schmeichler klingt. Ich danke für Eure Auskunft und verspreche Euch, Euerm Winke zu folgen. Gehabt Euch wohl, mein weiser Rath, und bleibt Eurem Kaiser ein so treuer Diener wie bisher, sagte Rudolph ihm die Hand reichend.

— Ich verabschiede mich von meinem kaiserlichen Herrn mit dem Sinnspruche Eures erlauchten Großvaters: Fiat justitia, pereat mundus!*)

*) Devise Kaiser Ferdinands I.

— Dieser Mann hat mir ehrlich die Augen geöffnet über meine Pflicht und Schuldigkeit, sagte der Kaiser und ließ seinen Elemosynar, Jacob Chymarhonus, rufen.

— Was befiehlt mein kaiserlicher Herr? fragte der Probst von Leitmeritz.

— Ich habe Euch zu mir bitten lassen, frommer Vater, um Euch einen geheimen Auftrag zu ertheilen. Heute Morgen ist Gräfin Clelia Buoncompagni, Gemahlin des Ritters von Brandeis, von einem Knaben entbunden worden, dessen Vaterschaft sie mir zugedacht hat. Ich mag nicht nachforschen, ob sie ein Recht dazu hat. Das Kind ist da und muß, wie jedes Andere, einen Namen haben. Ich wünsche nun, daß es heute über acht Tage in aller Stille in der Schloßcapelle getauft werde und den Namen erhalte, den mein Beichtvater, welcher in meinem Namen dessen Taufzeuge sein soll, in einigen Tagen Euch mittheilen wird. Im Uebrigen wünsche ich, daß die Sache unter uns bleibe und daß Keiner außer Jenen, die ich selbst zur Taufe einladen werde, etwas davon erfahre.

— Des Kaisers Wille ist mir Befehl, sagte der Almosenier und verbeugte sich.

— Schickt mir nun meinen luſtigen Rath.

Während der Kaiſer ſeinen Hofpoeten Marbochäus de Delle erwartet, bleibt uns ſo viel Zeit, dem Leſer die geſchichtliche Thatſache zu erzählen, daß der Neugeborene der ‚Gräfin Buoncompagni' der Dritte der natürlichen Söhne Rudolphs war. Die beiden Andern, die damals noch am Leben waren, hießen Don Carlos und Don Matthias, Beide zubenannt d'Auſtria. Man kennt die natürlichen Söhne, weiß aber noch bis zu dieſer Stunde nicht, wer die Mütter dieſer Kinder geweſen ſind, weil dem Kaiſer viel daran zu liegen ſchien, daß der Name derſelben ein Geheimniß bleibe. Man rieth hin und her, aber nur die Vertrauteſten der Vertrauten ſchienen etwas Näheres über die Abkunft der beiden erſten Söhne zu wiſſen.

Der Aelteſte, der nach dem Sohne Philipps II., Don Carlos getauft worden war, ſoll, wie Einige vermutheten, die Frucht ſeiner erſten Jugendliebe zu Madrid, der Sprößling jener ſchon früher erwähnten Ehrendame geweſen ſein, die, wie man ſich ziemlich allgemein erzählte, im Wochenbette geſtorben war.

Ueber den zweiten ſeiner natürlichen Söhne, den Kaiſer Rudolph wahrſcheinlich zu Ehren ſeines

älteſten Bruders Don Matthias taufen ließ, iſt faſt gar nichts weiter als deſſen Todesjahr bekannt. *)

Daß man trotz der emſigſten Nachforſchungen neuerer Geſchichtsſchreiber nicht herausbringen kann, wer die Mütter dieſer beiden Söhne geweſen ſind, kann Niemanden befremden, Keinen überraſchen. Weiß man doch bis zu dieſer Stunde nicht, wer die eigentliche, rechtmäßige Mutter Don Juans von Oeſterreich, des natürlichen Sohnes Kaiſer Karls V. geweſen war. Barbara Blomberg, die ſchöne Nürnbergerin oder — nach Andern — Augsburgerin, welche Jahrhunderte lang als Mutter des berühmten Siegers von Lepanto gegolten hatte, „ſoll nach den Unterſuchungen und Enthüllungen neuerer Hiſtoriker (wie William Robertſon, Joſeph Milbiller und Joſeph von Hormayr) ihren Namen nur als Deckmantel für den guten Ruf einer höher ſtehenden Dame hergeliehen und erſt in ihrer Sterbeſtunde gebeichtet haben, daß Don Juan d'Auſtria der Sohn einer Andern ſei.

Zu jenen zwei Söhnen war jetzt ein Dritter hinzugekommen.

Außer dieſen drei Söhnen hatte Rudolph noch

*) Er ſtarb zwölf Jahre nach Rudolphs Tode (1624.)

zwei natürliche Töchter: Donna Carlotta und Donna Dorothea. *)

Viele, die dem Kaiſer noch mehr als dieſe fünf Kinder zuſchreiben wollen, gründen ihre Behauptungen auf Gerüchte, welchen wenig oder gar kein geſchichtlicher Glaube beizumeſſen iſt.

Endlich erſchien der luſtige Poet.

— Ich habe Dich rufen laſſen, ſagte der Kaiſer zu Mardochäus, um Dir den Auftrag zu ertheilen, in aller Stille die nöthigen Vorbereitungen zur bewußten Taufe zu treffen, welche am erſten Weihnachtstage in Unſerer Schloßcapelle, ohne Aufſehen, nur in Gegenwart dreier Zeugen, vollzogen werden ſoll. Du wirſt gerührt ſein, zu erfahren, daß Wir Dich zu einem dieſer drei Pathen auserkoren haben. Der Knabe ſoll, falls mein frommer Adrian van Bareu nichts dagegen einzuwenden haben wird — den Namen Don Cäſar erhalten.

— Cäſar iſt nur ein heidniſcher Name, aber weil ſo auch ein römiſcher Kaiſer hieß, der zwar nicht Chriſt, aber immerhin doch ein paſſable großer Feld-

*) Erſtere verheirathete ſich mit dem belgiſchen Grafen Perrenot de Cantacroy. Letztere ſtarb in einem Kloſter der Carmeliterinnen nahe bei Madrid.

herr war, so kann von Rechtswegen wohl Niemand was dagegen haben. — Möge auch dieser Cäsar ein ruhmgeschmückter Held werden und durch den Purpur unbefleckten Siegesruhms dem Hermeline seines großen Vaters Ehre machen!

— Amen! fügte Rudolph hinzu. Aber noch immer mache ich mir Skrupel.

— Skrupel? Worüber? Die Menschen sind zur Fortpflanzung bestimmt. Kindererzeugen ist keine Sünde. Ueberdieß seid Ihr ja nicht verheirathet.

— Aber die Mutter dieses Knaben ist, glaube ich, die Frau eines Andern.

— Das ist ihre Sünde und nicht die Eure. Ihr habt sie nicht dazu verleitet. Sie hat Euch dazu verführt. Nur sie allein ist strafbar. Ihr aber seid es nicht und darum fort mit allen Skrupeln.

— Du wälzest eine Centnerlast von mir, gestand Rudolph.

— Ich that nur meine Schuldigkeit, sagte Marbockäus de Delle.

— Du kannst nun gehen, lustiger Pathe, sprach der Kaiser und entließ ihn. —

Am 25. December 1595 ward der Sohn der Gräfin Clelia Buoncompagni vom Groß-Almosenier

des Kaisers in Gegenwart seines frommen Beichtvaters, des Ritters von Brandeis, des Leibarztes Anselm de Boodt und des kaiserlichen Kammerdieners und Hofpoeten Mardochäus de Delle, bei verschlossenen Thüren in der Schloßcapelle getauft. Letzterer machte ein Paar Knittelverse darauf. Sie lauteten, wie folgt:

„Caesarius von Oesterreich,
Wer ist an Ruhm dem Vater gleich,
So Dir mit Kron und Scepterstab,
Hat diesen stolzen Namen gab?
Du junger Held von Oesterreich,
Ich schlag' mich selber windelweich,
Wirst Du nicht, was Dein Vater ist,
Ein großer Held und guter Christ."

Die glückliche Mutter des in den Brüsseler Spitzenwindeln schreienden Don Cäsar erhielt nach vollzogener Taufe einen Diamantenschmuck im Werthe von hunderttausend Gulden; der Vice-Vater, Girolamo Scotto, Ritter von Brandeis, bekam eine mit der Devise des Kaisers in Brillanten geschmückte goldene Agraffe, der Doctor Anselmus Boethius, der die schwierige Entbindung so gefahrlos vollzogen, in Anerkennung seiner dabei geleisteten Dienste ein Geschenk von tausend Dukaten und der dritte Taufzeuge, als er den Muth hatte, Seiner Majestät die

auf feierlichen Anlaß gemachten Knittelverse zu wiederholen, in gerechter Würdigung seines großartigen Talents, eine — Ohrfeige.

Vierzehntes Capitel.

Die Gefangene auf Pürglitz.

Unterdessen war das neue Jahr (1596) herangerückt.

In der Zwischenzeit hatte sich nur wenig geändert. Alles war ziemlich beim Alten geblieben, bis auf den Schneider, dessen dunkles Vorgefühl sich noch vor Jahresschluß erfüllt hatte. In der heiligen Sylvester-Nacht (in der man im Dome zu St. Veit Leo Hasters neuen vierstimmigen Psalm abgesungen) war der arme Matthias in Folge seines chronischen Uebels selig entschlafen und zu seinen Vätern heimgegangen, die seit länger als drei Generationen ehrliche Schneider gewesen. Der uralte Aberglaube, daß Leute, welche in der Sylvesternacht sterben, früher als alle Andere vom Tode auferstehen, wird ihm in seinem stillen Grabe sicher zum Troste gereicht haben. — — —

Aber nicht nur in Prag, auch in Pürglitz hatte sich seit der Ankunft der Gräfin und seit Libušens Niederkunft nichts Neues zugetragen. Magdalena war noch immer gefangen, ohne bestimmt und genau zu erfahren, warum und wofür man sie ihrer Freiheit beraubt, denn man hatte sie noch immer nicht verhört.

Und dessen ungeachtet fand sie sich in ihre Lage, die ihr die Nachsicht des Hauptmanns, so gut es ging, erträglich machte. Fast täglich besuchte er sie in ihrer Zelle, um sich in eigener Person nach ihrem Befinden und ihren Wünschen zu erkundigen, und jeden von Letztern, sobald er sich mit seiner Pflicht vereinbaren ließ und im Bereiche seiner (freilich sehr beschränkten) Macht lag, sofort zu erfüllen. Der alte Hauptmann gewährte seiner jungen Gefangenen so viel Freiheit als nur möglich, häufig lud er sie in seine, zu ebener Erde gelegene und von einem anspruchslosen Gärtchen umfriedete Wohnung ein, wo sie mit dem alten Hagestol; sich stundenlang der ungefährlichen Zerstreuung des Schachspiels (das eine ihrer vielen Leidenschaften war) oder in Gesellschaft seiner jungen, ziemlich hübschen und außerordentlich bescheidenen Pflegetochter, einer Nichte des Pfarrers von Unhošt, dem Troste der Musik hingab. Beide

ſangen abwechſelnd und zuſammen Lieder, welche Filippo da Monte, der kaiſerliche Hofcapellmeiſter, und Andrea Moſto, theils für die Kirche, und theils für das Haus componirt hatten. Und der alte im Dienſte ergraute Krieger horchte ſelig zu, wenn die Gräfin ſang und ſein ſchmuckes Pflegekind ſie auf der Harfe begleitete oder umgekehrt. Und auf dieſe Weiſe hatte ſich Gräfin Maria Magdalena mit Ludmila (ſo hieß des Pfarrers Nichte) in ganz kurzer Zeit ſo ſehr befreundet, daß Beide bald Ein Herz und Eine Seele waren. Und dieſes ſchöne, reine, uneigennützige Freundſchafts-Verhältniß, das ſich zwiſchen der Gefangenen und dem Hauptmann und ſeiner Pflegetochter angeſponnen hatte, trug nicht wenig dabei bei, ihr die Qual der Einſamkeit, den Fluch der Langeweile und die Ungewißheit über ihre Zukunft ſo gut als möglich erträglich zu machen.

Am Morgen eines hellen Januartages, als die Gräfin mit ihrem alten Beſchützer dießmal früher als gewöhnlich am Schachbrette, und Ludmila mit einer Stickerei beſchäftigt neben ihr ſaß, ſagte Magdalena zum Hauptmann:

— Der Mann, der dieſes edle Spiel erfunden hat, muß ein tiefer Denker geweſen ſein, welcher Welt und Menſchen genau gekannt hat.

— Und woraus zieht Ihr diesen Schluß? fragte der Graubart.

— Fragt Euch selbst, Hauptmann, ob die 64 Felder dieses kleinen Schachbretts nicht ein treuer Spiegel der großen Welt sind; dort wie hier opfern sich die niedrigsten, wie die höchsten Steine, der Bauer wie der Ritter, der Thurm wie der Läufer, ja selbst die Dame dem Schicksale des ziemlich trägen Königs auf, der stets nur einen Schritt vor- oder rückwärts thut, und gleichgiltig zusieht, wie seine Unterthanen und Feldherren sich todt schlagen lassen für ihn und seinen Ruhm . .

— Es ist ein Bild des Krieges, in welchem zwei feindlich gegenüberstehende Heere sich befehden, ohne eigentlich zu wissen, warum! sagte der Hauptmann . . .

— Nur die Königinnen, fuhr die Gräfin fort, spielen auf dem Schachbrett eine größere, mächtigere und wichtigere Rolle als in der Wirklichkeit. Dort sind sie mit wenigen Ausnahmen glänzende Nullen der allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Eins angehängt, die man nach Umständen Fürst, König, Kaiser nennt. Hier hingegen ist die Königin die rechte Hand des Königs, ausgerüstet mit der größten Vollmacht zum Angriff und zum Rückzuge, der erste

Beschützer und Feldherr des ohne sie ziemlich unbeholfenen Monarchen. Ach, warum ist's nicht ganz so auch in der Wirklichkeit, seufzte die ehrgeizige Dame, die von dem heißen Wunsche beseelt schien, die rechte und nur im Nothfall die linke Hand eines Souverains zu sein.

— Unsere edle Gräfin, begann Ludmila von ihrer Stickerei aufblickend, ist heute wieder recht verstimmt und traurig. Was kann ich thun, um sie aufzuheitern?

— Nimm Deine Harfe, meine süße Freundin, und singe, während wir Beide uns schlagen, irgend ein Lied, das Dir einfällt. Du weißt, daß der Zauber Deiner zum Herzen dringenden Stimme mir eben so viel Freude als Deinem alten Vater macht, der seit Kurzem ja auch der Meinige ist.

— O sagt dieß nicht, Gräfin. Ich fühlte mich stolz, Euer Vater zu sein; aber ebenso sehr beschämt mich der Gedanke, Euch und mich daran erinnern zu müssen, daß ich, streng betrachtet, doch nur Euer Kerkermeister bin.

— Die zarten Rücksichten, die Ihr mir beweiset, machen mein Gefängniß zu einem Aufenthalte des Friedens und der Ruhe. Ich bin und bleibe Eure Schuldnerin.

— Gräfin, nicht mir verdankt Ihr. . .

— Still, still, unterbrach ihn Magdalena, ich mag nichts hören. Ludmila beginnt ihr Lied! Wir wollen schweigen und spielen.

Und Ludmila sang Magdalenens Lieblingslied:

Als der Heiland ward gekreuzigt,
Sah Maria himmelwärts;
Siebenfache Schmerzen bohrten
Sieben Schwerter in ihr Herz.

Mater Dolorosa weinte
Um den herzgeliebten Sohn;
Jede Thräne, die sie weinte,
Glänzt als Stern an Gottes Thron.

Sieben Schmerzen, sieben Schwerter,
Wühlen auch in meinem Blut;
Tausend Dolche, tausend Wunden
Brechen meines Lebens Muth.

Ich beweine den Geliebten,
Weil er treulos mich verrieth;
Jede Thräne, die ich weine,
Ist ein still verblutend Lied.

Und während ein zweiter Gefangener, ein gelbgefiederter Vogel, sich badend in den Strahlen wohlthuender Morgensonne, die traurigen Strophen jenes Liedes mit lustigem Gezwitscher begleitete, fielen aus den träumerisch-sinnenden Augen Magdalenens, deren

Herz durch den wunderſamen Gegenſatz zwiſchen Ludmilens leiſe verhallender Wehmuth und des Vogels laut ſchmetternder Heiterkeit bewegt war, zwei große ſtille Thränen langſam auf's Schachbrett und wie durch Zufall auf die kalte, gefühlloſe Beinfigur des Königs hernieder.

— Ihr leidet, Gräfin? fragte theilnehmend der Hauptmann.

— An Wehmuth, die mich beſchleicht, ſo oft Ludmila dieſes Lied ſingt. Und doch höre ich's ſo gerne, geſtand Magdalena.

In demſelben Augenblicke ward dieſe Idylle durch die Ankunft eines Reiters geſtört, den man in geſtrecktem Galopp in den Schloßhof hineinſprengen ſah.

— Es iſt ein Bote des Kaiſers, ſagte der Hauptmann aufſtehend und durch's Fenſter ſehend.

— Was mag er bringen? fragte Magdalena.

— Vielleicht gar den Befehl Eurer Befreiung, ſprach Ludmila, uneinig mit ſich ſelbſt, ob ſie ſich über das, was ſie erwartete, freuen oder grämen ſollte, da ſie die Gräfin ſo liebgewonnen, daß ſie ſich geſtehen mußte, eine ſo plötzliche Trennung von ihr würde ſie tief betrüben.

Der Bote war Rudolphs vertrauter Kammerdiener. Der Hauptmann eilte ihm entgegen. Der

Reiter, der auf seinem Renner sitzen blieb, übergab ihm ein Schreiben, das er einen Augenblick zuvor aus einer Ledertasche, die ihm über der Schulter hing, hervorgeholt hatte.

Der Hauptmann las die Aufschrift, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß das Schreiben an ihn gerichtet war, erbrach er's gleich im Hofe und las dessen Inhalt.

— Wollt Ihr nicht absteigen? fragte der Soldat.

— Das will ich allerdings, erwiderte der Bote, denn erstens habe ich Hunger, zweitens habe ich Durst, und drittens wünsche ich Beide zu befriedigen.

— Gleich sollt Ihr Alles haben.

— Doch wohin soll ich meinen Gaul führen?

— Dort hinten ist der Stall und Alles, was Ihr für Euer Pferd braucht.

— Gleich bin ich bei Euch, sagte der Bote, und ritt sein Roß nach dem Stalle, in dem ein Knecht es ihm abnahm.

— Besorge ein Frühstück, sagte der zurückkehrende Hauptmann zu seiner Pflegetochter. Aber wo ist denn die Gräfin? fragte er, als er diese vermißte.

— Sie ist auf meinen Rath in ihre Zelle zurückgekehrt.

— Das war klug! sprach der Alte.

Eine Minute später trat der Bote ein.

— Meine Pflegetochter! sagte der Hauptmann auf Ludmila hinweisend.

— Donner und Doria, dachte der Bote bei sich, die gefällt mir! Und ich, holdes Fräulein, sprach er, sich ziemlich dreist vorstellend und mit beiden Händen die Enden seines langen, stark in's Rothe hinüberschillernden Schnurbarts in die Höhe drehend, ich bin der kaiserliche Kammerdiener und Hofpoet Mardochäus de Delle aus Vitri, neunzehn Stunden von Mailand.

Ludmila verneigte sich erröthend und eilte hinaus, um das Frühstück zu besorgen.

— Mein Vater, fuhr der heitere Schwätzer fort, war einer der häßlichsten Männer von Vitri, meine Mutter dagegen eine der schönsten Frauen von ganz Italien. Habt die Güte zu entscheiden, Herr Hauptmann, wem von Beiden ich ähnlich sehe?

— Natürlich der Mutter! lächelte der Graubart.

— So denke auch ich, gestand Mardochäus. Mein Vater war eine Art von Blaubart. Außer meiner Mutter hatte der Selige, wie ich mir sagen

ließ, noch fünf bis sechs andere Frauen, von welchen aber keine so schön als meine Mutter war, die ich — leider! — sagte er, einen Blick in den Spiegel werfend, nicht gekannt habe. Mein Alter muß ein großer Taugenichts oder ein kleiner Spaßvogel gewesen sein, denn er nannte seine sieben Weiber nach den Tagen der Woche. Meine Mutter aber war sein Sonntag. Ich selber, dieses weiblichen Sonntags einziger Sohn, ward an einem Montage geboren, an einem Dienstage getauft, an einem Mittwoch confirmirt, an einem Donnerstage zum ersten Male in die Schule geschickt, an einem Freitage wieder fortgejagt und an einem Sonnabende bei einem Schneider in die Lehre gegeben, aus welcher ich schon am folgenden Sonntage freiwillig davon lief. Nun wißt Ihr ziemlich genau die erste Hälfte meines Lebens!

— Ich bin begierig, nun auch die Andere kennen zu lernen.

— Sie ist kürzer, aber noch weit erbaulicher. Zwei Jahre lang war ich Tagedieb in Mailand, drei Jahre Modell abwechselnd bei einem Maler in Venedig und bei einem Bildhauer in Wien. Von Wien kam ich als verkanntes Genie nach Prag und seit jener Zeit — es sind nun vier Jahre her —

bin ich des Kaisers Kammerdiener, Liebling, Vertrauter, Barbier und — Hofpoet.

— Es freut mich, Eure Bekanntschaft zu machen!

— Mich ebenfalls! Nun aber bitte ich Euch bei allen Wunden des Heilands, mir etwas Frühstück zu geben, denn ich sterbe vor Hunger und Durst, betheuerte der lustige Schwätzer, indem er, da es ihm nebenbei auch zu frieren schien, seine beiden langen Arme zuerst wie Windmühlflügel in Bewegung setzte, und sie dann wie Dreschflegel kreuzweis über die Brust schlug, um seine von Kälte erstarrten Hände neu erwarmen zu lassen.

— Da kommt das Frühstück! sagte der Hauptmann.

Nachdem Ludmila einen kleinen Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, mit einem blendendweißen Tuche bedeckt, und das Frühstück, das aus Schinken, hausgebackenem Brode, frischer Butter und jungem Käse und einer Flasche böhmischen Landweins improvisirt war, darauf hingestellt und sich dann eilig wieder entfernt hatte, ließ sich Mardochäus de Delle mit dem Appetite eines Wolfes und dem Durste eines heißen Eisens nieder, um das Frühstück zu verspeisen.

— Während Ihr, mein Herr, Euern Durst und Euern Hunger ſtillt, werde ich mit Eurer Erlaubniß die Antwort, die Ihr mitzunehmen beauftragt ſeid, zu Papier bringen.

— Thut das, thut das, ſagte der Kammerdiener, den ganzen Inhalt eines bis an den Rand gefüllten Glaſes mit Einem Zuge leerend. Wir wollen uns gegenſeitig durchaus nicht ſtören, fuhr er fort, eine große Scheibe von dem Schinken abſchneidend.

— Nichts Neues bei Hofe? fragte der Hauptmann, der, am Pulte ſtehend, ruhig fortſchrieb.

— Viel und mancherlei! ſagte Mardochäus, ungeſtört fortkäuend. Man hat uns wieder einmal zum Vater eines Kindes gemacht.

— Euch? fragte der Hauptmann, die Feder in die Tinte tauchend.

— Mich? Was fällt Euch ein! Unter uns verſtehe ich meinen Herrn und Kaiſer. Er lebe! ſagte der Poet und leerte das zweite Glas.

— Und wer iſt die Dame, die ihm die Vaterſchaft ihres Kindes zugedacht?

— Die verſtorbene Nichte eines tugendhaften Cardinals, nein, umgekehrt, die tugendhafte Nichte eines verſtorbenen Cardinals.

— Ihr Name? fragte der alte Soldat.

— Sie nennt ſich Clelia Gräfin Buoncompagni; aber unter uns geſagt, Hauptmann, ſprach der Schwätzer, das dritte Glas leerend, ich glaube nicht daran!

— Woran glaubt Ihr nicht?

— Ich glaube, daß dieſe ſogenannte Gräfin eben ſo wenig die Nichte eines Cardinals, als dort jener kleine Gelbſchnabel im Käfig der Großonkel des heiligen Vaters iſt, ſagte der Poet, dem dieſer Witz ſo gut zu gefallen ſchien, daß er darüber in Lachen ausbrach. Auch glaube ich, daß der neugeborne Knabe, welcher in der Taufe den ſtolzen Namen Don Cäſar d'Auſtria erhalten hat, eben ſo wenig der Sohn unſeres Herren als Euer Schinken da Fleiſch von meinem Leibe iſt. Deſſenungeachtet habe ich als einer der drei Taufzeugen einige höchſt rührende Knittelverſe darauf gemacht. Wollt Ihr ſie hören? fragte der Kammerdiener, den Inhalt des vierten Glaſes in den Abgrund ſeiner Seele verſenkend.

— Ein andermal! ſagte der Hauptmann; jetzt mag ich Euch nicht ſtören.

— Ihr ſtört mich nicht im Geringſten. ‚Caeſarius von Oeſterreich, wer iſt an Ruhm dem Vater gleich?‘

— Ach, Herr Poet, Ihr macht mich ganz verwirrt.

— Was ſchadet das? Der zweite und dritte Vers lautet: ‚So Dir mit Kron und Scepterſtab, heut (oder eigentlich vor acht Tagen!) dieſen ſtolzen Namen gab,‘ fuhr Mardochäus fort, das fünfte Glas leerend. Hört, Hauptmann, Euer Weinchen läßt ſich trinken.

— Es freut mich, wenn 's Euch ſchmeckt. Aber wo halte ich denn? fragte der Hauptmann, der ganz aus dem Concept herausgekommen.

— Wir waren beim fünften Verſe ſtehen geblieben, ergänzte de Delle, der, eitel wie jeder Poet, ſich lieber die Zunge abgebiſſen, als ſich den Genuß verſagt hätte, ihm auch den Schluß ſeines Gedichtes zu verſetzen. Hört nun weiter, beſter Hauptmann: ‚Du junger Held von Oeſterreich, ich ſchlag' mich ſelber windelweich.‘

— Ei, ei, warum wollt Ihr das thun?!

— Weil Eure vertenfelt kleine Flaſche, ſagte Mardochäus, den Boden derſelben bis an die Höhe ſeiner Augen haltend, ſchon ganz leer iſt, wie ich ſehe!

— Wünſcht Ihr vielleicht noch ein Fläſchchen?

— Ich bitte Euch, Hauptmann, legt Eurer Großmuth durchaus keine Zügel an. Hört aber

zuvor das Ende meines Liedes, gedruckt in diesem Jahre. Die beiden letzten Verse lauten:

— Nun, wie lauten sie?

— ‚Wirst Du nicht, was Dein Vater ist, ein großer Held und guter Christ.‘

— Ein herrliches Lied! betheuerte der Hauptmann.

— Gefällt's also auch Euch? fragte der geohrfeigte Poet, sich wie in schmerzlicher Erinnerung die linke Wange reibend.

— Ich bitte Euch um eine Abschrift.

— Ihr sollt sie haben, musenfreundlicher Mars! Als Honorar bedinge ich mir von Eurer liebenswürdigen Pflegetochter — wo steckt nur die kleine Blonde? — noch eines dieser verwünscht niedlichen Miniaturfläschchen!

Der Hauptmann rief seine Tochter. Ludmilla erschien an der Schwelle der Thür mit der freundlichen Frage:

— Was steht Euch zu Diensten?

— Noch ein Tröpflein dieses Nectars, holde Hebe! bat Mardochäus, seinen Schnurbart drehend, und sie verliebt anblinzelnd.

Sie ging den Wein zu holen.

— Ihr habt ein gar schmuckes Töchterlein! sagte der angebäuselte Knittelversmacher.

— Gefällt sie Euch, fragte der Hauptmann.

— Wie meine Mutter! betheuerte der Windbeutel.

— Die Ihr nie gekannt habt! fügte Jener hinzu, und schloß seinen Bericht an den Kaiser. Hier ist die Antwort, Herr Poet!

— Zuvor noch eine Frage, gastfreundlicher Wirth! Ist das Herz Eurer Pflegetochter noch frei?

— Frei wie das Reh im Walde!

— Dann wollt ich, ich wäre der Jäger, der dieses edle Wild erlegte! wünschte sich ganz im Stillen der zärtliche Versifex.

Ludmila kehrte mit dem Weine zurück. Sie stellte ihn hin und ging.

— Die wird gebeirathet! sagte der Verliebte leise vor sich, und entstöpselte die zweite Flasche. Das Wichtigste aber — cospetto di Bacco! — fuhr er fort, das Glas füllend, hätte ich beinahe ganz und gar vergessen. Was macht denn Eure stolze Gefangene?

— Wen meint Ihr? fragte der Hauptmann.

— Sangue di Dio, wen anders als die Gräfin?

— Sie fügt sich in ihr Schicksal!

— Da thut sie klug daran: denn sie wird — so wahr ich ein Dichter bin! — wohl bis an's Ende ihrer Tage bei Euch bleiben.

— Jetzt glaub' ich's fast selbst.

— Ich kenne den Kaiser besser als Ihr! Er versteht durchaus keinen Spaß und hat einen Schädel noch härter als dieses Brot!

— Wünscht Ihr Anderes? fragte der Hauptmann.

— Wenn ich bitten darf! sagte der Poet, sich das zweite Glas einschenkend. Im Grunde genommen bin ich schon satt; aber der Wunsch, bester Hauptmann, noch einmal Euer schmuckes Töchterchen zu sehen, verdoppelt meinen cannibalischen Appetit.

Der Hauptmann rief. Ludmila kam.

— Corpo di Christo, sie ist schön! sprach er leise zu sich selbst.

— Herr Mardochäus wünscht etwas frischeres Brot.

Ludmila wollte sogleich wieder fort.

— Ich bitte Euch, bleibt, holdes Fräulein, sagte der Poet aufstehend. Nur der leicht verzeihliche Wunsch Euch vor meinem Scheiden Lebewohl zu sagen, hat mich verleitet, Euch noch einmal herbeizulocken.

Empfangt, reizende Hebe, den tiefgefühlten Dank Eures unterthänigsten Bewunderers, sagte der Poet und wollte ihre Hand küßen.

— Ich bitt' Euch, laßt dieß, Herr!

— Sie ist spröde, sehr spröde; das gerade aber gefällt mir an ihr, sagte Mardochäus zu sich selbst und ließ sich durch ihre Weigerung nicht aus der Fassung bringen. Fräulein, fuhr er fort, ich gehe oder richtiger gesagt, ich reite fort, mein Herz aber bleibt bei Euch zurück und bald, recht bald sollt Ihr mich wiedersehen. Bester Hauptmann, Ihr habt doch nichts dagegen?

— Des Kaisers Boten sind stets willkommen!

— Bene, bene, sagte Mardochäus de Delle, nahm aus der Hand des Hauptmanns dessen Bericht an den Kaiser, warf, seinen Schnurbart drehend, noch einen zärtlichen Blick auf das schmucke Kind und empfahl sich.

Der Hauptmann begleitete ihn bis auf den Hof hinaus.

— Dieß ist ein drolliger Kauz! sagte Ludmila und blickte ihm durch's Fenster nach.

Fünf Minuten später saß er auf seinem Pferde und galoppirte nach Prag zurück. —

Als der Hauptmann wieder in's Zimmer trat, fragte er seine Pflegetochter:

— Nun, Kind, wie findest Du ihn?

— Ich finde ihn zwar etwas dreist. . .

— Im Uebrigen aber? fragte der Graubart.

— Nicht übel! gest.nd die Tochter.

— Es freut mich, daß Du dieß eingestehst. Nun aber eile zur Gräfin hinauf und bitte sie, sich hinunter zu bemühen, ich habe ihr etwas Wichtiges mitzutheilen.

— Ist sie frei? fragte Ludmila betrübt.

— Das leider nicht, entgegnete der Hauptmann.

— Nun dann eile ich noch einmal so schnell, um sie zu holen.

Der Alte las zum zweiten Male die Depesche.

— Der Kaiser, sagte er zu sich, scheint an dem Schicksale der Gräfin einen ganz besonderen Antheil zu nehmen. Er scheint die Gräfin zu lieben. Und dennoch läßte er sie hier im Gefängniß schmachten. Alter, wie erklärest du Dir das? fragte er sich und versank in Nachdenken.

Da kam die Gräfin und Ludmila.

— Geh' Kind, sagte er zu seiner Tochter. Ich wünsche mit der Gräfin allein zu sein.

Nachdem sich Ludmila entfernt hatte, sagte er zu Magdalenen:

— Der Kaiser scheint nicht mehr zu zürnen.

— Ich aber, Hauptmann, zürne ihm . . .

— Les't und Euer Herz wird vergeben, sprach der Alte und reichte ihr das kaiserliche Handbillet.

Sie las den Inhalt; dieser lautete wie folgt:

‚Wie befindet sich Eure Gefangene? Ihr räthselhaftes Schweigen beunruhigt mich. Bis heute habe ich vergebens gehofft, sie würde fragen, warum man sie gefangen hält. Da sie dieß nicht gethan, fürchte ich, daß sie krank ist. Ich hoffe, das Gegentheil zu erfahren. Sendet mir — von morgen ab — tagtäglich einen expressen Boten mit einem ausführlichen Bericht über das Befinden der Gräfin. Rudolph.‘

— Und was gedenkt Ihr zu thun? fragte der Hauptmann.

— Nichts! erwiderte die Gräfin, ihm das Schreiben zurückgebend.

— Erzürnet Ihr den Kaiser nicht noch mehr, wenn Ihr noch länger schweigt?

— Und dennoch werde ich schweigen, erwiderte sie mit der ganzen Entschlossenheit ihres unbeugsamen Stolzes.

— Doch was soll ich ihm schreiben?

— Schreibt, ich befände mich vollkommen wohl .

— Das that ich bereits . . .

— Schreibt, daß ich den Hof durchaus nicht vermisse, daß ich — Dank Eurer Herzlichkeit! — meine Einsamkeit liebgewonnen und mich noch nirgends so ruhig und heiter als in meinem Kerker gefühlt . . .

— Gräfin, soll ich dieß wirklich thun?

— Hauptmann, ich bitte Euch darum!

— Nun wohlan, ich werde dieß um so lieber thun, weil ich zu hoffen wage, daß Ihr dann noch länger die Unsere bleibt.

Die Gräfin drückte schweigend seine Hand. Dem Alten trat eine Thräne in's Auge. Magdalena kehrte nach ihrer Zelle zurück.

Fünfzehntes Capitel.

Eva.

Niemand in Prag nahm wärmern Antheil an dem Schicksale der Gräfin Magdalena als Eva von Lobkowic. Als Letztere die Gefangennehmung ihrer großherzigen Beschützerin erfahren hatte, war

sie außer sich. — Dieser Vorfall betrübte sie um so mehr, als sie sah, daß Keiner der großen, mächtigen und bei Hofe einflußreichen Verwandten sich ihrer annahm.

— Was muß die arme Gräfin, fragte sich Eva, verbrochen haben, daß nicht Einer von all' diesen Herren für sie in die Schranken tritt? Ist denn Gräfin Magdalena so schlecht? Nein, nein, das ist nicht möglich. Eine Frau, die sich für die Befreiung meines unglücklichen Vaters, für die Begnadigung Colins so edelmüthig verwendet hat, kann nicht so verworfen sein, daß die Familie sich ihrer schämen muß. Warum aber hat nicht ein Einziger den Muth, die Gefangene unter die Flügel seines Schutzes zu nehmen und bei Ihm ein Wort der Fürbitte einzulegen? Diese Fragen beunruhigten Eva's edles Herz. — So groß und innig war ihre Theilnahme an dem Loose der Freundin, daß für einen Augenblick der kindliche Antheil an dem Schicksale ihres Vaters in den Hintergrund trat.

Da kam Doctor Johannes Jessenius. Er war's, der, so oft er sie besuchte, sie von allem Neuen, das sich unterdessen ereignet hatte, immer unterrichtete und so gleichsam die einzige Verbindungsbrücke

zwiſchen Eva's ſtreng klöſterlicher Abgeſchiedenheit und des ſie umtoſenden Weltgeräuſches war.

Doch ſo oft er kam, war Eva's erſte Frage:

— Was habt Ihr von meinem Vater und von der Gräfin gehört?

— Ueber den jetzigen Aufenthalt des Obriſthofmeiſters habe ich noch immer nichts Beſtimmtes ermitteln können. In den verſchiedenen Schichten des Hofes und der Stadt kreiſen allerhand Gerüchte, die ſich ſchnurſtracks widerſprechen. Der Eine will wiſſen, Euer Vater befinde ſich, ſeitdem er aus Elbogen verſchwunden, auf Pürglitz; der Zweite ſagt: er ſei auf dem Schloſſe Poděbrad; der Dritte will in Erfahrung gebracht haben, er ſei von Poděbrad nach dem Zbirower Schloſſe abgeführt worden; ein Vierter endlich behauptet aus ganz ſicherer Quelle, die Feſtung Glatz in Schleſien ſei ſein gegenwärtiger Aufenthalt. Alle Nachrichten ſtimmen wenigſtens darin überein, daß er — Gottlob! — noch am Leben iſt.

— Und noch immer nicht verhört? fragte Eva.

— Ich fürchte, dieß wird nie geſchehen!

— Und aus welchem Grunde?

— Weil ein einziges Verhör hinreichen würde, ſeine Verfolger in ſolches Licht zu ſtellen, daß ſie

ſich gezwungen ſehen würden, ihn augenblicklich frei zu laſſen.

— Und dieſe unerhörte That nennt man Gerechtigkeit!

— Summum jus, summa injuria! war ja der Sinnſpruch jenes Kaiſers Juſtinian, dem wir einen großen Theil unſerer Geſetzgebung verdanken. Das größte Recht iſt — ſehr häufig! — das himmelſchreiendſte Unrecht.

— Und giebt's kein Mittel gegen dieſe, allen Geſetzen Hohn ſprechende Ungerechtigkeit? fragte Eva mit gerechter Erbitterung.

— Ich kenne nur Eins! Denkt an den Ausſpruch eines Eurer Landsleute, Georg Aquila's.

— Und was ſagte dieſer fromme Mann?

— Injuriarum remedium oblivio! Das beſte Mittel gegen unverdiente Kränkungen liegt darin, ſie zu vergeſſen.

— Wie kann ich aber jemals vergeſſen, daß man mir den beſten aller Väter geraubt und mich zu einer ſchutz- und hilfloſen Waiſe gemacht?

— Fräulein von Lobkowic, verſündigt Euch nicht! Ihr ſteht unter Gottes heiligem Schutz.

— Ihr habt Recht, mein weiſer Freund! Aber es giebt Augenblicke, in denen die Fülle meines

Grames, die Größe meines Kummers mich selber ungerecht macht gegen Gott und dessen unerforschlichen Rathschluß. Ich will — dieß verspreche ich Euch, — nicht mehr murren gegen die Vorsehung, die, weiser als der Mensch, uns oft im Leben Prüfungen auferlegt, welche unseren Hochmuth bessern und uns früher oder später zu der Erkenntniß führen, daß das, was Gott thut, immer wohlgethan!

— So, Fräulein, gefällt Ihr mir. Wir Menschen müssen, so lange uns noch ein Schimmer von Hoffnung übrig bleibt, nicht verzweifeln, denn Gott ist barmherzig, Gott ist gerecht!

— Was spricht man von der Gräfin? fragte Eva.

— Sie sitzt noch immer auf Pürglitz. Auch sie hat man noch nicht verhört.

— Und weiß man noch immer nichts Bestimmtes über den Grund ihrer Gefangenhaltung?

— Auch darüber coursiren verschiedene abenteuerliche Gerüchte. Das Allerneueste sagt, sie sei auf Wunsch ihres Oheims oder, wie Andere gehört haben wollen, auf Ansuchen ihres eigenen Vaters verhaftet worden.

— Und weßhalb? fragte Eva erstaunt.

— Weil dieß lächerliche Gerücht aus ihr eine neue Lucrezia Borgia macht, die ihren eigenen Sohn,

den ſie mit einem nur ihr bekannten Vater heimlich zur Welt gebracht, vergiftet haben ſoll.

— Das iſt Lüge und ſchändliche Verläumdung! rief ihre Vertheidigerin tief empört.

— So denkt Jeder, der ſie kennt! Der Pöbel aber, der ihr fern ſteht und ſie mit ſeinem Haß verfolgt, weil ſie ſchön und reich, ſtolz und — was leider nicht ganz ungegründet ſein mag — etwas hochmüthig iſt, hat die Gewohnheit, von Jedem, der höher ſteht als er ſelbſt, Alles das Schlimmſte zu glauben.

— Pöbel bleibt immer und überall Pöbel! ſagte Eva mit einem Anfluge ariſtokratiſchen Stolzes.

— Der Adel, Fräulein, denkt nicht beſſer über die Gräfin. In den höhern Kreiſen der Geſellſchaft erzählt man ſich ſeit Kurzem laut und unverholen: Rudolph, der für ihre Tugend geſchwärmt, habe ſie auf grober Untreue ertappt.

— Mit wem? fragte Eva, die dieß nicht glauben mochte.

— Der Eine ſagt, mit dem Parmeſaniſchen Abenteurer, den Seine Majeſtät lange vorher zum Ritter von Brandeis gemacht; der Andere meint, mit Johann von Aachen, der ſie in Teplitz für den

Kaiser und später für sich selbst als Göttin der Keuschheit gemalt . . .

— Auch unter'm Adel giebt es Pöbel! rief Eva von Lobkowic. Das Alles ist blasser Neid, schamlose Verläumdung, die nicht den geringsten Glauben verdient. Ich habe die Gräfin nur einmal gesehen, nur einmal gesprochen: das aber, was sie für mich gethan, giebt mir Bürgschaft, daß eine Frau ihres Namens, ihres Charakters, sich unmöglich so tief vor sich selber erniedrigen kann.

— Und ganz so denke auch ich! Die Verläumdung liebt es, ihr Medusenhaupt gegen Alles zu erheben, was höher steht als sie. Aber geben wir uns der Hoffnung hin, daß die Unschuld der Gräfin an den Tag kommen und der untergegangene Stern ihres Glücks aus dem Schlamme boshafter Anklagen zu neuem Glanze emporsteigen wird.

— Ich wünsche dieß von ganzer Seele! Bestätigt sich, fuhr sie fort, die Nachricht vom Verschwinden jenes Elenden, welcher Colins Befreiungsplan an das Weib jenes fremden Abenteurers verrathen haben soll?

— Man hat unlängst seine Leiche gefunden. Es war die Erste, die ich in einem der Hörsäle des

Carolinums*) in Gegenwart aller Professoren der medicinischen Facultät und im Beisein vieler Herren des kaiserlichen Hofstaats öffentlich zergliedert habe.

— Hatte er sich selbst getödtet? fragte Eva.

— Ich vermuthe das Gegentheil; denn beim Oeffnen seines Leichnams glaube ich leise Spuren eines subtilen, mir bis jetzt noch gänzlich unbekannten Giftes entdeckt zu haben, das ihm irgend Jemand beigebracht haben muß. Hätte er selbst sich freiwillig vergiftet, so würde er sich nicht noch außerdem in den Fluthen der Moldau ertränkt haben. Ich vermuthe daher, ein Anderer habe, nachdem das Gift seine Wirkung gethan, dessen Leiche in den Fluß geworfen, um allen Verdacht von sich ab und auf den Bader zu wälzen, als habe er selbst seinem Leben ein Ende gemacht.

— Wer aber mag ein Interesse daran gehabt haben, diesen Elenden zu vergiften und bei Seite zu schaffen?

— Das vermag nur Gott und Jener zu wissen,

*) So hieß die alte Prager Universität nach ihrem Gründer Karl IV., im Gegensatze zu der zweiten Prager Hochschule dem Clementinum, deren Lehrstühle von lauter Jesuiten besetzt waren.

der sein Gewissen mit diesem Meuchelmorde befleckt hat.

— Doch was hört man von der Gemahlin des Ritters von Brandeis, seitdem sie — wie ich durch Euch erfahren — von jenem Knaben entbunden ist, der in der Taufe den Namen ‚Don Cäsar d' Austria erhalten' hat?

— Der Knabe ist mit einer riesigstarken Amme nach einem der königlichen Lustschlösser geschickt worden, wo er in aller Stille großgezogen werden soll.

— Und die ränkesüchtige Mutter des Knaben?

— Ist zwar noch immer in Prag, scheint aber seit ihrer Entbindung von Tag zu Tage mehr und mehr in der Gunst ihres früheren Anbeters herabzusinken.

— Und aus welchem Grunde?

— Sehr häufig scheinen Ihn unheimliche Zweifel anzuwandeln. Es hat den Anschein, als glaube er, man habe seinen Namen bloß aus Eigennutz gemißbraucht. Die Gräfin beschwört zwar — wie man hört — bei allen Heiligen, daß nur er der Vater ihres Kindes sei, er selber scheint nicht mehr daran zu glauben und schon aus diesem Grunde soll er die Mutter des Knaben, der ihm in keiner Hinsicht ähnlich sieht, sehr lieblos, oft sogar mit großer Härte und ihren Stolz demüthigender Verachtung behandeln.

— So rächt ſich alles Böſe ſelbſt! Doch der Gemahl dieſer abenteuerlichen Frau?

— Er ſoll dem Kaiſer, auf deſſen Anoringen, das Verſprechen erneuert haben, ihn nun in längſtens drei Monaten in alle Geheimniſſe der magiſchen Erzeugung ſeines goldmachenden Pulvers einzuweihen.

— Was haltet Ihr von dieſem Märchen?

— Ich glaube das, was jeder Vernünftige davon denkt: Alchymia est casta meretrix, quae omnes invitat, neminem admittit; ars sine arte, cujus principium est cupere, medium mentiri et finis mendicare vel patibulari*)

— Und dieſes trügeriſche Gaukelſpiel, wie wird es enden?

— Man braucht kein allzuſcharfer Hellſeher zu ſein, um ſchon jetzt vorausſagen zu können, daß dieſer luſtige Schwank ein trauriges Ende nehmen wird. Es werden dem Kaiſer frühzeitig genug die Schuppen von den Augen fallen, und dann wird er —

*) Die Goldmacherkunſt iſt eine Kokette, die Alle verlockt und Keinen erhört, eine Kunſt ohne Kunſt, anfangend mit Begehren, fortfahrend mit Lügen, endend mit dem Bettelſtabe oder am Galgen. — Dieſe Definition iſt unſtreitig die Richtigſte.

freilich allzuspät — die unangenehme Gewißheit erhalten, daß er betrogen, doppelt betrogen ist.

— Wie kann ein so gelehrter Mann, wie Er, sich von einem solchen Glücksritter so arg hintergehen lassen?

— Die Gelehrten sind oft die Allerleichtgläubigsten. Ein schlagender Beweis ist Doctor Guarinonius. Dieser bei all' seiner Gelehrsamkeit eingebildete Thor glaubt, wie der Schweizer Theophrast, so steif und fest an die unfehlbare Wirkung seines von ihm erfundenen Arcanums*), daß er gestern, mit Bewilligung des Kaisers, welcher gleichfalls daran zu glauben geruht, nach Rom abgereist ist, eines Theils, um, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, Pabst Clemens VIII., der schwer erkrankt sein soll, mit Hilfe seines Lebens-Elixirs in kurzer Zeit wiederherzustellen: andern Theils, um ein Gelübde zu

---

*) Das sogenannte Elixir vitae Guarinonii bestand aus zehn Drachmen Zimmt, fünf Drachmen Ingwer, vier Drachmen Zedoar, drei Drachmen Muskatennuß, zwei Drachmen Gewürznelken, einer Drachme Kalmus und einer Unzahl anderer Gewürze und Kräuter, aufgelöst in anderthalb Unzen Liquor Santalinus citrinus, einer Art von Citronen-Saft, gemischt mit reinem Weingeist.

erfüllen und sich von Rom nach Loreto zu begeben, um dem dortigen Muttergottesbilde, das ihm, wie er zu behaupten wagt, im Traume die Zubereitung jenes Geheimmittels Wort für Wort dictirt haben soll, dafür fußfällig seinen Dank abzustatten.

— Aber glaubt nicht auch Ihr, mein edler Freund, zuweilen an die Eingebung überirdischer Geister, an das Hineinragen höherer Wesen in den Organismus des Irdischen? Saget Ihr nicht selbst, nicht Eure Kunst, nur ein Wunder des Himmels habe mich gerettet?

— Wohl glaube ich an den Himmel und an dessen Wunder, doch nicht an das Geschwätz jenes Thoren, der mit dem, was er selbst nicht glaubt, nur Andere belügt. — Gleichzeitig hat der Kaiser ihm aufgetragen, eine der herrlichsten Statuen, die gegenwärtig in Rom zum Verkaufe ausgeboten wird, für die kaiserliche Kunstkammer zu erstehen.

— Welche Statue meint Ihr?

— Des Niobiden Ilionäos!

— Und der Name des Meisters?

— Ist mir bis jetzt nicht bekannt. Doch soll sein Werk eine der schönsten Kunstschöpfungen des alten Griechenlands sein, und Doctor Guarinon soll vom Kaiser unbeschränkte Vollmacht mitgenommen haben,

dieſes Kunſtwerk für ihn zu erſtehen um jeden Preis!

— Der zum Sprichworte gewordene Geldgeiz dieſes Ausländers wird . . .

— Hoffentlich auch dabei ſeine Rechnung finden, ergänzte Jeſſenius.

— Was hört man vom Kriege in Ungarn? fragte Eva, die an Allem, was mit dem Schickſale ihres Vaterlandes zuſammenhing, heißen Antheil nahm.

— Es iſt ein trauriger, unſeliger Krieg! Die räuberiſchen Einfälle der in Dalmatien eingedrungenen und vom Kaiſer Rudolph unklug geduldeten Ueberläufer — Uskoken genannt — haben Ungarn, Oeſterreich und Böhmen in einen langwierigen Kampf verwickelt, der, begonnen 1592, noch lange nicht zu Ende iſt. Die Waffen Sultan Murads III. machen verheerende Fortſchritte in meinem unglücklichen Vaterlande Ungarn, deſſen Schickſal meinem Herzen gewiß eben ſo nahe, als Böhmen dem Eurigen liegt. Der ſiegende Halbmond des Sohnes Selims II. läßt überall rauchende Trümmer und blutbefleckte Spuren ſeiner raſtlos weiter vordringenden Rache- und Eroberungsluſt zurück. Das Elend in Ungarn hat ſeinen Gipfel erſtiegen. Mein armes Vaterland

schreit um Hilfe und neuen Beistand gegen die Uebermacht der Türken, die wie Heuschreckenschwärme und pestaushauchendes Ungeziefer über Ungarns Gaue herfallen und jene Fluren, in welchen noch kurz vor Ausbruch jenes unglücklichen Krieges Milch und Honig in reichen Strömen floß, in blutgedüngtes Stoppelfeld verwandeln. Das, was der Türke nicht mit seinem Schwerte niedersäbelt, mäht er mit der Sichel der Pest, die er als Gottesgeißel in seinem Gefolge mit sich schleppt. Auch die Seuche macht verheerende Fortschritte. Bald wird sie von Ofen nach Wien und bald — ich sehe es kommen — von Wien nach Prag ziehen und auch hier mit ihrem Schreckensfinger von Neuem anpochen wie im Jahre 1572.

— Ihr entrollt mir ein grauenerregendes Bild. Möge Eure Weissagung sich nicht erfüllen!

— Ich wünsche es; doch fürchte ich, daß meine Sehergabe mich nicht trügen wird. In dieser großen Noth, die mein armes Vaterland verwüstet, und in Voraussicht der immer näher rückenden Gefahr, hat Kaiser Rudolph, dessen Herz beim Anblick jener türkisch-ungarischen Kriegsgräuel schwerer, als mancher seiner Unterthanen wähnt, zu bluten scheint, auf Rath und Empfehlung meines alten Freundes und Gönners, Thaddäus von Hájek, zu beschließen geruht, den treuen

Diener Eures Vaters und den Eurigen, mich, einen Sohn des schwer heimgesuchten Ungarlandes, als Abgesandten nach Ofen zu schicken, um meinen Landsleuten Trost einzusprechen und ihren sinkenden Muth durch Zusage neuer Hilfsvölker und frischer Hilfsquellen zu neuer oder, besser gesagt, zu alter, neuzubewährender Tapferkeit anzufeuern.

— Dieß ist eine schöne, erhabene Mission!

— Für die ich ihm danke aus ganzer Seele! Gleichzeitig, fuhr er fort, soll ich dort in meiner Eigenschaft als Arzt und Anatom die Geißel Gottes gleichsam an ihrem zweiten Herde studiren und lernen, die Pest zu heilen, oder die Kranken, die ihrer Sichel anheimfallen, zergliedern, um das Wesen dieser geheimnißvollen Seuche zu ergründen.

— Dieß ist eine schreckliche, grausame Sendung!

— O sagt dieß nicht! Es ist der schönste Beruf des Arztes, ohne Scheu und Bangen jeder Todesgefahr in nächster Nähe in's Auge zu schauen, um, wenn das Glück ihm anders wohl will, aus diesem Auge Das herauszulesen, was er wissen muß, um die Gefahr selbst siegreich überwinden zu können. Und darum, Fräulein, zittere ich nie für das eigene Leben, da wo es gilt, durch den Schatz meiner Erfahrungen das Leben Anderer zu retten.

— Ihr seid eben so beherzt als weise!

— Leider muß ich mir täglich eingestehen, daß ich nicht mehr als jeder Andere meiner unerforschlichen Kunst weiß und oft eben so sehr im Finstern umhertappe wie der Troß von hundert Andern. Und darum freut mich jene Sendung doppelt, dreifach, weil ich dort aufmuntern, rathen und — so Gott will — helfen und die kleine Summe meines Wissens verdoppeln kann.

— Ich möchte Euch umarmen, mein Freund! rief Eva gerührt.

— Und was hält Euch davon zurück? fragte er, nicht minder als sie bewegt. Bin ich nicht Euer treuer Arzt? Bin ich nicht wie Euer Bruder?

— Ja, ja, das seid Ihr, und das sollt Ihr mir ewig, ewig bleiben! sagte sie, ihn mit reiner Schwesterliebe umarmend.

— Nun aber lebet wohl, Fräulein Eva! sprach der Arzt, sich sanft ihrer Umarmung entziehend. Nun ist's Zeit, daß ich gehe.

— O bleibt noch einen einzigen Augenblick! bat Eva.

— Meine Pflicht, Fräulein, ruft mich fort! Aber nie und nirgend wird Euer Bruder Euch vergessen. Euer Bild wird ihn überall begleiten. Vergeßt

auch Ihr nicht den treuen Diener Eures edlen Vaters, Euren Arzt, Euren Rathgeber! Auf frohes Wiedersehen, Eva von Lobkowic! rief er mit Thränen in den Augen und eilte fort.

— Mein Segen, edler Freund, begleite Euch!

Und als sie mit sich allein war, nahm sie den alten Freund ihrer trostlosen Stunden und vertiefte sich von Neuem in die vergilbten Blätter jenes ewiggrünen Buches, betitelt: ‚Vom Troste der Philosophie.‘

Sechszehntes Capitel.

Zweifel und Gewissensscrupel.

In dem Herzen des Kaisers — jedem Andern und oft ihm selber ein unerklärbares Räthsel! — war seit der Taufe des Knaben Don Cäsars eine sehr große, den hundert Argus-Augen seines Hofes nur allzu auffallende Veränderung vorgegangen. Rudolph war noch einsylbiger, schwermüthiger und niedergeschlagener als vorher.

Bis kurze Zeit vor seinem gänzlichen Abschluße mit der gebrochenen Macht ihrer verlockenden Reize

war Clelia, wie er ihr selber offenherzig genug eingestanden hatte, seine ‚einzige Zerstreuung,' seine ihm liebgewordene Gewohnheit gewesen. Jetzt war sie ihm Keines von Beiden mehr. Sie, die er bis dahin fast täglich bei und um sich gesehen, durfte jetzt, auf seinen ausdrücklichen Befehl, in acht Tagen höchstens nur Ein Mal und auch dann niemals allein, sondern immer nur in Begleitung ihres sogenannten Gemahles bei ihm erscheinen, und nie länger als ein Paar flüchtiger Minuten in seinen Zimmern verweilen. Und selbst während dieser stets seltener und kürzer werdenden Besuche pflegte Rudolph sich weit weniger um sie und ihren Knaben, von welchem sie mit ihm vorzugsweise gern zu unterhalten sich erlaubte, als um ihren Begleiter zu bekümmern, den er, so oft er ihn bei sich sah, stets mit einer und derselben Frage empfing:

— Wann erhalte ich Euer goldmachendes Pulver?

Als der Kaiser ihn acht Tage nach der Taufe zum ersten Male so gefragt, hatte Scotto, der an jenem Tage allein gekommen war, weil seine Frau ihr Wochenbett noch nicht verlassen durfte, den Muth gehabt, ihm ziemlich dreist zu erwidern:

— In längstens drei Monaten!

— Also gerade am ersten April, da

zufällig, was ich mir aufschreiben will, um es ja nicht zu vergessen, heute der erste Tag des neuen Jahres ist. Erlaubt, daß ich Euch nachträglich gratulire . . .

— Wozu? hatte der Ritter von Brandeis gefragt.

— Zum Steine der Weisen, der bis zum ersten April unzweifelhaft gefunden sein wird und muß.

Der Abenteurer verneigte sich und schwieg.

Als er vier Wochen später, zum ersten Male in Begleitung seiner noch immer sehr angegriffenen Frau, erschienen war, um sich nach dem Befinden des seit jener Zeit fortwährend kränkelnden Monarchen zu erkundigen, hatte ihn dieser mit der alten, ewig wiederkehrenden Frage empfangen:

— Wann also erhalte ich Euer Pulver?

— Zwischen dem ersten und fünfzehnten April.

— Also wieder zwei Wochen später, als ursprünglich zwischen uns festgesetzt war.

— Sire, das bisherige Unwohlsein meiner Gemahlin . . .

— Hat uns leider an manchem gehindert. Ich will's Euch, Ritter, gerne glauben. Nun aber ist sie wohl, ganz wohl.

— Vollkommen wohl, betheuerte die edle Mutter.

— Elelia, verzeiht. Ich habe darum nicht

Euch, sondern Euern ausgezeichneten Gemahl [illegible] fragt. Der allerletzte Termin ist [illegible] so unwiderruflich . . .

— Der erste Mal! erklärte Girolamo Scotto.

— Ein schöner, herrlicher Tag! Hoffentlich doch noch in diesem Jahre? fragte Rudolph mit Ironie.

— Allerdings! bestätigte der Ritter von Brandeis.

— Warum aber habt Ihr zwei Wochen zugelegt?

— Um meiner Sache sicherer zu sein.

— Das ist sehr schön von Euch! Dabei aber bleibt es ohne Widerrede! sprach Rudolph, die beiden letzten Worte so scharf betonend, daß sie dem Abenteurer wie zwei Messerklingen durch's Herz fuhren.

— Sire, begann Clelia, der kleine Cäsar . . .

— Von ihm, Gräfin, das nächste Mal!

— Don Cäsar, fuhr sie trotz des Befehles fort, ist mit zwei Zähnen zur Welt gekommen.

— Es wird also ein bissiger Patron!

— Sire, sagt lieber ein tapferer Held!

— Stark und heißblütig wie Simson! ergänzte Scotto.

— Wie Simson, wiederholte Rudolph, der mit seinem Eselskinnbacken dreißig oder noch mehr Philister

[redacted]skalon, oder in Ermangelung derselben ein Paar arme unglückliche Juden in Prag erschlägt.

— Sagt lieber, Feinde seines erlauchten Vaters! verbesserte ihn Girolamo.

— Ich fürchte mich vor diesem Knaben! gestand der Kaiser, dem dabei unwillkürlich die Weissagung Tycho de Brahe's eingefallen war. Ich mag heute nichts mehr von ihm hören. Ihr könnt nun Beide gehen!

Libuša biß sich ihre Lippen wund. Schweigend schob sie ihren vollen, blendendweißen nackten Arm in die dargereichte Rechte ihres Gemahls und während dieser sie im Innern beschämt und bestürzt, dem äußeren Anscheine nach aber noch immer stolz und hochmüthig durch's lange Zimmer hinausführte, bohrte er die langen Nägel seiner Linken so krampfhaft wüthend und so boshaft tief in das üppige Fleisch ihres Armes, daß jene die blutigen Spuren dieses verstohlen-ausgeübten Actes seiner Rohheit zurückließen, ohne daß Libuša den Zorn und den Schmerz, den sie gleichzeitig empfand, durch etwas Anderes als einen ihrem Gatten heimlich zugeschleuderten Blick tiefinnerster Verachtung zu bestrafen sich erlaubte. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Als der Kaiser allein war, gestand er sich damals zum ersten Male, daß diese Frau, deren Ueppigkeit seine schwachen Sinne zehn lange Monate gefesselt und berauscht, jetzt unerwartet schnell ihren ganzen Reiz, ihren ganzen Zauber, ihren ganzen Nimbus eingebüßt habe, und in seinen enttäuschten Augen zu einem Weibe ganz gewöhnlicher Art herabgesunken sei. Diese Umwandlung war so überraschend schnell in ihm vorgegangen, daß er sich derselben Anfangs zu schämen und sie einen Augenblick lang sogar zu bereuen schien, weil er sich des Undanks anklagte, eine Frau, in deren Armen er noch kurze Zeit zuvor seine einzige Aufheiterung gefunden, jetzt so geringschätzend, so wegwerfend, so ganz en canaille behandelt zu haben.

Seine Reue war einige Minuten so warm und überwältigend, daß er entschlossen schien, ihr nachzuschicken und sie für die Kränkung, die er ihr und ihrem Kinde zugefügt, um Verzeihung zu bitten. Sein ihm selbst unerklärlicher Widerwille aber, der bald von Neuem gegen sie aufgelodert war, hatte ihn noch zu rechter Zeit von dem übereilten Schritt eigener Erniedrigung zurückgehalten. Sein Herz war, wie gesagt, ihm selbst ein Räthsel

Doch je mehr nun sein Ueberdruß Clelia's

Bild in den Hintergrund zu drängen sich bemühte, desto heller und glänzender trat seitdem das in Thränen eingehüllte, in den blendendsten Farben der Schönheit prangende Bild der Gräfin Maria Magdalena in den Vordergrund und füllte mit der Aureole ihrer Sittenreinheit mehr und mehr die Leere seines Herzens, die Träume seiner Seele aus.

Wenige Tage nach jenem Gespräche mit Clelia hatte er Mardochäus de Delle mit der bekannten Depesche nach Pürglitz geschickt.

— Wie? fragte er sich, wenn dieses ganz und gar gewöhnliche Weib, unwürdig, Magdalenens Schuhbänder zu lösen, sie aus bloßem Neide verläumdet, wie, wenn ich der armen Gräfin Unrecht gethan, sie ungerecht verurtheilt hätte? Dieser Gedanke könnte mich wahnsinnig und zu einer Rache fähig machen, vor der ich selber zurückbebe! Wie anders aber sollte jener Hochverräther zu ihrem, zu meinem Ringe gelangt sein als durch ihren eigenen Verrath an mir? Fühlt sie sich rein, warum verlangt sie nicht, daß man sie verhöre, auf daß sie gegen die Anklage, die Jene gegen sie erhoben hatte, sich vertheidigen und ihre Unschuld und mein Unrecht mir beweisen kann. Sie aber beharrt in ihrem Schweigen. Sie läßt Nichts von sich hören. Wie aber, wenn sie nur zu

stolz wäre, mich um Etwas zu bitten, was ich ihr von Rechtswegen gewähren muß: um offene Anklage, um das Recht freier Vertheidigung?! Wer löſ't mir dieſe folternden Zweifel? Wie beruhige ich mein mich quälendes Gewiſſen?

Der Kaiſer verſank in tiefe Melancholie.

Da kam die Antwort aus Pürglitz. Sie lautete:

‚Mein Kaiſer und Herr!

Die Gräfin befindet ſich vollkommen wohl. Nach ihrem eigenen Geſtändniſſe hat ſie den Hof nie weniger als eben jetzt vermißt, und ihre Einſamkeit — Dank der zarten Behandlung, die Euer kaiſerlicher Wille mir vorzuſchreiben geruht! — allmälig ſo lieb gewonnen, daß ſie ſich noch nie und nirgends ſo ruhig und heiter, ſo zufrieden und glücklich als in ihrem Kerker gefühlt hat.

Sire, ich wage nicht zu entſcheiden, ob dieß freiwillige Geſtändniß meiner Gefangenen bloß der Ausſpruch eigenſinnigen Trotzes oder eines reinen Gewiſſens iſt; ſo viel aber glaube ich bemerken zu können, daß das Herz der Gräfin der Lüge und Verſtellung nicht fähig iſt.

In tiefſter Ehrfurcht erſtirbt u. ſ. w.

Pürglitz am 31. Januar 1596.

Heinrich von Prollhof, Hauptmann auf Pürglitz.‘

Rudolph gerieth nach Lesung dieser Zeilen fast außer sich. Es beleidigte seinen Stolz, es kränkte seine Eitelkeit, es beunruhigte sein Gewissen, daß die Gräfin ihn — denn wer anders ist der Hof als der Kaiser? — durchaus nicht vermisse, daß sie die Einsamkeit ihres Kerkers dem Glanze seines Hofes vorziehen und dort unter dem Schutze eines alten rauhen Hauptmanns zufriedener und glücklicher als in der Nähe ihres Kaisers, ihres Gönners, ihres Freundes sei.

— Doch mit keiner Silbe gedenkt sie ihrer Schuld, ihres Treubruchs, ihres Verraths an mir? Sie hält es nicht einmal der Mühe werth, eine Lüge zu ihrer Vertheidigung zu ersinnen und — wenn auch nicht mir, doch wenigstens dem Hauptmann zu betheuern, daß sie sich frei von jeder Schuld fühle und nicht begreifen könne, weßhalb man sie gefangen hält und warum man sie nicht verhört. Nichts von allem Dem! Aus ihrem Geständnisse spricht nichts als Trotz und Hochmuth, weder Reue noch Nachgiebigkeit. O Weiber, Weiber! Wie lächerlich, wie beklagenswerth ist jeder Thor, der auf den Sand Eurer Schwüre die stolzen Pyramiden seiner glücklichen Träume baut, der dem breiten Strome Eurer Thränen die kühnen Flotten seiner heißesten Eroberungssucht anzuvertrauen

wagt! Ihr seid Alle heuchlerisch und falsch! Ich kenne nicht Eine, die mir würdig schiene, sie für wahr und treu zu halten!

Da plötzlich fiel ihm Eva ein! Und von Neuem vergrub sich seine Seele voll Schmerz und Wehmuth in die bodenlose Tiefe marternder Zweifel und Gewissensbisse. Er stützte seine Arme auf die Kniee und sein kummerbleiches, sorgenschweres Haupt auf beide Hände und schien wachend zu träumen oder träumend zu wachen und mit namenloser Schwermuth den Namen ‚Eva, Eva!' zu wiederholen. Es vergingen zwei ewig lange Monate. Jeden Abend erhielt er zu derselben Stunde kurze, einzeilige Nachricht von Pürglitz.

‚Die Gräfin ist wohl und ruhig.'

‚Die Gräfin ist heiter und gesund.'

‚Die Gräfin fühlt sich wohler als je!'

Und einmal wüthend und das andere Mal bettrübt, zerriß er die ziemlich einförmige Depesche des Alten vom Schlosse in hundert kleine Stücke und warf sie in's lustig flatternde Kaminfeuer oder in den Käfig seines wüthend brüllenden Lieblings-Löwen, der, damit er während der rauhen Jahreszeit im freien Zwinger nicht erfriere, in eines der Gemächer, das an sein Arbeitszimmer stieß, hinaufgeschafft und

hier bis zur Ankunft des Frühlings zu reſidiren gewohnt war.

Oft ſprach er minutenlang mit dem langmähnigen Ottakar, der von Jugend auf vom Kaiſer ſelbſt gekirrt, trotz ſeines wüthenden Brüllens, das jedem Andern als ihm Schreck einzujagen ſich gefiel, ſo zahm wie ein treuer Haushund war, der jeden Wink ſeines Gebieters, jedes Wort ſeines Herrn zu verſtehen ſchien.

— Ottakar, ſagte Rudolph eines Abends zu ſeinem Löwen, Du biſt das leibhafte Wappen meines Königreichs Böhmen. Jener zwar iſt von Silber, Du aber biſt ein goldener Löwe. Jener trägt eine goldene Krone, Du trägſt dafür einen ſilbernen Halsreif, den ich Dir eigenhändig umgehängt. Jener hat einen doppelten Schweif, Du begnügſt Dich in Deiner Beſcheidenheit mit einem einfachen. Roth iſt das Feld des Wappenlöwen; roth iſt das Innere des Käfigs, in welchem auch Du thronſt. — Von Natur aus ein reißendes Thier, hat meine Hand Dich gezähmt, meine Liebe Dich gekirrt! — Auch Dein Herr, Ottakar, iſt ein gebändigter Löwe, der ſein eigenes Herz zerfleiſcht. O mein Freund, mein einzig wahrer, uneigennütziger Freund, ich glaube, Du brüllſt heute ſchauerlicher als je, weil Du fühlſt, was ich leide,

und weil Du Mitleid mit Deinem Herrn hast, der [illegible]ch liebt und pflegt, als wärest Du sein Sohn. [illegible]as sag' ich Sohn? Nein, nein, das bist Du nicht! Du flößest mir weder Furcht noch Grauen ein, denn vor Dir hat Tycho's Weissagung mich nicht gewarnt, wohl aber vor meinen Söhnen, weil Einer unter ihnen, wie Tycho auf seinem Schloß Uranienburg im geheimnißvollen Buche der Gestirne gelesen hat, mir Kummer bereiten und nach meinem Leben trachten wird. Und aus Furcht bin ich wie Du, mein Löwe, ledig geblieben. Was aber nützt mir diese thörichte Vorsicht? Bin ich nicht, obgleich unvermählt, dennoch Vater, Vater von drei Söhnen sogar? Und was gibt mir Gewißheit, daß Keiner dieser Söhne sich gegen seinen Vater empören wird? Dieses traurige Vorgefühl, diese bange Ahnung ist's, die meine geängstigte Seele fortwährend in gefahrdrohendem Schach erhält und sie nie ruhig, nie heiter, nie glücklich werden läßt. Du, mein gefesselter Löwe, bist das einzige Geschöpf an meinem Hofe, dem ich das tiefe Geheimniß meiner ewigen Besorgniß anvertrauen darf, ohne befürchten zu müssen, daß das leibhafte Symbol meines königlichen Wappens mich, wie der größte Theil meiner Hofschranzen, verrathen wird. Das, was Deinen armen Herrn quält, ist ein Fluch, den

Du, mein muthiger Freund, nicht einmal dem Namen nach kennst: der Fluch der ewigen Furcht, der, gleich der Harpye, jeden Augenblick meines Daseins vergiftet und mich überall Gespenster sehen läßt, selbst da, wo nur wesenlose Schatten sind. Nichts ist furchtbarer als Furcht! Nichts ist mehr zu fürchten im Leben, als die Furcht, die selbst den besten Menschen aus Besorgniß vor eingebildeter Gefahr schwermüthig, traurig, schwach, abergläubisch, argwöhnisch, mißtrauisch, unduldsam, liebloß, hart und tyrannisch macht. Und all' diese Fehler habe ich, ich der Erstgeborene eines der muthvollsten und ritterlichsten Fürsten, die seit Jahrtausenden den römisch-deutschen Kaiserthron geziert! Und woraus entspringt der größte Theil meiner Fehler, deren ich mich vor Dir anklage? Aus Furcht, aus dieser fürchterlichen Furcht, ohne Anfang, ohne Ende, aus Furcht, die, wie ein bleiches Gespenst an meiner Ferse festgebannt, mich durch mein ganzes Dasein verfolgt und Ursache ist, daß ich, der ich gefürchtet bin, mich vor mir selbst fürchte.

Diese offenherzige, wahre, innige Beichte des Kaisers vor dem lebenden Emblême seines königlichen Wappenschildes war so ergreifend und erschütternd, daß selbst der Löwe durch den Ausdruck jenes tiefgefühlten Schmerzes gerührt zu sein schien. Ottakar

schlug lautlos mit den Tatzen an den vergoldeten Gittern seines Kerkers, um ihm Muth einzuflößen. Es war, als wollte er seinem kaiserlichen Herrn und Gebieter zurufen:

— Fürchte nichts als die Furcht. Wirf ab diese endlose Bangigkeit, die Dich schwermüthig macht, Dein großes Herz beengt, Deinen erhabenen Geist umdüstert! Fasse ein Herz zu Dir selbst und zu Andern, dann wirst Du Deinem Vater gleichen und nicht mehr schwach und argwöhnisch, mißtrauisch und hart sein!

Und Rudolph schien sich vorzunehmen, den Rath seines treuen Löwen oder, richtiger gesagt, die Stimme seines bessern Ichs zu befolgen, die Furcht von sich abzustreifen und seine Hüften mit neuem Muthe zu umgürten.

Und der Kaiser betete zu dem Souveräne aller Souveräne, daß er ihm Kraft und Stärke, Herz und Entschlossenheit zur Ausführung seines Vorsatzes verleihe.

Dann begab er sich zur Ruhe. Und nie schlief er sanfter als in jener Nacht.

Am folgenden Morgen erbrach er — seit langer Zeit wieder zum ersten Mal — mit eigenen Händen eine Menge von Bittschriften, deren größtentheils

abschlägliche Beantwortung er sonst seinem kalten, herzlosen Geheimschreiber Giovanni Barbice überlassen hatte. Er las:

1) ‚Der durch unverschuldetes Unglück heruntergekommene Schuster Wenzel bittet um eine kaiserliche Unterstützung.' — Sie soll ihm werden, schrieb der Kaiser auf den Rand der Eingabe.

2) ‚Ein junger Mann aus Bischofteinic, Raphael Seběhrd, genannt Mnišowský, der in Rom die geistlichen und in Paris die weltlichen Rechte studirt und dort die Doctorwürde erlangt hat, bittet, nach Prag zurückgekehrt, um Anstellung.' — Sie soll ihm werden, schrieb der Kaiser *).

---

*) Mnišowský ward (später) bei dem Cardinal-Fürstbischof zu Wien und Neustadt, dem kaiserlichen Statthalter in Oesterreich, Melchior Khlesl, angestellt. Er ist derselbe Mnišowsky, den Kaiser Ferdinand I. am 1. Januar 1621 in den böhmischen Ritterstand erhob und ihm das Prädicat von Zebuzyna verlieh; derselbe Mnišowsky, der, vom Appellationsrath zum Vicekämmerer des Königreichs Böhmen befördert, sich in spätern Jahren auch als Dichter durch eine Sammlung von 540 lateinischen Grabschriften und Sinngedichten, die er auf sich selbst geschrieben, bekannt gemacht hat. Die Sammlung erschien bald nach seinem 1644 zu Prag erfolgten Tode.

3) ‚Der Handschuhmacher Jaromir auf der Kleinseite bittet um ein Patent auf die Erfindung eines neuen Handschuhs ohne Näthe.‘ — Er soll es haben, sagte Rudolph.

4) ‚Georg Barthold, genannt Pontanus von Breitenberg (der von Rudolph 1588 gekrönte Poet), bittet um die Huld, Seiner kaiserlichen Majestät die zweite Auflage seiner: ‚Primitiae sacrae poeseos‘ *) als Tribut aufrichtigen Dankgefühles zueignen zu dürfen.‘ — Angenommen! schrieb der Kaiser.

Rudolph entfaltete die fünfte Bittschrift und warf einen flüchtigen Blick auf die Unterschrift.

— Eva von Lobkowic? rief er überrascht. Was mag sie von mir wollen? Ihr sei im Voraus Alles gewährt! Bis auf Eines! setzte er rasch hinzu, bis auf das Einzige, was ich ihr nicht gewähren kann, nicht gewähren d a r f.

Er verschlang die Zeilen ihrer Hand. Und von Wort zu Wort stieg sein Erstaunen, verdoppelte sich seine Bewunderung für sie.

Während der letzten dreiunddreißig Jahre hatte er drei Kaisern gedient.

*) Die erste Auflage dieser geistlichen Gesänge war ein Jahr nach dessen Dichterkrönung in München erschienen.

‚Gnädigster Herr (schrieb sie) ich flehe nicht für meinen unglücklichen, noch immer gefangenen, noch immer nicht verhörten Vater, heute flehe ich für ein Wesen, das meinem erlauchten Kaiser näher steht als mir. Heute flehe ich für die Gräfin Maria Magdalena.‘

— Heilige Jungfrau! Was muß Eva dazu veranlaßt haben? fragte Rudolph und las weiter.

‚Der Grund meines Gesuches ist folgender: Vor Monden hatte sich die Gräfin an den Stufen des Thrones für das Verhör meines armen Vaters und für die Begnadigung seines Anhängers verwendet. Seitdem betrachtete ich mich als ihre Schuldnerin, und ich preise die Vorsehung, daß sie mir das Glück vergönnt, heute einen Theil meiner Dankesschuld an sie abzutragen.‘

— Heiland, was werde ich vernehmen? rief der Kaiser.

‚Die Gräfin, Majestät, ist unschuldig verläumdet.‘

— Gerechter Gott, meine Ahnung! wehklagte Rudolph.

‚Die ganze Anklage der schwer verkannten Gräfin beruht auf einem Gewebe höllischer List und boshaften Betruges; der Urheber jenes ganzen Planes ist ein Unwürdiger, der sich in's Vertrauen Ew.

Majestät eingeschlichen und den sonst so klaren, unbefangenen Scharfblick des Kaisers durch Vorspiegelung einer eben so schlau erdachten als listig ausgeführten Intrigue auf einen Augenblick geblendet hat. Der alte Gott, der keinen Act der Ungerechtigkeit lange verborgen und ungestraft bleiben läßt, hat mich, die Tochter des seit fünfzehn Monaten gefangenen und dem Urtheilspruche des Gesetzes entzogenen Oberstlandhofmeisters, in jenes finstere Geheimniß eingeweiht, das zwischen der Gerechtigkeitsliebe des Kaisers und dem tiefgekränkten Stolze einer seiner treuesten Unterthaninnen eine bis heute undurchdringliche Schranke zu ziehen gewußt. Gott der Gerechte aber lenkt die Herzen der Guten wie der Bösen, und läßt jedes Opfer der Verläumdung, das sich rein fühlt, siegreich aus dem Dunkel ungerechter Anschuldigung hervorgehen. Majestät, auch die Gräfin ist ein Opfer der Verläumdung! Gestern Früh stürzte, leichenblaß und von den Furien bitterster Reue gepeitscht, Bozena, die ehemalige Kammerdienerin der Gräfin Maria Magdalena, in mein Zimmer mit aufgelöstem Haar und mit wahnsinniger Verzweiflung mir zu Füßen mit dem Ausruf: Rettet meine Gebieterin, rettet Gräfin Maria! Sie ist unschuldig, sie ist verläumdet! Sie

umklammerte meine Kniee und weinte, bat und schrie: Nicht eher verlasse ich Euch, bis Ihr meine Beichte angehört und mir versprochen habt, sich ihrer anzunehmen, wie sie sich am Fronleichnamsfeste Eurer angenommen. — Ich, schrie sie mit geballten Fäusten ihre Brust schlagend, ich undankbares Geschöpf, ich, die als Waise sie in ihr Haus aufgenommen und mit tausend Wohlthaten überhäuft, ich elende Sünderin, habe meine Wohlthäterin in Schmach und Schande gestürzt! Durch die Schmeichelworte eines falschen Bösewichts, der mir erst Liebe und dann Ehe zugeschworen, hatte ich mich zum himmelschreiendsten Undank und zum schwärzesten Verrath an meiner Herrin verleiten und mich bewegen lassen, ihr einen goldenen Schlangenreif, an dem ihr Herz und ihre Seele hing, zu entwenden.'

— Himmlische Gerechtigkeit! rief der Kaiser außer sich.

'Ich legte den geraubten Ring in die Hand jenes Elenden, welcher der Gräfin den Untergang geschworen, weil diese (was ich erst gestern erfuhr) ein Weib, das er für seine Frau auszugeben wagt, beleidigt haben soll. Jener Heuchler, der dieß Alles mir verschwiegen, knüpfte meinen Raub an den Hals einer Taube, die er im Einverständnisse mit dem

Kerkermeiſter eines Nachts durch den Schieber in der Thür in die Zelle Eures zu Elbogen gefangenen Vaters hineinflattern ließ, um ihn und die Gräfin, die man eines Einverſtändniſſes mit ihm angeklagt und gleich darauf nach Pürglitz abgeführt hatte, mit Einem Schlage zu vernichten.'

— Nun wird mir Alles klar! rief Rudolph, vor Zorn und Reue zerriſſen.

‚Die Gräfin, ſchwor die Aermſte, iſt unſchuldig, jener Nichtswürdige aber, der mich getäuſcht, verführt und verleitet, jener Gottvergeſſene, der die Gräfin und Euren armen Vater unſchuldig wie meine Herrin in Ungnade, Schmach und Schande geſtürzt, iſt ein ſchamloſer Lügner und ſein Name: Girolamo Scotto, Ritter von Brandeis.'

— Sein Name ſei verflucht auf ewig! ſchrie der Kaiſer.

‚Jetzt Majeſtät, wißt Ihr Alles! Jetzt gnädigſter Herr, flehe ich nicht mehr, jetzt *verlange* ich von Eurer Gerechtigkeit die Freilaſſung der Gräfin.

‚Gott iſt weiſe, Gott iſt gerecht! Auch Kaiſer Rudolph wird es ſein! u. ſ. w.

Prag am 26. April 1596.

Eva von Lobkowic.'

— Ja, Eva, Du haſt Dich nicht getäuſcht in

mir! Auch ich — ich schwöre es bei der Asche meines großen Vaters! — will einen Act der Gerechtigkeit ausüben, und Dir, reinem Engel des Lichts und der Versöhnung, beweisen, daß Dein Schrei am Throne Rudolphs nicht spurlos verhallt ist. Noch vier Tage Geduld. Dann sollt Ihr Alle erfahren, wie Kaiser Rudolph zu bestrafen, wie Kaiser Rudolph zu belohnen weiß.

Siebzehntes Capitel.

Eine Ueberraschung.

Seit dem Augenblicke jener hochwichtigen Enthüllung schien im Herzen des Monarchen eine neue, nicht minder auffallende Umwandlung als die frühere vorgegangen zu sein. Zur Verwunderung seiner nächsten Umgebung, der auch diese Metamorphose nicht entgangen war, hatte er urplötzlich die ganze Last der ihn niederdrückenden Schwermuth, den summenden Schwarm seiner ihn rastlos quälenden Grillen abgeschüttelt und war wie durch einen Zauberschlag mit Einem Male wieder herablassend und gesprächig, sanft und liebreich, heiter, ja sogar

luſtig geworden, zu hundert Scherzen und Späßen aufgelegt wie noch nie zuvor.

— Nun bin ich ganz hergeſtellt! Nun fühle ich mich wieder wohl! hatte er zu Jedem geſagt, dem dieſe Umwandlung aufgefallen war.

Wenige Tage ſpäter ward der Ritter von Brandeis und deſſen Gemahlin — Letztere zum erſten Male ſeit ihrer Niederkunft — zur kaiſerlichen Tafel geladen, zu welcher der Kaiſer nur noch zwei andere Gäſte, den Leibarzt Anſelm de Boodt und den Hofmaler Johann von Aachen, beordert hatte.

Während Rudolph die Gräfin mit ſpaniſcher Galanterie zur Tafel führte, ſagte er zu ihr mit dem einſchmeichelndſten Tone huldvollſter Herablaſſenheit:

— Ich habe Euch, Schönſte der Frauen, in jüngſter Zeit oft hart gekränkt. Geruht, die Schuld nicht meinem undankbaren Herzen, ſondern einzig und allein meiner ewig langen Unpäßlichkeit und jener unheimlichen Melancholie zuzuſchreiben, die meinen kranken Geiſt ſo lange Zeit gefangen hielt. — Jetzt, wo Beide — Dank der Hilfe des Himmels und dem Beiſtande meines treuen Arztes Anſelm de Boodt — mich hoffentlich für immer verlaſſen zu haben ſcheinen, jetzt, wo ich mich, wie neugeboren, wieder

wohl und heiter fühle, verſpreche ich Euch, holde Gräfin, mich zu beſſern und nie mehr — ſo Gott es will — in meine alte, unerträgliche Grillenfängerei zurückzufallen. Verzeiht mir alſo — ich bitte Euch darum! — jede unverdiente Kränkung, die Euch bis zu dieſer Stunde zugefügt! ſchloß der Kaiſer, zärtlich verſtohlen ihren Arm an ſeine rechte Hüfte ſchmiegend.

— Jetzt, gnädigſter Herr, ſeid Ihr der Alte! Und dieſem alten, ewig jungen, ſtets huld- und gnadenreichen Rudolph verzeiht Clelia, die treueſte ſeiner Sclavinnen, Alles, Alles, Alles! hauchte Scotto's Gemahlin, jenen Druck auf's Zärtlichſte erwidernd.

— Das iſt brav, das iſt lieb von meiner wunderſüßen Sclavin, ſagte Rudolph, der ſich von Neuem in den ſommerfriſchen Flor ihrer Reize verliebt zu haben ſchien. Laßt Euch, Gräfin, an meiner linken Seite nieder. Sie iſt die Seite, auf der ein undankbares Herz für Eure Huld und Güte ſchlägt. Möget auch Ihr, Ritter von Brandeis, (ſagte er zu Clelia's Gemahl, der bei der Tafel zwiſchen Leibarzt und Hofmaler dem Monarchen gegenüber ſaß) mir verzeihen, wenn ich Euch während der Anfälle meiner Melancholie, in der ich, ich ſchäme mich nicht, es Euch zu geſtehen — oft kaum zurechnungs-

fähig war, durch manch' barſches Wort, das ich Euch anzuhören gab, hart und unverdient gekränkt haben mag. Vergebt es Eurem krank geweſenen Freunde.

— Von ganzem Herzen! betheuerte Girolamo Scotto.

— Heute wollen wir, ganz unter uns, bei einem Glaſe hundertjährigen Burgunders, das Feſt der Verſöhnung und gleichzeitig — freilich etwas ſpät! — die Taufe des jungen Cäſar feiern.

— Es lebe Don Cäſar! rief die ſtolzerfüllte Mutter.

— Er wachſe und gedeihe zum Ruhme ſeines erlauchten Vaters! ſagte Scotto.

— Er werde groß und ſtark wie Hercules! wünſchte Anſelm de Boodt.

— Und weiſe und tapfer wie Theſeus! ergänzte Johann von Aachen.

— Ich danke Euch, meine theuern Freunde, ſprach der Kaiſer tief gerührt und leerte das erſte Glas auf Cäſars Geſundheit. Seinem Beiſpiele folgten die vier Gäſte.

— Nun aber, meine Kinder, wollen wir luſtig wie die Götter und mein vielgeliebter Vetter Heinrich IV. in Frankreich ſein, ſcherzen und ſingen, koſen und trinken ſo lange, bis jeder von uns, ſelbſt unſere

ſchöne Gräfin nicht ausgenommen, einen kleinen Spitz davon trägt.

— Es lebe der Kaiſer! rief Clelia.

— Es lebe die Liebe! jubelte Scotto.

— Es lebe der Wein! rief Anſelm.

— Es lebe die Freude! jauchzte der Makler.

Und nun begann ein wahres Belzaſar-Feſt, eine ſogenannte Henkermahlzeit, eine kleine harmloſe Orgie. Man aß und trank, man plauderte und lachte, man kicherte und ſcherzte, abwechſelnd ſtill und laut, verſtohlen und lärmend. Die Gräfin warf dem Nachbar ſtumme Blicke zu, in denen ein ganzes Wörterbuch von Glück und Zärtlichkeit, von Luſt und Liebe lag. Rudolph neckte ſie auf hundert Arten. Die drei andern Gäſte tranken tüchtig. Und am tapferſten zeigte ſich Scotto. Er aß für Zwei und trank für Vier und war der Erſte, der, ganz gegen ſeine Gewohnheit, einen kleinen, ganz allerliebſten Schwipps bekam; denn der Inhalt der Flaſchen, aus denen er ſich, etwas allzuraſch, einen Becher nach dem andern füllte, ſchien noch älter und feuriger als der Wein der Uebrigen zu ſein. Und nach einem kurzen Stündchen und nachdem er vier große Becher dieſes berauſchenden Burgunders geleert, befand er ſich in ſo ſeligem Zuſtande, daß

er abwechselnd den Leibarzt und den Maler umarmte und laut nur das Eine bedauerte, daß er sich nicht selbst um den Hals und an sein freudetrunkenes Herz zu drücken im Stande sei. Und Rudolph belachte den Witz. Er war der Einzige, der nur nippte und so vollkommen nüchtern als gewöhnlich blieb. Selbst Clelia hatte ein klein wenig mehr getrunken, als sie vertragen konnte, und war allmälig lustiger, kecker, ausgelassener geworden.

— Das freut mich! sagte der Kaiser und schenkte ihr stets von Neuem ein.

Und als der Nachtisch kam und der Ritter von Brandeis schon halb betrunken war, wurde er vom Kaiser aufgefordert, zum Schluß des heitern Festes ein lustiges Trinklied anzustimmen. Scotto ergriff den Pokal und sang:

Der Wein, sprach König David,
Erfreut des Menschen Herz;
Die Lieb', sang Jesus Strach,
Erfüllt das Herz mit Schmerz.
Durchlöchert sind die Siebe
Der stillen Seelenpein:
Der Teufel hol' die Liebe,
Ich lobe mir den Wein!

Und die Andern wiederholten im Chorus:

Der Teufel hol' die Liebe,
Wir loben uns den Wein!

Ritter Scotto ſang die zweite Strophe:

Die Lieb', ſprach Vater Noah,
Die Liebe bringt uns Leid.
Der Wein beut ſüßen Lethe
Und bringt Vergeſſenheit.
Er ſtillt den Trieb der Triebe,
Lullt alle Leiden ein,
Der Teufel hol' die Liebe.
Ich lobe mir den Wein!

Und der Chorus wiederholte:

Der Teufel hol' die Liebe,
Wir loben uns den Wein!

— Genug, genug, rief der Kaiſer.

— Noch nicht, ſchrie der Ritter. Mein Lied hat ſiebzehn Strophen . . .

— Und ſollen wir alle ſiebzehn hören? fragte Rudolph, den Scotto's Vertraulichkeit mehr als deſſen Heiterkeit anzuwidern ſchien.

— Nein, ihr Herren, nur Einen Vers noch, ſagte Girolamo und ſang:

Der Luther pries die Weiber,
Den Wein und den Geſang,
Wer ſie nicht liebt, der bleibet
Ein Narr ſein Lebelang.
Verſieget ſind die Triebe
Der ſüßen Herzenspein:

Der Teufel hol' die Liebe
Ich lobe mir den Wein!

Der Kaiser schwieg. Die drei Andern aber wiederholten überlaut:

Der Teufel hol' die Liebe,
Wir loben uns den Wein!

In demselben Augenblicke trat der Kammerdiener und Hofpoet Mardochäus de Delle mit der Meldung ein:

— Majestät, die kaiserlichen Wagen sind angespannt.

— Wohlan! sprach Rudolph sich erhebend, nun wollen wir einen kleinen Ausflug in's Freie machen, um frische Luft zu schöpfen und die flüchtigen Nebel des Weines verdunsten zu lassen unter dem lachenden Frühlingshimmel.

— Wohin? wohin? stammelte der würdige Troubadour.

— Nach meinem Lieblingsschlosse Benátek oder dahin, wohin sich die holde Königin unseres kleinen Festes sehnt . . .

— Fahren wir nach Pürglitz! bat Clelia.

— Ei, fragte der Kaiser nicht wenig erstaunt, warum gerade nach diesem alten, kalten, finstern Schlosse?

— Weil es das Einzige Eurer böhmiſchen Königsſchlöſſer iſt, das ich bis jetzt noch nie geſehen habe.

— Euer Wunſch, Gräfin, iſt mir Geſetz! Gut, Ihr ſollt es kennen lernen. Seid Ihr einverſtanden? fragte er ihren Gemahl, deſſen Trunkenheit ſchon ſo große Fortſchritte gemacht, daß er den Wunſch ſeiner Frau gar nicht gehört hatte.

— Einverſtanden mit Allem, was Ihr wollt! lallte der Ritter von Brandeis.

— Dann laßt uns gehen! ſagte der Kaiſer, der glücklichen Mutter Don Cäſars ſeinen linken Arm reichend.

Im Burghofe harrten drei ſtattliche Kutſchen. In die erſte hob der Kaiſer die Gräfin, an deren rechter Seite er ſich niederließ. In die zweite ſtieg der ſtark benebelte Ritter und der nüchterne Maler, in die dritte endlich der Leibarzt und der Hofpoet Mardochäus de Delle.

Nun flogen ſie ihrem Ziele entgegen.

Es war ein ſchöner, wunderherrlicher Frühlingsnachmittag. Das große, welterleuchtende Auge Gottes, die ewige Sonne, lächelte klar und heiter auf die romantiſche Umgegend Prags und auf die in jungfräuliches Grün gekleideten Fluren. Ein detachirter Zug von Schwalben ſegelte durch den blauen Aether,

um den Wolken die Ankunft des neu erstandenen Lenzes zu verkünden. Die Wiesen mit ihren vielfarbigen Feldblumen glichen einem bunt gestickten Teppiche, auf dem eine Schaar geflügelter Blumen der Luft, ein Trupp von Schmetterlingen und Libellen, sich herniederließ, während ein Heer von früher als gewöhnlich eingetroffenen Maikäfern sein luftiges Zelt im smaragdenen Grün der frischen Baumkronen aufschlug und ein Schwarm von Bienen rastlos umherschweifte, um aus den Kelchen der blaßröthlichen Kleeblüthe sich Honig für ihre wächsernen Vorrathszellen einzusammeln. Es war ein Tag zum Küßen, ein Tag zum Lieben, ein Tag zum Träumen!

— Ein herrlicher Frühlingstriumph! rief der Kaiser.

— Ganz geeignet, unterbrach ihn seine Begleiterin, zwei Herzen, die sich lieben, in Eines zu verschmelzen. Sprecht, gnädigster Herr, liebt Ihr denn noch wirklich Eure Clelia?

— Seid Ihr nicht die Mutter Don Cäsars? fragte der liebreiche Monarch.

— Und ist mein erlauchter Herr und Kaiser nicht der Vater dieses großen, starken, wunderholden Knaben? Ich Thörin, die ich noch immer an Euch zu zweifeln mich erkühne! Welcher Vater, edeldenkend

wie mein hoher Herr, wird nicht die Mutter seines Kindes lieben? Ja, ja, gnädigster Herr, Ihr liebt mich. Aber liebet Ihr auch Euren Sohn?

— Und warum sollte ich ihn nicht lieben? Zweifelt Ihr vielleicht nur deßhalb, weil die Natur ihn mit zwei Zähnen und mit rothen Haaren ausgestattet hat?

— Mit der Zeit werden sie dünkler werden..

— Die Zähne? fragte Rudolph wie zerstreut.

— Nein, ich meine seine hellen Haare....

— Man könnte sie ihm färben lassen?

— Doch wozu, gnädigster Herr? Hat nicht schon mancher große Held zur Unterscheidung von schwachen Feiglingen feuerrothes Haar gehabt wie jener Herzog Alba von Toledo...

— Wer sagt Euch, Gräfin, daß jener rechte Arm meines Oheims ein Rothkopf gewesen war?

— Mein Gemahl hat es mir gesagt!

— Sonderbar, ich hatte jenen Mann so genau wie den Eueren gekannt und nie bemerkt, daß er rothes Haar gehabt!

— Vielleicht hat jener Alba sein Haar gefärbt! meinte die Gräfin.

— Leicht möglich, lachte der Kaiser gutmüthig.

— Gnädigster Herr, die Stimme meines stolzerfüll-

ten Mutterherzens ſagt mir laut und deutlich, daß Don Cäſar d' Auſtria uns keine Schande machen wird.

— Das gäbe Gott! ſeufzte der Kaiſer und ſchwieg einen Augenblick. —

— Sagt mir, Deutſchlands Raphael, fragte Scotto den Maler, wohin fahren wir denn eigentlich?

— Ei, kennt Ihr nicht dieſen Weg? entgegnete Johann von Aachen.

— Nein, beſter Michel Angelo, geſtand Girolamo.

— So habt Ihr alſo doch wohl ein Gläschen über den Durſt getrunken?

— Das glaub' ich ſelbſt, Meiſter Tizian. Denn ſonſt würde ich den Weg wohl ſelbſt erkennen und Euch nicht noch einmal zu fragen brauchen, wohin er führt?

— Wir fahren geraden Weges nach Pürglitz ...

— Ich danke Euch, großer unſterblicher Tintoretto, ſtotterte der gähnende Ritter und ſchloß die Augen, denn er ſchien entſetzlich müde zu ſein. Am Ende, ſagte er ſtill bei ſich, glaubt der deutſche Einfaltspinſel, daß ich in ihm wirklich einen großen Meiſter der italieniſchen Malerſchule anſtaune. All' die Deutſchen ſind alberne Tröpfe, lallte er in ſich

hinein und sank, von den Dünsten des Weines umstrickt, in so festen Schlaf, daß er bald nur durch Schnarchen ein Lebenszeichen von sich gab.

Während der Kaiser im ersten Wagen noch immer nachzudenken und Ritter Scotto im zweiten fortzuschnarchen geruhte, sprach im dritten der Hofpoet zum Leibarzte:

— Ihr könnt nicht glauben, edler Doctor, wie sehr sich mein großes Herz nach dem kleinen Pürglitz sehnt!

— Und warum sehnt es sich hin?

— Euch will ich mein Geheimniß anvertrauen. Ich habe dort mittelst einer Wünschelruthe einen höchst kostbaren Schatz entdeckt . . .

— Erlaubt Ihr mir, ihn mit Euch zu theilen?

— Dieses weniger, liebster Doctor. Denn dieser Schatz ist nicht etwa ein elender Goldklumpen, sondern eine junge, schöne, reizende Jungfrau!

— Also bloß ein Fleischklumpen?

— Vorläufig nur noch ein Klümpchen! Aber was für Eines! sprach der Poet, seine Fingerspitzen küssend.

— Und der Name dieses küssenswerthen Schatzes?

— Ist mir selber noch nicht bekannt. Aber was kümmert mich der Name? Mag diese Jungfrau

heißen, wie ſie will, ich Mardochäus de Delle, aus Vitri, vierzehn Stunden hinter Mailand, ich liebe ſie, und das Uebrige, ſage ich Euch, wird ſich finden, ſo wahr ich ein geborener Poet bin, der ſchon in den Windeln auf cuore — amore und ſchon in der Lehre bei meinem Schneider, dem ich durch die Lappen gegangen war, auf amore — dolore gereimt habe.

— Ich gratulire Euch zu Eurem Schatze!

— Ich danke, Herr Anſelmus de Boodt, ſagte Mardochäus de Delle und rieb im Vorgefühle aller Wonnen und Seligkeiten, die ſeine etwas ſanguiniſche Einbildungskraft ihm vorzugaukeln ſchien, äußerſt raſch und hochbeglückt ſeine beiden Handteller an einander, wie Jemand, der zu frieren und doch vor Liebesgluth ſchier zu verbrennen ſcheint. —

— Gnädigſter Herr, ſagte Clelia, den Kaiſer aus ſeinem Nachdenken ſanft emporrüttelnd. Ihr ſcheint, wie ich fürchte, ſchon wieder in die Schlinge Eurer alten Grillen zu fallen. Ach, Majeſtät, werdet nicht wieder melancholiſch!

— Nein, nein, das will ich nicht! Siehſt Du denn nicht, wie luſtig ich bin? fragte Rudolph mit ſo ſteinern-ernſter Miene, daß die ſonſt ſo beherzte Abenteurerin ſich faſt zu fürchten begann.

— Und woran dachtet Ihr jetzt? fragte sie ziemlich kleinlaut.

— Ich dachte an Euern rothhaarigen Knaben.

— Wie, was kann denn ich dafür, sagte die Gräfin, ihre Hand auf sein Knie stützend und ihm zärtlich in's Auge blickend, daß Euer Sohn nicht so schwarzes Haar wie sein Vater hat?

— Ein Fluch, gespenstisch an meiner Ferse festgeschmiedet, hat meine Haare frühzeitig grau werden lassen.

— Ein Fluch? Nennt mir den Namen dieses Gespenstes?

— Es nennt sich Besorgniß! flüsterte der Kaiser, der sich wieder einmal vor sich selbst zu fürchten schien, denn er bebte an allen Gliedern.

— Ein großmächtiger Kaiser, der sich fürchtet! O fragt Euch selber, ist dieß nicht zum Lachen?

— Ja, ja, Clelia, lache mich nur aus! Du hast Muth, Du hast Entschlossenheit. Nicht wahr, meine kleine Taube, Du fürchtest Dich nicht?

— So lange Ihr mich liebet und beschützet, vor welchem Wesen sollte ich mich fürchten?

— Fürchte Dich vor Dir selber, Clelia!

— Und warum? Als ich heute morgen einen Blick in meinen Spiegel warf, sagte ich beruhigt zu

mir selbst: Clelia, Du bist noch jung, Du bist noch frisch! Warum also sollte ich mich vor mir selber fürchten? Fürchtet auch Ihr Euch nicht mehr! Was kann Euch geschehen, so lange die Mutter Cäsar's an Euerer Seite weilt?

— Narrenspossen! rief der Kaiser lustig aus. Du hast Recht, Clelia, ich will nicht mehr verzagen und wieder lustig sein, wie vorhin, als wir bei Tische saßen und Alle so ausgelassen fröhlich waren. Das Lied Deines Mannes gefiel mir. Ich werde es mir oft wiederholen:

„Der Teufel hol' die Liebe,
Ich lobe mir den Wein!"

— Singt nicht mehr dieß abscheuliche Lied! Es paßt wohl für einen Schlemmer, wie mein Gemahl, nicht aber für Euch, hoher Herr!

— Du hast Recht, meine schöne Clelia! Wir wollen es nicht mehr singen! sagte Rudolph, dessen Trübsinn sich wieder aufzuheitern begann. —

— Mein Nachbar, sprach Johann von Aachen, der sich zu langweilen schien, schläft wie ein Sack. Soll ich ihn wecken? Nein, nein! Es ist besser, daß ich ihn ruhig ausschlafen lasse! —

— Ich kann Euch nicht beschreiben, sagte der ver-

liebte Poet dem nüchternen Arzte, wie kindisch ich mich freue, den kleinen Balg wiederzusehen.

— Welchen Balg meint Ihr? fragte Anselm.

— Wen anders als meine blonde Jungfrau! Ich weiß ja ihren Namen nicht! Ich brenne vor Neugier zu erfahren, ob die Kleine, die ich n a m e n l o s liebe, mich gleichfalls liebt . . .

— Eitler Thor, wohin denkt Ihr?

— Ich denke nach Pärglitz an die Pflegetochter des Schloßhauptmanns. Habt Ihr Lust mit mir zu wetten, daß die Kleine mich liebt und mir noch heute ihr Herz und ihre Hand schenkt?

— Ich wette mit Euch um eine Unze Aloe oder zwei Unzen Rhabarber, daß sie Euch einen Korb giebt.

— Doctor, ich habe Euch sehr lieb, aber bleibt mir mit Euren Medicinen vom Leibe. Ich wette mit Euch um eine Flasche Tokaier!

— Ich setze ein Fläschchen Cypet dagegen.

— Abgemacht! Ihr habt Eure Wette schon so gut wie verloren; denn Mardochäus de Delle müßte nicht Poet und aus Vitri, vierzehn Stunden hinter Mailand sein, wenn die kleine blonde Hexe morgen, bevor wir Pärglitz verlassen, nicht mein Bräutchen ist!

Der Doctor lachte wie Jemand, der ſeine Wette gewonnen hielt.

— Lacht immerhin wie ein ungläubiger Thomas. Wer zuletzt lacht, lacht am Beſten, lachte der Poet und rieb ſich von Neuem die Handteller warm.

Unterdeſſen war Scotto aus ſeinem Schnarchen erwacht.

— Wo ſind wir? fragte er, ſich den Schlaf aus den Augen reibend.

— Wir werden bald am Ziele ſein! entgegnete der Maler.

— Ich danke Euch, mein verehrter Correggio! Aber ſeht nur dieſes geizige Bauervolk! Es hat ſeinem Kaiſer zu Ehren nicht einmal illuminirt!

— Es iſt ja noch ziemlich hell!

— Mir, liebſter Giulio Romano, iſt es noch immer etwas dunkel vor Augen! Dieſes elende Lumpengeſindel! Ich habe bis hierher noch keine einzige Ehrenpforte erblickt.

— Das kommt davon her, daß Ihr bis jetzt wie ein zehngeſchwänzter Rattenkönig geſchlafen und wie ein alter Orgelkaſten geſchnarcht habt.

— Iſt das wahr, mein edler Raphael? fragte Scotto, der ſich darüber zu wundern ſchien. Erlaubt

mir, unſterblicher Künſtler, dort unten bei jener elenden Bauerhütte auf einen Augenblick auszuſteigen.

— Weßhalb? fragte der Maler etwas beſorgt.

— Ich wünſche auszuſteigen, um dieſem ſchmutzigen Bauerfilze Vorwürfe zu machen . . .

— Worüber? fragte ſein Begleiter.

— Darüber, daß Keiner dieſer Elenden eine einzige Ehrenpforte gebaut. Ich werde dieſen Bauerlümmeln bei Todesſtrafe anempfehlen, heute Abend, wann wir nach Prag zurückkehren, uns mit Ehrenpforten, mit Sang und Klang zu empfangen. Denn dieß iſt dieſer einfältigen Bauern verfluchte Schuldigkeit! ſchrie Scotto, der ſeinen Rauſch erſt theilweiſe überwunden hatte.

— Bleibt lieber im Wagen; ich ſelber will dieß für Euch beſorgen.

— Thut das, beſter Romano, ſprach der gähnende Ritter und geruhte bald von Neuem einzuſchnarchen.

An der Bauerhütte angekommen, ſtieg der Maler aus, um den Wunſch ſeines ſchlafenden Nachbars zu erfüllen und Einem für Alle den Befehl zu ertheilen, den Kaiſer bei ſeiner Rückkehr nach Prag wenigſtens etwas feierlicher als auf deſſen Ausflug nach Pürglitz zu empfangen.

Der ausgesprochene Wunsch lief mit bewunderungswürdiger Rührigkeit von einer Bauerhütte zur andern zurück und bald wußte jedes Dorf, das auf dem Wege von Pürglitz nach Prag lag, daß es hohe Zeit sei, Ehrenpforten für die Rückkehr des Kaisers zu bauen.

— Wären wir nur schon in Pürglitz! sagte Mardochäus de Delle zu Anselm de Boodt. Ich kann es kaum erwarten, vor die kleine Maus hinzutreten und ihr zu sagen: Schmucke Melusine, Magelonne oder wie Ihr immerhin Euch zu nennen geruht, ich liebe Euch und zwar so sehr, daß Ihr auf der Stelle mich heirathen müßt, Ihr möget wollen oder nicht!

— Wie aber, wenn Magelonne nicht will?

— Nun dann geht die Heirath zurück und Ihr bezahlt mir Schmerzensgeld . . .

— Nein umgekehrt!

— O seid unbesorgt! Ich kenne meine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit und sage Euch kurz und bündig: sie wird geheirathet! Das habe ich mir selber gelobt! Und damit Punctum, Amen, Sela! —

— Bald sind wir, Gräfin, in Pürglitz, sagte Rudolph zur Clelia. Und da Ihr selbst es gewünscht habt, das Aeußere dieses Schlosses kennen zu lernen,

so will ich zum ersten Male seit meiner fast zwanzigjährigen Regierung an Eurem Arme auch das Innere desselben in Augenschein nehmen, den Schloßhauptmann überraschen und mir einige Gefängnisse aufschließen lassen.

— Wie, sitzt nicht auch jene stolze Heuchlerin dort, die Euch verrathen und mich, die Mutter Cäsars, so tief gekränkt hat?

— Allerdings! Und hauptsächlich ihretwegen wünsche ich das Innere dieser Veste kennen zu lernen. Sie hat Euch oft gekränkt . . . Heute soll Euch glänzende Genugthuung werden. Die Gräfin hat mich schmachvoll verrathen. Ich will jetzt ein Exempel statuiren!

— Ihr erschreckt mich! Ich fürchte mich!

— Was fällt Euch ein, närrisches Kind? Sagtet Ihr nicht kurz vorher: Vor wem sollte Clelia sich fürchten, so lange sie Kaiser Rudolph liebt?

— Und liebt Ihr mich wahr und wahrhaftig?

— Ich liebe Euch wie mich selbst!

— Nun, dann kenne ich keine Furcht und folge Euch, wohin Ihr begehrt.

— Ich liebe diesen großen, schönen Muth! sagte Rudolph und drückte, gleichsam wie zum Abschied, einen Kuß auf ihre Stirn.

Die Wagen hielten vor dem Schloß. Erſt als ſich die Brücke desſelben hinter der dritten Kutſche raſſelnd gehoben, hatte Scotto endlich ſeinen Rauſch vollſtändig ausgeſchlafen. Er ſchlug die Augen auf und rief erſchreckt:

— Gerechter Gott, wir ſind in Pürglitz!

Achtzehntes Capitel.

Ankunft in Pürglitz. — Rückkehr nach Prag.

Rudolphs Ankunft erregte natürlich großes Aufſehen. Die Wachen traten eilig in's Gewehr. Die Trommelwirbel raſſelten durch den Schloßhof. Die feſten Mauern warfen das Echo zurück. Der Schloßhauptmann (der Einzige, der von Allem wenige Stunden zuvor unterrichtet worden war) eilte in voller Rüſtung, den rothweißen Helmbuſch auf der blanken Sturmhaube dem Monarchen entgegen, um ehrfurchtsvoll den Schlag der kaiſerlichen Kutſche zu öffnen.

— Seid mir gegrüßt, Hauptmann, ſagte Rudolph, vorſichtig-langſam aus dem Wagen ſteigend und ſeiner Begleiterin den Arm bietend, um ihr aus der Kutſche zu helfen. Ich bringe Euch hier, fuhr

er fort, ein Paar liebenswürdige Gäſte, die das Innere Eurer alten Burg zu beſichtigen und dann ein klein Wenig unter Eurem gaſtfreundlichen Dache zu verweilen wünſchen. Ihr habt doch nichts dagegen?

— Ew. Majeſtät haben nur zu befehlen! entgegnete der Alte ſich tief verneigend.

Johann von Aachen machte auch hier, wie im kaiſerlichen Marſtalle, den Ceremonienmeiſter, der dem Graubarte zuerſt die Gräfin Clelia Buoncompagni, dann deren Gemahl, den berühmten Ritter von Brandeis, der Jenem bereits bekannt war, endlich den Leibarzt und zuletzt ſich ſelber vorzuſtellen beauftragt ſchien.

— Und mich, Hauptmann, kennt Ihr bereits, ſagte der Hofpoet, der empfindlich darüber, daß der Maler nicht auch ihn vorgeſtellt, Letzterem einen Blick mailändiſcher Verachtung zuwarf.

Während der Kaiſer an der Seite des Hauptmanns, in einiger Entfernung gefolgt von Clelia und Girolamo, welchem leider nun nichts Anderes übrig geblieben war, als ſelber ſeine Frau zu führen, und begleitet von den drei andern Gäſten langſam voranſchritt und bedächtig die Schloßſtufen hinanſtieg,

fragte er ſeinen Begleiter ſo leiſe, daß nur dieſer es zu hören vermochte:

— Wie befindet ſich Eure ſchöne Gefangene?

— Sie iſt heute wohler als je.

— Gottlob! Wo aber finde ich ſie?

— In der Schloßcapelle, wo ſie täglich um dieſe Stunde zu verweilen pflegt.

— Ihr habt ihr doch nichts geſagt?

— Keine Sylbe, Majeſtät!

— Euer Kaiſer iſt [illegible] Euch zufrieden! Stellt nun Eure Gäſte Eurer hübſchen Pflegetochter vor, und führt mich dann zur Gräfin!

Der Hauptmann bat ſeine Gäſte in den großen hochgewölbten Ritterſaal einzutreten, in welchem Ludmila mit ehrerbietigem Gruße ihnen entgegentrat.

— Dieſes Mädchen da iſt meine Pflegetochter, ſagte der Hauptmann und kehrte ſogleich zum Kaiſer zurück, um ihn in die Schloßcapelle zu begleiten.

Clelia muſterte das verlegene Mädchen von der Locke bis zur Schuhſohle mit ſo vornehmthuender Anmaßung, daß der armen Ludmila das Blut in die Wangen trat.

— Nicht übel, ſagte Clelia zu Girolamo.

— Ich finde ſie reizend! geſtand Scotto.

Clelia warf ihm einen höhnischen Blick zu und lachte so laut, daß es Alle hören konnten:

— Ritter Scotto findet jede Schürze schön!

Dieser aber zuckte verächtlich die Achsel und fragte, als ob er jene Worte überhört habe:

— Wo ist denn der Kaiser?

— Seine Majestät, sprach der eben zurückkehrende Hauptmann, haben geruht, sich auf einige Augenblicke nach der Schloßcapelle zu begeben.

— Und warum hat man uns nicht aufgefordert? fragte Clelia mit empörender Arroganz.

— Der Kaiser hat huldreichst mich beauftragt, meinen verehrten Gästen zu melden, daß auch er bald hier sein wird.

Und allmälig bildeten sich drei Gesprächsgruppen. Am obersten Fenster, am Ende des Zimmers, unterhielt sich die ungeduldige Clelia mit ihrem Gemahle, der plötzlich ängstlich geworden war; am mittelsten Fenster schwatzte der Poet mit dem Gegenstande seiner naiven Anbetung, und am untersten Fenster, unfern der Thür, plauderte der Hauptmann mit dem Leibarzte und dem Hofmaler.

— Woher Eure plötzliche Unruhe? fragte Clelia.

— Ach, mir ahnt hier nichts Gutes, bekannte

Girolamo. Warum zu allen Teufeln hat er uns gerade nach diesem verwünschten Neste hinausgeführt?

— Weil ich ihn darum gebeten habe, absichtlich, um jener Elenden, die mich grausam verhöhnt hatte, zu zeigen, daß ihre Herrschaft zu Ende und die Meinige noch immer im Zunehmen ist.

— Glaubt Ihr dieß in der That?

— Ich bin meines Sieges mir bewußt . . .

— Gräfin Clelia ist eine himmlische Gans, flüsterte ihr Scotto mit einer Miene zu, als hätte er ihr eben die feinste Schmeichelei gesagt.

— Und ihr sogenannter Gemahl, hauchte sie mit gleich verbindlichem Lächeln, ist ein höllischer Flegel.

— Wenn wir jetzt allein wären . . .

— Würde ich Euch andere Dinge sagen! unterbrach ihn Clelia und kehrte ihm den Rücken zu, um zum Fenster auf den Hof hinauszusehen und sich zu überzeugen, ob ihr kaiserlicher Beschützer noch immer nicht zurückkehre. —

— Darf ich Euch um Euren Vornamen bitten? fragte der Poet die Flamme seines Herzens.

— Ich heiße Ludmila, erwiderte die Jungfrau.

— Welch ein lieber, süßer, frommer Name! Und ich, Fräulein Ludmila, ich heiße Mardochäus!

— Ich habe mir dieß wohl gemerkt, gestand das Mädchen.

— Das freut mich! Auch mein Vorname klingt sehr fromm! Einer meiner urältesten Namensvettern war der schönen Esther alttestamentarischer Pflegevater. Ich habe ihn freilich nicht gekannt, mein Lehrer aber, bei welchem ich einen Tag in die Schule gegangen, versicherte mir, Mardochai sei ein frommer Herr und nebenbei Schloßhauptmann oder Gott weiß, was bei dem Perserkönige Ahasverus gewesen, der dessen Pflegetochter Esther geliebt. Mein äußerst respectabler Namensvetter, der auf speciellen Befehl Seiner Excellenz des wirklichen Staatskanzlers oder Großvezirs Herrn von Haman gehängt werden sollte, steckte sich hinter Esther, die es durchzusetzen wußte, daß der Spitzbube Haman gehängt, und der würdige Mardochai dessen Nachfolger, nicht am Galgen, wohl aber in dessen Amte ward. Vielleicht werde auch ich einmal zum Galgen verurtheilt und später zum Großvezier ernannt. Unterdessen aber hätte ich eine große Bitte an Euch.

— Was kann Ludmila für Euch thun?

— Ihr könntet mir den großen Gefallen erweisen, mich zu heirathen!

— Euch zu heirathen? wiederholte Ludmila überraſcht.

— Weil ich Euch liebe, weil ich Euch anbete und ohne Euch nicht länger leben kann, nicht länger leben mag.

— Sprecht Ihr die Wahrheit, Herr Mardochäus?

— Ich ſchwör' es Euch bei Apoll und allen neun Muſen.

— Nun, dann ſprecht mit meinem Pflegevater!

— Zuvor aber, Fräulein, eine Frage noch! Gefalle ich Euch denn auch?

Ludmila ſenkte die Augen und ſchwieg.

— Der Schatz iſt erobert: ich habe geſiegt! triumphirte de Delle. —

— Unſer junger Hofpoet, ſagte Anſelm de Boodt zum Hauptmann, ſcheint Eurem ſchmucken Töchterchen ſehr eifrig den Hof zu machen.

— Was haltet Ihr von dieſem Windbeutel? fragte der Alte.

— Er iſt ein recht luſtiger Schwätzer! erklärte der Arzt.

— Aber eine grundehrliche Haut! ſetzte der Maler hinzu.

Während dieſer halbleiſe geführten Geſpräche

befand sich Kaiser Rudolph, still und unbeweglich, in der Schloßcapelle. Seine Blicke verschlangen mit unbeschreiblicher Reue und namenloser Wonne die reizgeschmückte Gestalt der Gräfin Maria Magdalena.

Sie kniete vor dem hohen kunstvoll geschnitzten Bildschrein des Hauptaltars und betete.

Rudolph wagte nicht sie zu stören. Er ließ sie ruhig ausbeten. Erst als sie sich emporgehoben und umgewendet hatte, um die Kirche zu verlassen, trat er vor und ging ihr langsam entgegen.

— Gnädigster Herr, fragte die Gräfin, die wohl überrascht, aber nicht erschreckt zu sein schien, was führt Euch an diesen Ort?

— Der Wunsch, meine schwere Sünde zu bereuen und Euch, Gräfin, um Eure Verzeihung anzuflehen.

— Ihr habt mir, sagte die Gräfin . . .

— Himmelschreiendes Unrecht gethan! unterbrach sie Rudolph. Vergebt Eurem Kaiser, der sich reuig als schuldigen Theil anklagt und Euch, schwer verkannten Engel, von jeder Schuld vollkommen freispricht.

— Mein Gott, wie ist dieß zugegangen?

— Ihr sollt Alles erfahren, theuere Gräfin. Jetzt aber bitte und beschwöre ich Euch — reicht mir

zum Zeichen Eurer großmüthigen Vergebung Euern Arm und erweiset mir die Huld, mich in's Schloß zu begleiten, wo ein Paar Gäste, die ich mitgebracht, uns mit schmerzlicher Sehnsucht erwarten werden.

— Und wer, Majestät, sind Eure Gäste?

— Ein Paar Leutchen, die nicht wenig erstaunen werden, wenn sie Euch an meinem Arme erblikken. Kommt, kommt, bat der Kaiser, sie sanft mit sich fortziehend. —

— Wo dieser Grillenfänger nur bleiben mag? fragte sich Clelia, die ihre Finger aus Ungeduld auf den Fensterscheiben umhertanzen ließ.

— Ich wiederhole Euch, Gräfin, mir ahnet nichts Gutes!

— Der Ritter Scotto ist ein Poltron! spottete Clelia.

— Und Gräfin Clelia ist eine Gans! wiederholte Scotto, der auf glühendem Eisen zu stehen schien.

— Noch heute werde ich Euch fortjagen.

— Ha, ha, lachte der Ritter von Brandeis. Ich fürchte, man wird uns Beide hier behalten.

— Alberne Memme! Bin ich nicht die Mutter Cäsars?

— Eitle Thörin, die Du wähnſt, daß dieß uns ſchützen wird!

Da plötzlich öffnete ſich die Thür. Die Gräfin Maria Magdalena trat mit dem ganzen Stolze ihrer gerechtfertigten Ehre, in der ganzen Fülle ihrer Schönheit am Arme des frohbeglückten Kaiſers ein.

Alle Anweſenden verneigten ſich voll Ehrfurcht. Nur Clelia und Girolamo ſchienen wie durch Schreck verſteinert.

— Himmel, wen ſehe ich? flüſterte ſie tonlos.

— Die Elende, entgegnete Scotto, deren Herrſchaft zu Ende iſt!

— Dort, ſprach Rudolph, auf das verſteinerte Paar zeigend, ſtehen die armen Sünder, die Euch, theuere Gräfin, ſchaamlos-frech verläumdet haben.

— Sire, ich vergebe Beiden ihr Unrecht! ſagte Magdalena.

— Das macht Eurem ſchönen Herzen mehr Ehre als Alles. Ich aber, ich vergebe ihnen nicht, denn ſie haben mich zu einem himmelſchreienden Verrathe verleitet!

Die Geliebte des Abenteurers faßte Muth und wagte den Kaiſer in Gegenwart der Gräfin an Etwas zu erinnern, was ihn noch mehr gegen ſie aufzubringen geeignet war.

— Gnädigſter Herr, begann ſie mit bodenloſer Frechheit, die Mutter Don Cäſars . . .

— Wird ſchweigen, unterbrach ſie der Monarch, und ruhig anhören, was ich jenem Manne, der ſie für ſeine Frau auszugeben wagt, zu ſagen habe. Morgen, Girolamo Scotto, iſt der erſte Mai. Ihr wißt, was Ihr verſprochen habt.

Der Betrüger erbebte an allen Gliedern.

— Ihr habt verſprochen, mir an dieſem Tage eine Probe Eurer goldmachenden Kunſt zu liefern.

— Heute . . . . ſtammelte der Ritter.

— Iſt allerdings erſt der letzte April. Und darum habe ich noch kein Recht, Euch ſchon heute zu verurtheilen. Vorläufig bleibt Ihr nur bis morgen hier zurück. Seid Ihr im Stande, Euer mir gegebenes Verſprechen zu erfüllen, dann will ich in Anbetracht, daß Gräfin Maria Euch großmüthig zu vergeben geruht, Euch morgen wieder freilaſſen. Gelingt es Euch aber nicht Euer Wort einzulöſen, dann bleibt Ihr hier bis zu jenem Tage, an welchem ich das mir zugeſagte Pulver erhalte! Ihr aber, Gräfin Clelia Buoncompagni, werdet Eurem würdigen Gemahle während dieſer Zeit Geſellſchaft leiſten und Muße haben, hier ungeſtört Eure Gedanken und Gefühle auszutauſchen . . .

— Himmel! ſtotterte Clelia, aus Wuth ihre Spizzenärmel zerreißend, geruhet nicht zu vergeſſen, daß die Frau, die Ihr, Jener zu Ehren, lieblos verſtoßen wollt, die Mutter Cäſars iſt!

— Sprecht nicht mehr von Eurem Knaben. Für ſeine Erziehung ſollen Andere ſorgen. Ihr aber werdet unter dieſem gaſtfreundlichen Dache ſo lange zu verweilen geruhen, bis es Eurem liebenswürdigen Gemahle mit Eurer gütigen Mitwirkung gelungen ſein wird, den Stein der Weiſen aufzufinden. Ich dränge weder ihn noch Euch. Hier könnt Ihr jezt, wo das bewußte Hinderniß, ſo viel ich weiß, beſeitigt iſt, fern vom Geräuſche des Hofes, über Alles ruhig nachdenken und ganz nach Eurer Bequemlichkeit Gold, oder was Euch ſonſt beliebt, erzeugen. Alles, was Ihr zur Bereitung des Steines der Weiſen bedürft, wird Euch auch hier verabreicht werden und Clelia ſoll nichts vermiſſen . . .

— Als ihre Freiheit, ergänzte Clelia mit bitterm Hohne.

— Und ſelbſt dieſe, fuhr Rudolph fort, nur ſo lange, bis ſie, die würdige Mitarbeiterin an dem geheimnißvollen Werke ihres in jeder Hinſicht vortrefflichen Gemahls, ihm den nothwendigen Beiſtand zur Erfüllung ſeiner Zuſage in Gnaden gewährt hat.

Nun, Hauptmann, weiſt Euern beiden Gäſten dasſelbe Gefängniß an, das bis heute unſere arme, arg verläumdete, ſchwer gekränkte Gräfin bewohnt hat, cartel est notre bon plaisir! ſagte Rudolph II. wie ſein Vetter Heinrich IV. und küßte die Hand Magdalena's.

An der Schwelle der ſich öffnenden Thür erſchienen vier Wachen mit geladenem Gewehr.

— Folgt der Wache! rief der Hauptmann ſeinen beiden Gefangenen zu.

— Verflucht ſei der Tag, rief Scotto, an welchem ich Euch kennen gelernt.

— Amen! ſetzte ruhig der Kaiſer hinzu.

— Gnädigſter Herr, ſperrt mich nur nicht zu dieſem Böſewichte! flehte Clelia.

— Die Frau ſoll ihrem Manne folgen! Das befiehlt ja ſchon die Bibel! Soldaten! Führt ſie weg, ich mag ſie nicht länger ſehen! ſprach der Kaiſer.

Und beide Gefangene wurden mit Gewalt fortgeſchleppt.

— Gräfin, Ihr ſeid nun glänzend gerächt. Bittet Euch, bevor Ihr den Ort Eurer ungerechten Gefangenſchaft verlaßt, von Eurem Kaiſer eine Gnade aus. Jede ſei Euch im Voraus gewährt!

— Sire, rief Gräfin Maria Magdalena freudig bewegt, ich bin in der Schuld jenes alten ehrlichen Hauptmanns, der seit länger als vierzig Jahren ein treuer Diener seines Herrn, mich, seine Gefangene, mit rührender Schonung und Rücksicht behandelt hat.

— Thut, was Euer Herz Euch vorschreibt!

— Wohlan denn, Schloßhauptmann von Pürglitz, im Namen Seiner Majestät des Kaisers ernennt Euch Eure dankbare Schuldnerin zum Hauptmann der Leibgarde in Prag.

— Kaiser Rudolph bestätigt gern Eure Ernennung!

Der Hauptmann küßte die Hand seines Monarchen.

— Nun aber, sprach Seine Majestät, laßt uns diesen traurigen Ort gerechter Bestrafung verlassen und ungesäumt nach Prag zurückeilen.

— Sire, bat Mardochäus de Delle, dem Kaiser zu Füßen stürzend, gewährt zur Feier dieses schönen Augenblickes auch einem Eurer treuesten Diener eine große Huld und Gnade.

— Was wünscht mein lustiger Poet?

— Die Hand jenes lieben frommen Engels, sagte der Kammerdiener auf Ludmila weisend, die ihm bereits ihr Herz geschenkt.

— Hauptmann, was ſagt Ihr dazu? fragte Rudolph.

— Ew. Majeſtät, ich bin ſeit Jahren gewöhnt, jedem Eurer Befehle ohne Widerrede zu gehorchen.

— Und was meint Eure Tochter dazu?

— Ew. Majeſtät, ſagte Ludmila, ſich vor dem Kaiſer niederbeugend, das was Ihr beſchließt, iſt wohlgethan!

— Nun dann heirathet Euch, meine Lieben! ſagte Rudolph und ſegnete das neu vermählte Paar.

— Doctor, ſchrie der überſelige Poet. Ihr ſeht, ich habe meine Wette gewonnen!

— Ich gratulire, ſagte Anſelm de Boodt.

— Und ich, ſprach die Gräfin, übernehme die Ausſtattung meiner jungen Freundin.

— Victoria! jubelte Mardochäus und rieb ſich beglückt die Handteller.

— Nun zurück nach Prag! ſagte Rudolph.

— Hauptmann und die junge Braut, begleitet uns! bat Magdalena.

— Euer Wunſch iſt auch der Meine! erklärte der Kaiſer.

Und hoch beglückt und ſelig entzückt ſtiegen die Gräfin und der Kaiſer in die erſte, der Hauptmann, der Leibarzt und der Maler in die zweite, und Braut

und Bräutigam in die dritte Kutsche, und unter dem jubelnden Vivatrufe der die Waffen präsentirenden Wache und unter dem lustigen Wirbel der Trommeln fuhren sieben glückliche Menschen zum Schloßthore hinaus und nach der Hauptstadt zurück.

Unterweges erzählte Rudolph der Gräfin die ganze Intrigue, die ihm durch Eva's Schreiben enthüllt worden war. Magdalena schien jetzt doppelt entzückt, weil sie die Rettung ihrer schwer verläumdeten Ehre jenem Engel zu verdanken hatte, der, treu seinem Versprechen, nicht mehr bei Hofe erschienen war.

Auf dem ganzen Wege von Pürglitz nach Prag waren Ehrenpforten errichtet, geschmückt mit dem kaiserlichen Wappen. Jedes Fenster der kleinsten Bauerhütte war glänzend erleuchtet, und gerührt sagte Rudolph zur Gräfin:

— Seht, wie mich mein Volk liebt!

Ende des zweiten Bandes.

Auf dem Hradschin,

oder

Kaiser Rudolph II. und seine Zeit.

Historisch-romantisches Gemälde

von

Eduard Maria Oettinger.

A. D. S. I. T.
Devise Kaiser Rudolphs II.

Dritter Band.

1836.

Prag & Leipzig.

Expedition des Albums

...HECA
...
...NSIS.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Capitel.

Chronologiſcher Rückblick.

Zwiſchen dem Schluße des zweiten und dem Anfange des dritten Buches unſerer Erzählung liegt — vom 1. Mai 1596 bis zum 1. Mai 1600 — eine Kluft von vier Jahren.

Während dieſer Zeit hatte ſich auf dem Hradſchine, in der Dreiſtadt Prag und im Böhmerlande Manches zugetragen, was wir füglich überſpringen dürfen, weil es weit mehr dem Gebiete der allgemeinen Geſchichte als der Domäne unſeres Romanes angehört.

Deſſenungeachtet ſoll Alles, was mit Letzterem auch nur einigermaßen im Zuſammenhange ſteht, freilich nur flüchtig, aber wenigſtens in chronologiſcher Reihenfolge angedeutet werden.

Der Krieg mit den Türken war während dieser vier Jahre mit abwechselndem Glücke fortgeführt worden und bald zu Gunsten des Halbmondes, bald zu Gunsten des kaiserlichen Doppeladlers ausgefallen. Der eigentliche Führer desselben war nicht Rudolph, sondern dessen Bruder Erzherzog Matthias, mit welchem der Kaiser in beständigem Hader lag, weil er schon damals die keineswegs ungegründete Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sein ehrgeiziger Bruder sich seit Jahren mit dem Plane trage, ihn vom Throne zu stoßen und sich selbst zu dessen Nachfolger zu machen.

Schon aus diesem Grunde hatte Rudolph, da sowohl er, wie Matthias kinderlos war, den heimlichen Entschluß gefaßt, die Thronfolge in Böhmen mit Uebergehung seiner drei Brüder (die beiden Andern waren bereits gestorben) auf den Herzog Ferdinand von Steiermark, der zu Grätz residirte, zu übertragen; erstens, weil dieser ein besserer Katholik als Matthias und zweitens, weil Matthias — was Rudolph sich nicht nehmen ließ — der gefährlichste Rival seines kaiserlichen Bruders war.

Der Krieg gegen die Türken hatte während der ersten acht Jahre den Böhmen so viele Menschenopfer und so vieles Geld gekostet, daß der friedliebende Kaiser Rudolph schon mehr als einmal entschlossen

gewesen war, mit dem übermüthigen Feinde selbst einen unvortheilhaften Frieden abzuschließen, wenn ihn die Kriegslust und der Ehrgeiz seines Bruders Matthias nicht daran gehindert hätte. Vielleicht liebte er ihn schon darum nicht.

Während dieser Zeit hatte sich zum Schrecken Böhmens auch die Weissagung des Doctors Johann Jessenius erfüllt. Im Herbste des Jahres 1599 war die Gottesgeißel des Türkenkrieges, die Pest, in Prag mit solcher Heftigkeit und Wuth aufgetreten, daß trotz aller Bemühungen des Doctors, der das geheimnißvolle Wesen dieser Seuche in Ungarn studirt hatte, und trotz aller Anstrengungen der andern Aerzte ‚die Menschen gleich den Fliegen hinstarben.'

Kaiser Rudolph, von ewiger Todesfurcht gequält, hatte sich, um dieser Geißel aus dem Wege zu gehen, am 14. September mit seinem engeren Hofstaate nach Pilsen geflüchtet und sich daselbst über neun Monate aufgehalten.

Unter Jenen, die ihm gefolgt waren, befanden sich Gräfin Maria Magdalena, seine zwei Leibärzte Christoforo Guarinoni, der unterdessen von Rom zurückgekehrt war, und Anselm de Boodt, der Hofmaler Johann von Aachen, der Hofcapellmeister Filippo de Monte, der Hofpoet und Lustigmacher Mardo-

chäus de Delle, dem das Schicksal unterdessen seine junge Frau geraubt — Ludmila war im ersten Wochenbette gestorben — und endlich der ewige Frierer Martin Rutzke.

Unter den Opfern, welche die Pest hinweggerafft und deren Verlust ganz Prag und ganz Böhmen tief betrauerte, gehörte auch Daniel Adam von Weleslawina, der Sohn des Prager Müllers Stephan Adam, der sich zu einem der ersten Philologen und Geschichtsschreiber der slawischen Nation emporgearbeitet. Nachdem er sieben Jahre lang eine Zierde der Prager Universität gewesen war, hatte er den Beschluß gefaßt, den Junggesellen an den Nagel zu hängen und sich in den Stand der Ehe zu begeben. Da aber kraft der Gesetze, welche Kaiser Carl IV. als Stifter dieser hohen Schule vorgeschrieben, keiner der Professoren sich verheirathen durfte, so war dem Gelehrten kein anderer Ausweg geblieben, als jener: sein Lehramt niederzulegen. Nachdem er sich (am 27. December 1576) mit Jungfrau Anna, der erstgebornen Tochter des berühmten Buchdruckers und Rathes in der Altstadt Prag, Georg Melantrich von Aventin, vermählt hatte, war er wegen seiner Verdienste um die Geschichte seines Vaterlandes vom Kaiser Rudolph in den Adelstand erhoben und ihm

das Prädikat von dem bei Prag gelegenen Dorfe Weleſlawina (dem Geburtsorte ſeines Vaters) beigelegt worden. Nach dem im Jahre 1580 erfolgten Tode ſeines Schwiegervaters hatte er deſſen Buchdruckerei übernommen und nach und nach ſo viele prachtvolle Werke zu Tage gefördert, daß er ſeit jener Zeit in und außerhalb Böhmen unter dem Beinamen ‚Architypographus' berühmt geworden war. Sein hiſtoriſcher Kalender (in böhmiſcher Sprache), die Ueberſetzung des großen, prachtvoll ausgeſtatteten Kräuterbuches des Pietro Andrea Matthioli, ſein böhmiſch-lateiniſch-griechiſch-deutſches Wörterbuch, ſeine ‚Politia hiſtorická' ſind Beſitztitel ſeines Ruhmes, den ihm Niemand ſtreitig machen wird. Dieſer große Böhme war am 18. October 1599 in einem Alter von 53 Jahren geſtorben, und ſein Tod hatte ſo große, allgemeine Trauer erregt, daß fünfunddreißig ſeiner gelehrten Zeitgenoſſen zuſammengetreten waren, ſeinen Tod durch Klagelieder zu feiern *).

---

*) Georg Carolides von Carlsberg ließ die ganze Sammlung dieſer lateiniſchen Elegien u. d. T. Lugubria in obitum D. Adami a Weleslawina, civis patritii et architypographi Pragensis (Prag. 1599. 4.) erſcheinen.

Wenige Tage nach der Beerdigung dieses gefeierten Gelehrten war Eva von Lobkowic auf dringendes Anrathen ihres Arztes Jessenius nach Raudnitz, dem Residenzschlosse eines ihrer Anverwandten, des Oberstkanzlers Adalbert Zdenko von Lobkowic, abgereist.

Trotz aller Anstrengungen ihrer Freunde und Beschützer war es ihr bis dahin nicht gelungen, irgend etwas Näheres über den Aufenthaltsort ihres noch immer gefangenen, noch immer nicht verhörten Vaters in Erfahrung zu bringen. Selbst der Einfluß der Gräfin Maria Magdalena hatte es nicht vermocht, den Schleier dieses undurchdringlichen Geheimnisses zu lüften. Der Kaiser war so grausam gewesen, ihr, die Alles über ihn vermochte, rund heraus zu erklären, daß er dieß in Folge eines Gelübdes, das er gethan, selbst ihr nicht anvertrauen dürfe.

Eva war kaum drei Wochen in Raudnitz, als sich in Prag die unheimliche Kunde verbreitete, der ehemalige Oberstthofmeister Georg Popel von Lobkowic, der vor wenigen Monaten erst von Podèbrad nach dem schwarzen Thurme auf dem Hradschin abgeführt worden, sei im Gefängnisse als neues Opfer der Seuche anheimgefallen.

Dieß Gerücht hatte sich mit der Blitzesschnelle,

die jeder Hiobspost solcher Art mächtige Flügel leiht, von Straße zu Straße, von Dorf zu Dorf bis nach Raudnitz fortgepflanzt und überall herzinnige Theilnahme erregt und aufrichtige Trauer verbreitet; denn der Name dessen, welchen die Geißel dahin gerafft haben sollte, hatte in ganz Böhmen einen so guten Klang, daß es nicht Einen gab, der die unglückliche, schwer geprüfte Tochter dieses Todten nicht aus voller Seele, aus ganzem Herzen bedauert hätte.

Die Schreckenskunde war ihr nicht lange verschwiegen geblieben. Aus der Kirche heimkehrend, sah sie ein altes Weib, dem sie wie jedem Armen, der ihr unterweges begegnet war, ein Almosen gereicht; denn mit tausend Freuden theilte Eva ihre kleine Habe mit der Noth ihrer Nebenmenschen.

— Gott vergelt's Euch und Eurem Vater im Himmel! hatte die Bettlerin gesagt.

— Warum sagt Ihr im Himmel? Mein herzgeliebter Vater lebt ja noch!

— So ist's also nicht wahr, was die bösen Menschen sich unten in der Schenke erzählen?

— Sprecht, was habt Ihr dort gehört?

— Euer Vater, sagten sie, ist an der Pest gestorben!

— Heilige Mutter Gottes! schrie Eva und sank,

wie vom Blitze gerührt, nicht fern vom Schlosse ihres Verwandten nieder.

— Hilfe! Hilfe! schrie das alte Weib.

Und aus allen Häusern des Dorfes stürzten Leute herbei, die sich dieses Schutzengels der Armen hilfreich annahmen und ihn ohnmächtig in's Schloß trugen.

Dort war Eva wieder zum Bewußtsein gelangt.

— Hab' ich gewacht oder nur geträumt? fragte sie eine ihrer Dienerinnen, die damit beschäftigt war, sie zu Bett zu bringen. Lebt mein armer, unglücklicher Vater, oder hat Gott der Gerechte seinem großen, unverdienten Leide ein Ende gemacht und ihn als Cherub an den Himmelsthron gerufen?

— Die alte Frau, die Euch dieß erzählt hat, war betrunken, tröstete die treue Dienerin.

— Nein, nein. Sie war so nüchtern als ich selbst. Die alte Frau hat nicht gelogen. Mein armer Vater hat ausgelitten, ausgerungen, sagte Eva und löste sich in Thränen auf. Seuche, warum verschonst du sein Kind, sein einziges Kind? O rasse auch mich hinweg, aber bald, recht bald; denn das Maaß meiner Leiden ist voll und das Leben hat, wenn Er todt ist, keinen Reiz mehr für mich!

Aber schon nach wenigen Tagen kam ein

reitender Bote an, der ihr einen Brief überbrachte. Sie erbrach das Schreiben und las:

‚Ich beeile mich, Euch zu melden, daß das Gerücht vom Tode Eures Vaters — Dank dem Gerechten — sich nicht bestätigt hat. Gleich nach Empfang jener Schreckenskunde beschwor ich kniefällig den Kaiser, darüber genaue Erkundigung einziehen zu lassen. Er erschrack und versprach es mir. So eben langt aus dem Gefängnisse die officielle Nachricht ein, daß Euer Vater — Gottlob! — lebt und, wenn auch nicht frei, doch wenigstens wohl ist.

Es grüßt Euch von ganzem Herzen

Pilsen am 4. December 1599.

Maria Magdalena.‘

Und an dem Tage, an welchem Eva diese frohe Zeitung erhalten, hatte sie das fromme Gelübde gethan, für die Kirche zu Raudnitz eine kostbare Altardecke mit dem Wappen der Gräfin zu sticken und für die armen Mädchen des Orts ein ‚Magdalenenstift‘ in's Leben zu rufen.

Der Kaiser befand sich noch in Pilsen, als sich im April des Jahres 1600 die Kunde verbreitete, daß der frühere Gouverneur des Kaisers und damalige Oberstkämmerer Wolf Freiherr von Rumpf bei

Hofe in Ungnade gefallen und Carl von Liechtenstein zu dessen Nachfolger ernannt worden sei.

Der Sturz des Oberstkämmerers hatte gleichzeitig auch jenen des Oberhofmarschalls Paul Sirt Grafen von Trautson herbeigeführt. An die Stelle des Letztern trat Leonhard, Freiherr von Harrach, Ritter des goldenen Vließes.

Um dieselbe Zeit ward Heinrich von Pisnic zum Vice-Kanzler und Adam von Sternberg zum Oberstlandrichter ernannt.

Ganz Prag und halb Böhmen bezeichneten die Gräfin Maria Magdalena, deren Macht und Einfluß von Tag zu Tag stieg, als Urheberin des Sturzes der Einen wie der Erhebung der Andern. Sie selber aber betheuerte das Gegentheil. Sie schrieb an ihren Gewissensrath, Barthold Pontanus von Breitenberg, Domherrn zu Prag:

„— — — Wenn Euch Jemand sagt, daß ich mich in die Angelegenheiten des Staates mische, so bitte ich Euch, diesem albernen Märchen keinen Glauben zu schenken. Ich kann Euch versichern, daß meine Wenigkeit an der Ungnade Rumpfs und Trautsons wie an der Erhebung Liechtensteins und Harrachs eben so unschuldig als Nicolaus Majus, Appella-

tionsrath und Vorsteher der Bergwerke zu Joachimsthal, an der Erfindung des Schießpulvers ist.'

Ende Juni's 1600 kehrte der Hof von Pilsen zurück. Die böse Seuche hatte endlich ausgetobt. Und Prag begann von Neuem aufzuleben.

Zweites Capitel.

Der Mann mit der silbernen Nase.

Am Himmel des Rudolphinischen Hofes waren unterdessen drei neue Sterne aufgegangen. Tycho de Brahe, dessen Landsmann Christian Longomontanus und der Würtemberger Johannes Kepler, drei Sterne, deren Glanz nach und nach den aller andern Günstlinge des Kaisers weit überstrahlte und mehr und mehr in den Schatten drängte.

Unser Roman hat — vorläufig — nur mit dem Ersten dieses astronomischen Triumvirats zu thun. Das Leben dieses Mannes ist in vielfacher Beziehung so anziehend, daß wir uns eine ausführliche Schilderung desselben bis zu seiner Ankunft in Prag nicht versagen können.

Tyge oder Tycho de Brahe, der Sohn des

‚wohlgebornen und gestrengen‘ Ritters Otto de Brahe, Herrn zu Knudstrop, und dessen tugendsamer Ehehälfte, Beata Bille, hatte am 13. December 1546 auf dem Gute seines Vaters Knudstrop in Schonen (unfern von Helsingborg) das Licht der Welt erblickt.

Aus der Ehe seiner Eltern waren nach und nach zehn Kinder hervorgegangen: fünf Söhne, unter welchen unser Tycho der Aelteste, und fünf Töchter, unter denen Sophia das jüngste Kind der väterlichen Laune war. Sie hießen nach der Reihenfolge ihrer Geburt: Elisabeth, Tycho, Steen, Maria, Arel, Margarethe, Christine, Jürgen, Canut und Sophie.

Der junge Tycho wird von seinem reichen Onkel Georg de Brahe, dessen Ehe mit Inger Ore, einer Schwester des in Dänemarks Geschichte berühmt gewordenen Reichshofmeisters Peder Ore, kinderlos geblieben war, als Sohn angenommen und auf Kosten seines Oheims erzogen.

Tycho's gestrenger Herr Papa will aus dem aufgeweckten Burschen einen Kriegshelden, der weit sanftere Onkel aber um jeden Preis einen Rechtsgelehrten aus ihm machen. Vater Otto muß endlich nachgeben und Tycho, um ja nichts zu versäumen,

schon vom siebenten Jahre angefangen, Latein, Latein und vorzugsweise nichts Anderes als Latein treiben.

Der junge Lateiner macht darin so reißende Fortschritte, daß er ein Jahr später schon den halben Cornelius Nepos und ein Viertel der Catilinischen Verschwörung von Sallust in seinem Kopfe hat. Onkel und Tante sind entzückt darüber. Der Vater aber scheint zu grollen.

— Mit all' diesem Latein, sagt er zu seiner Frau Beata, wird unser erstgeborner Bengel schwerlich einen Hund vom Ofen weglocken, es müßte denn sein, daß der junge Professor diesem Hunde neben seinem Latein auch einen classischen Schinken hinhält.

— Für Tyge, sagte die zärtliche Mutter, ist mir nicht bange. Der wird ein großer, unsterblicher Mann!

— Gratulire! entgegnet der Vater, und erlaubte sich an der Erfüllung jener Weissagung seiner Frau sehr stark zu zweifeln.

Im April des Jahres 1559 wird unser kaum dreizehnjähriger Cicero auf die hohe Schule nach Kopenhagen geschickt. Dort treibt er Rhetorik und Philosophie.

Papa hält seinen Sohn für einen Esel, während der Onkel in seinem jungen Neffen ein frühzeitig entwickeltes Genie erblickt. Letzterer Ansicht ist auch die Mutter, denn welche Mutter hält nicht jeden ihrer Söhne für einen großen Geist, selbst dann, wenn sie auch alle zusammen scharf ausgeprägte Einfaltspinsel sind?

Bei Tycho ist dieß nicht der Fall!

Am 21. August des folgenden Jahres tritt eine längst vorausberechnete und vorherverkündete Sonnenfinsterniß ein.

Diese Finsterniß verschafft ihm Klarheit über seinen Beruf und entscheidet über seine Zukunft. Er beschließt, Astronom zu werden.

Kaum sechszehn Jahre alt, wird er von seinem Oheim in Begleitung eines über alle Begriffe einseitigen und pedantischen Hofmeisters im Februar des Jahres 1562 nach Leipzigs Universität geschickt.

Hier bleibt er drei volle Jahre. Hier setzt er dem Scheine nach die juridischen, aber desto eifriger im Geheimen seine mathematisch-astronomischen Studien fort. Weil der Onkel und — heimlich auch Mutter und Tante — dem Bruder Studio fleißig Geld schicken, so fehlt es ihm an nichts. Er führt ein lustig-flottes Leben, knüpft Freundschaft mit dem

jungen Bartholomäus Scultetus aus Görlitz, der mit ihm gleichzeitig studiert, und — verliebt sich nebenbei in die ziemlich hübsche Tochter seines Professors, des berühmten Mathematikers Johann Homelius aus Memmingen in Schwaben, stellt höchst gewagte Gleichungen an, zieht Quadratwurzeln aus, macht lateinische Gedichte auf sie, schaut Nachts in die Sterne und Tags in ihre Augen, vergleicht sie mit allen Göttinnen des Olymps und verspricht ihr in einer schwachen Stunde, sie, sobald er ausstudiert und seinen reichen Onkel beerbt haben wird, ohne Weiteres zu heirathen. — Quod non! sagt aber der Herr Professor, der einen solidern Gatten, als den dänischen Windbeutel für sie in petto hat, und dem Bruder Sausewind, dessen Besuche sich allzuhäufig wiederholen, zuletzt die Thüre weist *)

— Gut, sagt Tyge und — tröstet sich.

Am 17. Mai des Jahres 1563 ruft ihn die Erkrankung seines Onkels von Leipzig, wo er wie jeder flotte Student einen Wald voll kleiner Bären und ein ganzes Alphabet rothgeweinter Mädchenaugen zurückläßt, nach Dänemark.

---

*) Homelius starb bald darauf, am 4. Juli 1562.

Er geht über Wittenberg nach Roſtock und von dort zu Schiffe nach Kopenhagen.

Der Onkel hatte unterdeſſen ſeinen Neffen zum Erben eingeſetzt, und ſtirbt am 21. Juni deſſelben Jahres.

Aus Dankbarkeit dichtet Freund Tycho, der ſein Latein nicht vergeſſen hat, auf Onkel Jürgen eine ziemlich lange Grabſchrift in fünf- und ſechsfüßigen Verſen*) und tritt gerührten Herzens die erſte Hälfte einer ziemlich fetten Erbſchaft an.

Der heiße Wunſch, die Welt zu ſehen, treibt ihn ſchon nach einem Jahre wieder in die Fremde zurück. Dießmal unterſtützt ihn, weil er, noch unmündig, die Erbſchaft nicht erheben kann, ſein Onkel mütterlicher Seits, Steen Bille.

Tycho de Brahe geht nach Wittenberg. Er langt dort am 13. April 1566 an, verliebt ſich ſchon am andern Morgen in eine kleine dralle Bäckerstochter, die nicht minder friſch als die Waare ihres Vaters iſt, improviſirt auch auf ſie lateiniſche Gedichte, welche ſie nicht verſteht, verſpricht endlich

*) Sie iſt noch heutigen Tages in der Frauenkirche zu Kopenhagen, wo ſein Oheim begraben liegt, zu ſehen.

auch ihr die Ehe, macht sich aber — weil eben zu rechter Zeit die Pest dort grassirt — schnell wieder aus dem Staube und begiebt sich nach Rostock.

Hier bekommt er einen kleinen Denkzettel.

Am 10. December 1566 wird nämlich im Hause des hochwürdigen Pastoris primarii und hochgelahrten Professoris Theologiae, Doctoris Lucä Bacmeisterii, die Verlobung seiner jüngsten Tochter gefeiert, welche Emerentia oder Sophonisbe heißt und einen jungen schielängigen, aber reichen Seifen- oder Leimsieder heirathet, der auf den Namen Hector oder Nicodemus hört. Unter den Eingeladenen befindet sich auch Tyge und einer seiner Landsleute, der junge, aufgeblasene, raufsüchtige Edelmann Manderup Parsberg.

Tycho, der für Frauenreize ein höchst empfängliches Herz besitzt, sieht die junge Braut zum ersten Male, verliebt sich sofort auch in sie und fordert sie — gleichzeitig mit Parsberg — zum ersten Tanze auf! Brahe aber erhält einen Korb und ist wüthend, daß Manderup, der ihm Sophonisben oder Emerentiam so mir nichts Dir nichts vor der Nase wegfischt, ihm vorgezogen wird.

Beide gerathen in Wortwechsel und trennen

ſich als Feinde, die ſich ſeitdem gegenſeitig haſſen und gleich gründlich verachten.

Siebenzehn Tage ſpäter gerathen ſie in einen neuen, noch viel heftigern Streit, der mit einer Herausforderung endet! Am 29. December kommt's zum Duell. Parsberg ſchlägt ihm die Naſenſpitze ab.

Das, was in Folge jenes Malheurs geſchehen iſt, ſoll uns einer der vielen Beſchreiber ſeines Lebens, Philander von der Weiſtritz, Wort für Wort in ſeiner patriarchaliſch-naiven Stylweiſe berichten:

‚In dieſer Attaque (ſchreibt jener gute Philander Seite 39) verlor Tycho von Brahe ſeine Naſe. — — — Indeſſen mußte Tycho von Brahe, da er nicht gewohnt war, ohne Naſe zu ſein, ſich wegen einer neuen Naſe Unkoſten machen. Er war nicht vergnüget, ſich eine wächſerne Naſe anſetzen zu laſſen, wie Andere thun, ſondern er ließ ſich eine von Silber und Gold zuſammengeſchmelzete Naſe verfertigen. Dieſelbige war ſo ſauber gemacht und verkleiſtert, daß ſie das Anſehen einer natürlichen Naſe hatte. — Wilhelm Janſonius, der mit Tycho von Brahe zwei Jahre umgieng, hat erzählet, daß Tycho von Brahe allezeit eine kleine Schachtel voll mit Leim und Salbe bei ſich trug, welche er allezeit brauchte, auf die Naſe zu ſalben.‘

Parsberg aber ist dreist genug, sich zu brüsten, er habe absichtlich seinem Gegner die Nasenkuppe weggehauen, weil er so ungebührlich eitel auf sie und seinen langen Schnurbart gewesen sei.

Der Mann mit der silbernen Nase folgt, nachdem er sich zwei Jahre in Rostock aufgehalten hat und — wie die böse Welt behaupten will — der jungen Seifensiedersfrau nicht ohne Erfolg den Hof gemacht haben soll, einer Einladung nach Lauingen, macht hier die Bekanntschaft des böhmischen Astronomen Cyprian Lwowsky, lateinisch Leovitius genannt*), hört dessen Vorlesungen und legt hier den ersten Grundstein zum Tempel seines spätern Ruhmes.

1571 stirbt Tycho's Vater, der ehrliche und wohlgeborene Ritter Otto de Brahe, als Reichsrath und Befehlshaber auf dem schoonischen Schlosse Helsingborg und erlebt also nicht die Erfüllung der mütterlichen Prophezeihung. Erst gegen Ende des Jahres 1572 kehrt Brahe nach seiner Heimath zurück und wirft sich dort mit aller Thätigkeit seines Geistes und seiner

---

*) Lwowsky starb, nachdem er aus den Gestirnen den Untergang der Welt, die zufällig noch heute steht, auf das Jahr 1584 festgesetzt hatte, zehn Jahre zuvor am 25 Mai 1574 zu Lauingen.

verstümmelten Nase, die seine Eitelkeit nie verschmerzt, auf seine Lieblingswissenschaften: Mathematik, Astronomie und Astrologie.

Erst sechsundzwanzig Jahre alt genießt der alte Schwede oder, richtiger gesagt, der junge Däne schon eines so großen Gelehrtenrufes, daß es in seiner Heimath Sprichwort wird zu sagen: Der oder Jener ist so klug, wie Tycho de Brahe.

Aber schon ein Jahr darauf macht dieser kluge Mann den ersten dummen Streich, indem er eine junge Bäuerin, in die er sich auf dem Gute seines Vaters verliebt und mit der er ein Töchterlein erzeugt hat, das wie die Mutter Christine heißt, nachträglich zu heirathen beschließt. Wir wiederholen heirathen, weil Mancher und Manche (darunter auch Elisabeth Bryske in ihrem adeligen Geschlechtsregister) dieß durchaus bestreiten und behaupten wollen, Christina sei nie seine rechtmäßig angetraute Frau, sondern immer nur seine Concubine, dänisch Frillekone genannt, gewesen. Wir lassen es hingestellt, ob dieß Wahrheit oder Verläumdung sei. Wir unsererseits glauben das Letztere.

Zwei Jahre nach seiner Verheirathung — Christine hat ihm unterdessen ein zweites Töchterchen, Margarethe oder Magdalene, geschenkt — läßt er

Weib und Kind zu Hause und geht zu seiner Erholung abermals auf Reisen: zuerst nach Cassel an den Hof des Landgrafen Wilhelm, der gleichfalls Sternseher ist und seinen berühmten Gast mit großer Feierlichkeit empfängt; von Cassel nach Frankfurt, von Frankfurt nach der Schweiz und Italien, geht von Venedig nach Mailand, von Mailand nach der Schweiz zurück, von Basel nach Augsburg und von Augsburg nach Regensburg, um hier am 1. November 1575 der prachtvollen Krönung Rudolphs zum römisch-deutschen König beizuwohnen.

Hier macht er die Bekanntschaft des Monarchen, der ihn zur Tafel zieht und wegen seiner Kenntnisse liebgewinnt. Hier ist's, wo Tycho ihm das Horoskop stellt und den Rath ertheilt, sich niemals zu verheirathen, weil er im Buche der Sterne gelesen, daß Rudolph an seinen Söhnen keine Freude erleben, ja, daß Einer darunter sogar nach dessen Leben trachten und er selbst (der Vater) sich wie sein erlauchter Oheim Philipp II. von Spanien gezwungen sehen würde, den ungerathenen Sohn, der ihm großen Kummer bereitet, gewaltsam aus der Welt schaffen zu lassen.

(Also schon damals hatte Rudolph aus Furcht, einen Don Carlos zu erzeugen, den Beschluß gefaßt,

ledig zu bleiben und nur einmal hatte sein Vorsatz geschwankt, damals, als ihm von vielen Seiten her, und zuletzt durch Girolamo Scotto, die Hand der Princessin von Toskana, Maria von Medicis, angetragen war. Isabella Clara Eugenie, die Tochter Philipps II., die ihm ursprünglich zur Frau bestimmt gewesen, vermählte sich 1598 mit Rudolphs viertem Bruder Albrecht, Statthalter der Niederlande, und Maria von Medicis am 4. December 1600 mit Heinrich IV., der sich von seiner ersten Frau geschieden hatte.)

Von Regensburg kehrt der überall gefeierte Tycho de Brahe, dessen Ruf unterweges lawinenartig angewachsen ist, nach Kopenhagen zurück, wird auf Empfehlung des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel dem Könige Friedrich II. vorgestellt, der ihn so liebgewinnt, daß er ihm die Insel Huen und ein Jahrgehalt von drei tausend Reichsthalern schenkt und ihm auf jener Insel ein prachtvolles Lustschloß mit Sternwarte, chemischem Laboratorium und einer Buchdruckerei erbaut, welches von seinem Eigenthümer ‚Uranienburg' oder ‚Sternstadt' getauft wird.

Hier schlägt Tycho seine Residenz auf:

‚Mein Schloß (schreibt er 1581 einem Freunde im Auslande) liegt am Oresund, zwischen Seeland und Schoonen. Die Insel Huen, die der König

mir und meinen Nachkommen geschenkt, ist von einem lachenden Kranze vier Schoonischer und zwei Seeländischer Städte eingefaßt. Drei Meilen südwestlich von Huen liegt Kopenhagen; zwei Meilen nördlich und nordöstlich Helsingoer (wo Prinz Hamlet begraben liegen soll), mit dem prachtvollen Schlosse Cronenborg in Seeland und Helsingborg in Schoonen; eine Meile östlich liegt Landscrona, vier Meilen südöstlich erhebt sich Lund und fünf Meilen südlich Malmö, berühmt durch den hier 1524 abgeschlossenen Frieden zwischen Christian II. von Dänemark und dem Reichsverweser Suante Sture von Schweden. — Meine Insel hat 8160 Schritt oder zwei Meilen im Umkreise, besteht aus zweiunddreißig Bauerhöfen und bildet ein eigenes Kirchspiel, das unter meiner Gerichtsbarkeit steht. Hier bin ich unumschränkter König.

Vor Jahrtausenden ward dieses fruchtbare Eiland, der Sage nach, von dem nordischen Recken Huenulla und dessen Nachkommen Haagen und Grunild bewohnt. An den vier Enden der Insel hatten sie vier feste Schlösser erbaut, deren Grundmauern noch jetzt zu sehen sind. Das erste dieser Schlösser hieß Norborg, das andere Süderborg, das dritte gegen Westen, Karchecida und das vierte gegen

Osten Hammer. Alle diese Schlösser wurden erst 1288 vom König Erich von Norwegen zur Zeit des Dänenkönigs Erich Meeved zerstört.

Der Grundstein zu meiner Urianburg oder Sternstadt ward am 8. August 1576 durch den Gesandten König Heinrichs III. von Frankreich, den gelehrten Charles Danze, gelegt. Der Bau des ganzen Schlosses, der vier volle Jahre gewährt, hat außer dem, was die Huld meines Fürsten dazu beigesteuert, über zwei Tonnen Goldes aus meiner eigenen Tasche gekostet.

Das in Form eines vierstrahligen Sternes erbaute Schloß, 60 Fuß lang und 60 Fuß breit, hat vier Rundtheile und auf jeden derselben steht eine der vier Jahreszeiten in Form einer allegorischen Statue. In der Mitte des Schlosses erhebt sich ein 75 Fuß hoher Thurm, auf dessen Kuppel ein vergoldeter Pegasus auf den Hinterfüßen steht und dessen gleichfalls vergoldete Flügel gleichzeitig Wetterfahnen sind.

Im südlichen Flügel meines Schlosses liegt mein großer achtfensteriger Studirsaal, in welchem meine Bibliothek und der ganze reiche Apparat der von mir selbst oder unter meiner Aufsicht angefertigten mathematischen und astronomischen Instrumente aufgestellt ist. An den Wänden prangen

Hipparchos, Ptolomäus, Albatege, Nicolaus Copernicus, mein Freund und Gönner: der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, und mein Lieblingsdichter: der schottische Barde Georg Buchanan in prachtvoll eingerahmten Bildnissen. Letzteres ist ein Geschenk des englischen Gesandten Petrus Junius. Sowohl im südlichen als im nördlichen Flügel erheben sich je zwei Sternwarten, von denen die eine höher liegt und größer als die andere ist. Im nördlichen Flügel befindet sich außerdem ein achteckiger Saal, im südlichen das chemische Laboratorium.

Unter der Kuppel des großen Mittelthurms ist das große Uhrwerk mit der darüber hangenden Glocke angebracht. Unter dieser Uhr liegt ein achteckiger Saal mit freier Aussicht nach allen Seiten hin, von außen mit einer Gallerie umgeben, die sich um das ganze Dach des Schlosses zieht und von dort dem erstaunten Auge einen kostbaren Rundblick auf die ganze Umgegend und eine Fernsicht auf das majestätisch dahinrauschende Meer gewährt.'

Friedrich II. fährt unterdessen fort, ihn mit Gnadenbezeugungen zu überhäufen. Außer der jährlichen Einnahme von zwei tausend Reichsthalern, die ihm aus dem Oeresund'schen Zolle zufließt, erhält er Nordflörd in Norwegen zu Lehn und nach

dem 1579 erfolgten Tode Hendrik Holcks das Canonikat der Dreikönigscapelle in der Domkirche zu Roeskilde, eine Präbende, die ihm über tausend Reichsthaler einträgt, wofür er die Verpflichtung übernimmt, die Begräbnißstätte der Könige aus dem Stamme Oldenburg in gutem Stande zu erhalten, was Tycho in seiner gelehrten Zerstreuung aber ganz und gar zu vergessen scheint, woher es kommt, daß die seiner Obhut anvertrauten Gräber mehr und mehr in Verfall gerathen.

Im Jahre 1583, wo Christina ihm den zweiten Sohn, Jürgen, schenkt, verleiht ihm der König, um seines gelehrten Freundes häufige Ausflüge nach Kopenhagen zu erleichtern, mittelst offenen Briefes vom 11. November ein neues Zeichen seiner Huld. Der Anfang dieses an den Rentmeister Christoph v. Walckendorf auf Glorup gerichteten Befehles lautet:

„Friedrich der Andere von Gottes Gnoden König zu Dänemark, Norwegen, der Wenden und Gothen u. s. w. Unsere besondere Gunst zuvor! Wisset, daß Wir dem Uns lieben Tycho de Brahe, Unserm Manne und Diener, ein Schiff oder Lootsmannsboot, so am besten bei Euch zu bekommen ist, so groß als von 50 Lasten oder ohngefähr darüber zwischen 50 und 60, gnädigst geschenket und gegeben. Dahero ist

Unſer gnädigſter Wille und Meinung, daß er ein dergleichen gutes, neues und nicht zu altes (Schiff) mit guter dazu gehörigen Geräthſchaft, eheſtens bekommen möge u. ſ. w. Geſchrieben auf Unſerm Hofe Haffreballe 11. Nov. 1583. Friedrich.'

Am 20. Juli des folgenden Jahres (1584) begleitet Tycho den Schooniſchen Adel nach Lund, um dort dem 4. April jenes Jahres zur Welt gekommenen Thronfolger Prinzen Chriſtian zu huldigen.

In demſelben Jahre erhält er den Beſuch des berühmten Franzoſen Jacques Bongars und im September den ſeines Freundes Fritz Lange, eines gelehrten Edelmannes aus Jütland, der einen Dithmarſiſchen Studenten, Nicolaus Raimarus Urſus, mitbringt, welchen Tycho in ſeiner Druckerei als Corrector anſtellt, der ſeinem Herrn nach und nach all' ſeine aſtronomiſchen Geheimniſſe ablauſcht und ſpäter deſſen Gegner wird.

Die Mußeſtunden füllt unſer gelehrter Aſtronom mit ellenlangen lateiniſchen Gedichten aus, die er zum Neujahr zu Ehren des berühmten Kanzlers Niels Kaas und an Heinrich Rantzau, königlichen Statthalter der ſchleswig-holſtein'ſchen Fürſtenthümer macht. Er kennt den Einfluß dieſer Männer und weiß, daß ſie ihm zu nützen vermögen.

Am 5. Januar 1586 stirbt sein mütterlicher Onkel, Steen Bille auf Vandaas, Lehensmann des Klosters Zerisvad in Schoonen, im 59. Jahre seines Lebens. Er wird in der Helsingborger Kirche begraben, und auch ihm zu Ehren macht unser Cicero eine lateinische Grabschrift.

Im Sommer desselben Jahres erhält Tycho de Brahe den Besuch seines königlichen Beschützers und der Königin Sophia, welche großen Gefallen an chemischen Uebungen fand, ein Besuch, der des schlechten Wetters wegen sich bis zum dritten Tage ausdehnt. Zum Andenken an jenen Besuch schneidet die Gemahlin des Königs am 28. Juni auf eine Fensterscheibe Uranienburgs ihren frommen Sinnspruch: ‚Gott verläßt die Seinen nicht' ein, und ihr Gemahl schenkt ihm im Augenblicke des rührenden Abschiedes die goldene Kette mit dem Elephanten, die er bis dahin selbst getragen hat. Und seit jenem Augenblicke betrachtet sich der eitle Gelehrte als ‚Ritter des Elephantenordens', eine Auszeichnung, die ihm viele seiner neiderfüllten Gegner gar zu gerne streitig machen wollen.

Drei Monate später wiederholt die Königin Sophia ihren Besuch auf der Insel Huen in Begleitung ihrer Eltern, des Herzogs Ulrich und der Herzogin

Eliſabeth von Mecklenburg. Beide ſchreiben ſich in ſein Stammbuch.

Am 12. September deſſelben Jahres bewilligt ihm der König anſtatt des Norwegiſchen Lehns, das auf einen Andern übertragen wird, eine jährliche Entſchädigung von vierhundert Reichsthalern aus dem Helſingoerer Zoll, was Tycho, der ein vortrefflicher Rechner iſt, Jenem vorzieht.

Außer ſeinen Studien beſchäftigt er ſich mit Kalendermachen und ſchickt jährlich zwei ſeiner Almanache an König und Königin, welche die Ankunft derſelben, da ſie auch Prophezeihungen für das nächſtfolgende Jahr enthalten, kaum erwarten können, und den Propheten von Huen dafür alljährlich belohnen. Tycho verſteht, wie man daraus erſieht, nicht bloß den Lauf der Sterne, ſondern auch die Launen des Jahres zu berechnen und aus Beiden den beſtmöglichſten Nutzen zu ziehen.

Am 4. April des Jahres 1588 erfolgt der Tod ſeines königlichen Beſchützers. Friedrich II. ſtirbt zum Trotze der Tychoniſchen Weiſſagung, nach welcher er erſt 1593 hätte ſterben ſollen, ſchon fünf Jahre früher.

In demſelben Jahre erhält Tycho unter Andern auch den Beſuch des gelehrten Engländers Daniel

Rogers, welchen Königin Eliſabeth nach Dänemark geſchickt. Rogers verſpricht ihm ein Privilegium für den Druck ſeiner Schriften.

Gleich nach dem Tode des Königs wendet ſich Brahe an deſſen (damals noch unmündigen) Nachfolger Chriſtian IV. und verlangt, außer den königlichen Jahrgehalten und den Einkünften ſeiner Inſel, auch die Bezahlung von ſechstauſend Reichsthalern Schulden, in die er ſich auf Verlangen des hochſeligen Königs und zur Ehre des Reiches hineingeſtürzt haben will.

Dieſes keineswegs gerechtfertigte Geſuch wird ihm von der Regentſchaft (beſtehend aus den vier Regierungsräthen Niels Kaas zu Thaarupgaard — auf welchen er einen langen Neujahrswunſch gedichtet — Peder Munk zu Eſtheradgaard, Jürgen Roſencranz zu Roſenholm und Chriſtoph Walkendorf zu Glorup) in Gnaden bewilligt. Am 14. December 1588 erhält Brahe die verlangten ſechstauſend Thaler.

Huen wird der Wallfahrsort aller gelehrten Reiſenden. In Kopenhagen ſein, ohne Brahe und ſeine Sternſtadt kennen zu lernen, iſt ein eben ſo großes Verbrechen, als in Rom verweilt, ohne Papſt und Vatican geſehen zu haben.

Drittes Capitel.

Tychs's Hund.

Auch der neue Monarch — oder die Regentschaft — überhäuft den ‚Stolz Dänemarks' mit neuen Beweisen königlicher Huld. Am 13. März 1589 schenkt ihm die Krone zwei Häuser in Kopenhagen — das eine in der Färberstraße und die steinerne Schanze, unfern des Festungswalles. Letztere benützt er zu astronomischen Beobachtungen.

Im Sommer desselben Jahres gerubt der ‚König auf Huen' dem berühmten Pfalzgrafen und gekrönten Dichter Nicolaus Frischlin, aus Balingen in Würtemberg, eine Audienz in so hochfahrendem Schreiben zuzusagen, daß Meister Frischlin es vorzieht, lieber zu Hause zu bleiben, als nach Dänemark zu gehen, um den eiteln Mann mit der silbernen Nase zu sehen.

Am 21. März 1590 schreibt er einem andern Freunde.

‚Ich komme vor lauter Neugierigen, die mein Schloß zu sehen und mich kennen zu lernen wünschen, Tags über nur selten zur Arbeit.

Gestern besuchte mich König Jacob von Schott-

land, der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, in Begleitung seines zahlreichen Gefolges, das aus dessen Räthen, worunter sich sein Kanzler Johann Metellus befand, und dem höchsten Adel seines Landes bestand. König Jacob, selber ein gelehrter Herr, hatte zu Opslo in Norwegen überwintert, woselbst er im November 1589 mit der Prinzessin Anna, der jüngsten Tochter Friedrichs II. und Schwester Christian IV., vermählt worden war.*) Ich legte dem hohen Gaste mein Stammbuch vor und er geruhte allerhöchsteigenhändig sein Symbolum einzuschreiben:

Est nobilis ira Leonis:
Parcere subjectis et debellare superbos.
Jacobus Rex.

Der Monarch, nicht wenig erfreut, meine Bekanntschaft zu machen, war entzückt, in meiner Bibliothek das so wohlgetroffene Bild seines ehemaligen Lehrers Buchenan zu erblicken. — Kurz vor seiner Abreise schenkte er mir zwei englische Doggen, ein

*) Am 21. Januar 1590 von Opslo in Helsingoer angelangt, verweilte er dort bis zum 21 Februar auf dem Schloß zu Cronenborg und begab sich von hier nach Kopenhagen.

Paar Prachtthiere, die mir mehr Freude als zehn meiner ungelehrigen Scolaren machen.'

Diese Doggen werden seine Lieblinge, die ihn den ganzen Tag auf Schritt und Tritt begleiten und Nachts als treue Schildwachen den Eingang zu seinem Schlafzimmer bewachen, in das außer ihm (und seiner Frau?) Niemand einzutreten wagt, aus gerechter Furcht, von diesen vierfüßigen Thürstehern in tausend Stücke zerrissen zu werden.

Diese Herren Hunde, von denen er zu Ehren der zwei Räthe Seiner schottischen Majestät den Einen Junius und den Andern Metellus nennt, werden seinem Herzen so theuer, daß er sie in Stein aushauen und auf die zwei Eingangspforten seiner Sternstadt als Symbole der Treue und Wachsamkeit aufstellen, und später sogar eine Schaumünze auf sie prägen läßt mit der Umschrift ‚Tychonis Brahei Delicium' (Tycho de Brahe's Freude.)

Aber gerade eine dieser von ihm fast abgöttisch verehrten Doggen wird, wie man später erfahren soll, die erste Ursache der Ungnade, die er sich beim Könige und dessen Regentschaft zuzieht.

Im Juni desselben Jahres erhält Tycho de Brahe vom Kaiser Rudolph ein Privilegium gegen

den Nachdruck seiner auf Huen gedruckten Schriften auf dreißig Jahre.

Im August überrascht ihn der unerwartete Besuch jenes gelehrten Mathematikers des Landgrafen Wilhelm von Hessen, Christoph Rothmanns, mit welchem er seit Jahren in vertrautem Briefwechsel steht. Rothmann bleibt hier fünf volle Wochen viel zu lange für den keineswegs allzufreundlichen Wirth, der lieber zu nehmen, als zu geben gewohnt ist.

Im Sommer des Jahres 1591 geruht auch der junge, vierzehnjährige König Christian IV. begleitet von den drei Regentschaftsräthen Kaas, Rosencranz und Walkendorff, dem berühmten Unterthanen die Ehre seines allerhöchsten Besuches zu schenken und dessen Schloß allerhuldreichst in Augenschein zu nehmen. Die ersten Zwei dieser Herren sind Tycho's Freunde und Beschützer; der Dritte aber (ein naher Anverwandter Manderup Parsbergs, der seinem Gegner die Nase verstümmelt hat) schien weder das Eine noch das Andere, sondern — wenn auch in Stillen nur — neidisch auf den Ruhm seines übertrieben eiteln Landsmanns zu sein.

Der junge Monarch schenkt ihm eine goldene Kette mit seinem von Brillanten eingefaßten Bilde, die er bei jenem Besuche an der eigenen Brust

getragen hat, und bleibt einige Tage auf dem Schloſſe, deſſen Sehenswürdigkeiten er nicht genug bewundern kann.

Eines Morgens, als der Rentmeiſter Chriſtoph Walkendorff etwas allzufrüh in Tycho's Schlafzimmer eindringen will, um ſich auch dort neiderfüllt umzuſehen, will das Unglück, daß dieſer heimliche Gegner von einer der beiden Doggen höchſt ungaſtlich überfallen wird. Metellus beißt acht Neuntel der ohnehin dürftigen Wade Seiner Excellenz weg, und legt durch dieſen äußerſt biſſigen Biß den erſten Keim zur offenen Feindſchaft zwiſchen ihm und ſeinem Herrn, der durch den Lärm der Dogge herbeigerufen mit Jenem in harten Wortwechſel geräth. Dieſes Factum erzählen, faſt ganz übereinſtimmend, Thomas Bartholmus, Pierre Gaſſendi, Ludwig von Holberg, und Daniel Huet, Biſchof von Avranches, der 1652 eigends nach Kopenhagen kam, um dort genaue Erkundigung darüber einzuziehen.

Und gleichwie aus dem Biſſe des oberſthofmeiſterlichen Hundes, welcher eine Lieblingskatze des Vicekanzlers Kurtz von Senfftenau getödtet, ſich eine Todfeinſchaft zwiſchen dieſem und Georg Popel von Lobkowic entſponnen hatte, ſo entſpinnt ſich hier aus ähnlicher Urſache ein ewiger Haß zwiſchen dem Manne

mit der gebissenen Wade und dem Gelehrten mit der verstümmelten Nase.

Die Folgen dieses Hasses wird man später erfahren.

Am 17. Januar 1592 stirbt Frau Inger Ore, die Wittwe seines Onkels auf Tostrop, die zwölf Jahre hindurch Oberhofmeisterin bei der Königin Sophie gewesen war. Sie hinterläßt gegen 100,000 Reichsthaler an Gold und Silber, Schmuck und kostbaren Geräthschaften. Tycho erbt davon einen Theil. Seine Mutter aber wird Nachfolgerin im Amte der seligen Tante, die man in der Frauenkirche zu Kopenhagen begräbt. Auch sie wird durch eine lateinische Grabschrift geehrt.

Im Jahre 1593 beginnen auf geheimes Anstiften des Mannes mit der gebissenen Wade, die ersten Reibungen zwischen dem Hofe und dem Manne mit der silbernen Nase. Walkendorf macht ihm den nicht ganz ungegründeten Vorwurf, daß er die Königsgräber in Verfall gerathen ließ, weil sein Geldgeiz es ihm nicht erlaubt hat, frühzeitig für Restauration der Capelle zu sorgen, wodurch Letztere jetzt ganz und gar baufällig ist.

Durch einen offenen Brief vom 1. August 1593

wird der Canonicus zu Roeskilde in ziemlich hartem Tone ermahnt, die Capelle nun herstellen zu lassen.

Es vergeht ein ganzes langes Jahr und es geschieht nichts von Seiten des geizigen Präbendärs, den Zorn des Monarchen zu beschwichtigen. Am 4. September 1594 erfolgt von Colding aus eine neue und noch härtere Mahnung, die Capelle bis zum nächsten Weihnachtsfeste restauriren zu lassen, widrigenfalls der König sich genöthigt sehen würde, ihm diese Pfründe abzunehmen und einen andern ‚ehrlichen und wohlgeborenen Mann' damit in Hulden zu belehnen. Aus Furcht, diese Präbende zu verlieren, läßt er die Capelle endlich herstellen.

In demselben Jahre (am 28. Mai) stirbt der Kanzler Niels Kaas, in welchem Tycho den besten seiner Freunde und den einflußreichsten seiner Gönner verliert.

Der Mann mit der gebissenen Wade hetzt ihm neue Feinde auf den Hals, dadurch, daß er bei Hofe das Gerücht ausspreugt, daß der Mann mit der silbernen Nase seit einer Reihe von Jahren mit einer unfreien Bäuerin Christina in wilder Ehe lebe und sich außer ihr, mit der er bereits acht Kinder gezeugt, noch eine zweite Liebschaft erlaubt habe, die nun gleichfalls von ihm betrogen sei.

König Christian, dessen Grundsätze im Puncte der Sittlichkeit die lautersten sind, wenn auch die ihm feindlich gesinnten Historiographen das Gegentheil behaupten, ist außer sich, daß sein ‚lieber Degen und Diener' ihm mit so wenig erbauendem Beispiele vorangeht. Und so kommt es, daß Tycho de Brahe jetzt eben so rasch in der Gunst des Nachfolgers sinkt, als er in jener seines Vorgängers emporgestiegen war.

Man rümpft bei Hofe die Nase über seine Nase, erlaubt sich anzügliche Witze darüber und geht zuletzt so weit, zu behaupten, daß er sie nicht in Folge eines Duells, sondern aus ganz anderer Ursache eingebüßt haben soll. Das empört unsern ‚lieben Mann' in so hohem Grade, daß er den heimlichen Entschluß faßt, sich um eine andere Stellung im Auslande umzusehen und, sobald er eine solche gefunden, seinem undankbaren Vaterlande den Rücken zu kehren und sich für immer von ihm loszusagen.

Bald darauf empfängt er zu seinem Troste den Besuch des Vice-Kanzlers Jacob Curtius von Senftenau, der vom Kaiser Rudolph nach Huen abgeschickt ist, um mit Tycho wegen einer Anstellung am Hofe zu Prag in Unterhandlung zu treten.

Aber diese heimlich gepflogenen Unterhandlungen zerschlagen sich durch den für Tycho de Brahe zu

früh und für Georg Popel von Lobkowic leider zu spät erfolgten Tod des Vice-Kanzlers, der wenige Monate nach seiner Rückkehr aus Dänemark die großen Winterquartiere des Jenseits bezieht.

Im Jahre 1593 vollendet Tycho die große aus Messing gearbeitete Himmelskugel, an welcher er fast fünfundzwanzig Jahre gearbeitet hat, und die eine bildliche Darstellung des von ihm aufgestellten Planetensystems giebt, nach welchem unsere Erde, die der Mittelpunct des ganzen Weltalls ist, vom Monde, dem Mercur und der Venus umkreist wird, während die vier anderen Planeten (zu Brahe's Zeiten kannte man deren erst sieben) nicht unmittelbar um die Erde, sondern in Epicyclen um die Sonne und mit dieser um den Mittelpunct des Weltalls laufen. Er erhebt die Zahl der Fixsterne auf 1000, von denen jeder Einzelne auf seinem Messing-Globus eingegraben ist.*)

Zum Aerger seiner Neider und Feinde, deren

*) Diese Himmelskugel, zu welcher bloß das Material ihn über 10,000 Reichsthaler gekostet haben soll, ward, nach verschiedenen Wanderungen nach Kopenhagen zurückgekehrt, bei dem 1728 daselbst ausgebrochenen Brande ein Raub der Flammen.

Zahl mit dem Anwachsen seines Ruhmes von Tag zu Tage zunimmt, läßt er in demselben Jahre, in welchem er seinen Globus vollendet hat, auf sich eine silberne Denkmünze prägen. Auf der Vorderseite derselben prangt sein Brustbild mit der Kette des Elephantenordens und jener, die ihm König Christian geschenkt, umgeben von der Umschrift: Effigies Tychonis Brahei, O. T. aetatis 49. Auf der Rückseite sieht man sein dreifelderiges Wappen, eingefaßt von seinem Wahlspruche: „Esse potius quam haberi*) und der Jahreszahl 1593.

Diese Selbstvergötterung zieht ihm neue Gegner und darunter auch manchen boshaften Spötter zu. Zu Letztern gehört der Doctor Medicinae und Canonicus zu Lund, Gellius Sascerides, der sechs Jahre lang Tycho's Schüler gewesen war und welchem der Lehrer die Hand seiner ältesten Tochter Magdalena zugesagt hatte. Aus der zurückgegangenen Heirath entspinnt sich zwischen Schüler und Lehrer eine Feindschaft, die von beiden Seiten mit Verläumdungsklagen endet, bei welchen, wie dieß in solchen Fällen

*) Besser sein als scheinen.

immer zu geschehen pflegt, Jeder von Beiden verliert und Keiner von Beiden etwas gewinnt.*)

Tycho's Feinde wärmen aus Mangel neuer Anklagen wieder die alte auf, daß er mit einem unfreien Weibe in wilder Ehe lebe. Er aber hält es unter seiner Würde, sich gegen dieses alberne Märchen zu vertheidigen. „Nil moror nugas!" Ich achte kein Geschwätz! ruft er aus und — schweigt dazu.

Am 9. April 1596 verliert er den zweiten Freund und Beschützer seiner Studien in der Person des ehemaligen Regentschaftsrathes Jürgen Rosencranz auf Rosenholm.

Am 14. Juli 1596 entdeckt er einen neuen Kometen, den siebenten und letzten, den er auf Uranienburg beobachtet und dessen Bahnen er berechnet.

Am 31. August desselben Jahres erreicht König Christian IV. seine Großjährigkeit und wird feierlich in der Frauenkirche zu Kopenhagen gekrönt. Tycho's erbittertster Feind, Christoph von Walkendorf, der

*) Ein Jahr später vermählte sich Dr. Gellius Sascerides mit Anna, Tochter des Rathsherrn Hanns Skytte; Magdalene v. Brahe aber blieb ihr ganzes Leben lang unverheirathet.

seine weggebissene Wade noch immer nicht verschmerzen kann, wird Reichshofmeister, und Christian von Friis, ein anderer Gegner des ‚stolzen Sternguckers und Kometenschnüfflers' wird zum Kanzler des Reiches erhoben.

Beide beginnen ihre neue Laufbahn damit, daß sie dem in der Gunst des Königs gestürzten Lieblinge eine Revenue nach der andern entziehen und außerdem Alles aufbieten, ihm seinen fernern Aufenthalt auf Hven und in Dänemark gründlich zu verleiden.

Tycho de Brahe sieht die Unmöglichkeit ein, sich länger hier zu halten. Er spricht seinen Unmuth in einem Dystichon aus:

‚Ut me turbet Eris, turpisque calumnia turpet,
Invidiam superat spe melioris Eros',

und wendet sich am letzten Tage des Jahres, in welchem seine Ungnade beginnt, an den Kanzler Christian Friis von Borreby, beklagt sich über die ‚schändliche Verläumdung seiner Feinde' und verlangt dafür Genugthuung von ihm und dem Könige.

Die aus Colding vom 20. Januar 1597 datirte Antwort des Kanzlers — ein kleines Meisterstück diplomatischer Heuchelei — empört den ‚nobilissimum virum et amicum suum charissimum' (denn

so lautet die Aufschrift jener ablehnenden Antwort) dergestalt, daß sein theurer und berühmter Freund neuerdings beschließt, je eher je lieber einzupacken und sein undankbares Vaterland für immer zu verlassen.

Einer der Geschichtsschreiber Brahe's hat die nicht uninteressante Bemerkung gemacht, daß in jedem Jahrzehend seines Lebens das sechste Jahr für ihn ein merkwürdiger Zeitabschnitt ist: 1546 wird er geboren; 1556 fängt er an, sich der Astronomie zuzuwenden; 1566 büßt er in Rostock seine Nasenkuppe ein; 1576 wird er mit der Insel Huen belehnt; 1586 erhält er auf Uranienburg den Besuch des erlauchten Königspaares und erreicht den Meridian seines Ruhmes; und 1596 fällt er durch die Machinationen seines Hauptgegners Walkendorf in Ungnade.

Am 15. März 1597 stellt er auf Huen seine letzte astronomische Beobachtung an; Tags darauf beginnt er seine Instrumente, Bücher, Meubles und Buchdruckerei einzupacken und am 29. April verläßt er die Insel Huen, wo er einundzwanzig Jahre hindurch wie ein ‚König der Astronomie' residirt hat.

Durch offenen Brief vom 10. Juni desselben Jahres wird ihm das Canonicat der Dreikönigscapelle zu Roeskilde entzogen und auf dessen Feind, den Kanzler Christian Friis, übertragen.

Der ehemalige Erb- und Gerichtsherr auf und zu Huen, der Ritter des Elephantenordens, der gewesene Canonicus der Dreikönigscapelle zu Roeskilde, der Expräbendär von Nordfiord in Norwegen, der Inhaber des sechszig Lasten schweren Königsschiffes, das er unterdessen für ein Spottgeld verkauft, der Besitzer der zwei Häuser zu Kopenhagen, die man ihm mittlerweile wieder abgenommen hat, verläßt nun mit Sack und Pack, mit seiner verläumdeten Frau und seinen acht Kindern, mit seiner silbernen Nase und seiner messingenen Himmelskugel, mit seinen astronomischen Instrumenten, seinen zwei englischen Doggen und seinem Lieblingsschüler Christian Longomontan seine undankbare Heimath, die ihn liebelos anschwärzt und verketzert, geht im Herbste des Jahres 1598, nachdem er sich kurze Zeit in Kopenhagen aufgehalten und Weib und Kinder zu Wandesburg unter dem gastfreundlichen Schutze des sternkundigen Grafen Heinrich von Rantzau zurückgelassen hat, nach Wittenberg und folgt von hier gegen Ostern 1599 einem auf Empfehlung seines alten Freundes Thaddäus von Hájek an ihn ergangenen Rufe an den Hof Kaiser Rudolphs II.

In Prag eilen dem gestürzten ‚Könige von Huen' der Geheimschreiber des Kaisers, Giovanni Barbice,

der Protomedicus des Königreichs Thaddäus von Häjek, mit einem zahlreichen Gefolge anderer Abgesandten des Kaisers bis vor die Thore der Stadt entgegen, begrüßen ihn dort mit glänzender Feierlichkeit und führen ihn im kaiserlichen Wagen und wie im Triumphzuge nach dem Hradschin, wo ihn der Kaiser mit entblößtem Haupte und einer lateinischen Rede im Ferdinandeischen Lustschlosse allerhuldreichst zu empfangen geruht.

Tycho wird zum geheimen Rathe mit einem Jahrgehalte von viertausend Ducaten ernannt. Der Kaiser läßt ihm sofort ein Geschenk von zweitausend Ducaten zur Einrichtung eines neuen Hauswesens ausbezahlen und kauft für ihn das Haus des verstorbenen Kanzlers Jacob Curtius von dessen Witwe, die es ihm gegen einen Kaufpreis von zwanzigtausend Thalern einräumt.

Aber bevor er dieses Haus bezieht, bewohnt er einige Zeit das Belvedere, wo er in Gegenwart des Kaisers und seines um ihn versammelten Hofstaates neue Himmelsbeobachtungen anstellt, das Erscheinen eines neuen Kometen für das Jahr 1606 und die Ermordung Königs Heinrich IV. von Frankreich auf das Jahr 1610 prophezeit.

Unterdessen ist in Prag die Pest ausgebrochen.

Rudolph stellt ihm eines seiner drei Lustschlösser: Brandeis, Lissa und Benátek, die eine halbe oder ganze Tagreise von der Hauptstadt liegen, zu freier Auswahl und Verfügung. Unter diesen wählt Tycho das Letztere, das größte und bequemste, das fünf Stunden von Prag an der Iser gelegene, wegen der Schönheit seiner Lage das böhmische Venedig genannt ward.

Am 20. August 1599 hält er dort seinen feierlichen Einzug und verweilt daselbst fast ein ganzes Jahr, während welcher Zeit er mit Rudolph, der jener Seuche wegen sein Hoflager in Pilsen aufgeschlagen hat, in ununterbrochenem Briefwechsel steht. — Unterdessen sind ihm Frau und Kinder von Wandesburg nachgefolgt.

Erst Anfangs August 1600 kehrt Tycho nach Prag zurück und bezieht das Curtius'sche Haus.

Aber das mittlerweile vom Erzbischofe Zbyněk Berka von Duba und Lipa gestiftete Kapuzinerkloster, das dicht an Brahe's Behausung grenzt, giebt dem durch das nächtliche Horaläuten in seinen Beobachtungen gestörten Astronomen die erste Veranlassung zu einer Beschwerde an den Kaiser, welche Letzteren veranlaßt, den frommen

Söhnen des heiligen Matthäus von Bassi*) das ‚nächtliche Gebimmel' auf's Strengste zu verbieten, weil es sein kaiserlicher Wille seie, daß sein in den Sternen lesender Gast in seinen gelehrten Nachtwachen und Himmelsbeobachtungen fernerhin nicht mehr beunruhigt werde. Die Kapuziner aber, gekränkt durch dieß Verbot, beschließen einstimmig, das ihnen erst kurz vorher eingeräumte Kloster zu verlassen und sich anderswo anzusiedeln, ein Beschluß, der durch die weise Vermittlung des Erzbischofs aufgegeben wird. Die frommen Brüder bleiben in ihrem Kloster, aber sie müssen ihre Betstunden ändern und ihre Andacht vor Aufgang der Sterne verrichten.

Und Tycho de Brahe ist beruhigt! — —

— — — — — — — — — — — —

Während wir den in seiner Heimath gestürzten und in der Fremde zu neuen Ehren gelangten Mann mit der silbernen Nase und seinen messingenen Fernröhren auf der Sternwarte des Curtius'schen Hauses im Kreise seiner andächtigen Jünger und Freunde

*) Der Kapuziner-Orden, von Matthäus de Bassi 1526 gestiftet, wurde zwei Jahre später vom Papste Clemens VII. bestätigt.

Christianus Longomontanus, Johannes Kepler, Thaddäus von Hájek und Giovanni Barbice ungestört den nächtlichen Himmelsbetrachtungen, Tycho's Frau aber und seine acht Kinder ihren häuslichen Beschäftigungen überlassen, eilen wir vom Hradschin nach Pürglitz zurück.

Viertes Capitel.

Libuša und ihr sogenannter Herr Gemahl.

Dort saßen noch Beide. Seit ihrer Gefangennehmung waren bereits vier volle Jahre verstrichen, ohne daß es dem Abenteurer und seiner vielgeliebten Frau trotz allen Grübelns und Bemühens hatte gelingen wollen, den emsig gesuchten Stein der Weisen aufzufinden.

Während dieser langen, unerträglich einförmigen Haft hatte sich die Pseudo-Gräfin Elella, Anfangs stolz und auf ihre Beliebtheit pochend, später aber als sie eingesehen, daß dieser Trotz ihr nichts helfe, de- und wehmüthig an die Gnade des Kaisers gewendet, und ihn bei dem Heile seiner Seele beschworen, sie endlich in Freiheit zu setzen. Ein Theil

ihrer Briefe an Rudolph war, wie dieß in Fällen solcher Art nicht selten zu geschehen pflegt, unterschlagen worden; andere hatte er gelesen, aber noch immer aufgebracht auf Clelia, welche die Gräfin Maria so schwer verläumdet, und noch mehr erbittert auf Scotto, der ihn so lange hinter's Licht geführt, ohne Antwort gelassen. Nur einmal, nach Verlaufe von drei Jahren, war er so herablassend gewesen, dem Abenteurer mündlich sagen zu lassen, er werde nach Ablieferung des bewußten Pulvers nicht nur augenblicklich freigelassen, sondern noch außerdem gebührendermaßen belohnet werden, bis dahin aber bliebe es beim Alten und sowohl er als sie möchten ihn fernerhin mit unnützen Bittschriften huldreich verschonen wollen.

Der langjährige Aufenthalt in der Zelle, die vor ihnen die Gräfin Maria bewohnt hatte, mochte für dieses in rührender Eintracht lebende Glücksritterpaar durchaus nichts Angenehmes haben; denn an die Stelle des alten, milden, der frühern Gefangenen gegenüber äußerst rücksichtsvollen Hauptmanns war, bald nach dessen Ernennung zum Hauptmann der Kaisergarde in Prag, ein finsterer, äußerst hartgesottener Nachfolger getreten, der seinen beiden Gästen, die er nicht besonders zu lieben schien, nicht

die geringste Erleichterung, nicht die kleinste Freiheit gewährte.

Anfangs hatte Scotto versucht, durch Grobheit etwas durchzusetzen. Da er aber bald gewahrte, daß er dabei den Kürzern zog, indem jener noch zehnmal gröber und in Folge dessen zwanzigmal despotischer gegen ihn verfuhr, war er so klug gewesen, nach und nach klein beizugeben und sich auf's Bitten zu legen. Nachdem er aber früh genug eingesehen, daß auch dieß nichts fruchte, wurde er erst gereizt und spitz, dann allmälig grob und wüthend gegen seine Geliebte, die längst schon allen Reiz für ihn eingebüßt und ihn durch ihr nutzloses Gejammer und Gewimmer Anfangs schrecklich gelangweilt, und zuletzt so aufgebracht hatte, daß zwischen Beiden mehr als ein Mal Scenen des pöbelhaftesten Zornes vorgefallen waren.

Um ihrem gegenseitigen Ueberdruße und Unmuthe möglichst Luft zu machen, vergelten, keiften und zankten sie oft ganze Tage und Nächte lang. Statt hübsches blankes Gold zu machen, machten sie sich gegenseitig schmutzige Vorwürfe und warfen sich die plumpe Scheidemünze der rohesten Gemeinheiten an den Kopf.

An einem schönen Juni-Morgen, als die flei-

ßigen Arbeiter im Eisenwerke bei frohem Rundgesang auf- und niederhämmerten, entspann sich zwischen den beiden Gefangenen, die ihrer Gewohnheit nach den ganzen Tag auf der Bärenhaut lagen, ein neuer, aus der Luft gegriffener Streit, der ziemlich harmlos begann mit der Frage Scotto's:

— Wie haben die gnädigste Frau Gräfin in vergangener Nacht zu schlafen geruht?

— Besser, mein würdiger Ritter, als seit undenklich langer Zeit. Wir haben süß zu träumen geruht.

— Und ist es vergönnt zu fragen, von wem wir geträumt haben?

— Nicht von Euch, mein erhabener Gemahl!

— Das wußte ich. Vielleicht also von Eurem mächtigen Beschützer?

— Allerdings!

— Und was träumte unserer holden Clelia?

— Ich sah den Edlen reuig zu meinen Füßen niedersinken, sah, wie er flehend mein Knie umfaßte und hörte, wie er tiefbewegt mich um Verzeihung bat.

— Ha, ha, das ist zum Todtlachen!

— Lacht Euch todt, mein würdiger Ritter!

Die Mutter Don Cäſars wird um Euch keine Thräne vergießen!

— Das glaub' ich Euch, edle Frau; denn Ihr ſeid ſo lieb und gut, ſo hold und ſüß, daß ich Luſt verſpüre, Euch ſeit Monden wieder einmal zu umarmen und voll nie gefühlter Wonne an mein liebeberauſchtes Herz zu drücken.

— Verſchont mich mit dieſen faden Redensarten; weit lieber höre ich aus Eurem falſchen Munde eine Grobheit, als eine Eurer Süßigkeiten, die mir bis in die tiefſte Tiefe der Seele verhaßt ſind.

— Ein herrliches Poſſenſpiel! Iſt man denn wirklich einfältig genug zu glauben, daß das, was ich vorhin geſagt, mein Ernſt iſt? Geruhte die Mutter Don Cäſars einen Blick in meine Seele zu werfen, dann würde ſie ohne Mühe herausleſen, wie gründlich meine Seele ſie ver — ehrt!

— Es thut meinem Herzen unendlich wohl, mich von dem Eurigen ſo glühend gehaßt zu wiſſen! Mein Traum, edler Ritter, wird in Erfüllung gehen! Man wird bei Hofe, ſpät genug, einſehen und begreifen, was man an mir verloren hat. Wer vermag den alten Grillenfänger beſſer aufzuheitern, als Clelia, die Alles gethan, was er gewünſcht und die ihm . . .

— Deßhalb so zuwider ist, als mir!

— Erlaubt mir, Ritter, daß ich lache! In längstens acht Tagen — so sagte mir mein Traum — wird Eure Zukunft in meinen Händen liegen.

— Und was werdet Ihr dann thun?

— Ich werde Gnade vor Recht ergehen lassen: das Weib, das seit vier Jahren zu der grausamsten aller Strafen, zu dem Fluche verurtheilt ist, mit Euch einen und denselben Kerker zu theilen; das Weib, das Ihr so frech verhöhnt, so schonungslos mißhandelt, wird alle Kränkungen, alle Mißhandlungen, die man ihr zugefügt, großmüthig vergessen: es wird Euch einen Sack mit Gold vor die Füße werfen und sagen: Nimm und geh!

— Welche rührende Großmuth! Welche unverdiente Huld! Wie aber, wenn der stolze Bettler Euer Geld verschmäht und nicht geht?

— Ich sage Euch, er wird gehen! Er wird gehen, weil sein edler Stolz noch nie ein Almosen solcher Art verschmäht und häufig mehr genommen, als man ihm freiwillig gegeben hat.

— Ei, bin ich denn ein Dieb?

— Ihr seid mehr als dieß! Ihr seid — ja erlaubt es mir zu sagen — ein undankbarer Schuft!

— Gräfin Clelia Buoncompagni spricht von

Undank? Hat ſie vergeſſen, daß ich es war, der ſie in Dresden, dort, wo die letzten Häuſer ſtehen, mitleidig aufgerafft und ſie aus dem Hauſe der Armuth an den Hof und als ſeine Frau dort zu nie verdienter Huld und Ehre gebracht?

— O wär ich geblieben, was ich geweſen war!

— Verſunken im Pfuhle der Sünde . . .

— Aber frei!

— Verworfen und geächtet . . .

— Aber frei und nicht bei Euch!

— Man wies mit Fingern auf Dich . . . man hieß Dich die geſchminkte Fremdenbraut, und Jeder, der ſeine Ehre, ſeinen guten Namen geliebt, mied Dich wie die Peſt . . .

— Beſſer, von Keinem gekannt, von Keinem beweint, gliedweiſe im letzten Hoſpitale, als von Allen verhöhnt, von Allen gehaßt, am erſten Galgen auf offenem Markte ſterben, wie Ihr es werdet, wenn im Himmel und auf Erden noch ein Funken von Gerechtigkeit glimmt! Ihr ſeid ein Schurke, ein Mörder!

— Ihr ſprecht ſehr fromm, tugendhafte Sünderin. Wer anders aber war's, als Du, meine reine Taube, die mich zu jenem Morde verleitet, die mich gebeten und beſchworen hat, jenen alten, mir unſchädlichen

Schwätzer, weil er im Beſitze eines nur Euch Tod und Verderben bringenden Geheimniſſes geweſen war, mit Hilfe eines von mir zubereiteten Giftes, Jedem ſo unbekannt wie das finſtere Geheimniß Deiner Abkunft, ſubtil wie Dein Gewiſſen und ſchnell wirkend, wie das gleißneriſche Arſenik Deines unſchuldvollen Taubenauges, in wenig Augenblicken für immer zum Schweigen zu bringen? Wir ſind quitt! Wir haben uns nichts vorzuwerfen!

— Meine Abkunft, die jetzt, nachdem mein Vormund zum Schweigen gebracht, nur noch mein Geheimniß iſt und es auf ewig bleiben ſoll, ſie wird früher oder ſpäter die Riegel meines Kerkers ſprengen und mich von dem Anblicke eines blutbefleckten Mörders befreien.

— Du wirſt dieſen Kerker nie verlaſſen!

— Wie? Willſt Du auch mich ermorden?

— Ließ man uns wohl einen Dolch? Ließ man uns irgend eine Waffe, um unſerm verwünſchten Daſein ein Ziel zu ſtecken und dem blinden Geſchick zuzurufen: Bis hierher und nicht weiter? Fürchte nichts, Ritter Scotto hat kein Stilet!

— Aber vielleicht Gift, jenes Gift, womit er jenem Schwätzer den Mund geſtopft!

— Ach, Theuerſte, auch dieß hab' ich nicht mehr!

— Du lügſt! ſchrie Libuša angſterfüllt.

— Beſäße ich's, ich wäre längſt befreit; der Köcher meiner Künſte iſt erſchöpft. Ich habe keinen einzigen Tropfen mehr! Dein Girolamo iſt ein armer Mann! Und darum, Clelia, ſagte Scotto zu ihren Füßen niederfallend, habe Mitleid, habe Erbarmen mit mir! Vergieb', wenn ich Dich gekränkt habe!

— Wenn Sünder Deines Gleichen zu bereuen ſcheinen, ſind ſie gefährlicher als je! Girolamo Scotto, mir graut vor Dir!

— Sei kein Kind! ſagte der Ritter von Brandeis luſtig emporſpringend. Fürchte Dich nicht, meine reine Taube. Ich bin kein Geier, der Dich zerreißen, ich bin ein liebeberauſchter Romeo, der ſeine Giulietta umarmen und in ſeine Arme ſchließen und an ſein Herz preſſen und Gift von ihren ſchönen Lippen trinken will, [illegible] er und wollte mit Gewalt ſeine Drohung wahr machen.

— Laſſe mich los, wahnſinniger Thor! ſchrie Libuša, ſich ſeiner Umarmung entreißend. Der Anblick Deiner verhaßten Züge flößt mir Abſcheu, der Athem Deines Kuſſes jagt mir Ekel ein!

— Du haſſeſt mich alſo wahr und wahrhaftig? fragte er, plötzlich wieder ruhig werdend.

— Ich haſſe Dich wie die Sünde!

— Und doch liebteſt Du ſie einſt!

— Ich verwünſche Dich wie jenen Tag, an welchem ich Dich zum erſten Male geſehen!

— Es war eine ſchöne, unvergeßliche Nacht!

— O wäre nie ein neuer Tag darauf gefolgt!

— Sei mild, ſei barmherzig, meine Clelia! Vergönne dem treueſten Deiner Freunde wenigſtens den letzten Troſt. Gieb ihm einen Kuß des Abſchieds!

— Des Abſchieds? Was ſoll dieß heißen? fragte Libuša tief erſchreckt.

— Zittere nicht, Dein Traum wird Wahrheit. Wir müſſen ſcheiden . . . ſcheiden auf ewig!

— Vater im Himmel, wie wird mir? ſchrie ſie, plötzlich ſich entfärbend.

— Erſchreck' nicht, Kind, Du biſt vergiftet!

— Heilige Mutter Gottes, meine Ahnung . . .

— Sie hat Dich leider nicht getäuſcht. Geſtern Nacht trankſt Du mein Gift. Schließe ab mit Deinem ſchönen Daſein! Du haſt nur eine Viertelſtunde noch! Bete, fluche, ganz wie Du willſt!

— Menſch, Du gabſt mir wirklich Gift?

— Die letzten Tropfen meines koſtbaren Elixirs!

— Hilfe! Hilfe! ſchrie Libuša mit allen Zeichen des nahenden Todeskampfes!

— Schreie nicht, ſchönes Kind! Welcher Teufel ſoll Dich hier hören?

— Du, Elender, Du ſollſt mich hören! bat ſie, ermattend auf ihre beiden Kniee niederſinkend. Rette mich, Girolamo, rette mich! flehte ſie mit ringenden Händen.

— Gräfin Clelia, es iſt zu ſpät!

— Nein, nein, es iſt noch nicht ſpät. Rette die ſterbende Mutter Deines Kindes.

— Sprich nicht ſo laut, ſchöne Maid! Wie leicht könnte man dieß hören.

— Ich will, ich muß noch leben! ſchrie ſie mit Todesſchweis auf der Stirne. Rette mich, noch iſt es Zeit! Ich will Dir Alles, Alles vergeben! Ich will Dich lieben, wie Dich nie ein Weib geliebt, mit den letzten Kräften meiner todesbangen Seele, flehte ſie, ſeine Kniee umklammernd.

— Warum ſagteſt Du dieß nicht früher? Jetzt, mein Engel, iſt's zu ſpät!

— Elender Betrüger! Undankbarer Schurke! Zweifacher Mörder! ſchrie Libuša, mit ihm und dem Tode ringend.

— Stirb mit Anſtand, meine ſchöne Clelia!

Stirb muthig wie eine edle Römerin! Stirb nicht feig, wie eine Dirne!

— Mörder meines Lebens, ich fluche Dir!

— Was nützt Dir dieses eitle Fluchen! Zeige Dich stark, mein schmuckes Mädchen. Vergiß nicht, wer Du bist!

— Du bist der Auswurf der Menschheit!

— Du bist die Nichte Cibo's! Vergeßt das nicht, Gräfin Clelia Buoncompagni.

— Gerechter Heiland, meine Sinne schwinden mir! stöhnte Libuša, sich wie ein zertretener Wurm im Staube windend.

— Stirb nicht so feige, süßes Kind! Bald ist das elende Gaukelspiel vorüber, und stirbst Du schön wie eine Römerin, dann will ich Dir Beifall klatschen und Dir sagen: Du hast Deine Rolle gut gespielt!

— Gerechter Gott im Himmel, ich sterbe! Das Gift wühlt in meinen Eingeweiden!

— Bald wird Alles überstanden sein! sagte Scotto, sie mit der Ruhe eines Arztes betrachtend, der theilnamslos vor dem Schmerzenslager einer Sterbenden steht, um in ihren verzerrten Zügen, in ihrem brechenden Auge die letzten Zuckungen des

Lebens, das vergeblich mit dem Tode ringt, zu beobachten.

— Der Tod schnürt mir die Kehle zu! stöhnte die Sterbende.

— Mein Elixir thut redlich seine Schuldigkeit!

— Großer Gott, vergieb mir meine Sünden! betete Libuša, die, noch immer auf den Knieen, ihr brechendes Auge zum Himmel erhob.

— Kind, ich verkenne Dich! Die elende Todesfurcht macht Dich fromm!

— Der letzte Athemzug, der sich meiner tief bereuenden Seele entringt, ist ein Fluch auf das Haupt dieses zweifachen Mörders, ein zehnfacher Fluch auf Girolamo — Scotto!!!

Sein Name war ihr letztes Wort. Dann sank sie entseelt zu Boden.

Girolamo stand mit verschränkten Armen ruhig vor dem schauerlichen Bilde.

— Ein schöner Leichnam! sagte er gelassen. Nun habe ich Ruhe vor ihr!

Während dieser unheimlichen Betrachtung ihres entseelten Körpers tönte aus dem Innern des Eisenwerks das halb heitere, halb ernste, von den Hammerschlägen tactmäßig begleitete Trinklied der geschäftigen Arbeiter zu ihm herauf:

„Kein Geld in der Tasche,
Lump, Lump!
Kein Wein in der Flasche,
Pump', pump'!
Kein Ton in der Kehle,
Rumm, rumm!
Kein Muth in der Seele,
Schrumm, schrumm!
Ich armer geschlagener Mann,
Was fange, was fange ich an?'

Girolamo hörte das Lied und — schwieg. Er stand wie ein in Stein verwandeltes Bild thierischer Rache vor Libusens Leiche. Erst nachdem auch die zweite Strophe jenes Rundgesangs verklungen war, erwachte er aus seiner Erstarrung und sprach mit der ganzen Fassung eines vollendeten Bösewichts:

— Nun kommt die Reihe an mich!

Fünftes Capitel.

Neue Audienzen im Pferdestall.

Kaiser Rudolph, gegen Ende Juni 1600 ziemlich wohl und heiter von Pilsen nach dem Hradschin zurückgekehrt, hatte gleich am Tage seiner Ankunft die Nachricht von dem urplötzlich erfolgten Tode der

Gräfin Clelia Buoncompagni erhalten. Diese Kunde war so unerwartet hereingebrochen, daß sie ihn nicht wenig erschreckt hatte. Sein Herz, das trotz aller Anflüge herber Sinnesart und schlimmer Launen von Natur aus sanft und gefühlvoll war, begann im Stillen zu bereuen, daß er die von Einigen bewunderte, von Vielen beneidete, von den Meisten gehaßte Frau, vier lange Jahre gefangen gehalten, und sie trotz ihres wiederholten Bittens und Flehens immer abgewiesen und nicht begnadigt habe. Es quälte ihn der Gedanke, daß er die Mutter Don Cäsars so lange ihrer Freiheit beraubt, und daß sie im Kerker gestorben, ohne daß er sie noch einmal wieder gesehen. — Ihr so urplötzlich erfolgtes Ableben erweckte aber bald den Verdacht in ihm, daß sie keines natürlichen Todes gestorben, sondern allem Anscheine nach als Opfer des Ueberdrußes ihres Mannes gefallen sei.

Und darum ward vom Kaiser eine hierzu eigends niedergesetzte Commission, an deren Spitze der uns bereits bekannte Rath der Appellation Ritter Wenzel Budowec von Budowa, ein Musterbild unbeugsam strengen Gerechtigkeitssinns stand, nach Pürglitz abgeschickt, um dort die Leiche vom Doctor Jessenius, der ihn begleitete, öffnen zu lassen und,

falls sich Spuren eines künstlich erzeugten Todes vorfänden, sofort die strengste Untersuchung gegen Clelia's Mitgefangenen und präsumtiven Urheber ihres Todes einzuleiten, ‚von Gottes und von Rechtes wegen.'

Während die Untersuchungscommission sich nach Pürglitz begab, verfügte sich der Kaiser, dessen Schmerzmuth, nachdem er jenen Befehl ertheilt, sich auffallend abgekühlt und allmälig ganz beruhigt hatte, in seine prachtgeschmückten Pferdeställe, um dort nach neunmonatlicher Abwesenheit sich von dem Wohlbefinden mancher Pferde, die zurückgeblieben waren, zu überzeugen.

Im Marstalle hatte sich nichts geändert. Nur die Eine der drei Schimmelstuten, die vor vier Jahren Clelia geheißen, war vom Kaiser bald nach der Gefangensetzung jener Frau, die diesen Namen trug, umgetauft und seit jener Zeit zu Ehren jener englischen Jungfrau, deren Dichtertalent Prags Musenhof bewunderte, nie anders als ‚Westonia' genannt worden. Alles Andere befand sich im alten Statu quo.

Gegen die Mittagsstunde geruhte hier Seine Kaiserliche Majestät die von seinem Vertrauten

Johann von Aachen begünstigten und durch ihn angemeldeten Besuche an- und aufzunehmen.

Der Erste, der ihm heute angemeldet wurde, war ein weiblicher Besuch.

— Miß Elisabeth Jane Weston!

— Unsere englisch-lateinische Dichterin, die eben so gut deutsch als böhmisch, eben so gewandt italienisch als englisch spricht und lateinische Verse macht, sagte der Monarch. Den Musen gegenüber hat sich der Sohn des zweiten Marmilian nie verläugnen lassen. Eile, Freund Johann, die Dame einzuführen.

Die Eintretende machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung.

— Welcher günstige Zufall, fragte Rudolph mit ritterlicher Galanterie, führt Albions keusche Muse, den Schützling des reichen Peter Wok von Rosenberg, zum armen Könige von Böhmen?

— Gnädigster Herr, vor drei Jahren starb mein Vater. Er hinterließ eine trauernde Witwe, einen Knaben und ein Mädchen und beträchtliche Schulden zurück, in die ihn unverschuldetes Unglück hingestürzt. Seine Gläubiger drangen auf Bezahlung. Meine Mutter verkaufte Haus und Gut, das mein Vater in Brür käuflich an sich gebracht, rettete seine

Ehre und begab ſich mit mir nach Prag, um bei Kaiſer Rudolph dem Gerechten Schutz zu ſuchen.

— Schutz zu ſuchen? Gegen wen?

— Gegen die Gläubiger meines Vaters, die meiner Mutter den Ueberreſt deſſen, was ſie aus dem Verkaufe unſeres Hauſes, unſeres Gutes gelöſ't hatten, ſeit Jahren widerrechtlich vorenthalten.

— Und was verlangt Ihr von Uns?

— Nichts als einen Act der Gerechtigkeit, Majeſtät.

— Sie ſoll Euch werden, Muſe Albions. Wir wollen unſeren Oberſtlandrichter Adam von Sternberg mit der Unterſuchung Eurer Beſchwerde beauftragen und findet Er ſie begründet, Euch gern zu Eurem Recht verhelfen.*)

---

*) Dieſer Proceß, berichtet Pelzel, wurde aber ſo in die Länge gezogen, daß er im Jahre 1603 noch nicht zu Ende war. Zwei Jahre zuvor war Eliſabeth Weſton von Paul Meliſſus ‚dem Könige der Dichter‘ jener Zeit mit dem poetiſchen Lorbeerkranze gekrönt worden. Nach beendigtem Proceſſe vermählte ſie ſich mit dem Rechtsgelehrten und kaiſerlichen Agenten Johannes Leo und ſtarb in ziemlich günſtigen Umſtänden am 23. November 1612 im dreißigſten Jahre ihres ziemlich bewegten Lebens. Ihre ſterbliche Hülle ruht im Kreuz-

— Die Tochter dankt im Namen der Mutter.

— Apoll möge der Tochter auch fernerhin hold und gewogen bleiben, sprach der Kaiser, der erfreut zu sein schien, die schüchterne Muse, die sich unter die Flügel seines Schutzes geflüchtet, etwas beruhigt zu haben.

Gleich nachher ward Doctor. Guarinen angemeldet.

— Wir haben Euch lange nicht gesehen! sagte der Kaiser, seinem Leibarzte huldvoll die Hand reichend.

— Seit meiner Rückkehr aus Rom, wo mir das Glück beschieden war, den heiligen Vater Clemens VIII. mittelst des von mir erfundenen Lebens-Eliris aus den Banden einer schweren Todeskrankheit zu befreien, ist jede Faser meines rastlos angestrengten Geistes Tage und Nächte hindurch mit der Abfassung eines neuen Werkes beschäftigt, welches ich bei meiner Anwesenheit in Loreto meiner erhabensten Beschützerin, die jenes Elixir mir im

---

gange des Augustinerklosters zu Prag. Ihre Gedichte, die sie überlebt haben, erschienen zuerst in Frankfurt an der Oder 1602, in Prag 1606, in Leipzig 1609, in Amsterdam 1712, und zuletzt in Frankfurt am Main 1723.

Traume eingegeben, und ihrem dort in ehrwürdigem Dunkel prangenden Bilde als Act ewiger Dankbarkeit zuzueignen gelobt habe.

— Ihr wollt Euer Buch der Mutter Gottes, der gebenedeiten Jungfrau Maria widmen?

— Wenn mein kaiserlicher Herr und Gebieter nicht dagegen ist.

— Ganz und gar nicht, alter Freund! Ihr selber wißt es ja, daß in ganz Böhmen, ja vielleicht auf der ganzen Erde, kein heißerer Anbeter, kein treuerer Verehrer der heiligen Jungfrau lebt, als Kaiser Rudolph. Doch wovon handelt Euer gelehrtes Werk?

— Von den Bewegungen des menschlichen Pulses. Mittelst jahrelanger Beobachtungen am Bette meiner zahllosen Kranken zu Verona und Prag ist es mir endlich gelungen, ein vergleichendes System zwischen dem Zeitmaaße der Pulsschläge und den Rhythmen der musikalischen Kunst und gleichzeitig eine unter sich correspondirende Scala der verschiedenen Tonarten des Pulses und der Musik aufzufinden.

— Diese Idee ist wenigstens originell. Habt die Güte, sie mir näher zu entwickeln.

— Wie die Töne der Musik theile ich die menschlichen Pulsschläge in Dur- und Moll- Pulse, in

harte und weiche Pulse und jede dieser zwei Klassen in zwölf Tonarten. Der Grundton des normalen Pulses ist der Cdur-Puls. Außer diesen vierundzwanzig verschiedenen Pulstonarten habe ich mich bemüht, das Zeitmaaß und die verschiedenen Intervallen der Pulses nach musikalischen Rhythmen zu bestimmen. Mit Letzteren aber bin ich leider noch nicht ganz im Reinen. Tagtäglich mache ich neue Entdeckungen und erst gestern bin ich so glücklich gewesen, bei einem alten Weibe auf der Kleinseite, der im Sterben liegenden Frau des Handschuhmachers Jaromir, einen mir bis dahin unbekannt gebliebenen Pulstact, einen Pulsus myurus oder mäuseschwanzähnlichen Puls zu entdecken.

— Beschreibt mir gefälligst diese nagelneue Sorte.

— Der mäuseschwanzähnliche Puls ist jener, bei welchem der erste Schlag der stärkste und jeder nächstfolgende immer schwächer als der vorhergegangene ist.

— Und wie geruht Ihr meinen Puls zu nennen? fragte der kaiserliche Hypochonder, seinem hypergelehrten Aesculap den Arm zur Betastung hinhaltend.

Guarinonius prüfte den Puls des Kaisers. Endlich sagte er:

— Euer Majestät hat einen Pulsus caprizans.

— Und welche Sorte versteht Ihr darunter?

— Jene hüpfende Gattung, bei welcher sich abwechselnd ein Schlag schwach und der andere stärker hör- und fühlbar macht.

— Und ist dieser Puls, den Eure Finger hören, ein gutes oder schlimmes Zeichen? fragte der Kaiser, um nichts so sehr als um den Zustand seiner Gesundheit besorgt.

— Es ist ein Zeichen nicht ganz geregelter Verdauung.

— Ihr habt Recht, mein scharfsinniger Doctor. Ich habe seit gestern keinen Appetit.

— Die Nachricht von dem Tode der Gräfin Clelia hat Euch ein wenig alterirt.

— Ich gebe es zu; doch was soll ich thun?

— Nehmt heute Nacht, vor dem Schlafengehen, zwei Tropfen meines Elirirs und schon morgen, gnädigster Herr, wird der Magen Eurer kaiserl. Majestät wieder so gesund als Eures ganz unterthänigsten Leibarztes sein.

— Erlaubt Eurem Freunde eine neugierige Frage. Wie alt seid Ihr?

— Ich habe unlängst den Rubicon des eilften

Climacteriums überschritten, und gehe jetzt in's achtundsiebenzigste Jahr.

— Und hofft Ihr noch lange zu leben?

— Gnädigster Herr, ich gedenke gar nie zu sterben, sondern hier in Fülle der Gesundheit den Untergang der Welt und das Gericht des jüngsten Tages ruhig abzuwarten ...

— Und das Alles einzig und allein mit Hilfe Eures Elixirs ...

— Das ich der Eingebung des heiligen Muttergottesbildes zu Loreto verdanke.

— Ihr seid ein großer, unsterblicher Arzt. Erlaubt, daß Euer Kaiser, dem Ihr seit Jahren ein treu bewährter Diener seid, Euch hiermit zum Doctor elixirabilis ernennt.

— Ich nehme dankbar jeden Titel an, gestand Guarinon, verbeugte sich tief und trat seinen Rückzug an.

— Doctor Longomontanus! meldete Johann von Aachen.

— Auch er ist willkommen! sagte der Kaiser.

Christiern Lomborg oder Longbierg, lateinisch Longomontanus genannt, war (1562 auf dem Dorfe Lomborg in Jütland geboren) seinem Lehrer Tycho de Brahe nach Böhmen gefolgt, um sich unter dessen

Anleitung mehr und mehr in der Aſtronomie auszubilden. Nach einem dreizehnmonatlichen Aufenthalte zu Benátek und Prag hatte der jütländiſche Mathematikus den Beſchluß gefaßt, einem Rufe nach Wiborg zu folgen.

— Was führt Euch zu Uns? fragte Rudolph, der den Grund von deſſen Kommen ſchon zu wiſſen ſchien.

— Ich komme, mich bei Ew. Majeſtät zu verabſchieden.

— Gefällt's Euch ſo wenig an Unſerem Hofe und in der Hauptſtadt Unſeres Reiches, daß Ihr ſo ſchnell ſchon Uns verlaſſen wollt?

— Ich ſchäme mich nicht, Ew. Majeſtät frei und unumwunden zu geſtehen, daß trotz aller Huld, die Eure kaiſerliche Güte mir wie jedem Eurer Diener angedeihen läßt, ich Eines doch vermiſſe.

— Und wie nennt Ihr dieſes Eine?

— Den Boden meiner Heimath. Nur das bange Gefühl des Heimwehs treibt mich, früher als ich es ſelbſt gewünſcht, nach Dänemark zurück.

— Ihr folget einem Rufe nach Wiborg ...

— Um das Rectorat der dortigen Schule zu übernehmen.

— Doch was ſagt Euer Meiſter, unſer gemein-

ſchaftlicher Freund, der kaiſerliche Rath Tycho de Brahe, zu dieſem vielleicht etwas allzuraſch gefaßten Entſchluß?

— Er wünſcht mir herzlich Glück dazu.

— Das wünſche auch ich Euch, ob ich gleich durchaus nicht läugne, daß ich es gern geſehen, hättet Ihr noch länger an Unſerem Hofe verweilt; denn nicht jeder Däne iſt ſo beſcheiden und anſpruchslos, ſo treu und bieder als Meiſter Chriſtiern Lomborg.

— Ich ſcheide mit ſchwerem Herzen, weil ich weiß, wie viel ich an Euch und Eurem großherzigen Schutze verliere; aber das Vaterland ruft...

— Und Ihr folgt dieſem ſchönen Rufe. Ich kann es Euch nicht verübeln; doch führt Euch jemals Euer Weg nach dem deutſchen Reiche zurück, dann vergeßt nicht, gelehrter Freund, daß Ihr im Herzen des ſchönen Böhmerlandes Einen Freund zurückgelaſſen, der an Eurem Schickſal, wohin es Euch auch führen mag, immer und überall warmen Antheil nehmen wird.

— Gott ſchütze und beſchirme Ew. Majeſtät!

— Und mein liebes, ſchönes, herrliches Prag! fügte Rudolph hinzu und reichte dem Scheidenden die väterliche Hand zum Abſchiede.

Longomontanus küßte sie und schied tiefbewegt.*)
— Doctor Jacobus Typotius! meldete der Maler.

Auch das Leben dieses Mannes ist so interessant, daß eine flüchtige Skizze desselben uns wohl vergönnt sein wird.

Jacques Typot, ein niederländischer Rechtsgelehrter aus Diest, war, nachdem er die berühmtesten Hochschulen Europa's besucht und in Padua und Bologna die Rechte studirt hatte, von Sigismund III., König von Schweden und Polen, als königlicher Rath nach Stockholm berufen und dort allmälig zu so großem Ansehen emporgestiegen, daß er sich durch seine glänzende Laufbahn den Neid vieler Großen und unter diesen auch Mißgunst und Haß des schwedischen Feldmarschalls und Reichsgrafen Pontus de la Gardie zuzog. Nachdem der Mann aus Brabant eine Geschichte des schwedischen Reiches geschrieben und darin weder seinen mächtigen Gegner noch den König selbst geschont, war er dieses Buches wegen — in jener alten Zeit nichts Neues! — zum

*) Er starb am 8. Oktober 1647 als Professor der Mathematik zu Kopenhagen.

Tode verurtheilt, und nur durch Fürbitte ſeines Bruders Matthias, welcher als Leibarzt des Königs großen Einfluß beſaß, dahin begnadigt worden, daß man ihn nach zehnjähriger Gefangenſchaft aus Schweden verwies. Im Jahre 1595 hatte er ſich von dort nach Deutſchland begeben, ſich in Würzburg niedergelaſſen, dort zwei höchſt tiefgedachte Werke ‚De fortuna‘ und ‚De fato‘ herausgegeben, und in Folge dieſer beiden Arbeiten einen Ruf nach Prag erhalten, wo er von Rudolph als kaiſerlicher Hiſtoriograph mit einem Jahrgehalte von dreitauſend Gulden angeſtellt worden war; ein Beweis, daß der Sohn Maximilians jedes Verdienſt im vollen Werthe zu würdigen verſtand und in ſolchen Fällen mit ſeinem Gelde nicht zu geizen pflegte. Weil Typot aber in Schweden zur Strafe verurtheilt war, geköpft zu werden, nannte der Kaiſer ſcherzend ihn nie anders als den Geköpften.

Der Hiſtoriograph des Kaiſers war gekommen, um das erſte Exemplar des erſten Theiles ſeiner erſt kurz vorher erſchienenen ‚Symbola divina et humana‘, eine Sammlung der Denk- und Sinnſprüche der Päpſte, Kaiſer und Könige, ein Prachtwerk, zu welchem Gilles Sadeler die Embleme höchſt ſauber in Kupfer geſtochen, Seiner kaiſerlichen Majeſtät, unter

deren Aegide dieſes Werk herausgekommen war, pflichtſchuldigſt zu Füßen zu legen.

Nachdem Rudolph ein Weilchen darin umhergeblättert und ſeine eigene Deviſe aufgeſucht hatte, fragte er, anſcheinend befriedigt durch den Inhalt des erſten Bandes:

— Und wann erſcheint der zweite Theil?

— Er iſt bereits unter der Preſſe.

— Und wenn Ihr damit fertig ſeid?

— Beginne ich die Geſchichte Kaiſer Rudolphs.

— Dazu habe ich Euch aus Würzburg verſchrieben. Ich habe mir abſichtlich einen geköpften Geſchichtsſchreiber gewählt, weil ich dabei vorausſah, daß gebrannte Kinder das Feuer ſcheuen, daß Ihr bei Abfaſſung der Geſchichte meines Reiches wenigſtens etwas vorſichtiger als in Schweden verfahren und Euch nicht der Gefahr ausſetzen werdet, zum zweiten Male Euren Kopf zu verlieren.

— Das glorreiche Leben Ew. Majeſtät überhebt mich dieſer Gefahr.

— Scherz bei Seite, Meiſter Jacques Typot. Schreibt Ihr die Geſchichte meines Lebens, ſo ſeid vor allen Dingen wahr und unparteilich ... Stellt meine guten Eigenſchaften in das rechte Licht, ſeid aber darum nicht blind für meine Fehler. Gebt Euch auch keine

Mühe ſie zu bemänteln. Denn die Fehler der Fürſten laſſen ſich nicht ſo leicht wie jene des erſten beſten Privatmanns verheimlichen. Schont mich nicht; verläumdet mich nicht. Seid gerecht und wahr. Das iſt alles, was ich verlange!

— Ich ſage mit Horaz:

‚Semper honos nomenque Tuum laudesque manebunt.‘

— Bringt mir bald auch den zweiten Theil, dann ſollt Ihr und Euer Mitarbeiter Sadeler gebührend dafür belohnt werden. Geht mit Luſt an Eure Arbeit. Der Lohn dafür ſoll nicht ausbleiben!

Der Hiſtoriograph des Reiches entfernte ſich.

Bald darauf wird Johannes Kepler angemeldet. Dieſer Mann, geboren 1571 zu Weil in Würtemberg von adeliger, durch Schulden heruntergekommener Familie, hatte zu Tübingen Aſtronomie ſtudirt und 1594 einen Ruf nach Grätz als Profeſſor der Mathematik und Moral angenommen; aber, ſeiner Religion wegen (Kepler war Proteſtant) angefeindet, ſich, vier Jahre darauf, nach Ungarn begeben. Von dort hatten ihn die ſteiermärkiſchen Stände wieder nach Grätz zurückberufen. Hier war er bis zum Anfange des Jahres 1600 geblieben und dann nach Prag gekommen, um mit ſeinem Gönner und Freunde

Tycho de Brahe, mit welchem er im Briefwechsel gestanden, die sogenannten Rudolphinischen Tafeln auszuarbeiten *).

— Ihr seid ein seltener, doch darum doppelt gern gesehener Gast, sagte Rudolph, den ehrerbietigen Gruß des Eintretenden mit huldvoller Herablassung erwidernd.

— Die mir lieb gewordene Arbeit, Majestät, nimmt meine Zeit so sehr in Anspruch, daß ich ganze Tage, ganze Nächte im Himmel mitten unter den Sternen verweile und nur höchst selten unter Menschen komme. Doch darum schreitet das Werk unserer gemeinschaftlichen Arbeit rascher vorwärts, als wir selber es gehofft haben. Die Vollendung der Rudolphinischen Tafeln wird den Namen ihres kaiserlichen Mitarbeiters und Beschützers unsterblich machen.

— Ich bitte Euch, beschämt mich nicht. Ihr borgt Eurer Arbeit einen Namen, der zu dem hohen Werthe derselben leider nur sehr wenig beigetragen hat. Dem berühmten Meister Tycho und seinem nicht

*) Die Rudolphinischen Tafeln waren Tabellen zur Berechnung des Laufes der Himmelskörper.

minder großen Jünger Johannes gebührt der Ruhm jener gelehrten Forschungen. Ich sonne mich in den Strahlen fremden Glanzes wie die kleine Erde in dem Lichte der großen Sonne, die erleuchtend und erwärmend sie umkreist.

— Ihr nennt Euch die kleine Erde. Ich räum' es darum ein, weil diese schöne Erde der große Mittelpunct des ganzen Weltalls ist.

— Meister, ich liebe in Euch den Rechner, nicht den Schmeichler. Ueberlaßt die Kunst der Letztern Jenen, die nichts Besseres verstehen. Ihr aber steht zu hoch, um Euch zum Schmeichler zu erniedrigen. Sprecht, Meister, habt Ihr seitdem etwas Neues entdeckt?

— Ich habe die Bahn eines alten, zuletzt 1531 erschienenen, Kometen berechnet und gefunden, daß nach je 75—77 Jahren derselbe stets auf's Neue wiederkehren wird, zuerst im Jahre 1607, dann 1682, dann 1759, dann 1836 und so fort, wenn anders meine Rechnung mich nicht trügt.

— Vielleicht erleb' ich dessen erste Wiederkehr!

— Das wünschet Jeder, der Euch kennt und liebt.

— Ihr beschäftigt Euch auch mit Sterndeutung. Glaubt Ihr, wie Meister Tycho, daß das

Erſcheinen eines Kometen die Vorbedeutung großer, meiſt trauriger Ereigniſſe ſei?

— Ich erlaube mir daran zu zweifeln.

— Aus welchem Grunde? fragte der Kaiſer.

— Derſelbe Komet, der 44 Jahre vor Chriſti Geburt bei Julius Cäſars Leichenzuge bei hellem Tage ſoll geſehen worden ſein, iſt nach einer Umlaufszeit von 575 Jahren ſeitdem ſchon zweimal — 531 und 1106 — erſchienen, ohne daß er, ſoviel mir bekannt, Vorherverkünder oder Zeuge des Leichenzuges eines neuen Cäſars war.

— Und wann ſoll derſelbe Komet zum dritten Male wiederkehren?

— Im Jahre 1680, erwiderte der Aſtronom.

— Dann leben wir längſt nicht mehr! rief Rudolph beruhigt. Geht nun mit Gott, Meiſter Johann, und laßt es Euch an meinem Hofe ſo gut gefallen, als ich's wünſche, ſprach der Monarch und entließ ſeinen gelehrten Gaſt, mit welchem er ſich gern noch länger unterhalten, wäre am Eingange des Marſtalls der Ceremonienmeiſter nicht mit einer neuen Anmeldung erſchienen:

— Die Gräfin Maria Magdalena.

— Sie iſt uns zu jeder Zeit willkommen! ſprach der Kaiſer.

Und in dem Augenblicke, als Kepler den Kaiſer verließ, trat Gräfin Maria im ganzen Zauber ihrer Schönheit, im Strahlenglanze der reizendſten Toilette ein.

— Guten Morgen, meine ſchöne wunderholde Gräfin, ſprach Rudolph, ganz entzückt über das unerwartete Erſcheinen ſeiner eben ſo pikanten als geiſtreichen Freundin. Iſt's erlaubt zu fragen, was die ſchönſte Dame meines Hofes zum erſten Male in die Wohnung meiner Pferde führt?

— Eine plötzliche Laune, ein Einfall, gnädigſter Herr.

— Und darf man dieſen Einfall wiſſen?

— Ich las geſtern Nacht, als ich ſchlaflos meinen Gedanken — brauch' ich zu ſagen wohl, an wen? — Audienz ertheilte, ein ziemlich altes Werk: ‚Arrests d'amour' von Martial d'Auvergne. Das Buch, gedruckt zu Paris im Jahre 1541, enthält, wie Ew. Majeſtät gewiß bekannt ſein wird, die Rechtsausſprüche der alten ‚Cours d'amours' oder Minnehöfe, die zuerſt am ritterlichen Hofe der Grafen von Provence zu Toulouſe entſtanden ſind. Dieſer hochpoetiſche Gedanke gefiel mir ſo gut, daß ich ſogleich beſchloß, hier am Hofe des nicht minder ritterlichen Enkels König Theuerdanks, einen

jenen altfranzöſiſchen Liebes-Parlamenten ähnlichen Gerichtshof — natürlich nur mit huldreicher Genehmigung Ew. kaiſerlichen Majeſtät — in's Leben zu rufen.

— Was Euch gefällt, gefällt auch mir! geſtand der minnekundige Monarch.

— Ich war ſo unbeſcheiden, mir dieß gleich zu denken und habe bereits — jedoch wiederum nur mit Eurer allergnädigſten Erlaubniß — als Kanzlerin, zu der ich eigenmächtig mich ſelbſt gemacht, vorläufig die erſten vier Mitglieder dieſes Parlamento d'amore ernannt . . .

— Und die Namen jener vier Mitglieder?

— Iſolde, Gemahlin Ritter Burkhards von Berlichingen, Giovannina Barbice, die Nichte Eures piemonteſiſchen Geheimſchreibers, Eliſabeth Weſton, die Muſe Albions, und viertens . . . ſagte die Gräfin ſich plötzlich unterbrechend.

— Ich kann es mir wohl denken, meinte Rudolph.

— Eva von Lobkowic! ergänzte die Gräfin.

— Ihr ſcheint die Tochter meines Feindes ſehr zu lieben?

— Und warum ſollte ich es läugnen? Verdanke ich's doch hauptſächlich ihr, daß meine ſchwer

gekränkte Ehre durch die Huld Ew. Majestät so glänzende Genugthuung erhalten hat.

— Euer Wille, Gräfin, ist auch der Meine. Ich bestätige die Mitglieder Eures hohen Parlaments. Doch geruhet, hohe Kanzlerin, mir zu sagen, wo Ihr die Sitzungen Eures erlauchten Gerichtshofes zu eröffnen gedenkt?

— Mit Ew. kaiserlichen Genehmigung in meiner Wohnung.

— Und wann?

— Gäb's wohl einen schönern Tag für mich, als der 18. Juli.

— Mein Geburtstag? fragte Rudolph tief geschmeichelt.

— Ist er doch für jeden Böhmen ein Tag des frohsten Festes. Warum sollte er dieß nicht auch für Magdalenen sein?

— Ihr seid so lieb, so gut!

— Ihr, Majestät, seid noch viel besser. Und weil Ihr mir einmal gestattet habt, den Namen Eva in Euer Gedächtniß zurückzurufen, so gewährt mir, gnädigster Herr, gleichsam zur Vorfeier Eures Geburtsfestes eine Bitte . . .

— Und worin, Gräfin, besteht diese Bitte?

— Geruhet Eurer treuen Dienerin anzuvertrauen, wo Eva's Vater ist.

— Das kann, das darf ich nicht!

— Der Kaiser darf, was er will!

— Nur nicht ein heiliges Gelübde brechen! Schon lange hätte ich Eurem Wunsche nachgegeben und jenes Geheimniß Euch anvertraut; aber sagte ich's Euch nicht schon einmal, daß ein Schwur mir meine Zunge bindet?

— Dann mag ich nicht mehr in Euch dringen, gnädigster Herr, es mir zu sagen. Wie aber, wenn ich mit Hilfe eines Andern erfahre . . .

— Dann werdet Ihr es treu bewahren!

— Der kaiserliche Rath Tycho de Brahe! meldete der Ceremonienmeister.

— Der kommt jetzt wie gerufen! dachte die Gräfin bei sich.

— Er kommt zu einer ungelegenen Stunde. Sage ihm, Johann, daß Kaiser Rudolph . . .

— Einen Mann seines Namens unmöglich abweisen kann, wagte beherzt Magdalena zu ergänzen.

— Ihr glaubt also wirklich, daß es meine Pflicht sei . . .

— Seinen Besuch in Huld und Gnaden anzunehmen.

— Gut, Gräfin, dann soll er kommen!

Magdalena drückte dankend seine Hand.

— Willkommen, Ritter Tycho, was bringt Ihr Eurem alten Freunde?

— Den von Euch gewünschten Jahrgang eines meiner alten auf Huen gedruckten Kalender, in welchem die zweiunddreißig Unglückstage des Jahres aufgezeichnet sind.

— Ich bin gespannt, sie kennen zu lernen, um mich an jedem dieser Tage mehr als an jedem andern in Acht zu nehmen. Gebt mir, Freund, den kleinen Propheten, sagte Rudolph, auf den Almanach zeigend, den der Verfasser desselben noch in seinen Händen hielt.

— Gnädigster Herr, hier ist das kleine Buch! sprach der kaiserliche Rath, es in die Hand des Monarchen legend.

— Darf ich es behalten? fragte Rudolph.

— Es ist das letzte Exemplar, entgegnete Tycho.

— Dann mag ich Euch nicht berauben.

— Erlaubt mir, gnädigster Herr, jene zweiunddreißig Tage für Euch abzuschreiben, bat Magdalena.

— Glaubt auch Ihr, Gräfin, an Prophezeihungen?

— Ich glaube an Alles, was ein so berühmter

Sternkundiger wie Ritter Brahe sagt, gestand die Gräfin mit jenem einnehmenden Lächeln, dem Niemand und am allerwenigsten ein so zärtlicher Bewunderer des schönen Geschlechts, wie Meister Tycho, zu widerstehen vermochte.

— Gräfin Magdalena ist allzu gütig, sagte der eitle Mann mit der silbernen Nase.

— Weiß doch die ganze Welt, fuhr die schlaue Schmeichlerin fort, daß der König der Astronomen eben so geläufig und richtig im geheimnißvollen Buche der Gestirne als in den Augen der Sterblichen zu lesen versteht.

— In der That, Ihr beschämt mich, sagte der kaiserliche Rath tief geschmeichelt, weil ‚Astronomorum princeps' gerade jener Schmeichelname war, auf welchen seine Eitelkeit den meisten Werth zu legen schien.

Das wußte Magdalena und darum nannte sie ihn gerade so und nicht anders.

— Ich lasse, fuhr sie schmeichelnd fort, Eurem tiefen Wissen, Eurer hohen Weisheit nur Gerechtigkeit widerfahren, und um Euch zu überzeugen, welchen Werth ich auf die seltene Gabe Eures Weissagungs-Vermögens lege, will ich mit Eurer gütigen Erlaubniß es alsogleich in Gegenwart unseres erha-

benen Kaiſers, der bisweilen noch daran zu zweifeln ſcheint, auf eine ſchwierige Probe ſtellen.

— Was wünſchet Ihr durch mich zu wiſſen? fragte Tycho, der ſich gekränkt zu fühlen ſchien, daß der Kaiſer, wie die Gräfin abſichtlich bemerkt hatte, an deſſen Prophezeihungsgabe noch zu zweifeln ſchien.

— Ich wünſche durch Euch Etwas zu erfahren, was außer Seiner Majeſtät Niemand an deſſen Hofe weiß . . .

— Gräfin, unterbrach ſie Rudolph ein wenig erſchreckt; Ihr wollt ihm ein Geheimniß entlocken . . .

— Das er in den Sternen geleſen? Und warum nicht, mein erhabener Monarch? Glaubt Ihr, daß Ritter Brahe es nicht weiß? Beweiſet Seiner kaiſerlichen Majeſtät das Gegentheil dadurch, daß Ihr mir — ſogleich, wenn ich Euch bitten darf! — eine kleine Frage zu beantworten geruht.

— Schöne Gräfin, geruhet dreiſt zu fragen.

— Wo iſt jetzt Georg von Lobkowic? fragte Magdalena.

— Darf ich's ſagen? fragte Tycho den Kaiſer.

— Ich ſage nicht Ja, nicht Nein. Thut, Ritter, was Euch beliebt, ſprach Rudolph, etwas unwirſch, daß die Gräfin dieſe Liſt gebraucht hatte, um das große Staatsgeheimniß zu erforſchen.

— Nun wohlan, Gräfin, dann will ich Euch ſagen, was Euer dienſtwilliger Bewunderer darüber im Buche der Geſtirne geleſen hat; der ehemalige Oberſthofmeiſter, der ſeit Jahren auf der ſchleſiſchen Feſtung Glatz gefangen ſaß, iſt vor acht Tagen von dort nach Elbogen zurückgebracht.

— Ritter Brahe, iſt dieß wirklich wahr? fragte Magdalena.

— Die Sterne des nächtlichen Himmels, holde Gräfin, lügen eben ſo wenig als die Sterne Eurer Augen, die der Abglanz Jener ſind, ſagte der galante Prophet.

— Ritter Brahe iſt ein arger Verräther, ſprach der Kaiſer.

— Ich bin ein treuer Diener meines Herrn! entgegnete Tycho.

— Ja, ja, Rath, das ſeid Ihr! Und gerade dadurch habt Ihr es bewieſen. Und wollt Ihr Eure Schuldnerin zu noch größerem Dank verpflichten, dann vereinigt jetzt Eure Bitte mit der Meinigen. Bittet Euren großen Herrn und Kaiſer, mir, einer nicht minder treuen Dienerin als Ihr es ſeid, eine Huld zu gewähren.

— Und worin beſteht dieſe Huld? fragte der Kaiſer.

— Gestattet mir, mit Eva von Lobkowic noch heute nach Elbogen zu eilen.

— Wozu, meine schlaue Dame? fragte Rudolph.

— Um der unschuldigen Tochter den längst ersehnten Trost zu gönnen, den heißgeliebten Vater nach sechs ewig langen Jahren bitterer Trennung wenigstens in den Mauern seines Gefängnisses wiedersehen zu dürfen, sagte die Gräfin, die sich zu den Füßen des Kaisers warf, der durch diesen erhabenen Zug hochherziger Freundschaft mehr gerührt als jemals war.

— Erhebt Euch, meine schöne, liebenswürdige Freundin, bat Rudolf.

— Nicht eher, gnädigster Herr, bis Ihr meine kühnste Bitte huldreich mir gewährt.

— Was sagt Ihr dazu, Ritter Brahe? fragte Rudolph, der trotz aller Rührung noch immer unentschlossen war. Les't Ihr in Euren Sternen, daß ich die Bitte der schlauen Dame, die zu meinen Füßen liegt, ohne Gefahr für den Staat und für meine eigene Sicherheit ihr gewähren darf?

— Majestät, Ihr dürft es ungefährdet wagen!

— Wer aber bürgt mir dafür, fragte der mißtrauische Monarch, daß man den Verräther mir nicht entführen will?

— Ich selber bürge Euch dafür, betheuerte die Gräfin, mit meinem Wort, mit meiner Ehre!

— Diese Bürgschaft, Gräfin, nehme ich an. Erhebt Euch, meine holde, schlaue Freundin! Eure Bitte sei Euch gewährt unter der Bedingung, daß Ihr auch für die Rückkehr seiner Tochter Euch verbürgt!

— Auch dieses, Herr, gelob' ich Euch! rief Magdalena, sich erhebend und dankerfüllt und freudestrahlend seine Hand an ihre Lippen ziehend. Nun ist mein schönster Wunsch erfüllt. Nun eil' ich frohen Herzens fort.

— Wohin? Wohin? fragte Rudolph freudig bewegt.

— Zu ihr! Zu ihr! jubelte Magdalena und eilte fort.

— Welch' ein Weib! rief der Kaiser.

— Ein Weib, das mir gefallen könnte! bekannte Tycho.

— Meint Ihr wirklich? So klug wie Ritter Brahe ist in diesem Puncte Mancher meines Hofes, der um die Liebe dieses Engels mich beneidet. Was aber sagen Eure vertrauten Sterne?

— Sie sagen mir, daß die Namen dieser beiden Böhminnen, verbunden durch das Band so

ſeltener, edler, uneigennütziger Freundſchaft, würdig ſind, von heute an am Firmamente meiner Himmelskugel an die Stelle Caſtors und Pollux zu treten und dort wenigſtens ſo lange zu glänzen, bis es dem Forſcherblicke Eures Dieners gelingt, am geſtirnten Himmel ſelbſt ein neues Dioscurenpaar aufzufinden und die Namen Magdalena und Eva unter die Zahl der von mir entdeckten Sterne zu verſetzen.

— Ich danke Euch, mein treuer Rath. Ihr habt durch die Entdeckung jenes Geheimniſſes einen Stein von meiner Bruſt gewälzt. Ich mußte jenes Geheimniß wahren; ich durfte meinen Schwur nicht brechen. Ihr habt ihr und mir geholfen. Empfangt für dieſen Dienſt, den Ihr uns allen Dreien geleiſtet, meinen beſten Dank, und als Erinnerung an die ſchöne Stunde, in welcher mir vergönnt war, Magdalenens kühnſte Bitte, Magdalenens ſchönſten Wunſch erfüllen zu dürfen, dieſen einfachen und für Uns doch ſo werthvollen Ring, den Unſere vielgeliebte Mutter Maria von Oeſterreich — welche der gütige Gott noch lange erhalten möge! — Uns an jenem Tage geſchenkt, an welchem ſie, auf Verlangen Unſers theuern, uns Allen unvergeßlichen Vaters, mit blutenden Thränen den Erſtgebornen ihrer Söhne aus ihrer Nähe ſcheiden und an den

Hof von Madrid abreisen sah. Bewahrt das Kleinod, Ritter Brahe! Der Segen Unserer Mutter ruht darauf.

Der kaiserliche Rath bedankte sich tief.

— Dieses Andenken freut mich in der That, sagte er beim Gehen zu sich selbst, doch mag ich nicht läugnen, daß der Orden des goldenen Vließes oder jedes andere Zeichen seiner kaiserlichen Gunst mir erwünschter wäre, blos zum Aerger meiner dänischen Feinde! fügte er hinzu, und steckte den unscheinbaren Ring an den Finger seiner linken Hand.

— Es hat ihn mächtig tief bewegt! sagte Rudolph.

Jenes sinnige Geschenk, verbunden mit dieser Aeußerung, beweist mehr als ein ganzes Buch, daß dem Sohne Mariens von Oesterreich bei allen Gaben des Herzens wie des Geistes nur eine große Kleinigkeit gefehlt. Rudolph besaß Alles, nur keine Menschenkenntniß.

Die Audienz aber war zu Ende.

Sechsſtes Capitel.

Die zweiunddreißig Unglückstage, Tycho's Prophezeihungen und ſeine Naſe.

Während Eva von Lobkowic, außer ſich vor Freude und mit unbeſchreibbarer Sehnſucht, in Begleitung ihrer großherzigen Freundin Magdalena nach Elbogen eilt, um dort nach ſechsjähriger Trennung ihren unglücklichen Vater wiederzuſehen und ihn an ihr Herz zu drücken, wollen wir unſere Leſer mit dem Charakter Tycho de Brahe's etwas näher vertraut machen und ihrer Neugier die Mittheilung der zweiunddreißig Unglückstage nicht vorenthalten.

Tycho de Brahe war, wie jeder große Mann, bei aller Freigeiſterei, die ihm wie faſt jedem Eingeweihten in die Geheimniſſe des geſtirnten Himmels eigen zu ſein ſchien, ſo abergläubiſch wie ein altes Weib.

Der naive Philander von der Weiſtritz berichtet (Seite 101): ‚Wenn Tycho de Brahe aus ſeinem Hauſe ging und ihm eine alte Frau begegnete, ſo pflegte er gleich wieder nach Hauſe zu gehen, denn er hielt ſolches für ein unglückliches Zeichen. Er

hielt es auch gemeiniglich für ein böſes Zeichen, wenn ihm ein Haaſe begegnete.

Aber noch weit mehr als alte Weiber und junge Haaſen fürchtete er ſich vor Begegnung eines Schweines, bei deſſen Anblick er, wie mancher abergläubiſche Jude, auszuſpeien gewohnt war, um ihm — dem Schweine nähmlich — durch dieſe Art von Beſchwörung den unheilbringenden Einfluß zu rauben.

Ein verkehrt ſtehender Pantoffel erſchreckte ihn faſt eben ſo ſehr als ein bei Tiſche umgeſchüttetes Salzfaß, und nichts im Himmel und auf Erden flößte ihm mehr Angſt und Unruhe ein, als drei Lichter auf einem und demſelben Tiſche brennen oder dreizehn Gäſte bei einer und derſelben Tafel vereinigt zu ſehen.

So oft er, irgendwo in Geſellſchaft geladen, an der Tafel Platz genommen hatte, pflegte er ängſtlich die Reihe der Gäſte zu zählen und, ſo oft er die verhängnißvolle Zahl Dreizehn herausgezählt, ein ganzes Jahr in beſtändiger Unruhe zu leben, weil er ſich dem uralten, vom Abendmahle des Heilandes hergeleiteten Aberglauben überließ, daß Einer unter den Dreizehn in Jahresfriſt ſterben müſſe wie Jeſus Chriſtus, der unter den zwölf Apoſteln der Erſte oder Dreizehnte geweſen war.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Von den sieben Tagen der Woche war ihm Keiner so sehr zuwider als der Freitag, an welchem er weder eine Reise noch eine neue Arbeit zu unternehmen wagte.

Eben so abergläubisch war er auch in anderer Beziehung. Er erzählte Jedem, der es hören wollte: Wenn Jemand am Tage der heiligen Barbara Zweige von einem Kirschbaume abbricht, sie in ein Gefäß setzt und ihnen tagtäglich frisches Wasser giebt, dann werden solche Zweige am ersten Weihnachtstage in voller Blüthe stehen.

Hinsichtlich mancher Krankheiten glaubte er eben so steif und fest an die Besprechung der Gesichtsrose, wie an den Einfluß des geheimnißvollen Abracadabra auf Beseitigung des kalten Fiebers.

Unter vielen Talismanen, auf die sein Aberglaube hohen Werth gelegt, pflegte er auch den Strick eines Gehängten und einen sogenannten Lapis alectorius (ein alectorisches Steinchen von der Größe einer Bohne, wie sie sich im Magen und in der Leber der Hühner vorfinden sollen) bei sich zu tragen, um nicht nur Glück im Spiele, sondern auch Glück in der Liebe zu haben.

Brahe's zwei und dreißig Unglückstage finden sich nicht allein in jenem letzten Exemplare seines

ſeitdem verloren gegangenen Kalenders, ſondern auch in Peder Syve's zweitem Theile der ‚Däniſchen Sprichwörter.' Von dort ſind ſie in Philanders Lebensbeſchreibung übergegangen und von hier aus verpflanzen wir ſie, als Curioſität des menſchlichen Aberglaubens, in unſere Erzählung.

Brahe's Spaadom oder Prophezeihung lautet (Seite 99) wörtlich wie folgt:

In jedem Jahre ſind zwei und dreißig Tage, vor welchen ſich Jeder in Acht nehmen ſoll. Und dieſe Tage bleiben immer dieſelben, ſo lange die Welt ſtehet, wenn dieſe auch verſetzet werden ſollte.

1) Wird ein Menſch an einem dieſer Tage geboren, ſo wird er nicht lange leben. Und wenn er auch lange lebet, ſo wird er in Armuth und Elend gerathen.

2) Ein Menſch, der an ſolchem Tage etwas miethet oder Hochzeit macht, dem wird ſolches nicht gelingen, ſondern in Armuth und Elend gerathen.

3) Ein Menſch, der an einem dieſer Tage erkranket, mit ihm wird es ſich ſelten oder gar nicht beſſern.

4) Wer an einem ſolchen Tage aus einem Hauſe in ein Anderes, aus einem Dienſte in den

Andern oder aus einem Lande in das Andere ziehet, dem wird solches zur Betrübniß gereichen.

5) Wer an einem dieser Tage reiset, wird selten anders als mit Betrübniß nach Hause kommen.

6) Man soll an einem dieser Tage nichts kaufen oder verkaufen, denn es glückt nicht und ist schädlich.

7) Man soll an einem dieser Tage sich vor kein Gericht oder in einen Reichshandel begeben, weil es schädlich sein und man (selbst) eine gerechte Sache verlieren wird.

Jene zwei und dreißig Unglückstage aber sind Folgende:

Der Januar	hat	7	Tage:	1. 2. 4. 6. 11. 12. 21.
Der Februar	"	3	"	11. 17. 18.
Der März	"	4	"	1. 4. 14. 15.
Der April	"	3	"	10. 17. 18.
Der Mai	"	2	"	17. 18.
Der Junius	"	1	"	6.
Der Julius	"	2	"	17. 21.
Der August	"	2	"	20. 21.
Der Septemb.	"	2	"	10. 18.
Der October	"	1	"	6.
Der Novemb.	"	2	"	6. 18.
Der Decemb.	"	3	"	6. 11. 18.

Nach dem Tychonischen Unglückskalender sind die zwei glücklichsten Monate jedes Jahres der Juni und October, weil jeder von ihnen nur einen Unglückstag (den 6) hat.

Der unglücklichste Monat aber ist der Januar, weil er sieben unglückbringende Tage zählt.

Derjenige Unglückstag, der sich in zwölf Monaten am häufigsten (sechs Mal) wiederholt, ist der 18; der nächste unglückliche der 6., der in jedem Jahre fünf Mal wiederkehrt.

Rechnet man zu diesen 32 Unglückstagen noch obenein die 52 Freitage des Jahres, die nach Brahe's Meinung gleichfalls unheilbringend sind, weil am Charfreitage der Heiland gekreuzigt worden ist, so giebt dieß zusammen 84 schwarze und 281 weiße Tage; denn weiß hieß er die glücklichen Tage, an welchen der Mensch mindestens etwas weniger Unglück als an den schwarzen zu erwarten hat.

Wir wissen nicht zu sagen, ob Tycho de Brahe an die Richtigkeit des von ihm aufgestellten Pechtagskalender wirklich selber geglaubt oder ob er ihn nur — was wohl zu vermuthen ist — zur Mystification seiner leichtgläubigen Almanachsabnehmer zusammengestellt hat. Wir geben ihn, wie wir ihn gefunden haben, und überlassen es dem gesunden

Verſtande des Leſers, daran zu glauben oder nicht. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Nicht viel beſſer als mit dieſer Prophezeihung verhielt es ſich mit mancher andern des großen Dänen.

Er weiſſagte einer vornehmen Frau, ſie werde durch ein gehörntes Thier getödtet werden und ein Jahr ſpäter ward ſie aus Eiferſucht von ihrem Manne erſchlagen. Die Prophezeihung, meinte Brahe, habe ſich erfüllt, denn ihr Mann ſei ein gehörntes Thier geweſen. — Man ſieht, daß Tycho ſich zu helfen verſtand.

Er hatte, wie im zweiten Capitel des dritten Buches flüchtig angedeutet war, den Tod Friedrichs II. von Dänemark auf das Jahr 1593 vorausgeſagt und in Bezug darauf das lateiniſche Chronodiſtichon gemacht:

FrIDrICVs qVarto fatIs ConCessIt aprILIs,
Ergo sqVaLet LVCtV heV DanIa tota graVI.

Nimmt man ſich die Mühe, die großen Buchſtaben zuſammenzuzählen, dann kommt die Jahreszahl 1593 heraus.

Der Tod aber, der entweder kein Latein verſteht oder im Addiren der großen Lettern ſich verrechnet, hatte dem großen Propheten den kleinen Poſſen geſpielt, den König ſchon fünf Jahre früher

(1588) aus dem Leben abzurufen. Tycho's Gegnern war dieß ein willkommener Freund. Brahe aber hatte die Achsel gezuckt, diesen Irrthum für eine Uebereilung des Todes erklärt und sich mit diesem Witze ziemlich gewandt aus der Schlinge gezogen.

Interessanter ist, was viele seiner Biographen in Bezug auf eine seiner frühern Prophezeihungen erzählen. Tycho de Brahe soll u. A. auch das vorausgesehen haben, daß Manderup Parsberg ihm an jenem bewußten Tage und in dem bewußten Zweikampfe die Spitze seiner Nase entführen werde. War dieß in der That der Fall gewesen, so läßt sich schwer begreifen, warum der Prophet seine gefährdete Nase nicht lieber ganz zu Hause gelassen oder sie pflichtschuldigst assecurirt hat, da er voraussehen konnte, daß er sich die Verstümmlung derselben sehr zu Herzen und sich durch sie in unnütze Unkosten verwickeln würde. — Der Mann mit der ‚von Silber und Gold zusammengeschmelzeten Nase' soll, wie unser naiver Gewährsmann Philander erzählt, einzig und allein durch sie zu jener Mißheirath mit der unfreien Bäuerin Christine verleitet worden sein, weil er befürchten mußte, eine Dame aus höhern Ständen werde sich schwerlich geneigt finden lassen,

einen Mann mit verſtümmelter und künſtlich geſalbter Naſe zu beirathen. Und ſchon aus dieſem Grunde ſoll der hochgelahrte Mann über dieſe Naſe ‚ſauber gemachet und verkleiſtert' bis ans Ende ſeiner Tage ſich gegrämet und abgehärmet haben. Seine coloſſale Eitelkeit ſchwebte in beſtändiger Angſt, jedesmal, ſo oft er nieſen mußte, die künſtlich angeſetzte Spitze zu verlieren und dadurch, entſtellt, ein Gegenſtand des Spottes und Gelächters zu werden.

Einer ſeiner vielen Feinde wußte das Gerücht auszuſprengen, Tycho de Brahe habe, als er noch auf Huen reſidirt, eine lateiniſche Ode auf den Verluſt ſeiner Naſe gedichtet und ſie — die Ode nämlich — nur als Manuſcript für ſeine Freunde drucken und unentgeltlich vertheilen laſſen. Wir wiſſen nicht, ob und was daran wahr ſein mag; ſoviel aber iſt erwieſen, daß die defecte und ewig wackelige Naſe ihm mehr Kummer bereitete, als deſſen Gegner bei ſeinem Gewiſſen verantworten konnte.

Nachts, wenn Tycho ſchlafen ging, pflegte er das Anhängſel ſeines Geruchsorgans neben ſich auf den Nachtiſch, bisweilen auch als Marke oder Ohr in das Buch zu legen, in das ſein nie raſtender Geiſt ſich vertieft hatte.

Eines Morgens (erzählte ein boshafter Spötter bei Hofe) als Tycho, aus ſüßen Träumen erwachend, ſeine Naſenſpitze geſucht, habe er zu ſeinem größten Schrecken die Entdeckung gemacht, daß eine ſeiner beiden Doggen ſich mit ihr geſpielt und ſie in der Zerſtreuung hinuntergeſchluckt; der ehemalige Beſitzer derſelben ſei darüber in Wuth gerathen, weil er, ehe die neue Naſe fertig geworden, verſtümmelt das Bett habe hüten müſſen.

Damit dieſe fatale Verlegenheit ſich nicht wiederhole, hatte ſich Tycho ſeit jenem Tage einen kleinen Vorrath von vierzehn Naſen zugelegt, mit welchen er, ſchon der Reinlichkeit wegen, ſo oft wie Unſer Einer mit ſeinen Schnupftüchern, gewechſelt haben und endlich ein ganzes Etui von künſtlichen Naſen jedes Calibers in petto gehabt haben ſoll.

Es ließe ſich ein kleiner Foliant über die ſilbernen Naſen dieſes Mannes ſchreiben, wollte Jemand ſich die keineswegs undankbare Mühe geben, alle Schickſale, Abenteurer und Fatalitäten derſelben zu erzählen und alle boshaften Gerüchte zuſammenzuſtellen, welche die Gegner des großen Mannes darüber in Umlauf gebracht haben.

Einer derſelben (ſein Name iſt uns leider entfallen) erzählt, Meiſter Tycho habe zu ſeinem auf

Huen abgefaßten Teſtamente ein Codicill in Prag gemacht und darin eine ſeiner ſogenannten Lieblingsnaſen, wie Einige behaupten — dem hiſtoriſchen Muſeum zu Kopenhagen oder — wie Andere verſichern — Seiner Majeſtät dem Könige Chriſtian IV. als Erbſtück vermacht. Letzterer habe ſie — natürlich erſt nach dem Tode ihres ehemaligen Inhabers — ſeiner Geliebten Chriſtine Munk, und dieſe wiederum das königliche Andenken dem Biſchofe auf Fyen, dem berühmten Pſalmendichter Thomas Kingo vermacht, der ſie kurz vor ſeinem 1703 erfolgten Tode an Bartholomäus Deichman, der ſpäter Kingo's Leichenpredigt geſchrieben, abgetreten, und welcher ſie ſeinerſeits für hundert Pfund Sterling an die Krone Englands verkauft haben ſoll. Die Königin Anna, ſagt man, habe dieſe Naſe einem ihrer frühern Lieblinge, dem Herzoge von Marlborough, und dieſer ſie wiederum ſeiner Frau Sarah Jennings geſchenkt, wodurch ſie — die Naſe nämlich — in den Beſitz ihres Günſtlings Henri Saint-John, Viscount of Bolingbroke gelangt, der das Andenken ſeiner frühern Freundin nach Frankreich überpflanzt und ſie dort an Voltaire abgetreten, mit dem ſie ſpäter an den Hof Friedrichs des Großen nach Potsdam gewandert, von wo aus ſie nach deſſen Tode

in die Schatzkammer Kaiser Josephs II. nach Wien gelangt und von diesem dem Fürsten Wenzel Anton von Kaunitz verehrt worden sei.

Ueber die endlosen Wanderungen dieser einen Nase (und Tycho hatte deren endlich ein halbes Hundert) ließe sich ganz bequem eine humoristisch-satirische Odyssee schreiben, zu der uns weiter nichts als die Feder eines Rabelais fehlt, um diese Nase so unsterblich wie deren ehemaligen Besitzer zu machen.

Und gleich wie — lange nach jener Zeit — ein deutscher Poet, Namens Haug, Gott weiß wie viel Hyperbeln auf Wahls lange Nase gedichtet, eben so leicht könnte ein moderner Blumauer eine der köstlichsten Travestien auf die Nasen des großen Sternkundigen schreiben, dessen Ruhm, den wir zu ehren wissen, darunter sicher nicht leiden würde, denn Brahe bliebe doch immer Brahe, selbst dann, wenn er auch ganz ohne Nase zur Welt gekommen, wie Raphael, nach dem Ausspruche Lessings, auch ohne Hände geboren ein großer Maler geworden wäre.

In der Laurentianer Bibliothek zu Florenz wird in Weingeist der Finger eines andern Sternkundigen, Galileo Galilei's, als Reliquie aufbewahrt und jedem Fremden, der ihn zu sehen wünscht, vorgezeigt.

Wer kann uns sagen, was aus Tycho de Brahe's sogenannter Lieblingsnase geworden und wem sie, nachdem sie in 255 Jahren durch so viele Hände gelaufen, endlich anheimgefallen ist. Wer sagt uns, wo eine dieser Nasen sich befindet? Wie Marryats Japhet, der seinen Vater sucht, würde sich zweifelsohne ein vaterlandsliebender Däne oder ein speculativer Sohn Albions finden, welcher Tycho's Nasen aufsuchen und gewiß keine Kosten scheuen würde, eine oder die andere poliren oder nöthigenfalls sogar neu versilbern zu lassen, denn sicher hat das silberne Nasenrohr Tycho de Brahe's nicht minder hohen Werth und nicht mindere Bedeutung als die Atlasweste des großen Dichters Schiller und der Flanellrockknopf des großen Philosophen Kant, den schon seit vierzig Jahren einer seiner Königsberger Schüler sucht, ohne daß der Knopf ihm bis jetzt aufgegangen ist.

Es fällt uns schwer, uns von Tycho's Nasen loszureißen, weil wir einsehen, welchen kostbaren Stoff wir unserm Federkiele leichtsinnig entschlüpfen lassen.

Man vergebe uns diesen harmlosen Scherz! Ein Lächeln neben der Thräne, ein Schmunzeln neben dem Seufzer hat oft ziemlich denselben Reiz

wie ein Dudelſack neben der Orgel. Ewiges Weinen ermüdet zuletzt eben ſo wie ewige Orgelei. Auch der Scherz hat ſeine Berechtigung, und Jeder, der etwa mürriſch und grämlich genug ſein ſollte, uns dieſe Naſen-Epiſode zu verübeln, der erweiſe uns die Gefälligkeit, dieß Capitel . . . zu überſchlagen.

Siebentes Capitel.

Das Wiederſehen in Kerker.

Der unglückliche Oberſthofmeiſter, von deſſen Leiden und Entbehrungen wir ſeit jenem Tage, an welchem er von Elbogen nach Glatz abgeführt worden war, nur einzelne ſich widerſprechende Gerüchte, aber nichts Beſtimmtes erfahren, hatte ſeit jener Stunde, in der ihm durch Scotto die Geſellſchaft der Taube und der Beſitz des Ringes eben ſo gewaltſam entriſſen als früher liſtig zugeflogen war, in ſeinem neuen Kerker zu Glatz ein trauriges Daſein gelebt und erſt nach Verlauf zweier Jahre die Erlaubniß erhalten, ſich die ewige Einſamkeit ſeines Kerkers durch das Leſen einiger Bücher, die man ihm vergönnt, ſo gut als möglich erträglich zu machen. Und dieſe

Erlaubniß war für ihn ein so großer Trost, eine solche Beruhigung geworden, daß er sich in Glatz nicht so verlassen und unglücklich als früher auf Elbogen gefühlt. Der Commandant der dortigen Veste, ein schlesischer Edelmann von altem Schrot und Korn, hatte seinen Gefangenen, dessen unverdientes Loos er aufrichtig beklagte, nach und nach so liebgewonnen, daß Georg Popel von Lobkowic dort fast eben so gut als Gräfin Maria Magdalena unter dem rücksichtsvollen Schutze des alten Hauptmanns von Pürglitz aufgehoben war. — Erst vor acht Tagen hatte man ihn plötzlich und unerwartet — Niemand wußte warum — von Glatz nach Elbogen zurückgebracht und ihm dieselbe Zelle, die er früher hier bewohnt, von Neuem eingeräumt. Hier war ihm neuerdings der Trost der Bücher — wir wissen nicht auf wessen Befehl — grausam entzogen worden.

Dessen ungeachtet fand sich der ehemalige Oberst hofmeister mit einer Entsagung, die seiner frommen Denkungsweise zum Ruhme gereicht, in die neue Lage der Dinge und murrte nicht mit der Vorsehung, deren unerforschlicher Rathschluß ihm diese harte Prüfung auferlegte. Das Einzige, was ihn mehr als alles Uebrige beunruhigte, war der Umstand, daß

er ſeit ſechs langen bangen Jahren keine Nachricht von dem Schickſale ſeiner armen Tochter erhalten hatte.

— Ob mein Kind wohl noch leben mag? fragte er ſich faſt ſtündlich und begann daran zu zweifeln, weil ihm von Eva nicht das kleinſte Lebenszeichen zugekommen war. Wäre ſie noch am Leben, ſagte er ſich, dann würde ſie trotz aller Wachſamkeit meiner Verfolger wohl irgend ein Mittel aufgefunden und ſelbſt das Kühnſte gewagt haben, um ihren Vater, der ſie wie ſeinen Augapfel liebt, nach undenklich langer Zeit einmal wenigſtens wiederzuſehen! Denn welches Herz könnte wohl ſo verhärtet ſein, ihr dieſe Bitte zu verweigern? Meine arme Eva alſo iſt gewiß ſchon lange todt und ſchläft in Ruhe und Frieden an der Seite ihrer frommen Mutter und vereinet dort im Himmel ihr inbrünſtiges Gebet mit Benigna, daß der Richter aller Richter mich aus dieſem Erdenkerker zu ſich rufen möge an die Seite Derer, die, wenn auch todt, ich immer noch ſo heiß und innig liebe, wie zu jener ſchönen, glücklichen Zeit, in welcher Weib und Kind noch am Leben waren, und gleich der welkenden Roſe, die ſich in der aufblühenden Knoſpe neu zu verjüngern ſchien, mein häusliches Glück zu einem irdiſchen Paradieſe

umschuf. Jetzt aber ruhen Weib und Kind im Schooße der mütterlichen Erde, und Georg Popel von Lobkowic, der Letzte seines unbefleckten Stammes, sitzt hier, ein trauernder Hiob an den Ufern des Euphrats, und hängt sein zerbrochenes Wappen wie eine längst verklungene Harfe an seinen Stammbaum und sucht seinen einzigen und letzten Trost in den Worten seines Sinnspruchs:

Asche bin ich, Asche werde ich!

Da plötzlich öffnete sich sein Kerker. Und eine Frauengestalt, hell und hehr wie ein Cherub Gottes, erschien an der Schwelle seines lebendigen Grabes mit der mitleidsvollen Frage:

— Edler Herr, kennt Ihr mich noch?

— Wohl kenne ich Euch, edle Frau! rief der Gefangene hochentzückt, nach sechs langen Jahren ein anderes menschliches Wesen als seine Kerkermeister wiederzusehen. Ihr seid Gräfin Maria Magdalena.

— Verzeiht, daß mein Fuß die Heiligkeit Eures Kerkers entweiht. Doch erfahret, daß ich nicht allein komme ... ich führe Euch einen Engel zu.

— Meine Eva? fragte Lobkowic freudig erschreckt.

Und in demſelben Augenblick flog die tugendhafteſte der Töchter an das Herz ihres Vaters.

Es gibt Freuden, Wonnen und Entzückungen, die keines Menſchen Feder zu ſchildern vermag. Zu dieſen Delirien freudejauchzender Seelen gehörte auch jener Augenblick, deſſen hochentzückte, reichbeglückte Zeugin die Urheberin dieſes ſchönen Wiederſehens war.

Vater und Tochter lagen ſchluchzend, weinend, ſprachlos, Arm in Arm, Mund an Mund, Aug' an Aug', und der Anblick dieſer herzerhebenden Scene war für das Herz der Gräfin eine Feier, zu welcher alle Heerſchaaren der Himmel mit lichtumfloſſenen Flügeln, ſterngeſchmückten Gewändern und goldenen Aeolsharfen vom Throne des Ewigen herniedergerauſcht waren, um Theil an dieſem Feſte zu nehmen und mit ihren hellen Engelsharmonieen ein „Herr Gott, Dich loben wir,“ anzuſtimmen.

Dieſe ſtumme Verzückung löſte ſich zuerſt in ſtille Thränen und allmählig in leiſe ausgetauſchte Worte aus.

— Biſt Du denn wirklich meine Eva? fragte der unausſprechlich glückliche Vater. Halte ich nur ein wunderholdes Traumbild oder die noch millionenmal ſchönere Wirklichkeit mit meinen Armen umſchlungen?

— Es ist kein Traum, mein Vater, begann Eva, Dein Kind liegt an Deiner Brust und fühlt die lebendigen Schläge Deines süßen Herzens, das wie das Meinige vor Wonne seinen engen Kerker zu zersprengen droht.

— Und wem habe ich dieses heißersehnte Glück Deines Wiedersehens zu verdanken?

— Wem anders als jenem Engel dort? sagte Eva auf die Gräfin weisend. Sie ist, seitdem man Dich mir entrissen hat, meine Freundin, meine Schwester, mein Schutzgeist.

— Edler Herr, sagte Magdalene, ich bin nichts weiter als die Schuldnerin Eurer Tochter. Sie hat meine Ehre und die Eure gerettet; sie hat das Brandmal der Verläumdung von unsrer Stirn gelöscht und gezeigt, daß sie des Namens, den sie trägt, so würdig ist als Jener, der ihr diesen Namen als den schönsten Talisman seiner Vaterliebe gegeben hat.

Die Gräfin erzählte ihm nun mit kurzen Worten die ganze Intrigue, welcher jener elende Scotto mit der Taube und dem Ringe ausgesonnen und durchgeführt hatte, um ihn und sie dem Argwohne des Kaisers zu verdächtigen und sie Beide in den Abgrund unverdienter Schmach zu stürzen. Lobkowic hörte zu und glaubte noch immer zu träumen,

denn die Freude hatte ihn so angegriffen, daß er zitternd jedem ihrer Worte lauschte, die wie ein heilender Balsam in die tausend blutenden Wunden seiner Seele flossen und eine nach der andern rasch vernarben ließen.

— O meine Eva! rief er aus, wie tief und schwer hat Dein Vater sich gegen die Fügungen der Vorsehung versündigt! Er hat Dich lange todt geglaubt, und siehe da, Du lebst! Er hat von aller Welt Dich verlassen geglaubt, und überzeugt sich jetzt, daß der Himmel, der keines seiner Geschöpfe verläßt, Dir eine Freundin geschenkt, die Deiner würdig ist. Ach, Gräfin, wie soll ein armer Gefangener, der seit sechs Jahren fast ganz und gar den Gebrauch der Sprache verlernt hat, Euch würdig danken für das, was Ihr an ihr, was Ihr an mir gethan?

— Nur der Himmel kann es ihr vergelten! sagte Eva, dankerfüllt die Hand der Gräfin an ihr Herz pressend.

— Ihr beschämt mich, Eva von Lobkowic. Das, was Magdalena für Euch gethan, würdet Ihr eben so gern für sie gethan haben. Ja, habt Ihr nicht weit mehr für mich gethan? Habt Ihr nicht meine Ehre gerettet?

— Wer vermöchte diese Euch zu rauben? sagte

Eva. Euer Name lebt so rein und unbescholten in dem goldenen Buche unseres Adels als in meinem dankerfüllten Herzen, und keine Macht der Erde ist im Stande, ihn darin auszulöschen.

— Die Welt denkt anders als Ihr! stöhnte Magdalena, die Augen tief betrübt zu Boden schlagend.

— Was kümmert Euch die boshafte Welt? Hat sie nicht schon manchen Edeln unseres Vaterlandes, hat sie nicht auch den Namen Lobkowic verläumdet? fragte der Obersthofmeister. Und dennoch, sage ich Euch, bin ich so straflos als Ihr es seid, Gräfin!

— Ich wäre stolz gewesen, sagte Magdalena, hätte ich Euch mit Eva zugleich Eure Freiheit wiederbringen können! Aber trotz aller Bitten habe ich bis jetzt nichts für Euch vermocht.

— Seid nicht ungerecht gegen Euch selbst. Seid es nicht Ihr, der ich diese große, schöne, unvergeßliche Stunde verdanke? Schon sie allein, sagte der Vater, sein Kind zärtlich in seine Arme schließend, verleiht mir Kraft und Muth und neues Gottvertrauen, die trüben Stunden, die meiner hier noch harren mögen, mit christlicher Geduld zu tragen.

— So spricht der Weise, der würdig solcher Tochter ist, sagte die Gräfin. Nun aber lasse ich

Euch allein. Gewiß habt Ihr Euch Manches noch zu ſagen, was Niemand außer Gott zu hören braucht. Ich kann Euch nur zwei Stunden ſchenken; dann komme ich zurück, um Euch Eure Tochter zu entführen.

— O laßt mich hier auf immer bei dem Vater!

— Verlangt nicht mehr, als ich Euch zu gewähren vermag. Ich gab dem Kaiſer mein Wort, die Tochter ſeines Gefangenen als Geißel für den Vater zurückzubringen. Was ich verſprochen, das halte ich!

— Verzeiht ihr, Gräfin, dieſe kindiſche Bitte . . . die Freude hat ſie verwirrt gemacht . . . ſie weiß nicht, was ſie verlangt. Ich ſelber dringe darauf, daß ſie unter Eurem Schutze noch heute nach Prag zurückkehrt.

— Ja, Gräfin, ja, ich folge Euch! — — —

Abends kehrten ſie nach Prag zurück. Der Segen des Gefangenen begleitete ſie.

Achtes Capitel.

Verhör und Verurtheilung Girolamo Scottos.

Unterdeſſen war die vom Kaiſer Rudolph abgeſchickte Commiſſion auf Schloß Pürglitz angelangt.

Wenzel Budowec von Budowa fand den Mitgefangenen der Gräfin Clelia Buoncompagni so aufgelöst über den plötzlich erfolgten Tod seiner Gemahlin, daß er beim Eintritt des Untersuchungsrichters in Thränen ausbrach und die Bitte wagte, man möge ihn tödten, da in ihr die Sonne seines Lebens untergegangen, und weil er, nach dem Tode dieses Engels, der sein schönster Stolz und sein höchstes Glück gewesen sei, nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu fürchten habe.

Der Scharfblick des Richters, der sich durch die Thränen des Heuchlers nicht beirren ließ, ertheilte dem ihn begleitenden Arzte Jessenius den Auftrag, die Leiche in seiner und ihres Gemahles Gegenwart zu öffnen und zur Besichtigung derselben zu schreiten.

Libusens Leichnam ward aus einem unterirdischen Gewölbe, wohin man ihn gebracht, in Girolamo's Gefängnißzelle heraufgeschafft und dort in dessen Beisein dem gewandten Messer des Anatomen überliefert.

Es war zu verwundern, daß der seit seinem sechszehnten Jahre dem Laster anheimgefallene Leib jener Frau selbst noch im Tode eine gewisse Frische und Fülle der Formen bewahrt hatte, so daß ihr

Gemahl noch jetzt von der Schönheit derselben begeistert und entzückt zu sein schien.

Doctor Jessenius öffnete den Leichnam und fand im Innern desselben, und vor Allem im Magen, Spuren eines ihm unbekannten Giftes.

— Es ist genau dasselbe Gift, erklärte er, welches ich vor vier Jahren bei der Section des von den Fluthen der Moldau an's Ufer gespülten Leichnams des Vaders Procop aufgefunden hatte.

— Meine Frau, meint Ihr, habe sich vergiftet? fragte Scotto mit einer Ruhe, die sich durch jene Erklärung des Arztes nicht aus der Fassung bringen ließ.

— Das meine ich nicht! entgegnete Jessenius. Ich finde nur, daß sie vergiftet ist.

— Und ob sie sich oder ob ein Anderer sie vergiftet haben mag, ergänzte Budowa, muß der Gemahl, der beständig um sie gewesen war, jedenfalls besser als irgend ein Anderer wissen.

— Ich weiß gar nichts, erklärte Scotto, der von Augenblick zu Augenblick mehr Fassung sich errang.

— Gebt Euch keine Mühe zu läugnen! sagte Budowa ihn mit Blicken durchbohrend, die wie glühende Sonden in's Herz des verstockten Sünders fuhren.

— Was hätte ich zu läugnen? fragte er mit einer Frechheit, die Jeden bis auf Budowec empörte, welcher, die kalte Würde seines Richteramts behauptend, ohne Haß und ohne Mitleid blieb.

— Läugnet nicht, daß Ihr der Mörder dieser Todten seid!

— Herr, entgegnete Scotto, wollt Ihr Euch lustig machen über den Schmerz eines Gatten, der diesen Verlust nicht lange überleben wird?

— Angeklagter, entgegnete Budowec, wollt Ihr Euch lustig machen über die Frage Eures Richters, der Eurem Läugnen keinen Glauben schenkt? Ich sage Euch noch einmal: Ihr seid der Mörder Eures Weibes!

— Ich der Mörder meines Weibes? Das ist eine Lüge, so wahr ein Richter über uns Alle lebt!

— Wie? Wäre sie nicht Euer Weib gewesen?

— Wohl war sie mein Weib, mein edles Weib, doch bin ich darum nicht ihr Mörder!

— Ihr seid es, wiederhole ich Euch!

— Ihr mögt es glauben; was aber überzeugt Euch von der Schuld, die Euer Glaube mir aufzubürden sich erlaubt?

— Eure äußere Ruhe täuscht mich nicht. Ich

leſe in Eurem Innern, daß dieſe Todte da durch Euch vergiftet ward.

— Nun gut, beweiſ't mir meine Schuld! ſagte der Mörder, ſeine Arme über die Bruſt kreuzend und mit Blicken ſchwer zurückgehaltener Wuth ſeinen Richter von den Schnallen der Schuhe bis zu der Feder ſeines Baretts meſſend.

— Wir machen Euch auf Etwas aufmerkſam. Solltet Ihr fortfahren, noch länger zu läugnen, dann würde ich mich, wenn auch ungern nur, gezwungen ſehen, eine Maßregel gegen Euch anzuwenden, die das Geſetz dem Richter gegen verſtockte Läugner einräumt.

— Ihr droht mir mit der Folter? fragte Girolamo mit höhniſchem Lächeln.

— Richter drohen nicht; ſie verfügen nur!

— Nun dann verfügt, was Euch beliebt!

— Ruft den Kerkermeiſter und ſeine Gehilfen, befahl Budowec einem der zwei beiſitzenden Gerichtsſchreiber.

Dieſer entfernte ſich, um dem Befehle des Rathes der Appellation Folge zu leiſten.

— Doctor Jeſſenius, ſagte der Richter zum Arzte, der, bis zu dieſem Augenblick noch immer mit der Leichenſchau beſchäftigt, ein ſtummer theilnams-

loser Zeuge des Verhöres war, seid Ihr so fest von der Wahrheit Eurer Aussage überzeugt, daß Ihr sie bei Gott und dem Heiland, der uns Allen helfen soll, zu beschwören vermögt? . . .

— Ich bin bereit, jeden Schwur zu leisten, daß dieses Weib, deren Leichnam ich hier zertheile, keines natürlichen Todes gestorben ist.

— Das genügt nicht! sprach der Rath. Könnt Ihr beschwören, daß sie vergiftet ist?

— Ich beschwöre es! erwiderte der Arzt.

— Kennt Ihr das Gift? fragte Girolamo.

— Nur mir ist man Antwort schuldig, erklärte der Ritter von Budowa. Jetzt frage ich Euch, Doctor Jessenius, kennt Ihr das Gift, das hier angewendet ward?

— Nein, Herr, ich kenne es nicht, gestand der Anatom.

— Wie aber könnt Ihr über Etwas urtheilen, was Ihr nicht kennt, entgegnete Scotto.

— Was habt Ihr darauf zu erwidern? fragte der Richter den Arzt.

— Ich weiß nur, daß es Gift ist; doch kenne ich den Namen des Giftes nicht.

— Wer nicht den Namen kennt, kennt auch die Sache nicht! rief ihm der Verbrecher zu.

— Angeklagter, das ist ein falscher Schluß, sagte der Richter. Ich weiß und kann's beschwören, daß eine fremdländische Pflanze, die man mir zum ersten Male zeigt, doch immer eine Pflanze ist, auch wenn ich sie nicht zu nennen weiß.

— Wie aber, fragte Scotto, wollt Ihr mir beweisen, daß das, was Jener an dem Leichname sieht oder zu sehen glaubt, wirklich Gift und nichts Anderes als Gift ist?

— Der Beweis, erwiderte Jessenius, ist nicht so schwer zu führen, als Ihr hofft oder befürchtet. Es giebt Gifte, die im menschlichen Körper, welchem sie beigebracht werden, Folgen zurücklassen, die nicht minder tödtlich als deren Ursache sind. Zu diesen heftigen Giften, glaube ich, gehört auch Jenes, durch das diese Frau getödtet ward.

— Ich verlange, daß Ihr dieß beweiset! sagte Scotto.

— Auch dieß ist nicht so schwer. Ich brauche nur meinen Finger zu ritzen und ihn in das Innere des vergifteten Leichnams zu tauchen, um mein Blut damit anzustecken.

— Worte, gelehrter Herr, nichts als Worte! Das Gesetz aber verlangt Beweise!

— Hierin muß ich dem Angeklagten beistimmen!

ſagte der Richter. Meiſter Jeſſenius, beweiſet mir und Jenem, daß das, was Ihr für Gift erklärt, auch wahr und wahrhaftig Gift iſt.

— Nichts leichter als das, Ritter Budowec. Laßt mir irgend ein lebendiges Thier, einen Hund oder eine Katze reichen, damit ich ihnen in Eurer Gegenwart einige Tropfen vom Magenſafte der Vergifteten eingebe, um Euch zu überzeugen, daß ſie davon getödtet werden.

— Dieſer Beweis aber genügt mir nicht. Das, womit Ihr Hunde und Katzen vergiften wollt, iſt vielleicht nicht ſtark genug, auch einen Menſchen zu tödten, erklärte Scotto.

— Ich errathe wohl, was Ihr verlangt, ſagte der Arzt mit ironiſchem Lächeln. Ihr würdet es vorziehen, daß ich den Verſuch an mir ſelber mache und mich mit dieſem Gifte ſelber tödte.

— Erſt dann würde ich glauben, daß das, was Ihr an jenem Leichname wahrgenommen, in der That Gift und nicht bloß die einfache Folge eingetretener Verweſung iſt.

— Iſt dieſe Probe an mir ſelber nothwendig? fragte Jeſſenius mit Ironie.

— Nein, erwiderte der Richter, denn es giebt noch einen andern Ausweg.

— Was wollt Ihr damit ſagen? fragte Scotto, auf das Recht der Beweisführung pochend.

— Sogleich ſollt Ihr es erfahren! entgegnete Budowec.

Jetzt kehrte der Gerichtsſchreiber mit dem Kerkermeiſter und deſſen Gehilfen zurück. Letztere trugen die Werkzeuge der Tortur.

— Iſt dieß der Ausweg, den Ihr meint? Wie, rief Scotto, empört durch den Anblick der Marterwerkzeuge, Ihr wollt es wagen, mir das Geſtändniß einer Schuld, die ich läugne, gewaltſam abzupreſſen? Ihr wollt mich foltern laſſen?

— Noch nicht, Angeklagter, entgegnete der Rath. Vorläufig richte ich nur eine Frage an Euch. Glaubt Ihr, daß jene Spuren, die Ihr in dem entſeelten Körper ſeht, nicht durch Gift erzeugt ſind?

— Ich behaupte dieß ſo lange, bis jener hochgelehrte Giftkenner oder Ihr ſelber mir das Gegentheil beweiſt.

— Nun, wenn nach Eurer Behauptung jener Leichnam nicht vergiftet iſt, ſo kann es Euch nichts ſchaden, wenn Ihr ſelber uns den Beweis dafür liefert dadurch, daß Ihr einen Theil jenes unſchädlichen Magenſaftes Euch ſelber einimpft.

— Der Mann dort ſpricht von Gift. Welches

Geſetz kann mich, wenn die Sache ſich in der That ſo verhält, zum Selbſtmord zwingen, wenn ich's nicht ſelber will?

— Ihr wollt es alſo nicht? Gut, Angeklagter! Dann wird der Arzt es Euch einimpfen.

— Das alſo iſt Euer kluger Ausweg? fragte Girolamo erbittert, weil er ſich mehr und mehr in die Enge getrieben ſah.

— Wißt Ihr einen klügern? fragte Budowec.

— Ihr glaubt mich gefangen zu haben; aber Ihr irrt Euch, weiſer Richter. Dieſer Leichnam dort iſt allerdings vergiftet; aber nicht durch mich!

— Durch wen ſonſt? fragte der Inquiſitor.

— Daß Euer vielgerühmter Scharfblick dieß nicht ſogleich herausgefunden! Nicht der Ritter von Brandeis, die Gräfin ſelbſt hat ſich vergiftet, rief Scotto mit der Miene eines Gladiators, der durch Liſt ſeinen Gegner entwaffnet und überwunden in den Sand geſtreckt zu haben glaubt.

— Wie kam ſie zu dem Gifte? fragte der Rath.

— Das fragt ſie ſelbſt, nicht mich! entgegnete der Angeklagte mit einem Trotze, über welchen er ſelber zu erſtaunen ſchien.

— Ihr wußtet alſo, daß Euer Weib ſich vergiftet hatte?

— Ich wußte es, geſtand Girolamo Scotto.

— Und warum habt Ihr sie nicht daran gehindert?

— Weil es zu spät war! Als sie mir endlich nach langem Drängen gestand, daß sie Gift genommen, lag sie bereits in den letzten Zügen des Todeskampfes.

— Gestand sie Euch den Grund ihrer That?

— Allerdings!

— Und was war die Ursache dieses Selbstmords?

— Gram und Verzweiflung über die Grausamkeit dessen, der sie verstoßen hatte. Der letzte Hauch ihrer auf Seraphschwingen entfliehenden und in die himmlische Heimath zurückkehrenden Engelsseele war kein Fluch, sondern ein Gebet, ein Gebet für den undankbaren Vater, ein Gebet für seinen heißgeliebten Sohn, Don Cäsar.

— Aber wenn Ihr gewußt, daß sie ihre Qual durch Selbstvergiftung geendet, warum habt Ihr so lange und so hartnäckig bestritten, daß jene Spuren Folgen des sich selbst beigebrachten Giftes sind?

— Zuerst wollte ich sehen, wohin Euer vielgerühmter Scharfblick Euch verleiten würde und dann war ich Willens, ihre That zu läugnen, um ihr Andenken und den Rang Seines Kindes — Don Cäsar ist sein Name! — vom Fluche des Selbstmords seiner unglücklichen Mutter rein zu halten.

— Edler Mann, sagte der Richter, das erste Verhör ist geschlossen. Ich überlasse Euch, wie Ihr auch läugnen mögt, vorläufig Eurer eigenen Bestrafung, jener furchtbaren Reue, die, ich hoffe es zum Wohle Eurer Seele, nicht ausbleiben wird. Tragt den Leichnam fort und bestattet ihn zur Ruhe . . . die Gräfin soll in der Schloßcapelle beigesetzt werden auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers! fügte er hinzu, sein Barett lüftend.

— Das Protocoll ist geschlossen, sagten die Gerichtsschreiber.

Der Eine las, der Andere verglich. Der Rath und der Arzt unterzeichneten; dann war das Verhör zu Ende. — Die Commission kehrte nach Prag zurück. — — — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage nach jenem Verhöre ward der Angeklagte von Pürglitz geschlossen nach Prag in den schwarzen Thurm auf dem Hradschin gebracht. Dann erst begann der eigentliche Proceß. Scotto beharrte in seinem hartnäckigen Läugnen. Die Richter beschlossen die Folter anzuwenden. Budowec, obgleich fest und innig überzeugt von der Schuld des Verbrechers, war der Einzige, der sich dieser Maaßregel widersetzte, weil er sie für unmenschlich und unwürdig

des Geſetzes hielt. Er ward von der Mehrheit überſtimmt.

Scotto wurde auf die Folter gelegt. Hier benahm er ſich wie ein Held. Selbſt die härteſten Grade der Tortur waren nicht ſtark genug, ihm einen Laut des Schmerzes und noch weniger ein Wort des Geſtändniſſes zu entreißen. Es ſchien, als habe der Verbrecher einen Körper von Granit und eine Seele von Erz, denn Beide waren unbeugſam und weder durch Drohung noch durch Strafe zu erſchüttern. Der Kaiſer ſchickte einen ſeiner Beichtväter. Scotto gab auf keine Frage irgend eine Antwort. Der fromme Vater leerte vergebens den ganzen Köcher ſeiner Beredtſamkeit; ſeine Ermahnungen und Drohungen mit den fürchterlichſten Qualen der Hölle, die des Verbrechers harren, der ſeine Sünden nicht bekennt und bereut, prallten wie ſtumpfe Pfeile an dem eiſernen Harniſch der Gefühlloſigkeit dieſes verſtockten Sünders ab. Die Tortur hatte ihre Künſte erſchöpft . . . Girolamo Scotto wollte nicht geſtehen.

Da erſchien der Ritter von Budowa.

— Der Beichtvater des Kaiſers wird Euch geſagt haben, daß ich der Einzige geweſen bin, der ſich der Anwendung der Folter widerſetzt hatte, nicht

aus Mitleid für Euch, ſondern aus Achtung vor der Menſchlichkeit. Ich hatte mich dieſer grauenvollen Maaßregel widerſetzt, weil ich, von Eurer Schuld überzeugt, Euch dieſe Qualen habe erſparen wollen. Ihr habt alle Grade muthig durchgekoſtet und nichts geſtanden. Ich ehre Eure unerſchütterliche Kraft, aber ich verachte Eure gottloſe Hartnäckigkeit. Geht endlich in Euch, Girolamo Scotto. Geſteht Eure That und bereut ſie!

— Ihr ſeid ein Mann von Ehre! Das, was die grauſamſten Qualen der unmenſchlichen Tortur nicht im Stande geweſen ſind, mir abzupreſſen, das will ich — überdrüßig meines elenden Daſeins — Euch aus freiem Antriebe geſtehen. Ja, Ritter Budowec, Eure Ueberzeugung hat Euch nicht getäuſcht: ich habe mich eines zweifachen Mordes ſchuldig gemacht: ich habe den Bader Procop auf Anſtiften jenes Weibes, das niemals meine Frau war, zuerſt vergiftet und deſſen Leiche dann in die Fluthen der Moldau verſenkt; dann habe ich jenes Weib, das mich zu dieſem Morde aufgereizt, gleichfalls vergiftet, hauptſächlich darum, weil dieſes Weib, das ein Teufel in der Geſtalt eines Engels war, mich verhöhnt und lieblos zurückgeſtoßen hat.

— Gräfin Clelia war alſo nicht Euer Weib?

— Sie war eben ſo wenig mein Weib, als die Nichte eines Cardinals! Ich hatte ſie in Dresden aus dem Pfuhl der Schande aufgerafft und hier in Prag wieder zu Ehren gebracht. Mein Lohn dafür war, daß ſie mich verachtete in dem Grabe, in welchem ich ſie verabſcheute, als ich ihren Undank erkannte.

— Und iſt jener Knabe, an dem anſcheinend ihr Herz und ihre Seele hing, Sein oder Euer Kind?

— Ritter, Ihr fragt mich um Etwas, was nur Gott Euch zu beantworten vermag!

— Und wer gab Euch jenes Gift?

— Ich lernte die Bereitung deſſelben von einem ſtillen Manne aus Palermo. Sein Name, Ritter, bleibt mein Geheimniß.

— Und woraus beſteht dieſes furchtbare Gift?

— Euch will ich nichts mehr verſchweigen. Das waſſerklare, geruch- und geſchmackloſe Gift, von welchem acht bis zehn Tropfen hinreichen, das blühendſte Leben innerhalb zwölf Stunden auf ewig verwelken zu laſſen, iſt der Schweis und Geifer, der vom Munde jener unglücklichen Opfer aufgeſammelt wird, welche, an den Beinen aufgehängt, todtgekitzelt werden. Dieſer Geifer, mit einer Miſchung ſpaniſcher Fliegen und mit Opium verſetzt, iſt von allen Giften, die bis jetzt erfunden ſind, das qualvollſte

und ſicherſte, gegen das bis jetzt noch kein Gegengift gefunden iſt. Nun, Ritter Budowec, wißt Ihr Alles. Für das aber, was ich Euch freiwillig mitgetheilt, erbitte ich mir jetzt eine Gnade von Euch.

— Was kann ich für Euch thun?

— Sorgt dafür, daß man mit meinem qualvollen Daſein ſo raſch als möglich ein Ende macht; denn die tiefe Reue, die Ihr mir geweißagt und die zwar ſpät, aber deſto gräßlicher in meinem Innern wie vergiftetes Unkraut emporgewuchert iſt, martert mich noch tauſendfach mehr als der unbeſchreibliche Schmerz meiner von der Folter zerquetſchten Glieder und zermalmten Knochen. Die Schmerzen des heiligen Laurentius, den man lebendig auf dem Roſte gebraten hat, ſind Kinderſpiel gegen die Qualen der Hölle, die ich ſchon hier auf Erden erdulde. Sorgt dafür, daß man mich hinrichte, heute lieber noch als morgen; denn jede Stunde meines Daſeins iſt eine Ewigkeit unbeſchreiblicher Marter. Verſprecht mir, daß ich morgen um dieſe Stunde nicht mehr lebe; dann will ich Euch jenſeits dafür ſegnen.

— Ich verſpreche es Euch, Girolamo Scotto, ſagte Budowec und ſchied bewegt aus dem Kerker des Bereuenden.

Noch an demſelben Tage erfolgte der vom

Kaiser Rudolph eigenhändig ausgefertigte Befehl zur Hinrichtung des Verbrechers.

Er ward auf dem Hradschin im Hofe des Burggrafenamtes enthauptet.

Neuntes Capitel.

Eine Sitzung des Oujezder Minnehofs.

Zwischen dem Kleinseitner Ringe und der jetzigen Karmelitergasse stand zur Zeit unseres Romanes das alte ‚Oujezder Thor,' welches aus einer spitzgewölbten Durchfahrt und einem darüber befindlichen Gaden aus Fachwerk bestand.*)

Dicht an diesem Thore befand sich der Eingang in die Procopius-Kirche, ein alter, länglich viereckiger Bau mit einem rundgewölbten Presbyterium, über welchem sich ein Thürmchen erhob.**)

*) Dieses Thor ward erst 1727 abgetragen. Der ehemalige Standort desselben ist noch jetzt durch eine daselbst angebrachte steinerne Gedenktafel bezeichnet.

**) Diese Kirche, unter Kaiser Joseph II. aufgehoben, wurde in ein Privathaus umgestaltet, in welchem noch heut

Die lange Straße, die von diesem Thore bis zum Smichow führte, hieß damals ‚Oujezd' oder ‚Neuß' und begriff auch die jetzige Karmelitergasse in sich.

In dieser Gasse befand sich auf dem Standorte der jetzigen Karmeliterkirche Maria de Victoria ein bescheidenes Hussitenkirchlein, in dessen unmittelbarer Nähe sich die stolzen Herrenhäuser der reichen und darum angesehenen Familien Griespek von Griespach und Medek von Waldek erhoben.

In geringer Entfernung von dem Kirchlein Johannes Hus befand sich damals das jetzt gleichfalls aufgehobene Kirchlein Sanct Lorenz und querüber von Letzterm, auf der linken Häuserzeile des Oujezd, erhob sich die Kirche Sanct Maria Magdalena.*)

Seitwärts dieser Kirche standen an der Stelle des jetzigen gräflich Erwin Nostitz'schen Palastes

---

zu Tage der Grundriß jener Kirche zu erkennen und außen in einer Nische das Standbild des hl. Procop, des großen slawischen Gelehrten und ersten Abtes von Sazawa zu sehen ist.

*) Sie ward in späterer Zeit in ein Oberpostamts-Gebäude und Letzteres wieder in eine Caserne der Gensd'amerie umgeschaffen.

mehrere Bürgerhäuser, namentlich das Haus ‚zur grünen Rose,' dem Bürger Brunner angehörend, und das ‚Hufnagel'sche Haus' beschildet zum ‚goldenen Bären' *)

In der Nähe des ‚goldenen Bären' befand sich zu jener Zeit ein, von Hans de Stella für die Familie Žďárský von Žďár geschmackvoll erbautes, stattliches Haus, welches Gräfin Maria Magdalena vor zwei Jahren angekauft hatte und den Sommer über mit ihrer Dienerschaft bewohnte.

In diesem Hause hatte die geistreiche Freundin Kaiser Rudolphs den Sitz des von ihr in's Leben gerufenen Minnehofs verlegt.

Die Gräfin war bei Gründung dieser Cour d'amour großentheils den Statuten Eleonorens von Acquitanien, der galanten Gemahlin Ludwigs VII. gefolgt und hatte aus eigener Machtvollkommenheit sich selbst, wie uns bereits bekannt, zur Vorsitz führenden Kanzlerin und unter den ersten vier Mitgliedern ihre Freundin Eva von Lobkowic, für deren Aufhei-

*) Ersteres erkaufte 1622 Christian von Nostitz, Letzteres ein Jahr später Otto von Nostitz. Das jetzige Palais erbaute 1660 Graf Johann Hartwig von Nostitz.

terung und Zerstreuung Magdalena besorgt war, zum General-Advocaten des hohen Gerichtshofs ernannt.

Eva's Bevorzugung war keinem der andern Mitglieder so ungerecht erschienen, als der hämischen, neid- und spotterfüllten Isolde von Berlichingen, die seit jenem Augenblick gegen die Gräfin, welche die Tochter des Gefangenen auf Elbogen zu dieser Würde emporgehoben hatte, nicht wenig gereizt und erbittert zu sein schien.

Das Parlament der Liebe versammelte sich nach Paragraph III. der von der Kanzlerin entworfenen Statuten zwölf Mal im Jahre, am Ersten jedes Monats, um über gewisse Fragen der Liebe, die ihm ausschließlich nur von der Kanzlerin vorgelegt werden durften, sich durch Stimmen-Mehrheit für oder gegen sie zu entscheiden.

Nur in zweifelhaften Fällen, d. h. in solchen, in welchen die Stimmen gleich getheilt waren, erkannte Paragraph VII. der vorsitzenden Kanzlerin, die in andern Fällen mitzustimmen nicht berechtigt war, die Stimme der Entscheidung zu, eine Prärogative, mit welcher sich bei Revision der Statuten nur Isolde von Berlichingen nicht einverstanden erklärt und sich nur darum gefügt hatte, weil sie von den andern Drei überstimmt worden war.

Am 1. September des Jahres 1600, gerade an jenem Tage, an welchem der Ritter Thaddäus von Hájek, der Leibarzt des Kaisers, der Protomedicus des Königreichs Böhmen und einer der ausgezeichnetsten Gelehrten seines Vaterlandes, auf seinem Krankenlager mit dem Tode rang, den all' sein Wissen nicht zu besiegen vermochte und welchem er an demselben Tage nach ruhmvoll zurückgelegter Laufbahn im Alter von fünfundsiebzig Jahren erliegen mußte, am Todestage Hájeks trat auf dem Oujezd der hohe Gerichtshof der Liebe zum ersten Male zusammen, um Entscheidung zu fassen über die ihm von der Kanzlerin vorgelegte Frage:

„Ist es erlaubt dem Manne, mehr als eine Frau; ist es erlaubt der Frau, mehr als einen Mann zu lieben?"

— Die Kanzlerin gestatte mir eine Vorfrage, begann Isolde von Berlichingen.

— Was wünscht Ihr zu wissen? fragte die Gräfin.

— Ob Ihr unter dem Worte Frau eine verheirathete oder ledige, und ob Ihr unter dem Worte Mann einen ledigen oder verheiratheten zu verstehen geruht?

— Ich mache zwischen Beiden keinen Unter-

ſchied. Frau bleibt Frau, wie Mann immerhin Mann bleibt, gleichviel ob ſie zufällig verheirathet ſind oder nicht.

— Dann bitte ich zuerſt um's Wort!

— Ihr habt es, Iſolde von Berlichingen! entgegnete die Kanzlerin mit der ihr angeborenen Würde und Anmuth.

— Nach der von unſerer erlauchten Kanzlerin gegebenen Erklärung, begann Iſolde, erſcheint mir dieſe Frage nach meiner unmaaßgeblichen Meinung ſehr gewagt . . .

— Zu wiefern gewagt? fragte die Vorſitzende.

— Weil ſie den einfachen Geſetzen der chriſtlichen Moral zuwiderläuft! erklärte Iſolde etwas ſpöttiſch.

— Unſer Hof hat hier nicht über Fragen der Moral, ſondern einzig und allein über Fragen der Liebe zu entſcheiden. Moral iſt eine heilige Pflicht, der ſich zwar Jede von uns ſelbſtverſtändlich gerne unterwirft; aber auch die Liebe, die freie Himmelstochter, hat ihr heiliges Recht. Entſcheidet nun, ob die Liebe Unterthanin der Moral oder ob, umgekehrt, die Moral Unterthanin der Liebe iſt.

— Ich entſcheide mich, erklärte Iſolde, die ſich von ihrem Richterſtuhle erhoben hatte, unbedingt

dafür, daß die Liebe, wie jedes andere Gefühl des menschlichen Herzens, den strengen Gesetzen der Moral unterworfen ist, und schon aus diesem Grunde bin ich der Ansicht, daß die Frau, die mehr als einen Mann zu lieben wagt, noch weit strafbarer ist als der Mann, der die Neigung seines Herzens unter zwei Frauen theilt. Die Liebe ist, nach meinem Gefühle, einig und untheilbar wie die Wahrheit, und gleichwie ich nur Eine Wahrheit als die richtige anerkenne, so vermag ich auch nur die Liebe anzuerkennen, die vom ersten Funken ihres geheimnißvollen Entstehens bis zum letzten Hauche der erlöschenden Flamme einem und demselben Gegenstande zugewendet bleibt. Das Herz, das, gleichviel ob es in der Brust eines Weibes oder eines Mannes schlägt, sich groß und stark oder, richtiger gesagt, verwegen genug fühlt, zwei Gegenstände zugleich zu lieben, belügt sich selbst, weil es in Wahrheit Keinen von Beiden liebt. Eben so wenig als der Duft einer Blume, eben so wenig als der Strahl des Lichtes zertheilbar ist, eben so wenig vermag ich mir eine zwischen zwei oder gar mehrere Gegenstände getheilte Liebe, die ja auch nichts weiter als der Blumenduft und Lichtstrahl der Seele ist, zu denken oder sie in Wahrheit gar zu theilen. Ein Glaube,

Eine Hoffnung, Eine Liebe ist mein Wahlspruch und wird es ewig bleiben! sagte Isolde sich niedersetzend zum Beweise, daß sie dem, was sie so eben entwickelt, nichts mehr beizufügen habe.

Jetzt erhob sich Giovannina Barbice.

— Ich vermag Isoldens Ansicht nicht zu theilen. Es erscheint mir ein von der Engherzigkeit gewöhnlicher Moral aufgedrungener Gemeinplatz, daß das menschliche Herz, welches eben so sehr der Liebe, als die Blume des sie erfrischenden Morgen- und Abendthau's, des Sonnenscheines eben so gut als des Regens bedarf, den geheimnißvollen Kelch seiner Liebe nicht eben so gut dem Einen wie dem Andern erschließen dürfe. Müßte nicht jede Blume, die ihren Duft nur ausschließlich den Strahlen der Sonne zuwenden möchte, eben so rasch verduften und verblühen, wie jene, die sich einzig und allein nur nach dem erquickenden Balsam des Regens sehnt und in ihm ihren einzigen Trost erblickt! Auch die Liebe bedarf zu ihrer Entwickelung wie zu ihrem Gedeihen mehr als einer Kraft; sie bedarf der Thräne wie des Lächelns, des Regens wie des Sonnenscheines, um sich zur Blüthe zu entfalten. Und aus diesem Grunde glaube ich, daß das menschliche, zu seiner Entfaltung und Entwickelung der Liebe bedürftige

Herz wohl berechtigt sei, mit derselben Sehnsucht dem Phöbus Apollo, wie dem Jupiter Pluvius entgegenzuklopfen und mit gleicher Befriedigung eben so dankbar das perlende Lächeln des Morgenthaues wie die feuchten Thränen des Abendthaues in sich aufzunehmen. Mein Wahlspruch ist und wird es immer bleiben:

Liebe läßt sich nicht erzwingen,
Liebe achtet kein Gebot;
Liebe läßt sich nicht erheucheln,
Heute roth und morgen todt!

Kannst dem Herzen Du gebieten:
Lieb' nur Den und Jenen nicht!
Kannst dem Herzen Du verargen,
Wenn es dann vor Kummer bricht?

Liebe bleibt ein ew'ges Räthsel,
Das so Mancher nicht versteht,
Liebe läßt sich nimmer fesseln,
Liebe kommt und Liebe geht!

Liebe läßt durch nichts sich bannen,
Frei sein ist ihr höchstes Glück!
Lasse ruhig sie gewahren,
Oft kehrt sie von selbst zurück!

Nachdem Giovannina Barbice sich niedergelassen hatte, erhob sich die Dichterin des Parthenicon, Elisabeth Jane Weston.

— Erlaubet mir, sagte sie zu ihrer Vorgängerin, daß ich Eure geistreiche Ansicht verwerfe. Wenn ich auch zugebe, daß die Liebe, wie Ihr und Isolde von Berlichingen sie geschildert habt, die duftige Blüthe des menschlichen Herzens genannt werden darf, so kann ich Euch doch nicht einräumen, daß sie zu ihrer höchsten Entwickelung mehr als einer einzigen Kraft bedarf. Ihr spracht von Regen und Sonnenschein. Aber sind Beide, schärfer in's Auge gefaßt, etwas Anderes als Eines und Dasselbe? Sind nicht Beide nur verschiedene Folgen einer und derselben Ursache? Diese einzige Ursache ist der Himmel. Ist der Aether klar und heiter, dann glänzt die Blume im vollen Sonnenscheine; ist der Aether trüb und umwölkt, dann beugt sie ihr Haupt unter dem Regenschauer. Aber kommt nicht Lächeln und Thräne aus einem und demselben Auge? Und ist der Thau, der sich Morgens niedersenkt, etwas Anderes als Jener, welcher Nachts auf die Blumen herniederträufelt? Aether bleibt Aether, Thau bleibt Thau. Was Giovannina also für zwei verschiedene Kräfte ansieht, ist genau betrachtet nur e i n e Kraft. Aus diesem Grunde theile ich Isoldens Meinung und bin, gleich Ihr, der Ansicht, daß ich mir nur

Einen Himmel, Einen Gott und Eine Liebe zu denken vermag.

— Wir ſind begierig, ſprach die Kanzlerin über die ſchwebende Streitfrage die Anſicht unſeres eben ſo geiſtreichen als anſpruchsloſen General-Advocaten zu vernehmen.

— O beſchämt mich nicht, hohe Kanzlerin! ſagte Eva von Lobkowic, ſich ſchüchtern emporrichtend. Drückender als jemals fühle ich in dieſem Kreiſe, daß Jede von Euch mir an Gaben des Geiſtes wie des Herzens weit überlegen iſt, und ſchon aus dieſem Grunde wage ich nur mit Beklommenheit in dieſem Areopag des Geiſtes und der Liebe auch meine ſchwache Stimme zu erheben. — Jede meiner Vorgängerinnen mag, von dem Standpuncte, von welchem ſie die Beantwortung Eurer Frage aufgefaßt, ſicher recht haben; deſſen ungeachtet vermag ich nur jener Anſicht beizupflichten, die mein Gefühl für die richtige hält. In meinen Augen iſt die Liebe keine Blume, denn Blumen blühen und verwelken; Liebe aber, wahre Liebe, welket niemals. Für mich iſt die Liebe nichts Irdiſches, nichts Vergängliches, wie jede Blume, wäre ſie noch ſo ſchön und reizend; für mich iſt die Liebe etwas Erhabenes, Himmliſches, das alle Blumen der Erde, wie die Erde ſelbſt, über-

dauert und, wenn auch nicht ohne Anfang, doch wenigstens nach meinem Gefühle ohne Ende ist. Und aus diesem Grunde vergleiche ich die Liebe mit der göttlichen Sonne, die das ganze Weltall erwärmt und erleuchtet, beseligt und verklärt. Aber darum eben, weil ich die Liebe mit der unvergänglichen, Jahrtausende durchleuchtenden Allgewalt der Sonne vergleiche, finde ich, daß die Liebe auch dieß mit der Sonne theilt, daß sie nicht für einen Einzelnen, sondern für Alle scheint, die dankerfüllt zu ihr emporblicken, und sie inbrünstig segnen für den Zauber, den sie auf unser ganzes Dasein großmüthig ausströmen läßt. Ein wenn auch noch so winzig kleiner Strahl jener unendlich großen Himmelssonne ist die Liebe, die ich nicht zu einem Einzelnen allein, sondern zu jedem Menschen, der meiner Liebe würdig ist, im Herzen trage, ohne daß ich dadurch eine Sünde gegen die Einheit und Untheilbarkeit der Liebe begehe, wie sie Isolde von Berlichingen zum Gesetz erhebt. Mein Herz liebt alle Menschen mit gleicher ungetheilter Liebe, und warum sollte das, was mir gestattet ist, nicht eben so gut jeder andern Frau wie jedem Manne erlaubt sein? Die Liebe, wie ich sie mir denke, ist nicht das Erbtheil eines Einzelnen, sondern das Gemeingut Aller, die sich dieses Gutes

würdig zeigen und darum nehme ich keinen Anstand, die Frage unserer erhabenen Kanzlerin aus voller Seele mit einem vollen Ja zu beantworten.

— Zwei Stimmen, sagte die Gräfin, haben sich für und zwei gegen meine Frage erklärt. In diesem zweifelhaften Falle räumt mir das Statut die Stimme der Entscheidung ein. Bevor ich sie gebe, bitte ich die erleuchteten Räthe des hier versammelten Parlaments, auch meiner Ansicht ein freundliches Gehör zu schenken. — Der Standpunct, von welchem unser General-Advocat die Beantwortung dieser Frage aufgefaßt hat, weicht zwar gänzlich von jenem der drei frühern Redner ab, bietet aber nichts desto weniger den schlagendsten Beweis gegen die Meinung Derer, die in ihrer Engherzigkeit nur das Recht einer ausschließlich einseitigen Liebe wollen gelten lassen. Letztere Ansicht theile ich durchaus nicht und vindicire für jeden Mann, gleich wie für jede Frau, das gleiche Recht, Jeden zu lieben, der ihnen liebenswerth erscheint, mithin mehr als ausschließlich Einen zu lieben, wenn anders das wahre Gefühl, nicht Ehrgeiz, nicht Eigennutz oder irgend ein anderer, unlauterer Beweggrund, das menschliche Herz antreibt, seine Liebe zwischen Zweien, zu welchen es sich gleich mächtig hingezogen fühlt, gleichmäßig

zu theilen. Jeder Menſch trägt in ſeinem Innern ein Parlament. Das menſchliche Herz hat zwei Kammern, und warum ſollte die Eine dieſer geſetzgebenden Gewalten nicht berechtigt ſein, das was die Andere beſchloſſen, zu verwerfen oder, umgekehrt, gutzuheißen, was die Andere verworfen hat? Iſt es nicht natürlich, daß in jeder der beiden Herzenskammern wie in jedem der Parlamentshäuſer ein eigener Sprecher der Leidenſchaften, die ſie bewegen, den Vorſitz führt? Aus dieſem Grunde, glaube ich, hat der Koran jedem Türken das Recht eingeräumt, mehr als eine Frau lieben zu dürfen. Vielleicht gelingt es mir beſſer durch ein Gedicht als durch eine lange Rede Euch von dem zu überzeugen, was ich davon halte.

Mahomet und ſeine Frauen
Saßen einſt im Götterzelt,
Der Prophet umarmt in Beiden
Seinen Himmel, ſeine Welt.

Schmollend fragten beide Frauen:
„Sprich, wie kannſt Du lieben Zwei?
Prüfe, Abgott, und entſcheide,
Wer von uns Dir lieber ſei'"

„Ach vergönnt mir, daß ich ſage,
Was mein Herz ſich oft gedacht,
Du, Ayesha, gleichſt dem Tage,
Du, Fatime, gleichſt der Nacht.

Eure Liebe, Eure Treue,
Hat so glücklich mich gemacht;
Darum lieb' ich ohne Reue
Frühlingstag und Sommernacht

Seht, zwei Spiegel hat die Seele,
Und zwei Kammern hat das Herz;
In der Einen wohnt die Freude,
In der Andern wohnt der Schmerz.

Was sind Schmerzen ohne Freude?
Was ist Freude ohne Schmerz?
In Euch Beiden liebet Beides
Das getheilte Menschenherz."

Also sprach Mahomet zu seinen Frauen, und Beide waren zufrieden im Besitze des getheilten Herzens, der getheilten Liebe. Ist es nun jedem Bekenner des Korans gestattet, mehr als eine Frau zu lieben, so scheint es auch nicht mehr als billig, daß das Gesetz der Frau dasselbe Recht als dem Manne einräume und auch ihr gestatte, mehr als einen Mann zu lieben. Ihr werdet darauf erwidern, wir sind nicht Bekenner des Korans; wir sind Christen! Aber gebietet nicht auch die christliche Religion: ‚Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst,' und wer kann wohl unserm Herzen näher stehen, als Jener, der uns liebt? Liegt nicht schon im Gesetze der christlichen Nächstenliebe das Recht, mehr als Einen

lieben zu dürfen? Liebe ist eine Tochter der göttlichen Freiheit; Freiheit aber duldet keinen Zwang! Und aus diesen Gründen beantworte ich jene Frage, über die Eure Ansichten getheilt sind, mit einem entscheidenden Ja! Ich bitte den Secretär unseres Gerichtshofes, zu welcher Würde ich hiermit Giovannina Barbier erhebe, die erste Entscheidung desselben zu Papier zu bringen.

— Was soll ich niederschreiben? fragte Giovannina.

— Schreibt, was ich Euch dictiren werde. Die aufgeworfene Frage:

‚Ist es erlaubt dem Manne, mehr als eine Frau, ist es erlaubt der Frau, mehr als einen Mann zu lieben?‘ ist in der ersten Sitzung des Minnehofs auf dem Oujezd zu Prag mit zwei Stimmen gegen Zwei durch die fünfte Stimme der vorsitzenden Kanzlerin bejahend entschieden worden. Gegeben zu Prag am 1. September 1600. — Habt Ihr das niedergeschrieben? fragte Magdalena.

— Ja, Kanzlerin, entgegnete der federgewandte Secretär.

— Dann wollen wir das Protocoll unterzeichnen, sagte die Kanzlerin und geruhte ihren vollen Namen darunter zu schreiben.

Und nach ihr unterzeichnete Giovannina Barbice.

— Ich habe noch eine Bitte, sagte Isolde.

— Was steht zu Diensten? fragte Magdalena.

— Ich bitte um eine Abschrift dieses interessanten Erkenntnisses.

— Wozu? fragten die drei andern Räthe.

— Ich wünsche, mit Erlaubniß des hohen Gerichtshofs, eine Sammlung aller Aussprüche desselben anzulegen.

— Es sei Euch gewährt, sagte die Kanzlerin, sich von ihrem Präsidentenstuhle erhebend. Die Sitzung, meine Damen, ist aufgehoben! — — -

---

Zehntes Capitel.

Isolde von Berlichingen.

Isolde aber konnte es kaum erwarten, die Abschrift jener ersten Entscheidung in Händen zu haben.

Neidisch auf den mächtigen, mit jedem Tage wachsenden Einfluß der Gräfin Magdalena, neidisch auf das Band der Freundschaft, das sich zwischen Magdalenen und Sven immer enger und fester schlang, beschloß die intrigante Frau des nicht minder ränke-

süchtigen Burkhard von Berlichingen, im Vereine mit ihrem Gemahle, kein Mittel unversucht zu lassen, um die Freundin des Kaisers in dessen Gunst zu stürzen.

Sie wußte, daß es zur Ausführung dieses heimlich gepflegten Planes vor Allem der Zeit und der Verläumdung bedürfe, um ihre auf dem Gipfel der Macht stehende Feindin zum Sturz zu bringen.

Ihr Gemahl, ein Reichsritter, der seinen Sitz aus Nürnberg nach Böhmen verlegt und das böhmische Indigenat erworben hatte, erbittert über die stolze Gräfin, die seine halblauten Liebesseufzer zu ihr überhört, hatte seiner Frau gelobt, durch schlau ersonnene Künste und listig angelegte Verläumdungen aller Art es nach und nach dahin zu bringen, daß der Ruf ihrer gemeinschaftlichen Gegnerin und der Nimbus ihrer Ehrenhaftigkeit binnen Jahresfrist, wie Burkhard von Berlichingen sich auszudrücken beliebte, einen Riß nach dem andern erhalte, daß die Pauke zuletzt ein Loch bekomme.

Isolde umarmte ihren Gatten dafür viel zärtlicher als gewöhnlich.

Nachdem die Abschrift des ersten Protocolls sich in ihren Händen befand, sorgte Burkhard durch Vervielfältigung zahlloser Abschriften, die er bei Hofe

und in der ganzen Stadt heimlich verbreiten ließ, vor Allem dafür, die von der Gräfin in harmloser Weise ausgesprochene Ansicht in falsches Licht zu stellen und so auszulegen, daß Magdalenens guter Ruf ‚den ersten Kler' bekam. Er dichtete auf die ‚kalte unerbittliche Artemisia,' die seiner zudringlichen Huldigung nicht die kleinste Aufmerksamkeit geschenkt hatte, allerhand kleine Spottlieder, die seine Frau mit Melodieen versah und sie dann wie stechende Wespen hinausflattern ließ in alle Kreise der Bevölkerung, um dem Ansehen der Gräfin einen giftgeschwollenen Stich nach dem andern zu versetzen. Der häufig wiederkehrende Platzregen kleiner boshafter Bonmots höhlt zuletzt auch den festesten Stein aus, und so geschah es, daß durch die kleinen raffinirten Verläumdungen des sich vollkommen würdigen Ehepaares der bis dahin unbescholtene Name der Gräfin nach und nach ein Gegenstand des allgemeinen Spottes ward, ohne daß sie es Anfangs ahnen konnte, wer der Urheber des Schwarmes jener tausend kleinen Spottfliegen sei, die ihr Ohr und endlich auch das des Kaisers umschwirrten und umsummten so lange, bis endlich, nach Jahr und Tag, Burkhard's Prophezeihung mehr und mehr in Erfüllung ging.

„Die Pauke hatte ein Loch bekommen!"

Eilftes Capitel.

Drei Todesfälle.

So war das Jahr 1601 herangekommen.

Im Laufe dieses Jahres büßte Kaiser Rudolph drei seiner Räthe ein. In der Mitte Septembers erkrankte der kaiserliche Leibarzt Christoph Guarinonius.

Der Doctor elixirabilis, nicht wenig eitel auf den Titel, der ihm vor fünfzehn Monaten vom Kaiser ertheilt worden war, hatte lange vor seiner Erkrankung sich damit beschäftigt, die Ehrennamen all jener berühmten Leute zusammenzustellen, die im Phalanx der Scholastiker durch besondere Doctortitel geehrt worden sind.

Wir geben hier die alphabetisch geordnete Liste, wie wir sie in den nachgelassenen Handschriften Guarinons, in deren Besitz uns, schon vor Jahren, ein günstiger Zufall gesetzt, vorgefunden haben:

Thomas von Aquino	hieß	Doctor angelicus,
Gregorius v. Rimini	„	Doctor authenticus,
Johann Gerson	„	Doctor christianissimus,
Anton Andrean	„	Doctor dulcifluus,
Petrus Oriolus	„	Doctor facundus,

Wilhelm Varro	hieß	Doctor fundatus,
Romanus Aegidius	„	Doctor fundatissimus,
Franciscus Mayronis	„	Doctor illuminatus,
Alexander von Sales	„	Doctor irrefragibilis,
Der heil. Bernhard	„	Doctor mellifluus,
Roger Baco	„	Doctor mirabilis,
Joseph Bassolis	„	Doctor ordinantissimus,
Walter Burleigh	„	Doctor planus et perspicuus,
Thomas Bradwardin	„	Doctor profundus,
Durand de Saint-Porcain	„	Doctor resolutissimus,
Bonaventura	„	Doctor seraphicus,
Wilhelm Occam	„	Doctor singularis,
Henrik Goethals	„	Doctor solemnis und
Duns Scotus	„	Doctor subtilis.*)

Gleichsam um die Zahl dieser neunzehn Männer rund und voll zu machen, hatte Kaiser Rudolph, wie uns bereits bekannt, seinen überaus eiteln, titel- und auszeichnungssüchtigen Leibarzt mehr aus harmloser Ironie als in wirklicher Anerkennung zum Doctor elixirabilis ernannt.

*) Guarinonius hat in seiner Liste einen der ausgezeichnetsten Doctoren vergessen: wir meinen Alanus von Ryssel, der als scholastischer Philosoph den Ehrentitel Doctor universalis erhielt.

Noch während seines Krankenlagers hatte sich der Entdecker des mäuseschwanzähnlichen Pulsschlages, eifriger als je, mit der Vollendung des von ihm aufgestellten Systems beschäftigt und über zweihundert zwanzig verschiedenartige Pulsrhythmen genau classificirt und mit gelehrter Weitschweifigkeit definirt, als das boshafte Schicksal ihm den allerdings unverzeihlichen Possen spielte, ihn inmitten seiner hochgelehrten Puls-Studien aus der Reihe der Lebenden abzurufen, und ihn in die grausame Nothwendigkeit zu versetzen, die Ausführung seines Systems einem seiner spätern Nachfolger überlassen zu müssen.*)

Es war ein sehr herber Schlag für die gelehrte Eitelkeit dieses Mannes, der sich erst fünfzehn Monate zuvor dem Kaiser gegenüber gerühmt hatte, gar nicht sterben, sondern mit Hilfe des ihm von

---

*) Die Idee des Dr. Guarinonius wurde vierzig Jahre später von dem Tübinger Arzte Samuel Hafenreffer aufgegriffen. Letzterer schrieb ein ganzes Buch darüber, das u. d. T. „Monochordon symbolico-biomanticum abstrusissimam pulsuum doctrinam ex harmoniis musicis demonstrans“ im Jahre 1640 an's Licht trat und seit langer Zeit zu den vielgesuchtesten Seltenheiten jedes Bibliophilen gehört.

dem Muttergottesbilde zu Loreto eingegebenen Elixirs in Fülle der Gesundheit den Untergang der Welt und das Gericht des jüngsten Tages ruhig abwarten zu wollen; es war traurig und niederschlagend für diesen Mann, schon jetzt in einem Alter von kaum achtzig Jahren, trotz seines vielgepriesenen Lebenstranks, so gut wie jeder andere Sterbliche in's Gras beißen, so gut wie der elendeste Quecksalber Prags sterben zu müssen. Die vereitelte Selbsttäuschung, mindestens hundert Jahre alt zu werden, schien ihn in der letzten Stunde seines irdischen Daseins mehr zu schmerzen, als das Herannahen des Todes, dem er — der Wahrheit die Ehre! — mit stoischer Ruhe und stolzer Verachtung in's Auge sah.

— Trotzdem, Meister Tod, stirbt ein Mann meines Geistes, meines Ruhmes, meines Wissens nicht. Non est mortale quod opto! rief er wenige Augenblicke vor seinem Ende und starb im vollsten Bewußtsein und mit der ganzen Ruhe eines griechischen Weltweisen, neugierig wie jener Isidorus von Sevilla in seiner ‚Comoedia humana' zu erfahren, ob hinter seinem Leben ein Punctum oder Semicolon folge, ob der Tod das Ende oder der Anfang eines neuen Lebens sei. Er schien das Letztere zu glauben. Jenseits aber bedarf der menschliche

Geist zum Fortleben freilich nicht seines Elixirs. Die geheimnißvolle Zubereitung desselben hinterließ er seinem einzigen Sohne, in dessen Armen er lächelnd in's Jenseits hinüberschlummerte.

Das letzte Wort das sich den Lippen des Sterbenden entrungen hatte, war — Mäuseschwanz. Ein Beweis, daß die Seele noch im Augenblicke des Scheidens aus der irdischen Hülle sich mit seinem Pulssysteme beschäftigt hatte.

Diese irdische Hülle ward ohne große Feierlichkeit im Sanct-Veitsdome auf dem Hradschin beigesetzt.

Ueber seiner Gruft erhebt sich noch heutzutage ein schönes Marmordenkmal; worauf er in Lebensgröße und ganzer Figur abgemeißelt ist.

Sein Sohn und einziger Erbe des Elixirs, Hippolytus Guarinonius, (geboren zu Hall im Innthal, in Prag erzogen und ausgebildet) erwarb sich durch den Verkauf der Lebenstinktur seines Vaters einen ziemlich beträchtlichen Reichthum, wäre aber trotz seines vielen Geldes, wie mancher Reiche, schon längst verschollen, hätte er sich nicht in spätern Jahren seines Lebens vor Allem durch ein interessantes Buch ‚Grewel der Verwüstung des menschlichen Geschlechts' bekannt gemacht.

Er erfüllte in diesem Werke ein Gelübde des Vaters, indem er es der heiligen Jungfrau Maria zuzueignen beschloß. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Als Kaiser Rudolph das Ableben seines Leibarztes erfahren hatte, sagte er zu seinem Kammerdiener und Hofpoeten de Delle:

— Du mußt ihm eine Grabschrift dichten!

Und das geschah denn auch wirklich. Mardochäus dichtete die beiden Knittelverse:

.Allhier ruht in Gottes Hand
Ein Mann, der zu klappern verstand.'

Vier Wochen später erkrankte der kaiserliche Rath und Hofastronom Tycho de Brahe.

Der kaiserliche Hofrath Ehrenfried von Minkwic hatte, am 13. October vom Peter Wok von Rosenberg zu Tisch geladen, seinen berühmten Freund mitgebracht.

Nachdem Tycho de Brahe an der Rosenberg'schen Tafel zwischen dem Herrn des Hauses und dem böhmischen Edelmanne, der ihn mitgebracht, Platz genommen und den ersten Löffel Suppe zum Munde geführt hatte, konnte der alte eingefressene Aberglaube des dänischen Gelehrten nicht umhin, mit den Augen, während sein Mund die Suppe verschlang,

die bunte Reihe der Gäste zu zählen. Der Löffel entsank seiner zitternden Hand, als er zu seinem Schreck die Entdeckung machte, daß es ihrer — zur Vorsicht zum zweiten und zum dritten Male gezählt — gerade Dreizehn waren.

— Mich trifft der Schlag! rief er so laut, daß seine beiden Tischnachbarn es hören mußten.

— Was ist Euch zugestoßen, mein Freund? fragte der von Minkwic.

— Was habt Ihr, kaiserlicher Rath? fragte Rosenberg.

— Ach, meine Herren, stöhnte der gelehrte Sternseher, ich habe eine traurige Entdeckung gemacht . . .

— Am Himmel? fragte der Herr des Hauses.

— Nein, nein, hier an Eurer Tafel! Mit Einem Schlage habe ich Alles verloren: Hunger und Durst, Laune und Fröhlichkeit, Lebensmuth und . . .

— Doch nicht gar Eure silberne Nase? fragte Ehrenfried von Minkwic.

— Bekümmert Euch nicht um meine Nase, erwiderte Tyge ziemlich ärgerlich: das, was ich hier verloren habe, ist schlimmer als meine Nasenspitze, die Euch durchaus nichts angeht.

— Mein Gott, was ist Euch? fragte Rosenberg.

— Ich habe meinen ganzen Appetit verloren!

— Aber warum? fragten beide Nachbarn zugleich.

— Ich habe aus alter Angewohnheit die Gäste gezählt und zu meinem tiefsten Schreck wahrgenommen, daß die Zahl derselben gerade Dreizehn beträgt. Ich lese in den Sternen, daß dieser heillose Schreck, der mir wie ein kalter Brand in alle Gliedmaaßen geschlagen ist, mein Tod sein wird. Ich lese in den Sternen, daß ich in längstens vierzehn Tagen ein Kind des Todes bin.

— Laßt Euch nicht auslachen, lieber Freund, sagte Ehrenfried von Minkwic. Schämt Euch lieber vor Euch selbst! Wie kann ein so grundgelehrter Mann, ein so grundgescheidter Philosoph, so abergläubisch und so furchtsam wie ein altes Weib oder verliebtes Mägdelein sein!

— O weh, mein Bauch! schrie Brahe.

— Beruhigt Euch, kaiserlicher Rath! ermuthigte ihn Herr von Rosenberg. Ich sage Euch, wir sind nicht Dreizehn, sondern, genau gezählt, Vierzehn bei Tische.

Tycho begann von Neuem zu zählen.

— Ich bringe nur Dreizehn heraus!

— Ihr irrt Euch, mein großer Rechner, sagte der Hausherr und lehnte sich zu dem Ohre seines Nachbars hinüber, um ihm leise den Trost zuzuflüstern: Den vierzehnten Gast, den Ihr freilich noch nicht sehen könnt, trägt meine schmucke Nichte Zrinyi, welche Euch gegenüber sitzt, seit sechs Monaten unter ihrem Herzen.

Brabe aber wollte es nicht glauben.

— Fragt sie selbst, lachte der Hauswirth.

— Gnädigste Frau, stammelte der angstgepeinigte Prophet zu seinem reizenden Vis – à – vis. ist es wirklich wahr, daß die Welt auf den Zuwachs eines neuen Staatsbürgers zählen darf?

— Was wollt Ihr damit sagen? fragte die Gräfin Zrinyi ziemlich verlegen.

— Ich will damit gefragt haben, ob Ihr Euch zur Freude Eures Gemahles (er hielt sich dabei seine silberne Nasenspitze, die aus lauter Schreck ihre sichere Position eingebüßt zu haben schien) wirklich in jenem Zustande befindet, von dem sich mit einiger Gewißheit voraussehen läßt, daß die Zahl Eurer jungen Knospen sich um wenigstens Eine vermehren wird?

— Allerdings verhält sich's so, sagte die Frau von Zrinyi durch diese etwas dreiste Frage sehr in Verlegenheit gebracht.

— Verzeiht mir, edle Gräfin, entſchuldigte ſich Brahe. Ihr macht mich, gerade mich, durch Enthüllung dieſes zarten Familiengeheimniſſes zum Glücklichſten aller Unglücklichen!

— Ihr ſprecht in Räthſeln, entgegnete Frau von Zrinyi.

— Sogleich ſollt Ihr die Auflöſung erfahren. Ich bin ſehr abergläubiſch, gnädige Frau. Ich zählte kurz vorher dreizehn Gäſte. Der Biſſen blieb mir im Munde. Da geruhte Euer edler Oheim, zu meiner Beruhigung, mir huldreich anzuvertrauen, daß — obgleich unſichtbar — ſich ein vierzehnter Gaſt bei Tiſch befindet. Geſtattet mir, holde Gräfin, daß ich den erſten Glückwunſch auf den zukünftigen Stolz ſeiner erhabenen Eltern ausbringe: Geruhet mit mir anzuſtoßen auf das Wohl des noch ungeborenen Kroatenhelden. Es lebe hoch Graf Zrinyi der Vierzehnte!

— Verzeiht, kaiſerlicher Rath, ſagte der glückliche Oheim, mit ihm freundlich anſtoßend, daß ich Euren Lebehochruf berichtige! Wird's ein Knabe, dann iſt's der Sechſte, und wird's ein Mädchen, dann iſt's das Siebente, jedenfalls alſo iſt der zukünftige Sproß erſt der Dreizehnte! —

— In meinen Augen aber bleibt er, gleichviel

ob er generis masculini oder generis feminini ist, doch der Vierzehnte, und wenn Ihr nichts einzuwenden habt, so gestattet, Falls dieser Vierzehnte ein Knabe ist, daß Ritter Brahe sich ungebeten auf die Liste seiner Taufpathen schreiben darf.

— Angenommen! sagte Herr von Rosenberg.

Der kaiserliche Rath, der wieder ganz beruhigt schien, begann nun nach alter Gewohnheit tüchtig zu essen und noch tüchtiger zu trinken. Er ließ keine einzige Schüssel vorübergehen: er griff tapfer zu, und ließ sich ein Gerücht besser als das Andere behagen.

Beim Nachtische verschlang er fast eine halbe Melone und beging die Unvorsichtigkeit, statt des Weines, dessen er bereits genug genossen zu haben schien, ein Paar Gläser Wasser zu trinken, um seinen ungewöhnlich großen Durst zu kühlen. Und so geschah es, daß Tycho de Brahe in Folge des heillosen Schrecks, des vielen Essens und Trinkens und namentlich in Folge des unmäßigen Melonengenusses mit obligater Wasserbegleitung und der hinzugetretenen Schamhaftigkeit seines Anstandsgefühles krank und leidend nach Hause kam.

Erst am dritten Tage, als er fühlte, daß seine Schmerzen immer heftiger zu werden begannen, ließ er den kaiserlichen Leibarzt Anselmus Boethius rufen.

Dieſer erkannte ſogleich, daß ſeine Hülfe zu ſpät komme.

— Ihr hättet mich früher rufen ſollen! ſagte der Niederländer.

— So ſprechen alle Aerzte, entgegnete der Däne, wenn ſie uns nicht mehr zu helfen wiſſen. Hätte ich ahnen können, daß mein Zuſtand gefährlich ſei, dann würde ich Euch gleich in der erſten Nacht haben rufen laſſen.

— Das wäre freilich viel klüger geweſen, entgegnete der Arzt.

— Gebt, gebt, Ihr wüßt Alle nichts! Schade, daß unſer Einer nicht nebenbei auch gründlich Medicin ſtudirt hat. Vielleicht ſtände es beſſer um Euer Wiſſen, das ja ziemlich noch auf derſelben Stufe ſteht, als es, vor Jahrtauſenden, zu den Zeiten Hippokratis und Galeni geſtanden hat.

— All' unſer Wiſſen iſt eitele Hypotheſe! bekannte der ehrliche Aesculap von Brügge. Unſer ganzes Wiſſen iſt eitles Stückwerk!

— Nur nicht das Unſerige, die Aſtronomie! Sie, die auf Stunde und Minute eine Mond- oder Sonnenfinſterniß vorauszubeſtimmen weiß, iſt keine bloße Hypotheſe, ſondern Gewißheit, Wahrheit,

Thatsache, und darum preise ich den Zufall, der mich Astronom und nicht Medicus werden ließ.

— Wohl Jedem, der soviel wie Ihr das menschliche Wissen erweitert und bereichert hat.

— Ihr habt nicht Unrecht, lieber Freund! Ne frustra vixisse videar! Ich scheine nicht vergebens gelebt zu haben.

— Dieß Zeugniß, Ritter, wird Euch Jeder geben, der da weiß, wie unsterblich die großen Dienste sind, die Ihr jener Wissenschaft geleistet habt, welche Euch in Anerkennung jener zum Fürsten der Astronomie ernannt hat.

Am Abende des 23. October sagte Brahe zu seiner Frau und seiner ältesten Tochter Magdalena, die tief betrübt an seinem Krankenlager saßen:

— Ich kann Dir und Deinen armen Kindern nichts als etwas Ruf und einige meiner astronomischen Instrumente hinterlassen. Auf Ersteren leiht Euch, sobald ich meine müden Augen zugedrückt habe, kein Prager Jude, und wäre er Großmuth und Bewunderung selbst, einen rothen Kreuzer; suche also wenigstens die Letztern, und besonders meine große Himmelskugel und meinen Sextanten, so gut als möglich zu verwerthen. Beide sind zwar nur von Messing und dennoch haben sie mehr Werth als

mancher elende Goldklumpen. Biete Deine Instrumente zuerst dem Kaiser an, aber rechne, wenn ich todt bin, nicht auf allzugroße Dankbarkeit! Nur die Lebenden haben Recht; die Todten aber vergißt man leicht: Doch grämt Euch darum nicht! Der alte Gott, an dessen Dasein ich nie gezweifelt, wird Euch unter die Flügel seines Schutzes nehmen und den Namen Brahe, der besser als Millionen Andere die Wunder seines gestirnten Thronhimmels erkannt und durchschaut hat, gewiß nicht zu Schanden werden lassen. Diese Ueberzeugung, meine Alte, tröstet mich! Mutter Christine wird für ihre Kinder sorgen, und Du, Magdalene, und Deine fünf anderen Geschwister, Ihr werdet nach meinem Tode den ganzen Schatz Eurer kindlichen Liebe, Eures kindlichen Gehorsams, auf die beste und zärtlichste aller Mütter übertragen.

— Das gelobe ich Dir, guter Vater, im Namen meiner Brüder und Schwestern, sagte Magdalena, seine Hand dankbar an ihre Lippen pressend und sie mit Thränen benetzend, die den hellen Spiegel ihrer reinen Seele verhüllten.

— Nun bin ich gefaßt und ruhig! sagte Brahe, seine Tochter segnend. Jetzt noch ein Wort zu Dir, Christine! Meine Feinde haben Dich schwer verläumdet. Vergieb, wie ich ihnen vergebe! Zu allen Zeiten

hat der Neid der bösen Welt Alles, was höher als sie selber steht, zu sich in den Staub zu zerren versucht. Nicht immer ist ihm das gelungen. Ich hoffe zu Gott dem Gerechten, daß die boshafte, neiderfüllte und gehäßige Verläumdung auch an der Rüstung Deines tugendhaften Lebenswandels, an dem Harnische Deines edeln Charakters, machtlos zerschellen wird. — Sollte ich je im Leben durch ein rauhes liebloses Wort Dich unverdient gekränkt haben, dann vergieb es mir, Christine, und denke, wenn ich todt sein werde, ohne Groll an Deinen alten Tyge, der Dich wahr und aufrichtig ohne Eigennutz, ohne Nebenrücksicht innig geliebt und mehr als jedes andere Weib verehrt hat.

— Ich werde Dich niemals, niemals vergessen, gelobte die Bäuerin Christine, deren tiefgefühlter Schmerz sie, mehr als Stammbaum und Wappen der stolzesten Frau, zum höchsten Adel, zum Adel der Seele, erhob.

Sie küßte die Stirn des geliebten Gatten und wachte wie ein treuer Hund auch die letzte Nacht, wie jede der fünf vorhergegangenen, an seinem Krankenlager. Sie pflegte und tröstete ihn mit der ganzen Liebe, deren eine so einfache, schöne und große Seele, wie die ihrige, fähig war.

Am Morgen des folgenden Tages sagte Tycho zu Anselm de Boodt:

— Ich fühle, daß es mit mir mehr und mehr zu Ende geht. Ich sterbe wie Papst Julius II., wie Kaiser Maximilian I. und der Sieger von Raab, Graf Niklas Palfy, im Folge jenes übermäßigen Genußes von Melonen, auf welche ich Wasser getrunken; ich sterbe an den Folgen des Schrecks, den mein Aberglaube mir bei der Tafel Rosenbergs in den Magen gejagt; ich sterbe aus eigener Unvorsichtigkeit!

— Ein Mann Eures Namens stirbt niemals! tröstete der Arzt. Euer Geist schwingt sich zum Himmel auf, um dort in nächster Nähe den geheimnißvollen Lauf der Weltordnung, die Bewegung des Sternenmeeres zu beobachten.

— Und darauf freue ich mich! sagte Tycho de Brahe, dessen brechendes Auge begierig war, die Wunder des Himmels zu schauen, mit welchen sein Geist schon hier auf Erden sich so innig befreundet und vertraut gemacht.

Er starb am 24. October 1601 im ehemaligen Hause des Vice-Kanzlers Jacob Khurtz von Senfftenau in einem Alter von sechszig Jahren.

Er hinterließ eine Witwe mit sechs Kindern.

Zwei andere waren vor ihm gestorben. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

In demselben Jahre, in welchem zu Prag der Mann mit der silbernen Nase zu seinen Vätern versammelt wurde, war, acht Monate vor ihm, zu Kopenhagen der erbittertste seiner Gegner, der Mann mit der gebissenen Wade, der ehemalige Rentmeister und spätere Reichsrath Christoph von Walckendorf — am 4. Februar — gestorben.

Der Name dieses Mannes ist verschollen. Aber Tycho de Brahe's Name glänzt noch heute, nach zweihundertfünfundfünfzig Jahren und wird noch nach eben so vielen Jahrhunderten und Jahrtausenden, ja bis an's Ende der Welt, fortglänzen als ein Stern erster Größe, als Sirius unter den Sternkundigen aller Zeiten und Nationen, als princeps astronomorum omnium saeculorum, wie ihn mit vollstem Rechte der erste seiner Lebensbeschreiber, der Franzose Pierre Gassendi, genannt hat.

Das Gerücht aber, daß er eine oder gar mehrere seiner Nasen dem Könige Christian IV. von Dänemark vermacht haben soll, ist ein Märchen, das die Manen des großen unsterblichen Dänen dem Spotte seiner undankbaren Zeitgenossen eben so gern wie manche andere auf Kosten seiner beneideten

Größe in Umlauf gesetzte Fabel großmüthig vergeben werden. —

Tycho de Brahe's Grabschrift, von der im nächstfolgenden Capitel die Rede sein wird, ward, auf Befehl Rudolphs, von dem kaiserlichen Historiographen Jacques Typot in lateinischer Sprache verfaßt.

Dieser Mann überlebte ihn nur wenige Wochen.

Gegen Ende des folgenden Monats starb auch der „geköpfte Niederländer,“ ohne die Geschichte Kaiser Rudolphs vollendet oder, richtiger gesagt, ohne sie angefangen zu haben.

Es hat den Anschein, als habe der Diester Historiograph mit der Abfassung dieser ihm aufgetragenen Arbeit absichtlich und aus politischer Vorsicht bis zu seinem Tode gezögert, um, wollte er anders seinem Freimuthe getreu bleiben, sich nicht zum zweiten Male der Gefahr auszusetzen, seinen wackelnden Kopf noch einmal zum Schaffot verurtheilt zu sehen.

Er starb, ohne die Vollendung des zweiten Bandes des von ihm begonnenen Prachtwerks „Symbola divina et humana“ zu erleben.

Der zweite Theil dieser gelehrten Arbeit erschien erst im folgenden Jahre unter den Auspicien des

Kupferstechers Gilles Sadeler und der Mitwirkung des Doctor Johannes Jessenius, der zu den letzten Bildern oder Emblemen des zweiten Bandes den erklärenden Commentar und außerdem die lateinische Lobschrift des Verstorbenen schrieb, die dem zweiten Theile vorgedruckt, in kurzen, aber scharfen Umrissen das vielbewegte, abenteuerliche und durchaus nicht uninteressante Leben jenes Mannes schildert, der, seitdem ziemlich vergessen, Gott weiß in welchem Kirchenwinkel der Hauptstadt Böhmens den ‚ewigen Schlaf schläft.'

De mortuis nil nisi bene! sagt das Sprichwort, und aus diesem Grunde werfen wir einen Schleier über das Leben dieses zu seiner Zeit so hoch berühmten Mannes, der wohl einen Biographen verdient, welcher die verschollenen Verdienste dieses Gelehrten nach so langer Zeit aus dem Staube der Vergessenheit hervorzieht und sie von Neuem auffrischt in der Erinnerung der undankbaren Nachwelt.

In den letzten vier Monaten des Jahres starben also in den Ringmauern Prags drei hochverdiente Ausländer: der Italiener Christoph Guarinonius, der Däne Tycho de Brahe und der Niederländer Jacob Typotius.

— Requiescant in pace! ruft die Muse der

Geſchichte, die dieſe drei Namen mit diamantenem Griffel in die Aebeſtblätter der Wiſſenſchaften, deren Vertreter ſie geweſen ſind, dankbar eingegraben hat.

Zwölftes Capitel.

Leichenbegängniß und Beiſetzung Tycho de Brahe's.

Das Begräbniß des großen Dänen, das am 4. November 1601 ſtattfand, war eines der ſchönſten, großartigſten und ergreifendſten, deren ſich Prag während der ganzen Regierungszeit Kaiſer Rudolphs erinnern konnte.

Der unabſehbare Leichenzug, dem ſich alle Beamteten des Hofes, alle Mitglieder des Carolinums und Clementinums und ein zahlloſes Gefolge aus allen Ständen der drei Städte Prag angeſchloſſen hatten, bewegte ſich in feierlicher Langſamkeit vom Hradſchin herab in die Hauptkirche der Altſtadt, in die Tein- oder Unſerer Lieben Frau Himmelfahrts-Kirche. Der Zug währte zwei volle Stunden.

Der Sarg war mit ſchwarzem Sammet überzogen. Auf dieſem Sammet waren die Namen

und vergoldeten Wappen sämmtlicher Ahnen Tycho de Brahe's eingestickt.

Die Unzahl der großen brennenden Wachskerzen, die dem Sarge vorangetragen wurden, waren gleichfalls mit den in Miniature ausgeführten Wappen des Brahe'schen Geschlechtsregisters geziert.

Dicht vor der Leiche ward von einem in Trauerfarben gehüllten Herolde eine große, weithinflatternde, schwarze Damastfahne getragen, worauf Tycho's Wappen, Namen und Titel prächtig mit Gold eingestickt waren.

Hinter dieser Fahne folgte Tycho's Leibroß, das, mit einer schwarzen Sammetdecke überzogen, auf dem sein goldgesticktes Wappen erglänzte, von einem seiner Diener an dem mit Trauerflor umhüllten Zügel geführt ward.

Hinter dem Pferde wurde von einem zweiten Trauerherolde eine zweite schwarze Atlasfahne, geschmückt mit Tycho's Sinnspruch: „Esse potius, quam haberi" (Besser sein als scheinen), getragen.

Dieser Fahne folgte ein zweites Pferd, das mit einer schwarzen Decke von englischem Tuche behangen, eine der drei weißen Schimmelstuten, das Lieblingsroß des Kaiser Rudolphs, früher Elelia und später Westonia umgetauft, von zwei kaiserlichen

Hoftrabanten an der vergoldeten Caudare stolz einhergeführt wurde.

Dem Roße des Kaisers folgte ein dritter Herold, der auf einem schwarzen, mit großen Silberfranzen besetzten Sammetkissen das vergoldete Rappier und den vergoldeten Dolch des Verstorbenen, als Zeichen seiner Ritterwürde, trug.

Dem dritten Herolde folgte ein Vierter, der den vergoldeten, mit schwarzem Sammet überkleideten und mit goldenen Schnüren besetzten Helm trug, geschmückt mit buntfarbigen Federn, ganz wie seine Ahnen sie getragen hatten.

Dem vierten folgte ein fünfter Herold, der auf einem schwarzseidenen Kissen Brahe's vergoldetes Sporenpaar trug.

Dann folgte ein Sechster, der das mit Tycho's Wappen geschmückte Schild trug.

Nach diesem Schilde folgte der Sarg, welcher von zwölf kaiserlichen Trabanten, Sprossen aus dem ältesten Adel Böhmens und des deutschen Reiches, auf den Schultern getragen ward.

Dicht hinter der Leiche folgte Brahe's jüngster Sohn*) zwischen dem schwedischen Reichsgrafen

*) Sein ältester Sohn, Tycho de Brahe der Jüngere, sowie

Brahe*) und dem kaiserlichen Hofrathe Ehrenfried von Minkwic, alle Drei in langen Trauerkleidern mit weißen, reichgestickten Halskrausen.

Diesen Drei folgten die Räthe, Kammerherren und die anderen hohen Beamteten des kaiserlichen Hofstaates und unter diesen der Oberstkämmerer Carl von Liechtenstein und der Oberstthofmarschall Leonhard Freiherr von Harrach. In dieser Abtheilung des Zuges gewahrte man auch den Oberstlandrichter Adam von Sternberg und den kaiserlichen Appellationsrath Wenzel Budowec von Budowa.

Diesen folgten Tycho de Brahe's Studenten und Diener in langen Trauerkleidern. Unter der Zahl der Erstern befand sich auch Johannes Barvitius, der Geheimschreiber des Kaisers, der an der Seite Johannes Keplers ging, die Beide sich eine Ehre daraus machten, sich der Zahl seiner Schüler anzureihen.

---

sein Schwiegersohn Franz Tengnagel waren verreist, und konnten dem Leichenzuge nicht beiwohnen.

*) Erich Brahe, Graf zu Wissingsburg, Rath des Königs von Polen und Gesandter am Prager Hoflager, war Tycho de Brahe's guter Freund und der beständige Gefährte der letzten Lebensstunden des großen Dänen.

Dieſen Jüngern des großen Apoſtels der Aſtronomie folgte ſeine Hausfrau, die treue, einfache, und doch ſo edle Bäuerin Chriſtina zwiſchen zwei alten Hofräthen des Kaiſers.

Der trauernden Mutter folgten ihre drei Töchter Magdalena, Eliſabeth und Cäcilia. Jede derſelben ward von zwei Beamteten der Krone geführt. Magdalena, die, gleich nach dem Tode ihres Vaters das Gelübde gethan hatte, der Mutter zu Liebe ledig und immer bei ihr zu bleiben, ging zwiſchen Philipp da Monte, dem kaiſerlichen Hof-Capellmeiſter, und dem kaiſerlichen Gemmenſchneider Jobſt von Brüſſel; Eliſabeth, die ſeit dem April dieſes Jahres die Gemahlin des kaiſerlichen Rathes Franz Tengnagel war, zwiſchen dem Hofmaler Johann von Aachen und dem Hofkupferſtecher, Gilles Sadeler; die Jüngſte endlich zwiſchen dem ehemaligen Hauptmann von Bürglitz und dem nunmehrigen Anführer der kaiſerlichen Hoftrabanten und dem kaiſerlichen Appellationsrath und Vorſteher der Bergwerke zu Joachimsthal, jenem alten und geſchwätzigen Johannes Majus, der nach, dem bewußten Briefſragmente der Gräfin Magdalena, eben ſo unſchuldig an der verderblichen Erfindung des Schießpulvers, als die junge, nicht minder geſchwätzige und hyper-

naive Cäcilie an der Eroberung von Troja oder an der Entdeckung von Amerika war.

Den drei Töchtern folgte die leere Staatskutsche der Gräfin Maria Magdalena und eine Unzahl stattlicher Frauen und Jungfrauen aus den höchsten Ständen des Adels und der Bürgerschaft. Unter Letztern gewahrte man Eva von Lobkowic in tiefster Trauer an der Seite der Muse Albions, Elisabeth Westen.

Den Frauen folgten die Professoren der Universität, unter welchen der Rector magnificus, Johann Adam Bystřický von Bochow, Adam Ritter Zaluzansky von Zaluzan und Professor Doctor Johannes Jessenius Ritter von Jessenský sich befanden.

Dann folgte ein langer endloser Zug von Bürgern aus allen Klassen. An der Spitze derselben ragten die drei Bürgermeister der Altstadt, Neustadt und Kleinseite hervor.

Die Stühle in der Kirche, in welcher außer Tycho de Brahe's Ehefrau, ihrem jüngsten Sohne und ihren drei Töchtern, aus hoher Achtung für den Todten, der hier dem Schooße der mütterlichen Erde übergeben ward, sich Niemand zu setzen wagte, waren mit schwarzem englischen Tuche überzogen.

Die Kirche war so überfüllt von Grafen, Grä-

sinnen und andern Adeligen beiderlei Geschlechts, daß Viele, die keinen Platz im Innern der Kirche gefunden, alle Eingänge umlagerten.

Ueber der Leiche ward von dem Professor Dr. Johannes Jessenius eine lateinische Rede gehalten, durch welche die ganze Zuhörerschaft mit Bewunderung für die großen Verdienste des Verstorbenen, wie für die hohen Gaben der Beredtsamkeit seines ihn überlebenden Freundes erfüllt ward.*)

Auf dem Sarge, in welchem Tycho de Brahe in ritterlicher Tracht, vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischt, hineingelegt worden war, lagen sein Schwert, sein Helm, sein Schild und seine Sporen.

Unter mehreren lateinischen Inschriften, die am Sarge angebracht waren, las man auch Folgende:

Post vitam funus, rursum post funera vita.
Nascendo morimur
Moriendo vivimus.**)

---

*) Diese Leichenrede ward u. d. T. Oratio funebris de vita et morte Tychonis Brahei 1601, zuerst in Prag gedruckt, dann in Hamburg und 1655 im Haag neu aufgelegt.

**) Nach dem Leben folgt das Begräbniß, nach dem Begräbniß neues Leben.

Nachdem die Leichenbestattung zu Ende war, wurden die ritterlichen Ehrenzeichen, Fahnen, Schwert, Helm, Schild, Rappier, Dolch und Sporn über sein Grab aufgehängt.

Der Sarg selbst ward in der Nähe des Hauptaltares am ersten Pfeiler, links vom Eingange in die Kirche, in die Erde gesenkt. *)

An diesem Pfeiler errichteten Tycho de Brahe's Kinder, nachdem ihre Mutter Christina im Jahre 1604 in die Gruft des Gatten nachgefolgt war, ein prachtvolles Grabmal von schwarzbraunem Marmor, welches noch heutigen Tages dort zu sehen ist.

Auf der obersten Tafel erblickt man das adelige in vier Felder getheilte Wappen Tycho de Brahe's. Ueber dem Wappen prangt sein Sinnspruch: Esse potius quam haberi.

Mitten auf der Tafel sieht man eine ziemlich lange lateinische Grabschrift, die bald nach dessen Ableben der kaiserliche Historiograph Jacques Typot angefertigt hatte.

Unten am Piedestale liest man den Tycho-

Geboren, sterben wir;
Sterbend werden wir neu geboren.

*) In derselben Kirche ruhen noch zwei andere Dänen: Frederik Rosenkranz und Christoph Ljunge.

nischen Denkspruch: Non fasces, nec opes, sola artis sceptra perennant. *)

Auf der untersten Tafel erblickt man Tycho de Brahe's Bildniß lebensgroß in Marmor ausgehauen. Er steht gebarnischt, die Rechte auf einer Weltkugel, die Linke auf dem Schwertgriff ruhend. Unten am rechten Fuße sieht man sein Wappen und das seiner vier nächsten Vorfahren; am rechten Fuße steht sein mit Federn geschmückter Helm.

An der äußern Einfassung liest man folgende Inschrift: Anno Domini M. DC. I. die XXIV. Octobris obiit illustris et generosus dominus Tycho Brahe, Dominus in Knudstrup et Praeses Uraniburgi, et Sacrae Caesareae Majestatis Consiliarii, cujus ossa requiescant.

Hier wollen wir ihn ruhen lassen.

Dreizehntes Capitel.

Die Göttin der Verläumdung.

Der Minnehof auf dem Oujezd hatte sich unter dem Vorsitze seiner Gründerin und beständigen Kanz-

*) Nicht Reichthum und Schätze, nur die Scepter der Kunst überdauern Alles.

lerin seit dem 1. September 1600 bis zum 1. September 1602 schon vierundzwanzig Mal versammelt, und seit jener Zeit eben so viele Entscheidungen gefaßt. Im Laufe dieser zwei Jahre war die Zahl der Mitglieder des Parlaments von vier auf zweiunddreißig angewachsen und unter diesen befand sich Anna von Sternberg, Tochter des Oberstlandrichters, die durch Stimmenmehrheit zur Vice-Kanzlerin dieses Gerichtshofes der Liebe ernannt worden war.

Während dieser Zeit hatte, durch die zahllosen Ränke und Verläumdungen Isoldens und ihres Gemahles Burkhard von Berlichingen, der gute Ruf der Gräfin Magdalena so viel boshafte Anfeindungen erfahren, daß er in der öffentlichen Meinung, stets gewohnt, vom Schlimmen das Schlimmste zu glauben, ziemlich tief gesunken war.

Der böse Leumund ging zuletzt so weit, sie für eine Art von Messaline auszuschreien, die außer ihrem kaiserlichen Freunde und Beschützer heimlich noch ein ganzes Alphabet anderer Anbeter haben sollte, zu denen ziemlich allgemein auch Rudolphs Hofmaler, Johann von Aachen, gezählt ward, der durch Magdalenens unermüdliche Feindin mehr und mehr in den Verdacht eines nicht nur begünstigten, sondern bei Weitem bevorzugten Nebenbuhlers des Kaisers

gebracht, mehr und mehr in der Gunst des Monarchen zu sinken schien.

Die Verläumdung, die ein einziges Sandkörnchen nach und nach zu einem Chimborasso anwachsen zu lassen versteht, triumphirte im Stillen, daß sie gleichzeitig die Freundin wie den Vertrauten des Kaisers dem Mißtrauen und Argwohne Rudolphs preisgegeben sah.

Das Einzig-Wahre an dem Verhältniß zwischen Gräfin Magdalena und Johann von Aachen war ein hoher Grad von Achtung, welche Erstere nicht der Person, die ihr völlig gleichgiltig zu sein schien, sondern einzig und allein dem Talente des Malers zu zollen sich berechtigt hielt. Magdalena liebte die Kunst, nicht den Künstler.

Letzterer hatte die Gräfin, auf ihren schon vor Jahren in Teplitz ausgesprochenen Wunsch, als Göttin der Jagd gemalt und Magdalena war so unvorsichtig gewesen, dieses Bild, — ein vollendetes Meisterwerk, in welchem er die ganze Begeisterung seiner Farben wie die ganze, hochpoetische Beredtsamkeit seines schönheitstrunkenen Pinsels concentrirt zu haben schien — gerade im Sitzungssaale des Minnegerichts, vermuthlich nur zum Aerger ihrer neiderfüllten Gegnerin, unter einer Art von Thronhimmel

aufhängen lassen, unter welchem sie als Kanzlerin des Liebeshofes präsidirte.

Aber selbst diese kleine, unschuldige, leicht verzeibliche Eitelkeit der Gräfin hatte der unerschöpflichen Verläumdungssucht Isoldens neue Nahrung zur Erfindung und Verbreitung gehäßiger Anspielungen auf die Person ihrer beneideten Feindin gegeben. Von Isolden war ein neues Spottlied in Umlauf gesetzt worden auf die scheinheilige Sünderin, die, gleichsam um sich selbst zu parodiren, auf den naiven Einfall gerathen sei, sich als Göttin der Keuschheit malen zu lassen, wie jener Wolf in der Fabel, der, um die arglosen Lämmer zu täuschen, sich in einen unschuldigen Schafspelz gehüllt habe, um die bethörten Schafe desto leichter und bequemer in die arglistige Falle der Verführung zu locken — Eine andere Strophe des ziemlich langen und durchaus nicht geistlosen Spottgedichtes erzählte, wie der eifersuchterfüllte Gott Jupiter zur Hütung dieser keuschen Diana einen Bock in der Person eines dem Aeußern nach nicht unüblen Farbenklexers zum Gärtner ein, und wie forthaner Bock aus Dank für gütig geschenktes Vertrauen Jenem, der ihn zum Tugendhüter bestellt, Ziegenhörner von der Größe der Prager Rathhausthürme aufgesetzt habe.

Die Gräfin, die dieſes Lied wie jedes der frühern anonym zugeſchickt erhielt, gerieth darüber in ſo großen Zorn, daß ſie den Entſchluß faßte, den geheimen Aufwühlereien ihrer unverſchämten Gegnerin endlich ein Ziel zu ſetzen.

Sie ließ ihren Freund und Rathgeber, Johann von Aachen, rufen..

— Die öffentliche Meinung und das jüngſte Spottlied, das auf mich — Ihr wißt von welcher Seite her — bei Hofe und in allen Straßen Prags heimlich und geſchickt verbreitet worden iſt, bezeichnet Euch abermals als einen jener Anbeter, die von mir erhört und bevorzugt werden. Euch brauche ich nicht zu ſagen, was an dieſem allgemein verbreiteten Gerüchte wahr und unwahr iſt. Ihr wißt beſſer als jeder meiner zahlloſen Neider und Feinde, daß ich in Euch — vergebt mir meine ungeſchminkte Aufrichtigkeit — nicht den Mann, ſondern ausſchließlich nur den gottbegabten Apoſtel Eurer holden Kunſt verehre. Deſſen ungeachtet macht die grundgütige Verläumdungswuth, der nichts auf Erden heilig iſt, aus mir eine Art Margarethe von Burgund und aus Euch, Meiſter, einen meiner zahlloſen Liebhaber, die ich der Reihe nach, ſobald ich ihrer überdrüßig bin, Nachts wie im Thurm von Nesle ſpurlos

verschwinden lasse. — Anfangs habe ich zu all diesen albernen Klatschbasen-Märchen aus Tausend und Einer Nacht der Berlichingen'schen Verläumdungen gelacht und der blaßgrünen Scheherazade den Genuß gegönnt, mich nach Belieben anzuschwärzen. Diese aber, durch mein großmüthiges Schweigen immer dreister gemacht, intrigirt jetzt im Vereine mit ihrem überaus würdigen Eheherrn so offen und so frech gegen meinen guten Ruf, daß es hohe Zeit ist, ihre Ränke nicht länger so ruhig und ungestraft als bisher mitanzusehen.

— Ihr habt vollkommen Recht, gnädigste Gräfin! Es ist sogar die höchste Zeit, daß Ihr endlich gegen die Räuber Eurer Ehre offen und entschieden auftretet und diesen, wie Allen, welche jenen schamlosen Lügen irgend wie Glauben beizumessen sich erkühnen, den Beweis liefert, daß Schweigen nicht immer Zugeben heißt. Ihr müßt Jeder und Jedem, die sich gegen Euern bis dahin unbefleckt gewesenen Namen noch fernerhin aufzulehnen wagen, ungescheut den Fehdehandschuh hinwerfen auf Leben und Tod. Ihr müßt dem im Finstern umherschleichenden Raubgesindel Eures guten Rufes die Larve vom Gesichte reißen, dem Hofe wie dem Volke zeigen, wer jene Banditen sind, die ihr giftgetränktes Stilet in das

reine Blut Eurer Ehre zu tauchen ſich erfrechen, und Euren Feinden nicht minder als Euren Freunden beweiſen, daß Ihr, nach wie vor, des Namens Eures Hauſes vollkommen würdig ſeid!

— Und was rathet Ihr mir zuerſt?

— Ihr müßt beim Kaiſer auf Unterſuchung und Beſtrafung der zwei ſchlimmſten Eurer Verläumder dringen . . . Burkhard und Iſolde von Berlichingen müſſen begreifen lernen, daß man den Hermelin Eures Hauſes nicht ungeſtraft beflecken darf.

— Noch heute — ich gelobe es Euch, mein Freund — will ich meine ſchwer gebrandmarkte Ehre unter den Schutz des Kaiſers ſtellen und ihn bitten, mir glänzende Genugthuung zu verſchaffen wie damals, als ſelbſt Er, der mich beſſer als jeder Andere kennen muß, ſich und mich ſo tief erniedrigen konnte, den boshaften Einflüſterungen elender Abenteurer — hergelaufen wie dieſer Burkhard und ſein Weib — Gehör und Glauben zu ſchenken. Doch bevor ich zu dieſem Schritte ſchreite, habe ich eine Bitte an Euch . . .

— Gebietet, Gräfin, über Euren treuen Diener!

— Ihr kennt die liebenswürdige Frau jenes Burkhard von Berlichingen . . .

— Ich habe ſie, häufiger als ich es gewünſcht, bei Peter Wok von Roſenberg geſehen.

— Dort war's, wo auch mein Fuß zuerſt auf dieſe giftgeſchwollene Natter trat. Könnt Ihr Euch ihre Züge vergegenwärtigen?

— Ich ſehe ſie leibhaftig vor mir!

— Gut, dann malt mir dieſe Frau!

— Als was und wozu? fragte der Maler.

— Malt ſie als Göttin der Verläumdung!

— Aber wie und mit welchen Attributen?

— Dieß, Meiſter, überlaſſe ich dem Scharfſinn Eures Pinſels, der, wie immer, auch hier das Richtige herausfinden wird. Zuvor aber müßt Ihr Eines mir verſprechen . . .

— Und wie nennt ſich dieſes Eine?

— Ähnlichkeit, ſchlagende, grauſame, brandmarkende Ähnlichkeit!

— Dafür bürge ich Euch mit dem ganzen Ehrgeize meiner Kunſt!

— Und wann kann unſere ſchöne Göttin, fertig und prachtvoll eingerahmt, in meinen Händen ſein?

— In längſtens vier bis fünf Wochen.

— Das iſt zu ſpät für die Beſtrafung, die ich

für ſie ausgeſonnen habe. Das Bild muß unbedingt noch vor Ablauf dieſes Monats in meinem Hauſe ſein.

— Euer Wunſch war mir ſtets Befehl!

— Alſo gehorchet, Freund, auch dieſes Mal!

— Empfangt mein Wort als heilige Bürgſchaft, ſprach der Maler und entfernte ſich mit der Abſicht, noch heute Hand an's Werk zu legen und keine Stunde zu verlieren. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

An demſelben Abende begab ſich die Gräfin nach dem Hradſchin.

Kaiſer Rudolph, der erſt wenig Tage zuvor ſchlimme Nachrichten aus dem ungariſchen Kriegslager erhalten hatte, war in Folge der Hiobspoſt, daß Stuhlweißenburg von Neuem in den Beſitz des ſiegenden Halbmonds gefallen ſei, zum erſten Male mürriſch ſelbſt der Gräfin gegenüber, die ihn bis dahin nie anders als liebreich und wohlwollend geſehen hatte.

— Was führt Euch zu uns, Gräfin? fragte der Monarch, an deſſen Stirn die finſtern Wolken des Mißmuths hingen.

— Ein Wunſch, deſſen nothwendig gewordene

Erfüllung die Huld Ew. Majeſtät mir nicht verweigern wird.

— Laßt hören, Gräfin, was Ihr begehrt.

— Ich begehre das, was Eure Gerechtigkeit ſelbſt dem Letzten Eurer Unterthanen nicht verweigern darf. Ich verlange nichts als mein Recht!

— Und worin beſteht Euer vermeintliches Recht?

— In dem vollſtändig begründeten Antrag auf ſtrenge Unterſuchung und nicht minder ſtrenge Beſtrafung aller meiner Feinde.

— Aller Eurer Feinde? wiederholte der Monarch. Ihr begehrt da, ohne es vielleicht zu ahnen, mehr, weit mehr, als ich Euch ſelbſt beim beſten Willen zu gewähren vermag. Auf Unterſuchung aller Eurer Feinde dringen, hieße von Eurem Kaiſer verlangen, bald Prag vor den Richterſtuhl zu ziehen; denn die Maſſe unſerer gemeinſchaftlichen Gegner — warum ſollten wir es uns verhehlen? — iſt faſt eben ſo groß als jene des Unkrauts am Ufer unſerer vielgeliebten Moldau.

— Und ſeit wann legt Kaiſer Rudolph ſo hohen Werth auf die Zahl ſeiner Feinde, daß er ſich vor ihnen zu fürchten ſcheint?

— Die neuen Unglücksnachrichten aus unſerm Königreiche Ungarn . . .

— Geruhen Ew. Majestät vorläufig in Prag zu verweilen und mir huldvollst zu sagen, was Kaiser Rudolph im Herzen seines Reiches, im Herzen seines Volkes, von der Ohnmacht seiner, unserer Feinde zu fürchten hat?

— Auf den Verlust der Festung Groß-Kanischa, sagte Rudolph ablenkend und absichtlich auf Ungarn zurückschauend.

— Was kümmert mich Groß- oder Klein-Kanischa! Es handelt sich hier um unsere gegenseitigen Feinde zu Prag . . .

— Ich habe den Befehlshaber dieser Veste, deren Verlust mir sehr am Herzen liegt, vor ein Gericht gestellt . . .

— Etwas ganz Ähnliches verlange auch ich! sagte die Gräfin, die Aufmerksamkeit des Kaisers nach Prag zurücklenkend.

— Das Kriegsgericht, entgegnete Rudolph, dessen Geist in trübe Rückerinnerungen versank, hat dem General Paradis, weil er Kanischa auf Gnade und Ungnade dem Türken Ibrahim übergeben, den Kopf vor die Füße legen lassen . . .

— Ich, mein kaiserlicher Herr, bin weniger grausam als Euer Kriegsgericht; ich verlange nichts weiter, als die . . .

— Rückeroberung dieſer hochwichtigen Veſte. Sebt, liebe Gräfin, dieſer Anſicht bin auch ich. Groß-Kaniſcha muß dem Türken wieder abgerungen werden, um jeden Preis!

— Bis dahin aber . . .

— Kann ich Euch durchaus nicht verhehlen, unterbrach ſie raſch der Träumer, daß die erſt unlängſt eingetroffene Kunde von dem abermaligen Verluſte Stuhlweißenburgs, das erſt vor einem Jahre durch die glorreichen Waffenthaten des Herzogs von Mercoeur neu gewonnen war, uns doppelt ſchmerzt, da wir jetzt nicht nur den tapfern Feldherrn, ſondern auch dieſen hochwichtigen Platz eingebüßt haben . . .

— Majeſtät, ich hoffe . . .

— Daß General Graf Chriſtoph Roßwurm ſich dafür der Veſte Ofen bemächtigen wird. Das gebe Gott, meine liebe Gräfin; denn Ihr könnt nicht glauben, wie ſehr mir das Schickſal Ungarns am Herzen liegt!

— Tauſendfach mehr als das Meinige, ſagte die Gräfin, aus deren Augen ſich jetzt eine Perlenſchnur ungeheuchelter Thränen ergoß.

— Ich bitte Euch, weint nicht, Magdalena. Ihr wißt, daß ich nur ungern Thränen ſehe, am

unliebſten aber in dem Rahmen Eures Auges. Alſo ſtillt den Lauf Eurer Thränen und ſagt mir, was Rudolph für Euch thun kann, um Euch wieder heiter zu ſehen?

— Ich verlange nichts als Unterſuchung und Beſtrafung Burkhards von Berlichingen und ſeiner Frau, die meine Ehre gebrandmarkt und ſelbſt die Eure nicht geſchont haben.

— Ich für meinen Theil bin bereits daran gewöhnt, jede meiner Abſichten, jede meiner Handlungen verläumdet zu ſehen, und ſchon ſo abgeſtumpft, daß ich die kleinen Petarden der Verketzerung wie Regentropfen oder Schneeflocken von dem Harniſch meiner Langmuth abſchüttele. Ihr aber ſcheint Euch zu grämen . . .

— Ja, ja, doch nur Euretwegen, Majeſtät. Denn Ihr könntet, ſchwiege ich noch länger all' jenen Gerüchten gegenüber, die mich in Eurer Gunſt zu verketzern ſuchen, ſehr leicht zu dem Irrglauben verleitet werden, daß ich nur darum ſchweige, weil ich mich ſelber ſchuldig weiß.

— Magdalena, ſprach der Kaiſer, der plötzlich wieder ſo wohlwollend und liebreich wie bisher für ſie war, wie könnt Ihr glauben, daß Rudolph von der Reinheit Eurer Seele, von der Tugend Eures

Herzens so fest als von der Klarheit der Sonne und der Wahrheit Eurer Liebe überzeugt, den Lästerzungen Eurer Feinde Gehör oder gar Glauben zu schenken vermöchte? Und spräche die ganze Welt: Magdalena, ein Weib wie jedes Andere, heuchelt Dir Liebe und betrügt Dich, wie jede Andere Dich betrogen hat, mehr als der ganzen Welt würde ich Einem Blicke Eures Auges trauen und Allen meinen kaiserlichen Zorn in's Ohr donnern und zurufen: Welt, Du lügst! Ein Herz, wie das Ihrige, kann den Mann, den es liebt, nicht hintergehen.

— Mehr als Ihr würde ich selbst mich verachten müssen, könnte ich Euch nicht stets so offen und schuldlos in's Auge sehen wie in diesem Augenblicke, wo ich Euch im Namen meiner tiefgekränkten Ehre, die ja auch ein Theil der Euren ist, zu bitten mich erdreiste, jene beiden Verläumder, die ich Euch genannt, zur Rechenschaft und — wenn sie das, was sie mir aufzubürden wagen, nicht zu beweisen vermögen — zur Bestrafung zu ziehen.

— Beides, Gräfin, soll geschehen; doch beantwortet mir zuvor eine Frage.

— Gern werde ich Euch Jede beantworten.

— Wie geht es Eurer Freundin Eva?

— Majestät, sie verzweifelt.

— Und weshalb?

— Weil ihr Vater noch immer gefangen und noch immer nicht verhört ist. Sie fragt sich und mich, wie sich dieser Act beispielloser Härte mit den Grundsätzen der Milde und Gerechtigkeit verträgt, welche die Pfeiler Eures Thrones sind.

— Eva's Vater ist ein Verräther. Erst unlängst hat man mir neue Beweise seiner Schuld mitgetheilt.

— Und wenn er wirklich schuldig ist, warum, Majestät, entzieht Ihr ihn dem Urtheilsspruche seiner Richter?

— Um sein Leben zu schonen.

— Eva behauptet, daß ihr Vater ein Opfer der Verläumdung sei.

— Eva irrt sich. Aus Oesterreich sind von zehn verschiedenen Seiten fast gleichlautende Berichte eingelaufen, daß der Name des Gefangenen zu Elbogen das Losungswort der utraquistischen Barone Böhmens und der unzufriedenen Magnaten Ungarns ist, die vereint nichts Anderes bezwecken, als zuerst die Krone Ungarns und Oesterreichs, und endlich auch jene Böhmens mir zu entreißen und sie auf das Haupt meines Bruders Matthias zu setzen, der, um sie in sein verrätherisches Garn

zu locken, den ungariſchen und böhmiſchen Großen ausgedehntere Privilegien und Gleichſtellung aller Confeſſionen zugeſagt hat. Ihr ſeht, Gräfin, ich weiß Alles.

— Majeſtät, wenn die Sache ſich wirklich ſo verhält, wer iſt dann ſtrafbarer, jener Popel von Lobkowic, deſſen Namen man zum Feldgeſchrei der Unzufriedenen vielleicht nur mißbraucht, oder Euer leiblicher Bruder, der gegen Euch intrigirt. — Warum hat Kaiſer Rudolph nicht die Kraft auch dieſen zur Verantwortung und — ergiebt ſich ſeine Schuld — zur Beſtrafung zu ziehen?

— Schon lange trage ich mich mit dem Gedanken, meinen Bruder Matthias, gerade, weil er das Ableben ſeines Bruders kaum erwarten kann, von der Thronfolge auszuſchließen . . .

— Und wer, Majeſtät, hindert Euch, dieſen Gedanken zur That heranreifen zu laſſen?

Unſere vielgeliebte Mutter Maria von Spanien, die kaiſerliche Witwe Unſeres großen, unvergeßlichen Vaters, die ihren Sohn Matthias mehr als jeden andern ihrer Söhne zu lieben ſcheint. Sie lebt ſeit dem Tode meines Vaters im Kloſter der Clariſſinnen zu Madrid und jeder Courrier, der vom Hofe meines Vetters Philipp III. nach Prag

eilt, bringt mir von meiner Mutter weise Rathschläge, nichts zu unternehmen, was mich der Härte zeihen und mich der Liebe meines Volks berauben könnte. In jedem Briefe legt sie mir die Zukunft meines Bruders Matthias an's Herz; in jeder Zeile beschwört sie mich, ihn zu meinem Nachfolger zu erwählen. Diese Achtung vor den weisen Rathschlägen meiner frommen Mutter, die ich über Alles liebe, hält mich zurück, meinem Bruder offen den Fehdehandschuh hinzuwerfen und ihn vor den Augen der ganzen Welt der Felonie anzuklagen. Er aber benutzt meine Nachsicht, meine Langmuth, um sich durch lockende Verheißungen in Ungarn wie in Böhmen von Jahr zu Jahr größern Anhang zu erwerben, und so kommt es, daß ich mich niemals der Sorge entschlagen kann, daß auch Tycho's Wahrsagung sich erfüllen wird.

— Und wie lautet diese Weissagung?

— Wenige Tage vor seiner Erkrankung will Brahe im Buche der Gestirne gelesen haben, daß der Ehrgeiz meines Bruders mich ein Jahr vor meinem Tode meines Reiches, meiner Krone berauben werde.

— Und nannte er Euch die Zeit, wann das Letztere sich ereignen soll?

— Er ſagte weiter nichts als ein Jahr vor meinem Tode, und es fehlte mir, nur Euch geſtanden, an Muth ihn nach meinem Sterbe-Jahr zu fragen.

— Der gute Gott, der ſein Böhmen nicht verläßt, wird meinen Kaiſer und Herrn noch lange Jahre zum Schutze des alleinſeligmachenden Glaubens und zu ſiegreicher Abwehr der zahlreichen Gegner unſerer heiligen Kirche erhalten.

— Die Piccarden und Lutheraner denken anders. Sie ſcheinen die Zeit meines Todes ſehnſüchtiger als je herbeizuwünſchen, weil ihnen mein vermeintlicher Nachfolger vollſtändige Gewiſſensfreiheit zugeſagt haben ſoll.

— Vereitelt die Pläne ſeines ſtrafbaren Ehrgeizes. Laßt Euch durch mein Flehen bewegen, Eurem Bruder einen Strich durch ſeine Rechnung zu machen dadurch, daß Ihr ſelber Euch entſchließet, Euern Gegnern Gewiſſensfreiheit einzuräumen.

— Nein, lieber ſterben als etwas einräumen, was mein Gewiſſen und meine Mutter mir niemals vergeben würden. Ich mag davon nichts hören, Magdalena. Sagt mir lieber, was Eure Freundin Eva gegen mich zu unternehmen gedenkt?

— Sie beharrt darüber in finſterem Schweigen!

— Ihr, Gräfin, müßt verſuchen, ſie auszuforſchen . . .

— Majeſtät, wollt Ihr mich zur Angeberin meiner Freundin erniedrigen? fragte die Gräfin mit dem ſchönen Stolze, der ihr eigen war.

— Nein, das will ich nicht. Ich wünſche das, was Eva zu thun geſonnen iſt, bloß darum zu erfahren, um nach dieſen Schritten mein Verhalten gegen ihren Vater zu regeln. Sollte ſie tollkühn genug ſein, irgend einen Schritt zu liſtiger oder gewaltſamer Befreiung ihres Vaters erſinnen zu wollen, dann würde ſie mich zwingen, von meinem Rechte Gebrauch zu machen und den Schuldbeladenen dem Urtheile ſeiner Richter zu überliefern. Dieß, Gräfin, bitte ich ihr zu ſagen im Namen des Kaiſers.

— Majeſtät, ich werde ſie warnen, ſo viel es in meinen Kräften liegt, doch vermag ich Euch nicht zu verbürgen, daß ſie noch länger ruhig bleibt. Im Gegentheile wage ich ſchon jetzt die Befürchtung auszuſprechen, daß ihre kindliche Liebe ſie früher oder ſpäter anreizen wird, Alles zu wagen, um den Vater, den ſie mehr als ſich ſelber liebt, aus den Banden der Gefangenſchaft zu befreien.

— Sagt ihr, er ſei gut aufgehoben.

— Ich tröſte ſie, ſo gut ich es vermag.

— Will ſie denn niemals bei Hofe erſcheinen? fragte Rudolph, der, eingedenk ihrer jungfräulichen Schönheit, für ſie noch immer zu ſchwärmen ſchien.

— Sie hat ſich gelobt, den Anblick deſſen, der ihr das Theuerſte auf Erden geraubt, zu meiden auf ewig.

— Und könnte Euer Einfluß, der ſo Vieles über ſie vermag, ſie nicht beſtimmen, dieſem Gelübde untreu zu werden?

— Nimmermehr, Majeſtät, werde ich dieß verſuchen!

— Wie, Euer ſchönes Herz vermöchte dem beſten Eurer Freunde einen ſo kleinen unbedeutenden Wunſch zu verſagen!

— Verlangt alles Andere, nur dieß nicht, geſtand die Gräfin, die ein neues Zuſammentreffen des Kaiſers mit Eva von Lobkowic mehr als die härteſte Verläumdung ihrer Feindin zu fürchten ſchien.

— Doch warum wollt Ihr gerade in dieſem Puncte ſo unerbittlich grauſam ſein?

— Weil ich ihr nichts zumuthen mag, was ich ſelbſt nicht zu thun vermöchte. Gegenüber treten einem Mann, der meinen Vater ſeit acht Jahren gefangen hält, hieße mich abſichtlich zu einem Act der Rache herausfordern. Wäre Evens Vater

der Meinige, Majestät, und stünde ich so vor Euch, wie jetzt . . .

— Was würdet Ihr thun? fragte Rudolph.

— Euch beweisen, daß selbst das schwächste Weib stark genug ist, den Raub an dem Leben und Gute ihres Vaters zu rächen.

— Und glaubt Ihr, daß auch Eva fanatisch genug sei, dasselbe zu wagen?

— Wagt die Verzweiflung nicht selbst das Kühnste?

— Ihr habt Recht! sagte Rudolph abgeschreckt. Ich mag sie nicht mehr sehen. Ihr Anblick würde mich an Dinge mahnen, die ich um jeden Preis vergessen will. Laßt Euch nieder, Gräfin, und singt mir, um mich aufzuheitern, eines jener Lieder, durch die Niemand besser als Ihr die Wolken meines Mißmuths zu zerstreuen versteht.

Magdalena erfüllte den Wunsch des Kaisers.

Vierzehntes Capitel.

Noch eine Sitzung des Oujezder Minnehofes.

Es war am ersten October 1602.

Der Minnehof hatte sich an diesem Tage zum

fünfundzwanzigsten Male versammelt, um über eine neue Frage der Kanzlerin zu entscheiden.

An diesem Tage fehlte keines der dreiundbreißig Mitglieder. Auf besondere Einladung der Vorsitzenden waren Alle erschienen, um zur Wahl einer neuen Vice-Kanzlerin, eines neuen General-Secretärs und eines neuen General-Advocaten zu schreiten, da nach einem Zusatzartikel der Statuten diese drei Würden nach Ablauf von je zwei Jahren neu besetzt werden mußten.

Der Sitzungssaal war prachtvoll erleuchtet. Die Kanzlerin saß in voller Galla unter dem durch Candelabres in taghelles Licht getauchten Thronhimmel. Ihr Bild aber, das in Lebensgröße über ihrem Präsidentenstuhle hing, war durch einen Vorhang von gelbem Damast verhüllt.

Nachdem die Sitzung feierlich eröffnet war, schritt der Hof durch Abstimmung zur Wahl der drei Würdenträgerinnen.

An Stelle der Vice-Kanzlerin Anna von Sternberg ward mit 30 Stimmen gegen 2 Elisabeth Weston zu deren Nachfolgerin; an Stelle des General-Secretärs Giovannina Barbice mit 17 Stimmen gegen 15 Anna von Sternberg; mit 22 gegen 10 Stimmen Eva von Lobkowic neuerdings zum General-

Advocaten erwählt und von der Vorsitzenden des Hofes ausgerufen.

Dann schritt man zur Verhandlung der von der Gräfin Magdalena aufgeworfenen Frage:

„Wer ist in den Augen des Minnehofes strafbarer: der Mann, der eine Frau, oder die Frau, die eine Frau zu verläumden wagt?“

Das Mitglied, das zuerst gehört zu werden begehrte, war Isolde von Berlichingen.

Sie begann ihre Rede mit einer äußerst sophistischen Auseinandersetzung der in ihren Augen ziemlich vagen und unsichern Definition des häufig schmachvoll gemißbrauchten Begriffs ‚Verläumdung‘

— Verläumdung, erklärte sie unter Anderm, ist in hundert Fällen neunzigmal Wahrheit und häufig selbst nicht zehnmal reine, unbedingte Lüge. In den Augen schuldbeladener Gewissen ist selbst die lauterste Wahrheit nichts als boshafte Verläumdung, während vor dem Richterstuhle der Vernunft nur das Verläumdung sein kann, was auf positiver Unwahrheit beruht. Die Wahrheit ist eine jener vielfach verkannten Tugenden, die sich fast immer im Leben als Verläumdung ausgeschrieen und verketzert sieht. Jeder, der den Geizigen einen Geizhals, den Heuchler einen Heuchler, den Lügner einen Lügner nennt,

wird in den Augen deſſen, deſſen Laſter er beim richtigen Namen zu nennen ſich erlaubt, zum boshaften Verläumder herabſinken. Der Lügner aber, der jede Häßlichkeit ſchön und jede menſchliche Schwäche gerechtfertigt zu finden wagt, wird niemals der Gefahr ausgeſetzt ſein, wegen ſeiner Schmeichelei oder wegen allzu nachſichtiger Bemäntelung anderer wie eigener Fehler ſich als Verläumder angefeindet zu ſehen. In den Augen der meiſten Menſchen iſt Alles, was deren Eitelkeit verletzt, Verläumdung; in meinen Augen aber kann die Wahrheit, wie kränkend ſie auch für unſere Eigenliebe ſein mag, nie etwas Anderes als Wahrheit, und Verläumdung nie etwas Anderes als erwieſene Lüge ſein. Die Grenze aber zwiſchen Lüge und Wahrheit iſt ſo ſchwer zu beſtimmen, daß nur wenig Wahrheiten frei von Lüge, wie umgekehrt, nur wenig Lügen frei von Wahrheit ſind. Verläumdung iſt demnach einer jener falſchen Begriffe, die weit häufiger in der Theorie der Moral als in der Praxis des Lebens vorkommen mögen. — Hinſichtlich der Frage, wer ſtrafbarer ſei, Frau oder Mann, die eine Frau verläumden, muß ich mich dafür entſcheiden, daß nach meinen Begriffen die verläumdende Frau weit mehr zu entſchuldigen iſt als der verläumdende Mann. Die Verläumdung

an und für sich ist in allen mir bekannten Sprachen weiblichen Geschlechtes und gleichsam ein integrirender Theil der weiblichen Natur, eine Sünde, die unserm Geschlechte gleichsam angeboren scheint und für welche es eben darum weniger verantwortlich ist als der Mann, in dessen Hand die unserm Geschlechte entlehnte Waffe tausendfach gefährlicher als in der unsern wird. Eine Frau, die eine andere ihres Geschlechtes verläumdet, wird immer weniger Glauben finden, als ein Mann, der uns zu verläumden wagt. Wie selten geschieht's, daß eine Krähe der Andern in's Auge fährt; wie häufig aber wird selbst die reinste und tugendhafteste der Frauen von dem entartetsten und verworfensten der Männer so geschickt und gründlich verläumdet, daß keine Macht der Welt unsere angegriffene Ehre reinzuwaschen vermag! Bei Frauen entspringt die Verläumdung größtentheils aus Neid, bei den Männern immer nur aus Haß. Haß aber ist strafbarer als Neid, der bei aller Häßlichkeit auch seine schöne Seite haben kann. Aus diesem Grunde bin ich der Ansicht, daß Verläumdung, wenn es überhaupt eine solche giebt, weit eher einer neidischen Frau, als einem haßerfüllten Manne zu verzeihen ist. Erstere entschuldige ich, Letzteren verurtheile ich!

Nach ihr sprach Anna von Sternberg.

— Isolde von Berlichingen, begann der neu erwählte General-Secretär, lästert sich und uns Alle, wenn sie daraus, daß das Wort Verläumdung weiblichen Geschlechtes ist, den Schluß zu folgern wagt, daß auch der mit diesem Worte verbundene Begriff uns gleichsam angeboren sei. Ich schlage sie mit ihren eigenen Waffen. Ist nicht auch die Wahrheit, die, wie sie selber eingeräumt hat, jede Gattung von Verläumdung ausschließt, weiblichen Geschlechtes? Wer aber wollte es wagen, aus dem Geschlechte eines Wortes den leichtsinnigen Schluß zu folgern, daß, weil z. B. die Treue weiblich, jede Frau darum auch treu, oder weil der Muth zufällig männlichen Geschlechtes ist, jeder Mann darum auch muthig sein muß? Zeigt uns nicht die tägliche Erfahrung, daß es eben so viel feige Männer als treulose Frauen giebt?

Von allen Seiten ertönte lauter Beifall. Isolde, welche Grund haben mochte, in dieser so stürmisch beklatschten Frage eine ziemlich unverschleierte Anspielung auf sich und ihren Gatten herauszufühlen, war die Einzige, welche naserümpfend, achselzuckend und im Innern beschämt dasaß.

— Auch in Bezug auf die Frage unserer

allgemein verehrten Kanzlerin, fuhr Anna von Sternberg fort, kann ich unmöglich der Meinung meiner Vorgängerin beipflichten. Ist die Verläumdung, von einem Mann ausgeführt, strafbar, so erscheint sie mir zehnfach strafbarer, wenn sie von einer Frau ausgeht. Auch darin schlage ich Isolde mit ihren eigenen Waffen. Wenn schon ein so unvernünftiges Thier, wie die Krähe, die sie als Beispiel angeführt, das Auge ihres Gleichen schont, um wieviel mehr muß ein vernunftbegabtes Wesen, wie die Frau, die Ehre jeder ihrer Mitschwestern wie die eigene achten und schonen, und nicht vergessen, daß der gute Ruf eines hilflosen Weibes, dem der Trost versagt ist, seine angegriffene Ehre mit der Energie und den Waffen des Mannes zu vertheidigen, dem Spiegel gleicht, dessen reinen Glanz der leiseste Hauch der Verläumdung zu trüben im Stande ist Aus diesem Grunde entschuldige ich den Mann und verurtheile die Frau, die ihres Gleichen zu verläumden wagt.

Der ganze Hof — Isolde ausgenommen — zollte dieser Ansicht ungetheilten Beifall.

Die dritte Rednerin war der General-Advocat. — Ich habe dem eben vernommenen Ausspruche, der in der Versammlung so einstimmigen

Anklang gefunden hat, und dem ich mich von ganzem Herzen anschließe, nur noch wenig Worte hinzuzufügen, um ihn, wie mir scheint, spruchreif zu machen. — Vermag Eine unter uns sich etwas Härteres, Liebloseres, Grausameres zu erdenken, als die Schmach, sich gerade von Einer ihres Gleichen am Pranger der Verläumdung gekreuzigt zu sehen? Muß nicht jede Frau tausendfach besser und tiefer als jeder Mann begreifen, daß der vergiftete Pfeil der Lüge, abgedrückt von der Hand eines Weibes, tausendfach verwundender als der ganze Köcher eines Mannes ist? Gleicht nicht die Frau, die aus eigener Erfahrung wissen muß, wie namenlos weh unverdiente Ehrenkränkung thut, und die trotzdem sich nicht entblödet, das, was ihr selbst so tiefen Schmerz bereitet, einer Andern zuzufügen, gleicht nicht solch' ein Weib, das in der Andern sich selbst beschimpft, der Mißethäterin, welche die bis dahin unentweihte Statue einer Gottheit blos darum verstümmelt, weil man dieser Gottheit und nicht der neiderfüllten Verläumderin Weihrauch streut?

Alle jauchzten ihr jubelnden Beifall zu.

— Ein verläumderer Mann, fuhr Eva von Lobkowic fort, bleibt doch immer noch ein Mann, der mit dem Schwerte in der Hand seine beleidigte Ehre

vertheidigen und den Schild seines guten Namens von jedem Rostfleck reinzuwaschen vermag. Ein verläumdetes Weib aber ist eine zertrümmerte Statue, die keine Macht der Kunst, so wie sie früher gewesen war, wieder herzustellen im Stande ist. Und aus diesem Grunde theile ich die Devise Jener, die gesagt haben: ‚Potius mori quam foedari'. Lieber todt als befleckt sein!

Der Beifall schien kaum enden zu wollen.

— Abstimmen! Abstimmen! erscholl's von allen Seiten.

— Bevor ich von unserer Vice-Kanzlerin die Stimmen einsammeln lasse, sagte Gräfin Maria Magdalena, bitte ich die hohe Versammlung um einen Augenblick Gehör, um dem erlauchten Hofe zu sagen, was ich von dem Gegenstande halte, der zwei unserer Räthe in so edle Entrüstung gebracht. In meinen Augen ist die Verläumdung eines jener schmachvollen Laster, die hauptsächlich wegen der Feigheit, mit welcher sie meuchlings im Dunkel der Nacht ausgeführt werden, doppelt strafbar sind. Die Verläumdung ist eine Furie, die, entsprossen aus den Blutstropfen der Ehre Anderer, mit Schlangen im Haar, mit neiderfüllten Augen, mit blutbefleckten Krallen an den Händen, in der Rechten den gift-

getränkten Pfeil der Lüge, in der Linken die brennende Fackel des Hasses, Jedem das, was sie selbst nicht hat, durch alle Künste teuflischer List zu rauben versucht. Die Verläumdung ist eine Megäre, die selbst vor dem Heiligsten nicht zurückbebt und Alles, was ihr vergifteter Athem nicht zu erreichen vermag, mit frecher Hand zu sich in den Staub herabzieht. — Die Gesetze der alten Römer, die mehr Gerechtigkeit und weniger Schonung als die unseren gekannt, pflegten die schamlose Stirn des Verläumders durch ein C*) zu brandmarken, das eingebrannt, ein ewiger Schandfleck für Jeden blieb, der die Ehre Anderer zu beschimpfen gewagt. Wollt Ihr dieses feigste aller Laster, wollt Ihr die Göttin der Verläumdung leibhaftig vor Euch sehen, so blickt auf dieses Bild!

In diesem Augenblick zertheilte sich gleichsam wie durch sich selbst der gelbseidene Vorhang, und in prachtvoll vergoldetem Rahmen war in Lebensgröße die Furie, wie die Gräfin sie einen Augenblick vorher geschildert, mit Schlangenumwundenem Haupt

---

*) C war der Anfangsbuchstabe des Wortes: Calumnja (Verläumdung).

und der mit blutrothem C gebrandmarkten Stirn, einem der Mitglieder so grausam ähnlich, daß der ganze Hof, bis auf Eine Stimme, erschreckt zurückbebend wie aus Einem Munde rief:

— Isolde von Berlichingen!

Gleichzeitig öffneten sich die Flügelthüren des Saales und ein Anführer der kaiserlichen Hoftrabanten, gefolgt von zwei Rathsdienern, trat ein mit der wie ein Blitzstrahl niederzuckenden Frage:

— Welche ist die Verläumderin der Gräfin Magdalena?

Und zweiunddreißig Finger zeigten wie gezückte Schwerter auf das gebrandmarkte Bild der Schuldigen hin mit dem einstimmigen Ausrufe:

— Diese ist's!

— Isolde von Berlichingen, sprach der Anführer der Schaarwache, folgt mir im Namen des Kaisers.

— Wohin? fragte die schaamlose Verläumderin

— Nach Pürglitz, wo Euer Gemahl Euch erwartet!

— Ich bin verloren! rief die Schuldbeladene und sank ohnmächtig auf ihren Lehnstuhl zurück.

So ward sie hinausgetragen. Gleich darauf schloß sich der Vorhang.

— Anna von Sternberg, rief die Kanzlerin dem General-Secretär des Minnehofes zu, thut nun auch Ihr Eure Pflicht.

Und die Aufgeforderte nahm eine Feder und strich aus der Liste der Mitglieder den Namen Isolde von Berlichingen.

— Die Sitzung ist aufgehoben, sagte die Kanzlerin, deren schwer gekränkte Ehre zu Aller Freude glänzend gerächt war.

Fünfzehntes Capitel.

Lohn und Strafe.

Zwei Tage später erhielt die Gräfin Maria Magdalena vom Kaiser ein diamantenes Sternkreuz, in dessen Mitte sich das von Johann von Aachen gemalte Miniaturbild Rudolphs mit der von Edelsteinen zusammengesetzten Devise ihres kaiserlichen Freundes befand. Das Kreuz hing an einer kunstreichen Goldkette aus der Werkstätte des Vianez.

Gleichzeitig erhielt sie die Nachricht, daß Burkhard von Berlichingen und dessen Frau, überführt, Magdalena „an Ihrer Gnaden wohl herge-

brachten, gräflichen und jungfräulichen Ehren verläumdet zu haben," zu fünfjähriger Gefängnißhaft auf Schloß Pürglitz verurtheilt sei.

Isolde und ihr würdiger Gemahl büßten den Frevel ihrer Verläumdung in derselben Zelle ab, in welcher Girolamo Scotto sein würdiges Weib, die Mündel des Baders Procop, vergiftet hatte.

Noch heutzutage werden auf dem Rathhause zu Prag die in böhmischer Sprache abgefaßten Actenstücke jenes merkwürdigen Verläumdungs-Processes aufbewahrt.

Sechszehntes Capitel.

Tod der Kaiserin-Mutter. — Palestrina's Requiem.

Am 26. Februar des folgenden Jahres (1603) starb im Kloster der Clarissinnen zu Madrid die Mutter Kaiser Rudolphs II., Maria von Spanien, im fünfundsiebenzigsten Jahre ihres Lebens.

Geboren 1528, hatte man sie in ihrem zwanzigsten Jahre mit Maximilian II verlobt. Ihr erlauchter

Bräutigam war in Begleitung des Cardinals von Trient und des Herzogs von Alba vom Hofe seines Vaters, Kaiser Ferdinands I., nach Valladolid abgereist, um dort seine Vermählung zu feiern.

Maximilian II. hatte mit ihr neun Söhne und sechs Töchter gezeugt. Drei ihrer Söhne — Ferdinand, Friedrich und Carl — und drei ihrer Töchter — Maria, Thereſe und Eleonore — waren in zartem Kindesalter, und Prinz Wenzel, der sechsste Sohn dieſer glücklichen Ehe, 1578 jenen sechs todten Geschwiſtern in's Grab nachgefolgt.

Von den drei andern Töchtern Mariens hatte ſich die älteſte, Anna, 1570 mit dem Könige Philipp II. von Spanien, die zweite, Eliſabeth, am 26. November deſſelben Jahres mit König Carl IX. von Frankreich vermählt. Die dritte, Margaretha, die zu Madrid in den Orden der heiligen Clara eingetreten war, überlebte alle ihre Brüder und Schweſtern.

Von den fünf Söhnen, welche den Tod ihrer Mutter überlebten, nahm Keiner ſich dieſen Verluſt ſo ſehr zu Herzen als Kaiſer Rudolph, der in ihr ſeine treueſte Freundin verlor.

Zu Ehren der Hingeſchiedenen ward in Prag eine Todtenfeier veranſtaltet, bei welcher Palestrina's Requiem zum erſten Male im Sanct-Veitsdome zu

Prag unter Leitung des kaiserlichen Hofcapellmeisters Filippo da Monte aufgeführt wurde. — Erst neun Jahre zuvor (am 2. Februar 1594) war der Schöpfer dieses hohen Liedes der italienischen Kirchenmusik, als päbstlicher Capellmeister des Sanct-Peter-Domes gestorben. Der Eindruck, den die Aufführung dieses Requiems auf das Gemüth der Zuhörer machte, war so groß und überwältigend, daß Jacob Chimarhäus, der niederländische Almosenier des Kaisers, gleichzeitig Director der Hofcapelle und Vorstand der prager Musikgesellschaft, an einen seiner Landsleute nach Brüssel schrieb:

‚Gestern habe ich Palestrina's Requiem gehört. Nächst den Psalmen unseres großen unsterblichen Freundes und Landsmanns Roland de Lattre*) hat die

*) Dieser belgische Kirchencomponist, bekannter unter dem latinisirten Namen Orlandus Lassus, starb am 3. Juni 1595 zu München. Kurz vor seinem Tode hatte er vom Kaiser Rudolph eine Einladung nach Prag erhalten, um ihm, wie zweiundzwanzig Jahre früher dem Könige Carl IX. von Frankreich, seine Psalmen vorzuspielen. Kränklichkeit hatte ihn verhindert, diesem Rufe Folge zu leisten. — Eine Tochter dieses großen Componisten war mit dem Vertrauten des Kaisers, dem Maler Johann von Aachen verheirathet.

Kirchenmusik nichts aufzuweisen, was auf mich einen so ergreifenden Eindruck gemacht, als Pierluigi's Requiem. Nach meiner Ansicht ist dieses Tonwerk eine Schöpfung, die wie die Cheops-Pyramide zu Dzisch alle andern Kunstwerke überragt. In meinen Augen giebt es nur drei Künstler, deren Musik die aller Andern überleben wird: Palestrina, Roland de Lattre und Haster. — Palestrina's Requiem ist die in Musik gesetzte Divina commedia Dante's und diese beiden Werke werden, gleich den Dioscuren, am Himmel der italienischen Kunst und Poesie fortglänzen bis an's Ende aller Zeiten.'*) — — — —

In demselben Jahre, in welchem Kaiser Rudolph seine Mutter verlor, errang einer seiner Feldherren, Christoph Graf Roßwurm, zwischen Ofen und Waizen einen Sieg, in welchem über 7000 Türken erlagen. In Folge dieses Sieges ward die Festung Hatwan erobert. Auch die Siebenbürger, die den Szekler Moyses zu ihrem Fürsten erwählt hatten, wurden geschlagen und Moyses auf der Flucht

*) Der Schreiber dieser begeisterten Zeilen starb als Probst zu Leitmeritz am 24. August 1614 Der Sinnspruch dieses frommen Niederländers war ‚Domut omnis virtus.'

getödtet. Auch in Slavonien neigte ſich das Waffenglück auf die Seite der kaiſerlichen Doppeladler und Sigismund von Trautmannsdorf zog überall als Sieger ein.

— Meine Mutter, ſagte Rudolph, betet für mich am Throne des ewigen Schickſallenkers. Und Gott hat ihr Flehen erhört!

Siebzehntes Capitel.

Siege und Niederlagen des türkiſchen Halbmondes*) vom Ausbruch des Krieges (1592) bis zum Abſchluß des Friedens (1606.)

Leben und Regierungszeit Kaiſer Rudolphs II. ſchildern, ohne ſeines faſt vierzehnjährigen Krieges

---

*) Als König Philipp von Macedonien mitten in dunkler Nacht ſich des alten Byzanz bemächtigen wollte, wurden die Wachtpoſten durch das plötzliche Hervortreten des Halbmondes von der drohenden Gefahr überzeugt. Die Byzantiner, welche die Rettung ihrer Stadt der Dazwiſchenkunft Dianens zuſchrieben, erkannten dieſe als ihre Schutzgöttin an und ſtellten ſie mit dem Halbmonde dar. Bis heute hat ſich dieß Symbol auf den türkiſchen Fahnen erhalten.

mit den Türken zu gedenken, hieße einen der wichtigsten Abschnitte dieser Epoche unberücksichtigt lassen und dem Kaiser und seiner Zeit gegenüber gerade Dasjenige verschweigen, was Beide am meisten bewegt und beunruhigt hat.

Dieser unglückselige Krieg — nach fast zwanzigjährigem Frieden, welcher von Sultan Selim II. kurz vor seinem am 12. December 1574 aus Trunksucht erfolgten Tode abgeschlossen und von dessen Nachfolger Murad III. aus den bereits bekannten Ursachen 1592 neu begonnen worden war, — hatte gleich beim Ausbruch in Croatien und Ungarn so großen Schrecken und so allgemeine Bestürzung erregt und gleichzeitig so arge Verwüstungen in seinem Gefolge geführt, daß das Anfangs kleine, kaum fünftausend Mann zählende und sorglos überrumpelte Ungarheer, unter Anführung des croatischen Banns Thomas Erdödy, des Befehlshabers von Carlstadt, Andreas von Auersperg, und des böhmischen Feldherrn Rupert von Eggenberg von dem an Zahl sechsfach überlegenen Feinde auf allen Puncten geschlagen und zurückgedrängt ward.

Der halbe Mond, der siegreich weiter vorwärts drang, hatte auch in Böhmen solche Bestürzung verbreitet, daß die Stände sofort zweitausend Reiter

unter dem Oberbefehle der Generale Rudolph von Tieffenbach und Sebastian Grafen von Schlick abschickten. Ersterer vereinigte sich mit Niclas Palfy, Tilesk und Palanka. Letzterem wurden die erfahrensten Kriegshelden Böhmens, Heinrich von Kinec, Wenzel Petipesky, Sebastian Sanowec, Wenzel von Kej und Heinrich Mitka mit dem Befehle beigegeben, sich dem Erzherzoge Matthias anzuschließen, der von Wien nach Ungarn aufgebrochen war.

Da diese Hilfe lange nicht ausreichend erschien, trat bald darauf ein Landtag zusammen, auf welchem die Stände eine Aushebung neuer Kriegsvölker anzuordnen beschlossen. Böhmen erbot sich, den je achten Mann, mithin den fast zwölften Theil seiner waffenfähigen Bevölkerung, in's Feld zu stellen.

Das böhmische Kriegsvolk erhielt zehn neue, vom Erzbischof zu Prag geweihte Fahnen: sieben rothe, eine weiße, eine gelbe und eine veilchenblaue Damastfahne. Die sieben rothen Fahnen waren mit dem burgundischen Kreuze geschmückt; auf der weißen prangte in rothem Felde Böhmens doppelgeschwänzter silberner Leu; auf der gelben das Bild der Mutter Gottes in ganzer Figur, das Jesus-Kindlein auf dem Arme, mit der Inschrift: ‚Regina Coeli, ora pro nobis.' Auf der veilchenblauen

endlich der Erzengel Michael mit dem gezückten Flammenschwerte und der Legende ‚In nomine Domini.'

So ausgerüstet brach das böhmische Kriegsvolk mit seinen zehn gesegneten Fahnen unter seinem Heerführer Peter Wok von Rosenberg, der für sich allein ein Contingent von zweihundert Reitern und tausend Mann Fußvolks gestellt, unter Anführung des Freiherrn Melchior von Rädern auf Friedland und Seidenberg, Wenzel Berka's von Duba und vieler anderen böhmischen Feldhauptleute nach Ungarn auf, um dort vor Allem die Festung Komorn zu schützen.

Erst am 22. Juni 1593 gelang es vor Allem dem Muthe und der Tapferkeit des böhmischen Feldherrn Rädern den ersten Sieg über Hassan-Pascha von Bosnien davon zu tragen. Die Türken, gezwungen, die Flucht zu ergreifen, verloren an der Kulpa und andern Flüßen, die ihrem Rückzuge hemmend entgegentraten, mehr als zwölftausend Mann und unter diesen auch Mehemed, Amurats III. Schwestersohn.

Der Verlust des Letztern spornte den Sultan zu verdoppelter Anstrengung: Amurath gelobte sich bei der grünen Fahne des Propheten, die Niederlage des Halbmonds wie den Tod seines Verwandten

eben so glänzend für ihn, als furchtbar für seinen Feind zu rächen.

Mit dreifach verstärktem Heere drang der Großwesier Sinan-Pascha in Croatien und Ungarn ein, nahm Siffek, Trentschin, Vesprim, Palota, Papa und einige andere Städte mit Sturm und ließ überall blutbefleckte Spuren greuelvoller Verheerung zurück.

Bald aber sah sich der siegreich vordringende Großwesier mitten im Laufe seiner Eroberungen aufgehalten durch die Meuterei seiner eigenen Krieger, durch die Rebellion der Janitscharen, die ihn zwangen, von der weitern Verfolgung des Feindes abzustehen und wegen des Herannahens der rauhen Jahreszeit die Winterquartiere zu beziehen. Sinan-Pascha zog sich nach Ofen zurück.

In Folge dieses von seinen eigenen Soldaten erzwungenen Rückzuges erlitt eine Abtheilung des Heeres am 3 November bei Stuhlweißenburg durch General Ferdinand Grafen von Hardegg eine neue Niederlage, bei welcher der Türke über sechstausend Mann und 44 Kanonen verlor. General Tieffenbach eroberte Šabac, schlug am 27. November die Türken bei Filek und bemächtigte sich einiger ihrer festen Schlösser.

Im Frühjahre 1594 wurde Grau, das der

Uebermacht und dem Fanatismus der Türken anheimgefallen war, durch Erzherzog Matthias vergeblich belagert. Von Gran zog er sich nach Komorn zurück. Hier schloßen sich ihm Peter Wok von Rosenberg, Melchior Rädern und Wenzel Berka an.

Glücklicher als Matthias war dessen Bruder, Erzherzog Maximilian, welcher Gora, Petrinia und Sissek zurückeroberte, dagegen aber Tata, hauptsächlich durch die Feigheit des verzagenden Commandanten, und Raab an die Türken verlor, deren Heer jetzt auf 160,000 Mann angewachsen war.

Im Januar des folgenden Jahres (1595) starb Amurath III. Ihm folgte dessen Sohn Mehemed III., der alle Laster seines Vaters, vor Allem aber seine Grausamkeit, geerbt hatte und seine Regierung damit antrat, daß er seine achtzehn Brüder zur Tafel einladen, sie hier mit ihren Müttern erdrosseln und deren Leichname in's Meer werfen ließ.

Dieser würdige Tyrann hatte bei dem Barte des Propheten und dem eigenen geschworen, die letzten Niederlagen seines nicht minder despotischen Vaters durch neue Siege vergessen zu machen und nicht eher zu ruhen, als bis es mit Hilfe des Propheten dem Halbmonde gelingen werde, bis an

die Thore Wiens vorzudringen. Damals hatte der Türke noch Energie!

Rudolph schloß jetzt ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Fürsten Sigismund von Siebenbürgen. Der Kaiser verpflichtete sich dafür: daß 1. der älteste Sohn des Fürsten nach dem Ableben seines Vaters zur Regierung gelange unter der Bedingung, daß er wie jeder seiner Nachfolger, den Kaiser und König in Ungarn als seinen Herrn anerkenne. Sollte er oder sein Nachfolger ohne Erben sterben, so solle Siebenbürgen an den Kaiser fallen; 2. daß der Kaiser dem Beherrscher von Siebenbürgen statt des bisherigen Titels ‚Woywode' den Fürstentitel zugestehe, und letzteren urkundlich bestätige; 3. daß der Fürst Sigismund von Siebenbürgen die Tochter des Erzherzogs Carl, Maria Christina, zur Frau und vom Könige von Spanien, Philipp II, den Orden des goldenen Vließes erhalte.

Fürst Sigismund drang, nachdem Rudolph ihm diese drei Zugeständnisse verbrieft hatte, in die Wallachei, eroberte Bukarest und schlug den Großwesier mit so vielem Glücke zurück, daß Sinan-Pascha sich gezwungen sah, nach Constantinopel zu fliehen. Wallachei und Moldau aber begaben sich unter den Schutz des Fürsten von Siebenbürgen.

Auch die Erzherzoge Matthias und Ferdinand von Steiermark wie der tapfere Tieffenbach drangen in Ungarn siegreich vorwärts.

— Die Mutter Gottes und der Erzengel Michael, sagte der Tieffenbacher, thun ihre Schuldigkeit und wäre ich Kaiser, meinte der Haudegen, dann würde ich die Jungfrau Maria, die auf Böhmens Fahne uns voranschwebt, zum Generalissimus des Heeres in Ungarn, den Erzengel Michael zu ihrem Generaladjutanten und den böhmischen Leu zum Feldzeugmeister der Artillerie erheben.

Aber statt der Mutter Gottes wurde Fürst Carl von Mannsfeld vom Kaiser zum Oberfeldherrn in Ungarn ernannt, eine Ehre, die dieser Held wohl verdient, da er aus den Niederlanden zwei tausend Reiter und sechs tausend Mann Fußvolks mitgebracht hatte, und durch die Tapferkeit seiner Wallonen nicht wenig zur günstigen Wendung des Krieges in Ungarn beitrug.

Leider aber starb er während der Belagerung Grans und überließ die Fortführung dem Erzherzoge Matthias, der diese Festung „zu großer Freude der ganzen Christenheit“ endlich (am 4. August 1594) einnahm.

Um den göttlichen Beistand für das Glück des

christlichen Heeres anzuflehen, ward auf des Kaisers Anregung vom Landtage der Befehl erlassen: Jedermann müsse sich, mit Ausnahme des Handwerkers, allmorgendlich sieben Uhr, sobald er die Glocke läuten höre, in die Kirche zum Gebet verfügen. Der Handwerker, der bei seiner Arbeit verweilen dürfe, müsse, sobald die Glocke die Andern in die Kirche rufe, bei der Arbeit auf's Knie sinken und Gott den Allmächtigen um Beistand gegen das weitere Vordringen des unchristlichen Halbmondes anrufen.

Die letzten Unfälle und Niederlagen bewogen den Sultan, im folgenden Jahre (1596) sich selbst an die Spitze seines ziemlich entmuthigten Heeres zu stellen. Er kämpfte wie ein gereizter Tiger und eroberte Raab.

An Matthias Stelle ward, auf dessen eigenes Verlangen, Erzherzog Maximilian zum Heerführer ernannt. Dieser belagerte mit dem böhmischen und mährischen Kriegsvolke, die ungarische Veste Hatwan, die sich gleichfalls im Besitze der Türken befand.

Wilhelm Trčka von Lipa mit seinen tausend böhmischen Kriegern war der Erste, welcher Hatwans Mauern mit solcher Schnelligkeit erstieg, daß dem überrumpelten Halbmonde keine Zeit blieb, zu den Waffen zu greifen und Widerstand zu leisten. Drei

tausend Türken sammt ihrem Befehlshaber Arslan erlagen dem Schwerte. Die christlichen Krieger, von welchen kaum achthundert gefallen waren, pflanzten die Mutter Gottes und den Erzengel Michael auf Hatwans blutgetränkten Wällen auf.

Unterdessen war Sultan Mehemed III. mit seinem Heere von zweimalhunderttausend Mann von Raab nach Erlau gezogen, um auch diese Festung einzunehmen.

Um Erlau's Besatzung zu verstärken, schickte Maximilian das mährische Kriegsvolk mit seinem Befehlshaber Johann von Thurn, Wilhelm Trčka und Johann Kinský von Wchynic mit tausend Böhmen und dreihundert Wallonen hin. Drei Wochen leisteten Erlau tapfern Widerstand. Dann fiel auch diese Veste (am 14. October) in die Hände der Türken. Diese ergriffen den Commandanten des Schlosses, Niary, entkleideten und geißelten ihn und warfen ihn von den Wällen herab. Trčka, Thurn und Kinský wurden als Gefangene nach Belgrad abgeführt. Hier starben die beiden Ersten; der dritte aber entfloh und gelangte glücklich zum christlichen Heere.

Erlau's Eroberung hatte den Türken 20,000 und den Christen 10,000 Todte gekostet. Unter den Gefallenen Böhmens befanden sich Wenzel Popel

von Lobkowic (ein Vetter Eva's), Johann Albrecht Pětipeský von Chyš, der mit einigen böhmiſchen Helden bis in das Zelt des Sultans eingedrungen und dort nach blutigem Kampfe niedergeſäbelt ward; Zdenko Kapljř von Sulewic, Ulrich von Ričan, Zdenko Záruba von Huſtikan, Johann Bokek Dobalský von Dobalic, Albrecht Mitrowský von Mitrowic und viele Andere. Im mähriſchen Regimente waren Hynek Haugwic von Biskupic, Melchior Bokita von Martinic und Wenzel Kokokowec von Kokokowa auf dem Felde der Ehre geblieben.

Mehemed III., der Eroberer von Erlau, kehrte, mit Beute und Blut beladen, nach der Hauptſtadt ſeines Reiches zurück.

Im folgenden Jahre (1597) ordnete der Kaiſer die Einberufung eines neuen Landtags an, der am 26. Januar in Prag zuſammentrat, um Beſchluß zu faſſen über Herbeiſchaffung neuer Mittel zur Fortſetzung des Krieges gegen die Feinde der chriſtlichen Kirche.

Am 22. des folgenden Monats erſchien der Fürſt von Siebenbürgen in Böhmens Hauptſtadt, um, als Bundesgenoſſe des Kaiſers, aus Rudolphs Händen den ihm vom Könige von Spanien verliehenen Orden des goldenen Vließes entgegen zu nehmen. Die

feierliche Ueberreichung dieſes höchſten Ordens der Chriſtenheit geſchah am 6. März auf dem Hradſchine im Wladiſlaw'ſchen Saale, in Gegenwart der vornehmſten Barone der böhmiſchen Krone.

Der Feldzug in Ungarn ward unter dem Oberbefehle des Erzherzog-Deutſchmeiſters Maximilian mit der Belagerung der Feſtung Dotis eröffnet. Hier war's, wo einer der böhmiſchen Feldherren, Johann von Pernſtein, zum erſten Male die kurz zuvor erfundene Petarde, ein neues Geſchütz, das er erſt unlängſt aus den Niederlanden erhalten hatte, in Anwendung und mit Hilfe dieſes Geſchützes die ſtarken Mauern dieſer Veſte zu Fall brachte. Niklas Palfy und Johann von Pernſtein zogen mit den Kaiſerlichen durch die geſprengten Thore als Sieger ein und richteten unter den Türken ein nicht minder unchriſtliches Blutbad als jenes an, welches wenige Monate zuvor Sultan Mehemed bei der Eroberung Erlau's zur Stillung ſeines mahomedaniſchen Rachedurſtes gefeiert hatte.

Bei der Belagerung von Dotis verloren die Kaiſerlichen einen ihrer tapferſten Haudegen, den Heerführer Rudolph von Tieffenbach.

Bald darauf büßte das chriſtliche Heer auch ſeinen Feldzeugmeiſter Johann von Pernſtein ein,

der durch eine Stückkugel vor der Veſte Raab, die er erfolglos belagerte, hinweggerafft ward.

Hier vor Raab fiel auch Rudolph von Kinsky von Wchynic, der, erſt drei Tage zuvor von Prag angekommen, ſich mit neuen Hilfstruppen der Belagerung angeſchloſſen hatte.

Raab blieb im Beſitze des Halbmonds. Tata wurde von den Türken, Papa von den Kaiſerlichen genommen und im November ein türkiſches Heer bei Waizen geſchlagen. In demſelben Jahre ließ ſich der Fürſt Sigismund von Siebenbürgen von ſeiner Gemahlin, mit welcher er unglücklich verheirathet war, ſcheiden, legte freiwillig die Regierung nieder und trat ganz Siebenbürgen an Kaiſer Rudolph ab, der ihm dafür zwei Fürſtenthümer in Schleſien, Oppeln und Ratibor, nebſt einem Jahrgehalte von fünfzigtauſend Thalern anwies.

Am 13. Juni 1598 langte er mit zahlreichem Gefolge in Breslau und ſechs Tage ſpäter in Oppeln an.

Hier langweilte der gute Sigismund ſich dergeſtalt, daß er ſchon vier Wochen darauf bittere Reue empfand, auf Siebenbürgen gegen dieſe beiden armſeligen Fürſtenthümer Verzicht geleiſtet zu haben. Verkleidet, und begleitet von zwei ſeiner treueſten

Anhänger, verließ er Ende Auguſts die langweilige Reſidenz ſeines Duodezſtaats, flüchtete durch Polen und die Zips nach Siebenbürgen und ward hier auf Antrieb ſeines Oheims Stephan Botſchkay, des Bruders ſeiner Mutter, neuerdings zum Fürſten auf- und angenommen. Doch auch hier hatte er keine Ruhe. Von Furcht gequält, der Kaiſer werde dieſen Treubruch nicht ungeſtraft laſſen, trug er Siebenbürgen ſeinem Vetter Andreas Bathory, dem Cardinal-Biſchof zu Wermeland, an und bewog ihn, daſſelbe von ihm anzunehmen. Er ſelber aber flüchtete ſich zu ſeinem Schwager Janus Zamoyski nach Warſchau.

Während dieſer Zeit hatte Bonacourt die Kunde von der Eroberung Raabs nach Prag gebracht.

Kaiſer Rudolph, der bei Empfang dieſer Nachricht neu aufzuleben begann, ſchenkte dem Ueberbringer derſelben 4000 und dem Befehlshaber der Belagerer, Adolph von Schwarzenberg, 10,000 Ducaten. Niklas Palfy, dem ein Geſchenk von gleicher Höhe zugedacht war, lehnte es ab und begnügte ſich mit einem goldenen, tauſend Ducaten ſchweren Pocale, den ihm die öſterreichiſchen Stände verehrten.

Bathory, der neue Fürſt von Siebenbürgen, war unterdeſſen von dem kaiſerlichen Feldherrn

Georg Basta geschlagen und auf der Flucht von den Szeklern ermordet worden. Sigismund, unterstützt von Zamoyski und Botschkay, verjagte die Kaiserlichen und setzte sich neuerdings in Siebenbürgen fest. Nach der Eroberung Raabs ward auch Waradin belagert. Nach langer Unthätigkeit zog erst im Herbste der Seraskier Saturdschi zum Entsatze dieser Veste heran. Auf die Nachricht von der Niederlage eines seiner Truppentheile durch die Wallachen, kehrte er entmuthigt nach Belgrad zurück. Hier ward er auf Befehl des Sultans hingerichtet.

Während Kaiser Rudolph, aus Furcht vor den Schrecknissen der zu Prag wüthenden Pest, sich nach Pilsen geflüchtet hatte, war der neue Großwesier Ibrahim zu Ofen angelangt, um daselbst, auf Befehl des Sultans, Friedensverhandlungen mit Niklas Palfy anzuknüpfen. Ibrahim verlangte die Uebergabe der beiden Festungen Gran und Raab; Palfy, weit entfernt, diese schmachvolle Bedingung einzugehen, bestand im Gegentheil auf Uebergabe von Erlau und Hatwan.

Und so kam es, daß durch Hartnäckigkeit beider Theile die kaum begonnene Friedensunterhandlung

ſich wieder zerſchlug und die Flamme des Krieges von Neuem aufzulodern begann.

Erbittert ſchob Ibrahim ſein Kriegsheer vor. Einzelne Türken- und Tartaren-Horden durchzogen raubend und plündernd und mordend die ungariſchen Gaue. Die Tartaren drangen in Mähren ein. Die vereinigten Stände von Böhmen und Mähren ertheilten dem Lew von Rožmital und Ladislaw von Lobkowic den Befehl, neues Kriegsvolk zu ſammeln, und übertrugen das Commando den Feldherrn Dionys von Zerotin und Günther von Golč mit dem Befehle, den mähriſchen Boden von den Hufen der tartariſchen Mordbrennerhorden zu ſäubern.

Und Solches geſchah denn auch. Die wilden Gäſte wurden tapfer hinausgejagt.

Der herannahende Winter drängte Ibrahim nach Belgrad zurück.

Kaiſer Rudolph, der neuer Hilfe bedurfte, berief auf den 23. Februar 1600 einen neuen Landtag, der wieder in Prag zuſammentrat.

In dieſem Jahre verlor der kaiſerliche Doppeladler zwei ſeiner tapferſten Heerführer: den oberſten Befehlshaber zu Gran, Niklas Palfy von Erdödy, der im 54. Jahre ſeiner glorreichen Laufbahn ſtarb, und den kaiſerlichen Feldmarſchall Adolph von Schwar-

zenberg, den Groberer Raabs, der, von den aufrührerischen Wallonen gezwungen, Papa den Türken zu überliefern, durch eine Musketenkugel hinweggerafft ward.

An die Stelle des Ersteren wurde Adolph Graf von Althan, an die Stelle des Letztern der mit der französischen Königsfamilie verwandte Herzog Emanuel de Mercoeur zum Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres ernannt.

Ibrahim verschonte Gran und belagerte Kanischa. Mercoeur eilte mit seinem fünfundzwanzigtausend Mann starken Heere und seinen kriegsgeübten Generalen Johann Grafen von Herberstein, Jean T'Serclaes Baron Tilly, Adam Wenzel, Herzog von Teschen und dem mährischen Feldherrn Georg von Hodic, der bedrängten Festung zu Hilfe, worauf es zu einem Kampfe kam.

Georg von Hodic griff mit der mährisch-böhmischen Reiterei die Türken an und trug über sie einen Sieg davon, der tausend Janitscharen und zweitausend Türken zu Pferde auf dem Schlachtfelde zurückließ.

Zum Unglück aber waren die kaiserlichen Proviantwagen in die Hände des Feindes gefallen, und

In Folge dessen brach im Heere der Kaiserlichen eine furchtbare Hungersnoth aus.

Diese zwang den Sieger zum Rückzuge. Der Befehlshaber von Kanischa, Georg Freiherr von Paradiß, durch Mercoeurs Rückzug entmuthigt, übergab am 11. September 1600 die Festung unter der Bedingung des freien Abzugs der ganzen Besatzung, Ibrahim erfüllte diese Bedingung. Paradiß aber ward auf Befehl des Kaisers vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zum Tod verurtheilte und ihm, wie dem Leser bereits bekannt ist, den Kopf vor die Füße legen ließ.

Um den Verlust von Kanischa zu rächen, versammelte der Kaiser auch im folgenden Jahre (1601) einen neuen Landtag um sich, und begehrte vom erschöpften Reiche neue Hilfsquellen an Gold, Volk und Heerführern.

Die böhmischen Stände, welche im Januar zusammentraten, bewilligten Alles, was Rudolph von ihnen verlangte. Mähren schickte sechstausend Mann Fußvolks und fünfzehnhundert Mann schwerer Reiterei, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihr Anführer ein Mährer sei. Schlesien sandte im März zweitausend Reiter, die unter dem Oberbefehle des

Herzogs Adam Wenzel von Teschen gegen die siebenbürgischen Rebellen in's Feld rückten.

Die Wiedereroberung Kanischa's ward dem Erzherzog-Deutschmeister Maximilian, dem Herzoge von Mantua und dem Erzherzoge Ferdinand anvertraut. Der Herzog von Mercoeur aber erhielt Befehl, sich auf Stuhlweißenburg zu werfen, und Georg Basta war beauftragt, die treulosen Siebenbürger zu schlagen.

Der Halbmond aber leistete bei Kanischa so tapfern Widerstand, daß die Doppeladler beim Herannahen des Winters sich gezwungen sahen, die Belagerung aufzuheben.

Glücklicher war der Herzog von Mercoeur, welcher Stuhlweißenburg eroberte und die fliehenden Türken und Tartaren zu einer offenen Feldschlacht zwang, in welcher sie fünftausend Mann verloren.

Ein eben so günstiger Erfolg krönte die Waffen Georg Basta's, der den Siebenbürgern erst Klausenburg und dann Bistriz entriß.

Fürst Sigismund, auf allen Puncten geschlagen, sah sich gezwungen, die Waffen zu strecken und nach Prag zu eilen, um Siebenbürgen von Neuem zu den Füßen des Kaisers zu legen und dessen Gnade anzuflehen.

Rudolph verzieh dem treulosen Vasallen, räumte ihm Schloß und Herrschaft Libochowic (die dem ehemaligen Oberſthofmeiſter Georg Popel von Lobkowic confiscirt worden war) ein und bewilligte ihm außerdem einen Jahrgehalt von fünfzigtausend Ducaten.

Siebenbürgen aber war dadurch nicht beruhigt. Der Szekler Moyſes, empört darüber, Siebenbürgen von einem Deutſchen unterjocht zu ſehen, trat an die Spitze einer gegen Georg Baſta angezettelten Verſchwörung. Die Aufrührer aber erlitten eine ſo große Niederlage, daß ihr Anführer ſich gezwungen ſah, ſeine Rettung in der Flucht zu den Türken zu ſuchen.

Radulo, der Woywode der Wallachei, der dem Kaiſer beigeſtanden hatte, den von Moyſes entzündeten Aufruhr zu dämpfen, ward von Rudolph zum Fürſten von Siebenbürgen ernannt.

Im folgenden Jahre verlor der Kaiſer einen ſeiner heldenmüthigſten Heerführer in der Perſon des Herzogs von Mercoeur, der, Frankreich und die Niederlande durchreiſend, um dort neues Kriegsvolk anzuwerben, auf der Rückreiſe zu Nürnberg am Fieber erkrankte und in Folge deſſelben ſterben mußte.

Ibrahim hatte unterdeſſen die ſiebenbürgiſchen

Unruhen zu einem neuen Ausfalle gegen Stuhlweißenburg benutzt. Die Stadt, die sich seit einem Jahre wieder im Besitze der Christen befand, ward erobert und der Befehlshaber derselben, Johann Graf von Herberstein, als Gefangener nach Constantinopel geschickt, wo er bald darauf elend im Kerker umkam.

Während der Großwesier sich wieder nach Belgrad zurückzog, versuchten die Kaiserlichen unter dem Befehle des Grafen Christoph Roßwurm*) sich der Festung Ofen zu bemächtigen. Die Türken aber setzten sich hier so tapfer zur Gegenwehr, daß Roßwurm, zum Rückzug genöthigt, sich auf Pesth warf und es nach kurzem Widerstande einnahm.

Auch im folgenden Jahre (1603) ward in Prag ein neuer Landtag abgehalten. Die Stände Böhmens brachten mit rühmenswerther Vaterlandsliebe neue Opfer.

Im Laufe dieses Jahres ward der Halbmond durch die Tapferkeit Roßwurms zwischen Ofen und Waizen geschlagen und die Veste Hatwan zurück-

*) Roßwurm oder Rußworm hatte Anfangs in Frankreich unter Bassompierre gegen die katholische Ligue gedient.

erobert. — Nicht minder glückliche Erfolge errangen Sigismund von Trautmannsdorf in Slavonien und Georg Basta in Siebenbürgen. — Der zum Fürsten ausgerufene Szekler Moyses ward auf der Flucht ermordet.

Am 22. December 1603 ſtarb Muhammed III. Ihm folgte ſein vierzehnjähriger Sohn Achmed I.

Der Halbmond trug neuerdings Frieden an, machte aber ſolche Bedingungen (für die Abtretung Erlau's und Kaniſcha's begehrte er Gran, Peſth und ganz Siebenbürgen), daß Kaiſer Rudolph bei aller Liebe zum Frieden, den Niemand ſehnlicher als er herbeiwünſchte, ſich gezwungen ſah, auch auf das folgende Jahr (1604) einen neuen Landtag anzuordnen und dem erſchöpften Böhmen neue Opfer zuzumuthen, um den Krieg fortzuführen.

Juden und Freiſaſſen wurden hart beſteuert und auf den Verkauf von Fiſchen, Fleiſch und Wein, auf alle Gegenſtände des Luxus, wie goldene Ketten und Edelſteine, große Abgaben gelegt.

Der ſchleſiſche Landtag, der im März und Auguſt zuſammentrat, bewilligte auf Antrag Ferdinands Burggrafen von Dohna und des Appellationspräſidenten Bohuslaw Joachim von Lobkowic-Haſſenſtein ein

neues Contingent von tausend Mann Reiterei unter dem Oberbefehle des Herzogs von Teschen.

An Stelle des wegen Nichteinnahme Ofens in Ungnade gefallenen Freiherrn von Roßwurm wurde Georg Basta vom Kaiser mit dem Oberbefehle in Ungarn betraut; Roßwurm aber, von dem Statthalter zu Kaschau, dem Italiener Giovanni Giacomo Belgiojoso, der Ermordung seines Bruders Francesco Barbiani's, Grafen von Belgiojoso, angeklagt, ward zu Prag gefangen genommen, im Rathhause auf der Altstadt eingekerkert und nach kurzem Processe zum Schwerte verurtheilt. Der Kaiser gestattete, daß Roßwurm nicht öffentlich vor den Augen von ganz Prag, sondern heimlich im Vorhofe des altstädter Rathhauses geköpft ward.

Beim Heranrücken des Großwesiers Cigala mit neu verstärkten Kräften war der Schrecken des christlichen Heeres wieder so groß und allgemein, daß Pesth sowohl als Hatwan sich nach kurzem Widerstande, mehr aus Zaghaftigkeit als aus Nothwendigkeit, den Türken übergaben.

Dem Kaiser war unterdessen ein neuer Feind erwachsen in Gabriel Bethlen, der, von den Türken ermuthigt, im Vereine mit Stephan Botschkay Siebenbürgen sich bemächtigte und den kaiserlichen

Befehlshaber, der ihm entgegen kam, auf's Haupt schlug.

Einer der Unterfeldherren des siegenden Botschkay, Franz Rebey, mußte an der Spitze von achttausend Heyduken und tausend Türken bei Landshut und Robateč in Mähren einfallen und raubend und mordend bis Brünn vordringen.

Der zu Wischau versammelte Ausschuß des Landtages befahl den beiden Heerführern Wilhelm Popel von Lobkowic und Georg von Hodic, das Raubgesindel zurückzuschlagen.

Die Heyduken mußten die Flucht ergreifen.

Das mährische Heer, geführt von Franz von Dietrichstein, Cardinal-Bischof von Olmütz, und dem Oberfeldherrn Carl von Liechtenstein, die durch Zuzug der Böhmen unter dem Oberbefehle des Oberst-Landkämmerers, Adam von Sternberg, dreitausend Mann Fußvolks, geführt von Wratislaw von Mitrowic und Wolf von Wřesowic, und fünfzehnhundert Mann Reiterei, befehligt von Adam Popel von Lobkowic, neuen Muth und neue Kraft gewonnen hatten, belagerte und eroberte Skalic und Berenz und drängte den Feind bis nach Tyrnau zurück, wo der Türke stand.

Von Letzterem wurde am 29. September 1605

die Festung Gran mit Sturm zurückerobert. Cigala's Unterfeldherren zogen als Sieger in Veszprim, Palloda, Wissegrad und Neuhäusel ein. Der Großwesier unterwarf die Wallachei, setzte hier einen neuen Fürsten, und Stephan Botschkay, seinen muthigen Bundesgenossen, im November zum Könige von Ungarn ein.

Die Gefahr der von allen Seiten heranstürmenden Türken, Tartaren, Siebenbürgen und Szekler war jetzt so groß, daß Erzherzog Matthias, im Namen des Kaisers, Sigismund Forgacz an Botschkay absandte, um durch ihn einen Waffenstillstand zu erwirken und den von beiden Theilen heimlich ersehnten Frieden herbeizuführen.

Letzterer, für den Halbmond durch seinen mit dem Shah von Persien fortgeführten Krieg nothwendig geworden, ward nach langen Unterhandlungen endlich doch am 11. November 1606 zu Sitvatorok auf zwanzig Jahre abgeschlossen. Oesterreich behielt das, was es hatte, und bekam außerdem noch Waizen zurück; die Türken behielten Ofen, Gran, Erlau und Kanischa, Sultan Achmed I. erhielt vom Kaiser ein Geschenk von zweimalhunderttausend Thalern, und Botschkay, zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt, entsagte zu Gunsten des Kaisers der Krone von Ungarn. Den Ungarn aber ward Religionsfreiheit zugesichert.

Und so endete dieser Krieg, der, im Laufe von fast vierzehn Jahren, Millionen von Geld und Menschen verschlungen hatte, ein Krieg, so ungerecht und unmenschlich wie mancher andere, der, begonnen oder fortgeführt unter dem Deckmantel der Religion, hinter der sich eigennützige Eroberungssucht verbirgt, seine blutbefleckten Spuren in den Blättern der Geschichte als Warnung zurückgelassen hat, die trotz aller traurigen Erfahrungen, welche Völker und Fürsten seit Jahrtausenden eingeerntet haben, leider noch immer überhört wird.

Der Krieg ist ein nothwendiges Uebel, sagt mancher große Staatsmann. Jeder Menschenfreund aber erkennt in diesem ‚nothwendigen Uebel', das, was es wirklich ist: eine Geißel der Menschheit.

Ende des dritten Bandes.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Auf dem Hradschin,

oder

Kaiser Rudolph II. und seine Zeit.

Historisch-romantisches Gemälde

von

Eduard Maria Oettinger.

A. D. S. I. T.
Devise Kaiser Rudolphs II.

Vierter Band.

1836.
Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Erſtes Capitel.

Die Vertheidigung des Gefangenen auf Elbogen.

Der Friede mit dem auf ſeinem blutbefleckten Lorbeer ausruhenden Halbmonde war kaum geſchloſſen, als für Kaiſer Rudolph eine Zeit neuer Unruhe hereinbrach.

Gegen Ende des Jahres 1606 wurde in Prag, wie faſt in jeder Stadt und in jedem Dorfe des Böhmerlandes, in unzähligen Exemplaren eine in lateiniſcher, deutſcher und böhmiſcher Sprache abgefaßte Vertheidigung des ehemaligen Oberſthofmeiſters Georg Popel von Lobkowic auf eine ſo geheimnißvolle, faſt unerklärliche Weiſe verbreitet, daß Mancher weder wiſſen noch ahnen konnte, auf welchem Wege und

durch wessen Hände diese Druckschrift in sein Haus gelangt sei. — Es schien, als hätten die Winde sich zu Verbreitern dieser Schrift gebrauchen lassen, denn sie flog zu jedem offenen Fenster, zu jedem Hausthor hinein, und da sie unentgeldlich verbreitet ward, so gab es nach acht Tagen in ganz Prag keinen Einzigen, welchem Dasein und Inhalt derselben unbekannt blieb.

Als Verfasser dieser Vertheidigung war ein gewisser Philaretes Amyntas Codomanus angegeben, irgend ein unbekannter Freund oder Anhänger der Familie Lobkowic, der seinen wahren Namen in den dichten Schleier der Pseudonymität gehüllt, weil die Behauptungen, die er in dieser Schrift aufgestellt hatte, für die Ehre Kaiser Rudolphs so kränkender und beleidigender Art waren, daß fast in jeder Zeile ein Crimen laesae majestatis lag.

Als Druckort war Dicaeopolis angegeben, ein Ort, der eben so wenig wie das Reich Utopia existirt, eine Stadt, die nirgends anders als in der Phantasie ihres Erfinders zu suchen ist.

Die Schrift, an und für sich, war gut geschrieben, aber schlecht gedruckt. *)

*) Der Titel der lateinischen Schrift lautet vollständig:

Der Inhalt erregte nicht blos in Prag, sondern auch in ganz Böhmen so ungeheures Aufsehen und gleichzeitig so große Erbitterung, daß Viele, welche über die gereizte Stimmung des Volkes gut unterrichtet zu sein schienen, einen Aufstand befürchteten.

Gleich nach dem Ruchbarwerden dieser mit Flamme und Schwert geschriebenen Vertheidigung, die zugleich eine der himmelschreiendsten Anklagen gegen den Kaiser enthielt, wurden auf dessen Befehl alle Wachposten auf dem Hradschin zwei-, und je näher sie den Zimmern Rudolphs aufgestellt waren, dreifach verstärkt.

Gleichzeitig ward von oben herab den Magistraten der drei Städte Prag aufgegeben, eifrig Sorge zu tragen, daß der wahre Name des Verfassers ermittelt und er selbst dem Arme der Gerechtigkeit überliefert werde.

In den ersten acht Tagen war der Kaiser über den Inhalt dieses Pasquills dergestalt aufgebracht, daß er sich in seine Zimmer einschloß und für

---

Apologia pro Georgio Popelio barone de Lobkowic, regni Bohemiae quondam supremo aulae praefecto, postea ab imperatore Rudolpho II., Hungariae et Bohemiae rege, per XII annos contra jus fasque carcere adtento. Dicaeopoli 1606. 8.

Niemanden, ja nicht einmal für die Gräfin Magdalena, zu sprechen war.

So oft sie kam, ward sie von Mardochäus de Delle oder Martin Rutzke abgewiesen.

Zuerst hieß es: der Kaiser befinde sich auf der Jagd bei Beraun; dann hieß es: er habe sich auf der Jagd erkältet, sei unwohl zurückgekehrt, müsse auf Anordnung seines Leibarztes, des Doctors Gottfried Steegius *), das Bett hüten und dürfe, ohne Ausnahme, Keinen empfangen.

Aus diesem Grunde hatte sich in der Hauptstadt das Gerücht verbreitet, Seine kaiserliche Majestät sei wahrscheinlich in Folge des großen Aergers, den ihm jene Schrift bereitet, schwer erkrankt.

Darüber vergaßen sie ihren Zorn, dem sie sich

---

*) Nach dem Tode Christoph Guarinonius war Gottfried Steegius (geboren 1546 zu Amersfort), vorher Leibarzt des Bischofs Julius von Würzburg, nach Prag berufen worden. Er war einer der Ersten, der über die Wirkung der Kissinger Heilquellen geschrieben und als Mensch wie als Arzt beim Kaiser so beliebt, daß dieser erst unlängst einem seiner Künstler, Gilles Sadeler, den Auftrag ertheilt hatte, das Bildniß des Dr. Steegius, der bereits sechszig Jahre zählte, in Kupfer zu stechen.

in der ersten Aufwallung ihres Unwillens hingegeben und sprachen jetzt nur noch mit einer Besorgniß, die ihnen zu großer Ehre gereicht, von Rudolphs Krankheit. Sie stürzten schaarenweise in die neunzig Kirchen Prags, um hier den Heiland, dort die Jungfrau Maria, heute den heiligen Wenzel und morgen die heilige Ludmila fußfällig anzuflehen, den Kaiser aus den Banden seiner Todeskrankheit zu erlösen.

Rudolph aber war gar nicht krank, sondern nur aufgebracht, daß es allen Nachforschungen bis jetzt nicht gelungen sei, den Verfasser dieser aufrührerischen Schrift und die Druckerei, die sie zu Tage gefördert, ausfindig zu machen.

Der durch nichts zu beruhigende Zorn des Kaisers gelobte sich, den Schreiber jenes Pasquills, gleichviel wer und was er sei, dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern.

Bis jetzt aber war die Entdeckung und Gefangennehmung jenes schriftgelehrten Pharisäers nur ein frommer Wunsch geblieben.

Bald, nachdem die erste Aufregung des Volkes sich gelegt hatte, hieß es, der Kaiser befinde sich — Dank der Vorsehung, welche die Gebete der frommen

Unterthanen erhört habe, — außer aller Gefahr und auf dem Wege der Besserung.

Jetzt ward auch Maria Magdalena wieder vorgelassen Rudolph empfing sie mit der Frage:

— Nun, Gräfin, was sagt denn Ihr zu diesem Schurken?

— Zu welchem Schurken? fragte die Gräfin, durch diese bruske Frage weniger erschreckt als überrascht.

— Zu wem anders, als jenem elenden Verläumder, der sich auf dem Pasquill, das er in Hunderttausenden von Exemplaren gegen mich ausgestreut, feig genug Philaretes Codomanus nennt! Habt auch Ihr das Ding gelesen?

— Gnädigster Herr, wer hat es nicht gelesen?

— Und was haltet Ihr davon?

— Ich denke, was halb Prag davon denkt!"

— Und was denkt halb Prag davon? fragte Rudolph mit zürnender Miene.

— Die Schrift ist bitter, aber leider nicht durchaus unwahr!

— So denkt nur Gräfin Maria Magdalena, welche eine Freundin der Tochter des Verräthers ist.

— Majestät, gestand die Gräfin mit edler Freimüthigkeit, ich bin stolz auf Eva's Freundschaft!

— Ich aber, Gräfin, bin dieß desto weniger auf die Eure. Ich fange zu glauben an, daß auch Ihr heimlich zur Legion meiner Feinde gehört . . .

— Weil ich von Ew. Majestät befragt, dem Kaiser die Wahrheit sage? Soll ich sein Ohr schaamlos belügen und ihm die Stimme der öffentlichen Meinung verschweigen? Ich überlasse dieses Geschäft dem Schwarme Eurer Schmeichler, denen es gleichgiltig scheint, ob der Kaiser im Herzen seines Volkes beliebt oder verhaßt ist. Eure treueste Freundin aber, die es als die schönste Aufgabe ihres leider ziemlich verfehlten Lebens betrachtet, Ew. Majestät immer die Wahrheit zu sagen und Euer Urtheil weder durch Schmeichelei noch durch Lüge zu beirren, kann sich nicht enthalten, offenherzig Ew. Majestät Alles zu bekennen, was sie denkt und fühlt, um, so weit es im Bereiche ihrer schwachen Kraft liegt, Euern irregeleiteten Sinn auf den Pfad des Rechtes zurückzulenken, um wenigstens auf diese Weise ein Scherflein, wäre es noch so geringfügig, beizutragen, von dem gesalbten Haupte Ew. Majestät den Haß des Volkes fernzuhalten und Euch dessen Liebe und Anhänglichkeit von Neuem zu erwerben.

— Ich fühle, daß ich Euch Unrecht that. Verzeiht mir, Magdalena, und sagt mir mit gewohntem

Freimuth, ehrlich und unumwunden wie immer, auch heute Eure Meinung.

— Gnädigster Herr, der Verfasser jener beklagenswerthen Schrift hat nicht dem Inhalte nach, sondern einzig und allein in der Form gefehlt. Das, worüber er sich vor den Augen der ganzen Welt zu beklagen wagt, ist wahr und leider nur allzusehr begründet. Das Verfahren gegen Lobkowic, den man ohne vorausgegangenen Richterspruch seit zwölf Jahren gefangen hält, ist — verzeiht mir meine Offenherzigkeit — eben so lieblos als ungerecht!

— Verkennt nicht die Beweggründe, die mich zu dieser Härte, welche ich selbst nicht billige, durch die Pflicht eiserner Nothwendigkeit gedrängt haben. Georg von Lobkowic ist ein Verräther!

— Die Vertheidigung, gnädigster Herr, beweist das Gegentheil.

— Jener Codomanus ist ein Lügner, ein Verläumder. Hätte er darin nichts als die nackte, ungeschminkte und mit Beweisen belegte Wahrheit gesagt, dann würde er, wie jeder ehrliche Vertheidiger, im Bewußtsein seines guten Rechtes mit offenem Visire, und nicht verlarvt wie ein im Finstern umherschleichender Bandit, aufgetreten sein; aber die Furcht vor der unausbleiblichen Bestrafung seiner feigen

Lügen und ſchnöden Anklagen gegen Uns hat jenen Elenden zurückgehalten, mit ſeinem wahren Namen hervorzutreten.

— Auch ich, gnädigſter Herr, kann und mag es nicht billigen, daß er ſich in den Mantel undurchdringlicher Falſchnamigkeit gehüllt, um Euch ungeſtraft vor den Richterſtuhl der Öffentlichkeit zu ziehen. Ich gebe zu, daß Furcht vor der Größe Eurer Macht ihn davon zurückgehalten hat, mit geöffnetem Viſire in die Schranken ſeines Rechtes zu treten und allein mit dem Stärkern ſich in einen offenen und ehrlichen Kampf einzulaſſen; ich in ſeiner Stelle würde den Muth gehabt haben, mich ungeſcheut zu nennen und meine Anklage zu vertreten; in der Sache ſelbſt ſcheint das Recht doch weit mehr auf ſeiner Seite als der Eurigen zu ſtehen.

— Dieß iſt ein Irrthum, den Ihr leider mit ſo vielen Anhängern des Verräthers theilt. Es iſt durch deſſen eigenes Zugeſtändniß erwieſen, daß er ſich an der Abfaſſung der von ſeinem Bruder dem Landtage von 1594 vorgelegten Beſchwerdeſchrift betheiligt und mich darin dem Volke gegenüber, deſſen Partei er ergriffen, als einen Wortbrüchigen hingeſtellt hat, der keine von allen Freiheiten, die ich den undankbaren Böhmen verbrieft, gewährt haben ſoll.

— Die Vertheidigung, Majestät, stellt auch dieß in Abrede.

— Aber wißt Ihr nicht, Gräfin, daß jeder Verbrecher, wie hoch oder niedrig er auch stehen mag, im hartnäckigsten Läugnen den einzigen Ausweg seiner Rettung sucht? — Es ist erwiesen, daß der Undankbare in dem Augenblick, als ihm mein unbegrenztes Vertrauen an die Spitze jenes Landtags gestellt, in Gegenwart vieler Mitglieder desselben frech genug erklärt hatte, er werde nun seine Maske ablegen und mir, dem Kaiser, beweisen, daß ich nicht das Kleinste ohne Einwilligung der Stände beschließen darf. — Es ist erwiesen, daß der Landtag, durch ihn aufgehetzt, auseinanderging, ohne über das, was meine Räthe ihm zur Begutachtung vorgelegt hatten, ihre Meinung auszusprechen. — Es ist fernerhin erwiesen, daß er, wie sein Bruder Ladislaw, sich in eine weitverzweigte Verschwörung gegen meinen Thron, ja sogar gegen mein Leben eingelassen; es ist erwiesen, daß er an verschiedenen Orten bewaffnete Leute mit dem Befehle aufgestellt, mich, wenn ich nach Brandeis auf die Jagd reiten würde, festzunehmen und sich selbst zum Könige von Böhmen aufzuwerfen . . .

— Sein Vertheidiger erklärt dieß Alles für ein

albernes Märchen, von seinen neiderfüllten Gegnern, zuvörderst aber vom damaligen Vicekanzler Curtius ausgesprengt, um den Verläumdeten aus der Gunst Ew. Majestät zu verdrängen um jeden Preis! Die Vertheidigung beweist, daß Lobkowic, nachdem jene lächerlichen Gerüchte zu seiner Kenntniß gelangt seien, sich an Ew. Majestät gewendet habe mit der heiligsten Betheuerung, daß dieß Alles, was seine im Finstern umherschleichenden Feinde gegen ihn ausgesprengt, Lüge und Verläumdung sei, mit der dringenden Bitte, ihm seine Feinde gegenüberzustellen, sie zur Rechenschaft und zur Bestrafung seiner verläumdeten Ehre zu ziehen.

— Das ist allerdings wahr, gestand Rudolph.

— Doch warum ist das, was er mit vollem Rechte verlangen durfte, nicht geschehen?

— Weil ich jenen Gerüchten Anfangs selbst nur wenig Glauben geschenkt und später erst, als es den vereinten Bemühungen Claudio Aquaviva's und meinem für mich zu früh dahingeschiedenen Kanzler Jacob Curtius gelungen war, mir selbst schlagende Beweise seines Verraths zu verschaffen, ließ ich ihm den Befehl zugehen, am 25. März vor den obersten Räthen meiner Krone und meinem Procurator Heinrich Dominácek von Pienic zu erscheinen, um sich —

falls er's vermöchte — von jenem Verdachte zu reinigen. Er aber, seiner Schuld sich bewußt, weigerte sich, Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen zu ertheilen und bestand darauf, ihm seine heimlichen Ankläger namhaft zu machen und gegenüberzustellen. Da ihm dieß Gesuch aus Gründen der Politik und Discretion abgeschlagen und er von Neuem vorgeladen ward, persönlich vor seinen Richtern zu erscheinen*) und sich pflichtschuldig zu vertheidigen, schützte er Krankheit vor und schickte, anstatt selbst zu erscheinen, zwei seiner Vettern, Johann Wenzel und Adam Gallus Popel von Lobkowic, um dessen Rechtfertigung zu übernehmen. Noch immer entschlossen, das Beste zu glauben, erhielt ich durch Bragadino, einen heimlichen Agenten, neue Beweise seiner Treulosigkeit. Es unterlag jetzt keinem Zweifel mehr, daß er und sein Bruder gemeinschaftliche Sache mit den unzufriedenen Utraquisten gemacht und mit ihnen beschlossen hatten, unter dem nichtigen Vorwande, daß ich die von meinem in Gott ruhenden Vater

*) Dobkensky, Verfasser mehrerer böhmischer Kalender schreibt, der Angeklagte sei das zweite Mal unter Androhung einer Geldstrafe von 200,000 Schock böhmischer Groschen vorgeladen worden.

gewährleistete Religionsfreiheit angetastet, mich vom Throne zu stürzen und meinen Bruder Matthias zum Könige von Böhmen auszurufen.

— Auch dieß wird von seinem Vertheidiger geläugnet. Verhielte sich das Alles aber wirklich so, wie die zahllosen Gegner der Familie Lobkowic es Ew. Majestät vorzustellen für gut gefunden, dann erlaube ich mir wie jener Codomanus zu fragen, warum Ew. Majestät, durchdrungen von der Schuld des Angeklagten, ihn nicht schon längst vor den Richterstuhl des Gesetzes ziehen und gesetzlich bestrafen ließ?

— Ich that es nur darum nicht, um öffentliches Aergerniß und neue Erbitterung gegen mich zu vermeiden.

— Sire, Ihr habt ihn nicht nur seit zwölf langen Jahren des köstlichen Gutes der Freiheit, sondern ihn und seine Tochter, die einzige Erbin seines großen Reichthums, der ihm so vielen Neid und so unerhörte Anfeindung zugezogen, all' seiner Städte, Märkte und Dörfer, Höfe und Häuser, seines gesammten Hausgeräthes, seines Geldes und aufgesammelten Getreides, seiner Edelsteine und Schmucksachen beraubt und der armen Tochter nichts als ihr mütterliches Erbtheil gelassen. Gnädigster Herr, dieser Act ist hart und ungerecht.

— Ihr sprecht, wie Ihr's versteht, entgegnete der Kaiser, von Neuem in den Ton des Unwillens zurückfallend. Sollte ich meinem Feinde, der gerade durch seinen Reichthum mir gefährlich war, sollte ich den Hochverräther, der freventlich nach meiner Krone und meinem Leben getrachtet, im Besitze all' seiner Mittel lassen, um ihm und seinem weitverzweigten Anhange freien Spielraum zu gönnen, mich mit Hilfe jener Mittel desto leichter, desto sicherer zu stürzen? Jeder ist sich selbst der Nächste. Lobkowic hat seine Strafe zehnfach verdient, und er bleibt trotz allen Lärmens und aller Erbitterung, welche die Vertheidigung jenes namenlosen Wichtes in ganz Böhmen hervorgerufen hat, mein Gefangener, so lange ich lebe! Das schwöre ich Euch bei meiner Krone!

— Sein Vertheidiger ist nicht dabei stehen-geblieben, diese mit Flammenzügen geschriebene Schrift durch ganz Böhmen, Mähren, Oesterreich und Ungarn zu verbreiten, er hat, wie jetzt allgemein bekannt ist, Exemplare davon an sämmtliche Fürsten des deutschen Reiches eingeschickt mit der geharnischten Aufforderung, alle Mittel aufzubieten, um Ew. Majestät zu bewegen, jenes himmelschreiende Unrecht dadurch gut zu machen, daß Ihr ihm seine Freiheit,

seine Ehre und all' seine widerrechtlich confiscirten Güter zurückgebet.

— Gräfin, wer kann mich zwingen zu einem Schritte, der sich so schlecht mit meiner eigenen Sicherheit verträgt? Bin ich nicht Kaiser des deutschen Reiches und erstreckt sich nicht die Größe meiner Macht vom Ende der Elbe bis zum Ausgang der Donau, von dem Main bis zur Oder? Wer kann mich, den Kaiser, zwingen?

— Sire, stärker als alle irdische Macht, ist die Macht des Gewissens, das große, unumschränkte Vehmgericht, das Jeder, der Niedrigste wie der Höchste, in seinem eigenen Busen trägt und daraus, trotz aller Macht und Größe, nicht zu verbannen vermag. Geruhen Ew. Majestät also ganz so zu handeln, wie Ihr es vor dem Richterstuhle Eures Gewissens verantworten könnt.

— Ich danke Euch für Euern guten Rath, entgegnete der Kaiser mit ungewohnter Bitterkeit. Wen aber haltet Ihr für den Verfasser jenes nichtswürdigen Pamphlets?

— Gesetzt, gnädigster Herr, ich wüßte, wer der Verfasser ist, glaubt Ihr, ich würde im Stande sein, ihn anzugeben, um ihn den Blitzen Eures vernichtenden Zornes zu überliefern?

— Wie? Ihr würdet den Namen jenes Elenden mir verschweigen?

— So wahr ich Maria Magdalena heiße!

— Und Ihr wollt meine Freundin sein?

— Gerade, weil ich es bin mit allen Kräften meiner Seele; gerade, weil ich tausendfach ängstlicher besorgt für die unbefleckte Reinheit Eurer gottgesalbten Stirne bin als jeder Anderer jener Millionen, die nichts weiter als Eure Unterthanen sind, gerade darum würde ich jenes Geheimniß verschweigen, um Ew. Majestät, den ich mehr als mich selber liebe, zu verhindern, den Hermelin Eures Kaisermantels durch einen neuen Act unkaiserlicher Grausamkeit zu schänden.

— Wer vermöchte es, Euch zu zürnen? rief Rudolph, der sich vom Feuer ihrer Begeisterung für ihn zu einem nicht minder glühenden Enthusiasmus für die Gräfin neu entzünden ließ Ihr seid ein wunderholder Engel, tausendfach schöner und liebreicher als Johann von Aachens schönstes Bild ‚Magdalena in der Wüste,' bei welchem das Eure ihm vorgeschwebt.*) Er hat Euch gesehen,

*) So verhielt es sich wirklich: Aachens ‚Magdalena in der Wüste' ist ein schwacher Abglanz der Gräfin Maria Magdalena. Dieses Bild, allerdings eines der gelun-

aber nur theilweiſe erfaßt. O warum bin ich nicht Maler! Ich, Gräfin, würde Euch beſſer treffen! ſagte der Kaiſer, ſeine edle Freundin zärtlicher als jemals an ſein Herz ſchließend.

— Habe ich nicht Recht, wenn ich ſage, daß mein Herr und Kaiſer beſſer als ſein Ruf und ſtrahlender als das Bild iſt, das ſeine Feinde von ihm entwerfen?

— Aber weil Ihr gerade von meinen Feinden ſprecht, muß ich Euch daran erinnern, daß auch Eure Freundin Eva dazu gehört. Es giebt Leute, welche behaupten wollen, ſie habe die pſeudonyme Vertheidigung verfaßt, weniger in der Abſicht, ihren Vater zu rechtfertigen, als ihre Fertigkeit in der lateiniſchen Sprache zu zeigen und der Welt zu beweiſen, daß ſie eben ſo gelehrt als tugendhaft ſei.

— Gnädigſter Herr, ich glaube nicht daran ...

---

genſten dieſes Meiſters, befindet ſich nebſt fünfzehn Andern in der k. k. Gemälde-Gallerie zu Wien, darunter das Portrait Kaiſer Rudolphs und ſeines Bruders Ernſt, Beide in jungen Jahren und in glänzendem Harniſch gemalt. ‚Magdalena in der Wüſte‘, wurde von Lucas Kilian und der Kaiſer von Raphael Sadeler in Kupfer geſtochen.

— Zweifelt Ihr an ihrer Tugend oder an ihrer Gelehrsamkeit? fragte der Kaiser mit grausamem Spott.

— Von Beiden bin ich fest überzeugt. Doch mag ich nicht daran glauben, daß sie die Verfasserin sei, schon darum nicht, weil sie erst kurz vor dem Erscheinen der Schrift auf mein wiederholtes Bitten mir feierlich zugesagt hatte, nichts zu unternehmen, was geeignet wäre, den Zorn ihres Kaisers von Neuem aufzuregen.

— Und dennoch, wiederhole ich Euch, daß sich seit einigen Tagen ziemlich allgemein das Gerücht verbreitet hat, daß das lateinische Original wie die böhmische Uebersetzung davon aus Eva's Feder geflossen ist und daß nur die deutsche Uebersetzung, die sie veranlaßt haben soll, von einem protestantischen Geistlichen in Hamburg oder Danzig herrühre.

— Ich, Majestät, halte Eva für zu gewissenhaft, um mich dem Irrwahne hinzugeben, sie habe, mir gegenüber, treulos ihr Wort gebrochen. Ihr Herz ist keiner Lüge, ihr Gesicht keiner Verstellung fähig und aus diesen Gründen glaube ich Ew. Majestät mit meinem Worte bürgen zu dürfen, daß Jene, die ihr die Autorschaft jener Anklage gegen Euch zuschreiben, ihr nach meiner Ansicht Unrecht thun.

— Ich will dieß glauben, weil Ihr es glaubt. Aber wer auch immerhin der Urheber jener Schmähschrift sein mag, er wird — Dank den Bemühungen meiner Kundschafter in ganz Deutschland! — frühzeitig genug an's Tageslicht kommen und — dieß gelobe ich mir und ihm! — seiner gerechten Bestrafung nicht entgehen!

— Gnädigster Herr, zu Euern Knieen bitte und beschwöre ich Euch, Gnade statt des Rechtes auszuüben und Eurem geheimen Ankläger — wer und was er auch sei und wie er sich auch nennen möge — gleichviel ob Weib ob Mann, ob Katholik oder Protestant, großherzig zu verzeihen. Zürnen ist menschlich, vergeben aber ist kaiserlich! Gnädigster Herr, zeigt Euch würdig der Krone, die Ihr von Eurem milden Vater geerbt. Vergebt Euern Feinden, damit sie auch Euch vergeben.

— Steht auf, Gräfin, und drängt nicht länger in mich, Euch etwas zu versprechen, was ich Euch — nach dem Gelübde, das ich gethan — nicht zu halten vermag. Der Verfasser jener Schrift muß — so wahr Gott mir helfen möge, seine Spur ausfindig zu machen! — sein Majestätsverbrechen mit dem Kopfe bezahlen.

— Dann bleibt mir nur Ein Wunsch, sagte Magdalena sich erhebend.

— Und darf ich ihn wissen?

— Möget Ihr niemals den Namen dessen erfahren, der den Muth besaß, einen Unglücklichen zu vertheidigen.

— Ich, Gräfin, ich wünsche das Gegentheil! Das Gesetz ist unerbittlich! Jeder, welcher sündigt, verdient seine Strafe. — Doch genug von dieser traurigen Geschichte. Reicht mir gütigst Euern Arm, begleitet mich, wenn's Euch beliebt, in meine Schatzkammer. Dort will ich Euch etwas Neues zeigen, was mein großer Edelsteinkenner, Anselm de Boodt, das achte Wunder der Welt nennt.

Zweites Capitel.

Das achte und neunte Wunder der Welt.

Die Gräfin folgte ihrem kaiserlichen Freunde. Er zeigte ihr einen erst unlängst fertig gewordenen Tisch, der aus den kostbarsten Edelsteinen, Perlen und Juwelen so künstlich und mosaikartig zusammengesetzt war, daß darauf ganze Wälder mit

verschiedenfarbigem Laube, Bäume mit buntfarbigen Früchten, Blumen mit Schmetterlingen, die sie umgaukelten, krystallhelle Flüße, in welchen Gold- und Silberfische umherzuplätschern schienen, und andere Thiere zu sehen waren.

— Und was kostet dieses achte Wunder? fragte die erstaunte Gräfin.

— Ein halbes Königreich, erklärte der Kaiser.

War dieser Edelstein-Tisch nach dem Ausspruche Anselm de Boodts ‚das achte Weltwunder', so durfte mit demselben und vielleicht noch größerem Rechte die damals noch wunderbar schön erhaltene Statue des Niobiden Ilionäus, welche Doctor Christoph Guarinonius für Rudolphs Rechnung in Rom aufgekauft und nach Prag gebracht, als das neunte Wunder der Welt oder des ‚deutschen Saales,' in welchem beide Kunstwerke fast neben einander standen, angesehen werden.

Guarinonius, der zum Ankaufe dieser Statue vom Kaiser, wie schon früher erzählt, unumschränkte Vollmacht erhalten, hatte dem römischen Juden nach Einigen 22,000 Scudi, nach Andern 34,000 Ducaten dafür gezahlt. Wir wissen leider nicht anzugeben, welche Summe die richtige und wie viel oder wie wenig davon in den Säckel des Einkäufers

geflossen sein mag; wir wissen nur so viel, daß diese Statue, nach der Aussage aller Kunstkenner des rudolphinischen Hofes eine der herrlichsten Reliquien aus der Blüthenzeit der griechischen Bildhauerkunst, einen unbezahlbaren Werth besaß.

Die Gräfin, die für diese Statue mehr noch als der Kaiser für den oben beschriebenen Tisch schwärmte, konnte ganze Stunden lang vor dem wunderbar fein geformten Marmor stehen und sich in das Anschauen des Niobiden versenken, der, Gott weiß aus welcher Künstlerwerkstatt hervorgegangen, seit Jahrhunderten den zu Staub gewordenen Leib seines Bildners überdauerte. Die himmlische Kunst unterscheidet sich von der göttlichen Natur hauptsächlich dadurch, daß in dieser der Schöpfer seine Schöpfung, in jener das Geschöpf seinen Schöpfer überlebt.

Der Meister, aus dessen Hirn wie aus dessen Händen jener himmlisch-schöngeformte Ilionäus hervorgesprungen war, ließ es sich, als er noch lebte, gewiß nicht träumen, daß seine Statue nach jahrhundertlanger Wanderung von einem Besitze in den Andern, endlich durch Procuration eines veronesischen Arztes an den Hof eines deutschen Kaisers gelangen und dort das Anstaunen und die Bewunderung einer der schönsten und geistreichsten Frauen Böhmens auf

ſich und ſeinen Meiſter zurücklenken werde, in dem Grade, daß Kaiſer Rudolph, oftmals eiferſüchtig auf dieſes Marmorbild, an dieſem Tage halb im Scherze, bald im Ernſte zu der entzückten Freundin ſagte:

— Ich beneide dieſen ſchönen ſteinernen Jüngling!

— Und warum? fragte die noch immer im Anſchauen vertiefte Bewundererin.

— Weil Gräfin Magdalena ſich ſo ernſtlich in ihn verliebt zu haben ſcheint, als . . .

— Kaiſer Rudolph dort in jenen Tiſch! ergänzte Magdalena mit dem ſpöttiſchen Lächeln, das ihren Roſenlippen zur Verfügung ſtand.

Aber die Wanderungen dieſer Statue hatten am Hofe zu Prag noch lange nicht ihr Endziel erreicht. Wir behalten es dem letzten Capitel dieſes Bandes vor, dem Leſer die neuern Schickſale jenes intereſſanten Marmorrumpfes zu erzählen.

Drittes Capitel.

Zwei Hinrichtungen für Eine.

Sechs Wochen nach jenem Geſpräche verbreitete ſich, ſo raſch und unheimlich wie eine böſe Seuche,

vom Hradschin herab durch alle Gassen und Gäßchen der drei Städte Prags die Nachricht, daß es den Kundschaftern des Kaisers endlich doch gelungen sei, den oder, richtiger gesagt, die Verfasser der Lobkowic'schen Vertheidigungsschrift zu entdecken, und sie, an Armen und Beinen mit Ketten beladen, vom fernen Auslande herein nach Prag zu bringen. Es verbreitete sich ferner die Kunde, daß die Verfasser — denn es sollten ihrer zwei sein! — des angeklagten Verbrechens überführt, wenn auch nicht geständig, morgen in frühester Frühe, zwei Tage vor dem heiligen Weihnachtsfeste, nach Einigen ob der alten Schloßstiege des Hradschins vor der Bildsäule der heiligen Barbara, nach Andern, welche besser unterrichtet sein wollten, auf dem altstädter Ringe geköpft werden sollten.

Gegen Abend wußte ganz Prag, daß die morgige Hinrichtung bald nach Aufgang der Sonne vor dem Rathhause der Altstadt vollzogen werde.

In der Schenke zur goldenen Kugel war das Gedränge so groß, das Geschwätz so lärmend und der Durst so gewaltig, daß kein Apfel zur Erde fallen, und man kaum sein eigenes Wort vernehmen, und daß der alte Schwätzer Zdenko an diesem

einzigen Abende mehr Eimer seines schaalen Bieres als sonst in der ganzen Woche verzapfen konnte.

Alles war gespannt zu erfahren, wer und was die Unglücklichen sein mögen, die morgen durch das Beil des Henkers hingerichtet werden sollten.

— Es ist ein Jude aus Danzig, sagte der Eine, der ein Wurstmacher und nebenbei ein abgesagter Feind der elenden Hebräer war, weil sie weder Wurst noch Schinken kauften, weßhalb er sich längst daran gewöhnt hatte, alles Böse, das geschah, in seiner christlichen Liebe den armen Kindern Israels aufzubürden.

— Nein, nein, sagte ein Anderer, welcher Schreiber auf dem Rathhause des Hradschins war, es sind zwei lutherische Prediger und Katholikenfresser aus der freien Reichsstadt Hamburg.

— Auf's Schaffot und in die Hölle mit dem aufrührerischen Gesindel, schrie ein Dritter.

— Wie heißen die beiden Bursche, fragte ein Vierter.

— Das erfährt Niemand! sagte der Schreiber.

— Geköpft werden ist ein ekliches Vergnügen, meinte der Fünfte, ein Spitzbube, der gerechte Anwartschaft darauf zu haben schien.

— Noch dazu so kurz vor Weihnachten, ergänzte ein Sechster, der zufällig ganz wie ein Jude aussah.

— Und noch obendrein Morgens mit nüchternem Magen, meinte der Siebente, ein Garkoch aus der Nachbarschaft.

— Und noch dazu bei achtzehn bis zwanzig Grad Kälte, setzte ein Achter hinzu, der, ob er gleich dicht am Ofen stand, doch gründlich zu frieren schien, denn er klapperte mit den Zähnen, wie ein furchtsamer Schneider oder ein geflicktes Gewissen.

— Muß man einmal geköpft werden, dann ist's doch immer besser, wenn's beim hellichten Tage und mitten im warmen Sommer geschieht, erklärte der Neunte, ein brauner Slowak, der auf dem Leibe ein zerrissenes Hemde, auf dem struppigen Haare einen zerfetzten Hut, in der Rechten eine Mausefalle und in der Linken einen Dudelsack trug.

— Der Slowak hat recht. Im Sommer wird man doch wenigstens unter Zuschauern geköpft, commentirte der Zehnte, der ein Freund des Sommers war, weil er mit Sonnenfächern hausiren ging und im Winter sich wie ein Hamster in die finstersten Löcher verkroch.

— Auch morgen wird's den beiden armen

Sündern trotz der grimmigen Kälte, nicht an Publicum fehlen, sagte der Rathhausschreiber.

— Ich stehe morgen Früh schon um Zwei Uhr auf, erklärte der Eilfte, ein junger reicher Tagedieb, der sonst gewöhnlich bis Neun in den warmen Federn lag.

— Ich geh' heute gar nicht zu Bette, sagte der Zwölfte, der ein Nachtschwärmer war und diesen für ihn doch erwünschten Anlaß benutzte, um bei vollem Bierkruge den Anbruch des Morgens zu erwarten. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

— Während dieser und anderer Gespräche in der Kneipe zur goldenen Kugel, wurden die zwei hamburger lutherischen Prediger, die man in dieser Nacht aus dem schwarzen Thurme nach dem altstädter Rathhause transportirte, vom Beichtvater des Kaisers, dem Pater Adrian von Baren, besucht und eindringlich ermahnt, an der Schwelle des Todes ihre verstockten Herzen zu öffnen, ihm das volle Maaß ihrer verruchten Sünden zu beichten und, um seiner Absolution und der Verzeihung der erzürnten Kirche theilhaftig zu werden, ihren ketzerischen Glauben abzuschwören und reuig in den Schooß des seligmachenden Glaubens zurückzukehren.

Die beiden protestantischen Geistlichen aber betheuerten, wie vor ihrem Richter, ihre Unschuld und schwuren beim Heiland, der sein Blut für alle Sünder ohne Unterschied des Glaubens vergossen, daß sie ungerecht verurtheilt, daß sie weder Verfasser noch Uebersetzer jener Schrift, sondern nur durch Zufall in den Besitz derselben gelangt seien, die ihnen, — sie wußten weder von wem, noch von wo — zugeschickt worden war mit der Bitte, Abschriften davon unter ihre Amtsgenossen zu verbreiten und den durchaus wahren Inhalt derselben von allen Kanzeln zu verlesen. Sie aber hätten weder das Eine noch das Andere gethan, sondern nichts Anderes verbrochen, als diese Schrift, wie hunderttausend Andere gelesen und öffentlich ihr Bedauern ausgesprochen, wenn sich die ganze Sache so und nicht anders verhielte, als der ihnen gänzlich unbekannte Verfasser sie geschildert hat.

Dieß offenherzige Bekenntniß allein schien ihren Blutrichtern hinreichend zu sein, sie als Mitwisser und Verbreiter jenes hochverrätherischen Pasquills zur Todesstrafe zu verurtheilen.

Diese Thatsache, von der Feder eines Romanschreibers wiederholt, wird Manchem so unglaublich erscheinen, daß wir, zur Bestätigung der Wahrheit,

uns auf die Aussage eines der Geschichtsschreiber Böhmens berufen. Franz Pubitschka, aus dem Orden der Gesellschaft Jesu, berichtet in seiner chronologischen Geschichte Böhmens (Prag 1801) im zehnten Bande, Seite 325, wörtlich wie folgt:

‚Weil die Apologie sowohl deutsch als lateinisch erschien, warf man den Verdacht auf die Jesuiten, die aber denselben kümmerlich von sich ablehnten. (Balbinus in seiner Bohemia docta, pag. 372.). Sodann beschuldigte man zwei hamburgische lutherische Prediger, die Rudolph als Kaiser von Hamburg nach Prag kommen und weil er alle Betheurung ihrer Unschuld verwehrt, Beiden auf dem altstädter Ringe den Kopf abschlagen ließ.‘

Am folgenden Morgen finden wir unter den von unmenschlicher Schaulust und Neugier eng zusammengedrängten Zuschauermassen, die sich lange vor Tagesanbruch vor dem Rathhausplatze zusammen geknäult hatten, einen alten Bekannten, den Handschuhmacher Jaromir von der Kleinseite, den wir in einem Capitel des dritten Bandes unserer Erzählung in der Schenke zur goldenen Kugel zurückgelassen und seitdem ganz aus den Augen verloren hatten.

Jaromir der Handschuhmacher war einer der

Ersten gewesen, die sich auf dem Hinrichtungsplatze frühzeitiger als die übrige Menschenmenge eingefunden, um einen guten Platz zu finden und in nächster Nähe Zeuge des blutigen Schauspiels zu sein. Er ragte aus dem sich von Minute zu Minute dichter und dichter verschlingenden Menschengewühle um die Höhe eines ganzen Kopfes wie der Knopf eines kleinen Kirchthurms oder richtiger gesagt, wie der Kopf eines maaßlos jäh in die Höhe geschossenen Krautstrunks hervor. Seine beiden spindeldürren Arme hatte er, weil er bei 21 Grad Kälte wie ein türkisches Windspiel an allen Gliedmaaßen seines durchsichtigen Leichnams fror, so fest als möglich in die Falten seines knappen, kaum bis zur Hälfte seines übermäßig langen Bauchgestells reichenden Ueberwurfs, einer böhmischen Nationalsuba, gehüllt, um sich, so gut es ging, vor dem grimmigschneidenden Morgenfrost zu schützen.

Als die beiden Schlachtopfer der menschlichen Gerechtigkeit nach stundenlangem Harren, zehn Minuten nach dem Glockenschlage Sechs, festen Schrittes, ohne Furcht und Todesbangen die Stufen des über Nacht wie ein Pilz aus der Erde aufgeschossenen Schaffots bestiegen, rief die Stentorstimme des dicht hinter dem Handschuhmacher aufgepflanzten Schuster

Wenzel seinem langen Vordermanne, der ihm jeglichen Schein von freier Aussicht sperrte, die Donnerworte zu:

— Niedersetzen! Niedersetzen!!

Jaromir, überzeugt, daß dieser Zuruf keinem Andern als ihm gelten konnte, machte den Versuch, sich umzukehren, was ihm aber, da er, in der Menge eingekeilt, sich nicht zu rühren vermochte, rein unmöglich war.

In dem verhängnißvollen Augenblick, als die beiden Priester, wie aus Einem Munde Luthers Choral ‚Ein' feste Burg ist unser Gott' anstimmend, von den Schwertern ihrer beiden Henker gleichzeitig den Todesstoß empfangen sollten, erhielt der kerzengerade aufrechtstehende Handschuhmacher Jaromir, der die unnütze Mahnung, sich niederzusetzen, selbst beim redlichsten Willen nicht zu erfüllen im Stande war, von seinem aller Aussicht beraubten und deßhalb schwer erboßten Hintermanne einen so heftigen Schlag auf seinen runden, breitkrempigen, weiten Filzhut, daß dieser, gerade im wichtigsten Augenblick der Hinrichtung, über dessen Stirn und Augen so tief in's Gesicht hinunterfuhr, daß der Anblick des gräßlichen Schauspiels für Jaromir ganz und gar verloren ging; denn nachdem es ihm mit Anstrengung

aller seiner Kräfte endlich gelungen war, sich in dem furchtbaren Gedränge wenigstens so viel Platz zu verschaffen, um seine im Ueberwurfe verhüllten Arme herauszuwickeln und mit Hilfe derselben fluchend Luft und Licht zu verschaffen, war es zu spät; denn einen kurzen Augenblick zuvor waren die Schwertstreiche der Henker gefallen und die Köpfe der beiden Verurtheilten lagen bereits zu den Füßen der Vollzieher.

Als Jaromir sich umkehrte, um den Urheber jenes scheußlichen Attentats auf sein Augenlicht nachträglich und nachdrücklich zu bestrafen, stand statt des Schuhmachers Wenzel, der sich gleich nach vollführter That durch die Menge fortgedrückt, ein winzigkleines altes Weib auf Krücken gelehnt dicht hinter ihm.

— Nu, langer Goliath, fragte der weibliche Zwerg, was habt Ihr von der hübschen Hinrichtung gesehen.

— Nicht ein Haar! gestand der Handschuhmacher.

— Tröstet Euch mit mir, gute Seele! Ich habe auch nichts gesehen!

— Der Teufel hole die ganze Hinrichtung! Kreuz Millionen Donnerwetter! Habe ich darum seit vier Stunden hier wie ein Hund gefroren und

Maul und Augen aufgesperrt, um gerade im schönsten Augenblick blind wie ein Maulwurf dazustehen. Ich geh' zu keiner Hinrichtung mehr!

— Ich, Gevatter, bin bei Jeder dabei, sagte die lahme Vettel, die den günstigen Augenblick abgelauert, aus Jaromirs Tasche eine Wurst zu stehlen, die er aus Vorsorge, bei dem blutigen Schauspiele nicht zu hungern, zu sich gesteckt hatte.

So etwas geschieht bei jeder Hinrichtung.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Jaromir auf dem Rückwege nach seiner Wohnung die Entdeckung machte, daß ihm noch obenein seine prächtige Wurst gestohlen war, rief er voll Verzweiflung:

— Das hat man von so einer Hinrichtung!

Viertes Capitel.

Eva und der wirkliche Verfasser der Schmähschrift.

Als Eva von Lobkowic, die acht Tage zuvor, auf Einladung ihrer Tante, nach Bilin gereist war, um im Kreise ihrer Anverwandten das heilige Weihnachtsfest zu feiern, dort die Hinrichtung jener

Beiden erfuhr, sank sie bewußtlos in Ohnmacht und fiel von Neuem in eine schwere Krankheit. — —

Kurze Zeit darauf erfuhr man den Namen des wirklichen Verfassers.

Man höre, was Pubitschka darüber sagt (Seite 325 und 326):

„Obwohl man nicht zweifelte, daß Georgens Fräulein Tochter, Eva, die benannte Apologie veranstaltet habe, auch bekannt war, daß sie sowohl der lateinischen als auch griechischen Sprache mächtig seie, ward sie doch nicht für die Verfasserin selbst gehalten. Und wirklich erfuhr man nachmals, daß der Verfasser dieser Schrift ein sicherer Philipp Levir, von Danzig, der sich den erdichteten Namen Philaretes Godomanus beigeleget, gewesen sei. — Wie man sich gegen das Fräulein Eva verhalten, ist mir unbekannt. Doch glaube ich, daß Rudolph aus Rücksicht auf das weibliche Geschlecht und andere Ursachen ihrer geschonet habe. Indessen soll sein hartes Betragen gegen Georgen (ihren Vater) große Abneigung der vornehmsten Barone gegen ihn verursachet haben; er auch endlich von denselben gänzlich verlassen worden sein.‘ —

Bis hierher reichen Pubitschka's geschichtliche Nachrichten.

Wir aber ſind im Stande, dieſe Quelle eines Theils zu berichtigen, andern Theils zu ergänzen.

Nach einigen neuern Geſchichtsſchreibern ſoll es noch bis zu dieſer Stunde nicht erwieſen ſein, ob Georg Popel von Lobkowic ſelbſt, ob ſeiner nicht minder unglücklichen Tochter Eva, oder einem ihrer vielen prager Freunde und Anhänger die Verfaſſerſchaft dieſer Vertheidigungsſchrift zuzuſchreiben ſei.

Andere wieder wollen ziemlich ſicher überzeugt ſein, daß jener Philipp Levir der einzig wahre Autor jener Apologie iſt.

Noch Andere nennen ihn ſtatt Philipp Levir — was uns richtiger erſcheint — Levin und behaupten, daß er von Geburt ein prager Jude, ſpäter in Danzig zur proteſtantiſchen Kirche übergetreten ſei und ſeinen urſprünglichen Familiennamen Salomon Levin in den chriſtlicher klingenden Namen Philipp Levir habe umtaufen laſſen.

Von Danzig ſoll er, als er die Kunde von der Hinrichtung der beiden hamburger Prediger erfahren hatte, aus Furcht vor gleichem Looſe, nach Stockholm, von dort nach London entflohen ſein und hier durch Selbſtmord ſein ruhe- und heimathloſes Leben geendet haben.

Niemand weiß, was wahr daran iſt.

Fünftes Capitel.

Rückblick auf die Lage Kaiser Rudolph's. — Zwei neue Alchemisten. — Die Jugendjahre Don Cäsars.

Rudolphs ganzes Leben war kein glückliches. Nie kam er aus Kummer und Unruhe heraus. Fortwährend quälten ihn Angst und Zweifel, Furcht und Gewissensbisse. Jedes Jahr, jeder Monat goß neuen Wermuth in den übervollen Kelch seiner Regierungssorgen und Seelenleiden.

Von Natur aus ein friedliebender Fürst, war er durch die eiserne Nothwendigkeit zu jenem fast vierzehnjährigen Kriege getrieben, der das Mark seiner Völker ausgesogen, alle Hilfsquellen seines Reiches erschöpft und ihn endlich doch zur Abschließung eines unrühmlichen Friedens gezwungen hatte.

Rudolphs gefährlichste Feinde waren, die ihm zunächst standen. Schon vor Abschluß des Friedens mit dem Türken hatten seine Brüder und Vettern in einer am 25. April 1606 in Wien heimlich veranstalteten Familienconferenz einstimmig den Beschluß gefaßt, ihren Bruder und Vetter, weil er die schlaffen Zügel der Regierung seinen Räthen überlasse und sich selbst fast ausschließlich nur mit Astronomie,

Astrologie, Magie, Chemie, Alchemie und anderen „unnützen Künsten und müßigen Dingen“ beschäftige und an den Troß seiner Schmeichler und Günstlinge, seiner Gelehrten und Künstler ungeheuere Geldsummen verschwende, ziemlich unumwunden der Schwäche anzuklagen, ihn schon aus diesem Grunde für untauglich zu längerer Fortsetzung der Regierungs-Angelegenheiten zu erklären und bloß einen günstigen Zeitpunct abzuwarten, um ihm Schritt für Schritt eine Krone nach der Andern aus der schwachen Hand zu spielen und ihn endlich ganz und gar vom Throne zu beseitigen.

Besorgt für den Ruhm und die Macht des erzherzoglichen Hauses, dessen uralter Glanz unter Rudolphs Regierung mehr und mehr zu erblassen drohte, wählten seine Brüder und Vettern Rudolphs ältesten Bruder, den ehrgeizigen Erzherzog Matthias, die Säule ihres Stammes, zu ihrem Oberhaupte und gelobten einhellig sich und ihm, dessen Anordnungen und Beschlüßen immer willfährig Folge zu leisten.

Die harten Friedensbedingungen, die dem Kaiser auf Andringen seiner Räthe nur durch die äußerste Noth und wegen Abwendung noch augenscheinlich größerer Gefahren und Opfer, welche ihn bedroht hatten, abgedrungen waren, machten, daß er von

Tag zu Tage schwermüthiger, niedergeschlagener, unglücklicher und zaghafter ward.

Wohl hatte der plötzlich erfolgte Tod des von ihm bestätigten Fürsten von Siebenbürgen, des unruhigen und ehrgeizigen Stephan Botschkay, der am 29. December 1606 ohne Thronerben gestorben war, dem Kaiser einigen Trost gewährt, weil, Kraft des mit ihm zu Wien abgeschlossenen Vertrages, ganz Siebenbürgen sowohl als viele von Botschkai in Ungarn sich durch das Recht der Eroberung angeeigneten Ortschaften neuerdings an Rudolph zurückgefallen waren; die Siebenbürger aber hatten bald darauf an die Stelle des Verstorbenen einen nicht minder ehrgeizigen und unzuverläßigen Mann, Sigismund Rakocy, zu ihrem Fürsten erwählt und den Kaiser, nur dem Namen nach als ihren Oberherrn anerkannt.

Die fremden Söldner, die nach Abschluß des Friedens verabschiedet worden waren, drangen zu Anfange des Jahres 1607 unter dem Vorwande nothwendigen Durchzugs in Schlesien ein, erpreßten Geld und Lebensmittel, schleppten Vieh und Getreide fort und hausten dort schlimmer als die schlimmsten Feinde.

Die schlesischen Fürsten und Stände, erschreckt über die Noth und das Elend der schwer heimge-

suchten Bevölkerung, sammelten in größter Bestürzung und Eile zweitausend Mann zu Pferde und fünfzehnhundert Mann zu Fuße, um die brutale Soldateska, unter welcher vor allen Uebrigen das Buchaim'sche Corps sich eine traurige Berühmtheit erwarb, mit Waffengewalt hinauszujagen.

Das aber war nicht so leicht. Der Kaiser schickte Carl von Wartenberg an der Spitze seiner Bevollmächtigten nach Breslau mit dem Auftrage, den Ständen zu erklären, den Buchaim'schen Soldaten, um sie sich vom Halse zu schaffen, viermalhunderttausend Thaler Entschädigung zu zahlen. Jene aber verweigerten diese so harte Zumuthung, die Unmöglichkeit vorschützend, eine so ungeheure Kriegssteuer herbeischaffen zu können.

Empört über diesen Widerstand, sandte Rudolph einen neuen Commissär, Johann Georg von Schwamberg, mit der Vollmacht ab, die renitenten Stände erst durch Güte, dann durch Androhung allerhöchster Ungnade und soldatischer Zwangsmittel zur Tragung dieses neuen Opfers zu bewegen. Diese mußten sich endlich dazu entschließen, sich mit dem Buchaim'schen Raubgesindel durch Auszahlung einer Entschädigung von zweimalhunderttausend Thalern im Wege gütlichen Vergleiches abzufinden. — — —

Während dieſer und vieler anderen Calamitäten an allen Ecken und Enden Schleſiens, Mährens, Böhmens, Oeſterreichs und Ungarns, die durch die Opfer und Folgen jenes langwierigen Krieges gänzlich ausgezehrt und heruntergekommen waren, beſchäftigte ſich Kaiſer Rudolph mit Anſelm de Boodt und einem andern Adepten mit der vergeblichen Aufſuchung des Steines der Weiſen, in der trügeriſchen Hoffnung, mit Hilfe dieſes Wunders alle Wunden ſeines Reiches zu heilen, alle Thränen ſeines armen Volkes zu ſtillen.

Dieſer andere Adept, deſſen wir ſoeben Erwähnung gethan, nannte ſich Sendivogius. Sein eigentlicher Name war Michal Senjophar. — Geboren 1566 zu Sandec bei Krakau, ſoll er der uneheliche Sohn eines armen, ſchwer betrogenen Judenmädchens, welches Eſther, und eines alten mähriſchen Edelmanns geweſen ſein, welcher Jacob Sendimir hieß, die verführte Mutter in's Waſſer ſtieß und, als er ſtarb, aus Reue über dieſe That, ihrem Sohne ein Haus in Krakau hinterließ.

Sendivoj hatte im Jahre 1603 zu Dresden einen vom Churfürſten Chriſtian II. grauſam gefangenen Goldmacher, den Schottländer Alexander Seton, welchem die Habſucht des jungen Sachſen-Fürſten

auf der Folterbank das kostbare Geheimniß des Steines der Weisen erfolglos zu erpressen gesucht, durch allerlei List und Berauschung der Wachen aus einem ungesunden, von Ungeziefern aller Art übervölkerten Thurmgefängniß befreit, ihn und dessen Frau in sein Haus nach Krakau gebracht und nach dem am 21. Januar 1604 daselbst erfolgten Ableben Setons, aus Dank für die Pflege, die ihm in Sendivoj's Hause zu Theil geworden war, eine winzig kleine Dosis von Setons goldmachender Tinctur, eine Unze vom Steine der Weisen, geerbt. Nach dem Tode Setons hatte Sendivoj die Witwe des schottischen Adepten geheirathet und diese ihm als Mitgift (um derentwillen er die Alte mit in den Kauf genommen) nicht nur den ganzen Rest der Tinctur, sondern auch das geheimnißvolle Recept zur Zubereitung derselben in's Haus gebracht. *)

---

*) Dies Recept bestand in einer alchemistischen, in lateinischer Sprache abgefaßten Handschrift, betitelt: Cosmopolitae novum lumen chymicum und handelt in zwölf Capiteln vom Steine der Weisen. Diese Abhandlung erschien zuerst, von Sendivoj herausgegeben, 1604 zu Prag. Die zweite Auflage, besorgt von Rudolphs Leibarzt, Martin Ruland, erschien zu Frankfurt am Main

Mit diesen drei Unzen der theils geerbten, theils erheiratheten Tinctur war er in den Stand gesetzt, fünftausend Theile Metalle zu veredeln, so daß jede Unze nach Schmieders Angabe *), einen Werth von 120,000 Thalern besaß.

Mit Hilfe dieses Reichthums hatte er bald nach seiner Verheirathung damit begonnen in Krakau einen fürstlichen Aufwand, einen wahrhaft sardanapalischen Luxus zu entfalten, sich als Entschädigung für seine schon ziemlich alte Frau einen kleinen Harem junger Odalisken zu halten und mit diesen, viel rascher als er es selbst geahnt, den größten Theil jenes unbezahlbaren Pulvers verschwenderisch wie Lucull zu verpulvern.

Als die drei Unzen in ganz kurzer Zeit bis auf einen kleinen Rest leichtsinnig vergeudet waren, hatte Sendivoj einen Ruf nach Warschau erhalten, um

---

1606, eine dritte zu Paris 1606, eine vierte zu Cöln 1610, eine fünfte ebendaselbst 1617. Eine deutsche Uebersetzung kam u. d. T.: „Chymisches Kleinod" zuerst (1681) in Strasburg und ein Jahr darauf in Frankfurt und Leipzig. In Paris erschienen vier französische Uebertragungen: 1609, 1618, 1629 und 1691 in 8°.

*) Siehe Geschichte der Alchemie, S. 366.

am Hofe Sigismunds III. mit Hilfe der Tinctur Beweise seiner Kunst abzulegen. Desnoyers, Geheimsecretär der Königin Maria Gonzaga, stellt dem Meister Sendivoj das Zeugniß aus, daß er in Gegenwart des ganzen Hofes Silber in Gold verwandelt habe. *)

Von Warschau war er nach Prag gekommen und auf dem Hradschin ein hochwillkommener Gast seit dem Augenblick, in welchem er dem Kaiser fast den letzten Rest jener Tinctur geschenkt, mittelst der Rudolph eigenhändig die Verwandlung unedeln Metalls in Gold vollzogen und sich mit eigenen Augen von der Wahrheit dieser Transmutation überzeugt hatte.

Der Kaiser war über den glücklichen Erfolg dergestalt entzückt, daß er in demselben Zimmer, worin dieses Experiment stattgefunden, in eine der vier Wände eine Marmorplatte einsetzen ließ mit der durch Sendivoj's Tinctur vergoldeten Inschrift:

„Facint hoc quispiam alius,
Quod hic fecit Sendivogius"

*) Nicolas Lenglet du Fresnoy: Histoire de la philosophie hermetique, Band I, Seite 341.

‚Mögen aber diese Verse immerhin schlecht sein,‘ schreibt Schmieder, ‚so sind sie doch Zeugen des Enthusiasmus, in welchen die Wirkung der Seton'schen Tinctur den Kaiser versetzt hatte. Insofern ist diese Tabula marmorea Pragensis für die Geschichte der Goldmacherkunst unendlich wichtiger als die Tabula smaragdina Hermetis*).‘

Während Sendivoj in Folge jenes gelungenen Versuchs beim Kaiser im hohen Ansehen stand, schmachtete ein anderer sogenannter Adept, Philipp Jacob Güstenhöver, hochdeutsch Gossenhauer genannt, schon seit länger als Jahr und Tag im weißen Thurme des Hradschins.

Gossenhauer war Bürger und Goldschmied zu Strasburg. Einige ziemlich holperige Knittelverse,

---

*) Die Alchemisten behaupten, daß Letztere von dem ägyptischen Priester Hermes herstamme, in dessen Grabe man sie gefunden. Er soll das ganze Geheimniß der Alchemie als Inschrift in eine Tafel von Smaragd niedergelegt haben. Aber Niemand weiß, wo sie hingekommen. — Die Marmortafel aber in der Burg auf dem Hradschin will der obengenannte Desnoyers noch im Jahre 1650 an ihrer alten Stelle gefunden haben. Wer sagt uns, wo sie jetzt sein mag?

die der Cabinetspoet Mardochäus de Delle auf ihn gemacht, sind in der „Edelgeborenen Jungfrau Alchymia“ abgedruckt und hier wörtlich wiedergegeben, und erzählen uns kurz und bündig die Geschichte dieses unglücklichen Strasburgers:

Gossenhauer, von Offenburg genannt,
Dem Kaiser Rudolpho wolbekannt,
Daß er in Alchymia erfahren wär,
Ganz fröhlich war der neuen Mähr'.
Sprach: Johann Franke, Du mußt hin,
Daß wir der Sachen werden inn'
Und erfahren den rechten Grund,
Drum saume Du nicht zur Stund!
Ein Gnadenpfennig mit Demant schun (schön!)
Sollt Du ihm verehren thun
Und sagen ihm, daß Wir begehren,
Seine Kunst gänzlich zu lehren.
Kann aber das nit geschieh'n
Muß er unserer Gefangener sin.
Er ward in weißen Thurm gebracht,
Kam aber weg in einer Nacht.
Ward zu Strasburg wieder gefangen.
Der Kaiser trug groß Verlangen,
Bis er wieder nach Prage kam.
Muß im weißen Thurme sitzen
Und vor großer Angst schwitzen
Was das End' wird weisen aus,
Erfahren wir aus Kaisers Haus.

Das Ende dieses Liedes ist rasch erzählt. Güsten-

höver erhielt niemals seine Freiheit wieder. Es nützte ihm nichts, daß er dem Kaiser ehrlich gestand, daß er die Goldtinctur, mit welcher er in Strasburg einige Proben abgelegt, von demselben Schotten Seton erhalten, von welchem sie (was aber weder dem Strasburger noch dem Kaiser bekannt war) Sendivoj geerbt hatte. Es nützte ihm nichts, daß er betheuerte, er habe das Pulver längst verbraucht. Der Kaiser wollte daran nicht glauben und beharrte ir der vorgefaßten Meinung, dieser beispiellos verstockte Strasburger wisse mehr, als er eingestehen wolle. Der Unglückliche hatte noch von vielem Glücke zu sagen, daß Kaiser Rudolph, bei aller Härte dennoch menschenfreundlicher als jener sächsische Churfürst, ihn nicht eben so gut wie jenen armseligen Schotten Seton auf die Folter spannen, seine Glieder durch Schrauben auseinander renken und mit glühend gemachten Eisen kitzeln ließ.

Güstenhöver saß im weißen Thurme und pflegte sich dort besser als mancher Andere, der nicht Gold zu machen wußte und bei so harten Zeiten sich im eigenen Hause zu verpflegen im Stande war.

Während nun der Kaiser mit dem Polen Sendivoj Quecksilber tingirte und während sein Bruder Matthias und dessen ganzer Anhang zuerst in

Ungarn gegen ihn intrigirte, wuchs für Rudolph ein neuer Kummer in der Person des Sohnes Clelia's von Jahr zu Jahr drohender heran.

Don Cäsar, erzogen von einer italienischen Gouvernante, einem belgischen Hofmeister und einem französischen Federfechter, hatte sich, obgleich jetzt erst zwölf Jahre alt, von der Ersten die ganze Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit ihres südlichen Temperaments, vom Zweiten die ganze Hinterlist und Heimtücke und von dem Letzten den ganzen Trieb zur Gefall- und Eroberungssucht in so hohem Grade angeeignet, daß diese keineswegs etwas Gutes verheißenden Eigenschaften bei ihm frühzeitig wie zur zweiten Natur geworden waren.

Schon bei Schilderung der Jugendjahre seines erlauchten Vaters hatten wir auf die verderblichen Einflüße der ersten Erziehung hingewiesen und manchen spätern Fehler, manche Untugend, die daraus hervorgegangen war, Jenen, die seine Erziehung am Hofe Philipps II. geleitet, wohl nicht mit Unrecht zur Last gelegt. Erziehung allein macht uns zu Menschen. Denn wie mancher Verbrecher wäre vielleicht ein Musterbild von Tugend, wäre er dazu erzogen worden.

Auch in der Erziehung der ersten Jugendjahre

Don Cäsars war ein so arger Mißgriff geschehen, daß die traurigen Folgen dessen, zur tiefsten Bekümmerniß des unglücklichen Rudolph, sich leider nur allzufrüh bemerkbar machten.

Der kleine, keinesweges unschöne Rothkopf, der mit drei Zähnen zur Welt gekommen war, entwikkelte eine ungewöhnliche Kraft und Stärke, gleichzeitig aber einen besonderen Hang zur Grausamkeit; Cäsar war frühzeitig zu einem kleinen Hercules herangewachsen, der sich in seinem zwölften Jahre schon so groß, kräftig und stämmig wie ein Jüngling mit achtzehn Jahren zeigte. Seine Hautfarbe war wie bei den Meisten, welchen die Natur rothe Haare verleiht, blendendweiß und von der Rosenfrische kerniger Gesundheit angehaucht. Alle Formen seines jugendlichen Körpers waren trotz des auffallend schnellen Wachsthums so straff, so rund und voll, daß er bei weiter fortschreitender Entwickelung ein nordischer Recke, ein Riese an Gestalt und Muskelkraft zu werden versprach. Seine Züge hatten, ob sie gleich nur wenig Milde besaßen, doch etwas Einnehmendes. Seiner Mutter gleichend, durfte er trotz seiner rothen Haare mehr interessant als schön genannt werden.

Seine moralischen Eigenschaften aber, die sich eben so schnell als seine physischen Kräfte entwik-

kelten, machten ihn schon in der zartesten Jugend zu dem, was die französische Sprache, bezeichnender als jede Andere, Enfant terrible nennt. Don Cäsar war naseweis, vorlaut, rechthaberisch, dreist, unverschämt, schadenfroh und vor Allem witzig. Schon als zehnjähriger Knabe durchschaute er die Schwächen seiner Gespielen wie die seiner Erzieher und es gewährte ihm ein eigenthümliches Vergnügen, diese Schwächen aufzudecken und sich über sie lustig zu machen mit so vieler Bosheit, daß der Kaiser die Schwäche besaß, die witzigen Einfälle des eben so muntern als wilden Knaben zu belachen, woher es kam, daß der Bursche immer dreister und eitler auf die Wirkung seiner Witze ward.

Rudolph mußte oftmals lachen, wenn er sah, wie der Junge schon frühzeitig den großen Herrn spielte und sich lustig machte über die alten Murrköpfe seiner nächsten Umgebung.

— Weißt Du, fragte er eines Morgens den Kaiser, was meine alte Gouvernante mir gestern Abend gesagt?

— Nun, Cäsar, was sagte sie Dir?

— Ich sei ein eigensinniger Patron, sagte sie, und hätte einen dicken Schädel.

— Und welche Antwort gabst Du ihr?

— Lieber doch einen dicken Schädel, ſagte ich zu ihr, als gar keinen. D'rauf gab ſie mir eine Ohrfeige. Ich wollte ihr nichts ſchuldig bleiben und gab ihr einen Fußtritt.

— Pfui, Cäſar, das war nicht ſchön von Dir.

— Aber recht war's, denn Don Cäſar läßt ſich nichts gefallen. Ich habe dem Hofmeiſter, der mich fortwährend mit dem Auswendiglernen lateiniſcher Vocabeln quält, geſtern auch einen guten Streich geſpielt.

— Erzähle, dreiſter Burſche, ſprach der Kaiſer.

— Wie heißt die Blume auf lateiniſch? fragte er. Flos, ſagte ich ärgerlich darüber, daß er mich beim Fliegenfangen geſtört. — Wie heißt der Ochſe? fuhr er zu fragen fort. Bos, gab ich zur Antwort. — Und wie heißt der Eſel? fragte er weiter. Ich gab ihm mit der Fliegenklappe einen Schlag auf ſeinen dicken Wanſt und ſagte: Der Eſel heißt ſo wie Du!

— Das war nicht recht von Dir!

— Warum frägt er mich ſo dumm!

Wenig Tage ſpäter erzählte der ungerathene Junge:

— Heute Morgen hatte ich Streit mit meinem Fechtmeiſter.

— Was that er Dir zu Leide?

— Er ſchalt mich faul und ungelehrig! Das konnte ich mir als Don Cäſar nicht gefallen laſſen.

— Und was thateſt Du, großer Wildfang?

— Ich verſetzte ihm mit meinem Rappiere einen herzhaften Stich in die Wade. Der Franzoſe ſchrie Zeter und Mordio. Nun, warum habt Ihr nicht beſſer parirt? Ich wollte Euch damit bloß beweiſen, daß ich weder faul noch ungelehrig bin.

— Cäſar, Du biſt ein arger Taugenichts! Du hätteſt Deinen Lehrer verwunden können!

— O glaube das nicht. Ich weiß recht gut, daß der ſpindeldürre Franzoſe ausgeſtopfte Waden hat. Betrachte dagegen die Meinigen. Junge, ſagte neulich meine Gouvernante, Du haſt Waden wie ein Bär. Siehſt Du, das verdroß mich. Lieber Bärwaden, als gar keine, Signora, gab ich ihr zur Antwort und freute mich, als ich ſah, daß ſie aus Aerger darüber ſo roth wurde wie Dein langer Kaiſermantel.

Rudolph, unwillig über die Verwegenheit des Knaben, entgegnete:

— Du biſt ein tolles, ungerathenes Kind.

— Ich bin kein Kind mehr, Vater!

— Ei, was denn ſonſt?

— Ich bin Don Cäſar, und der Hofmeiſter, den ich neulich einen Eſel genannt, hat geſtern mir erzählt: Ganz ſo wie ich habe einſt auch ein römiſcher Kaiſer geheißen, der von ſich ſelbſt: Veni, vidi, vici, ich kam, ich ſah und ſiegte, geſagt haben ſoll. Auch ich will einmal Kaiſer werden!

Rudolph erſchrack über dieſen Wunſch des ehrgeizigen Schlingels.

— Bleibe lieber das, was Du biſt!

— Vorhin nannteſt Du mich einen Taugenichts. Soll ich denn das immer bleiben?

— Du haſt wenigſtens allen Anſchein dazu...

— Ich will Dich Lügen ſtrafen, und Kaiſer werden wie Du!

Der frühzeitig entwickelte Ehrgeiz dieſes Knaben beunruhigte den Kaiſer ſeit jenem Augenblicke. Er behandelte ihn ſeitdem mit größerer Strenge, belachte keinen ſeiner Einfälle mehr und vermied es jetzt mehr als bisher ſich mit ihm zu unterhalten.

Der ſchlaue Burſche, dem dieſe plötzliche Umwandlung ſehr bald aufgefallen war, ſagte eines Morgens vor dem Spiegel ſtehend und, eitel wie ein ſchmucker Page, ſich die langen rothen Haare aus der Stirne kämmend:

— Man iſt ſeit einiger Zeit ſehr finſter und

mürriſch gegen mich. Ich glaube gar, man fürchtet ſich! Nun, meinetwegen, ich gräme mich nicht! — Cent mille diables! fuhr er in ſeinem erbaulichen Selbſtgeſpräche fort, ſich im Spiegel betrachtend, ich gefalle mir! Täglich werde ich größer und ſtärker, und wenn ich ſo fort wachſe, werde ich bald ein großer Mann und, wie meine alte Gouvernante, die weder Zähne noch Waden hat, mir oft genug ſagt: ein Liebling aller hübſchen Mädchen werden. Und darauf freue ich mich ſchon jetzt; denn auch ich liebe die Mädchen, beſonders wenn ſie hübſcher ſind als meine zahn- und wadenloſe Gouvernante, die mich gleichfalls zu lieben ſcheint; denn ſie ſtreichelt, ſo oft ich's ihr erlaube, meine friſchen rothen Wangen und ſagt dann zärtlich: Den Cäſar iſt ein ſchmucker Knabe! O das haben mir ſchon viele Mädchen geſagt! Wenn ich nur erſt älter bin! Ich werde allen jungen Damen des Hofes die Cour und über die Alten mich gehörig luſtig machen. Kein Weiberherz ſoll mir widerſtehen können. Denn ich heiße, wie jener große Heide Cäſar. Sein Wahlſpruch ſoll auch der Meine ſein: Veni, vidi, vici! Es iſt doch gut, daß der dicke Hofmeiſter mir dieß geſagt hat. Ich will dieſe Worte nicht vergeſſen!

Sechsſtes Capitel.

Die Erſcheinung des Kepler'ſchen Kometen.

Jetzt war das Jahr 1607 herangerückt.

Auch dieſes Jahr flocht, wie das alte, neue Dornen in die Krone des Kaiſers und grub neue Beſorgniſſe, neue Leiden, neuen Kummer in die Stirne des unglücklichen Monarchen, deſſen ſpärliches Haar frühzeitig erbleicht war.

Gleich zu Anfange dieſes Jahres erſchien am Himmel der von Tycho de Brahe und Johannes Kepler vorherverkündete Komet. Er war derſelbe, den man zuerſt 1531 beobachtet hatte und der, 1681 zum dritten Male wiederkehrend, von dem Engländer Edmund Halley näher berechnet, des Letzteren Namen annahm und ſeitdem als Halley'ſcher Komet bekannt iſt.

Die Erſcheinung dieſes Kometen erregte 1607 in ganz Prag, vor Allem aber auf dem Hradſchin, einen hohen Grad von Beſtürzung. Der Kaiſer, der im Vereine mit Kepler vom Balcone des Belvedere ihn beobachtete, betrachtete ihn als Vorboten trauriger Ereigniße, die über ſeinem Haupte zuſammenbrechen würden, und verſank darüber in ſo tiefe Schwermuth,

daß kein Troſt, keine Beruhigung es vermochte, ihn auch nur theilweiſe aufzuheitern.

Der Kaiſer ließ ſeinen Aſtronomen, Johannes Kepler rufen.

Wenig Augenblicke ſpäter erſchien der Verlangte.

— Ich mag es Euch nicht bergen, Meiſter Johannes, daß die Erſcheinung des von Euch ſo richtig vorausbeſtimmten Kometen mich ſehr beunruhigt.

— Warum? fragte Kepler, mit einem Lederfleck das Glas eines großen Fernrohrs reinigend.

— Weil ich, aufrichtig geſtanden, in dieſem Schweifſterne den Vorläufer trauriger Ereigniſſe, die meiner harren, zu erblicken glaube.

— Kaiſerlicher Herr, geſtattet mir eine Frage. Glaubt Ihr, dieſer Komet, der Euch ſo unnütze Furcht einzujagen ſcheint, ſei einzig und allein nur für Euch erſchienen? Er iſt von einem Ende der Welt bis zum Andern zu ſehen und wenn jeder Einzelne dächte, wie Ew. Majeſtät, dann müßte er ja die ganze Welt in Angſt und Schrecken ſetzen. Beruhet, kaiſerlicher Herr, Euch zu beruhigen. Dieſer Stern verfolgt ruhig ſeine Millionen Meilen lange Bahn, unbekümmert um das Leben und Treiben des Einzelnen wie der ganzen Menſchheit. Er durchläuft ſeinen ihm von der Natur mathematiſch ſtreng

vorgezeichneten Weg und nimmt weniger Notiz von uns, als wir von ihm nehmen. Ich gehöre nicht, wie mein großer unsterblicher Vorgänger, dessen hohe Verdienste ich dankbar anzuerkennen weiß, zu der Zahl jener Astronomen, die den Sternen irgend einen Einfluß auf das menschliche Schicksal einräumen. Sie wandeln rastlos wie die Erde und stehen niemals still. Jeder jener Myriaden Sterne ist ein leuchtendes Zeichen für die unläugbare Wahrheit, daß Alles in der Natur auf Bewegung hinweist: Fortschritt ist Leben, Stillstand ist Tod!

— In diesem Falle müßten ja auch die Fixsterne sich bewegen . . .

— Majestät, das glaube ich allerdings, wie ich auch das glaube, daß, wiewohl alle zu Einem Systeme gehören, sich doch jeder Einzelne unter ihnen nach eigenen, für das menschliche Auge unerforschlichen Gesetzen bewege.

— Ihr glaubt also, daß Kometen keine schlimme Vorbedeutung sind? meinte Rudolph, wieder zur Hauptfrage zurückkehrend.

— Ich halte dieß, gnädigster Herr, für Aberglauben. Ich aber glaube nur das, was ich begreife.

— Ihr sprecht wie ein tiefer Denker! Doch

vermag ich Euch nicht beizupflichten. Ich begreife Manches nicht und dennoch glaube ich daran.

— Der Himmel erhalte Euch diesen tröstenden Glauben; denn er ist's, der uns selig macht.

Bald darauf erschien Gräfin Magdalena. Kepler fühlte, daß seine Gegenwart überflüßig, und darum wollte er sich entfernen.

— Bleibt, Meister, wenn ich bitten darf. Eure gelehrte Gesellschaft wird ihr erwünscht und angenehm sein.

— Störe ich? fragte die eintretende Freundin.

— Geist und Schönheit stören uns niemals, sprach der galante Fürst.

— Gnädigster Herr, dann muß ich augenblicklich umkehren, entgegnete Magdalena.

— Beweist nicht schon diese Antwort allein, daß Ihr Geist besitzt? Tretet vor den ersten besten Spiegel und er wird Euch sagen . . .

— Daß Kaiser Rudolph ein Schmeichler ist, ergänzte die Gräfin. Meister Johannes Kepler, ich grüße Euch!

Der Gelehrte verneigte sich ziemlich unbeholfen und verlegen.

— Sagt mir, Gräfin, fragte Rudolph, sagt

auch Euch die Erscheinung jenes Kometen Furcht und Schrecken ein.

— Majestät, erlaubt mir ein offenes Geständniß. Ich weiß nicht, was Furcht ist.

— Wie, fürchtet Ihr denn gar nichts?

— Ich fürchte nichts als die Furcht!

— Einst lernte ich dieß von meinem Lieblingslöwen! Und dessen ungeachtet habe ich niemals so viel Kraft gehabt, die kluge Lehre meines muthigen Ottakars zu befolgen. Die Furcht ist manchen Menschen angeboren.

— Furcht ist eine Tochter des Gewissens.

— Und was, Gräfin, ist das Gewissen?

— Ich könnte die Beantwortung Eurer Frage, Meister Kepler, mir sehr erleichtern und Euch erwidern: Gewissen ist die Mutter der Furcht. Aber ich liebe nicht jene Phrasen, die sich bequem wie Handschuhe umkehren lassen. Gewissen ist, nach meiner Ansicht, die Rechenschaft, die wir uns selbst gegenüber ablegen. Das, was wir Stimme des Gewissens nennen, ist das Facit jener Rechenschaft.

— Nach Eurer Ansicht entspränge die Furcht also nur aus dem Facit eines bösen Gewissens? Das aber scheint mir nicht ganz richtig. Wie mancher zum Beispiel fürchtet sich vor einem Löwen, weil er

glaubt, daß dieser ihn zerreißen könne. Diese Furcht entspringt nicht aus dem Gewissen, sondern aus Vorahnung einer sichern Gefahr. Nach meiner Ansicht, Gräfin, ist Furcht nichts weiter als Mangel an Muth.

— Meister Kepler spricht ganz aus meiner Seele.

— Furcht haben, Majestät, hieße also nach Eurer Ansicht, nichts Anderes, als sich der Muthlosigkeit anklagen?

— Allerdings, gestand offenherzig genug der Kaiser.

— Was aber wäre wohl im Stande uns mehr Muth einzuflößen, als ein gutes Gewissen?

— Verzeiht, Gräfin; selbst ein Mensch mit dem reinsten Gewissen kann vor einem reißenden Thiere erzittern. Furcht ist nichts weiter als Schwäche!

— Und nur aus Schwäche, bekannte Rudolph, fehlt es Manchem an Muth

— Ich nehme gern Belehrung an, sagte die Gräfin. Wer aber, fragte sie, kann seine Schwäche so weit ausarten lassen, sich vor einem Kometen zu fürchten, der — Meister Kepler mag es wissen wie viel — Millionen Meilen von unserm Erdenrund entfernt sein mag? Ich bitte, Majestät, beruhigt Euch. Nicht

die Sterne, nur die Menſchen können uns gefährlich werden. Mehr als alle Kometen des Himmels ſind nur Jene zu fürchten, die mit ihrer eigenen Furcht auch den Muth Anderer anzuſtecken drohen. Laßt den Kometen ruhig ſeine Bahn verfolgen, wappnet Euch mit Muth und Frohſinn und werdet ruhig, werdet glücklich.

— Jetzt bin ich es! ſagte Rudolph.

Und nachdem Kepler ſich entfernt hatte, ergriff ſie den Arm des Kaiſers und führte ihn in's Treibhaus, in welchem ſie kurz vorher geweſen war.

— Heute iſt mein Geburtstag, ſagte Magdalena. Eure Huld hat mich reich beſchenkt. Aber wollt Ihr mich g l ü c k l i c h machen, dann pflückt hier dieſen Zweig für mich.

— Doch warum gerade dieſe unſcheinbare Blume?

— Es iſt die erſte Myrthenblüte dieſer Jahreszeit.

„Dieſe unſcheinbare Blume,
Abgepflückt von Rudolphs Hand.
Iſt mir lieber, iſt mir werther,
Als der Schätze bunter Tand.“

— Ihr ſeid heute reizender als je, ſprach der Kaiſer, pflückte den blühenden Myrthenzweig und

flocht ihn, ihre Stirne küssend, in die schwarze Fülle ihres Haares.

Dort glänzte die weiße Blüthe wie ein hell leuchtender Hoffnungsstern im Dunkel der Nacht.

Siebentes Capitel.

Befreiung des Gefangenen auf Elbogen.

Georg Popel von Lobkowic, dem während der letzten zwei Jahre in seinem Kerker, durch Fürsprache der Gräfin Magdalena, manche wohlthätige Erleichterung seiner in früherer Zeit grausam harten Gefangenschaft zu Theil geworden war, hatte Bücher zum Lesen erhalten, manchen Trost daraus geschöpft und trug seitdem die Prüfung, die das Schicksal über ihn verhängt, mit der ganzen Entsagung eines gottergebenen Herzens. Das menschliche Gefühl ist ein so großer Sclave seiner Gewohnheiten, daß diese ihm nach zwölf Jahren selbst die Mauern eines Kerkers erträglich machen.

Außer dem Genusse der Bücher, die ihm verabfolgt wurden, hatte der Kaiser, wieder auf Magdalenens Bitte, sowohl dem Gefangenen als seiner

Tochter die Begünstigung ertheilt, daß sie allmonatlich einmal an ihren Vater schreiben und dieser ihr ebenso oft antworten durfte. Freilich mußte dieser Briefwechsel durch die Hand des Schloßhauptmannes gehen, welcher beauftragt war, jedes Schreiben, das von Eva ankam, wie jedes, das an sie abging, zuvor zu prüfen, ob es nichts enthalte, was dem Staate gefährlich werden könnte. Aber trotzdem, daß Vater und Tochter sich nichts schreiben konnten, was nicht auch Jener wissen durfte, gewährte dieser briefliche Austausch ihrer Gedanken und Gefühle Beiden doch so viel Trost und Beruhigung, daß sie der Gräfin für diese Wohlthat dankbar verpflichtet waren.

Am Letzten jeden Monats war es (freilich erst seit zwei Jahren) der Tochter gestattet, sich brieflich nach dem Befinden ihres Vaters zu erkundigen und in den nächsten Tagen war es ihm vergönnt, ihren Brief beantworten zu dürfen.

Beide schwebten in Todesangst, wenn die heißersehnte Nachricht einen Tag länger als gewöhnlich ausblieb. Die Ankunft jedes neuen Schreibens war für Vater und Tochter ein gleich hoher Festtag. Jeder dieser Briefe wurde von Beiden zehn Mal und noch öfter gelesen bis zu jenem Tage, an welchem ein neuer ankam und der vorletzte dann zu

den Uebrigen gelegt ward. Wer weiß es nicht, welche Fülle ſüßen Troſtes uns die Zeilen einer theuern Hand gewähren! Derlei Briefe ſind die Brücken, die ſich die Sehnſucht liebender Herzen über die Klüfte der Entfernung bauet, um ſich, wenn auch meilenweit entfernt, doch geiſtig immer nah' zu bleiben.

Es ſei uns vergönnt, von der Perlenſchnur dieſer zärtlichen Briefe Jenen abzulöſen, den Eva nach ihrer Wiedergeneſung ſchrieb.

„Bilin, am 30. April 1607.

Durch den Brief meiner Tante, beſter Vater, wirſt Du erfahren haben, daß ich bald nach Weihnachten ſchwer erkrankt war. Der Himmel hat nach vier Monaten mich geneſen laſſen, um vielleicht neue Prüfungen über mich zu verhängen. Doch glaube ja nicht, daß Dein Kind, durch die Schläge des Schickſals niedergebeugt, kleinmüthig geworden iſt und ſein Vertrauen zu der Weisheit und Barmherzigkeit der göttlichen Vorſehung verloren hat. Jene frommen Lehren, die Du mir in jedem Deiner lieben Briefe wiederholt an's Herz gelegt, haben mein Gottvertrauen erhöht und mich in der Ueberzeugung beſtärkt, daß wir Alles, was der unerforſchliche Rathſchluß des Ewigen über uns verfügt, mit chriſtlicher

Ergebung ertragen ſollen. Wen Gott liebt, den züchtigt er, um deſſen Vertrauen zu prüfen; und mag dieſe Prüfung uns auch manchmal hart erſcheinen, ſo dürfen wir doch nie vergeſſen, daß wir aus jeder neuen Prüfung, die wir mit frommer Hingebung ertragen, geläuterter und würdiger des Gottes, der uns prüft, hervorgehen. Hat nicht die ſchwerſte aller Prüfungen Gottes Sohn am Kreuze der Phariſäer mit himmliſcher Geduld ertragen? Und fordert uns dieß leuchtende Beiſpiel nicht mehr als jedes Andere zur Nacheiferung auf? Wir wollen alſo nicht murren, mein Vater, und uns jeder neuen Prüfung mit ſtarkem Muthe und unerſchütterlichem Gottvertrauen unterwerfen! — Alles, was wir hier auf Erden während der kurzen Spanne Zeit, die wir Leben nennen, unverdient erdulden müſſen, wird uns durch die göttliche Großmuth des gerechten Richters jenſeits des Grabes, auf einem ſchönern Sterne, in jenem ewigen Leben, das wolkenlos an uns vorüberzieht, millionenfach vergolten werden. Und darum, mein guter Vater, ſetze ich all' mein Hoffen auf jene andere Welt, in der wir uns einſt am Throne Gottes wiederſehen und unſere Stimmen dankerfüllt in das Halleluja zahlloſer Engelſchaaren

mischen werden, welche die Weisheit und Güte des Herrn preisen.

Es giebt Leute, die mir den Vorwurf machen, daß ich weder fromm, noch gottesfürchtig sei, weil ich, alleinstehend, mich und meinen Kummer nicht in den Mauern irgend eines Klosters vergraben habe. Diese Leute — Gott weiß es! — thun mir Unrecht. Statt jene Spanne Zeit, die Gott mir zugemessen, in einem Kloster zu vertrauern, habe ich — Dank Deiner weisen Ermahnung! — soviel Kraft in mir aufgesammelt, um mein Leben besser als bloß in Gebet und Kasteiung hinzubringen. Seit Jahren habe ich mich daran gewöhnt, neuen Trost und neue Stärkung, selbst im schwersten Ungemach, in der Ausübung der christlichsten aller Tugenden zu suchen und — Dank ihr! — sie auch in so reichem Maaße zu finden, daß diese Tugend der starke Stab ist, der mich bei allen Stürmen des Lebens aufrecht erhält. Diese Tugend, Vater, ist das Mitleid, das Mitleid mit dem Kummer Anderer und das süße, heilige Bedürfniß, die Thränen seiner Nächsten früher als die eigenen wenn auch nicht ganz zu stillen (denn das vermag nur der Eine!), doch, so weit es im Bereiche meiner schwachen Kräfte liegt, theilweise wenigstens zu trocknen. Für Deine schwergeprüfte Tochter,

beſter Vater, giebt es kein tröſtenderes Bewußtſein als jenes: nach Kräften wohlzuthun und, wenn auch in kleinem Kreiſe nur, mit treuer Schweſterliebe ſich der drückenden Noth und Sorge leidender Mitbrüder anzunehmen, ihnen mit Rath und That hilfreich beizuſtehen, ihnen Vertrauen zu Gott, Vertrauen zu einer beſſern Zukunft einzuflößen.

Seitdem der Wille der Vorſehung Deine arme Eva von dem liebſten und zärtlichſten aller Väter getrennt, ſucht ſie raſtlos die Stätten verſchämter Armuth, das Lager hilfloſer Kranken auf, um das Wenige, was ihr geblieben iſt, mit den Leidenden zu theilen und, wenn auch nicht überall Hilfe, (denn dazu iſt ſie zu arm) doch überall wenigſtens den himmliſchen Balſam des Troſtes, (denn daran iſt ſie überreich!) die Ausſicht auf ein Beſſerwerden zurückzulaſſen.

So iſt Deine Tochter, ohne in's Kloſter gegangen zu ſein, eine Art Nonne, eine Mutter der Armen, eine Pflegerin der Kranken, eine Tröſterin aller Leidenden geworden, die, unterſtützt von dem Rathe, dem Wiſſen und der Menſchenliebe des treueſten Deiner Freunde, des Doctors Johannes Jeſſenius, ſich das Zeugniß geben darf, daß ſie im Stillen, ohne Geräuſch und ohne Anſpruch auf

Dank, schon manchen Kummer erleichtert, schon manche Thräne getrocknet hat. Wohlthun macht uns stark und froh. Froh, sage ich, guter Vater, ohne befürchten zu müssen, Dich durch dieses Wort zu kränken oder mich bei Dir in den Verdacht unkindlicher Theilnahmslosigkeit zu bringen. Bei aller Trauer, in der mein Herz wie jeder meiner Sinne versunken ist, giebt es in meinem traurigen Dasein doch manchen Lichtblick, der mich heiter, ja sogar seelig macht, weil ich mir sagen darf, daß ich Deinem Namen wenigstens keine Schande mache. Die Anstalt, die ich in Raudnic in's Leben gerufen und zu Ehren meiner hochherzigen Freundin ‚Magdalenen-Stift' genannt, gedeiht durch die reiche Beisteuer der Gräfin und durch meine Bemühungen, diesem Stifte immer neue Gaben zuzuführen, so vortrefflich, daß ihr möglich geworden ist, schon manches Gute zu wirken. Dieses Stift ist meine höchste Freude.

Seit acht Tagen fühle ich meine Kräfte so rasch zunehmen, daß es mir bald vergönnt sein wird, nach Prag an das Lager meiner armen Kranken, die mich erwarten, zurückkehren zu können.

Bei meinem ersten und leider wohl auch letzten Besuche in Deinem Kerker hatte ich unter tausend Wünschen, die mein Herz in das Deine ausgeschüttet,

eine Bitte vergessen, deren Erfüllung Deine Liebe mir sicher nicht versagen wird.

Schicke mir eine Locke Deines Haares. Ich will sie wie eine heilige Reliquie bewahren. Tag und Nacht soll sie in dem kleinen Medaillon, das meine selige Mutter in ihrer Sterbestunde mir geschenkt, auf meinem treuen, voll heißer Kindesliebe erfüllten Herzen ruhen und für kommende Tage neuer Prüfungen ein Talisman sein, der mich gegen Kleinmuth schützen, ein Amulet, das mir, so oft ich wanke, neue Kraft, neuen Muth einflößen soll zur Fortsetzung dieser dornenvollen Pilgerfahrt.

Es küßt Dich tausend, tausend Mal

Deine stolze Tochter

Eva.'

Man höre nun auch die Antwort:

‚Elbogen am 9. Mai 1607.

Meine liebe Tochter wird in Angst und Sorge geschwebt haben, daß ich sie vier Tage auf Antwort harren ließ. Auch ich, theuere Eva, war die letzten vierzehn Tage, wenn auch nicht gefährlich krank, doch wenigstens sehr unwohl. Meine zwölfjährige Gefangenschaft, meine sitzende Lebensweise, der Mangel an Bewegung mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, in mir den Keim einer Krankheit

zu legen, die sich in den letzten Jahren mehr und mehr entwickelt hat. Die Aerzte nennen sie Hydrops pectoris*). Ich fühle, daß mein Athem von Tag zu Tage kürzer und beklommener und der Husten, der mich peinigt, immer heftiger wird. Aber trotz aller Leiden und Schmerzen verzweifle ich nicht. Ich trage sie mit christlicher Geduld und tröste mich mit dem Gedanken, daß die Vorsehung diese Krankheit nur darum über mich verhängt hat, um durch sie meine Qual abzukürzen, die Riegel meines Kerkers zu sprengen und den unsterblichen Geist aus der staubgeborenen Hinfälligkeit des irdischen Daseins hinaufzutragen in die Wohnungen des ewigen Lichtes und der Wahrheit; denn wo die Wahrheit, da ist auch Gott und wo Gott thront, thront auch die wahre Freiheit.

Ich fühle, meine gute Tochter, daß mein Leben raschen Schrittes bergab geht und bald jenes friedlich-stille Thal erreichen wird, das man das Jenseits zu nennen pflegt. Ich gehöre — Dank dem Glauben, der mich beseelt! — nicht zu jenen Feiglingen, die vor dem Endziel der irdischen

*) Brustwassersucht.

Wanderung ängſtlich zurückbeben und in dem Manne mit der Senſe und der abgelaufenen Sanduhr einen mitleidsloſen Feind erblicken, der mit ſeinem Fuße die ganze Saat des Lebens niederdrückt; für mich, meine engelfromme Eva, iſt der Tod ein theilnahmsvoller Freund, der mich aus dem Dunkel der Nacht einem abendloſen Morgen entgegenführt. Ich grüße in jedem Grabe die Wiege eines neuen, von den Schlacken der irdiſchen Sünde geläuterten, unvergänglichen Lebens in jenen lichtumfloſſenen Räumen, in welchen wir die Theueren, die uns vorausgegangen ſind und die uns ſehnſüchtig erwarten, nach langen Jahren bitterer Trennung endlich wiederſehen dürfen.

Bald, mein herziges Kind, wird es auch Deinem Vater vergönnt ſein, ſein heißgeliebtes, unvergeßliches Weib, die Mutter ſeiner einzigen Tochter, wiederzuſehen. Benigna — ich ahne es — wird zuerſt nach ihrer Eva fragen, die dort unten ohne Mutter, ohne Vater zurückgeblieben iſt; und aus dieſem Grunde freue ich mich ſchon jetzt auf den Augenblick, in welchem ich Deiner frommen Mutter werde ſagen können: Unſere Eva, die Dich nie vergeſſen hat, macht Deiner Erziehung, unſerm Namen ſolche Ehre, daß Jeder, der ihr edles, reines

Herz kennt, ihr das Zeugniß giebt, daß ſie die Erbin aller Tugenden ihrer Mutter iſt. Wie groß wird dann ihr Stolz, ihre Freude, ihr Entzücken ſein! — Für immer vereint, werden wir an den Stufen des Thrones, der alle Andern überdauert, unſer gemeinſames Gebet für unſer einziges Kind niederlegen und das ganze Füllhorn des Segens Gottes auf Dich herabflehen.

Du erſiehſt aus den Freuden, die meiner harren, daß ich durchaus keinen Grund habe, der Ankunft jenes ewigen, unausbleiblichen Pilgers, der ſich Tod nennt und der Einen nach dem Andern aus dem irdiſchen Jammerthale der Thränen in die paradieſiſchen Gefilde uferloſer Seligkeit abruft, mit Zittern und Zagen entgegen zu ſehen.

Das Einzige, was im Stande wäre, mir die letzten Augenblicke des Abſchieds von Dir, die Du meine ganze Welt und meine einzige irdiſche Freude biſt, erſchweren könnte, wäre der Gedanke, daß der Tod, den ich ſo inbrünſtig herbeiwünſche, Dich betrüben möchte. Und darum bitte ich Dich ſchon jetzt, daß Du Dir und mir ſtillſchweigend gelobſt, Dich nicht zu grämen, wenn Du eines Tages erfährſt, daß der Wunſch Deines Vaters erfüllt und ſeine Sehnſucht nach dem Wiederſehen Deiner Mutter

endlich gestillt ist. Nicht die Hingeschiedenen, nur die Zurückgebliebenen sind zu beweinen. — Versprich mir also schon jetzt, mit dem Geschicke, das Dir Deinen Vater entführen wird, nicht zu grollen, Dich zu trösten und Dir Dein Leben, das ein ununterbrochenes Wohlthun ist, zum Troste und zur Hilfe Deiner leidenden Mitbrüder noch recht viele Jahre zu erhalten. Solltest Du Deinem Vater frühzeitig nachfolgen, dann müßte er Dir zum ersten Male zürnen, weil Dein rascher Tod ihm beweisen würde, daß Du den letzten und heißesten seiner Wünsche nicht erfüllt hast.

Also lebe noch lange, mein Kind! Fahre fort, in Deinem kleinen Kreise Gutes zu erstreben und überall zu helfen, wo Du es vermagst. Ich sage Dir nicht, daß Wohlthun auf Erden dort oben reiche Zinsen trägt; denn ich weiß, daß Eva nicht zu Jenen gehört, die nur Aussicht auf Belohnung zur Ausübung edler Thaten anspornt; ich weiß, daß das Wohlthun Deiner Seele ein Bedürfniß ist, gleichwie es der Blume, die Gott wachsen läßt, Bedürfniß sein muß, ihren Duft zur Erquickung Anderer, und nicht zur Befriedigung ihrer eitlen Selbstsucht auszuathmen. Auch sie macht keinen Anspruch auf Dank und Lohn; es genügt ihr das schöne Bewußtsein, ihre Schuldigkeit

erfüllt und nur für Andere, nicht für sich allein, gelebt zu haben.

Du batest mich um eine Haarlocke. Ich sende sie Dir mit meinem Segen und dem tiefsinnigsten Wunsche, daß ihr silberner Glanz Dir Glück bringen und in Stunden der Entmuthigung immer neuen Trost gewähren und neues Vertrauen einflößen möge zu der Hilfe Gottes, der Dich in seinen heiligen Schutz nehmen und einst aus den dornenvollen Drangsalen des irdischen Daseins in das ewige Blüthenreich des Jenseits, in die Arme Deiner Eltern zurückrufen wird.

Auf Wiedersehen in einer schönern Welt! Bis dahin aber lebe wohl, mein frommes Kind, und bete für die letzten Stunden Deines Vaters, der stolz auf das Bewußtsein ist, der Welt einen solchen Engel zurückzulassen.

Es küßt und segnet Dich

Dein glücklicher Vater

Georg Popel v. Lobkowic.'

Dieser Brief war gleichzeitig sein Testament, der Letzte, den Eva von ihrem Vater erhielt; denn schon achtzehn Tage später, am 27. Mai 1607, sprengte die ‚mächtige Sense des unausbleiblichen Pilgers' die Riegel seines Kerkers und erlöste ihn

aus den Ketten seiner fast dreizehnjährigen Gefangenschaft. Er starb, nachdem er den letzten Trost der Kirche empfangen, trotz der schwersten Leiden und der heftigsten Schmerzen, gefaßt und ruhig, und seine Seele schwang sich wie ein mit den glänzendsten Farben geschmückter Schmetterling zu dem blauen Aether, zu den lichten Himmelshöhen empor. Seine irdische Hülle aber blieb auf der Erde zurück und bewahrheitete den demüthigen Sinnspruch seines Stammes:

— Asche bin ich, Asche werd' ich! — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Als Kaiser Rudolph die Nachricht vom Tode seines vermeintlichen Feindes erhielt, wollte er nicht daran glauben, daß Popel von Lobkowic so frühzeitig und plötzlich seinem Kerker entronnen war. Nicht aus unmenschlichem Rachedurst (wie mancher Gegner Rudolphs zu behaupten gewagt), sondern um sich Ueberzeugung von der ihm unglaublichen Wahrheit jener Trauerkunde zu verschaffen, soll er in der ersten Bestürzung den Befehl ertheilt haben, den Leichnam des Verstorbenen öffnen zu lassen, um sich selbst und seinen Gegnern untrügliche Gewißheit zu verschaffen, ob sein Gefangener eines gewaltsamen oder natürlichen Todes gestorben sei.

Jessenius, der die Leiche geöffnet, mußte schriftlich

bestätigen, daß der ehemalige Oberstthofmeister nicht als Opfer einer hinterlistigen Vergiftung, sondern an der Brustwassersucht hingeschieden war.

Gleichzeitig hatte der Kaiser das Haupt vom Rumpfe trennen lassen, nicht aus grausamer Tyrannei, sondern in Anwandlung eines Gefühles bitterer Reue, die ihn in dem Augenblicke überfiel, als er die Botschaft von dem Ableben seines Feindes erfuhr.

Popels abgetrenntes Haupt mußte ihm sogleich überbracht werden, nicht um sich an den Zügen des Todten zu weiden, sondern um seiner tiefen Reue eine Art von Genugthuung zu verschaffen; denn als das frühzeitig gealterte Haupt mit dem schneeweißen Haare, auf einem schwarzen Sammetkissen ruhend, vor des Kaisers Blicken enthüllt ward, sank Rudolph, vom zermalmenden Schmerze erfaßt, in Ohnmacht, und kam erst nach und nach wieder zu sich.

— Sollte das, dessen Deine Feinde Dich angeklagt haben, wahr gewesen sein, dann vergebe ich's Dir von ganzer Seele! Solltest Du aber unschuldig gelitten haben — und fast glaube ich es jetzt! — dann, armer Freund, vergieb mir mein schweres Unrecht und trage mir dort drüben, wo ich Dich wieder zu sehen hoffe, keinen Haß nach!

Dann ließ er das Haupt wie den übrigen Theil

von Georgens irdischen Ueberresten auf dem Hradschine im Sct. Veits-Dome, in aller Stille begraben.

Einige Tage darnach schrieb er an Eva:

„Der Tod Eures unglücklichen Vaters hat mich in gewiß nicht minder tiefe Trauer und Bestürzung gesetzt, als Euch selbst. Eva hat einen edlen Vater und die Krone — ich fühle es leider zu spät! — einen ihrer treuesten Unterthanen verloren. Mögen das, was ich an ihm und Euch verbrochen, Jene verantworten, die den unheilbringenden Argwohn geweckt und durch Verläumdungen tausendfacher Art mehr und mehr in mir bestärkt haben! Irren, Eva von Lobkowic, ist menschlich! Und auch der Kaiser ist nur Mensch!

Um aber das harte Unrecht, das ich in Eurem Vater auch Euch zugefügt, so weit als es mir möglich ist, wieder gut zu machen, habe ich beschlossen, von den confiscirten Gütern Eures Vaters jene, welche nicht verkauft, sondern nur zeitweilig verpachtet sind, Euch innerhalb dreier Jahre zu Eurer Verfügung zu stellen.

Außerdem bitte ich Euch, einen Beitrag von zwölftausend Schock, den ich für das von Euch zu Raudnic in's Leben gerufene Magdalenen-Stift angewiesen habe, nicht zurückzuweisen.

Ich bitte Gott, daß er Euch in seine heilige Obhut nehme und Euch noch lange zum Troste fremden Leidens erhalten möge!

Euer Euch wohlgeneigter Kaiser

Prag, am 8. Juni 1607.

Rudolph m/p.'

Bald darauf kam die nachfolgende Antwort:

‚Mein Kaiser und Herr!

Zum letzten Male naht die ehrfurchtsvoll Unterzeichnete dem Throne Ew. kaiserlichen Majestät, um an den Stufen desselben den Ausdruck tiefgefühlten Dankes für die Theilnahme niederzulegen, die Ihr über das Hinscheiden meines heißgeliebten Vaters seiner gramgebeugten Tochter erkennen zu geben geruht habt.

Es gewährt ihr in ihrem tiefen und gerechten Schmerze eine wohlthuende Beruhigung, zu wissen, daß Ew. Majestät, durchdrungen von der ganzen Schwere des Irrthums, in welchem die Gegner des Hauses Lobkowic das Urtheil Kaiser Rudolphs so lange Jahre hindurch befangen hielten, jetzt zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß seine heimlichen Ankläger, deren Namen er nie erfahren und die man ihm nie gegenüber gestellt, ein großes, nicht mehr gut zu machendes Unrecht angethan haben. Wie

dankbar die unglückliche Tochter dieſes hart geprüften, ſchwer verkannten und leider nur zu ſpät gerechtfertigten Mannes die Großmuth Ew. Majeſtät, ihr einen Theil der confiscirten Güter ihres Vaters allerhuldreichſt zurückzuſtellen, anzuerkennen weiß, ſo glaubt ſie doch andererſeits der Ehre ihres in Gott ruhenden Vaters wie der eigenen die Verpflichtung ſchuldig zu ſein, dieſen Act hochherziger Großmuth nicht annehmen zu dürfen, ohne Ew. Majeſtät und ſich ſelbſt der Gefahr auszuſetzen, die Gewährung dieſer Huld wie die Annahme derſelben vom Argwohne der Menge, die ſtets nur das Schlimmſte glaubt, früher oder ſpäter verdächtigt zu ſehen. Nur aus dieſem Grunde und nicht aus ſtrafbarem Hochmuth oder kindiſchem Stolze hat Georgs Tochter nach reiflicher Ueberlegung beſchloſſen, auf die Rückgabe der Güter ihres Vaters ein für alle Mal Verzicht zu leiſten. Die Bedürfniſſe der Tochter des einſtmals reichen Oberſthofmeiſters ſind ſo gering, daß es ihr durchaus kein Opfer koſtet, die Einkünfte jener früher ihnen zugehörigen Herrſchaften auch fernerhin und für immer zur Verfügung des Staates zu ſtellen, deſſen Hilfsquellen durch jenen unheilvollen Krieg, der — Dank der Vorſehung! — nun zu Ende iſt, leider allzuſehr erſchöpft wurden.

Aber mit deſto größerem, innigerem und unauslöſchlicherem Danke nimmt die ehrfurchtsvoll Unterzeichnete den andern Beweis kaiſerlicher Großmuth, das gnadenreiche Anerbieten jenes Beitrages für das fernere Gedeihen und die weitere Entwickelung des Magdalenen-Stiftes zu Raudnic an. Dieß hochherzige Geſchenk kann und darf ſie nicht zurückweiſen, ohne ſich den gerechten Vorwurf zuzuziehen, daß ſie durch Ablehnung jener reichen Gabe der leidenden Armuth eine Wohlthat entzöge, welche jene Anſtalt in den Stand ſetzt, jetzt mit zehnfach verdoppelter Kraft Gutes zu wirken.

Noch heute, gnädigſter Herr, verläßt die trauernde Tochter ihre Vaterſtadt, um ſich an die Spitze jenes Stiftes in Raudnic zu ſtellen.

In tiefer Ehrfurcht erſtirbt

Ew. kaiſerlichen Majeſtät
treu ergebene Unterthanin
Prag, am 12. Juni 1607.

Eva von Lobkowic.'

Als bald nach Abſendung jenes Briefes der treue Freund ihres Vaters, Doctor Jeſſenius, erſchien, um ſich wie gewöhnlich nach dem Zuſtande ihrer

Gesundheit zu erkundigen, zeigte sie ihm den Entwurf ihrer Antwort an Rudolph.

— Ich gab Euch den Brief des Kaisers und befragte Euch um Euern brüderlichen Rath. Seht, ob ich ihn befolgt habe.

Er las und sagte:

— Dieser schöne Stolz, der sich in jeder Zeile Eures Schreibens abspiegelt, ist würdig des unbefleckten Namens, den Euer edle Vater Euch als ein Erbtheil, das Euch Niemand zu rauben vermag, hinterlassen hat. Eure Worte werden — ich bin dessen überzeugt — das gute Herz des Kaisers wohl bestürzen, aber sicher nicht kränken, im Gegentheile seine Achtung für die Lauterkeit Eures Charakters nur erhöhen. — Ihr wollt also wirklich nach Raudnic?

— Noch heute Abend! Was soll ich in diesem Prag? Ich lasse, außer Euch, nur noch Ein Wesen zurück, das ich vermissen werde.

— Ihr meint die Gräfin Magdalena?

— Ich meine den Schutzgeist des Kaisers!

Achtes Capitel.

Neuer Kummer.

Das Maaß der Leiden, die das Geschick dem Herzen des Kaisers zugedacht, war noch lange nicht voll. Er selber hatte die Ahnung, daß er an der Schwelle neuer Prüfungen stehe. Es schien, als wäre die Erscheinung jenes Kometen, der seiner unabläßlichen Furcht so viel Besorgniß eingeflößt, für ihn wirklich ein Vorbote trauriger Ereignisse gewesen. Letztere folgten jetzt Schlag auf Schlag.

Nach dem Tode Georg Popels von Lobkowic erstieg Rudolphs Melancholie eine Höhe, von der sie weder die Sorgfalt seiner Ärzte, noch der Geist der Gräfin Magdalena, die ihm tröstend zur Seite stand, herabzulenken vermochte. Stunden- und tagelang schloß er sich allein in seine Gemächer ein, vergrub sich dort wie in einer Festung, mied den Umgang mit seiner nächsten Umgebung und ließ oft ganze Wochen selbst die treue Freundin, die an seinen Seelenleiden so innig warmen Antheil nahm, nicht vor sich. Ganze Stunden brachte er knieend vor dem Bildnisse seiner erlauchten Mutter in inbrünstigem Gebete und frommen Selbstbetrachtungen zu.

— O hätte ich Dir gefolgt, Mutter! sagte Rudolph, als er wieder betend vor Mariens Bilde lag. Gewiß stände es besser um mich! Hätte ich Deinem Rathe gehorcht, Isabella von Spanien oder Maria von Medicis geheirathet und meinem Volke einen Thronerben geschenkt, dann läge ich nicht so allein und verlassen, so muth- und rathlos vor Deinem Bilde, wie jetzt. Ein legitimer Erbe meiner Krone hätte den Ehrgeiz meiner Brüder und Vettern abgeschreckt, gegen mich Ränke zu schmieden und mir das Vertrauen und die Liebe meiner Unterthanen zu entziehen, um — eine dunkle Ahnung sagt es mir — eine Krone nach der Andern von meinem Haupte zu reißen und sie auf die Stirn meines Bruders Matthias hinüberzuspielen. Er ist von Allen der Nächste meines Herzens, wie der Nächste meines Thrones; aber von Allen auch der Ehrgeizigste und Gefährlichste, der meinen Tod kaum erwarten kann und, weil ich für seine Herrschsucht schon zu lange lebe, noch bei meinem Leben zum Erben meiner Kronen einzusetzen sich erkühnt. Leider durchschaue ich seine Intriguen! Mein Bruder Matthias war's, der gegen meinen Willen nach den Niederlanden gezogen, dort alle Räthe, denen ich mein volles Vertrauen geschenkt, abgesetzt und an deren

Stelle seine Günstlinge, Menschen ohne Erfahrung, eingesetzt und diese bei jeder Gelegenheit ermuntert, offen und heimlich als Feinde des Kaisers aufzutreten, selbst meine besten und lautersten Absichten durch Wort und Schrift in den Augen meiner Niederländer zu verdächtigen und tückisch mir mehr und mehr ihre Achtung und alte Anhänglichkeit zu rauben. Mein Bruder Matthias war's, der, von mir zurückgerufen vom Heerde des durch ihn angefachten Brandes, viel zu spät in Ungarn eingerückt, mir dort mehr geschadet als genützt hat. Das Alles, Mutter, hat mein Bruder gethan! Und trotz all' des Bösen, das er mir zugefügt, scheinen selbst Deine Manen mit mir zu zürnen, daß ich seinem unbezähmbaren Ehrgeize nicht Genüge thue und vorläufig vom Throne Ungarns herabsteige und St. Stephans heilige Krone auf sein undankbares Haupt setze. Doch was würde es mir nützen, wenn ich, den Bitten der Mutter nachgebend, mich wirklich entschlöße, der Krone Ungarns zu seinen Gunsten zu entsagen? Würde sein Ehrgeiz, unersättlich wie der Hunger Erisychthons, dadurch gestillt und befriedigt sein? Nein, nein, Du kennst ihn nicht! Er will im sträflichen Vereine mit meinen andern Vettern und Brüdern, die, weil ich frei von Kriegsgelüst und Eroberungssucht, ein Freund

des Friedens und der Künſte bin, mich lieblos für ſchwach erklärt haben, Schritt für Schritt aus dem Herzen meiner Völker drängen, mich ſtufen- und länderweiſe von einem Throne nach dem Andern herabſtürzen und nicht eher ruhen, bis Er drei Kronen auf ſeinem Haupt vereinigt hat, bis Er König von Ungarn, König von Böhmen und deutſcher Kaiſer und der ſchwache Rudolph ſein Unterthan geworden iſt! Rührende Bruderliebe, Dein Name iſt Matthias!

Dann ſprang er auf und eilte zu dem Käfig ſeines Lieblingslöwen.

Dieſe Ausbrüche ſeines kaiſerlichen Unmuths waren leider nur allzuſehr begründet und durch den Ehrgeiz ſeines Bruders vollkommen gerechtfertigt.

Matthias ſchien nur zu feſt überzeugt, daß Rudolph ſich ſeit langen Jahren mit dem Plane trage, ihn von der Thronfolge ſeiner Reiche, wenn möglich gänzlich auszuſchließen und alle drei Kronen einem andern Prinzen auf's Haupt zu ſetzen.

Dieſe Ueberzeugung fachte ſeinen Ehrgeiz zu immer neuen Flammen und zu neuen Ränken an, um den Plan ſeines Bruders zu vereiteln und ſich, gegen Rudolphs Willen, zu deſſen Erben in Ungarn und in Böhmen, wie zum Nachfolger im deutſchen Reiche einzuſetzen.

Durch den mächtigen Einfluß des ungarischen Magnaten Illeshazy, dem Vermittler jenes unrühmlichen Friedens zwischen Rudolph, Botschkay und Achmet, gewann Erzherzog Matthias und dessen Anhang, dem sich der, acht Jahre vorher, gestürzte Obersthofmarschall Paul Sirt Graf von Trautson, der frühere Oberstkämmerer Carl von Liechtenstein und der oberösterreiche Landstand Seifried von Breuner angeschlossen, von Tag zu Tag mehr Boden, Macht und Ansehen.

Ein noch viel wichtigerer Anhänger war dem Erzherzoge Matthias in der, namentlich bei der Geistlichkeit, einflußreichen Person des außerordentlich gewandten Melchior Khlesl erwachsen, der sich von einem armen Bäckerburschen zum Bischof von Wien und zum Kanzler der dortigen Universität emporgeschwungen hatte.

Rudolph, der frühzeitig davon Kunde erhielt, ertheilte den Befehl, den Bischof, welcher Prag heimlich verlassen hatte, um nach Wien zurückzukehren, unterweges einzufangen und ihn nach Böhmens Hauptstadt zurückzubringen. Der schlaue Bischof aber, von seinen Freunden noch früh genug gewarnt, langte, während man ihm auf der Straße nach Wien nachsetzte, in der Verkleidung eines böhmischen Schacherjuden

auf entgegengesetztem Wege an der baier'schen Grenze an und entkam von dort unangefochten nach Wiener-Neustadt, dessen Bischofsstuhl er gleichfalls besaß. Von dort langte er wohlbehalten in Wien an und ertheilte dem Erzherzoge den dringenden Rath, jetzt, wenn ihm die Krone Ungarns nicht entgehen solle, ernstlich aufzutreten und sich zum Könige ausrufen zu lassen.

Am 1. Februar 1608 schloß Matthias mit den ungarischen Häuptern der geheimen Unterhandlung ein unzertrennliches Bündniß und übernahm kurz darauf die Regierung des Königreichs Ungarn. Der Einzige, der seinem Eide getreu trotz aller Drohungen, durch welche man ihn einzuschüchtern versuchte, nicht auf die Seite des Erzherzogs hinübertrat, war Franz von Forgacs, der durch Kaiser Rudolph vom Bischof von Neutra zum Erzbischof von Gran befördert worden war.

Kaiser Rudolph, durch die Aussagen eines Ueberläufers, Adolphs von Alban, von dem ganzen Plane der Verschwörung genau unterrichtet, und von seinen Räthen aufgefordert, Kriegsvolk zu sammeln und es unter dem Oberbefehle zweier seiner treuesten Anhänger, Tilly und Suitz, nach Ungarn aufbrechen und seinen Bruder Matthias als Rebellen

gefangen nehmen zu lassen, war zu schwach, um sich zu entschließen, diesen Rath ungesäumt zu befolgen.

Sein langes Zögern und zaghaftes Zaudern aber ermuthigte den Erzherzog, durch Abgesandte die Stände Mährens zu bewegen, sich den Wünschen Ungarns und Oesterreichs anzuschließen und mit diesen gemeinschaftlich den Kaiser zur Abtretung Ungarns zu bewegen.

Und darauf zog Matthias an der Spitze eines Heeres von zehntausend Mann in Mähren ein und ward am 23 April von den in Masse vertretenen Ständen in Znaim mit großem Gepränge unter dem feierlichen Geläute aller Glocken mit Ehrenpforten empfangen.

Hier schwoll sein Heer durch ungarische Verstärkung und mährischen Zuwachs auf das Doppelte an. Mit diesen 20,000 Mann beschloß er gegen Prag zu ziehen. Es zog ihm ein so großer Schrecken, eine so allgemeine Aufregung voran, daß Kaiser Rudolph, zaghaft wie immer, statt Gewalt durch Gewalt zu vertreiben, nichts Besseres zu thun wußte, als den Cardinal-Bischof von Olmütz, Franz von Dietrichstein, den päpstlichen Botschafter Matthias Renzi und den Gesandten der Krone Spaniens

seinem Bruder als Boten des Friedens und gütlicher Unterhandlungen entgegenzusenden.

Die kaiserlichen Abgeordneten, am 26. April in Znaim angelangt, wurden erst am folgenden Tage vorgelassen und mit einem Schwalle windgefüllter Redensarten abgefertigt, aus welchen nur soviel zu entnehmen war, daß Matthias vom Kaiser nichts mehr und nichts weniger als die förmliche Abtretung der Krone Ungarn begehre.

Am 30. April brach Matthias von Znaim auf, zog nach Trebič und rückte am 5. Mai in Iglau ein, wo ihn die Mähren mit nicht minder großen Ehren- und Jubelbezeugungen als früher zu Znaim empfingen, während Rudolph und seine Anhänger in Prag rüsteten und die Stände Truppen sammelten, welche sich einstweilen in strenger Neutralität hielten.

Der Erzherzog, Iglau verlassend, zog über Deutschbrod nach Časlau. Hier war es, wo er am 10. Mai einigen utraquistischen Ständemitgliedern, die ihm entgegeneilt, um ihm ihre Huldigung darzubringen, unumwunden erklärte, daß er, auf Andringen des Volkes und ganz gegen seine Neigung, den Beschluß gefaßt habe, die Regierung des Königreichs Ungarn zu übernehmen und sich —

auch dieß wiederum nur nach dem Willen der Nation, -- die Thronfolge im Königreiche Böhmen zu ſichern.

Unbekümmert um die Gegeneinwürfe der kaiſerlichen Abgeordneten wie der Geſandten der Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, die ſich Jenen angeſchloſſen, beſchloß er in den nächſten Tagen bis Böhmiſchbrod und von dort bis nach Prag vorzurücken, um den Kaiſer zur Abtretung der ungariſchen Krone und zur Annahme der übrigen Bedingungen zu zwingen.

Rudolph, der am 19. Mai die böhmiſchen Stände um ſich verſammelte, eröffnete deren Sitzung mit einer Rede, in welcher er ihnen erklärte, daß er, Anfangs geſonnen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ſeinen Entſchluß, um einem unheilvollen Bruderkriege auszuweichen und um jeden Preis Blutvergießen zu vermeiden, nach reiflicher Ueberlegung geändert und beſchloſſen habe, in Berückſichtigung ſeiner abnehmenden Kräfte und ſeines vorgerückten Alters und in Anbetracht, daß ſein plötzlicher Tod die bis jetzt aufrecht erhaltene Ordnung in Böhmen wie in den ihm einverleibten Landen aus Mangel eines directen Erben der beiden Kronen Ungarn und Böhmen, untergraben und den geſetzlichen Zuſtand

seiner Reiche zerrütten könnte, die Stände zu bewegen, dem längst und sehnlichst gehegten Verlangen seines brüderlichen Herzens zu genügen und für den Fall, daß er ohne Leibeserben sterben sollte, die Thronfolge in Böhmen auf seinen ältesten, theuern und vielgeliebten Bruder Matthias zu übertragen.

Die utraquistischen oder evangelischen Stände, die, gleich den Piccarden, Anfangs sehr geneigt schienen, auf die Wünsche des Kaisers einzugehen, erbaten sich auf Anrathen der beiden Führer der ständischen Opposition, des Grafen von Thurn und Wenzels von Budowa, kurze Bedenkzeit.

Drei Tage darauf (22. Mai) traten sie in der sogenannten grünen Landstube auf dem hradschiner Schlosse zusammen, um die Puncte zu berathen, welche, von Budowa aufgesetzt, dem Kaiser zur Annahme und Bestätigung vorgelegt werden sollten.

Aus dieser Unmasse von Artikeln wollen wir hier nur die zehn wichtigsten herausheben:

1. Daß allen Böhmen der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalten (sub utraque) wie bisher in alle Zukunft zugestanden werde.

2. Daß das Recht, die geistlichen Pfründen

zu vergeben, den Anhängern sub una et utraque, wie es früher unter Kaiser Marmilian II. der Fall gewesen war, gemeinschaftlich einzuräumen sei.

3. Daß das Consistorium sub utraque, so wie die Universität in ihren, ihnen heilig verbrieften Rechten durch Einsetzung von zwölf Aufsehern, Defensores genannt, geschützt werden sollen.

4. Daß fernerhin keine der beiden Confessionen die andere ungestraft beschimpfen oder zu Haß und Verfolgung aufreizen dürfe; daß jeder dieser Confessionen das Recht zustehe, auf ihrem Grund' und Boden Kirchen erbauen und die Verstorbenen nach dem Ritus ihrer Vorfahren beerdigen zu lassen.

5. Daß von nun an die Land- und Kammergerichte zu gleicher Hälfte aus Mitgliedern der Confession sub una und der sub utraque zusammengesetzt sein sollen.

6. Daß alle geistlichen hohen Würden und Prälaten, wie alle weltlichen Ehrenstellen ausschließlich nur durch Böhmen besetzt werden dürfen.

7. Daß es den Jesuiten fernerhin nicht mehr gestattet sei, innerhalb der Grenzen des Königreichs Böhmen Güter, Häuser oder Grund und Boden anzukaufen.

8. Daß alle den Rechten des Königreichs oder

den Freiheiten der Stände zuwiderlaufende Befehle, gleichviel von welcher Seite sie ausgehen sollten, von Letztern nicht respectirt zu werden brauchen.

9. Daß die Klagen der Witwen und Waisen nicht, wie bisher, auf die lange Bank geschoben, sondern von den darüber gesetzten Richtern möglichst rasch geschlichtet werden sollen.

10. Daß der Begriff, was Hochverrath und was Majestäts-Verbrechen sei, gesetzlich näher bestimmt und daß Niemand aus einem dieser beiden Gründe all' seiner Güter und Habschaften, seines Leibes und Lebens beraubt werden soll.

Man sieht, daß diese zehn Artikel eine Art Magna Charta waren, wie sie die Engländer ihrem Könige, Johann ohne Land, in einem Augenblicke ähnlicher Gefahr, abgenöthigt hatten.

Als Wenzel von Budowa am 24. Mai diese Habeas-Corpus Acte der Versammlung vorlas und zur Abstimmung übergab, wurden sämmtliche Artikel fast einstimmig angenommen. Gegen zweihundert, theils lutherisch, theils piccardisch gesinnte Barone, fast dreihundert Ritter und die Abgeordneten der königlichen Städte, mit Ausnahme von Pilsen, Budweis und Kadan, unterzeichneten den Act und gelobten sich gegenseitig an jedem dieser Artikel

unverbrüchlich festzuhalten und Jeden, der es wagen sollte, das Recht derselben zu bestreiten oder der Ausübung dieses Rechtes feindlich in den Weg zu treten, nach altböhmischer Sitte aus dem Fenster der Landstube, in der man sie einhellig angenommen und feierlich beschworen hatte, hinauszuwerfen und in den Schloßgraben hinabzustürzen. Einige unter den stürmisch aufgeregten Mitgliedern machten Miene schon an diesem Tage den Reigen dieser kurzen Procedur mit der Person des mißliebigen Freiherrn Jaroslaw Bořita von Martinic zu eröffnen, wenn die Besonnenheit Wenzels von Budowa sie an dieser Ausübung persönlicher Rache nicht verhindert hätte.*) Andere gingen noch weiter und ließen sich zu dem offenbar aufrührerischen Gelübde hinreißen, den Kaiser, falls er diese Artikel nicht bestätige, des Thrones verlustig und den Erzherzog Matthias zu Rudolphs Nachfolger in Böhmen zu erklären. — Dieser Act mit allen Unterschriften ward zur Aufbewahrung einstimmig dem Verfasser derselben, Wenzel Budowec von Budowa anvertraut.

*) Zehn Jahre später (am 24. Mai 1618) ereilte ihn und seinen Collegen Slawata dieses Schicksal wirklich.

An demselben Tage, an welchem jener Act unterzeichnet ward, trafen die Abgeordneten des Erzherzogs Matthias, an deren Spitze der Bischof von Veszprim und Freiherr Carl von Zerotin sich befanden, in Prag ein und erschienen am folgenden Morgen im Schooße der Ständeversammlung.

Der Bischof begrüßte sie mit einer Rede, in welcher er mit geistlicher Beredtsamkeit und hinreißendem Feuer den Ständen die Gründe auseinander setzte, die den Bruder des Kaisers — ganz gegen seinen Willen — zur Uebernahme der Regierungszügel von Ungarn und zur Unternehmung dieses Feldzuges gegen Prag unaufhaltsam mit sich fortgedrängt hätten. Auf eine Unsumme von Entschädigungen aller Art, welche Erzherzog Matthias sowohl vom Kaiser, als von den Ständen des Königreichs Böhmen, zurückzufordern berechtigt sei, wolle Seine kaiserliche Hoheit in Anbetracht der immer drückender hereinbrechenden Geldnoth, großmüthig bis auf Weiteres Verzicht leisten, wenn es ihm, dem Gesandten seines sieggekrönten Herrn, gelänge, die Stände zu der Ueberzeugung zu bringen, daß der Erzherzog nicht als Unterdrücker ihrer Freiheiten, sondern als Hort und Aufrechthalter derselben heanrücke und, um Christenblut zu schonen, nichts weiter wünsche, als daß

die treubewährten Stände Böhmens Seine römisch-kaiserliche Majestät, in Anbetracht der schweren Sorgen, die Allerhöchstdieselben vermöge des vorgerückten Alters so tief zu Boden drücken, zu bewegen suchen, daß Seine Majestät einen kleinen Theil dieser überschweren Bürde von Regierungssorgen auf die stärkere Schulter des jüngern Bruders herabwälze oder, falls Seine Majestät vielleicht ganz und gar müde des Regierens sei und sich in ihren alten Tagen nach Ruhe und Erholung sehne, sich gnadenreich entschließen möchte, zu Gunsten seines unterthänigst-gehorsamsten Bruders der Krone Ungarns, Oesterreichs und Mährens zu entsagen und sich nach Tirol zurückzuziehen, um dort in jenem Antheile, der dem Erzherzoge Matthias gehöre und den dieser ihm mit brüderlicher Liebe auf's Bereitwilligste einzuräumen entschlossen sei, den Abend seines vielbewegten Lebens in ungestörtem Frieden und sorgenfreier Ruhe, die ihm Keiner mehr als sein Bruder gönne, zu verleben geruhe. In dem Falle, daß Seine Majestät geneigt sein möchte, sich von den Staatsgeschäften gänzlich in's Privatleben zurückzuziehen und auch Böhmens Leitung ihrem erlauchten Bruder zu überlassen, so würde Letzterer mit tausend Freuden bereit sein, Böhmens uralte und vom Kaiser Marmilian II. neu verbriefte Freiheiten

und Privilegien nicht nur neuerdings zu bestätigen, sondern den alten noch neue hinzufügen und vor Allem unumschränkte Glaubensfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetze und Befreiung von mancher drückenden Abgabe, die ausschließlich nur den Adel treffe, gewährleisten.

Kurz, die Ueberredungsgabe des klugen Oberhirten von Veszprim verstand das Ohr der böhmischen Stände mit so klingenden Verheißungen zu kitzeln, daß Jene, ganz berauscht vom überschäumenden Meth seiner Rede, den letzten Rest ihrer Besinnung zusammenrafften und — um diese Angelegenheit in nüchterne und reifliche Ueberlegung zu ziehen, — sich eine achttägige Bedenkzeit erbaten.

Am 28. Mai erschien Wenzel von Budowa an der Spitze der utraquistischen Ständepartei in der Landstube, um dort die feierliche Erklärung niederzulegen, daß er und sein ganzer Anhang sich erst dann, wenn die dem Kaiser vorzulegenden Artikel hinsichtlich der Glaubensfreiheit u. s. w. dessen Genehmigung und Bestätigung erhalten, entschließen könne, an der Berathschlagung der Stände hinsichtlich der vom Kaiser wie vom Erzherzoge Matthias gestellten Anträge Theil zu nehmen; entgegengesetzten Falles aber weder Diesen noch Jenen ihre Geneh-

migung ertheilen würde. Die utraquiſtiſche Partei beauftragte den Grafen Joachim Andreas von Schlick, jene Artikel, begleitet von dieſer ihrer unabänderlichen Willenserklärung, in ihrem Namen dem Kaiſer vorzulegen.

Rudolph ſah ſich von allen Seiten jetzt dergeſtalt in die Enge getrieben, daß er einen Augenblick entſchloſſen war, nach Sachſen oder Baiern zu entfliehen und ſich und ſeine Reiche unter den Schutz der Churfürſten zu ſtellen. Und vielleicht wäre dieß auch wirklich geſchehen, hätte Graf Schlick den beſtürzten Kaiſer nicht davon zurückgehalten und ihn fußfällig gebeten, jenen Artikeln die kaiſerliche Sanction zu ertheilen, um auch die Stimmen der Utraquiſten für ſich zu gewinnen. Endlich entſchloß ſich der Kaiſer nachzugeben.

Hierauf traten die Utraquiſten der katholiſchen Ständepartei bei und faßten mit jener den gemeinſchaftlichen Beſchluß:

In Anbetracht, daß Seine römiſch-kaiſerliche Majeſtät ſelbſt die treuen Stände ſeines Reiches erſucht habe, dem Erzherzoge Matthias die Krone Ungarns wie die Thronfolge in Böhmen allerhuldreichſt einzuräumen, wollten die Stände, obgleich es ihnen unerhört erſchiene, daß der jüngere Bruder noch bei

Lebzeiten des Aeltern diesem mit Waffen-Gewalt einen Theil der Erbschaft wie das Recht der Nachfolge abzutrotzen sich erlaube, und obgleich es den Ständen Böhmens nicht an Mitteln fehle, diesen Act unbrüderlicher Gewaltthätigkeit in die Schranken der Gesetzlichkeit zurückzuweisen, sich dennoch — um dem Kaiser gegenüber ihre Willfährigkeit zu beweisen, auf jede seiner Bitten eingehen — geneigt finden lassen, dem Erzherzoge das Recht der Thronfolge in Böhmen zugestehen zu wollen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Matthias sich durch schriftlich ausgestelltes Versprechen verpflichte, Alles, was er den Ständen durch den Mund seines Abgesandten verheißen habe, auch wirklich zu erfüllen und sich verbindlich zu machen, daß er, so lange Kaiser Rudolph lebe, ihm weder durch List noch durch Gewalt den Besitz der Krone Böhmens streitig machen wolle, widrigenfalls er auf die Thronfolge in Böhmen allen Anspruch verliere und freiwillig darauf Verzicht leiste.

Während dieser fünftägigen Unterhandlungen war das aus sechs Kreisen zu den Waffen gerufene Kriegsvolk, bestehend aus achtzehntausend Mann zu Fuße und fünfzehntausend zu Pferde unter dem Oberbefehle des dem Ungarbündnisse abtrünnig gewordenen Grafen Adolph von Althan, des belgischen

Freiherrn Jean T' Serclaes von Tilly und des deutschen Grafen Johann Ludwig von Sultz dem feindlichen Heere entgegengerückt, entschlossen, Gewalt durch Gewalt zu vertreiben und den Uebermuth des feindlichen Bruders in seine Grenzen zurückzuschlagen.

Rudolphs Muthlosigkeit aber ließ, nachdem er den Beschluß der Stände vernommen, sich verleiten, seinem erbitterten kampf- und siegbereiten Heere die gemessensten Befehle zugehen zu lassen, sich ohne Schwertschlag zurückzuziehen; seinen Bruder aber ließ er dringend einladen, Bevollmächtigte nach Dubec *) abzuschicken, um dort mit den kaiserlichen Abgesandten die näheren Bestimmungen über die Abtretung Ungarns, gleich wie über die ihm von Kaiser und Ständen zuzusichernde Thronfolge in Böhmen freundschaftlich festzustellen.

Das kampflustige Heer, aufgefordert, sich zurückzuziehen, murrte zwar, fügte sich aber dennoch dem Befehle, dessen Erfüllung seiner Tapferkeit schwer fiel.

Matthias, jener Einladung Folge leistend, sandte Carl von Zerotin, Carl von Liechtenstein, Wilhelm von Raupow, Georg von Hodic, Johann Čejka

*) Dubec liegt zwischen Böhmischbrod und Prag.

von Olbramowic und einige Andere, Ungarn, Oesterreicher und Mährer; Rudolph schickte den Cardinal-Bischof von Olmütz Franz von Dietrichstein, den Prager Oberstburggrafen Adam von Sternberg, den Oberstlandkämmerer Christoph von Lobkowic, den Oberstlandrichter Adam von Waldstein, den Obristlandschreiber Johann von Klenau, den Appellationsgerichtspräsidenten Ferdinand Burggrafen von Dohna, den Hofmarschall Jaroslaw Bořita von Martinic, den Joachim Andreas Grafen Schlick von Passaun, das Haupt der utraquistischen Ständepartei Ritter Wenzel Budowec von Budowa und den Carlsteiner Burggrafen Christoph Wratislaw von Mitrowic nach Dubec mit der Vollmacht ab, um jeden Preis eine gütliche Beilegung herbeizuführen.

Die Unterhandlungen währten drei volle Wochen. Erzherzog Matthias, der die Geduld verlor, brach ungestüm mitten in der Nacht von Čáslau auf und drang mit seinem siegestrunkenen und beutehungerigen Heere unaufgehalten über Kolodej bis Sterbohol vor. Letzteres liegt nahe bei Prag.

Der panische Schrecken, die allgemeine Entrüstung, die sich der ganzen Bevölkerung der Hauptstadt bemeisterten, erpreßten ihr unwillkührlich den Ruf nach Waffen, um die drohende Gefahr, die sich

bis vor die Thore Prags gewagt, abzuwenden und den heranrückenden Feind, es koste was es wolle, zurückzuschlagen.

Fluthenweise strömten aus allen Thoren der Anfangs bestürzten, nun aber gefaßten und entschlossenen Hauptstadt Soldaten zu Fuße und zu Pferde und bewaffnete Bürger hinaus, um im Vereine mit den in Harnisch gerathenen Bauern, die sich mit Sensen und Dreschflegeln, mit Knitteln und Piken, mit Aexten und Beilen versehen, den sogenannten Zizka- und Galgenberg zu besetzen und dem heranstürmenden Feinde den Einzug in Prag zu wehren.

Unter den bunten Gruppen dieses improvisirten Landsturms der gutgesinnten Bürger Prags ragte wie damals bei nahe an 27 Grad Kälte auf dem Hinrichtungsplatze, jetzt bei 25 Grad Hitze in derselben Filzkappe und in derselben Suba wie damals, nur mit riesengroßen, fast bis zum Ellbogen reichenden, mörderisch-steifen Ritterhandschuhen, die thurmhohe, durchsichtig magere Gestalt des Handschuhmachers Jaromir, dicht neben dieser die des kurzstämmigen vierschrötigen Schusters Wenzel von der Kleinseite wie ein schlankes Minaret gegen ein verkrüppeltes Räucherkerzchen hervor. Letzterer hatte sich in Ermangelung besserer Instrumente, mit zwei

Knieriemen seiner Frau Jutta, die natürlich mit hinausgezogen war, Ersterer mit einem riesigen Schwerte, ähnlich jenem des Königs Georg das drohend in der grünen Landstube hing, bewaffnet und sich und seinem Nachbar Schuster gelobt, mit eigener Hand mindestens hunderttausend jener dreisten Spitzbuben in die Pfanne zu schlagen.

— Die Jungens sollen mich kennen lernen, sagte er achselzuckend zu Wenzel. Ich bin ein lammfromm es Gemüth, das keiner Katze — nicht einmal seiner Frau — etwas zu Leide thut; aber einmal gereizt, schone ich selbst die Wiege im Kinde nicht und schlage Millionen dieser Zwerge wie Fliegen mit diesem Federmesser (hierbei schwang er sein enormes Riesenschwert) mausetodt!

Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier — ganz abgesehen von der schreckenverbreitenden Bravour des handschuhmachenden Goliath — ein blutiger Zusammenstoß unvermeidlich gewesen, hätte Kaiser Rudolph aus angeborener Scheu, Blut zu vergießen, nicht noch frühzeitig den Entschluß gefaßt, die Friedensverhandlungen, die sich mit diplomatischer Langweiligkeit in unabsehbare Länge zogen, mit Einem Schlage dadurch abzukürzen, daß er sich bereit erklärte, sämmtliche Bedingungen seines Bruders anzunehmen.

Und damit war Matthias zufriedengestellt.

Der Kaiser trat ihm und seinen Erben nicht bloß die Regierung Ungarns, sondern auch jene des Erzherzogthums Oesterreich und des Markgrafenthums Mähren ab, und sprach die Stände dieser drei Länder von ihrer dem Kaiser geleisteten Eidespflicht frei. Rudolph verpflichtete sich, seinem vielgeliebten Bruder die ungarische Krone und Reichskleinodien, so wie alle Documente, die darauf Bezug haben, ungesäumt auszuliefern. Ferner wurde ihm das Recht der Nachfolge auf den Thron Böhmens zugesichert; Letzteres jedoch nur unter der Bedingung, daß Rudolph keinen legitimen männlichen Erben hinterlasse. Außerdem wurde ihm das Recht eingeräumt, sich neben dem Titel „König von Ungarn, regierender Erzherzog von Oesterreich und Markgraf von Mähren" gleichzeitig auch den eines erwählten Königs von Böhmen beilegen zu dürfen. Dessenungeachtet solle es aber auch dem Kaiser freistehen, alle diese Titel wie bisher ungestört fortführen zu dürfen. Noch ward in Bezug auf Mähren hinzugefügt, daß der Bischof von Olmütz, der bis dahin den König von Böhmen als seinen Oberherrn anerkannt, zukünftig den Mark-

grafen von Mähren als Schutz- und Schirmherrn anzuerkennen verpflichtet sei.

Sämmtliche Puncte dieses für Rudolphs Machtstellung und Ansehen so kränkenden Friedens erhielten am 28. Juni die beiderseitige Bestätigung durch eigenhändig vollzogene Unterschrift der hohen Contrahenten.

Noch an demselben Tage wurde Krone und Scepter wie der mit goldenem Kreuze geschmückte Reichsapfel des Königreichs Ungarn, dann auch der Mantel und das Schwert des heiligen Stephan seinem Nachfolger Matthias ausgeliefert, der sie seinerseits mit großer Feierlichkeit im Lager zu Sterbobol entgegenzunehmen geruhte.

Der König von Ungarn theilte sein Heer in drei Abtheilungen, von welchen die Ungarn unter ihrem Heerführer Thurzo ihren Rückzug über Leitomischl, die Mährer unter Georg von Hodic über Gäslau und der Erzherzog selbst mit seinen Oesterreichern über Tábor und Neuhaus antraten.

Und so endete dieser durch Nichts gerechtfertigte Kriegszug des Königs von Ungarn gegen den König von Böhmen, des Erzherzogs gegen den Kaiser, des Bruders gegen den Bruder.

Neuntes Capitel.

Drei verſchiedene und doch gleiche Meinungen.

Am nächſten jenem Friedensſchluße nachfolgenden Morgen empfing der Kaiſer zuerſt jenen ſeiner Leibärzte, zu welchem er nach dem Ableben Thaddäus von Hájeks das meiſte Vertrauen beſaß.

— Ich fühle mich unwohl, ſagte er, dem Dr. Gottfried Steegius ſeine Rechte zur Unterſuchung des Pulſes hinhaltend.

— Der kaiſerliche Puls iſt allerdings aufgeregt; doch braucht Ew. Majeſtät darum durchaus nicht beſorgt zu ſein.

— Soll ich wieder zu Bette gehen?

— Gerubet immerhin auf zu bleiben, ohne Euch jedoch — wenigſtens für heute — anſtrengender Arbeit oder aufregenden Geſchäften zu unterziehen.

— Sagt mir aufrichtig, habe ich Fieber?

— Nicht mehr, als ich ſelber!

— Vielleicht habt auch Ihr Fieber?

— Kein Menſch iſt gänzlich fieberfrei. Fieber iſt weniger Krankheit, als Anlauf der uns innewohnenden Lebenskraft, die Urſache der Krankheit aufzuheben,

den Reiz derſelben zu beſeitigen. Ein klein wenig Fieber ſchadet alſo durchaus nicht.

— Dann, Meiſter Gottfried, bin ich wieder beruhigt. Wie befindet ſich Gräfin Magdalena?

— Auch ſie war geſtern, wie ganz Prag, in etwas fieberhafter Stimmung.

— Und heute? fragte der Kaiſer beſorgt.

— Iſt ſie wieder wohl und ruhig!

— Gewiß ſeid auch Ihr beſtürzt über die Ereigniſſe der letzten Tage...

— Ich fühle das, was Jeder fühlt, der Euch mit Leib und Seele zugethan iſt: Erbitterung über das unverantwortliche Benehmen Eures erlauchten Bruders und — verzeiht die Offenherzigkeit Eures treuen Dieners! — ein klein wenig Unmuth über die allzugroße Nachgiebigkeit Ew. Majeſtät.

— Scheltet mich, Ihr habt Recht und Erlaubniß dazu von Eurem Kranken, der ſo gern auf Euere weiſe Rathſchläge hört. Aber glaubt nicht, daß ich aus Feigheit ſo und nicht anders gehandelt. Ich wollte nur kein Blut vergießen.

— Ein kleiner Aderlaß iſt oft ſehr heilſam.

— An dem fremden Feinde; er aber iſt ja mein Bruder!

— Gnädigſter Herr, ſeid Ihr nicht auch der Seinige?

— Wohl habt Ihr auch darin Recht. Doch was kann ich dafür, daß mein Herz zarter und empfänglicher beſaitet iſt, als das Seinige! Er an meiner Stelle hätte ſeinem muthigen Heere ſtrengen Befehl zum D'reinſchlagen gegeben; ich gab dem Meinigen Befehl zum Rückzuge. Jetzt, nachdem es zu ſpät iſt, bereue ich es!

— Beſſer als ſpäte Reue iſt frühzeitige Ueberlegung, rechtzeitiger Entſchluß. Reue iſt immer nur ein Palliativ, Handeln aber ein Specificum. Dieß, mein kaiſerlicher Herr, ein ehrlich gemeintes Receyt für zukünftige Krankheitsfälle ſolcher oder ähnlicher Art.

— Ihr meint es gut mit mir.

— Und warum ſollte ich es nicht? Seid Ihr nicht ein lieber, gütiger, milder und gerechter Fürſt, der immer nur das Beſte ſeiner Unterthanen will?

— Wohl will ich es, Meiſter Gottfried; doch fehlt mir häufig der Muth und die Entſchloſſenheit, das, was ich will, auch wirklich auszuführen.

— Euere Güte verleitet Euch zur Schwäche. Schwäche aber iſt ſchlimmer als Krankheit. Dieſe iſt Urſache, jene Folge derſelben. Beſeitigt die Urſache,

dann geht Ihr den übeln Folgen aus dem Wege. Nur die Stärke verleiht uns Macht.

— Ich will Euern guten Rath befolgen und mich durch Schwäche nicht mehr zur Zaghaftigkeit hinreißen lassen, gelobte sich Rudolph.

— Das wünschen Alle aus treuer Brust, erklärte der kluge Arzt und verließ den Monarchen, dessen stärkste Seite eben nur Schwäche war.

Später ward auch Don Cäsar vorgelassen. Der Kaiser, der ihn seit einigen Wochen nicht gesehen, war erstaunt über das auffallende Wachsthum des Knaben, der in den letzten Monaten um einen Kopf größer zu sein schien.

— Weißt Du, daß ich recht böse auf Dich bin? sagte der große Naseweis.

— Und warum? fragte Rudolph.

— Erstens, weil Du vorgestern mich abgewiesen, und zweitens, weil Du gestern nicht wie ein Kaiser gehandelt hast. Ich, an Deiner Stelle, würde mir von meinem Bruder weder den hübschen Königsmantel, noch die schmucke Krone haben wegnehmen lassen. Ich, an Kaiser Rudolphs Stelle, würde muthig und tapfer mein Schwert gezogen und den Mann, unbekümmert, ob er mein lieber Bruder oder guter Onkel ist, ohne Umstände hinausgejagt haben,

denn Jeder, der ſich gegen ſeinen von Gott eingeſetzten Kaiſer und Herrn aufzulehnen und ihm irgend etwas, was dieſer ihm nicht freiwillig gewähren mag, gewaltſam abzutrotzen wagt, iſt — gleichviel, ob er der erſte Fürſt oder der letzte Unterthan ſein mag — ein Rebell, ſagt mein Hofmeiſter. Rebellen aber müſſen gezüchtigt werden. So denkt Don Cäſar.

— Du denkſt ſehr naſeweis, junger Burſche.

— Ei was Burſche! Ich bin ein großer Herr!

— Wer ſagt Dir das? fragte Rudolph.

— Meine Gouvernante ſagt es, die mir täglich die Backen ſtreichelt, was ich mir gern gefallen ließe, wenn ſie zum Beiſpiel noch ſo jung und hübſch, wie die Gräfin Magdalena wäre.

— Schweige, kecker, vorlauter Junge!

— Warum ſoll ich nicht die Wahrheit ſagen? Haſt Du mir nicht oft genug geſagt, daß ich nicht lügen ſoll, und doch, willſt Du nie die Wahrheit hören. Geſtern fragte ich die Gouvernante, wer meine Mutter geweſen ſei. Sie verbat mir ausdrücklich, weder ſie noch irgend einen Andern darum zu befragen. Aber gerade, weil ſie es mir ſo ſtreng unterſagt hat, fragte ich darum und erfuhr, daß meine Mutter eine arge Sünderin geweſen ſei, welche

Clelia Gräfin Buoncompagni oder, Gott weiß wie, geheißen haben soll.

— Wer hat dieß zu behaupten gewagt? fragte der Kaiser aufgebracht.

— Mein französischer Fechtmeister, der sie, als sie noch in Dresden gelebt, gekannt haben will.

— Noch heute werde ich ihn fortjagen.

— Thue das, Papa; denn auch ich kann das Großmaul, den Windbeutel, den Prahlhanns nicht leiden. Jage mir meinetwegen auch die Gouvernante fort; denn auch sie taugt nicht viel. Sie läßt mir all' meinen Willen, verhätschelt mich und macht am Ende noch einen Taugenichts aus mir.

— Ich glaube, Du bist es schon!

— Mag sein. Aber gieb mir eine andere Gouvernante und ich verspreche Dir, mich noch bei Zeiten zu bessern.

— Du sollst bald eine Andere erhalten.

— Aber keine so alte und häßliche, wie diese italienische Nachteule. Gieb mir ein junges, hübsches Käuzchen; gieb mir Deine Gräfin zur Gouvernante!

— Eitler Bursche, was fällt Dir ein!

— Und warum denn nicht? Etwa darum, weil sie Gräfin ist? Ist doch auch meine Italienerin, die weder Zähne noch Waden hat, wie sie mir immer

ſagt, von ur-ur-altgräflicher Abkunft. Viel lieber als von ihrer dürren Knochenhand ließ ich mich von den ſchneeweißen Sammetpfötchen Deiner Freundin ſtreicheln und liebkoſen, nicht etwa, weil ſie Gräfin (denn darum bekümmere ich mich nicht!), ſondern darum, weil ſie viel jünger und hübſcher als meine mailänder Biſamkatze iſt.

— Ich werde Dich in Arreſt ſchicken!

— Und warum, mein geſtrenger Herr? Etwa darum, weil Don Cäſar Dir in Allem die Wahrheit ſagt? Schäme Dich, ſei kein Tyrann! Beſſere Dich und werde mir wieder ſo lieb, gut und zärtlich, als Du es früher mir geweſen warſt.

— Man kann dem Schlingel nicht zürnen!

— Der Schlingel bedankt ſich bei Dir. Um aber auf Deinen guten Bruder zurückzukommen, ich ſage Dir, daß ich mich ſchmählich über ihn und Dich geärgert habe.

— Und warum wohl, mein Herr Naſeweis?

— Weil Du ihm und nicht Don Cäſar den prächtig geſtickten Königsmantel und das herrliche Schwert des heiligen Stephan von Ungarn geſchenkt haſt!

— Du biſt nicht für den Thron geboren!

— Ei wofür denn ſonſt?

— Für den Krieg, für den Sieg! Ich wünsche, daß Du ein tapferer Feldherr Deines Kaisers wirst!

— Aber warum denn nicht Kaiser selbst?

— Die Kaiser, mein Kind, werden geboren!

— Ei bin ich nicht auch geboren?

— Allerdings! Aber leider etwas viel zu früh!

— Und ist dieß wohl meine Schuld?

— Nein, mein Sohn! Und dennoch ist es zu spät!

— Erst zu früh und dann wieder zu spät! Höre, Papa, daraus vermag nur der Teufel, seine Großmutter oder meine Gouvernante klug zu werden. Letztere will ich noch heute ausfragen.

— Dein Vater verbietet es Dir!

— Dann geschieht es erst ganz gewiß! entgegnete der Taugenichts so leise, daß der Kaiser es nicht hören konnte.

Jetzt ward die Gräfin Maria Magdalena angemeldet.

— Geh nun, mein Kind, gebot Rudolph.

— Ich gehe, aber sage mir nur, woher es kommt, daß Du, so oft Jene bei Dir angemeldet wird, mich fortschickst? Habt Ihr denn Geheimnisse mit einander?

— Wir sprechen von Dingen, die Du noch nicht verstehst ...

— Das ist Schade, gern bliebe ich noch länger hier, denn Deine Gräfin gefällt mir!

— Schweige, junger Taugenichts, und entferne Dich!

— Addio, caro mio! sagte Don Cäsar und warf dem Kaiser einen Kußfinger zu.

In dem Augenblicke, als er nach der Thüre lief, trat die Gräfin ein. Der kecke Patron ergriff mit lächelnder Miene ihren schönen blendend weißen Arm und sagte mit tragikomischem Seufzer und so leise, daß nur sie es zu hören vermochte:

— Ach! Warum seid nicht Ihr meine Gouvernante!

Die Gräfin warf ihm einen Blick kalter Verachtung zu.

— Seht doch, wie stolz sie ist! sagte der Schlingel im Hinausgehen. O wir wissen recht gut, warum! meinte Don Cäsar und lachte schadenfroh wie ein Kobold.

Der Kaiser empfing seine Freundin, statt des Grußes, mit der Frage:

— Was sagt Ihr zu meinem Bruder?

— Gnädigster Herr, es giebt im ganzen Böhmerlande nicht Einen, der genug verblendet wäre, dessen unbrüderliches Verfahren zu entschuldigen oder gar zu billigen. Wohl sind Kaiser Rudolph und

Erzherzog Matthias die Söhne Einer Mutter, Eines Vaters, darum aber doch nicht Brüder im edelsten Sinne des Wortes. So denke ich, Majestät, und so denkt jeder gutgesinnte Böhme!

— Ich beneide Euch um Euern Geist, sagte der Kaiser, dessen bis dahin finstere Züge sich sichtbar aufzuklären begannen

— Ich aber, Majestät, bewundere Euer edles Herz, das so schwach im Zürnen und so groß im Verzeihen ist.

— Ihr beurtheilt mich falsch, liebe Magdalena. Wäre es ein fremder Mann, der mir alle diese unverdiente Kränkungen zugefügt, ich würde ihm verzeihen und mir sagen: Er that nur das, wozu ihn sein unersättlicher Ehrgeiz angetrieben hat. Er aber ist mein leiblicher Bruder! Ihm werde ich niemals vergeben!

— Majestät, Ihr werdet auch dieß verschmerzen und vergessen, wie so manches andere Unrecht, das Euch nicht minder hart geschmerzt, nicht minder tief gekränkt hat.

— Ich preise das Geschick, daß Jacob Typot, der einst von mir beauftragt war, die Geschichte meiner Regierung zu schreiben, nicht Augenzeuge jenes gestrigen Tages gewesen ist. Er hätte ihn aus

dem Buche meines Lebens ausstreichen und an die Stelle des 28. Juni 1608 nichts als ein riesengroßes ‚Vacat' einschalten müssen.

— Welcher Fürst hat wohl nie gefehlt? Selbst der Stärkste hat eine schwache Stunde, und selbst der Mächtigste sinkt, durch Umstände gestürzt, nicht selten auf die Stufe der Ohnmacht herab.. Bald aber rafft er sich wieder empor und zeigt, seine Mähnen schüttelnd, dem erschreckten Feinde, daß er immer noch der alte Löwe ist, der nicht ungestraft sich höhnen läßt. Auch Ihr, mein Kaiser, werdet wie der schlafende Leu zu neuer Macht erwachen und der Welt beweisen, daß jeder Sohn des Hauses Habsburg vom Schicksal auserkoren ist, aus jedem Kampfe, den er zu bestehen hat, vergrößert und an Macht bereichert, ruhmgekrönt hervorzugehen!

— Ihr gebt mir Glauben und Hoffnung wieder. Was aber ließe sich thun, um meine aus Schwäche hervorgegangene Uebereilung wieder gut zu machen? Ich gönne ihm die ungarische Krone. Wie aber ließe sich's anfangen, ihm die in Böhmen zugesicherte Thronfolge zu entziehen?

— Sagt nicht eine Klausel Eures Friedens, daß Euer Bruder nur dann Euer Nachfolger sein

ſoll, wenn Kaiſer Rudolph ohne männlichen Erben ſtirbt? Macht Eurem Bruder einen Strich durch die Rechnung; ſpielt ſeinem Ehrgeize einen kleinen Poſſen: heirathet!

— Heirathen? Das iſt ſehr leicht geſagt, Gräfin. Wo aber finde ich eine Prinzeſſin?

— Mein Herr und Kaiſer, wann hat es jemals im deutſchen Reiche an Prinzeſſinnen gefehlt?

— Wenn aber Keine von Allen mir genügt?

— Dann, Majeſtät, geruht von den Stufen Eures Thrones herabzuſteigen und Euch aus dem Kranze der edelſten Töchter Eures Landes eine Braut zu wählen. Von ſechs Frauen Heinrichs des Achten waren nur zwei Prinzeſſinnen, Catharina von Aragonien und Anna von Cleve; die vier andern aber, Anna Boleyn, Jane Seymour, Catharina Howard und Catharina Paar waren, bis auf die Erſte, Töchter aus den angeſehenſten Familien Englands. Jane Seymour war die Mutter Eliſabeths!

— Sprecht mir nicht vom achten Heinrich! Die Geſchichte nennt ihn einen Tyrannen!

— Und doch war er ein großer Fürſt!

— Sicher aber nicht darum, daß er von zwei ſeiner Frauen ſich ſcheiden und zwei andere enthaupten ließ. In England ſind derlei königliche

Heirathen aus der Mitte des Volkes nichts Seltenes. Wir aber leben im deutschen Reiche. Hier werden die Ehen in den Cabineten der Fürsten, im Rathe der Politik geschlossen, und der Sohn einer morganatischen Ehe wäre in den Augen des Volkes kein legitimer Thronfolger. Wärt Ihr die Tochter eines Reichsfürsten, schon längst hätte ich Euch gebeten, mit Rudolph die Last seiner Kronen zu theilen, aber . . .

— Magdalena ist nur eine armselige Gräfin, unterbrach sie den Kaiser.

— Ihr seid mehr, als Gräfin und Fürstin: Ihr seid der gute Stern meines Thrones, Ihr seid der Schutzengel meines Lebens!

— Bin ich das wirklich? fragte Magdalena mit Freudenthränen im verklärten Auge.

— Ihr seid das Amulet meiner Krone!

— Wohlan, Majestät, dann will ich auch fernerhin bleiben, was ich Euch seit Jahren gewesen bin: die treueste aller Eurer Dienerinnen!

— Sagt lieber, die beste meiner Freundinnen, sprach der Kaiser und erfaßte ihre schneeweiße Hand, um sie dankbar an seine Lippen zu ziehen. Bleibt es mir auch noch ferner.

— Ich gelobe es mir und Euch. Mag die Welt mich auch verdammen! Was frage ich nach

ihrem Urtheil? Meine Welt ist und bleibt Rudolph! rief sie im Ueberströmen ihres Gefühles und flog entzückt an den Hals des Monarchen.

In demselben Augenblicke ertönte rasselnder Trommelwirbel.

— Was bedeutet das? fragte die Gräfin.

— Die Ankunft des neuen päpstlichen Gesandten. Er überbringt Uns sein Beglaubigungsschreiben.

— So lebet wohl, mein kaiserlicher Herr!

— Heute Abend sehe ich Euch wieder beim Souper.

Magdalena verbeugte sich ehrfurchtsvoll und ging.

— Was wäre ich ohne dieses Weib? fragte sich Rudolph tief bewegt. Ein Stückchen kalter Erde ohne Sonnenglanz!

Zehntes Capitel.

Eine Veränderung.

Am folgenden Tage erhielt Don Cäsar eine neue Gouvernante und einen andern Fechtmeister.

Eilftes Capitel.

Ligue der protestantischen Fürsten. — Der Majestätsbrief.

Wenige Monate nach dem Abschluße jenes unbrüderlichen Bruderfriedens von Dubec zogen am Horizonte des Hradschins und seines kaiserlichen Bewohners neue, unheildrohende Gewitterwolken herauf. In Prag und in ganz Böhmen verbreitete sich das unheimliche Gerücht, Herzog Marmilian I. von Bayern, dessen Glaubenseifer stark verdächtig war, habe an der böhmischen Grenze eine Meile von Tauß mit seinem Kriegsvolke ein Lager aufgeschlagen. Gleichzeitig erfuhr alle Welt, auch der protestantische Pfalzgraf und Churfürst Friedrich V. ziehe am Rheine ein Heer zusammen. Letzterer, hieß es, habe mit den übrigen protestantischen Fürsten des deutschen Reiches eine Ligue wider Papst und Kaiser geschlossen, um besonders Letzteren, der das Fortschreiten des Protestantismus in Böhmen niederhalte, abzusetzen.

Rudolph, bestürzt durch diese kriegerischen Vorkehrungen, berief durch ein am 28. October 1608

ausgefertigtes Decret eine außergewöhnliche Versammlung von Abgeordneten jeder Kreisstadt zusammen, um zu berathen, was gegen diese Verbindung der protestantischen Fürsten zu unternehmen sei.

In diesem Augenblicke neuer Gefahr bestürmten ihn die utraquistischen Stände mit ihrem alten, seitdem schon oft abschläglich beschiedenen Gesuche, daß die ihnen verbürgte Gewissensfreiheit, welche bis jetzt nur auf dem Papiere, nicht aber in der Wirklichkeit bestand, nicht länger Versprechen bleibe, sondern endlich einmal Wahrheit werde.

Der Kaiser war ernstlich entschlossen, sein gegebenes Versprechen zu erfüllen. Seine Umgebung aber verhinderte ihn daran. Der fast immer kränkliche Erzbischof von Prag, Karl von Lamberg, der sich zur Herstellung seiner Gesundheit fast beständig im Kloster Ossegg bei Teplitz aufhielt, ließ den Kaiser durch den Abt von Strahow und Suffragan Johannes Lobelius bei den sieben Schwertern der Mutter Gottes bitten und beschwören, durchaus nicht nachzugeben, weil durch Verleihung dieser Gewissensfreiheit der katholischen Kirche eine in ihren Folgen unberechnenbare Gefahr erwachse. Gleicher Ansicht waren der Cardinal-Bischof von Olmütz, Franz von Dietrichstein, der Erzherzog Leopold, den das

Breslauer Domcapitel zwei Jahre zuvor zum Bischof erwählt hatte. — Sie, die in dem Zugeständniß der Religionsfreiheit ein Crimen laesae ecclesiae erblickten, widerriethen einstimmig dem Kaiser, sich darin nachgiebig zu zeigen; denn hätten die Utraquisten erst einen Finger, dann hätten sie auch bald die ganze Hand, meinte der Abt von Strahow, der den prager Erzbischof vertrat.

Am 20. Mai 1609 trat der Landtag auf dem hradschiner Schlosse zusammen, um die Schritte gegen die Ligue der protestantischen Fürsten und das immer dringender und drohender sich gestaltende Gesuch der utraquistischen Forderungen zu berathen.

Um dem Auftreten der lutherischen Stände mehr Nachdruck zu geben, hatten diese den Beschluß gefaßt, unter dem Vorwande, um frühzeitig gegen das Eindringen der feindlichen Ligue gewaffnet zu sein, Kriegsvolk anzuwerben und es unter den Befehl des kais. Rathes Leonhard Colonna von Felß auf Engelsburg, der zum obersten Generalfeldmarschall, des Grafen Heinrich Matthias von Thurn, der zum General-Lieutenant, und Johanns Bubna von Litic des Jüngern, der zum General-Wachtmeister der utraquistischen Truppen ernannt ward, zu stellen.

Außerdem erwählten sie aus ihrem Schooße

einen leitenden Ausschuß von zehn Directoren aus dem Herrenstande und eben so vielen Mitgliedern aus dem Ritter- und dem Bürger-Stande; unter Letztern fünf aus der Altstadt, zwei aus der Neustadt, einen von der Kleinseite und je einen von Tauß und Klattau.

An die Stelle Peter Woks von Rosenberg, der, zum ersten Director aus dem Herrenstande ernannt, die Uebernahme dieses Amtes seiner Kränklichkeit wegen abgelehnt hatte, trat der muthigste und thatkräftigste von Allen, Wenzel Budowec von Budowa, an die Spitze dieses Dreißiger-Ausschusses, die Seele der ganzen Partei, fest entschlossen, nichts zu scheuen und Alles zu wagen, um den Kaiser trotz der Abmahnung seiner Räthe und der hohen Geistlichkeit zur endlichen Erfüllung seines ihnen gegebenen Versprechens zu bewegen.

— Fortuna fortes juvat! sagte er zum Ausschusse und riß ihn durch die Begeisterung seiner Aufforderung zu dem Entschluße hin, nicht zu wanken und nicht zu weichen und alle Mittel zur Erreichung ihres Zieles aufzubieten.

Budowec ward von dem Ausschusse beauftragt, im Namen seiner ebenso mächtigen, als vom Hofe

gefürchteten Partei die von ihm aufgesetzten Artikel zu endlicher Genehmigung dem Kaiser vorzulegen.

Budowec begab sich vom altstädter Rathhause, wo der Ausschuß seine Sitzungen hielt, gefolgt von der zahllosen Schaar seiner Anhänger, nach dem Hradschin und verlangte im Namen der Stände Einlaß in die Gemächer Seiner Majestät.

— Man sage ihm, ich sei krank, sprach Rudolph.

— Wir haben dieß bereits gethan; er aber läßt sich nicht abweisen . . .

— Sagt ihm, er möge morgen kommen.

— Es sei Gefahr im Verzuge, meinte er und bestand darauf, im Namen der Stände sofort vorgelassen zu werden.

— Diese Stände sind ganz des Teufels! Nun, wenn es nicht bis morgen warten kann oder will, so laßt den ungestümen Dränger in Gottes Namen eintreten.

Und das geschah denn auch. Rudolph empfing ihn mit den Worten:

— Wir haben Euch lange nicht gesehen . . .

— Majestät, die dringenden Geschäfte der Stände.

— Ich spreche jetzt nicht von den Ständen,

ſondern nur von Euch. Ihr ſeid doch immer wohl geweſen?

— Gott ſei gedankt, ich bin wohl. Eure treuen Stände haben mich beauftragt . . .

— Von dieſen ſpäter! Beantwortet mir zuvor eine Frage. Iſt es wahr, daß Ihr Kriegsvolk angeworben habt?

— Allerdings, Majeſtät, iſt dieß wahr!

— Nun, dann werdet Ihr auch nicht läugnen, daß Ihr es gegen Euern Kaiſer angeworben habt?

— Ich muß dieß in Abrede ſtellen. Wir haben ein kleines Heer geworben, um, auf alle Wechſelfälle gefaßt, der proteſtantiſchen Ligue die Spitze zu bieten und ſie mit den Waffen in der Hand hinauszujagen, wenn es ihr gelüſten ſollte, feindlich Böhmens geheiligten Boden zu überſchreiten, um den Kaiſer, den wir Alle lieben, in den Grenzen ſeines Reiches anzugreifen . . .

— Sagt offen, liebt Ihr mich wirklich? Seid Ihr wirklich der Freund Eures Kaiſers?

— Ich bin ein treuer Freund, der es eben ſo ehrlich mit dem Throne, als mit dem Volke meint, der zwiſchen Beide als aufrichtiger Vermittler tritt, das Volk von Exceſſen zurückhält und den Kaiſer im Namen des ewigen Rechtes bittet und beſchwört,

dem Schrei eines großen Theiles ſeiner nur aus Religionsrückſichten zurückgeſetzten Unterthanen huldreich Gehör zu ſchenken und Euch durch treuloſe Räthe in Eurem ſchönen Vorſatze, auch Jenen gerecht zu werden, nicht länger beirren und durch Gefahren, die ſie nur erfinden, um Euch ängſtlich zu machen, einſchüchtern zu laſſen. Euere lutheriſchen Unterthanen verlangen ja nichts weiter als das, was Euere Weisheit und Milde ſelbſt Jenen, die gar keine Chriſten und nur Juden ſind, eingeräumt hat. Gnädigſter Herr, wir verlangen nichts, als Glaubensfreiheit!

— Ihr ſollt ſie haben, ehrlicher Freund. Doch werdet Ihr ſelber begreifen, daß ſolch' ein wichtiger Schritt wohl erwogen und ſo reiflich als möglich überlegt ſein will, weil deſſen Folgen, wie meine Biſchöfe ſagen, von unberechnenbarer Wichtigkeit ſind. Laßt mich alſo Euer Geſuch noch einmal in Berathung ziehen, bevor ich es Euch gewähre.

— Majeſtät, jede Zögerung iſt jetzt zu ſpät! Auf der Schloßſtiege und im äußern Vorhofe der Burg harrt das zahllos verſammelte Volk Eurer Entſcheidung. Sagt ihm, ſagt es den Ständen, ſagt es ihrem Abgeordneten offen und unverholen: „Ich will oder ich will nicht!“

— Wer sagt Euch, daß ich nicht will? Ich bin trotz aller Einwürfe meiner Räthe, heute fester als jemals entschlossen, Euren vieljährigen Bitten endlich nachzugeben; ich verlange nur noch kurzen Aufschub.

— Ich kann, ich darf ihn nicht gewähren! entgegnete bieder und fest der Abgeordnete des Ausschusses.

— Wie? Seid Ihr gekommen, mir etwas, was ich Euch nicht sofort gewähren mag, vielleicht gewaltsam abzutrotzen?

— Majestät, davon bin ich weit entfernt. Ich erscheine vor Euch als ein Bittender, der Euch noch einmal beschwört, nicht der Stimme Eurer Räthe, sondern einzig und allein jener Eures Herzens, jener Eures Gerechtigkeitsgefühls zu folgen und das neuerdings zu bestätigen, was Euer großer Vater seinen treuen Böhmen großherzig zugesagt, und das zu erfüllen, was auch sein nicht minder hochherziger Nachfolger uns schon vor Abschluß jenes Friedens zugesichert hat.

— Für Bittende hat Kaiser Rudolph stets ein offenes Ohr. Sagt mir noch einmal, was Ihr begehrt?

— Sämmtliche Puncte sind auf diesem Blatt

verzeichnet, sagte Budowec, eine Pergamentrolle, die er hielt, in die Hand des Kaisers niederlegend.

Rudolph stellte sich unter dem Vorwande der Schwäche seiner Augen an das Fenster, welches Aussicht auf den Vorhof der Burg gab und warf einen flüchtigen Seitenblick auf das dort massenweis angesammelte Volk, das von Minute zu Minute mehr und mehr anwuchs.

Der Kaiser las den ganzen Inhalt.

— Ihr verlangt viel, sehr viel, sagte der Monarch einen Augenblick überlegend.

— Aber sicher nichts, was ungerecht wäre

— Das gebe ich zu, doch bleibt es immerhin viel. Was wird mein kranker Erzbischof Lamberg und sein Stellvertreter, was werden die Bischöfe von Olmütz und Breslau, was wird mein oberster Kanzler und so mancher Andere dazu sagen, wenn sie erfahren, daß Kaiser Rudolph, bestürmt von Euern Bitten, endlich nachgegeben hat?

— Sie werden damit nicht einverstanden sein; aber die Welt, Majestät, und die Geschichte, welche die Thaten der Fürsten, wie jene ihrer Völker, mit unauslöschlicher Flammenschrift in die ehernen Tafeln des Nachruhms eingräbt, sie wird Euch besser beurtheilen und an den Rand des heutigen Tages

ſchreiben: Heut vollbrachte der Kaiſer eine große That. Sein Name ſei geprieſen und geſegnet!

— Amen! ſagte Rudolph und bekreuzigte ſich. Was nun alſo ſoll ich thun?

— Dieſes Document allerhuldreichſt unterzeichnen und das, was darin aufgezeichnet ſteht, durch die Machtvollkommenheit, die Euch Gott der Herr verliehen, und durch die Unterſchrift Eures ruhmgeſchmückten Namens zum heilig-unverbrüchlichen Geſetz erheben!

— Solch ein Namenszug, einmal niedergeſchrieben, läßt ſich nicht mehr zurücknehmen.

— Wort bleibt Wort! Gleichviel ob es geſprochen oder hingeſchrieben iſt.

— Ihr irrt. Verba volant, scripta manent.

Im Vorhofe erhob ſich großes Murren. Das Volk begann, weil Budowec ſo lange ausblieb, unruhig zu werden. Lauffeuerähnlich verbreitete ſich vom Hradſchin herab das Gerücht, der Kaiſer habe den Abgeordneten der Defenſoren in's Gefängniß werfen laſſen. Die Bürger griffen zu den Waffen. Jung und Alt ſtürmte die Schloßſtiege hinan, um dort zu erfahren, ob das Gerücht auf Lüge oder Wahrheit beruhe. Im letztern Falle war es

entschlossen, den muthigen Wortführer seiner Partei laut zurückzufordern und nöthigenfalls gewaltsam aus dem Kerker zu befreien. — Das Murren, immer stärker werdend, stieg jetzt drohend bis zu den Ohren des Kaisers herauf.

— Was bedeutet dieser Lärm? fragte er.

— Das Volk, das mich erwartet, fängt zu fürchten an, weil ich mit dem kaiserlichen Geschenke, das ich ihm im Namen der Stände verheißen habe, noch nicht zurückgekehrt bin.

— Wohlan, ich will mein Volk beruhigen. Ich werde Euere Schrift da unterzeichnen, sagte der Monarch und suchte ängstlich und ziemlich lange auf seinem Arbeitstische eine Feder.

Tausende von Stimmen verlangten lärmend Budowec zu sehen. Der Kaiser vernahm den drohenden Ruf. Zitternd tauchte er die Feder ein. Doch als er seinen Namen schreiben wollte, gewahrte er, daß seine Feder so trocken als der Ueberreicher jener Pergamentrolle geblieben war.

— Ihr sehet, ich soll nicht schreiben! sprach Rudolph, der diesen Mangel an Tinte für einen Fingerzeig des Himmels hielt. Die Flüssigkeit in meinem Tintenfaße ist gänzlich eingetrocknet.

— Laßt Euch dadurch nicht abhalten, Majestät. Dort in der Ecke steht ein Anderes!

— Gottlob! sagte der Kaiser, der von Neuem das Murren vernahm und nun in das andere Faß seine Feder tauchte.

In dem Augenblick, als er seinen Namen unterzeichnen wollte, ließ sich von der Decke des Gemachs auf die Pergamentrolle eine große schwarze Kreuzspinne herab.

— Himmel, was ist das! rief er erschreckt.

— Eine Spinne, welche Euch Glück bringt! entgegnete Budowec mit großer Geistesgegenwart, das Thier, das in Rudolphs Augen eine üble Vorbedeutung hatte, vom Papiere fortjagend.

— Und warum habt Ihr das, was Eurem Kaiser Glück gebracht, fortgejagt?

— Weil es Euch zu beunruhigen schien.

— Wenn Herr Budowec nicht bald zurückkommt, dann mache ich solchen Heidenlärm, daß alle Heiligen im Himmel es hören sollen, sagte unten im Volksgedränge Einer, der kein Anderer als der handschuhmachende Goliath von der Kleinseite, der 6 Fuß 7 Zoll hohe Meister Jaromir war, der zudem hoch ergrimmt darüber, daß Kaiser Rudolph

erſt unlängſt ihm die Erneuerung des Privilegiums auf nahtloſe Handſchuhe abgeſchlagen hatte.

— Ich hänge an Vorurtheilen, geſtand Rudolph und will Euch nicht verhehlen, daß ich in jener ſchwarzen Kreuzſpinne eine Warnung des Himmels erblicke.

— Mein kaiſerlicher Herr, gebt ſolchem Aberglauben keinen Raum. Unterzeichnet, ehe es zu ſpät wird!

— Zu ſpät? Was wollt Ihr damit ſagen? fragte Rudolph, die Feder, die er erfaßt hatte, unwillig wegwerfend.

— Hört Ihr nicht das laute Schreien?

— Budowec! Budowec! ſchrieen viele tauſend Stimmen auf einmal.

— Zeigt Euch an dem Fenſter, damit die guten Kinder der drei Städte Prag ſich überzeugen, daß der Kaiſer ihrem Freunde nichts zu Leid gethan.

— Majeſtät, unterſchreibt und laßt mich fort!

— Wie lange ſollen wir noch warten? fragte ein vierſchrötiger Knirps, der zufällig kein Anderer, als der durch ‚ungeregelten Durſt heruntergekommene' Schuhmacher Wenzel war, der ganz und gar vergeſſen zu haben ſchien, daß der Kaiſer ihm erſt unlängſt eine neue Unterſtützung gewährt hatte.

— Budowec! Budowec! wiederholten die aufgeregten Volksmaſſen.

— Wohlan es ſei! Ich will unterzeichnen, ſagte Rudolph und ſchrieb mit ſcheinbarer Ruhe langſam und mit auffallend großen Lettern ſeinen Namen hin. — Nun, nehmt die Schrift und geht!

— Im Namen der Stände danke ich Euch, mein kaiſerlicher Herr, ſprach der Abgeordnete, nahm die Rolle und eilte hinab, um die Maſſen zu beruhigen.

Der Kaiſer ſtellte ſich an's Fenſter und ſah auf das Volk hinab.

— Es iſt nicht ſchlechter, aber auch nicht beſſer als jedes Andere. Heute vergöttert, morgen ſteinigt es uns. Heut ſteinigt und morgen vergöttert es wieder. Das Volk iſt ein vielköpfiges Ungeheuer; und doch gehört nur ein ſo herzloſer Tyrann wie Caligula dazu, um ſeinem Volke nur Einen Kopf zu wünſchen, und dem Beile ſeiner Henker zu überliefern. Ich aber bin, Gottlob! kein Caligula! Ich bin Mariens, bin Maximilians Sohn und liebe meine Kinder ſelbſt dann noch, wenn ſie ſich auflehnen gegen mich!

Als die hohe ehrwürdige Geſtalt des ſtändiſchen Abgeſandten dem im Burghofe verſammelten Volke

ſichtbar ward, brach es in tauſendſtimmigen, faſt endloſen Jubel aus.

— Der Kaiſer hat uns Alles bewilligt! verkündete er dem Volke, die Pergamentrolle wie eine Siegestrophäe erhebend. Hier, prager Bürger, iſt der Majeſtätsbrief!

— Es lebe unſer Herr und Kaiſer! Es lebe Kaiſer Rudolph der Gerechte! ſchrie daſſelbe Volk, das noch wenige Augenblicke zuvor die Fahne der Empörung bereit hielt.

— Ein dreifaches Hoch unſerm Wenzel Budowec! ſchrie der Handſchuhmacher von der Kleinſeite und warf ſeine Filzkappe, an der ihm mit vollem Rechte nicht viel zu liegen ſchien, in die Luft.

Und Jedermann befolgte deſſen vaterländiſches Beiſpiel. Und eine ganze Heuſchreckenwolke von ſchwerfälligen breiten Kremphüten, ſpitzigen Calabreſern, Barrets und Mützen mit und ohne Pelzwerk flog ellenhoch in die Höhe und ließ ſich wie ein Platzregen auf die jubelnde Volksmaſſe herab. Manche dieſer Kopfbedeckungen ward dadurch vertauſcht. Mancher, der eine neue Kappe in die Luft geſchleudert, erhielt dafür einen abgeſchabten Deckel, und Mancher wiederum, der, wie Jaromir, einen ſchon ſeit Jahren abgegriffenen Filz von ſich geworfen, erwiſchte dafür

einen nagelneuen und machte auf dieſe Weiſe einen höchſt annehmbaren Tauſch.

Budowec aber, den Majeſtätsbrief wie eine flatternde Siegesfahne emporhaltend, ward von dem begeiſterten Volke auf zehn Schultern zugleich emporgehoben und, wie ſehr er ſich auch dagegen zu wehren ſchien, im Triumphe und unter wiederholtem Vivatruf über den Schloßhof und die Schloßſtiege hinab bis nach dem altſtädter Rathhauſe fortgetragen.

Als Rudolph ihn ſo forttragen ſah, gönnte er der Ehrlichkeit dieſes unerſchrockenen Mannes mit Freuden dieſen wohlverdienten Triumph, und ohne Zorn wie im Geiſte eines Propheten ſagte er zu ſich:

— Auch er wird nicht glücklich enden! und verließ betrübt über die grellen Ahnungen, die wie Wetterleuchten den dunkeln Horizont der Zukunft durchblitzten, das Fenſter, an welchem er Zeuge jener Triumphſcene geweſen war.*)

---

*) Rudolphs dunkle Ahnung bewahrheitete ſich! Wenzel Budowec ſtarb keines natürlichen Todes. Nach der Schlacht am weißen Berge, welche Friedrichs V. Heer geſchlagen, geſprengt und vernichtet hatte, führte er ſeine Frau und Kinder auf ſeine Güter; er ſelber aber

Am Rathhause empfing ihn neuer Jubel. Er überreichte dem Ausschuße die feierliche Bestätigung der von den Utraquisten begehrten Freiheiten. Die Dreißiger aber waren damit nicht zufrieden. Die Unterschrift des Kaisers genügte ihnen nicht. Sie

---

kehrte sogleich wieder nach Prag zurück; denn lieber wollte er sein eigenes Leben, als die ihm von den Ständen zur Aufbewahrung anvertraute Krone Böhmens den Händen der Sieger überliefern. Am 10. Februar 1621 gefangen genommen und kurze Zeit darauf zum Tode verurtheilt, ward er am 21. Juni desselben Jahres, ein Greis von siebenzig Jahren, öffentlich auf dem altstädter Ringe enthauptet. Man höre, was Pelzel darüber sagt: ‚Dieß war das Ende dieses auf die Freiheiten seines Vaterlandes vielleicht nur allzusehr eifersüchtigen Mannes. Er war noch von dem Schlage der alten, ernsthaften, tiefsinnigen und unbeugsamen Böhmen aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert. Wie man ihm in seiner Gefangenschaft anrieth, den beleidigten Kaiser Ferdinand II. um Gnade zu bitten, gab er zur Antwort: Malo mori quam patriam videre mori (Lieber selber sterben, als das Vaterland sterben zu sehen), denn er stellte sich vor, nach der Schlacht am weißen Berge müsse Alles zu Grunde gehen. Und gleichwie Brutus der letzte Römer gewesen ist, so war Budowec der letzte Böhme.‘ Sein Wahlspruch lautete: In Deo fortitudo. (Nur in Gott meine Stärke!)

verlangten nach altem Brauch und Herkommen die Gegenzeichnung des obersten Kanzlers.

— Das ist unnöthig, sagte Wenzel Budowec. Kaiser Rudolph wird seine Unterschrift nicht abläugnen.

— Das nicht, erwiderte der Graf von Thurn, später aber sein Zugeständniß wieder bereuend, könnte er sagen, der uns in Gnaden verliehene Majestätsbrief habe keine Giltigkeit, weil wir ihm die Unterzeichnung gewaltsam abgetrotzt, und schon darum, weil sie vom Kanzler nicht mit unterzeichnet ist.

— Ich glaube nicht, entgegnete der Generallieutenant und kaiser. Rath Leonhard Colonna von Felß, daß der Kaiser sich je so weit vergessen wird, von dieser Ausflucht, die seiner Redlichkeit nicht ähnlich sieht, jemals Gebrauch zu machen, aber . . .

— Sicher ist doch immer sicher, unterbrach ihn Johann von Bubna.

— Sicher ist sicher! wiederholten die Andern.

Und wiederum ward Budowec vom Ausschusse beauftragt, sich noch einmal zum Kaiser zu verfügen und sich von Seiner Majestät in Huld und Gnaden die Gegenzeichnung des obersten Kanzlers zu erbitten.

Und Budowec erfüllte auch diesen Auftrag. Er begab sich zum Kaiser, trug ihm mit äußerster Schonung das ihm selbst und vielen Andern überflüssig

erſcheinende Geſuch des Ständeausſchuſſes vor und bat um deſſen allergnädigſte Gewährung.

— Ich finde es nicht mehr als billig, erwiderte Rudolph, der kurz zuvor mit der Gräfin geſprochen, die dieß Zugeſtändniß, weil es die Erfüllung eines längſt gegebenen Kaiſerwortes geweſen war, vollkommen gutgeheißen hatte.

Seine Majeſtät ließ den Kanzler Adalbert Zdenko Popel von Lobkowic rufen. Dieſer erſchien ohne Säumen.

— Unterzeichnet Unſeren Majeſtätsbrief, ſagte der Kaiſer. Adalbert Zdenko von Lobkowic las den Inhalt und ſprach:

— Majeſtät, mein Gewiſſen erlaubt mir nicht, dieſen Act, der den Rechten unſerer Kirche zuwiderläuft, mitzuunterzeichnen.

— Das, was ich that, dürft auch Ihr thun!

— Nein, gnädigſter Herr, das darf ich nicht. Der Kaiſer darf erfüllen, was er verſprochen hat. Ich aber, Majeſtät, habe nichts verſprochen.

— Ihr ſeht, Wenzel von Budowec, daß mein Kanzler in ſeinem Rechte iſt.

Budowec ſchien es einzuräumen; denn er ſchwieg.

— Ich mag ihn alſo nicht zwingen, fuhr der Kaiſer fort. Ihr ſeid entlaſſen, Zdenko von Lobkowic.

— Für immer? fragte Zdenko wehmüthig.

— Nein, nein, mein treuer, ehrlicher Freund Ich entlasse Euch nur für einen Augenblick, um den Oberſtburggrafen Adam von Sternberg herzubeſcheiden.

Der oberſte Kanzler verließ den Monarchen. Wenige Minuten ſpäter erſchien Sternberg.

Er durchlas den Act und unterzeichnete. Der Kaiſer ſandte gleichzeitig mit Budowec den kaiſ. Hofrath Carl von Wartenberg mit dem vom Oberſtburggrafen gegengezeichneten Majeſtätsbrief den im altſtädter Rathhauſe permanent verſammelten Directoren, die ihn aus der Hand des Abgeordneten entgegennahmen mit dem einſtimmigen Ruf:

— Hoch lebe Kaiſer Rudolph der Gerechte!

Und dieß Alles geſchah am 12. Juli 1609. Und gleichwie im Buche des rudolphiniſchen Lebens der 28. Juni 1608 als Tag des unrühmlichen Friedensabſchluſſes als einer der ſchwächſten aufgezeichnet ſteht, ſtrahlt der 12. Juli 1609 als Tag der Verleihung des Majeſtätsbriefes unbeſtritten als einer der ſegensreichſten ſeiner ganzen Regierungszeit durch mehr als zwei Jahrhunderte noch bis heute und in Ewigkeit in unverminderterm Glanze fort. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Dieſer Majeſtätsbrief, den Bewohnern Böhmens

vollständig freie Religionsausübung einräumend, ward den Acten der Landtafel einverleibt; das Original aber, für das die Utraquisten auf Kosten der Landescasse ein silbernes Kästchen anfertigen ließen, auf welches sämmtliche dreißig Directoren ihre Namen, Wappen und Sinnsprüche einzugraben befahlen, wurde erst am 26. Februar des folgenden Jahres (1610) nach Carlstein abgeschickt und von dem dortigen Burggrafen, Wilhelm Slawata, den seiner Aufsicht anvertrauten Reichskleinodien und Landesprivilegien beigefügt; der am 5. September 1609 mit der Sub-una-Confession abgeschlossene Vergleich aber in den silberfarbigen Kaufquatern der Landtafel eingetragen.

Zwölftes Capitel.

Der Fürstentag in Prag. — Eine Weissagung Brahe's erfüllt sich. — Kaiser Rudolphs erste Jugendliebe.

Mehr als die Verleihung des Majestätsbriefes schmerzte den Kaiser das unwürdige Benehmen seines Bruders Matthias, der, nicht zufrieden mit der

ihm abgetretenen Regierung Ungarns, Oesterreichs und Mährens, auch in Böhmen die Unzufriedenheit des Volks und vorzugsweise die der Utraquisten auf jede Weise mehr und mehr anzufachen verstand.

Rudolph beschloß, um dem Umsichgreifen der heimlich fortgesponnenen Ränke des Königs von Ungarn und neuen Unruhen vorzubeugen, auf den Rath der Gräfin Magdalena, alle Chur- und Reichsfürsten nach Prag einzuladen, um mit ihnen über die Wahl seines zukünftigen Nachfolgers im deutschen Reiche in Berathung zu treten, hauptsächlich aber wohl nur darum, um mit ihrem Beistande seine durch den Einfluß des eigenen Bruders geschwächte Kaisermacht wiederherzustellen.

Aus der Zahl der Churfürsten waren jene von Cöln, Mainz und Sachsen, von den Reichsfürsten: Heinrich Julius Herzog von Braunschweig, die beiden Landgrafen Philipp und Ludwig von Hessen und die beiden Erzherzoge Marmilian von Tirol und Ferdinand von Steyermark (der nachmalige Nachfolger des Kaisers Matthias) der kaiserlichen Einladung gefolgt. Der Churfürst von Trier, Herzog Marmilian I. von Bayern, abgehalten, persönlich zu erscheinen, hatte zwei Bevollmächtigte gesandt.

Dieser Fürsten-Ausschuß trat am 25. April 1610

auf dem Hradschin im Wladislaw'schen Saale zusammen. Der Kaiser ließ durch seine Räthe den versammelten Fürsten die lange Reihe seiner vollständig begründeten Beschwerden gegen seinen königlichen Bruder in Ungarn vorlegen, ihn selber aber nach Prag einladen, um, falls er es vermöchte, sich gegen Rudolphs Anklagen zu rechtfertigen.

Matthias erklärte in seinem diplomatisch-schlau abgefaßten Antwortschreiben, er sei durch eine Masse unaufschiebbarer Regierungsangelegenheiten leider so sehr beschäftigt, daß es ihm unmöglich wäre, der Einladung Seiner römisch-kaiserlichen Majestät — wie gern er es auch gewünscht — persönlich Folge zu leisten, doch würde er seine Bevollmächtigten nach Prag senden, wenn er nicht Bedenken trüge, dieß bloß aus dem Grunde zu unterlassen, weil es ihn befremden müsse, daß der zum Bischof von Passau ernannte Erzherzog Leopold (der einzige Anverwandte, der ein treuer Anhänger des Kaisers war) sein Kriegsvolk bis dicht an Oesterreichs Grenzen vorgeschoben habe und allem Anscheine nach — Niemand wisse bis jetzt warum — entschlossen sei, einen Einfall auf österreichisches Gebiet zu wagen.

Gäbe man ihm genügende Auskunft und seinen

Gesandten genügende Sicherheit, dann würden Letztere ungesäumt nach Prag eilen.

Der Kaiser erließ sofort an Erzherzog Leopold den Befehl, sein Kriegsvolk von der österreichischen Grenze zurückzuziehen und die Waffen — wenigstens bis auf weitere Ordre — niederzulegen; den Bevollmächtigten des Königs von Ungarn aber ward vollständige Sicherheit ihrer Person zugesagt.

Wenige Tage später trafen die königlichen Abgesandten, unter ihnen Carl von Liechtenstein, Helfried Graf von Meggau, Richard von Starhemberg und mehrere Andere in Prag ein.

Man weiß, daß derlei Fürstenzusammenkünfte und Gesandten-Congresse sich herzlich gern in die Länge ziehen. Und so kam es, daß auch der Congreß zu Prag von Ende April bis Mitte October zusammenblieb und sich diese langen fünfthalb Monate durch herrliche Schmausereien, heitere Zechgelage, prächtige Jagden und ritterliches Lanzenrennen auf's Bestmöglichste abzukürzen und sich ‚con amore' zu unterhalten und zu zerstreuen bestrebte.

Nebenbei ward natürlich auch viel gesprochen, leider aber desto weniger gehandelt und durchgesetzt.

Letzteres kam daher, weil man — wie dieß bei solchen Fällen stets zu geschehen pflegt — auf

beiden Seiten offenbar weiter ging, als es klug und rathsam war.

Die Abgesandten des Königs von Ungarn erklärten sich im Namen ihres erlauchten Vollmachtgebers bereit, dem sich nur mit Unrecht (?) gekränkt fühlenden Kaiser jede mit der eigenen Ehre irgend verträgliche Genugthuung zu geben, wollten aber, wie vorauszusehen war, nichts von einer Wiederabtretung Ungarns, Oesterreichs und Mährens an den deutschen Kaiser hören.

Der Heftigste war der Churfürst von Mainz. Dieser ging in seinem Streben, der verletzten Majestät des Kaisers und dessen geschwächter Macht glänzende Genugthuung zu verschaffen, so weit, zu verlangen, daß König Matthias den Kaiser Rudolph wegen der ihm gewaltsam abgedrungenen Länder und Kronen fußfällig um Verzeihung bitten und noch obenein die ihm abgetretenen Länder zurückgeben müßte.

Es läßt sich begreifen, daß Matthias diese schimpflichen Forderungen entrüstet zurückwies.

Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig ward zu wiederholten Malen nach Wien gesandt, um den König von Ungarn, der dort sein Hoflager aufgeschlagen, zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Da

er nichts ausgerichtet hatte, schickte der Congreß den Churfürsten von Cöln. Aber auch dieser setzte nichts durch. Endlich ward Erzherzog Ferdinand abgeordnet, um die Aussöhnung beider Brüder, von denen Keiner nachzugeben entschlossen war, zu vermitteln. Dem Einfluße des Letztern gelang es endlich nach langem Zureden, einen gütlichen Vergleich mit nachfolgendem Vertrag abzuschließen:

— König Matthias sei bereit durch die Erzherzoge Marmilian und Ferdinand Seiner römisch-kaiserlichen Majestät in Gegenwart des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, wegen allen Kränkungen, die er dem deutschen Kaiser zugefügt, Abbitte zu thun, aber nicht fußfällig, wie der Churfürst von Mainz zu begehren sich erdreistet habe, sondern so wie es einem Sohne des Hauses Habsburg, dem Bruder seinem Bruder gegenüber, ohne sich beiderseitig etwas von der ihnen angestammten Würde zu vergeben, geschehen könne.*) Matthias

*) Nach dem Berichte des gleichzeitigen böhmischen Staatsmanns, Wilhelm Slawata's, soll der Kaiser selbst so zartfühlend gewesen sein, die fußfällige Abbitte abzulehnen, weil dieß mit der Würde eines Erzherzogs aus dem Hause Habsburg nicht vereinbar sei. Rheven-

wolle die ihm abgetretenen Länder nicht als Recht der Eroberung behaupten, sondern als einen Act freiwilliger Abtretung, als ein Zeichen kaiserlicher Huld und Gnade, als ein Zugeständniß brüderlichen Wohlwollens und Vertrauens auch fernerhin behalten, den Kaiser aber als den Ältesten des Hauses Oesterreich, als seinen Lehnsherrn und das Oberhaupt der deutschen Christenheit anerkennen; Kaiser Rudolph sei dagegen bereit, seinen Bruder auch fernerhin als König von Ungarn, regierenden Erzherzog von Oesterreich und Markgrafen von Mähren anzuerkennen, ihm alle Rechte eines treuen Lehnsmanns einzuräumen und ihm auch wie bisher ein wohlwollender Bruder zu bleiben, so lange, als sich Matthias in kein Bündniß einlasse, durch das die Macht und das Ansehen des deutschen Kaisers irgend wie geschwächt oder gekränkt werden könnte. Der

---

hüller schreibt, Rudolph habe nicht zugeben wollen, daß selbst des Königs Stellvertreter, die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand ihr Knie vor ihm beugen sollten. — Nach Slawata's Aussage soll die Abbitte des Königs durch den Abgesandten des Statthalters der Niederlande, des Erzherzogs Albrecht, durch den Grafen Visconti, geschehen sein.

König von Ungarn verpflichte sich, als pflichtgetreuer Vasall seines erlauchten Bruders, dem Kaiser gegen alle heimlichen und offenen Widersacher und Feinde nach besten Kräften hilfreich beizustehen und sich, ohne Genehmigung seines Lehnsherrn, weder in einen neuen Krieg, noch in einen neuen Frieden mit dem Türken einzulassen. Endlich wolle König Matthias dem deutschen Kaiser alljährlich, nicht als schuldigen Tribut, sondern als einen Beweis brüderlicher Dankbarkeit, ein freiwilliges Geschenk von fünfzigtausend Ducaten und zweitausend Eimern ungarischen Weines (Rudolph liebte vor Allem den Tokaier) pünctlich entrichten.

Während dieser Verhandlungen war die Nachricht von der durch François Ravaillac am 10. Mai 1610 vollführten Ermordung König Heinrichs IV. von Frankreich nach Prag gelangt und somit eine der Prophezeihungen des seligen Sternsehers mit der silbernen Nase wirklich in Erfüllung gegangen. Nach einundzwanzig mißglückten Attentaten auf das Leben eines der größten und besten Monarchen des schönsten Thrones der Christenheit war es dem Zweiundzwanzigsten gelungen, Heinrich IV. als Feind der katholischen Kirche aus der Welt zu schaffen. Die geschichtliche Erfahrung neuerer Zeiten bestätigt

es, daß gerade die besten oder willenskräftigsten Fürsten den Versuchen meuchelmörderischer Tollköpfe ausgesetzt sind. Der Schwache wird großentheils nur bemitleidet; der Starke aber wird gefürchtet.

Keinen hatte diese Unglücksbotschaft mehr erschreckt als den Kaiser Rudolph, der sich seit jenem Augenblick der durch nichts motivirten Furcht hingab, auch er werde bald als Opfer eines ähnlichen Attentats, wenn auch nicht, wie Heinrich, durch den Dolch eines fanatisirten Katholiken, sondern, wie er zu befürchten schien, durch die Hand eines nicht minder fanatischen Piccarden oder Utraquisten fallen.

Während der Kaiser, ängstlicher als je, sich wochenlang in seine festungsähnlichen, vielfach verrammelten Gemächer einschloß und nur höchst selten die Mitglieder des Fürsten-Ausschusses vor sich ließ, ward gerade um jene Zeit von der studierenden Jugend der carolinischen Akademie zu Prag ein geistliches Schauspiel ‚Daniel' mit musikalischen Chören und bald darauf von den Studenten der Ferdinandeischen Akademie, die eigends zu diesem Zwecke von Gratz nach Prag herübergekommen war, ein ähnliches halb oratorisches, halb musikalisches Schauspiel unter dem Titel ‚Elias' zur Ergötzung der hohen Congreßglieder in den prachtvoll geschmückten

Räumen des Wladislaw'schen Riesensaales aufgeführt.

Rudolph wohnte keinem von Beiden bei. Er blieb ein freiwilliger Gefangener seiner Furcht, die ihn niemals verließ, in seinen Zimmern und vertrieb sich seine Langeweile abwechselnd mit dem unermüdlichen Aufsuchen des Steines der Weisen oder mit dem Schleifen von Edelsteinen und nur dann und wann in Gesprächen mit seinem Lieblingslöwen Otakar und seiner Lieblingsfreundin Magdalena.

Letztere gab sich alle erdenkliche Mühe, durch alle Minen ihres Geistes und alle Springbrunnen ihres Scharfsinns, ihres Witzes, ihrer Laune den Mißmuth, die Schwermuth, Angst und Furcht des Gebieters ihres Herzens aufzuheitern. Leider aber gelang es ihr nicht. Rudolph ward von Tag zu Tage trauriger. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der mit seinem Bruder abgeschlossene Vertrag währte kaum ein halbes Jahr. Dann kam es zu neuem Bruch.

Veranlassung dazu war das passauer Kriegsvolk, das, Kraft jenes zweiten Brudervertrages, abgedankt und entlassen werden sollte, statt dessen aber, zum gerechten Erstaunen des Königs von Ungarn,

vertragswidrig in Oberösterreich einfiel und dort wie ein wüthender Feind zu hausen begann.

Matthias beschwerte sich darüber bei Rudolph. Der Kaiser suchte ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß er neuerdings dem Erzherzoge Leopold den Befehl ertheilt habe, mit seinem Kriegsvolke abzuziehen, was auch längst geschehen wäre, wenn es nicht, jetzt ungestümer als je, auf baare Auszahlung des ihm rückständigen Soldes dränge.

Matthias ließ sich dadurch nicht einschläfern. Er verwarf diese fahle Entschuldigung und rüstete sich mit Energie zum Kampfe gegen die Unverschämtheit des passauer wilden Heeres. Mag man geneigt sein, dem Bruder Rudolphs Alles abzusprechen, Eines wird ihm selbst der eingefleischteste seiner Gegner zugestehen müssen: Und dieses Eine heißt Entschlossenheit!

Als die Niederösterreicher ihren hart bedrängten Brüdern in Ober-Oesterreich zu Hilfe eilten und als auch fünfhundert Mährer zu Pferde unter Anführung des Grafen von Golč sich Jenen anschlossen, nahm das passauer Raubgesindel Reißaus und verlangte jetzt vom Erzherzoge Marmilian freien Durchzug durch Tyrol. Dieser aber widersetzte sich ihrem Begehr und jagte sie, ein muthiger Held, der

sich zum Sinnspruche seines Lebens, wie seiner Fahnen das ihn bezeichnende Feldgeschrei ‚Militemus.' (Laßt uns kämpfen!) gewählt, tapfer aus den Bergen der Grafschaft heraus.

Matthias hatte in der Gegend von Linz einen vertrauten Emissair des Bischofs von Passau aufgreifen und auf die Folter legen lassen. In der Marterkammer bekannte derselbe, daß Erzherzog Leopold das passauer Kriegsvolk nach Oberösterreich geführt, um den deutschen Kaiser gegen die Uebergriffe des Königs von Ungarn zu schützen und Ersterem die an Letzteren abgetretenen Länder zurückzuerobern, dem Erzherzoge Matthias das Recht der Thronfolge in Böhmen streitig zu machen und diese, zum Danke für die dem Kaiser geleisteten Dienste, sich selbst zuzusichern.

Matthias gerieth in Folge dieser Aussage in so große und keineswegs ganz ungerechte Entrüstung, daß er einen Gesandten nach Prag schickte mit der Vollmacht: Seiner römisch kaiserlichen Majestät in seinem Namen unumwunden zu erklären, daß Kaiser Rudolph den Vertrag gebrochen und die Folgen dieses unverantwortlichen Bruches nur sich selbst und den Einflüsterungen des Erzherzogs Leopold zuzuschreiben habe. Dieser Bruch zwinge ihn, die

böhmischen Stände, welche sich gleichzeitig anheischig gemacht, die Giltigkeit jenes Vertrages aufrechtzuhalten, um deren Schutz und Beistand zu ersuchen. Außerdem verlange er für die nur durch des Kaisers Schuld nothwendig gewordene Zurücktreibung des passauer Gesindels (denn so hieß Matthias das Kriegsvolk des passauer Erzherzogs), eine Entschädigung von zweimalhunderttausend Thalern, die ihm entweder ungesäumt ausgezahlt oder genügend chergestellt werden müßten. Sollte Seine römisch-kaiserliche Majestät nicht jeden Punct jenes vor kaum acht Monaten zu Prag abgeschlossenen Vertrages zu erfüllen geneigt sein, oder irgend etwas Neues, was dem Vertrage zuwider liefe, gegen ihn zu unternehmen geruhen und sich weigern Seiner ungarischen Majestät die mit vollem Rechte beanspruchte Entschädigung zu bezahlen, dann würde Matthias sich genöthigt sehen sein Recht, wenn auch mit blutendem Herzen, doch mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln sich selbst zu suchen.

Das war deutsch, offen und ehrlich gesprochen.

— Nun, was meint Ihr dazu? fragte der Kaiser die Gräfin, auf deren Rath er immer großes Gewicht zu legen schien

— Dießmal, Majeſtät, iſt Er in ſeinem Rechte, Verträge ſind heilig. Verträge müſſen gehalten werden.

— Was aber ſoll ich thun?

— Vor Allem muß man die beanſpruchte Entſchädigung bezahlen, vorausgeſetzt, daß es ſich wirklich ſo verhält, daß die guten Paſſauer, dreizehntauſend an der Zahl, in der Hitze des Gefechts mehr als 250 mit Raub und Beute aller Art beladene Wagen aus Ober-Oeſterreich mit ſich fortgeſchleppt haben.

— Das arme Volk, das darunter gelitten hat, möchte ich herzlich gern entſchädigen, aber nur höchſt ungern meinen Bruder, deſſen unerſättlicher Ehrgeiz doch eigentlich an Allem Schuld iſt.

— Fremde Schuld entſchuldigt nicht die Eigene. Ihr ſeid es, der jenen Vertrag, den ich freilich nie gebilligt, zuerſt gebrochen hat. Jede Sünde verlangt ihre Sühne.

— Die Entſchädigung ſoll ihm ausgezahlt werden. Doch was ſoll noch weiter geſchehen?

— Euer Majeſtät muß die Stände zuſammenrufen und von ihnen die Zurückwerfung der Paſſauer, die raubend jetzt ſogar in Böhmen einfallen, mit Ernſt und Nachdruck verlangen.

— Das ſoll geſchehen.

— Nöthigenfalls, Majeſtät, müßt Ihr ſelber

in Allerhöchsteigener Person Euch an die Spitze Eures Heeres stellen, um aller Welt zu zeigen, daß Kaiser Rudolph, stets gewohnt, Verträge, die er einmal geschlossen, auch unverbrüchlich zu halten, entschlossen ist, das übermüthige Volk von Passau aus dem Lande hinauszujagen.

— Letzteres wollen wir uns genauer überlegen. Ich bin bejahrt und schwach, und nicht zum Kriegführen gemacht.

— Eure Anwesenheit im Lager Eurer Truppen wird sie begeistern und begeistert fähig machen, die frechen Eindringlinge auf allen Puncten Eures Reichs zu schlagen.

— Die Passauer sollen glänzend zurückgeschlagen werden! gelobte der Kaiser sich und ihr. Nun aber laßt uns von andern Dingen reden. Mehr Kummer als dieses ganze Kriegsgesindel verursacht mir seit einiger Zeit jener Knabe Cäsar, der mir gefährlich wird.

— Gefährlich sagt Ew. Majestät? Ei wodurch?

— Durch die ganze Art und Weise seines Betragens gegen mich . . .

— Was that Euch das große Kind?

— Der kecke Bursche ist ungehorsam, widerspenstig . . .

— Das Alles ist Folge seiner Erziehung!

— Macht mir, ich bitte Euch, Gräfin, nur in diesem Puncte keine Vorwürfe. Ich habe es mit Güte und mit Strenge versucht, aber Eine hat so wenig wie die Andere gefruchtet. Der Knabe Cäsar ist ein Taugenichts!

— Mein hoher Herr, ich wage nicht zu widersprechen.

— Auch sein allzudreistes, oft geradezu freches Benehmen gegen Euch mißfällt mir!

— Mir, Majestät, gewiß nicht minder.

— Es hat allen Anschein, als sei der fünfzehnjährige Bursche auf den abenteuerlichen Einfall gerathen, das böse Beispiel des Sohnes meines Oheims von Spanien zu befolgen und sich, nicht minder leidenschaftlich als der Knabe Carl in seine Stiefmutter, in Gräfin Magdalena zu verlieben.

— Leider habe ich in der That — ich weiß selbst nicht wodurch — das Unglück, diesem kindischen Goliath zu gefallen.

— Gefällt meine schöne Gräfin doch Jedem, dem's vergönnt ist, ihr zu nahen. Ich gönne Eurer Schönheit diesen wohlverdienten Triumph; doch schmerzt und beunruhigt es mich tief, wahrnehmen zu müssen, daß unter den zahllosen Sclaven, die stillschweigend

Euren Siegeswagen ziehen, ſich auch der kecke Knabe Cäſar befindet, der ziemlich laut und hörbar ſeine Seufzer zu Eurem Ohre zu erheben wagt.

— Ich habe mir ſeine Huldigungen wiederholt und ernſt verbeten; der junge Menſch ſcheint aber jenen Naturen anzugehören, die eben das, was ihnen ſtreng unterſagt und verboten wird, gerade des Verbotes wegen deſto glühender begehren.

— Rathet mir, was ſoll ich thun?

— Schickt den jungen Herrn auf Reiſen. Er ſoll die Welt kennen lernen. Er ſoll Menſchenkenntniß und Erfahrung ſammeln. Schickt ihn nach Frankreich oder England. Schickt ihn, wohin es Euch gefällt. Nur ſchickt ihn nicht nach Spanien.

— Und warum gerade nicht nach Spanien?

— Weil man auch Euch dorthin geſandt. Hätte Kaiſer Rudolph die erſten Blüthenjahre ſeiner Jugend an jedem andern Hofe als an jenem von Madrid verlebt, dann ſtände es beſſer um ihn. Er wäre heiterer, muthiger und glücklicher als jetzt.

— Wohl, Gräfin, mögt Ihr Recht haben. Auch ich denke oft mit Schmerz und ſelbſt Wehmuth an die Tage von Madrid zurück! Ach, Juanita! rief Rudolph ſich ſelbſt vergeſſend.

— Juanita? wiederholte Magdalena. Ich höre

dieſen Namen aus dem Munde meines kaiſerlichen Freundes heut zum erſten Mal. Wer iſt die Glückliche, die dieſen Namen trägt?

— Sie ruht ſchon lang im Grabe!

— Doch als ſie noch lebte?

— O reißt nicht alte Wunden auf!

— Gnädigſter Herr, ich beſchwöre Euch, Eurer treueſten Freundin das Geheimniß Eurer Jugend nicht zu verſchweigen. Nimmt ſie doch ſeit faſt fünfzehn Jahren an Allem, was Euch freudig oder ſchmerzlich bewegt, ſo tiefinnigen Antheil, daß es ihr faſt wie ein Recht erſcheinen will, Euch zu bitten, ihr auch an dem Glück oder Unglück längſt vergangener Tage huldreichſt einen kleinen Antheil zu vergönnen.

— Wohlan denn, Gräfin, vernehmt den Anfang und das Ende meiner erſten und leider auch letzten Jugendliebe. Juanita ward bei den Clariſſinnen erzogen. An einem veilchenblauen Junimorgen, als die Gunſt des Zufalls mich in der einfachen Tracht eines Studenten von Salamanca ganz allein und bald nach Tagesanbruch an dem Gitter des mit Granatenblüthen überſäeten Kloſtergartens vorüberführte, gewahrte mein Auge in der Nähe einer in tauſend Blüthen gehüllten Cactusgruppe eine

jungfräuliche Geſtalt, ſchöner als der Morgen, an welchem ich ſie ſah, und blühender als all' dieſe Blüthen, vor denen ſie als eine Blume, die Anderen pflegend, ſtand. Meinem entzückten Auge, das von dem Glanze dieſer wandelnden Blüthe geblendet war, ſchienen urplötzlich zwei Sonnen aufgegangen zu ſein: Eine am lichtumfloſſenen Himmel, die Andere auf der blühenden Erde dieſes ſtillen Kloſterhaines. Ich glaubte in dieſer magiſchen Erſcheinung eine Silphide zu erblicken und ſuchte an ihren Schultern das bunte Flügelpaar, mittelſt welchem ſie ſich mit der Anmuth und Leichtigkeit eines Schmetterlings von der Erde zum heimathlichen Himmel emporſchwingen werde. Kaum wagte ich zu athmen, aus Furcht, daß der kleinſte Luftzug ſtark geneigt ſei, mir dieß geflügelte Traumbild wie ein Rosenblatt zu entführen. Mit Einem Worte: Nie ſah ich ein ſchöneres Weib! Sie ſehen, Gräfin, hieß ſie lieben! Ich liebte ſie mit dem ganzen Feuer, mit der ganzen Kraft meiner achtzehn Jahre und wußte es nach Verlauf von acht Tagen, während welcher ich allmorgendlich zu derſelben Stunde am Gitter erſchien, wenn Juanita ihre blühenden Geſchwiſter pflegte, dahin zu bringen, daß die liebliche Blume mir, dem damals kecken und verwegenen Studenten von

Salamanca, für welchen ich mich ausgab, das erste Stelldichein in den stillen Mauern der Atocha-Kirche gab. Acht Tage später waren wir wie Bruder und Schwester vertraut. Juanita erzählte mir ihre Lebensgeschichte. Sie war ein Kind der Liebe. Ihr Vater, ein heimathloser Zigeuner, hatte ihre Mutter, ein portugiesisches Judenmädchen, von den Ufern des Tajo in die stilloverschwiegenen Gebirgsschluchten der Sierra Leona entführt. Dort war Juanita unter freiem Himmel zur Welt gekommen und, frühzeitig sich selbst überlassen, wie eine Blume in schattigem Waldesgrün aufgewachsen. Kaum zwölf Jahre alt fand sie eines Abends ihre Mutter am Fuße einer Trauerweide mit starrem Blick und aufgelöstem Haar, in Schmerz und Thränen aufgelöst, weil der Zigeuner sie wenig Stunden zuvor roh mißhandelt und bald darauf treulos verlassen hatte mit dem Gelübde, sie nie mehr wiedersehen zu wollen, weil sie ihn einen lieblosen undankbaren Christensohn genannt. Die Jüdin nahm sich die Flucht des Zigeuners so sehr zu Herzen, daß sie wenige Monate darauf in einem Anfalle von Wahnsinn sich von der höchsten Bergesspitze in ein tiefes Felsenthal hinabstürzte und mit zerschmetterten Gliedern aus dem Leben schied. Die verlassene Waise ward

von einem armen Hirten aufgenommen und von ihm, da seine Armuth sie nicht länger ernähren konnte, nach Verlauf von drei Jahren in's Kloster der heiligen Clara gebracht, wo ihr die frommen Frauen seit acht Monaten Schutz und Pflege angedeihen ließen. — Jetzt mußte auch ich ihr die Geschichte meines Lebens erzählen. Ich gab mich, um nicht erkannt zu werden, für den Sohn eines armen Künstlers, für einen Studenten der Theologie von der hohen Schule zu Salamanca aus, der zur Zeit der Ferien zu Fuße nach Madrid gewandert sei, um dort seinen alten, reichen, aber geizigen Onkel zu besuchen. Dieß, Gräfin, war meine erste Lüge. Aber bald folgte ihr die Zweite. Von Juanita um Namen und Stand meines Oheims befragt, machte ich aus meinem königlichen Onkel Philipp — ich wußte selbst nicht warum — einen Steinmetzer, welchen ich Jago hieß und Handel mit Leichensteinen treiben ließ. Der Zweiten folgte bald eine Dritte. Auf ihre Frage: ob ich also auch so arm wie sie selber sei, erwiderte ich Ja, um die Uneigennützigkeit ihrer Liebe zu mir auf die Probe zu stellen. — O dann habe ich Dich noch einmal so lieb, sagte sie und gab mir den ersten Kuß. In jenem mir ewig unvergeßlichen Augenblick hörte ich

alle Engel Gottes ein millionenſtimmiges Halleluja ſingen. Nach einiger Zeit ſagte ſie zu mir: Ich kenne Dich ſchon vier Monate und habe Dich noch nie um Deinen Familiennamen gefragt. Sage mir, Geliebter, wie Du heißeſt? — Ich beiße Juan Mariana, ſagte ich. Und das war die vierte Lüge, denn ſo hieß einer der Jeſuiten, die mein Oheim Philipp mir zu Lehrern gegeben. — Juan, ſagte Juanita, ich liebe Dich und wenn auch Du, wie Du mir wohl tauſendmal geſagt, mich wirklich liebſt, dann eile, mein Geliebter, mich aus den Mauern dieſes lebendigen Grabes zu befreien, mich zu Deinem Vater nach Salamanca zu führen und mich dort zu heirathen, wenn Du nicht haben willſt, daß ich hier vor Liebesgram verſchmachte! — Ich kann, ich darf es nicht, ſagte ich von tiefer Reue erfaßt. — Und weßhalb darfſt Du es nicht? fragte Juanita. — Stern meines Lebens! rief ich aus und ſtürzte zu ihren Füßen nieder, verzeihe mir! — Närriſches Kind, was ſoll ich Dir verzeihen? fragte die argloſe Geliebte. — Verzeihe mir, daß ich Dich getäuſcht, hintergangen, betrogen habe; denn vernimm, Blume meines Daſeins, mein finſteres Geheimniß: leider heiße ich nicht Juan Mariana! — Was kümmert mich Dein Name! entgegnete Juanita. Heiße, wie Du willſt, ſei Jude

oder Chriſt, Bettler oder König, was liegt daran? Ich liebe Dich und wärſt Du ſelbſt ein Heide! — Mein Onkel iſt kein Steinmetzer, mein Vater iſt kein Küſter, ſagte ich. — Ei, was ſind ſie denn? fragte die Verführte. — Mein Oheim, erſchrick nicht, bleicher Engel! heißt — Philipp II. und iſt König von Spanien, geſtand ich ihr. — Und Dein Vater? fragte ſie entſetzt. — Iſt Marmilian II. und Kaiſer von Deutſchland. — Himmel! rief Juanita und ſank bewußtlos nieder. — Als meine Liebe ſie in's Leben zurückgerufen, bat und beſchwor ich ſie bei dem Andenken an ihre Mutter mir großmüthig zu verzeihen. Sie ſah mich an und ſchwieg. Ich drang in ſie mit heißen Küßen und zärtlichen Bitten, mich ein Wort der Vergebung hören zu laſſen. Sie wollte ſprechen und vermochte es nicht. Der Schreck hatte ihr die Sprache geraubt. Sie war ſeit jenem Augenblicke — ſtumm!

— Arme Juanita! hauchte die tiefergriffene Gräfin.

— Noch in derſelben Nacht entführte ich ſie aus dem Kloſter und brachte ſie, verſchwiegen und ſtumm wie das Grab, zu einem Arzte in einer der entlegenſten Vorſtädte von Madrid! Sie verfiel in eine ſchwere Krankheit. Bei Tage mußte ich ſie, weil ich

faſt beſtändig unter Aufſicht ſtand, der Pflege fremder Leute überlaſſen. Abends ſtahl ich mich heimlich und ſcheu wie ein Dieb aus den ſtolzen Prunkgemächern meines finſtern Oheims fort und eilte mit bang klopfendem Herzen in's dunkele Dachſtübchen meiner Kranken, um die ganze Nacht hindurch knieend an ihrem ärmlichen Lager zu wachen bis zum Aufgang der für meine Sehnſucht viel zu früh emporſteigenden Sonne, die mich ängſtlich und beſtürzt in den Palaſt meines Oheims zurücktrieb. — Die arme Juanita blieb krank und ſprachlos. Meine liebende Sorgfalt, des verſchwiegenen Arztes aufopfernde Pflege, Alles war vergeblich: ihr junges Leben ſchwand dahin. Erſt im Augenblicke des Sterbens kehrten Bewußtſein und Sprache zurück. Der Todeskampf erpreßte ihr die Worte: Juan oder Rudolph, ich verzeihe Dir!

— Möge die Erde ihr leicht ſein! ſprach die Gräfin.

— Amen, ſagte Rudolph und zerdrückte ſeit langer Zeit wieder die erſte Thräne zwiſchen den Wimpern ſeines ſchmerzerfüllten Auges. Nun kennt Ihr die Geſchichte jener erſten Liebe. Fragt Euch und Euer theilnahmvolles Herz, ob Kaiſer Rudolph nach dem, was er außer Euch noch Keinem erzählt,

ein Recht, untröſtlich zu ſein, und einen Anſpruch auf Euer Mitgefühl hat.

— Ich beklage die Todte und beweine den Lebenden, ſagte Magdalena, die eiskalte Hand des Kaiſers mit einem Strome brennendheißer Thränen benetzend.

— Seit dem Augenblicke ihres Hinſcheidens hatte ich keine ruhige Stunde mehr. Es trieb mich fort von Madrid. Schmerzgebeugt kehrte ich nach Wien zurück. Auch dort fand ich keine Ruhe. Der Friede war aus meiner Seele entfloben und iſt ſeitdem — weh' mir, daß ich's ſagen muß — nicht mehr zurückgekehrt.

— Faſſet nur Vertrauen zu Euch ſelbſt, mein kaiſerlicher Herr, die Ruhe Eures Gemüthes, der Friede Eurer Seele werden ſich dann bald wieder einſtellen.

Das gebe Gott! ſagte der Kaiſer.

Dreizehntes Capitel.

Das paſſauer Volk. — Prager Gräuelſcenen. — König Matthias.

Das paſſauer Kriegsvolk drang, trotz der wiederholten Befehle des Kaiſers zum Rückzuge, immer weiter in das Herz von Böhmen ein.

Am 30. Januar 1611 eroberte, mehr durch Liſt als durch Tapferkeit, der belgiſche Oberſt Laurent Ramey *), ein kühner, wagbalſiger Abenteurer, die Stadt Budweis.

Die Stände, mit vollem Rechte beſorgt, daß das Raubgeſindel es vornehmlich auf Carlſtein abgeſehen, ließen die königlich-böhmiſche Krone, alle Reichskleinodien und Koſtbarkeiten, alle Documente und Privilegien, die dort aufbewahrt wurden, unter einer Bedeckung von dreihundert Mann Fußvolkes auf das prager Schloß bringen.

Ramey und die Seinen verließen Budweis, das ſie gebrandſchatzt, und zogen plündernd über Prachatic und Tábor nach Moldauthein und ſchlugen ſich von da nach Carlſtein, um ſich der dort aufbewahrten Schätze zu bemächtigen. Letzteres war aber freilich zu ſpät!

Sie bemeiſterten ſich Berauns, beſetzten den nahe bei Prag gelegenen weißen Berg und ſchlugen

---

*) Charles Rahlenbeck in Brüſſel iſt der Erſte, der uns in ſeiner kleinen, aber höchſt intereſſanten Schrift: ‚Notice sur Laurent Ramey‘ (Gand 1853, 8.) nähere Aufſchlüſſe über dieſe kriegerliche Perſönlichkeit geſchenkt hat.

ihr Lager im sogenannten ‚Stern' und in den benachbarten Dorfschaften auf.

Ramey sandte nach Prag eine Proclamation, worin er erklärte, daß das unter seinem Oberbefehle stehende Kriegsvolk der ‚braven Passauer' nach Böhmens Hauptstadt nur in der Absicht vorrücke, um den Kaiser und dessen getreue Stände und die Aufrechthaltung des von Ersterem huldvoll verliehenen Majestätsbriefes zu schützen.

Die Stände, die ihre Wachsamkeit dadurch nicht einschläfern ließen, ertheilten dem Grafen Heinrich Matthias Thurn und der von ihm befehligten Reiterei die Ordre, die vom weißen Berge nach Prag führenden Thore zu besetzen und die ungebetenen Gäste zurückzuschlagen. Der Kaiser aber erließ an Ramey neuerdings den Befehl, sich ungesäumt zurückzuziehen.

Der ehrgeizige Belgier ließ sich aber durch Letztern in seinem Sieges- und Plünderungszuge durchaus nicht aufhalten.

Schon am folgenden Tage (15. Februar) rückten seine ‚braven Passauer' durch das Oujezder Thor, das sie nahmen, in die Kleinseite ein.

Gleichzeitig versuchte Rittmeister Brändel mit

seinen Reitern die Moldaubrücke zu erstürmen und von da in die Altstadt einzudringen.

Diejenigen, welche, abgeschnitten von ihrem Gefolge, hier zuerst eingedrungen waren, wurden von den Truppen der Stände angegriffen, theilweise niedergehauen und theilweise zersprengt.

Die Furcht, in die Hände des aufgeregten Volkes zu fallen, das nun gleichfalls sich bewaffnet hatte, trieb einen passauer Fähndrich auf den Wyšehrad. Von einer Schaar Utraquisten verfolgt, stürzte er sich mit dem Rufe. ‚Lieber todt als gefangen sein!‘ über einen Felsen in die Moldau hinab.

Das Gerücht, als hätten [illegible] auseinandergesprengten Reiter sich in verschiedene Klöster geflüchtet, wo die Mönche sie versteckt hielten, um sie der Wuth des Volkes zu entziehen, verschaffte dem utraquistischen Pöbel den seit Jahren heiß ersehnten Anlaß, seine wahrhaft thierische Wuth an der katholischen Geistlichkeit auszulassen.

Jetzt wurden die Straßen der Alt- und Neustadt erschreckte Zeugen von Blut- und Gräuelscenen, wie deren nicht nur die Geschichtsblätter Böhmens, sondern leider auch die aller andern Länder und Völker in zahlloser Menge aufzuweisen haben.

Die einmal losgelaſſene Wuth des Pöbels macht, gleichviel welchen Glaubens, welcher Sprache er auch angehören mag, jeden Einzelnen zu einer blutgierigen Beſtie, zu einer racheſchnaubenden Hyäne, die in ihrem Heißhunger zuletzt ſo weit geht, ſelbſt die Leichen nicht zu ſchonen.

Die utraquiſtiſche Hyäne drang brüllend und heulend zuerſt in die friedlich-ſtillen Mauern des Kloſters zu Emaus ein. Die Schaar der gelehrten Benedictiner hatte erſt, wenige Minuten zuvor, die Flucht ergriffen und deren Abt ſich in einen Schornſtein verſteckt. Da die blutdürſtige Beſtie keine Menſchen zum Erwürgen fand, ließ ſie ihre thieriſche Wuth an den Gewändern der Mönche und an den heiligen Geräthſchaften der Kirche aus. Der Pöbel zertrümmerte die Statuen, zerriß und verbrannte die Bilder der Heiligen, die hier ein neues Märtyrerthum in Effigie unverdient erdulden mußten.

Von Emaus zogen die Pöbelbanden nach dem Wyšehrad, mißhandelten den Domdechanten, mißhandelten ſeine Dienerſchaft und plünderten ſein Geld, ſeine Kleider und Alles, was Geldeswerth beſaß.

Ihre Beſtialität kannte keine Grenzen mehr. Noch wüthender als zu Emaus und dem Wyšehrad

benahm sich die zügellose Hyänenhorde im Kloster Carlshof. Hier zerrten sie den alten, ehrwürdigen Abt aus seinem Versteck hervor, zogen ihm die Kleider aus und verstümmelten ihn auf die grausamste Weise unter großem Gelächter und Frohlocken der Weiber.

Das sogenannte schöne oder auch schwache Geschlecht ist, wie die Geschichte aller Aufstände beweist, bei solchen Gelegenheiten der stärkste und häßlichste Theil des Pöbels. Der Tiger ist männlichen und die Hyäne weiblichen Geschlechts, wenigstens in deutscher Sprache.

Dann schlugen sie dem Carlshofer Abte den Kopf vom Rumpfe, zogen ihm die Haut vom unbehaarten Schädel ab, zerrissen sie in kleine Fetzen und schmückten mit diesen Triumphzeichen kannibalischer Rohheit Hüte, Mützen, Hauben und Busentücher.

Schon etwas müde des Mordens und Blutvergießens lechzten ihre heiser geschrieenen Kehlen nach Labung. Aus dem erbrochenen Klosterkeller zogen Männer und Weiber riesige Wein- und Bierfässer herauf und rollten sie auf die offene Straße hinaus. Sie thaten ihrem Durste volles Genüge, sie leerten die Fässer und feierten unter freiem Himmel

wüste Orgien unter Absingung gotteslästerlicher Lieder, gegrölt von angetrunkenen Weibern, die sich auf dem Boden der ausgeleerten Fässer gleichsam als entehrte und zerfetzte Fahnen des Aufruhrs aufgepflanzt hatten.

Am Aergsten aber drohte das Volk dem Jesuiten-Collegium. Die meisten der Väter der Gesellschaft Jesu hatten sich in Bauerkleidern zu ihren Freunden geflüchtet; Jene aber, welche muthig zurückgeblieben waren, wären sicher niedergemetzelt worden, wenn nicht drei volksfreundliche Herren Georg Wratislaw von Mitrowic und zwei Kinský: Wenzel und Wilhelm von Wchynic, den wüthenden Pöbel von der Erstürmung des Clementinums wirksam zurückgehalten hätten.

Und all' diese Mord- und Gräuelscenen wurden unter dem nichtigen Vorwande ausgeführt, daß diese Klöster passau'sche Flüchtlinge und daß die Jesuiten Pulver und Waffen bei sich beherbergten: was indeß nur absichtlich ersonnen war, um altem Grolle Luft zu machen.

Auf der Kleinseite ließ unterdessen das passauer Raubgesindel seine nicht minder mörderische Wuth an der utraquistischen Klerisei aus.

— Schlägt Ihr unsere Mönche und Geistlichen

in der Altſtadt, dann ſchlagen wir die Eurigen dafür auf der Kleinſeite, ſagten Ramey's ‚brave Paſſauer' und benahmen ſich hier ſo ſcheußlich wie dort die Utraquiſten.

Der Pfarrer der Sanct Nicolauskirche ward lebendig geſchunden und die unſchuldige Schuljugend, Mädchen und Knaben von ſechs bis zwölf Jahren, niedergemetzelt; ein neuer bethlehemitiſcher Kindermord, noch barbariſcher und unverzeihlicher als alle jenſeitigen Bartholomäusnachtſcenen.

Als die Kunde von dieſem Kindermorde in die Altſtadt drang, erſtürmten die Utraquiſten mit zehnfach verdoppelter Wuth das Franziskanerkloſter bei Maria-Schnee, mißhandelten die frommen Väter und ſchlugen vierzehn mit Säbelhieben und Keulenſchlägen nieder, zogen den Todten die Kleider aus, ſchnitten ihnen Naſen und Ohren ab und legten deren Leichname ſchichtweiſe wie Holzblöcke übereinander.

Während dieſer ſchauererregenden Niedermetzelungen in der Altſtadt und auf der Kleinſeite, beſchoß Oberſt Ramey von der Moldaubrücke die Altſtadt. Die ſtändiſchen Soldaten und bewaffneten Bürger vereitelten jedoch jeden ſeiner Verſuche, die Alt- und Neuſtadt zu nehmen.

Am 2. März erließ Kaiſer Rudolph, untröſtlich

und außer ſich über dieſe unverantwortlichen Blutſcenen und von den Ständen gedrängt, einen neuen geharniſchten Befehl an die Paſſauer, ungeſäumt abzuziehen, und um ihnen auch den letzten Vorwand zu ihrem längern Verweilen in Prag niederzuſchlagen, ließ er ihnen den rückſtändigen Sold, deſſen Bezahlung die Stände verweigert hatten, aus ſeiner Privatcaſſe auszahlen. Mehr vermochte Rudolph nicht zu thun.

Darauf endlich zogen ſich die paſſauer Gäſte auf dem einzigen Wege, der ihnen offen geblieben war, nach Beraun zurück. Am 20. März erreichten ſie Budweis, das Ramey verſchanzen ließ.

Gleich nach dem Abzuge der Paſſauer hatte Graf Heinrich Matthias Thurn, der im Kampfe mit den Paſſauern eine Schußwunde in den Arm erhalten, auf Befehl der utraquiſtiſchen Stände den Hradſchin und die Königsburg beſetzt, um den Kaiſer unter dem Vorwande, ihn und ſeinen Thron zu beſchützen bewacht zu halten und nicht abreiſen zu laſſen.

Während dieſer Kriegsgräuel des paſſauer Volkes war König Matthias, deſſen Ankunft die utraquiſtiſche Partei ſehnlichſt herbeigewünſcht hatte, mit einem Heere von achtzehntauſend Mann Ungarn,

Oesterreicher und Mährer auf Böhmen losgerückt. Drei mährische Regimenter, unter Herbersteins, Georgs von Hobic und Tieffenbachs Oberbefehle, waren die Ersten, welche die böhmischen Grenzen überschritten. Matthias selbst, am 8. März von Wien aufbrechend, traf am folgenden Tage in Znaim ein, wo ihn, wie vier Jahre zuvor, lauter Jubel empfing. Am 17. März erließ er, von Iglau aus, ein Manifest an die böhmischen Stände, worin er feierlich erklärte, daß er ihnen nicht als Unterdrücker, sondern als Befreier nahe und ihre Freiheiten und Privilegien neuerdings anzuerkennen und zu beschützen gelobe.

Rudolph, dem nichts Gutes ahnte, ließ von seiner Zaghaftigkeit sich verleiten, seinem Bruder den obersten Landrichter und königlichen Stallmeister Adam von Waldstein bis nach Čáslau entgegenzuschicken mit dem Auftrage, ihm zu dessen Ankunft in Böhmen im Namen des Kaisers Glück zu wünschen und einzuladen, falls er auch nach Prag zu kommen gedenke, bei ihm auf dem Hradschin abzusteigen.

Matthias erklärte dem Abgeordneten des Kaisers: er habe den von dem passauer Kriegsgesindel hart bedrängten Ständen Böhmens seinen Schutz zugesagt und er erschiene nun, um ihnen zu beweisen, daß er der Mann sei, der jede seiner Versprechungen

erfülle. Er würde allerdings nach Prag kommen, aber nicht auf dem Hradschin, sondern in der für ihn in Bereitschaft gesetzten Wohnung in der Altstadt sein Hauptquartier aufschlagen.

Das klang allerdings nicht sehr friedlich. Rudolph war darüber so rathlos und bestürzt, daß er lieber gefloben wäre, hätte ihn der Rath der Gräfin Magdalena und noch weit mehr als dieß der Umstand, daß Graf Thurn alle Ein- und Ausgänge des Schlosses besetzt hielt, von der Ausführung dieses Vorsatzes nicht zurückgeschreckt.

Unterdessen hatte der im altstädter Rathhause versammelte Ständeausschuß die großartigsten Vorkehrungen zum feierlichen Empfang des erlauchten Gastes getroffen.

Am 14. März zogen dem Bruder des Kaisers 22 Fahnen unter klingendem Spiele entgegen. Am Thore der Altstadt empfing ihn der Primator mit einer Rede voll Salbung und Sprachschnitzern aller Art.

Hierauf hielt König Matthias seinen Einzug.

Voran ritten die drei Oberbefehlshaber der utraquistischen Söldner, Heinrich Matthias Graf von Thurn, Leonhard Colonna von Felß zu Engelsburg und Johann von Bubna.

Diesen folgten die Freiherren und Ritter Böhmens.

Unter Ersteren ragte aus allen Andern die allbekannte volksthümliche Gestalt Wenzels von Budowa mit der hohen Stirn und dem wallenden Silberhaar hervor.

Den 22 Fahnen der Dreistädte Prag schloßen sich unter Trompeten und Pauken die 15 Fahnen des Königs Matthias an.

Und endlich erschien er selbst auf einem prächtigen, mit vergoldetem Geschirr gezügelten, sich stolz emporbäumenden Schimmel, begrüßt von dem tausendfachen Jubelgeschrei der Volksmenge.

Unter Letzterer befand sich, wie vor vier Jahren am Fuße des Žižkaberges, der Handschuhmacher Jaromir, der lange Goliath, der, seinen kurzen Mantel nach dem Winde tragend und — wie das Sprichwort sagt — mit den Wölfen heulend, sein Riesenschwert dießmal zu Hause gelassen hatte, seine mörderisch steifen Ritterhandschuhe aber ganz wie damals trug.

Der Einzug währte zwei volle Stunden. Jaromir entschädigte sich für die Hinrichtung. Er sah Alles in nächster Nähe. ‚Millionenmal‘ schwenkte er seinen eingetauschten Hut. Aus vollen Leibeskräften schrie er Vivat. Zwar wußte er selbst nicht warum; doch da auch Andere schrieen, die es nicht besser wußten als er, so schrie er mit.

König Matthias ſchlug ſein Hauptquartier im Hauſe des Kaiſerrichters auf. Am Eingange des Hauſes empfing ihn eine Ehrenpforte, geziert mit der Krone Ungarns und Böhmens, friſch geſtreuter Sand und eine Schaar junger Bürgermädchen.

Hier empfing Matthias die ‚getreuen Stände.' Er kirrte ſie mit ſüßen Worten und noch ſüßern Verſprechungen und wußte ſie ſo ſehr für ſich einzunehmen, daß ſie ihm Krone und Regierung des Königreichs Böhmen antrugen und ihn dringend erſuchten, dieſen Antrag nicht zurückzuweiſen und ſich zur Beruhigung Böhmens ſo bald als möglich in der Hauptſtadt ſeines neuen Reiches krönen zu laſſen.

Matthias war ſchlau genug, dieſes Alles, was er heimlich begehrte, ſich von den Ständen des Reiches gleichſam aufdringen zu laſſen. Und endlich geruhte er nachzugeben.

Der arme Kaiſer, von ſeinen Ständen und Soldaten verlaſſen, überall von Feinden umgeben und von den utraquiſtiſchen Söldnern des Grafen Thurn bewacht, mußte ſich macht- und wehrlos in Alles fügen, was die Stände im Vereine mit ſeinem ehrgeizigen Bruder und Vaſallen über ſeine und Böhmens Zukunft zu beſchließen beſchloßen.

Von ihrem Verlangen gedrängt, ließ ſich Rudolph

bereitwillig finden, am 28. März einen allgemeinen Landtag auf den 13. April auszuschreiben.

Auf den klugen Rath der Gräfin Maria Magdalena, zum bösen Spiele gute Miene zu machen und sich den Schein zu geben, als sei er entschlossen, zu Gunsten seines vielgeliebten Bruders jetzt auch der Krone Böhmens, wie früherhin jener Ungarns, freiwillig zu entsagen, um sich den Schein zu bewahren, daß die Stände ihn dazu nicht gezwungen hatten, bat er den Landtag, den König von Ungarn auch zum Könige von Böhmen auszurufen.

Da die Stände dieß ohnehin beschlossen hatten, nahmen sie die freiwillige Abdankung Rudolphs um so lieber an und setzten auf den 23. Mai den Tag der feierlichen Krönung seines Bruders fest.

Am 25. April verließ der neuerwählte König von Böhmen sein Hauptquartier in der Altstadt, zog mit einem zahlreichen Gefolge und unter glänzendem Gepränge auf die Kleinseite und von hier auf den Hradschin, dicht unter den Fenstern seines kaiserlichen Bruders, und schlug nun, wie er ausdrücklich äußerte, seine ‚einstweilige' Residenz im Hause des (im Jahre 1609) verstorbenen Obersthofmeisters Christoph von Lobkowic auf.

Am Krönungstage, (es war am Montage des

heiligen Pfingſtfeſtes) ließ Matthias von ſeinem Heere alle Thore, Plätze, Gaſſen und Gäßchen Prags beſetzen unter dem Vorwande, daß die Feierlichkeit ohne Störung vor ſich gehe; im Grunde aber nur aus Beſorgniß, daß die Anhänger des Kaiſers irgend etwas gegen ihn unternehmen möchten, was ſeinen Triumph vereiteln könnte. Sein Wahlſpruch war: Amat victoria curam. (Jeder Sieg will ſorgſam gepflegt ſein.)

An demſelben Tage erſchien die ſchriftliche Erklärung des Kaiſers, daß er die Stände und Unterthanen von dem ihm geleiſteten Eide der Treue entbinde und die Regierung Böhmens freiwillig in die Hände ſeines Bruders niederlege.

Wie groß aber der Unwille des Kaiſers über das treuloſe Benehmen der Stände war, geht aus einer Thatſache hervor, die ein Kämmerer des Kaiſers, Florian Hübarsky, welcher Augenzeuge war, dem glaubwürdigen Geſchichtsſchreiber Bohuslaus Balbinus erzählt. In dem Augenblicke, als Rudolph, durch eiſerne Nothwendigkeit gedrängt, die Stände ihrer Eidespflicht entband, ſoll er das Papier, worauf ſeine Losſprechung niedergeſchrieben war, mit Tinte befleckt und die Feder, womit er unleſerlicher als je ſeinen Namen unterzeichnete, mit den Zähnen

zerknickt und Feder und Hut auf die Erde geworfen und erstere mit seinem Fuße unwillig zertreten haben.

Die Krönung lief ohne Störung ab. Rudolph gerieth außer sich vor Zorn. Um dem Schalle der Pauken, dem Geschmetter der Trompeten, dem tausendstimmigen Vivatruf und hellen Jubelgeschrei seiner ungetreuen Böhmen sein erzürntes Ohr zu verschließen, hielt er sich während des Krönungszuges, der lärmend dicht unter seinen Fenstern vorüberzog, in dem abgelegensten Gemache seines Schlosses vor dem Käfig seines Löwen Otakar auf, der den Gram seines, zweier Kronen beraubten Herrn und Gebieters zu errathen und brüderlich zu theilen schien; denn er brüllte furchtbarer als je. Dieß Brüllen schien dem Kaiser Trost zu gewähren, denn er streichelte dankbar des Löwen Mähnen und sagte tiefbetrübt:

— Du meinst es gut mit mir!

Als ihm die Kunde von der im Sanct-Veitsdome mit unbeschreiblicher Pracht vollzogenen Krönung hinterbracht ward, sprang er wüthend vom Stuhle auf und brach, an's Fenster tretend, in die Worte aus:

— Prag, undankbares Prag! Durch mich bist Du erhöht worden und nun stoßest Du Deinen

Wohlthäter von Dir. Die Rache Gottes soll Dich verfolgen und der Fluch über ganz Böhmen kommen!

Nach vollzogener Krönung begab sich König Matthias mit dem ganzen Schwarme seines Gefolges in das Schloß und in die Landstube. Hier ward das lucullische Mittagsmahl eingenommen. Zur Tafel, an welcher Matthias saß, wurden nur der Cardinal-Bischof von Olmütz, Franz von Dietrichstein, der Bischof von Breslau, Erzherzog Leopold, die beiden päpstlichen Nuntien, die Gesandten des Königs von Spanien und des Großherzogs von Toskana, und der Herzog Christian von Liegnitz und Brieg hinzugezogen. Die übrigen Fürsten Schlesiens hatten sich durch Abgeordnete vertreten lassen. Der Cardinal-Bischof von Olmütz, der, weil der prager Erzbischof Carl von Lamberg durch Krankheit abgehalten war, als dessen Stellvertreter den Act der Krönung vollzogen hatte, saß zur Rechten, der Bischof von Breslau zur Linken des Königs. Für die übrigen Gäste waren eilf große Tafeln gedeckt.

Auch des Heeres ward nicht vergessen. Der Wein floß in solchen Strömen, daß die Soldaten ihre Hüte und Sturmhauben anfüllten und wacker bis tief in die Nacht hineinzechten.

Selbst das Volk kam nicht zu kurz; denn

während des Zuges nach dem Dome hatte der neue König blanke Krönungsmünzen und eine Menge andern Silbergeldes mit ziemlich vollen Händen ausstreuen lassen.

Niemand war jetzt ein glühenderer Anhänger des Königs Matthias als der Handschuhmacher Jaromir, der vermöge seiner langen Hände und vermittelst einer ihm angeborenen Gabe, Alles aufzuschnappen, was Andere fallen ließen, zwei Marien-Ducaten und ein ganzes Münzcabinet kleiner Groschen als Beute davon trug und einen großen Theil der Letztern Abends in der überfüllten Schenke zur ‚goldenen Kugel' zurückließ.

Erst am folgenden Tage sandte König Matthias den Grafen Leonhard Helfried von Meggau an den Kaiser ab, um Seiner Majestät für den neuen Beweis seines brüderlichen Wohlwollens, für die brüderliche Abtretung Böhmens zu danken. Rudolph, Anfangs entschlossen, den Grafen abzuweisen, soll nur durch Zureden seines Kammerherrn Ulrich von Prusow bestimmt worden sein, den Ueberbringer dieser etwas allzuspäten Danksagung anzunehmen. Rudolph ließ seinem Bruder sagen: der deutsche Kaiser gebe sich der Hoffnung hin, der König von Ungarn und Böhmen werde dessen brüderliche Huld und Großmuth

zu schätzen wissen und sich in Zukunft so benehmen, daß Rudolph niemals Ursache haben werde, seine Liebe und Nachsicht für Matthias zu bereuen.

Wenig Tage später enthob der königliche Nachfolger fast alle Anhänger seines Vorgängers ihrer Aemter und besetzte diese mit den eigenen Günstlingen. An die Stelle des carlsteiner Burggrafen Wilhelm Slawata trat der Graf von Thurn, als Anerkennung für die Treue, womit er das Leben und die Sicherheit Seiner kaiserlichen Majestät beschützt hatte*). Dem beständig kränkelnden Erzbischof Carl von Lamberg, der den neuen König nicht gekrönt, wurde in der Person des energischen Prämonstratenser-Abtes und bisherigen Weihbischofs Johannes Lohelius ein Coadjutor des prager Erzbisthums beigegeben**).

Erst am 11. August kam zwischen beiden Brüdern ein Vergleich zu Stande, laut welchem es dem Kaiser freigestellt war, den vordern Theil des Schlosses auch fernerhin bewohnen, die Botschafter

*) Erst später erhielt Slawata die erledigte Stelle des obersten Hoflehnrichters.

**) Nach dem am 28. September 1612 zu Offegg erfolgten Ableben Lambergs ward Lohelius dessen Nachfolger.

des deutschen Reichs empfangen und dessen Angelegenheiten, so weit sie weder den König von Böhmen, noch dessen ‚getreue‘ Stände berührten, weiter fortführen zu dürfen. Zum anständigen Unterhalte des ehemaligen Königs von Böhmen ward ihm von dessen Nachfolger eine jährliche Pension von dreimalhunderttausend Gulden und der Nießbrauch der vier Herrschaften Pardubic, Brandeis, Lissa und Přerow bis zu dessen Lebensende eingeräumt mit der einzigen Clausel, daß er keine der vier Herrschaften verkaufen oder — gleichviel an wen — verschenken dürfe. Matthias, dem der große Einfluß, welchen die Gräfin Magdalena namentlich in der letztern Zeit auf die Dankbarkeit des Kaisers besaß, nicht unbekannt geblieben war, schien zu befürchten, Rudolphs Großmuth werde in einer schwachen Stunde eines oder das andere seiner Apanagengüter entweder an seine Freundin oder an einen seiner natürlichen Söhne verschenken. — Für die Gewährung jenes Jahrgehaltes, gleichwie für die Einräumung dieser vier Herrschaften, von welchen jede mehr als hunderttausend Gulden jährlicher Einkünfte abwarf, mußte der Kaiser, außer der förmlichen Abtretung Böhmens, sich verpflichten, seinen ‚vielgeliebten‘ Bruder der Gunst und dem Wohlwollen der deutschen Churfürsten auf's Wärmste

und Allerbeſte zu empfehlen und ihn vor Ablauf eines Jahres auch mit der deutſchen Kaiſerkrone zu belehnen.

Der neue Vertrag, von beiden Brüdern eigenhändig vollzogen, ward auch von den beiderſeitigen Abgeordneten genehmigt. Von Seiten des Kaiſers unterzeichnete der ſpaniſche Geſandte Balthaſar de Zuniga, Ernſt von Mollart Freiherr auf Reineck, Abraham Burggraf zu Dohna und Johann Matthias Wacker zu Wackerfels. Von Seiten des Königs: der wiener Biſchof Melchior Khlesl, Graf Leonhard Helfried von Meggau, Johannes Euſebius Khuen von Belaſy und Ulrich von Kronberg.

Hierauf verließ der neugekrönte König die Hauptſtadt ſeines Reiches und begab ſich nach der Ober-Lauſitz, um auch die Huldigung der Stände dieſes Markgrafenthums entgegen zu nehmen. Am 3. September ward er vom Adel an der Grenze empfangen und mit großem Jubel nach Bautzen geleitet. Er zog in grünſammetner Ungartracht ein. Von Bautzen begab er ſich über Sorau nach Breslau. Dort erſchien er in rothſammetner Kleidung. Am 9. October ward ihm gehuldigt. Am 17. beſtätigte er Schleſiens uralte Freiheiten und Privilegien und zeigte ſich in Verleihung von Auszeichnungen, Gunſt-

bezeugungen und Begnadigungen aller Art faſt verſchwenderiſcher noch als in Prag . . .

Von Breslau eilte er nach Wien. Anfangs December traf dort ſeine Braut Anna, Tochter des verſtorbenen Erzherzogs Ferdinand, ein. Matthias ritt ihr eine Meile entgegen. Als Bräutigam und Braut, Beide zu Pferde, ihren Einzug hielten, erſtieg ein Fähndrich den äußerſten Knopf des Stephansthurms und entfaltete dort zur Verwunderung Aller Oeſterreichs ſchwarzgelbe, ſieggeſchmückte, ruhmgekrönte Fahne.

Am folgenden Tage ward im Dome zu Sanct-Stephan die Trauung vom Cardinal-Biſchof zu Olmütz als päpſtlichen Legaten vollzogen.

Und während auf dieſe Weiſe König Matthias von einem Triumphe zum andern zog, ſtieg der deutſche Kaiſer gramgebeugt, entmuthigt und lebensmüde ſtufenweiſe von der Höhe ſeines alten Glanzes herab und war jetzt nur noch ein bleiches Schattenbild jenes macht- und prachtgekrönten Rudolphs, der er noch vor Abſchluß jenes unrühmlichen Friedens mit dem Halbmonde geweſen war.

Unter den Flügeln jenes unheilvollen Krieges hatte der Ehrgeiz ſeines Bruders zuerſt ſeine jungen Schwingen entfaltet. Ungarn hatte ihm den Weg

nach Prag gebahnt und ihm die Stufen gezimmert zum deutschen Kaiserthrone. Er blieb treu seinem alten Wahlspruch: Amat victoria curam! Der Sieg will sorgsam gehüthet sein.

Vierzehntes Capitel.

Rabbi Bezalél Loew.

Man folge uns in die Judenstadt.

Dort in der ‚breiten Gasse' wohnte einer der berühmtesten und am meisten gefeierten Rabbinen des gelehrten Judenthums, Bezalél Loew, vom Volke der ‚hohe Rabbi' genannt, der frommste und gelehrteste seiner Zeit und Nation. Er war Mathematiker, Physiker, Arzt, Astronom, Kabbalist, einer der tiefsten Denker und Kenner des Talmuds, der Leiter der böhmischen Judengemeinde, das Orakel aller jüdischen Gelehrten, der Vater aller Armen, gleichviel, welchem Glaubensbekenntnisse sie angehörten, und Gründer der noch jetzt bestehenden Beerdigungsbrüderschaft, die gleich einer tausendjährigen Palme vom prager Ghetto aus ihre fruchttragenden Zweige über alle Judengemeinden Böhmens, Oesterreichs

und ganz Deutschlands, in allen Städten, in welchen das auserwählte Volk Gottes geduldet ward, ausgebreitet hatte.

Der Rabbi Loew wohnte in einem Hause, über dessen Thür noch bis zum heutigen Tage sich ein steinerner Löwe erhebt, als Zeichen, daß der leibhafte Repräsentant des ruhmgekrönten Wappenschildes der Böhmen, daß Kaiser Rudolph II., der Freund und Bewunderer der Tugend und Gelehrsamkeit des ‚hohen Rabbi', eines Tages von der Höhe seines Thrones in die dunkeln Gäßchen der Judenstadt herabgestiegen war, um dem weisen gottesfürchtigen Manne, dem ersten und in mancher Beziehung auch letzten Juden seines großen Reiches, die hohe Ehre seines kaiserlichen Besuches angedeihen zu lassen.

Während jenes huldvollen Besuches soll, wie die Sage will, Rabbi Belzalél Loew den ganzen Hradschin mit seiner tausendfensterigen Königsburg in die Judenstadt herabgezaubert haben, eine Fabel, die eine anziehende Bedeutsamkeit gewinnt, wenn man erwägt, daß der ‚hohe Rabbi' in Böhmen ziemlich allgemein als Erfinder der Camera obscura gilt.

Rabbi Loew, der aber nicht bloß in der Physik,

ſondern auch im Labyrinth der Kabbala bewandert und erfahren war, ſoll noch ganz andere Dinge als jene phyſikaliſche Erfindung ermöglicht haben.

Denn gleichwie eine uralte Sage von dem engliſchen Barfüßer-Mönch Roger Baco, einem der gelehrteſten Theologen des dreizehnten Jahrhundertes, von den Scholaſtikern ‚Doctor mirabilis‘ genannt, ſeinen Nachkommen erzählt, er habe mittelſt der ihm innewohnenden Kenntniß der Chemie und Magie aus Erz einen Kopf geformt, welchem er die Gabe der menſchlichen Sprache eingeathmet haben ſoll, alſo berichtet eine jüdiſche Talmud-Sage, der ‚hohe Rabbi Loew,‘ der jüdiſche Roger Baco Prags, habe nach Vorſchrift der Kabbala aus magiſchem Lehm einen Zwerg geformt, der dadurch, daß Rabbi Loews geweihte Finger auf die Stirn dieſer todten Lehmfigur das geheimnißvolle Wort ‚Golem‘ eingeprägt, dem bis dahin lebloſen Zwerge Leben, Verſtand und Bewußtſein eingeflößt haben ſoll. Es wird erzählt, daß der aus der Hand des großen Kabbaliſten hervorgegangene Zwerg, des Rabbi's willenloſer und maſchinenartig gehorſamer Knecht, ſeinen Herrn und Meiſter treu bedient und Freitags und an heiligen Feſttagen mit unſichtbarer Hand deſſen Lichter geputzt und Tafel-Geſchirr

gereinigt und überhaupt alle Dienste, die ihm sein Schöpfer aufgetragen, mit der Willfährigkeit und Anhänglichkeit eines treuen Dieners ausgeführt haben soll. — Ferner wird erzählt, daß der Zwerg allmählich zu einem mächtigen Riesen herangewachsen sei, der, stärker als Simson und Goliath, so übermenschliche Kraft besaß, daß er Baumstämme wie Strohhalme zerknickte und Hufeisen wie Oblaten ohne die leiseste Anstrengung zerbrach und Gewichte von maaßloser Schwere so gewandt und leicht wie die kleinsten Brodkügelchen fortbewegte. — Dieser Riese, erzählt die Sage, wagte eines Freitags Abends, als der hohe Rabbi an der mit blendend weißem Linnenzeug überdeckten Sabbath-Tafel sein frommes Gebet verrichtete, sich im Bewußtsein seiner unbändigen Stärke gegen den Willen seines Gebieters aufzulehnen: er weigerte sich, auf dessen Wink wie früher die Lichter zu putzen, weil er sich in seinem Uebermuthe zu etwas Besserem berufen hielt; er trotzte auf seine riesige Kraft und vergaß sich so weit, seinem Herrn und Meister zu drohen, ihn mit zwei seiner künstlichen Finger wie ein ohnmächtiges Ei zu zerdrücken, falls er ihm, dem Diener, nicht gestatten wolle, sich an den Tisch seines Herrn niederzusetzen und mit ihm sein Sabbath-Abendmahl

zu theilen. Der Riese gerieth, als der Rabbi dessen Frechheit in die Schranken willenloser Unterthänigkeit zurückzuweisen versuchte, in solche Wuth, daß er drohte, das ganze Haus des weisen Rabbi wie eine hohle Nuß zu zerschlagen.

— Du scheinst vergessen zu haben, sprach Rabbi Loew ruhig bleibend, daß Du bei all' Deiner furcht- und schreckenerregenden Riesenkraft ein machtloser Lehmklumpen bist, dem ich künstliches Leben und übermenschliche Stärke nur für so lange eingehaucht, als er mir treu zu dienen sich willfährig zeigt; aber da Du es wagst, Dich in Deiner ohnmächtigen Wuth gegen Deinen Herrn und Gebieter zu erheben, da Du Dich weigerst, am heiligen Sabbath seine dem ewigen Jehova geweihten Sabbath-Kerzen zu putzen, so will ich Dir zeigen, daß der schwache, hinfällige Rabbi Bezalél Loew doch stärker als der vernunftlose Lehmklumpen ist, der seine Riesenhand undankbar und drohend gegen das Haupt seines Schöpfers zu erheben sich erkühnt. Stürze nieder und flehe um Verzeihung!

Der Riese aber schlug ein so grelles höhnisches Lachen auf, daß dadurch alle Fensterscheiben des Hauses zerbrachen.

— Du, feiger Wurm, willst mir drohen, willst

Dich mit mir, dem unbändigen Riesen, in einen Kampf einlassen? Was kann mich, den tausendfach Stärkern, abhalten, Dich zu vernichten?

— Vernichte mich, wenn Du es kannst! sprach mit der Ruhe des steinernen Löwen über seinem Hause der hohe Rabbi.

Der Riese wollte seinen Arm erheben und erschrak, als er fühlte, daß derselbe wie jedes seiner Glieder wie durch einen Blitzschlag gelähmt war.

— Was ist das? stammelte der Koloß.

— Das ist Deine Strafe, sprach Rabbi Loew, erhob sich und wischte mit seinem Finger das geheimnißvolle Wort der Kabbala, das Wort, das dem Lehm Leben und Kraft nur zeitweilig gelieben, die fünf kabbalistischen Buchstaben G—o—l—e—m von des Knechtes frecher, zornangeschwollener Stirne weg.

Und in derselben Secunde sank der drohende Riese zu einem machtlosen Zwerge, der machtlose Zwerg zu einem todten, in tausend kleine Stücke zerbröckelnden Lehmklumpen herab.

— Er war gewesen! sagte der Rabbi und pries seinen großen Gott Jehova, der seinem schwachen Diener die Kraft verlieh, mit Einem Winke seiner Hand sein undankbares Geschöpf auf ewig zu zertrümmern.

Das erzählt die alte unverbürgte Sage!

Das aber, was nicht bloße Sage, ſondern unläugbare Wahrheit war, iſt, daß der fromme Rabbi Loew eine der ſchönſten Töchter der ganzen Judenſtadt Prags, ja vielleicht des ganzen Erdenrundes beſaß.

Sie hieß wie Simſons Braut: Delila.

Delila Loew war in der That ſo bezaubernd, daß wir uns den Meißel des Praxiteles, den Pinſel Carlo Dolce's oder, lieber noch als Beides, die unſterbliche Feder Torquato Taſſo's wünſchen, um mit den ewigen Farben ſeiner Poeſie die menſchlich-ſchönen und göttlich-milden Reize dieſes Cherubkopfes auszumalen. Es gab nichts Schwärzeres auf Erden als ihr Haar, nichts Weißeres als ihre Hautfarbe, nichts Blaueres als den Veilchenhimmel ihres Augenpaars, aus welchem durch die lange Nacht ihrer Wimpern die lichten Mondesſtrahlen engelreiner Keuſchheit auf die Saronsroſen ihrer Wangen fielen. Ihr Mund war ſo klein und roth wie eine eben aufgeſprungene Granatenknoſpe. Ihre Geſtalt, ſchlank wie eine Ceder vom Libanon, geſchmeidig wie der Schaft einer jungfräulichen Palme, zart gegliedert wie ein junger Myrthenzweig, war eben ſo impoſant als lieblich. Wenn dieſe zarten Glieder

ſich bewegten, glaubte man im Rauſchen ihrer ſchwerſeidenen Gewänder das von den Küſſen des Zephires wachgerufene Geſäuſel üppiger Palmenfächer zu hören. Ihre Atmoſphäre athmete alle Wohlgerüche des Morgenlandes, Myrrhen- und Ambraduft aus. Sie war vom Scheitel bis zum Atlasſchuh ihres kleinen Fußes eine echte Tochter des Orients, leuchtend wie der erſte Stern am Morgenhimmel, keuſch wie die erſte Blüthe am Myrthenſtrauch.

Delila war der Stolz ihres Vaters; nicht, weil ſie die Einzige ſeines Hauſes, ſondern einzig in ganz Juda war. Er pflegte ſie mit der Liebe eines Gärtners, der in ihr die herrlichſte Blüthe ſeines Blumenſchatzes ſieht; er war beſorgt für ſie wie für das Licht ſeines von gelehrten Nachtwachen getrübten Auges, ängſtlich bekümmert, daß kein rauher Windzug ihr junges blühendes Leben berühre, daß weder Biene noch Falter den jungfräulichen Honig ihrer Blüthenkrone raube.

Delila's Mutter war wenige Jahre nach ihrer Verheirathung in Folge einer Bruſtkrankheit im Lenz ihres Lebens hingewelkt und Rabbi Loew war ſeitdem Witwer geblieben und hatte alle Cröſusſchätze ſeines liebevollen Gemüthes von der Mutter auf das einzige Kind ſeiner kurzen, aber wolkenlos glück-

lich geweſenen Ehe übertragen. Delila war des hohen Rabbi Augapfel.

Eines Abends trat Delila ſchüchtern in die Studierſtube ihres Vaters mit den Worten: Mein Vater, geſtatte Deinem Kinde eine beſcheidene Frage. Glaubt mein hoher Rabbi an Träume?

— Und warum fragſt Du dieſe Frage? fragte Bezalél Loew, deſſen tiefforſchendes Auge im verſchloſſenen Buche ihres Herzens las.

— Ich will Dir den Grund nicht verſchweigen. In vergangener Nacht träumte ich einen wundervollen Traum . . .

— Erzähle, mein Kind, bat der Vater.

— Delila ſchlief in einer blühenden Fliederlaube. Da neigten ſich die Zweige mit den ſchneeweißen Blüthen auf ſie herab, und die größte und duftendſte unter ihnen flüſterte in ihr erſchrecktes Ohr die dreiſte Frage: Weißt Du, Delila, was Liebe iſt?

— Und was erwiderte die Gefragte? forſchte der Rabbi, deſſen Auge auf ihrer Stirn zu leſen ſchien.

Delila ſchlug erröthend ihre Augen nieder. Ihre Pulſe tobten, ihr Athem ſtockte.

— Laß unverholen mich Deine Antwort wiſſen, ſprach der Rabbi.

— Träumend hauchte ich ein leiſes Ja!

— Und weißt Du auch wachend, was Liebe iſt?

— Nein, Vater! betheuerte Delila, ihm offen in's Antlitz blickend.

— Wie aber dachteſt Du Dir das Gefühl, von dem Du ſprachſt, in Deinem Traume?

— Die Liebe war mir Nachts zuvor in der Geſtalt einer weißen Taube erſchienen, die ſich vom Gipfel einer prächtig blühenden Palme auf mein Lager berniederließ, mit ihrem roſigen Schnabel mein bang bewegtes Herz berührte und ſüß girrend, wie Schalmei und Flöte, an den Spitzen meiner Finger, an den Locken meiner Haare, an dem Saume meiner bebenden Lippen zupfend, mir zurief: Erwache, Träumerin, und vernimm, was ich Dir zu melden habe!

— Und was meldete Dir die Taube?

— Ich bringe Dir Grüße von einem Weſen, das Dich liebt! — Ich verſchloß mein Ohr und wollte nichts hören. Sie aber ließ mir keine Ruhe. Unruhig flog ſie hin und her. Sie pickte mit ihrem Schnabel an meinem Mieder und bat: Du mußt mich anhören, Delila. Nicht eher gönne ich Dir Ruhe, als bis Du meine Botſchaft angehört. Ein Engel ſendet mich zu Dir. — Und was will Dein Engel? fragte Delila. — Er will Dich lieben, ſagte ſie. — Was heißt das? fragte Dein Kind. — Er

will jeden Deiner Wünſche errathen. Er will Dich auf den Händen tragen. Er will Dich unausſprechlich glücklich machen. — Das bin ich ja ohnehin, ſagte Delila. Ich liebe meinen guten, alten Vater und mein Vater liebt ſein Kind. Was brauche ich wohl mehr, um glücklich zu ſein? — Das iſt nicht das wahre Glück, ſagte die Taube. — Giebt es ein Anderes, ſprach Dein Kind, dann beſchreibe es mir, damit ich es wenigſtens dem Namen nach kennen lerne. Die Taube ſchilderte mir die Seligkeit jenes andern Glückes, das ſie als das Höchſte pries, mit ſo verlockenden Farben, daß ich, in ſtummes Entzücken verſunken, mir geſtehen mußte, daß wenn ſolch' ein Glück in Wahrheit auf dieſem Erdenrunde blüht, es wirklich alle Wonnen des Himmels, alle Seligkeiten des Paradieſes in ſich ſchließen muß.

— Wahre Liebe iſt ein göttliches Gefühl, geſtand Rabbi Loew und dachte dabei in ſeliger Erinnerung an ſeine erſte und letzte Liebe zurück, die ſeit achtzehn Jahren im Schooße des Grabes ſchlief.

— Ganz ſo ſprach auch meine Taube. Von Neugier getrieben fragte Delila: Wer aber iſt jener Engel, der ſo unausſprechlich mich zu lieben wagt? Die Taube wollte mir nicht antworten; ich aber beſtürmte ſie ſo lange, bis ſie mir endlich Antwort

gab. Er ist ein großer, vornehmer Prinz. Delila erschrak ohne zu wissen warum, sagte die Tochter des Rabbiners und schien noch jetzt darüber nachzudenken.

— Erzähle weiter, meine Tochter, sprach Bezalél.

— Er ist, fuhr Delila halb träumend, halb wachend fort, der Sohn eines mächtigen Fürsten, welcher Krone und Scepter trägt und über Millionen treuer Unterthanen herrscht. Und der Name dieses Prinzen? fragte Dein neugieriges Kind. — Nenne ihn, wie Du willst! meinte die Taube. Liebe fragt nicht nach dem Namen. Es gilt ihr gleich, wie das Ideal ihrer Träume heißt!

— Und was entgegnete mein Kind darauf?

— Delila wollte durchaus seinen Namen wissen. Endlich gab die Taube meinen Bitten nach und gestand, er heiße Julius Cäsar.

— Julius Cäsar ist ein heidnischer Name. So heißt kein Sohn Israels! sagte Rabbi Loew, tief erschreckt.

— So dachte auch ich, mein Vater, und ich erschrak, wie Du erschrakst. Dein Engel, sagte Delila zu ihrer Taube, scheint dem Namen nach ein Christ zu sein. Ich aber bin die Tochter des hohen Rabbi

Loew, den ganz Prag, ganz Böhmen kennt. Darf ein Chriſt ein Judenmädchen lieben? — Und warum nicht? fragte die Taube. Sind denn nicht alle Menſchen, gleichviel was ſie glauben, Geſchöpfe eines und deſſelben großen Schöpfers? — Ich wußte nicht, ob ich ihr Recht oder Unrecht geben und überlegte, was ich ſeiner Dolmetſcherin hierauf erwidern ſollte. Iſt Dein Engel ein Chriſt, ſagte ich endlich, dann mag ich nichts mehr von ihm hören; denn nie wird Delila Loew einen Andern als Jenen lieben, der, wie ſie, an den Gott ihrer Väter glaubt.

— Die liſtige Taube aber? fragte Bezalél.

— Schalt mich eine Närrin. Liebe, fuhr meine Taube fort, iſt die Religion des Himmels und der Erde. An ſie muß endlich Jeder glauben. Liebe, wahre Liebe, fragt nicht nach Rang und Glauben. Es genügt ihr, zu wiſſen, daß Der, den ſie liebt, ihrer Liebe würdig iſt, gleichviel ob er Jude oder Muſelman, Chriſt oder Heide iſt. Liebe Deinen Julius und werde glücklich! ſagte meine Taube und flog auf den Gipfel der Palme zurück. — Als ich erwachte, waren Palme und Taube verſchwunden und das, was mir von meinem ſchönen Traume übrig geblieben, iſt eine mir ſelber unerklärliche Unruhe.

— Delila, begann der Rabbi ernſt und ruhig,

Du fragteſt mich vorhin, ob ich an Träume glaube. Jetzt will ich Deine Frage Dir beantworten. Allerdings, Kind, glaube ich an Träume. Ich halte ſie für dunkle Vorahnungen, die der Schutzgeiſt unſeres Lebens wie durchſichtige Schattenbilder in die Camera obſcura unſerer Gedanken und Gefühle ſchiebt, um uns warnend aufzuklären über manche Dinge, die im Schooße der Zukunft ruhen. — Dein Traum, Delila, hat mich erſchreckt. Er zeigte mir leider nur allzuklar, daß Dein Herz nicht mehr ſo makellos rein und unverdorben iſt, als es bis dahin geweſen war. Schon das eigene Geſtändniß, daß dieſer Traum Dich noch im wachenden Zuſtande beſchäftigt, ja ſogar beunruhigt, giebt meinem zärtlich beſorgten Vaterherzen den tief betrübenden Beweis, daß Dein jungfräuliches Gemüth nicht mehr frei von jenem Gefühle iſt, das jene Taube Dir mit ſo gleißneriſchen Farben geſchildert hat. Jene Liebe, wie die ſinnliche Taube ſie Dir ausgemalt hat, iſt nichts Anderes, mein Kind, als eine im künſtlich erzeugten Lichte der Täuſchungen ſchimmernde Seifenblaſe, die raſch zerplatzt und in dem Herzen derer, die ſich von ihrer trügeriſchen Farbenpracht haben blenden und bethören laſſen, bald kein anderes Gefühl als das verzehrende Feuer bitterer Reue zurückläßt.

Deine böſe Taube gab Dir falſche Rathſchläge, auf die Du, wenn Du Deine Keuſchheit, Deine Tugend, die Reinheit Deiner Geſinnung Dir als die höchſten Schätze der Jungfrau bewahren willſt, nicht hören und noch weniger ihnen trauen darfſt. — Betrachte dieſen Traum, der Dir in ſeiner lügneriſchen Verkleidung ſo ſchön erſchienen iſt, nicht als Aufforderung, dem verlockenden Girren der Taube Glauben zu ſchenken, ſondern einzig und allein als Warnung, mehr als je auf Deiner Hut zu ſein, Ohr und Herz nicht durch falſche Vorſpiegelungen beſtricken zu laſſen, und als Rath, nur Den zu lieben, den Du lieben darfſt. Erführe Dein Vater, daß Du jemals Dich ſo weit vergeſſen könnteſt, für irgend Jemanden, der nicht Deinen Glauben theilt, — und wäre er auch ein mächtiger Prinz, ja wäre er unſer großer Kaiſer ſelbſt! — in Liebe zu entbrennen, er würde Deine Schmach, die ja auch die Seine wäre, nicht überleben können. Der Gram über den Fall Deiner reinen Seele würde wie ein Blitzſtrahl die ganze Ausſaat ſeiner ſchönſten Hoffnungen verheeren, ihn ſelber tödten. Wenn Du mich alſo liebſt und als gutes folgſames Kind entſchloſſen biſt, den weißen Haaren Deines Vaters keine Schande zu machen, dann bitte und beſchwöre ich Dich bei dem Andenken

an Deine fromme Mutter, bei der Liebe, die Dein Vater für Dich hegt; dann beſchwöre ich Dich bei dem Gott Israels, Dein wankendes Herz zu ſtählen und Dich mit der ganzen Kraft des Willens zu rüſten gegen den böſen Feind, den Dir die liſtige Taube als das höchſte Glück der Erde vorgegaukelt hat. Willſt Du bleiben, was Du mir bis jetzt geweſen warſt: der Stolz meines Alters, das Juwel meines Herzens, die Krone meines Stammes, dann träume nicht mehr unter Fliederlauben und verſchließe Dein Ohr dem trügeriſchen Girren ſolcher weißen Tauben; denn Deine Träume würden dann bald zur Wahrheit und Dich und mich in grenzenloſes Elend ſtürzen. Geh' nun zur Ruh', mein Kind, ſchlafe ſüß und ruhig, und träume nie mehr ſolche böſe Träume!

— Gute Nacht, mein weiſer, herzgeliebter Vater, ſprach Delila, küßte die Hand desſelben und begab ſich zur Ruhe.

Der Rabbi betete für ſein Kind. Delila aber war traurig und niedergeſchlagen. Auch ſie betete zu dem Gotte ihrer Väter, daß Jehova ihr Muth und Kraft verleihen möge, die Leidenſchaft, die ſie in ihrem Herzen trug, im Keime zu erſticken. Sie

betete lange und inbrünstiger als je. Ihre Leidenschaft aber war stärker als ihr Gebet: Es kam ihre erste schlaflose Nacht!

Fünfzehntes Capitel.

Delila's Herz war nicht mehr rein.

Delila's Herz war nicht mehr rein. Seit Monden schon schlug es für einen jungen Mann, den sie während dieser Zeit aus den Fenstern ihrer Wohnung, an welcher er tagtäglich zu derselben Stunde vorüberging, schon viel zu oft für die Ruhe ihrer Seele gesehen, bis zu jenem Abende aber, an welchem sie ihrem Vater den Traum ihrer beiden jüngstverflossenen Nächte gebeichtet, zum Glück für ihre Tugend noch nie gesprochen hatte.

Noch wußte, noch ahnte sie nicht, wer jener hohe, schlankgewachsene, kühnverwegene Jüngling sei, der, so oft er an ihrem Fenster vorüberkam, sehnsüchtig zu ihr hinaufzublicken und sie endlich gar zu grüßen sich erlaubte.

Das erste Mal hatte Delila den Gruß des Unbekannten nicht erwidert und sich, erschreckt von

ſeiner Dreiſtigkeit, vom Fenſter unwillig zurückgezogen und den Vorſatz gefaßt, dieſes Fenſter von nun an zu meiden, um ihn gar nicht mehr wiederzuſehen.

Ihr Herz aber war nicht mehr frei. Als die Stunde ſchlug, in welcher jener kecke junge Menſch an ihrem Fenſter vorüberging, trieb ſie eine ihr ſelbſt unerklärliche Neugier, Unruhe und Sehnſucht an ihren alten Platz zurück, um ſich zu überzeugen, ob er wohl auch dießmal den Muth haben werde, ſeinen Gruß, den ſie das erſte Mal nicht erwidert hatte, trotzdem zu wiederholen.

Er grüßte abermals; ſie aber dankte nicht und ſchien mit ſich zufrieden, daß ſie ſo viel Stolz gezeigt, den Gruß des Unbekannten auch das zweite Mal unbeachtet zu laſſen.

Am folgenden Morgen kam er wieder. Sie ſaß mit einer Stickerei beſchäftigt am Fenſter. Er blickte hinauf, ſie blickte hinab. Aber dießmal grüßte er nicht. Kalt und ſtolz zog er vorüber.

— Er hat es übel genommen, daß Delila ſeine beiden Grüße nicht erwidert hat, dachte ſie bei ſich und war den ganzen Tag über betrübt, weil ſie anfing, ſich ihr unartiges Benehmen gegen ihn vorzuwerfen und es nicht zu billigen, daß ſie ihn unverdient gekränkt habe. Ein Gruß iſt ja kein Verbre-

chen, ſagte ſie zu ſich und konnte den folgenden Morgen nicht erwarten, um ſich zu überzeugen, ob ſein Stolz es ihr verziehen habe.

Er grüßte und — dießmal dankte ſie, denn ihr Herz war nicht mehr frei. Schon hing es an dem Seinigen.

Am vierten Morgen ging der Unbekannte, ermuntert durch die Huld ihres Gegengrußes, ſchon einen Schritt weiter: er warf verſtohlen einen Kußfinger hinauf. Delila war darüber von Neuem entrüſtet.

— Dieſer junge Menſch iſt ſehr keck, geſtand ſie ſich und nahm ſich das Verſprechen ab, am folgenden Morgen nicht an ihrem Fenſter zu erſcheinen.

Und Delila hielt wirklich ihr Wort.

Als der Jüngling am folgenden Morgen zu der gewöhnlichen Stunde vorüberkam und des Rabbiners Tochter nicht an ihrem Fenſter fand, zog er ruhig vorüber und ſagte lachend zu ſich ſelbſt:

— Die Kleine hat es mir übel genommen. Doch was liegt daran? ich laſſe mich dadurch nicht abſchrecken. Ich gehe heute ſo oft und ſo lange vorüber, bis ich ſie geſehen und ſie gerade ſo wie geſtern gegrüßt habe.

Im Laufe deſſelben Tages ging er wohl zehn

oder zwölf Mal vorüber, war aber nicht glücklicher als das erste Mal.

— Sie ist heute nicht zu Hause, tröstete er sich und war fest überzeugt, seinen Kußfinger morgen anzubringen.

Er kam eine ganze Woche lang. Delila aber ließ sich nicht sehen.

— Sie muß krank sein, sagte er und trat auf einen Juden zu, der schachernd vor der Hausthür stand. Wer wohnt hier im Hause? fragte er.

— Der edle, gestrenge Herr ist wohl nicht aus Prag?

— Wie so, Jude? fragte Don Cäsar.

— Wärt Ihr ein prager Kind, dann müßtet Ihr wissen, daß hier unser hoher Rabbi wohnt.

— Wie nennt sich der gute Mann?

— Wie heißt guter Mann? Unser hoher Rabbi ist mehr als gut . . . Er ist so gelehrt, daß selbst Seine großmächtige Majestät Kaiser Rudolph ihn besucht hat.

— Ich frage Dich, wie er heißt?

— Er heißt Rabbi Bezaléel Loew. Sein seliger Vater hat gebeißen . . .

— Ach, was kümmert mich sein Vater! Sage mir lieber, wie sein schmuckes Töchterlein heißt?

— Das Herrche will wiſſen, wie Rabbi Loews Nekeive *) heißt? Geht hinauf und fragt ſie ſelbſt!

— Du biſt ein ſehr dreiſter Jude! ſagte Don Cäſar.

— Und wißt Ihr, was Ihr ſeid? Ihr ſeid ein großes Chuzpe ponim **)!

— Ich verſtehe Dein verwünſchtes Kauderwelſch nicht. Sprich deutſch oder böhmiſch, frecher Jude, oder fürchte meinen Zorn!

— Ich mich fürchten, nun vor was? Ich bezahle pünctlich meinen vierteljährlichen Leibzoll und fürchte mir ſelber vor Kaiſer Rudolph nicht, geſchweige vor ſo einem rothhaarigen Gelbſchnabel, wie Ihr, mein junges Herrche, ſeid. Moſes Ephraim Kuh hat auch Courage!

Cäſar gab ihm lachend einen Naſenſtüber.

— Ich verbitte mir jeden Spaß, warnte Kuh.

Cäſar zupfte höhnend deſſen ſchwarzen Bart.

— Ich ſag Euch, reizt mich nicht!

Don Cäſar gab ihm einen Backenſtreich. Sogleich erhielt er zwei dafür zurück.

---

*) Frauenzimmer.
**) Ein unverſchämter Menſch.

— Moſes Ephraim Kuh bleibt nichts ſchuldig, ſagte der Jude.

Cäſar wollte nach ſeinem Degen greifen, um den frechen Hebräer niederzuſtechen; aber da er bei ſeinen heimlichen Spaziergängen durch die Gäßchen der Judenſtadt ſtets, um nicht aufzufallen, die ſchlichte Tracht eines prager Studenten trug und zu ſeinem größten Bedauern ſeine Damascenerklinge in der Burg zurückgelaſſen hatte, packte der ſechszehnjährige Rieſe wuthentbrannt den Trödeljuden bei der Bruſt, hob ihn mit rieſenſtarkem Arm über eine Elle hoch und warf ihn mit ſolcher Kraft auf das Straßenpflaſter hin, daß der Jude einen Augenblick ſpäter ſeinen Geiſt aufgab. Don Cäſar ging ruhig und unangefochten ſeines Weges weiter.

Dieſer Vorfall erregte kein allzugroßes Aufſehen. Es war nur ein Jude weniger in Prag. Niemand aber erfuhr, wer dieſen Act der Gewaltthätigkeit ausgeführt, und Don Cäſar ſelbſt hütete ſich wohl, irgend etwas davon laut werden zu laſſen.

Vierzehn Tage lang mied er ſeine bis dahin täglich wiederholten Promenaden vor den Fenſtern der ihn jetzt, wo er gänzlich wegzubleiben ſchien, tagtäglich mit wachſender Sehnſucht erwartenden Rabbiner-Tochter.

Nachdem Alles wieder ruhig und der arme Moses Ephraim Kuh und sein gewaltsam herbeigeführter Tod längst vergessen war, wagte sich Don Cäsar in anderer Tracht, die ihn für Alle — Delila ausgenommen — unerkannt bleiben ließ, wieder in die Judenstadt.

Delila's Herz war nicht mehr frei; denn lauter und freudiger als je schlug es beim Wiedersehen des stattlichen Jünglings, der, sie wußte nicht weßhalb, sich so lange nicht unter ihre Fenster hingewagt, und den ihr leuchtendes Auge, trotz seiner Verkleidung, gleich auf den ersten Blick wiedererkannte; nicht bloß an den langen Locken seines rothen Haares, die gleich Löwenmähnen seinen starken, nackten, blendendweißen Hals umwogten, sondern an den kecken Zügen seines Gesichtes, an den glühenden Blitzen seiner Augen und endlich auch an dem Kußfinger, den er verstohlen wie das erste Mal ihr zuzuwerfen sich erdreistete. Sie lächelte und erwiderte seinen Gruß freundlicher als je.

— Die Kleine ist gewonnen, sagte er und kehrte, stolz auf seine Eroberung, trällernd nach dem Hradschin zurück.

Als er am folgenden Morgen sich pünctlich wieder eingestellt, ging er, aufgemuntert durch ein

herablassendes Lächeln von gestern, heute einen Schritt weiter und wagte es, ihr eine frische, eben aufgeblühte Rosenknospe zu zeigen, die er küssend an seinen Mund preßte, deren jungfräulichen Duft er einathmete und dabei mit der Miene eines Bittenden, diese junge Rose von ihm anzunehmen, liebeglühend zu ihr hinaufsah.

Delila's Herz war nicht mehr rein; denn sie verstand dieß stumme Mienenspiel und, anstatt entrüstet zu sein, lächelte sie wiederum und noch viel freundlicher als gestern, schüttelte aber dessenungeachtet den Kopf mit einer Miene des Verneinens, in der schon eine halbe Gewährung seiner allzudreisten Bitte lag. Anscheinend betrübt schlich er von dannen.

— Das Judenmädchen ist verloren! sagte er dießmal und kehrte, schon im Voraus triumphirend über den unausbleiblichen Fall der früher noch so stolzen und so spröden Zionstochter, nach der Burg seines kaiserlichen Vaters heim.

Am nächsten Tage erschien Don Cäsar vor Delila's Fenster und hatte statt der Rose, deren Annahme sie lächelnd verweigert hatte, ein Briefchen in der Hand.

Delila's Herz war nicht mehr rein; denn ihre

ſtrafbare Neigung trieb ſie zu dem Verlangen zu erfahren, was er in dieſem Briefe ihr wohl geſchrieben habe. Wohl ſchüttelte ſie wieder, verneinend wie geſtern, den Kopf; er aber ſah es ihr nur allzudeutlich an, daß ihre Weigerung, es anzunehmen, nicht ernſtlich gemeint ſei. Seine flehenden Mienen beſtürmten ſie, es nicht zurückzuweiſen. Delila ließ nicht lange ſich bitten. Lächelnd nickte ſie mit dem Kopfe.

— Triumph! Triumph! jubelte Don Cäſar. Wie aber fange ich's nun an, fragte er ſich, dieß Billet in ihre Hände gelangen zu laſſen?

In demſelben Augenblick führte ihm ein ſpitzbübiſcher Kuppler — Zufall genannt — eine Brieftaube in der Geſtalt einer Blumenverkäuferin zu. Er zog ſie raſch bei Seite.

— Schmucke Dirne, willſt Du Dir dieſes Goldſtück verdienen? fragte er die zahnloſe Geſchäftsträgerin Flora's und Amors, und zeigte ihr einen blanken, erſt geſtern der Münze entlaufenen Ducaten.

— Recht gern! entgegnete das Botenweib des Zufalls.

— Dieſes Goldſtück iſt das Deine, ſobald Du Dich entſchließen kannſt, mir dafür eine kleine Bitte zu erfüllen.

— Ich thue Alles, was Ihr wollt.

— Nun gut; dann eile dort in jenes kleine Haus, über deſſen Thür ein ſteinerner Löwe gähnt.

— Ich kenne recht gut jenes Haus. Dort wohnt der hohe Rabbi Loew. Ihn und ſein Haus kennt Jeder.

— Ei kennſt Du auch ſeine Tochter?

— Ja wohl, ja wohl! Sie iſt das ſchönſte Judenmädchen Prags. Sie liebt Alles, was Blume heißt, und kauft mir faſt täglich etwas von meiner friſchen Waare ab.

— Weißt Du vielleicht auch ihren Namen?

— Den kennt jedes Kind in Prag. Wer kennt nicht ‚die ſchöne Delila'!

— Nun wohl, ſagte Don Cäſar und ſuchte aus ihrem Korbe den ſchönſten, friſcheſten und lachendſten Blumenſtrauß heraus; bringe dem hübſchen Judenkinde dieß Billet und dieß Bouquet, das ich Dir gut bezahlen werde, wenn Du mir die Nachricht bringſt, daß ſie Beides von Dir angenommen hat. Dort an jener Ecke will ich Dich erwarten.

— Doch wenn ſie fragen ſollte, wer mich an ſie abgeſchickt?

— Dann ſage ihr, der Abſender dieſes Briefleins!

— Und habt Ihr Euch d'rin genannt?

— Das vergaß ich, bei meiner Treu'!

— Und wenn ſie mich um Euern Stand und Euern Namen fragt?

— Dann ſage ihr, was Du willſt!

— Aber wär' es nicht beſſer, wenn Ihr ſelbſt mir ſagtet, was ich ſagen ſoll?

— Nun, dann ſage ihr meinetwegen, daß ich Dir bekannt ſei und daß Du — nicht durch mich ſelbſt, wohl aber durch Andere, die mich kennen — erfahren habeſt, daß ich ein Student der Medicin und vor allen Dingen, daß ich — merk' es Dir wohl! — der Sohn jüdiſcher Eltern ſei.

— Das iſt ſehr klug von Euch, ſagte die Blumenverkaufende Hexe und wollte gehen; aber eilig kehrte ſie wieder um und ſagte: Das Beſte hätte ich bald vergeſſen! Welchen Namen ſoll ich Euch geben?

— Heißt die kleine Judendirne nicht Delila? Nun, dann nenne mich kurzweg Simſon!

— Simſon und Delila! lachte die Hexe. Das giebt allerdings ein frommes Pärchen! Nun erwartet mich dort, ſchmucker Simſon. Bald bin ich wieder bei Euch.

Die ſchlaue Kupplerin rannte eilig fort. Cäſar ging ungeduldig auf und nieder.

— Ich bin neugierig zu erfahren, ob und was ſie mir antworten wird. Wenn mich nicht Alles trügt, ſo iſt auch ſie in mich verliebt! Und weil ich dieß glaube, habe ich kurz und bündig ſie gebeten, mir Ort und Stunde zu beſtimmen, wo ich ungeſtört ihr ein wichtiges Geheimniß anvertrauen darf. Das wird die Kleine neugierig machen. Ich hätte Luſt zu wetten, daß ſie durch Neugier ſich verleiten läßt, mir huldreich eine Zuſammenkunft zu gewähren. Und alles Uebrige findet ſich dann.

Don Cäſar hatte ſich nicht getäuſcht. Nach fünf Minuten kehrte die Blumenkupplerin mit freudeſtrahlender Miene zurück.

— Hier bringe ich Euch Delila's Antwort, ſagte ſie und gab ihm einen kleinen, unverſiegelten Papierſtreif, auf welchem die mit zitternder Hand und unleſerlichem Bleiſtift flüchtig hingeſchriebenen Worte ſtanden:

‚Morgen Abend am Eingang der Alt-Neuſchule.'

— Ich danke Dir, Du braves Weib, ſagte Don Cäſar und ſchenkte ihr, ſtatt eines Ducaten, gleich zwei. Zwei machen ein Paar, ſagte er. Und dieſes Paar wird Andere hecken, vorausgeſetzt, daß Du ſchweigſt . . .

— Wie ein Fiſch, verſprach die Kupplerin.

— Und daß Du, falls ich Dich brauche, pünctlich bei der Hand biſt.

— Ihr ſollt nie zu warten brauchen.

— Leb' wohl, ſchlaue Hexe, auf Wiederſehen! ſagte Cäſar und rannte fort.

— Dieſe blanken Ducaten waren raſch verdient, lachte die Abgeſandte des Zufalls, die ſich jetzt reicher als Cröſus erſchien.

Cäſar las noch einmal jene Worte. Dann ſagte er mit frohlockender Miene:

— Der jüdiſche Backfiſch hat richtig angebiſſen. Nun iſt ſie Dein, glücklicher Simſon. Ich kam, ich ſah und ſiegte, rief Julius Cäſar. Jetzt kann auch ich dieß ſagen!

Er eilte nach dem Hradſchin zurück. Delila las unterdeſſen — jetzt ſchon zum zweiten Male — ihres Simſons lakoniſchen Liebesbrief. Sein Inhalt aber lautete wie folgt:

‚Saronsroſe, Sionstaube, ich habe Dich geſehen. Du biſt das Bild meiner Träume. Ich liebe Dich mit unausſprechlicher Gluth. Bis morgen muß ich Dich ſprechen. Ich habe Dir ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen. Dem Papiere darf ich's nicht anvertrauen. Es brächte Dir und mir Gefahr! Und darum

muß ich Dich ſprechen! Beſtimme Du mir Ort und Zeit. Mit Sehnſucht harre ich Deiner Antwort!"

Delila's Herz war nicht mehr rein; denn ſie hatte geantwortet. Er war's, von dem ſie geträumt! Er war es, den ſie liebte!

Armes, ſchwer betrogenes Kind, beklagenswerthe Delila! Warum hörteſt Du weniger auf den Rath Deines Vaters als auf das Girren der verlockenden Taube, die Dir in Deinen Träumen erſchienen war. Jetzt, Delila, iſt es zu ſpät! Jetzt biſt Du für immer verloren! Denn Dein Herz iſt nicht mehr rein! — — — — — — — — — — —

Don Cäſars ſinnlich aufgeregte Leidenſchaft konnte den Aufgang des folgenden Morgens, den Untergang der nächſten Sonne nicht erwarten. Er zählte die Stunden und Minuten. Jede Stunde ſchien ihm eine Ewigkeit. Jede Secunde dünkte ihm ein Jahrhundert!

Als es am folgenden Tage — es war am 15. des Monats Tiſri, an dem erſten Tage des Chag Haſſücohoth oder Laubhüttenfeſtes — am 14. October des Jahres 1611 — frühzeitig zu dunkeln begann und als die ganze Schaar der prager Judenſchaft, nachdem ſie ihre aus Laubwerk aufgebauten Hütten mit grünen Zweigen und ausgehöhlten Kür-

biſſen, in deren Innerem bunte Lichter prangten, geſchmückt, in Feſtkleidern nach der Synagoge zog, um dort dem Gott ihrer Väter zu danken, daß er die Kinder Israels auf der Flucht aus Aegypten vierzig Jahre lang unter dem Dache freier und friedlicher Hütten geſchützt und beſchirmt, und ihnen jedes Jahr eine geſegnete Ernte an Getreide und Wein geſchenkt; und, den unerſchöpflichen Born ſeiner Vatergüte preiſend, mit dankerfülltem Herzen das ſogenannte Hallal, den 113 bis 115 der alle Poeſien der Erde überdauernden Pſalmen ihres großen König-Sängers und Sänger-Königs David anſtimmte; und während draußen vor dem Eingange der altehrwürdigen gothiſchen Synagoge, welche ſeit Jahrhunderten die Alt-Neuſchule heißt, — wie vor Jahrtauſenden im Vorhofe ihres prachtgeſchmückten Tempels zu Jeruſalem die Frauen und Töchter der Söhne Jehova's auf großen Candelabern von gediegenem Golde, — jetzt freilich nur auf Hängeleuchtern von Bronze und Cryſtall hunderte von Wachskerzen zu Ehren des Gottes, der ſie aus den Ketten der Knechtſchaft befreit und ſie bis zu dieſer Stunde mit ſeinem Arme vor der Uebermacht ihrer Feinde, zahllos wie der Sand an den Ufern des Meeres, liebreich beſchirmt hat, unter frommen Geſängen anbrannten, harrte am Ein-

gange des Tempels Don Cäsar auf die Ankunft der einzigen Tochter des hochweisen Rabbi Bezalél Loew wie ein Geier auf die Ankunft der Taube, die er mit sich hoch in die Lüfte tragen will, um sie von dort, erwürgt, in den Abgrund der Erde zurückzuschleudern.

Der Abend hatte seine dunkeln Schleier auf den Vorhof der Synagoge herabgesenkt, als Delila, — sonst immer die Erste, wenn es galt das Lob des Herrn zu singen, heute die Letzte, — mit pochendem Herzen, ängstlich-aufgeregtem Athem, scheuem Blick und zitternden Gliedern am Eingange des Tempels erschien.

Ihr Antlitz war dicht verschleiert, wie der Mond, der sich hinter schwarze Trauerwolken zurückgezogen, gleichsam als wolle er nicht Zeuge jener ersten Zusammenkunft eines Christensohnes mit einer Judentochter an der Schwelle des Tempels ihres schwer beleidigten Gottes sein.

— Sei mir gegrüßt, Du holder Abendstern, sagte Don Cäsar, der sich dreist ihr genähert hatte. Schon dachte ich, Du würdest gar nicht mehr erscheinen und Deinen armen, treuen Simson hier in Nacht und Nebel vergebens Dich erwarten lassen.

— Dein Bote sagte mir, Du wärest ein Sohn

Israels. Wenn dem ſo iſt, warum fehlſt Du jetzt in der Synagoge?

— Mein Tempel, meine Synagoge und mein Gott iſt überall, wo der ſchönſte und reinſte ſeiner Cherubim verweilt. Komm, komm, Delila, folge Deinem Simſon!

— Und wohin will er mich führen? fragte ſie angſtbeklommen.

— Dort, wo uns Niemand ſehen kann.

— Der Gott Israels ſieht uns überall.

— Er ſoll und darf uns ſehen. Er kennt Deines Simſons reines Herz. Er weiß, wie ich Dich liebe.

— Und haſt Du außerdem mir nichts zu ſagen?

— O mehr, weit mehr als dieß!

— Nun gut, dann ſagt es mir.

— Nicht hier, Delila, wo Jeder, der vorübergeht, uns ſehen und hören und verrathen kann; nicht hier auf offener Straße darf ich Dir das wichtige Geheimniß meines Herzens anvertrauen . . .

— Ei wo denn ſonſt als hier? fragte Delila.

— Nicht weit von hier, in einem einſam ſtillen Hauſe, das ich, nur ich allein bewohne.

— Es zieht mich in die Synagoge, ſagte Delila und wollte gehen.

— Nur jetzt nicht, jetzt nicht, Delila! Das Geheimniß brennt auf meiner Seele wie Feuer, das mich zu verzehren droht.

— Laßt mich in das Haus des Herrn. Mein Herz sehnt sich nach Buße . . .

— Ich lasse Dich nicht fort, Delila, sagte Cäsar, sie zärtlich zurückhaltend.

— Laßt meinen Arm los! bat Delila.

— Nicht um alles Glück der Welt! Bild meiner Träume, Du mußt mir folgen . . . Du mußt mein Geheimniß erfahren!

— Ein anderes Mal, nur heute nicht! flehte des Rabbis Tochter, von Neue erfaßt. Heut ist der erste Tag des schönsten unserer Feste. Ich beschwör' Euch, laßt mich frei! Sonst schrei' ich laut um Hilfe!

— Das wirst Du nicht wagen, Delila!

— Und was sollte mich davon zurückhalten?

— Die Furcht, daß Du verrathen wärest! Folge mir auf zehn Minuten nur. Dann sollst Du Alles wissen, was Dein Simson Dir zu sagen hat.

— Ich mag von Euch nichts hören!

— Wenn meine Nähe Dir verhaßt ist, warum gabst Du mir diese Zusammenkunft?

— Ich kannte Euch nicht so wie jetzt. Jetzt ist Euer Anblick mir verhaßt!

— O Du belügst Dich selbst, Delila. Das laute Pochen Deines Herzens sagt mir, daß Du mich noch immer liebst . . .

— Du bist kein Sohn meines Volkes . . .

— Wer sagt Dir dieß?

— Deine Sprache sagt mir, daß Du ein Christ bist.

— Beim Ewigen, ich bin kein Christ! Du sollst erfahren, wer und was ich bin, wenn Du mir folgen willst . . .

— Nun gut, da Du unter Gottes freiem Himmel geschworen, daß Du kein Christ bist, dann will ich Alles glauben, was Du mir sagst. Gott Israels, an der Schwelle Deines Tempels ruft die unwürdige Tochter des ersten Deiner Priester: Mag geschehen, was da wolle, ich vermag der Stimme dieses Fremden nicht länger zu widerstehen. Es treibt mich mit unwiderstehlicher Gewalt, das Geheimniß seines Herzens zu erfahren. Geht voran, Simson, Delila folget Euch!

Don Cäsar schritt voran. Delila folgte ihm wie sein Schatten.

Er führte sie durch die ödesten Gäßchen der Judenstadt nach dem Moldauufer, wo damals ein altes Thor die Altstadt von der Judenstadt trennte.

An einem damals ziemlich vereinsamten Hause, das auf dem sogenanten František lag und insgemein das ‚Hirschbadehaus' hieß, angelangt, zog er einen Schlüssel aus seinem Wamse und öffnete den Eingang. Im Flure brannte eine düstere Lampe.

Gleich darauf trat auch Delila ein. Cäsar schloß hinter ihr die Thüre: die Taube war im Neste des Geiers.

Sechszehntes Capitel.

Das Nest des Geiers.

Das aber war nur das Vorhaus. Das eigentliche Nest des Geiers lag in einem großen, todtenstillen Garten. Am äußersten Ende desselben, dicht am Ufer der lautlos vorüberziehenden Moldau, erhob sich ein ziemlich hoher, steinerner Pavillon.

Hier war es, wo Clelia's sechszehnjähriger Riesensohn bald allein, bald im Vereine mit seinen wüsten Jugendgenossen bei Würfelspiel, Becherklang und Rundgesang die Orgien des Spieles und der Liebe, ungestört vom Lärm der lästigen Nachbarschaft, seit länger als einem halben Jahre zu feiern gewohnt war.

Einer der Säle hatte sich auf Cäsars Wink und Anordnung über Nacht in eine blühende Laubhütte umgewandelt. Buntgemalte Glasampeln, die von der mit Palmenzweigen decorirten Decke herabhingen, tauchten die mit frischlingsgrünem Laube und den köstlichsten Blumen geschmückten Wände dieser echt orientalischen Hütte in magisches Halbdunkel. In den vier Ecken strahlten kleine zierlich gearbeitete Marmorspringbrunnen einen feinen Regen wohlriechender Wasser aus. Neben diesen Fontaines erhoben sich auf weißen Marmorgestellen zwei große Käfige mit vergoldetem Gitterdrahte, in welchen geschwätzige Papageien und bunte Singvögel aus allen Zonen trotz der nächtlichen Stunde noch so munter wie beim hellichten Tage auf den schwarzen Ebenholzsprossen hin- und herflogen. Der Fußboden des Saales war mit einer Decke grünen Mooses tapezirt, das, ein eigenthümliches Gemisch von Rosenblättern, Lawendelzweigen, Veilchenbüscheln und Jasminblüthen, einen Choral von tausend Düften aushauchte, und im Vereine mit den andern Blumen, die an der Decke und an den Wänden dicht terassenartig wie in einem Treibhause aufgestellt waren, einen alle Sinne betäubenden Wohlgeruch verbreitete.

In der Mitte des Saales ſtand ein runder, für zwei Perſonen gedeckter Tiſch, auf dem ein großer ſilberner Armleuchter, zwiſchen zwei Caraffen von weißem Cryſtall mit goldgelbem und purpurrothem Weine gefüllt, das blendende Licht ſeiner ſieben Wachskerzen auf dem Schnee des damaſtenen Tafeltuches abſpiegeln ließ.

Als Delila's Auge dieſe unerwartete Pracht gewahrte, war ſie ſo ſehr erſchreckt, daß ſie keines Wortes mächtig ſchien; denn ſie ſtaunte und ſchwieg.

— Du ſiehſt, begann Don Cäſar, daß Dein Geliebter ein Jude iſt; denn auch er feiert das Laubhüttenfeſt. Geruhe, ſchönſte Blume dieſer Hütte, Dich niederzulaſſen an der Seite Deines treuen Gärtners, der die köſtlichſten Blüthen ſeines Treibhauſes gepflückt, um Dich, Königin aller Blumen, in Florens Tempel würdig zu begrüßen.

— Die Botin Deines Briefes ſagte mir, Du ſeieſt ein Student der Medicin?

— Schönes Kind, das bin ich auch.

— Woher dann dieſe Pracht, dieſer Reichthum?

— Glaubſt Du, Delila, Dein Simſon müſſe, weil er ſtudirt, arm wie eine Kirchenmaus ſein? Mein Vater iſt reich, ſehr reich . . .

— Und wohnt Dein Vater in Prag?

— Nein, Engelsblume, er wohnt abwechselnd in Benatek und Brandeis.

— Und was ist Dein Vater?

— Fast schäme ich mich, es Dir zu sagen. Er ist ein steinreicher . . .

— Kaufmann vielleicht?

— Das gerade nicht, mein schmuckes Kind. Er ist ein fabelhaft reicher Viehhändler, der über zahllose Heerden zu gebieten hat.

— Und warum schämst Du Dich Deines Vaters?

— Weil er geizig wie ein Jude ist.

— Ei ist er denn kein Jude? fragte Delila erschreckt.

— Freilich, freilich! Aber er ist geizig wie eine Christenseele, wollt' ich sagen.

— Und wie heißt Dein geiziger Vater?

— Wolf Hirsch, entgegnete der Sohn des Kaisers.

— Ich habe diesen Namen nie gehört.

— Wie sollst Du auch alle Viehhändler kennen!

— Und heißest Du auch wirklich Simson?

— Und warum, Kind, zweifelst Du daran?

— Weil ich noch immer nicht glauben mag, daß Du ein Sohn Israels bist.

— Ich bin kein Sohn Israels, ich bin ein Sohn Wolf Hirschs!

— Nun, wenn Du wirklich ein Jude bist, so beweise es mir dadurch, daß Du mir eines unserer Gebete sagst.

— Kind, ich habe noch nie gebetet.

— Dann, sagte Delila erschreckt emporspringend, bist Du, gleichviel wer und was Du auch sein mögest, ein böser Mensch!

— Das bin ich nicht, mein Kind! Denn böse Menschen, siehst Du, lieben nicht.

— Es ist gewiß schon spät! Laß mich wieder fort von hier.

— Du mußt noch bleiben, holdes Kind. Ich habe Dir ja noch nichts von meinem Geheimniß anvertraut.

— Beeile Dich, es mir zu sagen: denn ich stehe auf glühenden Nadeln.

— Setze Dich wieder zu mir, Delila. Höre, was ich Dir zu sagen habe, sagte Cäsar, das Judenmädchen auf seinen Schooß ziehend und sie mit beiden Armen umschlingend. Mein Vater heißt nicht Wolf Hirsch . . . mein Vater ist kein steinreicher Viehhändler, mein Vater ist auch kein Jude.

— Gerechter Gott, was ist er denn? fragte

die Jüdin, deren purpurrothe Wangen plötzlich erbleichten.

— Erſchrick nicht, Du liebes ſüßes Judenkind. Mein Herr Vapa iſt Kaiſer Rudolph!

— Willſt Du Poſſen mit mir treiben?

— Ich ſprach die Wahrheit, um Dir zu zeigen, daß Du Dich meiner nicht zu ſchämen brauchſt. Ich bin meines Vaters jüngſter Sohn . . . Ich bin Don Cäſar von Oeſterreich!

— Gott meiner Väter! Mein böſer Traum!

— Wie, haſt Du auch von mir geträumt?

— Leider! Leider! ſtöhnte Delila und brach in Thränen aus.

— Närriſches Judenmädchen, warum weineſt Du plötzlich?

— Weil mir — leider zu ſpät! — die Warnung meines alten Vaters einfällt.

— Ei was! Ein Vater iſt wie der Andere. Sie ſündigen ſelbſt und warnen ihre Söhne!

— Ich bitt' Euch, laßt mich fort!

— Erlaube, ſchmuckes Kind, daß ich lache. Glaubſt Du, Simſon würde es zugeben, daß ſeine Delila ihn treulos verlaſſen will? Du bleibſt bei mir, ſchmuckes Täubchen!

— Ich werde laut um Hilfe ſchreien . . .

— Niemand wird Dich hören!

— Dann werde ich, wenn Ihr mich hindert, fortzugehen, dort aus dem einzigen Fenster dieſes Saales ſpringen . . .

— Unter dieſem Fenſter fließt die Moldau! Das Waſſer, Kind, hat keine Balken!

— Lieber todt als lebend bei Euch!

— Du wirſt Dich eines Beſſern beſinnen. Komme endlich einmal zu ruhiger Ueberlegung. Was verlange ich von Dir? Liebe, Liebe, nichts als Liebe! Iſt denn das gar ſo ſchlimm? Der Sohn des Kaiſers iſt reich. Er wird Dich zur höchſten Stufe des Glanzes und des Glückes emportragen. Er will Dich nicht bloß lieben; einſtens wird er Dich auch heirathen.

— Ihr ſeid des Kaiſers Sohn, ein Prinz!

— Ich werde zu Dir herabſteigen . . .

— Ihr ſeid ein Chriſt!

— Ich werde Dir zu Liebe meinen Glauben abſchwören.

— Ihr wäret dieß wirklich im Stande?

— Was vermag nicht die Liebe! rief Don Gäſar und wagte ſeine glühenden Lippen im Schnee ihrer Schulter abzukühlen.

Die Taube verſuchte, ſich gewaltſam loszureißen; der Geier aber umklammerte ſeine Beute.

— Ergieb Dich, Kleine, in Dein Schickſal. Wähle zwiſchen Liebe oder Haß, zwiſchen Leben und Tod!

— Dann wähle ich freudig den Tod!

— Ich aber ſchenke Dir das Leben und wünſche nichts ſehnlicher, als das Glück, daß Du Deinen Haß, den ich wahrlich nicht verdiene, von Dir abwirfſt und mich liebſt, Delila, wie ich Dich liebe!

— Gott Israels, tödte Rabi Loews Tochter!

— Die Götter haben Alle taube Ohren. Sie hören nur, was ſie wollen!

— Ihr ſeid ein Gotteslästerer!

— Sagte ich's nicht: ich bin nicht Chriſt, nicht Jude. Ich bin Don Cäſar von Oeſterreich. Ich bin der Simſon meiner Delila!

Und dieſer Wortkampf währte noch lange. Endlich thaten die Blumen ihre Schuldigkeit. Ihr hundertfacher Geruch betäubte Delila's Sinne. Sie ward nach und nach müde. Es übermannte ſie eine unnatürliche Schwäche. Unwillkürlich fielen ihr die Augen zu. Sie kämpfte gegen den Schlaf an. Dieſer war ſtärker als Delila. Er ſiegte und Delila Loew unterlag. Einſchlafend ſank ſie in Cäſars Arme.

Und ſo verging die erſte Laubhüttennacht.

Siebenzehntes Capitel.

Im Schloſſe zu Krumau.

Im Süden Böhmens, im Budweiſer Kreiſe, erhebt ſich an den Ufern der Moldau, das prächtige Herrſchaftsſchloß Krumau, böhmiſch Krumlow genannt.

Dieſes Schloß, gegenwärtig Beſitzung der Fürſten von Schwarzenberg, war zu Kaiſer Rudolphs Zeit der Hauptſitz der mächtigen Roſenberge, der reichſten und angeſehenſten Familie des damaligen Böhmens.

Nach dem 1611 erfolgten Tode des letzten Sproſſen dieſes Stammes, Peter Woks von Roſenberg, hatte Kaiſer Rudolph die Herrſchaft Krumau gekauft und ſie dem jüngſten ſeiner natürlichen Söhne, Julius Cäſar von Oeſterreich, zu deſſen Geburtstage geſchenkt.

Zwei Tage nach jener erſten Laubhüttennacht, welche für die Tochter des hohen Rabbi die erſte ihrer jungfräulichen Beſchimpfung geworden war, hatte Cäſar das entehrte Judenmädchen nach Krumau entführt.

Delila, die, von Blumendüften betäubt und bewußtlos gemacht, eine Nacht außer dem Hauſe ihres troſtloſen Vaters unter dem Dache ihres chriſtlichen

Verführers zugebracht, hatte in Cäsars Entführung eingewilligt, weil sie, im Bewußtsein ihrer Schande, im Gefühle ihrer unauslöschlichen Schmach nicht mehr den Muth besaß, die reine Schwelle ihres väterlichen Hauses zu betreten und vor den Augen ihres erzürnten Vaters zu erscheinen, um ihm Rechenschaft vom Falle ihrer befleckten Seele abzulegen. Cäsar aber, berauscht vom Blüthenschmucke ihrer frühlingsfrischen Schönheit, hatte während der ersten acht Tage ihrer Entführung im Schlosse zu Krumlow alle Schätze seiner Liebe und Zärtlichkeit aufgeboten, um die Unglückliche, die seit ihrem traurigen Erwachen in jener ersten Laubhüttennacht die Tiefe ihres Falls und den Gram ihres Vaters, für den sie spurlos verschwunden war, beweinte, auf jede erdenkliche Weise zu trösten oder wenigstens so weit zu beruhigen, daß es ihm endlich nach acht langen, für ihn glücklichen und für das Opfer seiner Leidenschaft namenlos unglücklichen Tagen gelungen war, den Lauf ihrer Thränen aufzuhalten.

Cäsar versprach ihr Erde und Himmel. Stundenlang zu ihren Füßen liegend, küßte er die rosigen Nägel ihrer Hand, die Spitzen ihrer Schuhe und sättigte sich mehr und mehr im Anschauen und Genießen ihrer märchenhaften Reize. Er erneuerte, um

Balsam in die frischen Wunden ihrer Seele zu gießen, täglich hundertmal sein Gelübde, mit ihr nach Holland zu entfliehen, dort seinen katholischen Glauben abzuschwören, dann zum Judenthume überzutreten und sie zu heirathen, um die Ehre, die er ihr geraubt, wiederzugeben und in zehnfach verdoppeltem Glanze wiederherzustellen, indem er, der Lieblingssohn des Kaisers, Jude werdend, die Tochter des Rabbis als sein ihm jüdisch angetrautes Weib in das Haus des Vaters zurückzuführen und dort, gemeinschaftlich mit ihr, den hohen Rabbi um seine Verzeihung, um seinen Vatersegen und um Bestätigung ihres unzertrennlichen Liebesbundes anzuflehen.

Dieser Gedanke, den ihre jugendliche Phantasie sich mit den reizendsten Farben glücklicher Zukunft auszumalen begann, gewährte ihr nach und nach eine solche Fülle von Trost und Beruhigung, daß sie sich in das, was nicht mehr zu ändern ging, um so leichter fand, weil ihr Herz sich gestehen mußte, daß ihre Seele mit unzerreißbaren Banden der Gegenliebe an jener ihres Verführers hing, der ihr, trotz aller Schmach, die er ihr angethan, doch immer verzeihens- und liebenswerth schien.

Vertrauensvoll ließ sie ihr leichtgläubiges Ohr durch die Musik seiner Schwüre, durch das Hosiannah

ſeiner glühenden Liebesbetheuerungen berauſchen. Und ſo kam es, daß ſie, nach Verlauf von vierzehn Tagen ſchon weit weniger unglücklich und troſtlos als in den erſten Tagen nach ihrer Entführung, ihren Leichtſinn weniger als den Schmerz bereute, in den, wie ſie wohl ahnen konnte, ihr räthſelhaftes Verſchwinden aus Prag das Herz ihres bejammernswürdigen Vaters verſenken mußte.

— Er wird mir und Dir verzeihen, wenn wir nach Jahr und Tag als Mann und Weib, vereint durch den Segen des jüdiſchen Rabbiners zu Amſterdam uns zu ſeinen Füßen niederwerfen und, ſeine Kniee umfaſſend, ihn bitten und beſchwören: Zürnender Vater, verzeihe Deinen glücklichen Kindern!

— Und ſiehſt Du, Cäſar, Delila kennt das Herz ihres Vaters und weiß, daß er uns verzeihen und das Band unſerer unzerreißbaren Liebe ſegnen wird. Warum aber ſoll dieß Alles erſt in Jahr und Tag geſchehen? Glaubſt Du, Geliebter, daß Dein Weib die Kraft beſäße, ſo lange ohne die Verzeihung ihres alten Vaters, ungetraut und von Gewiſſensbiſſen gefoltert, mit Dir fortleben zu können wie bisher? Warum willſt Du nicht ſchon morgen, nicht ſchon heute mit mir nach jenem freien Holland, wo mein Paradies liegt, weil Du mir ſagſt, daß es dort allein

dem Chriſten geſtattet iſt, unſern heiligen Glauben anzunehmen? Laß uns noch heut nach Amſterdam.

— Kind, das geht nicht ſo ſchnell, ſagte Cäſar ſich zärtlich anſchmiegend.

— Und warum denn nicht? fragte Delila, ſeine Liebkoſungen abweiſend.

— Weil es mir, um eine ſo weite, koſtſpielige Reiſe zu unternehmen, in dieſem Augenblicke an Geld fehlt . . .

— O, wenn Dich, mein Herzgeliebter, nichts weiter als dieß zurückhält, dann, mein Cäſar, ſoll Dir bald geholfen ſein. Nimm hier dieſe goldenen Armſpangen, einen dieſer Brillantohrringe, die erſt vor wenig Monden mein alter Vater mir eigenhändig in's Ohr gehängt; nimm dieſe koſtbare Perlenſchnur, das heilige Vermächtniß meiner ſeligen Mutter! ſagte Delila, und riß den Schmuck ſo raſch von ihrem Halſe, daß einzelne Perlen, ſich von der dünnen Schnur ablöſend, wie einzelne Thautropfen vom Stengel einer vom Sturme geknickten Lilie auf den grünen Teppich hinabrollten; nimm Alles, was ich mein nenne, verſetze, verkaufe es und führe mich nach Holland, in das Land meiner, Deiner Sehnſucht, Cäſar.

— Kindiſches Kind, mit dem Erlöſe all' dieſer

Armſeligkeiten kommt Kaiſer Rudolphs Sohn nicht bis an die Grenze der weiten Reiche ſeines Vaters. Eine ſolche Reiſe koſtet viel Geld!

— Laß uns muthig zu Fuße hinwandern . . .

— Es liegt zwiſchen uns ein Meer.

— Unſere Liebe, unſere Sehnſucht, uns vereint zu ſehen, wird uns Brücken über alle Klüfte und Abgründe, über alle Höhen und Tiefen bauen. Säume keinen Tag, ſäume keine Stunde. Bedenke daß Delila, wenn Du ſie wirklich ſo liebſt, wie Du es ihr zuſchwörſt, eine längere Trennung von ihrem alten, mit allen Kräften ihrer kindlichen Seele heißgeliebten Vater, der nicht ahnet, wo ſein einziges Kind, welches er abgöttiſch geliebt hat, hingekommen iſt, unmöglich ertragen kann. Bedenke das hohe Alter meines Vaters. Bedenke, daß er von Sorge und Gram über das ſpurloſe Verſchwinden ſeiner Tochter morgen, großer Gott meiner Väter! vielleicht ſchon heute ſterben kann, ohne mich wiedergeſehen, ohne mir verziehen zu haben. Eile, ehe es zu ſpät wird, uns den Segen des Sterbenden zu erflehen.

— Jetzt kann ich unmöglich fort von hier . . . mir fehlen die Mittel zur Reiſe. Auch iſt der Winter im Anzuge. Wir wollen das nächſte Frühjahr abwarten. Wir reiſen in drei, vier Monaten.

— Großer himmlischer Gott, erst so spät?

— Mißfällt es Dir hier so sehr?

— Ich habe keinen Augenblick Ruhe hier.

— Versuche ich nicht Alles, um Dich aufzuheitern? Küße ich Dich nicht Tag und Nacht, um Dir zu beweisen, wie unendlich lieb ich Dich habe?

— Du darfst mich nicht mehr berühren.

— Närrisches Kind, sei nicht so eigensinnig!

— Laß mich los, Du herzloser Verführer! rief Delila ihn unwillig zurückstoßend.

Er erhob sich von den Knieen und zertrat mit seinem schweren Fuße einige der herabgerollten Perlen.

— Weh mir, weh mir! webklagte Delila, die verzweifelnd die Hände rang.

— Was ist Dir? fragte der Verführer.

— Du zertratest den Segen meiner Mutter' rief das Judenmädchen, in einen Strom bitterer Zähren ausbrechend.

— Du wimmerst um die zertretenen Perlen? Beruhige Dich, mein schmuckes eigensinniges Judenkind! Morgen will ich Dir größere kaufen.

— Cäsar, Du bist ein herzloser Verführer! Du denkst nicht daran, Deine Versprechungen wahr zu machen. Laß mich zurück zu meinem Vater.

— Später vielleicht, nur jetzt nicht, Kind!

— Ich ertrage nicht länger dieſen Hohn! Aber ſelbſt befleckt will ich noch heute nach Prag zurück, um mich zu den Füßen meines Vaters zu werfen und ihm meine Schmach und Deinen nichtswürdigen Verrath zu bekennen!

— Und glaubſt Du, Kleine, daß ich Dir dieß erlauben würde? Ich laſſe Dich nicht von hier. Du biſt, Du bleibſt meine Gefangene.

— Cäſar, rief Delila auf beide Kniee ſinkend, habe Mitleid mit dem armen Geſchöpfe, deſſen Seelenheil Du zertrümmert, deſſen Ehre Du beſudelt haſt. Alles, Alles will ich Dir vergeben, wenn Du mir erlaubſt, noch heute, jetzt, ohne Aufſchub, in das gottgeweihte Haus meines zürnenden Vaters zurückzukehren.

— Du verlangſt Unmögliches von Deinem Cäſar. Dich freilaſſen, hieße mich ſelbſt der Rache Deines Vaters, dem Zorne des Meinigen preisgeben; denn jeder Jude haßt jeden Chriſten. Um wieviel mehr würde ‚der hohe Rabbi' von Prag den niedrigen Baſtard des Kaiſers haſſen, verfluchen und verfolgen. Bleibe auch fernerhin bei mir, Delila. Glaube nicht, daß ich Dich verhöhne. Ich will mein Verſprechen wahr machen. Ich will liebend zu Dir herabſteigen . . . Du ſollſt wirklich

mein Weib werden. Aber gönne mir Zeit und Ueberlegung.

— Du belügst, Du betrügst mich, Christ!

— Du verkennst mich schwer, schöne Jüdin. Sieh, Kind, ich liebe Dich so sehr, daß ich aus Furcht und Eifersucht, daß nach mir ein Anderer — vielleicht gar ein elender Jude — Dich besitzen könnte, im Stande wäre, Dich, weil ich Deinen Besitz keinem Sterblichen vergönne, aus Liebe zu tödten!

— Nun wohlan, Christ, tödte die Jüdin!

— Glaubst Du, ich wäre thöricht genug, diesen Wunsch zu erfüllen? Du sollst *leben*, leben, um von mir geliebt und vergöttert zu werden. Sieh, ich wollte Dich nur prüfen. Ich wollte mich überzeugen, ob Du mich wahr und wahrhaftig liebst und ob mein Besitz Dir wünschenswerth erscheint. Du kannst es nicht erwarten, Dich auf immer mit mir vereint zu sehen durch das Band der heiligen Ehe, durch die Hand eines der Priester *Deines* Gottes, *Deines* Glaubens. Du kannst die Qual der langen Sehnsucht nach dem Ziele Deiner Wünsche, den Schmerz der Trennung von Deinem sterbenden Vater selber und mit Einem Male abkürzen, wenn Du Dich entschließen willst, Dich zu der Sonnenhöhe und Himmelsreinheit *meines* Glaubens,

meines Gottes zu erheben, dadurch, daß Du mir zu Liebe Christin werden willst!

— Unmensch, lieber gebe ich meine sündige Liebe zu Dir, als meinen reinen Glauben an den Gott meiner Väter auf. Mit Freude verzichte ich auf Deinen Besitz; ich gönne Dir Alles, was ich Dir geopfert habe, und gelobe Dir ewige Dankbarkeit, wenn Du mir meine Freiheit und mit ihr Deine Erlaubniß zur Rückkehr in das Haus meines trostlosen Vaters giebst.

— Du kennst die Gründe, die mich davon zurückhalten . . . ich fürchte die Rache Deines Vaters!

— Sei unbesorgt, Cäsar, ich will schweigen. Alles, Alles will ich ihm verheimlichen. Ich will seinen Fluch von Deinem Haupte auf mein eigenes zurücklenken und ihm sagen, daß ein Unbekannter mich entführt und erst heute freigelassen hat.

— Auch mein Vater wird mich vermissen. Es kann nicht lange verschwiegen bleiben, daß sein Sohn es ist, der Dich entführt hat. Und die Strafe, die meiner harren würde, wäre der Tod. Denn mein Vater haßt mich, weil er mich fürchtet; er fürchtet mich, weil er mich haßt; er haßt mich, weil ich Jene zu lieben gewagt, die auch er liebt, jene Gräfin, die zwar nicht so jung, aber fast eben so

ſchön als meine reizende Delila iſt. Mein Vater lauert auf den erſten beſten Vorwand, um mich aus ſeiner Nähe zu verſtoßen, um mich auf Reiſen oder falls ich mich widerſetze, in die Mauern eines Kerkers oder gar auf die Stufen des Schaffots zu ſchicken. Willſt Du, daß ich ſterben ſoll?

— Nein, Cäſar, das will ich nicht!

— Nun, wenn dieß wirklich nicht der heimliche Wunſch Deines Herzens iſt, ſo entziehe meinem Daſein nicht die Sonne Deiner Huld und Nähe. Bleibe bei Deinem Simſon, altteſtamentariſche Delila!

Das arme Judenmädchen überlegte einen Augenblick. Dann ſagte ſie entſchloſſen:

— Wenn ich alſo Dir zu Liebe mich ſo tief vergeſſen und meinen alten Vater ſo hoch betrüben könnte, den Glauben meines Gottes abzuſchwören, wann würdeſt Du mich heirathen?

— Sobald es mein Vater mir erlaubt!

— Doch wenn er's nicht erlauben ſollte?

— Dann würde ich auch gegen ſeine Einwilligung Dich zum Altare meines Gottes führen.

—. Aber wann, Cäſar, wann, mein Geliebter?

— Sobald als nur irgend möglich!

— Gut, mein Cäſar, ich werde Chriſtin! Und

Du, Geliebter, wirst mein Gemahl! Delila hält Simson bei seinem Wort!

— Abgemacht, Sela! sagte Don Cäsar von Oesterreich, der bei allem Anschein von Zufriedenheit, den er zu behaupten wußte, in seinem Innern doch sehr mißvergnügt zu sein schien darüber, daß die Jüdin auf seinen Plan eingegangen war und er selbst sich — ohne es im Geringsten zu wollen, — in seiner eigenen Schlinge gefangen hatte.

— Nun bin ich wieder Dein, Dein auf ewig! hauchte Delila mit freudestrahlender Miene und schlang die weißen Ketten ihrer Arme um den von Leidenschaft gerötheten Hals ihres Verführers. Mache mit mir, was Du willst! Du bist mein Herr, mein Gebieter! Delila ist die Magd Simsons!

— Laß Dich küssen, meine süße Magd, sagte Cäsar und verschlang sie mit dem Feuer seiner Lippen, mit den Blitzen seiner Augen, mit dem Sirocco seiner Küsse.

Dießmal schlug die Uhr einem Glücklichen. Es war Mittag, es war Essenszeit.

Die heiteren Sonnenstrahlen des letzten Octobertages drangen mild erwärmend durch das einzige, hohe, weitgeöffnete Bogenfenster, das eine freie Aussicht auf die romantische Herbstlandschaft mit ihren

buntfarbigen Decorationen von blaßgrünem und gelblich-rothem Laubwerke und auf die am Fuße des Schloſſes rauſchend vorüberziehenden Wogen der Moldau gewährte. — Aus dieſem Fenſter, aus der Höhe des dritten Stockwerkes ſoll, wie die Sage erzählt, zehn Jahre früher der letzte Roſenberg ſeine ungetreue Geliebte, ein Edelfräulein, aus einer Höhe von faſt hundert Fuß in die Tiefe des Flußes hinabgeſtürzt haben.

Dieß Zimmer war ein kleiner Waffenſaal; ringsum an allen Wänden hingen ſymmetriſch geordnet Schwerter, Degen, Rappiere, Piſtolen, Büchſen, Flinten und andere Waffen; in den Ecken ſtanden auf Holzgeſtellen Ritterharniſche, vergoldete Panzerhemden, wappengeſchmückte Schilde der Roſenberge und Helme aller Art. In einem offenen Glasſchranke lagen bunt durcheinander Dolche, Jagd-Meſſer und mehr dergleichen. Zu beiden Seiten des Schrankes erhoben ſich in reichvergoldeten Rahmen koſtbare Spiegel.

In der Mitte ſtand ein Tiſch. Cäſar führte Delila zur Tafel, die dem offenen Fenſter gegenüber ſtand.

Die Tochter des Rabbi, die während der erſten vierzehn Tage, treu dem Gebote ihres Gottes, keine der chriſtlich zubereiteten Speiſen berührt und nur

durch Milch und Honig, Eier und Früchte das unabweisbare Gefühl des Hungers befriedigt hatte, war, ohne vorhergegangene Taufe in ihrem unfreien Herzen schon so sehr Christin, daß sie heute zum ersten Male auf die wiederholte Bitte ihres Verführers mit ihm dieselben Fleischspeisen fast von einem und demselben Teller aß, ohne sich der Furcht — der kindischen, wie Cäsar sie genannt! — hinzugeben, daß ihr schon der erste Bissen der gesetzwidrigen Speisen den Tod bringen müßte. Heute aß sie Alles, was er, aufmerksamer und zärtlicher als früher, auf der Spitze seiner Gabel ihr hinreichte. Ihr rosiger Mund pflückte die dargereichten Bissen mit derselben Eßlust, womit der Schnabel einer halb verhungerten Taube einzelne Kirschen vom Stiele der Furcht abbricht. Simson trank auf Delila's schöne Zukunft, auf ihr Wohl, auf ihre Mutterhoffnung und stürzte den ganzen Inhalt eines großen Crystallglases, mit schwerem Ungarweine angefüllt, mit Einem Zuge hinab. Sie aber nippte nur an ihrem Glase; doch desto fleißiger füllte sie den Becher ihres Geliebten, der bald nach dem Erscheinen des Nachtisches, welcher die köstlichsten Früchte aller Zonen und Jahreszeiten brachte, von Wein und Liebe berauscht zuerst an ihren Busen und dann zu ihren

Füßen niederſank und ſeinen erhitzten Kopf auf ihren Schooß legte, um ſeinen doppelten Rauſch auszuſchlafen und noch einmal Alles, was er genoſſen, in ſüßem Traum zu durchleben.

Und Don Cäſar war entſchlummert. Delila dachte jetzt weniger an den glücklichen Schläfer, als an ihren unglücklichen Vater, deſſen gramdurchfurchtes Antlitz mit ſo lebendigen Farben vor den Spiegel ihrer Seele trat, daß ſie ihn leibhaftig vor ſich zu ſehen glaubte. Es war ihr, als ſähe ſie, wie der hocherzürnte Rabbi ſeine fleiſchloſe Hand nach ihrem mit Schmach und Todſünde bedeckten Haupte ausſtreckte, um ſein Kind, ſein einziges Kind, im Namen der beleidigten Gottheit zu verfluchen.

Da wollte ihr das Herz zerſpringen. Von Neuem erwachte die bitterſte Reue, die ihre glühenden Dornen in jede Fiber ihrer angſtgequälten Seele bohrte. Da faßte ſie den Beſchluß, den Schlaf ihres Verführers zu benutzen, um zu entfliehen und in das Haus ihres Vaters zurückzueilen, um deſſen Verzeihung anzuflehen und den Vaterfluch von ihrem Haupte abzuwälzen.

Um ſich zu überzeugen, ob Cäſar auch wirklich ſo feſt eingeſchlafen ſei, daß ſie, ohne ihn zu wecken, ſich entfernen könne, holte ſie leiſe aus ihrer Taſche

eine kleine ſcharfe Scheere hervor und ſchnitt, wie ihre Namensſchweſter im alten Teſtamente ihrem Simſon, gleichſam um ihn ſeiner Kraft zu berauben, vorſichtig eine ſeiner Locken nach der Andern ab und warf, in träumeriſches Hinbrüten vertieft, die rothen Büſchel auf den Fußboden hin; und als ſie zu ihrer Freude gewahrte, daß er feſt eingeſchlafen ſei, ſchob ſie behutſam ſeinen Kopf von ihrem Schooße weg und legte ihn auf das Kiſſen des Lehnſtuhles, auf welchem ſie ſaß, ſtand auf, nahm eine der abgeſchnittenen Haarlocken, ſteckte ſie als Erinnerung in ihr Buſentuch und wollte geräuſch- und athemlos wie ein Schattenbild die ſo ſehnlich herbeigewünſchte Flucht ergreifen.

In demſelben Augenblick erwachte Don Cäſar. Er jagte den Schlaf aus ſeinen Wimpern und blickte, noch halb berauſcht, um ſich. Da ſah er Delila, die tief erſchreckt, wie eingewurzelt an der Schwelle der halbgeöffneten Thüre ſtand.

— Wohin willſt Du? fragte er aufſpringend.

— Ich wollte friſche Luft ſchöpfen . . .

— Delila wollte dem ſchlafenden Simſon entfliehen. Das aber ſoll ihr nicht gelingen! rief er, erfaßte ſie beim Arme und zog ſie vom Eingang weg.

Als er ſich umkehrte, gewahrte er auf dem

grünen Teppich die Garbenbüschel seiner feuerrothen Haare.

— Was ist das? fragte er sich. Träume ich nur oder wache ich? fuhr er fort und stürzte wie ein wildes Thier nach dem Spiegel hin.

Als er die Verunstaltung seines üppigen Hauptschmuckes erblickte, stieß er ein wildes Geschrei, in welchem sich halb Lachen, halb Wuth kundgab, aus, lief zum Schranke, ergriff den ersten Dolch, den seine Wuth ihm in die Hand spielte, stürzte sich auf Delila, erfaßte mit der Linken ihre zitternde, angstgelähmte Gestalt und stieß ihr mit der Rechten zähneknirschend das spitze Eisen so tief in ihr Herz, daß sie mit einem Todesschrei entseelt zu Boden sank.

Ihr aus der Wunde quellendes Blut färbte den Fußboden.

— Elende Jüdin! rief er schäumend vor Wuth, die Todte mit dem Fuße von sich stoßend. Du hast es gewagt, mein Gesicht zu verunstalten, mir meine Haare abzuschneiden, um mich, Deinen Simson, seiner männlichen Kraft und Schönheit zu berauben. Deine Strafe dafür ist nicht ausgeblieben! Jener Simson erschlug mit einem Eselskinnbacken ein Duzzend erbärmlicher Philister; ich erstach Dich mit diesem Eisen. Damit aber ist mein Rachedurst noch

nicht gekühlt. Dein blutender Anblick widert mich an. Du bist mir verhaßt: ich mag Dich nicht länger sehen! rief der Wüthende, raffte mit herculischer Kraft ihre blutbefleckte Leiche auf, schleppte sie an's offene Bogenfenster und schleuderte sie wie einen schweren Sack, den der Lastträger von seiner Schulter abwirft, mit teuflischem Wuthgelächter in das nasse Brautbett der Moldau hinab. Ein dumpfer Schlag tönte zu ihm herauf . . . das Wellengrab hatte sich geöffnet und geschlossen.

Erst nach dieser gräßlichen That schien sein Rausch, der seine Sinne gefangen hielt, urplötzlich gewichen zu sein.

— Herrgott, was habe ich gethan? rief er mit nüchterner Verzweiflung und wollte sich im ersten Momente der bereuenden That der seinen Blicken entschwundenen Leiche nachstürzen; bald aber maß er die Höhe des Falles, gab den Gedanken des sühnenden Selbstmordes auf, lief zum Tische, leerte hastig einen Becher süßen Tokaierweines, wischte sich mit dem Tischtuche das frische Blut von seinen Händen und Kleidern und sagte mit der ganzen Fassung eines vollendeten Bösewichtes:

— Mache Dir keine Vorwürfe, mitleidiger Tropf! Die Elende hat diese Züchtigung verdient!

Was liegt auch an einer Judenseele! Ich hätte sie doch nicht geheirathet! — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Auf diese Weise erfüllte sich eine der traurigsten Weissagungen des Kaisers.

Man wolle sich dessen erinnern, was Rudolph gleich nach der Geburt Don Cäsars zu Clelia und deren Gemahle gesagt. Als Scotto die physischen Eigenschaften des neugeborenen Knaben gerühmt und ihn ‚so stark und heißblütig wie Simson' geschildert, hatte der Kaiser wie im prophetischen Geiste ausgerufen, dieser neue Simson werde in Ermangelung der dreißig Philister bei Askalon sich damit begnügen, ein Paar arme unglückliche Juden Prags zu erschlagen. Und dieß war also auch wirklich geschehen. Der würdige ‚Simson' hatte den armen Moses Ephraim Kuh und die Tochter des hohen Rabbi ermordet.

So ist fast Jeder einmal Prophet.

Achtzehntes Capitel.

Kaiser Rudolph und Rabbi Bezaleel Loew. — Don Cäsars Ende.

Der hohe Rabbi Loew, der seit dem geheimnißvollen Verschwinden seiner einzigen Tochter sieben Tage und sieben Nächte, jammernd und wehklagend, niedergeschlagener und ruheloser als Ahasver, alle Gassen und Gäßchen der drei Städte Prag durchwandert, um sein verlorenes Kind aufzusuchen und an Jeden, der ihm entgegen gekommen war, die Frage zu richten: ob er Delila nicht gesehen; dieser Rabbi Loew war seit dem achten Tage, an dem er alle Nachforschungen und die letzte Hoffnung, sein Kind jemals auf dieser Erde wiederzufinden, für immer aufgegeben, der unglücklichste Vater, der beklagenswertheste Mann, der zerschmettertste Jude unter Gottes mitleidsloser Sonne, die, wie tiefbetrübt auch Millionen Herzen unter ihr schlagen mögen, unbekümmert um menschliches Elend, ruhig und heiter weiter scheint.

Am neunten Tage aber war Rabbi Loew den Anstrengungen des rastlosen Umherirrens, dem alle Kräfte seines Körpers wie seines Geistes gleichzeitig

zermalmenden Gram erlegen und so tödtlich erkrankt, daß alle jüdiſchen Aerzte Prags, die voll rührender Theilnahme an das Lager des hohen Kranken hingeeilt, jede Hoffnung ihn wieder herzuſtellen bereits aufgegeben hatten, als der hohe Rabbi nach ſechswöchentlichem Leiden durch die Macht des Willens und durch die Magie des Gebetes und durch die Arzenei ſeines frommen Glaubens zu neuem Leben genas.

Aber kaum geneſen, erhielt er die Kunde von der Ermordung ſeiner Tochter, deren Leichnam, von der Moldau an's Ufer geſpült, erſt nach vier Wochen in der Umgegend von Krumau in einem Schilfbett, das die Leiche verſteckt gehalten hatte, halb verfault aufgefunden worden war. Darauf verbreitete ſich durch ganz Prag die Grauen und Abſcheu erregende Nachricht, daß Delila's Verführer und Mörder kein Anderer als Don Cäſar ſei. Seine eigene Dienerſchaft hatte ihn verrathen. Rabbi Loew hatte wie ein Athlet mit ſeinem Seelenſchmerze gekämpft und endlich auch ihn überwunden.

— Gott hat ſie mir gegeben; der Baſtard meines Herrn hat ſie mir geraubt, ſprach der Rabbi und ſchleppte ſich, geſtützt auf einen langen Stab, keuchend und langſam, Schritt für Schritt, an die

Stufen des Thrones hin, um dort, am Asyle der Gnade und Gerechtigkeit, die ganze Fülle seines gramgebrochenen Herzens in das Mitgefühl seines kaiserlichen Gönners und Freundes auszugießen.

Die ehrfurchtgebietende Erscheinung, seine tiefe Trauer, sein langer weißer Bart, sein schmerzerfülltes Auge mußte selbst den eingefleischtesten Judenfeinden, die dem niedergebeugten, tochterberaubten Greise auf seinem Gange nach dem Hradschin begegneten, so viel Achtung für die hohen Tugenden, so viel Theilnahme für die Goliathgröße des Kummers, der ihn am Spätabende seines gottesfürchtigen Lebens heimgesucht, mußte Allen so viel Mitgefühl einflößen, daß viele der Vorübergehenden ihre Kopfbedeckung abzogen, um den frommen Rabbi ehrfurchtsvoll zu grüßen. Er aber, zu bescheiden um zu bemerken, daß all' diese theilnahmsvollen Grüße seiner unbedeutenden Person zugedacht seien, ließ sie alle unerwidert und zog, schwach und athemlos, auf seinen treuen Stab gelehnt, seines Weges fort.

Der einzige Mensch vielleicht, der beim Anblick dieser Verkörperung des Jammers theilnahmslos seinen Deckel aufbehielt, war der Handschuhmacher Jaromir, der, gähnend wie ein hungeriger Haifisch, vor seiner ewig kundenleeren Bude stand.

— Alle Welt grüßt den alten Juden, ſagte er niederfällt zu ſich ſelbſt, nur ich thu' es nicht; denn noch nie hat dieſer ſchmutzige Judenpapſt mir ein Paar Handſchuhe oder ſonſt was abgekauft.

Als der hohe Rabbi, ſchon ſehr erſchöpft, die ſteile Schloßſtiege hinaufkeuchte, kam ihm, vom Hradſchin herab, die ſchon gleichfalls bejahrte, aber immer noch kräftige Geſtalt eines Kapuziners entgegen. Der Mönch grüßte den Rabbi, der deſſen Gruß freundlich nickend erwiderte und keuchend weiterging. Der Kapuziner kehrte ſich um und weil er gewahrte, wie ſchwer es dem Greiſe ward, die ſteile Höhe zu erſteigen, lief er ihm nach und ſprach:

— Das Steigen, Rabbi, wird Euch ſauer. Erlaubt dem Bruder Chryſoſtomus Euch zu führen.

— Ich nehme Euer Anerbieten dankbar an, erwiderte Bezaléel Loew.

Und nun wandelte der greiſe Rabbi, geführt vom Kapuziner — ein ſchönes Bild echt chriſtlichen Mitgefühls — die Stiege hinauf.

Oben angelangt, ließ der Chriſt den Arm des Juden los,

— Ich danke Euch, daß Ihr mir geſtattet habt, Euch dieſen kleinen Dienſt zu erweiſen, ſprach der

Kapuziner und kehrte um, ohne den Gegendank des Rabbi abzuwarten.

Dieſer ſah ihm dankerfüllten Blickes nach und murmelte leiſe vor ſich hin:

— Das iſt ein guter, mitleidsvoller Chriſt!

Am Eingange der Burg angelangt, bat er den Hauptmann der wachthabenden Hellebardiere, der ihm ſalutirend entgegen trat:

— Führt mich alten Mann zum Kaiſer!

Der junge ſtattliche Sohn des Kriegsgottes geleitete den alten Prieſter des Friedens die hohen Treppen hinauf bis zum Eingange in die Gemächer des Kaiſers.

Kaum angemeldet, ward er augenblicklich vorgelaſſen. Der hohe Kaiſer trat dem hohen Rabbi mit der theilnahmsvollen Frage entgegen:

— Biſt Du alſo wirklich wieder geneſen? Wie geht's Dir, frommer Greis? ſprach Rudolph und lud ſeinen ehrwürdigen Gaſt zum Niederſetzen ein.

— Gnädigſter Herr, entgegnete der Rabbi, welcher Platz genommen, es geht Deinem armen, ſchwergeprüften Knechte wie einem Unglücklichen, dem man eines ſeiner Augen ausgeſtochen, wie einem Vater, dem man ſeine einzige Stütze, ſeine einzige Wonne, ſein einziges Kind geraubt!

— Seit drei Tagen weiß ich Alles.

— Dann, Herr, hat Dein treuer Unterthan Dir nichts zu ſagen, was Dein edles Vaterherz nicht ohnedieß errathen würde.

— Bis vor drei Tagen, Rabbi Loew, hatte meine Umgebung mir Alles, was geſchehen war, verheimlicht, um mir einen neuen Kummer zu erſparen. Erſt Montag erfuhr ich durch eine Dame meines Hofes das blutige Schauſpiel, das der unnatürlichſte meiner natürlichen Söhner im Schloß zu Krumau aufgeführt. Ich bin Deiner Bitte zuvorgekommen, ſchwer beſchimpfter Rabbi und tief gekränkter Vater Deiner einzigen Tochter, deren traurigen Fall ich nicht minder beklage, als Dich und mich ſelbſt, der ich der Vater jenes herzloſen Böſewichtes ſein ſoll. Ich habe das Beiſpiel jenes alten Römers befolgt und, im Namen des beleidigten Rechtes, das Don Julius Cäſar mit frechem Fuß zertreten hat, mein eigenes Kind zur Abbüßung ſeiner unerhörten Schandthat zum Tode verurtheilt. Rabbi, biſt Du zufrieden mit mir?

— Nein, Herr, das bin ich nicht!

— Kann Deine Rache wohl noch mehr verlangen?

— Glaubſt Du, mein großer Kaiſer, der alte

Rabbi Loew sei vor den Stufen Deines gottgesalbten Thrones erschienen, um in seinem gerechten Schmerze Dich um die Bestrafung Deines eigenen Kindes anzusleben? Du irrst, mein Herr und Kaiser! Dein treuer Knecht hat sich keuchend zu Dir heraufgeschleppt, um Dich zu bitten, großmächtiger Gebieter über Leben und Tod Deiner Unterthanen, dießmal in Deiner Huld und Güte Gnade statt Recht auszuüben und das Fleisch Deines Fleisches zu schonen.

— Rabbi, fragte Rudolph hoch erstaunt, wie ist's möglich, daß Du für den Verführer, für den Entehrer, für den Mörder Deines einzigen Kindes mich um Schonung und Gnade anzusleben vermagst?

— Ich vermag es deßhalb, Herr, weil Du sein Vater bist und weil es mir, altem Manne, keinen Trost gewähren kann, Dich zur Verurtheilung Deines Sohnes aufzureizen. Wird dadurch, daß man den Mörder tödtet, die Gemordete zu neuem Leben erweckt? Nein, Herr! Sie bleibt entehrt, beschimpft und todt. Welche Beruhigung also könnte Dein Schmerz dem Meinigen gewähren, wäre ich so grausam von Dir zu begehren, Du solltest das Haupt Deines ungerathenen Sohnes unter das Beil des Henkers legen, um Ehre und Tod meiner armen

Tochter zu ſühnen? Ich verlange nicht, daß ſein Frevel ungeſtraft bleiben ſoll. Ich flehe nur, daß Du das Blut Deines Blutes ſchoneſt und den Schuldigen nicht zum Tode verurtheilſt.

— Deine Bitte, Alter, kommt zu ſpät!

— Gott meiner Väter! warum zu ſpät? fragte der Rabbi tief erſchreckt.

— Weil ich, empört über die Gräuelthat jenes unverbeſſerlichen Sünders, Montag in der Nacht mit blutendem Herzen, aber ſtarker Hand ſein Todesurtheil unterſchrieben und Dienſtag in frühester Frühe nach dem Krumauer Schloſſe, in welchem er jenen doppelten Mord vollbracht und das er ſeit jenem unſeligen Tage aus Furcht vor meinem Zorne nicht verlaſſen, fünf meiner vertrauten Diener abgeſchickt, um dort auf dem Schauplatze ſeiner haarſträubenden Verbrechen meine kaiſerlichen Befehle ungeſäumt in Vollzug zu ſetzen.

— Und was iſt mit ihm geſchehen?

— Das wirſt Du früh genug erfahren!

— Es wäre alſo keine Hoffnung mehr für Dich und mich, Deinen Sohn zu retten?

— Keine, keine! ſagte der Kaiſer gefaßt. Jeden Augenblick erwarte ich die Nachricht vom Vollzuge der über ihn verhängten Strafe.

— Ich kam also wirklich zu spät? fragte der Rabbi tief erschüttert.

— Zu spät! Zu spät! schluchzte Rudolph.

— Dann, Herr, ist auch der letzte Trost mir geraubt, sprach Rabbi Loew und erhob sich, um den Kaiser, welcher das Herz besaß, dem eigenen Sohne gegenüber gerecht zu sein, gramgebeugt zu verlassen.

— Bleibe noch einen Augenblick, Alter! So eben sprengt einer meiner Boten über den Schloßhof. Er bringt uns Kunde aus Krumau. Bleibe, um von hier, wenn auch keinen Trost, doch die Ueberzeugung mitzunehmen, daß Kaiser Rudolph, wenn auch manchmal hart, wenigstens doch gerecht sein muß.

Der frierende Martin Rutzke trat ein. Er überreichte, von Krumau zurückgeeilt, dem Kaiser einen vom Oberstkämmerer Ulrich Desiderius Proskowsky von Proskow ziemlich trocken, aber ausführlich abgefaßten Bericht, welchen Rudolph mit zitternder Hast erbrach und noch hastiger in Gegenwart des Rabbis und eines der fünf Augenzeugen des vollzogenen Todesurtheils ablas. Dieser Bericht lautete wörtlich wie folgt:

‚Dienstag, am 17. December, langten wir, zwei Stunden nach Mitternacht, im Schloß zu Krumau

an. Wir weckten die Dienerſchaft, geboten ihr, kein Geräuſch zu machen und trafen ungeſäumt alle zur Vollziehung des kaiſerlichen Specialbefehls nothwendigen Vorkehrungen. Als Alles, ganz ſo wie Euer Majeſtät es angeordnet, in Bereitſchaft geſetzt war, begaben wir uns alle fünf, von dem alten Caſtellan und zwei fackeltragenden Dienern geführt, in das Schlafgemach des Verurtheilten. Dort fanden wir ihn, erſchöpft von einer abſcheulichen Orgie, die er, wie der Caſtellan berichtet, noch eine Stunde zuvor im Kreiſe angetrunkener Spielgenoſſen und feiler ſchamloſer Dirnen gefeiert, in ſeinem zerwühlten Bette. — Der Verurtheilte war ſo feſt eingeſchlafen, daß es uns weder Gefahr noch Mühe verurſachte, ihm beide Hände und Füße zu binden. Nachdem dieß geſchehen, koſtete es Zeit und Anſtrengung, den gebundenen Rieſen aus ſtarrkrampfähnlichem Schlafe aufzuwecken. Als es uns gelungen war, ihn wachzurütteln, ſchien er noch halb betrunken zu ſein, denn er bemerkte nicht, daß wir ihn an Händen und Füßen gefeſſelt hatten, und lallte mit ſchwerer Zunge und ſtierem, weinerbitztem Blick: Wer da? — Gut Freund, erwiderte Johannes Frank. Der Verurtheilte ſah uns glotzend an und fragte: Spitzbubengeſindel, was wollt Ihr von mir? — Wir wollen

Euch, sagte Hanns Marquard, genannt Dürbach, mit Eurer gütigen Erlaubniß in ein in Bereitschaft gesetztes Bad tragen, um dort die Hitze Eures ungestümen Blutes abzukühlen und Euch Euern kannibalischen Rausch ausschlafen zu lassen. — Glaubt Ihr, Schurken, ich sei besoffen? lallte der Verbrecher. — Ein wenig wohl, glauben wir allerdings, sagte Marbochäus Delle. — Packt Euch, Hunde, stammelte er und fiel auf die Kissen zurück, um einzuschlafen. — Wir ließen es ruhig geschehen, weil wir glaubten, mit ihm im schlafenden Zustande leichter als im wachenden fertig zu werden. — Als er, von Neuem wieder eingeschlafen, wie ein todtmüder Siebenschläfer zu schnarchen begann, faßten alle vier Diener und der Castellan den gefesselten Riesen, luden ihn behutsam, wie eine lebendige Leiche, auf ihre nicht minder rüstigen Schultern und trugen ihn, laut kaiserlicher Anordnung, in den kleinen Waffensaal, welcher der Schauplatz seines Verbrechens gewesen war. Dort setzten sie ihn in das bereitstehende, lauwarme Bad.

„Unter dem grellen Scheine der Fackeln, in der lautlosen Stille der Nacht, öffnete der von uns mitgebrachte Chirurg mit Hilfe seiner haarscharfen Instrumente dem glücklichen Schläfer an

jedem der gefesselten Füße so schnell und gewandt, so sicher und behutsam eine der großen Adern, daß der Verurtheilte selbst noch dann einige Minuten ruhig weiter schlief und, heiter fortschnarchend, nicht im Geringsten zu fühlen schien, daß er sich langsam verblute. Erst nach Verlauf von zehn Minuten, nachdem das frische, [illegible]fenhaft herausſprudelnde Blut die lauen Wogen des Bades roth gefärbt, schlug er, urplötzlich wach und nüchtern geworden, die Augen auf und gewahrte, was mit ihm geschehen sei. Trotz der großen Schwäche, die sich in Folge des schon ziemlich beträchtlichen Blutverlustes des gebändigten Riesen bemächtigt hatte, versuchte er herauszuſpringen, als er — glücklicherweise schon zu spät! — sich überzeugte, daß er an Händen und Füßen gebunden war. Da begann er wie ein gereizter Löwe seine rothen Mähnen zu schütteln und unter lautem Gebrüll, das uns Allen einen panischen Schrecken in die Glieder jagte, mit Händen und Füßen so riesig zu wirthschaften an, daß wir alle Sechs zugleich über ihn herfielen, um ihn daran zu verhindern, die Stricke, die ihn gefesselt hielten, zu zerreißen. Als sein Blick auf das blutgeröthete Wasser fiel, brüllte er mit einer Kraft, die das Mark in meinen Gliedern erstarren machte:

-- Hölle und Teufel, ich verblute mich!

— Auf Befehl des Kaiſers, ſprach der Chirurg, war mir der Auftrag geworden, Euch die Fußadern zu öffnen.

— Und warum? brüllte der Sterbende.

— Um nach dem Willen des Geſetzes Euch für den dreifachen Mord zu beſtrafen, den Ihr in dieſem Zimmer hier an der Jüdin vollbracht, die Ihr geſchändet, erdolcht und zu jenem Fenſter hinausgeſchleudert habt.

— Der Vater läßt mitleidslos ſeinen Sohn ermorden? Er ſei verflucht auf alle Zeiten! ſchrie Don Cäſar und ſank ohnmächtig in ſein blutgerö-thetes Bad zuſammen und hauchte bald darauf unter leiſem Stöhnen den letzten Seufzer ſeines mordbefleckten Lebens aus. Er verſchied gegen ſechs Uhr Morgens.'

Rudolph, der bis dahin alle Kräfte ſeines eiſernen Willens aufgeboten hatte, um nicht der innern Aufregung zu erliegen, ſchleuderte den ruhig bis zu Ende geleſenen Bericht auf die Erde und ſank dann erſchöpft, wie vom Schlagfluße getroffen, auf den Fußboden hin.

Der Rabbi eilte ihm zu Hilfe. Der Kammerdiener rief die Aerzte herbei. Einer derſelben öffnete

ihm eine Ader. Es kam nur wenig dickes Blut. Der Kaiser ward zu Bett gebracht. Der trauernde Rabbi schlich nach Hause. Unterweges überfiel ihn eine schwere Ohnmacht. Er stürzte unter Gottes Himmel um. Mitleidige Christen trugen ihn in seine Wohnung heim. Die ärztliche Hilfe kam zu spät. Er starb unter dem Rufe:

— Bald werde ich mein Kind wiedersehen! — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch das tragische Ende Julius Cäsars ist kein Roman-Effect, sondern eine durch die Geschichte bestätigte Thatsache.

Itzt ist in Krumau selbst das Andenken des kaiserlichen Bastards völlig verschollen, doch heißt noch jetzt eine Zimmerreihe im ältesten Theile dieses Schlosses die ‚Juliusgemächer'. Der bereitwillige Castellan, der dem Fremden diese Zimmer zeigt, weiß zwar über den Ursprung dieser Benennung nichts anzugeben, zeigt aber in einem dieser Juliuszimmer, das später in eine Hauscapelle umgeschaffen ward, ein vermauertes Fenster, aus dem der letzte Rosenberg seine Geliebte gestürzt haben soll.

Neunzehntes Capitel.

Tod des Kaisers Rudolph.

Kaiser Rudolph überlebte nur wenige Wochen die Verurtheilung seines Sohnes.

Der Gram über den Verlust zweier Kronen, die sein eigener Bruder sich auf's Haupt setzen ließ, der Schmerz über den mehr und mehr schwindenden Glanz seiner frühern Macht und Herrlichkeit, das Gift der Reue, das ihn langsam verzehrte, ließen ihn von jener Krankheit, der er seit der Verurtheilung seines eigenen Sohnes anheimgefallen war, nicht wieder genesen. Der kalte Brand hatte in des Kaisers Körper todtbringend um sich gegriffen.

Gepflegt und getröstet von Gräfin Maria Magdalena, seiner letzten Freundin, die ihm treu geblieben, fühlte er am Sanct Fabianstage, Freitags am 20. Januar des Jahres 1612, das Nahen des Augenblickes, in welchem sein Herz still stehen sollte.

Stundenlang war er bereits stumm, wie sprachlos, gebadet in kaltem Schweiß auf den Seidenpolstern seines hohen, mit rothen Sammtvorhängen drappirten Himmelbettes gelegen, als plötzlich aus dem Zwinger herauf das Gebrüll eines Löwen so

schaurig und herzzerreißend ertönte, daß die Gräfin vor Schreck zusammenfuhr.

Rudolph erwachte aus seiner Apathie; er hatte das Gebrüll vernommen und die Stimme seines Lieblingslöwen erkannt. Nicht ohne einiger Anstrengung erhob er sich ein wenig und auf die Linke gestützt, legte er seine Rechte auf das Haupt der Gräfin, welche sich in demselben Augenblicke unwillkürlich niedergebeugt hatte, und sprach mit brechender Stimme:

— Das war mein Otakar! Er nimmt Abschied von mir. Du und mein Otakar, Ihr Beide habt es treu mit mir gemeint!

Matter und matter werdend, sank Rudolph in seine Kissen zurück. Die leisen, kaum vernehmbaren Worte: „Magdalena! — — Cäsar!“ entwanden sich seinen blassen, zuckenden Lippen und einen Augenblick später — die Uhr vom Dome Sanct Veit schlug eben die siebente Stunde — war Rudolph nicht mehr.

Die Gräfin Maria Magdalena drückte ihm die Augen zu.

— Du warst besser als Dein Ruf! sagte sie, beugte sich vor seinem Sterbelager auf die Kniee und betete für die Seele Dessen, der Anfangs das

verfehlte Ziel ihres ehrgeizigen Strebens gewesen war und an dessen Seele die ihrige dann mit unwandelbarer Treue hing.

In demselben Augenblick, in welchem Rudolph seine müden Augen für immer schloß, ertönte jenes Gebrüll aus dem Löwenzwinger von Neuem und noch fürchterlicher als vorher, verstummte aber wenige Secunden darauf: der treue Löwe Otakar verendete zur selben Stunde wie sein Herr, der Kaiser! — — — — — — — — — — — —

Die Gräfin erhob sich heftig schluchzend, drückte noch einen letzten Kuß auf die schlaff herabhängende kalte Hand Rudolphs, warf dann einen dichten Schleier über ihr Haupt und wankte aus dem Sterbezimmer, in welches nun auf ihren Wink die Kammerherren und Kammerdiener eintraten. Der erste Gang der Gräfin war aus der Königsburg in das anstoßende Nonnenkloster Sanct Georg. In die Brust ihrer Jugendfreundin, der gefürsteten Aebtissin dieses Stiftes, Sophie Albin von Helfenburg, schüttete sie die Last ihres Schmerzes und ihrer — Reue, mit weinenden Augen um ein Asyl in den stillen Mauern von Sanct Georg bittend. Es wurde ihr gewährt; die Gräfin nahm den Schleier und

erhielt von ihrer Freundin, der Aebtiſſin, den Kloſternamen Eva.

Des Kaiſers nächſte Umgebung hatte Rudolphs Todeskrankheit ſorgfältig verheimlicht. Wie ein Blitz traf daher die Bewohner Prags die Kunde von des Kaiſers plötzlichem Ende, welches der kaiſerliche Obriſt und Hatſchierencommandant Adam von Trautmannsdorf in den Straßen Prags durch Herolde laut verkünden ließ.

Von allen Thürmen Prags tönten Trauerglokken, der Stadtrath ließ Muſik und Tanz verbieten, und wer nur immer konnte, zog ſchwarze Gewänder an. Auf allen Thürmen und Söllern wurden Klagefahnen aufgeſteckt, die Kirchen wurden mit ſchwarzen Tüchern ausgeſchlagen, die Altarbilder verhängt und Trauergerüſte errichtet. Vom früheſten Morgen bis ſpät zu Nacht waren die Kirchen und Capellen voll von Betenden, welche den Allerbarmer für das Seelenheil ihres Kaiſers und Königs, deſſen ſchweren Verluſt ſie nun mit Einem Male tief fühlten, brünſtig anflehten.

Die Stände ließen am Morgen des nächſten Tages die ganze Verlaſſenſchaft Rudolphs, von der ein genaues Verzeichniß aufgenommen ward, verſiegeln und durch Wachen beſetzen. Der Schatzmeiſter und

mehrere Diener des Kaisers wurden, der Veruntreuung verdächtigt, bald nach dem Tode desselben verhaftet. Des Kaisers Nachlaß war in der That über alle Erwartung groß: Rudolph hieß nicht ohne Grund der deutsche Hermes Trismegistos; denn unter dem Nachlasse fanden sich außer einer aschgrauen Tinctur, die ihm im Vereine mit Michael Sendivoj und Anselm de Boodt anzufertigen geglückt sein soll, im kaiserlichen Schatze noch 60 Centner Silber und 84 Centner künstlich bereitetes Gold, in Ziegelsteinform gegossen, wie Mauersteine aufgeschlichtet, gewogen und mit Nummern versehen.

Rudolphs Körper ward geöffnet und einbalsamirt. Die Beisetzung der irdischen Hülle ward bis zur Ankunft seines brüderlichen Nachfolgers hinausgeschoben.

König Matthias langte auf die Nachricht vom Tode seines Bruders in Begleitung seiner erlauchten Gemahlin am 30. Januar in Prag an, und ward von den Ständen und der Bürgerschaft mit unbeschreiblichem Jubel empfangen.

Am 6. Februar ward Kaiser Rudolphs Leichenbegängniß gefeiert. Die kaiserliche Leiche war von dem getreuesten Anhänger Seiner Majestät, vom Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, und von

eilf Kammerherren getragen und vom Könige und von allen in Prag anwesenden Fürsten, dem Markgrafen von Ansbach und von Anhalt, dem Landgrafen von Leuchtenberg und allen Hof- und Militärchargen in die Metropolitankirche, in den Dom zu Sanct Veit begleitet und in der Gruft, welche Rudolph für die Könige von Böhmen hatte einrichten lassen, unter dem üblichen Ceremoniell beigesetzt, wo sie noch in einem prachtvollen zinnernen Sarkophage ruht.

Zwanzigstes Capitel.

Ein Brief aus Innsbruck.

Eva befand sich noch in Raudnic. Ihr liebster Trost, ihre reinste Freude, ihr höchstes Glück suchte und fand sie in der Tröstung Anderer, in der Linderung fremden Kummers, fremden Leides. Dafür aber ward sie abgöttisch geliebt. Ganz Raudnic verehrte in der Vorsteherin des Magdalenenstiftes, das weit und breit Hilfe aller Art ausspendete, die unermüdliche Wohlthäterin der Armen, die treue Pflegerin hilfloser Kranken, einen Engel wahrer Nächstenliebe.

Vier Monate nach dem Tode des Kaiſers Rudolph kehrte ſie nach der Vaterſtadt Prag zurück.

Am 20. Auguſt 1612 erhielt ſie folgenden Brief aus Innsbruck:

„Mein edles Fräulein!

Ihr werdet Euch wundern, von einer Frau, die Euch nur nach dem Namen ihres Mannes bekannt iſt, einen Brief zu erhalten. Nie hätte ich gewagt, den Namen meines Mannes in Euer Gedächtniß zurückzurufen, wäre es nicht Alexanders Wunſch geweſen, Euch von einem Ereigniß in Kenntniß zu ſetzen, das Euer edles Herz gewiß nicht minder tief als das Meinige betrüben wird.

Vor drei Tagen ſtarb mein heißgeliebter Mann. Sein Vaterland und die trauernde Kunſt verlieren in Alexander Colin einen der gefeiertſten Künſtler. Mehr noch als die ganze Welt verliert ſein ihn ewig betrauerndes Weib den beſten und zärtlichſten Gemahl, den Vater ihrer drei armen Kinder, die mit ihr weinend an ſeinem ſchmuckloſen Grabe ſtehen.

Geſtern Früh hat ihn der endloſe Zug ſeiner Freunde und Verehrer auf den Kirchhof ſeiner Adoptivvaterſtadt Innsbruck, wohin er von Mecheln zog und wo er ſeine ſchönſten Werke vollendete, begleitet und ſeine irdiſche Hülle dem Schooße der mütterlichen

Erde, die mit gleicher Liebe jedes ihrer Kinder empfängt, zurückgegeben.

Alexander ſtarb im Alter von vier und ſechzig Jahren, noch vor wenig Monaten rüſtig wie ein Mann in ſeiner beſten Kraft, zu früh für die Kunſt und ſein Weib und ſeine Kinder, die er mit gleicher Liebe und gleicher Begeiſterung bis an's Ende ſeines Lebens geliebt; zu ſpät für Jene, die ihn um ſein Talent und ſeine Jugendfriſche, welche nie gealtert, um ſein Glück und ſeinen Ruhm erfolglos beneidet haben.

Mein Mann hat Euch nie vergeſſen. Im höchſten Glücke wie im tiefſten Schmerze, die ſeine lange künſtleriſche Laufbahn, wie Fluth und Ebbe das Meer, bewegt haben, hat ihm Euer Name als Stern geleuchtet, deſſen mildes Licht ihn zur Schöpfung neuer Werke begeiſternd angeregt und mich zu aufrichtiger Bewunderung Eurer tugendhaften Entſagung erwärmt und entzündet hat. Ihr habt ihn durch Eure Klugheit, durch Eure Rechtlichkeit, durch den Muth der Entſagung von dem abirrenden Pfade ſinnlicher Leidenſchaft auf die Bahn heiliger Pflicht zurückgelenkt und ihn dem ſchönſten ſeiner Siege — dem Siege über ſich ſelbſt — entgegengeführt und Euch dadurch ſeine und auch meine ewige Dankbarkeit

erworben. Ihr waret seitdem seine schwesterliche Muse, sein ihn ermuthigender Schutzgeist gewesen.

Bis zur letzten Stunde seines Lebens hat er die längst verwelkte Rose aufbewahrt, die er bald nach Eurer Wiedergenesung — wie er mir oft erzählt, aus Eurer Hand empfing. Es war eine jener Blumen, die er während Eurer langen Krankheit allmorgendlich selbst gebracht, ohne daß Ihr Anfangs gewußt, von wem Ihr sie empfingt.

Ich glaubte einen stillen Wunsch seines Herzens zu errathen und gleichzeitig zu erfüllen dadurch, daß ich jene Rose ihm — als Zeichen meiner Verschwiegenheit — mit in seinen Sarg gab. Denn nie hat mein Mund das, was sein blutendes Herz mir gleich nach seiner Rückkehr von Prag großherzig anvertraut, irgend einem Andern verrathen, und er und ich haben die schwere Prüfung, die Gottes Fügung über ihn und Euch verhängt, als ein unverbrüchliches Geheimniß, wie eine in Perlenglanz aufgegangene Thräne in einem Kästchen aufbewahrt, zu dem nur wir Beide den Schlüssel besaßen.

Ich habe oft, sehr oft von Euch gesprochen, und wohl darf ich mir das Zeugniß geben, daß dieß stets ohne Groll, ohne Bitterkeit, ohne Neid geschehen

war; denn ich wußte, was er an Euch verloren und was Catharina an Euch gewonnen hat.

Als mein Gemahl vor vier Jahren den Tod Eures unglücklichen Vaters erfuhr, war er Euretwegen untröstlich, weil sein Gemüth, tiefer als das tausend anderer Menschen, die sich Künstler nennen, die ganze Größe Eures Verlustes, die ganze Last Eures Grames begriff.

Schon damals wollte ich Euch schreiben im Namen Alexanders, der Euern edlen Vater fast eben so sehr als seinen eigenen geliebt und verehrt hat. Ich unterließ es, um nicht von Neuem die kaum vernarbte Wunde Eures kindlichen Schmerzes aufzureißen.

Mein Mann aber rief aus seiner Erinnerung die darin tief eingeprägten Züge jenes edlen Todten vor sein geistiges Auge zurück, und formte mit Hilfe seines Gedächtnisses eine der schönsten Büsten, welche die schöpferische Meisterhand seines Kunstgenius zu unvergänglichem Leben hervorgerufen hat.

Diese Büste, die er außerordentlich ähnlich fand, werde ich Euch mit der nächsten Sendung, die vom Erzherzog Albrecht von Innsbruck nach Prag abgeht, überschicken, schon heute die Bitte voraussendend, daß es Euch gefallen möge, diese Büste als

ein Andenken an zwei Todte, die Euch theuer und werth gewesen sind, nicht zurückzuweisen.

Lebt wohl, mein liebes Fräulein. Wer von uns Beiden im Jenseits Ihn zuerst wiedersieht, wird ihm tausend Grüße von der Andern überbringen, die dort unten zurückgeblieben, ihn trotz Zeit und Trennung nicht vergessen hat.

Lebt wohl, Fräulein, lebt nochmals wohl!

Catharina Colin.'

— — — — — — — — — — — — — —

Nachdem Eva diesen Brief gelesen hatte, küßte sie ihn und ließ den Thränen der Erinnerung freien Lauf.

— Nichts auf Erden, sagte sie, wiegt den Schatz eines ewigen Bewußtseins auf. Ich habe jenen großen Alexander seiner Kunst geliebt und trotzdem mit Freudigkeit seinen Besitz derjenigen gegönnt, die ein altes, heiliges Recht darauf besaß. Ich brauche nicht vor ihr, nicht vor mir selber zu erröthen. Ich darf dem Todten eine Thräne reinen Mitgefühles weihen und mir sagen: Sein Name wird mir unvergeßlich bleiben! — — —

Dann nahm sie ein Kästchen von schwarzem Ebenholz, legte Catharinens Brief zu jenem Alexanders, zu dem Bilde ihrer Mutter, zu der silberweißen

Locke ihres Vaters, verſchloß dieſe vier Reliquien ihrer Liebe und ſagte:

— Dieß Käſtchen nehme ich mit in mein Grab!

Einundzwanzigſtes Capitel.

Das Ende des Doctors Jeſſenius.

Der Mann, der bis zur letzten Stunde ſeines Lebens Eva's väterlicher Freund und Rathgeber blieb, war Doctor Johannes Jeſſenius.

Auch er nahm ein trauriges Ende.

Jeſſenius hatte wie jener André Veſale, den er ſich zum Vorbilde ſeiner anatomiſchen Studien auserwählt, eine Xantippe zur Frau, die ihm jede freie Stunde, welche er fern vom Bette ſeiner Kranken verträumte, nach beſten Kräften zu vergällen verſtand.

Außerdem legte er ſich, verleitet durch ſeinen helliſehenden Blick, wie Veſale, von welchem der franzöſiſche Geſchichtsſchreiber De Thou erzählt, daß er Maximilian von Egmont, dem Grafen von Baren zu Geldern, den Tag und die Stunde ſeines Todes richtig vorhergeſagt, auf die myſtiſche Kunſt der

Weiſſagung. Auch darin ſchien Jeſſenius nicht minder glücklich, als ſein brüſſeler Vorbild; denn als Kaiſer Matthias ihn, bei ſeiner Rückkehr vom ungariſchen Landtage, wohin ihn die böhmiſchen Stände zur Verhandlung einiger Beſchwerden gegen Matthias abgeſendet hatten, zu Wien in's Gefängniß werfen ließ, ſchrieb der böhmiſche Hellſeher an die Mauer ſeines Kerkers:

I. M. M. M. M.

Befragt, was dieſe fünf Buchſtaben zu bedeuten hätten, gab er die Auslegung: Imperator Mathias Mense Martio Morietur.

Erzherzog Ferdinand, der Nachfolger des Kaiſers Matthias, parodirte jene fünf Buchſtaben, welche man ihm abgeſchrieben überreichte, indem er ſie ſo auslegte: Jessenii Mentiris, Mala Morte Morieris.

Und beide Prophezeihungen erfüllten ſich gegenſeitig. Rudolphs Nachfolger, Kaiſer Matthias, ſtarb wirklich im März-Monate des Jahres 1619, und zwei Jahre und wenige Monate darüber (am 20. Juni 1621) ward Jeſſenius auf Befehl ſeines prophetiſchen Gegners, Kaiſer Ferdinands II, auf dem altſtädter Ringe als Anhänger der proteſtantiſchen Ligue einem ſchimpflichen Tode überliefert. Er ſtarb an demſelben Tage mit Wenzel Budowec

von Budowa unter andern Häuptern des böhmischen Aufstandes auf einem und demselben Schaffot.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Eva's Tod.

Eva überlebte ihren Freund drei Jahre. Sie starb am 11. August 1624 im Alter von achtundvierzig Jahren im Rufe der Heiligkeit. Ihr ganzes mütterliches Vermögen hatte sie dem Magdalenen-Stifte in Raudnic und andern Wohlthätigkeits-Anstalten ihrer Vaterstadt Prag vermacht. Ihr ganzes Leben war eine ununterbrochene Kette unverdienter Leiden und harter Prüfungen gewesen, die sie mit der ganzen Duldung einer frommen Christin ertrug.

Ihr Gelübde hatte sie nicht vergessen. Das Kästchen nahm sie mit in ihr Grab.

Ihre irdische Hülle schläft in der Sanct Salvatorskirche des Prager Clementinums. Sie ruhe sanft!

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die Statue des Ilionäus.

Das, was nicht nur alle Personen unseres geschichtlichen Romanes, sondern auch alle Nachfolger

Rudolphs bis auf Kaiser Franz I. und Millionen ihrer Unterthanen überdauert hat, ist das Kunstwerk, welches vom Doctor Christoph Guarinonius bei seiner Anwesenheit in Rom für die Kunstkammer Kaiser Rudolphs angekauft worden war.

Im Mai des Jahres 1782 wurden die letzten Reste dieser Kunstkammer geräumt und an die Meistbietenden versteigert. Sie waren seit der letzten Belagerung Prags durch die Preußen (1757) in drei Kellergewölben der Burg aufeinander gehäuft und mit vieljährigem Staube bedeckt. Es lagen da bunt durcheinander polirte Steine, alte Waffen, verrostete Rüstungen, bronzene Götzenbilder, Schnitzwerke aus Holz und Elfenbein, antike Urnen, alte, künstliche Uhrwerke, ganze und zerbrochene Bildsäulen von Marmor und Alabaster. Unter Letztern befand sich die Statue des Niobiden Ilionäus, der vor länger als hundertfünfzig Jahren der Gegenstand der Bewunderung der Gräfin Maria Magdalena und aller Kunstfreunde gewesen war.

Am 4. Mai 1782 wurden in aller Eile christliche und jüdische Trödler herbeigerufen, um mit dem ‚Rumpelzeuge' aufzuräumen.

Zu diesem ‚Rumpelzeuge' gehörte auch die

Bildsäule des Ilionäus, welchem Hände und Füße abgeschlagen waren.

Niemand wollte irgend etwas darauf bieten.

Endlich erstand ein alter Trödler, Namens Zebrák, im Volke unter dem Spitznamen ‚Laudon' bekannt, weil er bei allen öffentlichen Versteigerungen auf gut laudonisch zuzuschlagen pflegte, das unschätzbare Kunstwerk um den fabelhaften Preis von 51 Kreuzern (wir wiederholen einundfünfzig Kreuzer)

Zebrák verhandelte den verstümmelten Marmorklotz um vier Gulden an den kleinseitner Steinmetzmeister Malinský.

Nach dem Tode desselben verkaufte Malinský's Witwe den prachtvollen Torso an den bekannten Anatom und Augenarzt Professor Barth in Wien, der durch einen prager Freund darauf aufmerksam gemacht worden war.

Von Barths Besitze ging er in andere Hände über. Endlich erstand König Ludwig von Baiern um eine ziemlich bedeutende Summe diesen Torso, der seitdem einer der ersten Schätze und eine der schönsten Zierden der neuen Glyptothek zu München ist.

Dieser ‚Marmorklotz' wird noch Manchen überleben.

Ende des vierten und letzten Bandes.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN